Das

Haus Teſſin

zur Zeit der

Alleinherrſchaft und der Freiheit.

Von

M. J. von Cruſenſtolpe,

Verfaſſer des Mohren oder das Haus Holſtein-Gottorp in Schweden; Carl Johann und die Schweden u. ſ. w.

Erſter Theil.

Aus dem Schwediſchen

von

K. L. Kannegießer.

Berlin, 1847.

Verlag von F. H. Morin.

P.o.rel. 1123 - /1

73 q

Nec domo dominus, sed domino domus honestanda est.

Cicero.

Nicht das Haus ſoll dem Herrn, ſondern der Herr dem Hauſe Ehre machen.

Staatsbibliothek München

Erſtes Kapitel.

Fleißig nippend aus goldenen, mit ſüßem Cyperweine gefüllten Bechern, ſaßen um einen runden, aus Nußbaumholz köſtlich gearbeiteten Tiſch, über welchem eine blaue Decke von der feinſten holländiſchen Leinwand ausgebreitet war, die drei Reichsräthe, die Brüder Johann und Georg Gyllenſtierna und Hermann Fleming, und unterhielten ſich lebhaft über die damaligen Zeitumſtände. Alle Drei brannten von Haß gegen die vormundſchaftliche Regierung, welche während der Minderjährigkeit Karls XI. das Reich verwaltete; am heftigſten jedoch glühte er in der Bruſt des Barons Johann Gyllenſtierna, der wegen ſeiner Rieſenſtärke, ſeiner verwegenen und tiefen Pläne, ſeiner brennenden Leidenſchaften, ſeiner halbwilden Sitten, und wegen der weitausgeſponnenen Netze ſeiner Argliſt allgemein bekannt war. Selbſt die Natur ſchien ihn zum Feind und Gegner des Grafen Magnus Gabriel de la Gardie, der Seele der vormundſchaftlichen Regierung, beſtimmt zu haben; denn während dieſer ſtets der Liebling und Anbeter des ſchönen Geſchlechts war, machte es ſich

Gyllenstierna zum Geschäft, den Frauen eine an Verachtung grenzende Kälte zu zeigen.

„In Wahrheit“ — nahm Georg Gyllenstierna das Wort — „eine eben so seltsame wie demüthigende Lage für uns Reichsräthe, von den Regierungsgeschäften beinahe ausgeschlossen zu sein, die unser noch unmündiger König, und das stets unmündige Volk . . .“

„Eine früh gereifte Frucht der verderblichen Aussaat eines wahnsinnigen Königs“ — fiel Johann Gyllenstierna ein; — „die Schöpfung von Grafen und Freiherrnwürden hat die gemeinsame Stärke des Adels durch die dadurch verursachte Spaltung geschwächt. Wir Barone sind dadurch insbesondere in eine falsche Stellung gerathen; denn der unbetitelte Adel hegt Mißtrauen gegen uns, während die Grafen sich mit ihrem eingebildeten Vorzuge brüsten. Aber was beweist der Grafenbrief anders als königliche Gunst? Das Rathsverzeichniß dagegen beweist Einfluß und Gewalt, das wahre und einzige adlige Vorzugsrecht. Keiner von des Königs jetzt regierenden Vormündern kann in dieser Hinsicht Ahnen aufweisen, die sich mit uns Gyllenstierna's vergleichen dürften. Von unserm Geschlecht haben schon neun im Rathe gesessen, von den Brahe's und de la Gardie's nur sieben, von den Bonde's sechs, von den Wrangel's vier. Von Lars Kagg brauche ich nicht zu sprechen; er ist der Erste, und wird wahrscheinlich auch der Letzte seines Hauses sein, der im Rathszimmer Platz gefunden hat.“

„Wenn Euer Verdruß billig ist, und ich Euch auch beistimme“ — brach Fleming aus, — „wie viel

tiefer muß ich mich aber gekränkt fühlen, der ich kraft letzten Willens des hochſeligen Königs zum Vormund ſeines Sohnes und zum Reichsſchatzmeiſter beſtimmt war, aber von den Ständen, auf Anſtiften der ränkeſchmiedenden Feinde, meiner beiden ehrenvollen Aemter beraubt und als Statthalter in eine entlegene Landſchaft verſetzt wurde!«

»Alles dies ſchreit nach Rache« — bemerkte Johann Gyllenſtierna. — »Und wer feige einen erlittenen Schimpf erträgt, verdient nichts Beſſeres als beſchimpft zu werden.«

»Wohl geſprochen!« — erwiederte Fleming — »aber Rache heiſcht Mittel, und bei der königlichen Vormünder großem eigenem Reichthum und bei der Macht, die ſie in Händen haben, ja bei der Verwandtſchaft zwiſchen de la Gardie und dem Könige, der der leibliche Brudersſohn der Gräfin, ſeiner Gemahlin, iſt, wird es ſchwer werden, ſolche Gegner zu bändigen.«

Unter gellendem Hohngelächter äußerte Johann Gyllenſtierna, daß er hinſichtlich des Reichthums, der Macht und der Verwandtſchaft Hülfe wiſſe. Er wolle dem jungen König, ſobald er mündig geworden wäre, ſein Geheimniß ins Ohr flüſtern, und da ſollten ſie die Wandelbarkeit einer Gewalt kennen lernen, die nicht in der Anhänglichkeit des Volks feſten Fuß gefaßt habe.«

»Grade in dieſem Punkte fürchte ich, daß Du Dich irrſt, lieber Bruder!« — wandte Georg Gyllenſtierna ſanftmüthig ein — »und deshalb ſcheint es mir am Klügſten, ſich die Rachegedanken aus dem Sinne zu

schlagen. Unsere Vormünder — — — ja, in Wahrheit unsere sowohl, wie des Königs und des Reiches — — — ergreifen ihre Maaßregeln, um das Wohlwollen des Bürgerstandes zu gewinnen, und scheinen darauf höhern Werth zu legen, als auf unsre, ihrer Mitbrüder, Freundschaft und Erkenntlichkeit. So haben sie mit einer bisher unerhörten Herablassung den Stadtbaumeister hier in Stockholm, den Rathsherrn Tessin, begünstigt und dessen siebzehnjährigem Sohne das Versprechen gegeben, dereinst der Amtsnachfolger seines Vaters zu werden, und ihm die Aussicht eröffnet, ihn sogar zum Hofbaumeister zu erheben.«

»Mit dem verhält es sich ganz eigen« — gab Johann Gyllenstierna zu verstehen — »obwohl ich überzeugt bin, daß die verächtliche Jagd nach Volksgunst und de la Gardie's Eitelkeit und kleinliche Gesinnung, als Beschützer der Wissenschaften und Künste sich ein Ansehen zu geben, dabei mitwirken mag. Aber Rathsherr Tessin ist ein Schooßkind des Hofes gewesen vom ersten Augenblick an, wo er den schwedischen Boden betrat. Königin Christina verschrieb ihn und ernannte ihn zu ihrem Baumeister, und bei allen Bauunternehmungen Karl Gustaf's auf Oeland und in Calmar war er dessen rechte Hand. Dies ist vielleicht die ursprüngliche Veranlassung zu der großen Gewogenheit, welche Karl Gustaf's Königin-Wittwe dem alten Tessin zeigt, dessen Sohn — derselbe Jüngling, von welchem jetzt die Rede ist — von der verwittweten Königin, Gustav Adolph's Gemahlin, über die Taufe

gehalten ward*). Jedenfalls sind selten Personen zu Staatsgeschäften tauglich, welche sich den Künsten und Wissenschaften mit Vorliebe widmen, und auf die Stütze, welche die Vormünder möglicherweise in den Tessins zu besitzen glauben, ist nicht viel zu bauen. Da fürchte ich weit mehr den Lindemann, oder Lindenschöld, wie er nunmehr heißt, den die vormundschaftliche Regierung hervorzog, und der, während er die Treppen bei Hofe auf und niederläuft und sich bei der verwittweten Königin mit Versen auf ihrem Geburts- und Namenstag, nebst Gedichten auf ihre Hündinnen einstellt, und Lieder und Ballets für die Hofdamen schreibt, es zu seinem eignen Hauptargument gemacht zu haben scheint, sich bei dem jungen König einzunisten.«

---

*) »Anno 1654 den 23. May, Abends zwischen acht und neun Uhr ist mein lieber Sohn Nicodemis Tessin in Nyköping in Schweden in diese Welt gebohren worden. Der liebe Gott verleihe ihm Gnade, daß er in christliche Tugenden und wahrer Gottselichkeit möge aufwachsen und erzogen werden. Seine Paten sein gewesen: Ihre Königl. Majestät die Königl. Frau Wittib, Ihrer Königl. Majestäts Hofmarschall, Herr Franz Horn; Herr Lars Larsson Sneckenfeldt. So auch des sehl. Herrns Paul Simons Wittib und meine liebe Frau Mutter Maria v. Velde.«

Wörtlich buchstäblich aus den deutsch geschriebenen Aufzeichnungen des Nicodemus Tessin, des Vaters. In den »Erinnerungen« des Sohnes findet sich die Bemerkung, daß er von der Königin Maria über die Taufe gehalten sei.

„Um so besser für uns und unsere Pläne, wenn ihm dies Vorhaben glückt,“ — brach Fleming mit Wärme aus — „denn Lindenschöld ist Einer von den Unsern, ein Zögling meines seligen Bruders Georg Fleming, ganz durchdrungen von den unserm Hause geziemenden Ansichten, und uns persönlich verbunden und ergeben. Sollte er sich das Ohr des Königs gewinnen können, so würde es uns leicht werden diesem alles nach unserm Belieben einflüstern zu lassen.“

„Herrlich! das läßt sich hören, und ich will den hoffnungsvollen Mann bei der Hand nehmen“ — äußerte Johann Gyllenstierna vergnügt, „und leerte dabei seinen Becher bis auf den Boden und fügte hinzu, indem er ihn über den Tisch gestülpt hielt — „ja, ich will die übermüthigen Grafen nicht loslassen, bis sie eben so baar und leer sind an Gütern und Einfluß, wie dieser Becher jetzt an Traubensaft.“

„Uebereile Dich nicht“ — warnte Georg Gyllenstierna — „die Rache ist süß; aber es lohnt nicht die Mühe, sein eigenes Wohl ihretwegen preiszugeben, und was geht uns eigentlich der Uebermuth der Grafen an, da wir jedenfalls Reichthum, Rang und Ansehen hinreichend besitzen, um unseren Ahnherren Ehre zu machen.“

Die unvermuthete Ankunft Ingeborg's, Hoffräuleins der Königin-Wittwe, einer Schwester der Brüder Gyllenstierna, unterbrach hier die Unterredung der drei Reichsräthe. Ihre Wangen waren hochroth, Thränen strömten aus ihren Augen, Schluchzen und Seufzer erstickten ihre Stimme.

Alle drei Reichsräthe ſprangen vom Tiſche auf und eilten dem Fräulein zu Hülfe, das, mit dem Taſchentuch vor den Augen, auf ein Sopha niederſank.

„Was fehlt Dir, geliebte Schweſter?“ — fragte Georg Gyllenſtierna mit zärtlicher Theilnahme — „biſt Du krank, oder iſt Dir ein Unglück begegnet?“

„Das größte von allen“ — ſchluchzte Ingeborg, — ich bin verunglimpft; unſer Name iſt beſchimpft.“

„Unſer Name beſchimpft!“ — rief Johann Gyllenſtierna, und aus ſeinen Augen flammte Zorn, indem ſeine rechte Hand ſich drohend erhob. — „Nenne den Unverſchämten, und ſprich, worin der Schimpf beſteht, und Du ſollſt gerächt, gräßlich gerächt werden, ſo wahr ich Johann Gyllenſtierna heiße.“

„Um mich rächen zu können, müßteſt Du Dich entweder zu tief beugen, oder Dich zu hoch ſtrecken“ — antwortete Fräulein Gyllenſtierna mit gebrochener Stimme — „denn Deine Rache müßte entweder ein ſechszehnjähriges Mädchen oder Ihre Majeſtät ſelbſt und Dero Excellenzen, ihre Mitvormünder, treffen.“

„Erkläre Dich deutlicher!“ bat Georg Gyllenſtierna.

„Ja, kurz und deutlich!“ brüllte Johann.

Sie berichtete:

„Des Reichsraths und Reichszeugmeiſters, des ſeligen Grafen Erich Stenbock's Tochter, Hedwig, iſt als Hofdame bei der Königin-Wittwe angeſtellt wor-

den. Gestern, als sie ihr Amt antrat, hatte auch ich den Dienst und das Recht des Vortritts vor den neuhinzugekommenen Jungfrauen, sowohl meines Lebens- wie meines Dienstalters wegen; aber mit einem Ton, als ob ihr Vater König gewesen wäre, erklärte Fräulein Stenbock, daß sie eine Grafen- und Reichsrathstochter sei, ich dagegen die Tochter bloß eines Barons, Admirals und Landhauptmanns, und meinte deswegen Anspruch auf den Vorrang vor mir zu haben.«

»Das hat ihr Jemand eingeblasen; ein junges Mädchen erfindet nicht aus eignem Vermögen und auf eigne Hand solche Unverschämtheiten,« bemerkte Fleming.

»Schließe Deinen Bericht, Ingeborg! Nachher wollen wir uns darüber äußern, was auf Veranlassung dessen zu erinnern ist,« rief Johann Gyllenstierna mit gebieterischem Ton und Blick.

Und Ingeborg fuhr fort:

»Alle meine Vorstellungen blieben unwirksam, und während wir so im besten Zwiegespräch waren, kam der verwittweten Königin Hofmeisterin, des Fräuleins Stenbock Stiefmutter und mischte sich in den Zwist — ja, wie einer heimlichen Uebereinkunft zufolge, fand sich auch gerade des Reichsadmirals gebieterische Gräfin ein, bei welcher das anspruchsvolle Mädchen erzogen wurde, und gab der Bruderstochter ihres Mannes nicht nur Recht, sondern übernahm es auch der Königin-Wittwe die Sache vorzutragen und sie um ihre Entscheidung zu bitten. Man kann sich leicht denken, wie die beiden Gräfinnen

Ihrer Majestät die Sache vortragen würden, und diese hat nun entschieden, daß Fräulein Stenbock den Vorrang vor mir haben soll.“

„In der Hölle, aber nicht bei Hofe!“ donnerte Johann Gyllenstierna, außer sich vor Raserei — „von nun an darfst Du nie wieder einen Schritt dahin thun, Ingeborg, so lieb es Dir ist, daß ich Dich als meine Schwester anerkenne.“

„Ja,“ fügte Georg Gyllenstierna mit tiefem Ernst hinzu — „um Deine Entlassung aus dem Dienst bei Hofe mußt Du heute noch einkommen. Es wäre ein Flecken auf dem Gyllenstiernschen Namen, wenn Du nach einer solchen Demüthigung die Aufwartung bei Ihrer Majestät fortsetztest.“

„Das war doch endlich das erste vernünftige Wort, das ich seit langer Zeit aus Deinem Munde gehört habe, lieber Georg!“ — ließ sich der aufbrausende und rachbegierige Bruder aus. — „Der Schimpf, der jetzt unserm Blute, unserm Namen zugefügt wurde, ist zu groß, als daß er vergessen oder verziehen werden könnte, und ich schwöre bei Himmel und Hölle ihn so zu rächen, daß die übermüthigen Grafen und ihre Abkömmlinge den Schmerz der Wunde fühlen sollen, so lange eine einzige Schlange von der Brut noch übrig ist.“

„Ich billige Euren edlen und gerechten Unmuth, aber sehe nicht ab, wie der Racheplan auszuführen sein wird“ — äußerte Fleming. — „Was die Gräfinnen thaten, hat ja die Königin-Wittwe genehmigt, und gegen das Königshaus etwas zu unternehmen, wäre Aufruhr.“

Johann Gyllenſtierna hohnlachte. „Nicht gegen, ſondern mit dem Willen des Königs denke ich Meuterei anzuſtiften,“ — äußerte er — „und ich hoffe, daß unſer junger Monarch bei dieſen Aufruhrplänen eifriger ſein wird als ich. Schicke mir Lindenſchöld, je eher je lieber. Er iſt eines von den Triebrädern, die in Bewegung geſetzt werden ſollen.“

Zweites Kapitel.

Die glänzenden Fäden, welche von dem Spinnwolken auf die Spule niederglitten zwiſchen den fleißigen mit breiten Goldringen geſchmückten Fingern der Rathsherrin Teſſin, ſtockten in ihrem Lauf, ſie ſchob das Spinnrad fort, ſtand auf, ging ans Fenſter, zog die Rollgardine in die Höhe und hauchte auf die beeiſte Fenſterſcheibe.

„Nicodemus,“ — ſagte ſie in übler Laune — „bleibt ſo lange, und ich fange in der That an unruhig zu werden. Gebe der Himmel, daß dem lieben Sohne nicht irgend ein Unglück zugeſtoßen iſt! Draußen iſt es ſchon ſo finſter wie in einem Sack; man kann auf der Straße keine Hand weit ſehen, und mit der Luſtbarkeit muß es ja längſt vorbei ſein.“

Ein Seufzer ſtahl ſich aus ihrer Bruſt; ſie kehrte auf ihren vorigen Platz zurück, und das ſchnurrende Spinnrad ward aufs Neue in Bewegung geſetzt.

„Beunruhige Dich nicht, Mariechen!“ — er-

mahnte sie ihr Eheherr, der mit Kreismessungen auf einer großen, vor ihm auf dem Tische ausgebreiteten Karte von Stockholm beschäftigt war. — „Nicodemus ist ein vorsichtiger und bedachtsamer Jüngling, der gern sowohl aus einer seinem Alter natürlichen Neugierde, wie aus einer dem von der hohen Obrigkeit ihm bestimmten Fache geziemenden Wißbegier sich vordrängt, wo es etwas zu schauen giebt. Obgleich er noch nicht volle neunzehn Jahre zählt, ist er schon in der Büchergelehrsamkeit und in andern nützlichen Uebungen zu Hause. Was sein Fach betrifft, da habe ich ihn selbst gründlich unterwiesen, und auch im Uebrigen nicht darauf gesehen, was seine Studien kosten. Es ist, Gott sei Dank, eine lohnende Aussaat geworden, und ich kann mich auch dereinst ruhig in mein Grab legen, denn die hohe Obrigkeit, welche unserm geringen Hause ihren allergnädigsten Schutz angedeihen läßt, seit der Zeit, daß Ihre Majestät die Königin Christina mich aus Pommern hierher berief, hat zu verstehen gegeben, daß, wenn Nicodemus sich mit Eifer und Geschick auf die Baukunst legt, er hoffen darf mein Nachfolger zu werden, als Hof- und Staatsbaumeister, wenn ich müde werden sollte oder meine alten Augen schließe.“

„Der Eltern Segen baut den Kindern Häuser“ — bemerkte die fromme Frau — „und unser Nicodemus ist unsere Augenweide und unser Herzblatt. Hübschere junge Männer giebt es nicht am königlichen Hofe, und seine Aufführung kann den vornehmsten adligen Junkern im Reich als Muster aufgestellt werden.“

„Danken wir Gott und dem Könige!“ — äußerte

der Rathsherr. — „Wenn wir auch keinem schwedischen Ritterhause angehören, so kannst Du doch glauben, daß manche von den Großen unbedeutendere Ahnherren haben als wir. Meine Vorfahren im vierten Gliede sind Rathsherren und Patrizier in Stralsund gewesen, und nicht erst seit gestern führen wir einen blauen Schild mit einer grünen Wiese unten, und darauf einen Hirsch in seiner natürlichen Farbe, der von der rechten Seite auf dem Wappen aus einem Walde herausgesprungen kommt, und oben einen offenen Turnierhelm, aus welchem ein halber Hirsch hervorragt. Du selbst, Mariechen,*) brauchst Dich Deiner Herkunft nicht zu schämen, denn Du zählst dänische Reichsräthe unter Deinen Vorfahren.“

„Das kann uns eben so gut schaden als nützen“ — erwiederte die Frau. — „Die übrigen Rathsherren sehen scheel auf Dich, gerade wegen Deines adligen Petschafts, und die adligen Gnaden ihrerseits wollen eine Bürgersfrau nicht als ihres Gleichen anerkennen. Wir sind so gewissermaßen von beiden Seiten Fremdlinge.“

„Und leben um so glücklicher im eigenen Hause und für uns selbst“ — fiel der Rathsherr lebhaft ein. — „Das Beste ist, daß die hohe Obrigkeit Allen ihre Gnade wiederfahren läßt, die sich deren verdient machen, mögen es Eingeborene oder Fremde, adligen oder geringeren Standes sein. Vor Gott und dem Könige

*) Sie hieß Maria Svahn, und starb 1710 oder 11, über neunzig Jahre alt.

ſind wir Alle gleich. Der liebe Gott erhalte uns auf lange Zeit ſeinen theuren Geſalbten!«

»Amen!« fügte die Frau hinzu, welche das Spinnrad aufs Neue anhielt und ihre Hände andächtig faltete.

In demſelben Augenblick öffnete ſich die Thür des Wohnzimmers, und der jüngere Nicodemus Teſſin trat ein. Er legte hurtig ſeinen Mantel bei der Thür ab und eilte zu ſeiner Mutter, die ihn in ihre Arme ſchloß, als er ſich niederbückte, um ihre Hand zu küſſen. Als er ſich dann zum Vater wandte, um ihn zu begrüßen, nickte dieſer freundlich und reichte ihm die Hand.

»Wie kommt es, daß Du ſo lange ausgeblieben biſt, Nicodemus?« — fragte der Rathsherr. — »Deine zärtliche Mutter fing ſchon an unruhig zu werden über Deine lange Abweſenheit.«

»Und doch bin ich geſprungen, ſo ſehr ich nur ſpringen konnte« — antwortete der Jüngling. — »Das Ringelrennen iſt erſt eben zu Ende. Es geſchah bei Licht in dem Reithauſe. Außer dem Hof und den Vornehmen, welche ihre angewieſenen Plätze hatten, um dem Ritterſpiel zuzuſchauen, war es jedem Andern nicht leicht, hineinzukommen, denn die Rennbahn war mit der königlichen Garde und einem Regiment geharniſchter Reiter beſetzt. Aber der Hofrath Lindenſchöld, der bisweilen meinen Vater zu beſuchen pflegt, ward mich gewahr, und erlaubte mir ihm zu folgen, und ihn mußte die Wache einlaſſen, da er ſich auf Sr. Majeſtät ausdrücklichen Befehl berief. Der Befehlshaber war dennoch einen Augenblick zweifelhaft; indem aber kam der Reichs-

rath Baron Johann Gyllenſtierna und brüllte mit ſeiner Donnerſtimme: „„Sie ſind unglücklich, Herr, wenn Sie nicht den hineinlaſſen, der in der unmittelbaren Gunſt des Königs ſteht!““ und gleich machten ſie uns Platz.“

„Der gnädige Herr Reichsrath!“ brach die Frau aus.

„Ach, habe keine Sorge! Er weiß, was er thut, liebes Mütterchen!“ — verſetzte der Rathsherr. „Beide Majeſtäten nehmen den Hofrath in ihren beſondern Schutz, weil er der Lehrer war des Halbbruders unſers gnädigen Königs, des natürlichen Sohnes der hochſeligen Majeſtät Carl Guſtav's, von der Tochter meines Amtsbruders, des Rathsherrn Claes Allert, und mit ihm in der Welt umherreiſte. Graf Carlsſon (wie er genannt wird) ſpricht wohl auch einmal ein Wort mit in der Reihe, und Se. Excellenz Johann Gyllenſtierna, der ein mächtiger ſchlauer Herr iſt, weiß wohl, was es werth iſt, ſolche Freunde im Rücken zu haben. Sehr gnädig, und eine große Ehre war es jedenfalls für Dich, lieber Nicodemus, auf ein ſo hochvornehmes Fürwort und bei einer ſolchen Gelegenheit hineinzuſchlüpfen, denn, auf mein Wort, Turniere und Jagden werden inskünftige der Weg zu manches Menſchen Glück. Unſer junger König liebt gerade dieſen Zeitvertreib mit Leidenſchaft. Der junge Herr Haſtfehr iſt nicht umſonſt ſein Günſtling geworden. Er hat es ſeinen Veranſtaltungen von prächtigen Karouſſellen ſehr zu danken, und Se. hohen Gnaden, Johann Gyllenſtierna, Schwedens Herkules, hat nichts ge-

gen Leibesübungen, in welchen er, zur Bewunderung Aller, ſeine ganze Stärke zeigen kann. Ich möchte den wohl von Angeſicht ſehen, der es ihm nachthäte, das ſchwere Reichsbanner in einem mehrſtündigen Zuge zu Pferde auf ſteifem Arm zu führen.“

„Nun berichte uns, was Du geſehen haſt, mein lieber Sohn!“ bat die Mutter, welche ſchon ſeit dem Eintritte des Sohnes in das Zimmer zu ſpinnen aufgehört hatte.

„Dies Ritterſpiel war das zierlichſte, das man ſich nur denken kann“ — nahm nun der Jüngling das Wort. — „Der König ſelbſt führte die erſte Schaar an in römiſcher Tracht, genannt der Ritter der Ehre, begleitet von den Rittern des „„Ruhms““. Die zweite Schaar, Türken, wurde von dem Reichsrath, Freiherrn Guſtav Baner, unter dem Namen des Ritters der Stärke, angeführt und begleitet von acht Rittern der „„Verwegenheit““. Die dritte Schaar, Polacken, wurde vom Reichsrath Bengt Oxenſtierna, dem Ritter der guten Hoffnung angeführt, in Begleitung von acht Rittern des „„guten Muths““. Die vierte Schaar, welche aus den übrigen europäiſchen Völkern beſtand, führte Se. Excellenz, Baron Chriſter Horn, Ritter der Einigkeit an, nebſt acht Rittern der „„Berathſchlagung““.

„Potz alle Welt, was muß das hübſch geweſen ſein, und was haſt Du da Vergnügen gehabt, dies alles zu ſehen, Nicodemchen!“ brach Frau Teſſin hierbei aus.

„Ich zweifle nicht“, — fiel der Rathsherr ein — „daß Du die Herrlichkeit nicht wie ein träger Tagedieb wirst betrachtet haben; denn deswegen hat Dich der Herr Hofrath und Se. Excellenz wahrlich nicht hineinschlüpfen laſſen, ſondern daß Du Dir die Zierrathen des Ortes und die Turntrachten ordentlich anſäheſt, was Dir inskünftige in dem von Dir gewählten Lebensberufe von Nutzen ſein kann.“

Und nun ließ ſich der Rathsherr in einem langen Zwiegeſpräch ein über die Baukunſt, und was dazu erforderlich ſei, um ſich einen Namen darin zu erwerben und es zur Vollkommenheit zu bringen.

Dieſe belehrende Unterredung war noch nicht beendigt, als der Rathsherr Teſſin einen Beſuch empfing von des Reichskanzlers, Grafen de la Gardie, Geheimſecretair, der im Namen „Sr. Hochgräflichen Excellenz“ ihn aufforderte, einen Entwurf zu einem Feſte zu machen, das der Graf dem jungen Könige, ſeiner Gemahlin Bruderſohn, zu geben beabſichtige, ſobald wie möglich einen Plan dafür zu erſinnen, und ſich damit bei dem Reichskanzler einzuſtellen.

Dieſer Auftrag gab dem Vater eine neue Veranlaſſung zu einer praktiſchen Unterweiſung ſeines Sohnes. Wohl wiſſend, daß es de la Gardie nicht auf die Koſten ankam, ſofern nur ſein Feſt ſtattlich und geſchmackvoll würde und des Königs Beifall erhielte, machte unſer Hofbaumeiſter einen Vorſchlag in großartigem Styl, wo Pracht und Abwechſelung wetteiferten, um Vergnügen zu gewähren, und der eben ſo ſehr dem zur

Ehre gereichte, der das Bankett gab, als dem, welchem es gegeben wurde. Die vier Thürme des de la Gardie'schen Pallastes sollten vom Boden bis zu den Wetterfahnen durch Lampen erleuchtet werden, deren Reihen von ungleichen Farben für jeden Thurm sich schlangenartig herumwänden. Anfangen sollte das Fest mit einem Karneval in dem herrlichen Park auf der Nordseite des Pallastes, sämmtliche Gäste mit Einlaßkarten versehen, und am Ende des Parks ein Tanzsaal angebracht werden, dessen Dach auf einer zur Grafenburg hinaufführenden Säulenreihe ruhte; hier und an mehreren anderen Stellen des Parks sollten Gerüste für Instrumentalmusik und überall in den Laubgängen Zelte mit Erfrischungen verschiedener Art sich vorfinden, und diese kleinen Plätze, wie überhaupt der ganze Park von gefärbten Lampen erleuchtet sein. Wenn schließlich die Gäste beim Schall der Feldmusik sich in den Pallast hinaufbegäben, um die Mahlzeit einzunehmen, sollte des Königs und seiner Mutter, der Regentin, Ankunft durch Trompetenstöße verkündigt werden, und in demselben Augenblicke, wo sie in das große Vorgemach, mit der Aussicht auf den Nordstrom, eintreten, eine feurige Taube aus dem Pallast fliegen und ein auf dem Strom angebrachtes Feuerwerk anzünden, und dies hauptsächlich aus zwei Tempeln bestehen, in deren einem Carl des Elften, in dem andern Hedwig Eleonora's Name unter königlichen Kronen und von angemessenen Sinnbildern umgeben, flammten.

Der Rathskanzler genehmigte nicht blos durchaus

des Rathsherrn und Hofbaumeisters Teſſin Vorſchlag und nahm ihn an, ſondern fand daran ſo großes Behagen, daß er verſprach, dem Vater Teſſin, ſowie deſſen Sohn Einlaßkarten zum Karneval zu ſchicken, damit letzterer, da er ſich dem Fache ſeines Vaters widme, früh bekannt werde mit den Anordnungen von Feſten in großartigem und durch Erfahrung bei dergleichen Veranlaſſungen erworbenen Geſchmack.

Drittes Kapitel.

Ganz Stockholm hatte sich in der Gegend der de la Gardie'schen Grafenburg zusammengedrängt, welche nebst ihrem weit ausgedehnten Parke in buntem Lampenschein schimmerte. Es war ein Fest, das Magnus Gabriel de la Gardie und seine Gemahlin Euphrosina Maria von der Pfalz ihrem Brudersohne, König Karl XI. und seiner Mutter, der Königin Hedwig Eleonora von Holstein-Gottorp gaben. Der Hof und der Adel vergnügte sich innerhalb; draußen schwärmte eine Unzahl von Zuschauern aus dem Volke. Der Kreis, welcher alle diese Pracht, alle diese Freude in sich schloß, hat die Erinnerung an drei Karle und an die drei Häuser Pfalz-Zweibrücken, Holstein-Gottorp und Bernadotte verknüpft; an Karl XI., der Pallast und Park in Beschlag nahm und sie dem gesetzlichen Eigenthümer raubte; an Karl XIII., dessen Name dem Platz gegeben wurde, wo der Park seine grünbelaubten Wipfel gewiegt hatte; und an Karl XIV., unter welchem der Pallast eine Beute der Flammen wurde,

und welcher dieſe doppelte Schutzwehr adliger Verſchwendung und königlicher Raubluſt der Erde gleichmachen ließ — eine Schutzwehr, welche gleichſam zur Strafe für die königliche Gewalt und Andern zur Warnung in Rauch aufging, gerade an dem Jahrestage von Karls XI. Geburt, am 24. November 1824.

Außer dem Könige, der verwittweten Königin und deren Gefolge, nebſt den fürſtlichen Wirthinnen waren Alle im Park maskirt. Die Jugend tanzte, die Aelteren luſtwandelten in Schaaren oder Paarweiſe, der König ſchien insbeſondere zufrieden mit den Anſtalten, und gab dies auf das Verbindlichſte ſeiner Baſe de la Gardie zu erkennen, der auch ihre Schwägerin, die Königin-Wittwe, Anerkennung und Aufmerkſamkeit zeigte.

Nach einem Gang durch den Park begab ſich Hedwig Eleonora mit ihrem Gefolge in das reich erleuchtete Luſthaus — das in ſpäteren Zeiten zum General-Landvermeſſungs-Comptoir umgeſchaffen wurde — von welchem ſie das bunte Gewimmel und den prächtig erleuchteten Park in Augenſchein nahm, und Erfriſchungen genoß, welche den übrigen Gäſten in den Zelten des Parks dargeboten wurden. Erſt kurz bevor die ganze Geſellſchaft ſich in den Pallaſt hinaufbegeben ſollte, um ein Feuerwerk anzuſehen und eine Mahlzeit einzunehmen, verließ der König den Park und geſellte ſich zu dem Kreis ſeiner hohen Mutter im Luſthauſe.

In der ungeheuren Verſammlung befanden ſich zwei Masken, welche, gleichſam einer ſtillſchweigenden Uebereinkunft zufolge, keinen Augenblick den jungen Monarchen aus den Augen ließen; er ſchien wechſelsweis ſich

ihnen vertraulich mitzutheilen, doch niemals Beiden zugleich, was bei Beiden gegenseitige Mißgunst und das Bemühen erweckte, einander auszuforschen. Da natürlicherweise die Blicke Aller auf den König gerichtet waren, wurde die Beharrlichkeit der beiden Masken und das Vergnügen, das er in der Unterhaltung mit ihnen zu finden schien, der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit und Vermuthungen. De la Gardie selbst nahm diese in die Augen springende Vertraulichkeit insbesondere übel, da er sich ausschließend berechtigt glaubte, an diesem Abend Zeichen hoher Zufriedenheit zu empfangen, in seiner Eigenschaft nicht minder als Wirth, als auch als naher Anverwandter des Königs und als Mitglied der vormundschaftlichen Regierung. Da er sich einbildete, daß die Masken möglicherweise den König verleitet hätten, sich in der Person zu irren, näherte er sich mit entblößtem Gesicht; aber Karl fuhr nichts desto weniger fort, bald mit der einen, bald mit der andern der geheimnißvollen Masken zu scherzen und zu flüstern.

Wenigstens — dachte de la Gardie — werde ich entdecken, wer sie sind, wenn der König zu seiner Mutter in das Lusthaus geht; denn dort darf doch kein Unbekannter sich einschleichen, und zum Hofkreise gehören sie bestimmt, da der König sie kennt und mit seiner Gunst beehrt.

Aber selbst diese Berechnung schlug fehl. Die beiden Masken waren eifriger Einer den Andern zu erforschen, als im Hofkreise zu erscheinen, und zogen die frische Luft der Laubgänge dem Dunste des zierlichen Lusthauses vor. Sie wandelten lange in einigem Ab-

ſtande von einander, indem ſie jedoch mit geſpannter Aufmerkſamkeit ſich auf Tritten und Schritten beobachteten. Der Eine von ungewöhnlicher Rieſengröße nahm Platz auf einer Bank in der Mitte vor dem rauſchenden Springbrunnen, deſſen Kryſtalle ſich gegen den Lichtſchein in allen Farben des Regenbogens brachen, gerade auf der Stelle, wo der Stammvater des fünften erblichen Regentenhauſes in Schweden nachher die letzte von den vier Bildſäulen aufſtellen ließ, als ein dauerndes Zeichen ſeiner Dankbarkeit für den vergönnten väterlichen Namen, und für den ihm zum Throne gebahnten Weg. Kaum hatte beſagte Maske ſich geſetzt, als die andere ſich auf dieſelbe Bank niederließ. Nachdem ſie ſich einige Minuten ſtillſchweigend von Kopf zu Fuß gemeſſen hatten, brach die erſtere das Stillſchweigen mit den Worten: „Sie ſind ſehr beharrlich, Maske, ich habe den ganzen Abend es mit meinen eigenen Augen wahrgenommen; und wenn das Wort des Herrſchers Sie nicht zurückgewieſen hat, ſo haben Sie dies gewiß dem hohen Edelmuth zu danken, welcher Gnade für Recht ergehen läßt.“

„Ich meinerſeits habe hinſichtlich Ihrer dieſelbe Bemerkung gemacht“ — erwiederte die kleinere Maske — „ohne daraus denſelben Schluß zu ziehen. Ich bin überzeugt, daß die hohe Perſon, der Sie den ganzen Abend ſo eifrig die Aufwartung machten, Sie nicht mit ihrer Unterredung beehrt haben würde, wenn Sie dieſer Ehre nicht würdig wären.“

„Ha, ha, ha!“ — hohnlachte der Andere. — Sie ſind an die Hofſprache gewöhnt, merke ich. Sie wür-

den vor Eitelkeit platzen, wenn ein königlicher Stiefel sich niederließe, um Ihnen auf den Scheitel zu stampfen, welchen Sie pflichtschuldigst beugen würden, um ihn zum Fußschemel darzubieten.“

„Sie irren, stolze Maske!“ — versetzte der Kleinere — „ich bin nicht geboren für die zweideutige Auszeichnung, bei Hofe aufzuwarten, und wenn ich gleich freudig Leben und Blut für das Wohl meines Königs aufzuopfern bereit bin, so geschieht es nicht vermöge eines gewählten Lebensberufes, der Brot und Glanz verleiht, sondern weil Karl XI., der mehr auf den Kern als auf die Schale sieht, wohl weiß, daß, weshalb und wie ich ihn verehre.“

„Ich muß wissen, wer Sie sind, ich lasse Sie nicht eher los“ — brüllte die riesige Gestalt, stürmte von der Bank auf, sprang vor und zog Jenem die Maske ab. — „Ah, tausend Teufel, sind Sie es, Herr Hofrath? Mit Ihnen hätte ich auf meine ritterliche Ehre nicht geglaubt zusammen zu treffen bei einem Bankett des Reichskanzlers .... Aber da ich mich im Besitz Ihres Geheimnisses gesetzt habe, ist es billig, daß auch Sie erfahren, mit wem Sie zu thun haben.“

Mit diesen Worten nahm der Reichsrath Johann Gyllenstierna die Maske vom Gesicht.

Der Hofrath Lindenschöld verschluckte bei dieser Entdeckung seinen Verdruß über die ihm bewiesene Grobheit, und bemerkte mit Selbstbeherrschung und erkünstelter Sanftmuth, daß er in der That auf die Weise, welche Se. Excellenz anzudeuten beliebte, nicht hoch in Gunst stehe bei Sr. Hochgräflichen Excellenz, dem Herrn

Reichskanzler, der wahrscheinlich deshalb ihn, den Baron, zu Gast zu bitten geruht habe, während er sich schmeichle in den Ruf eines der unterthänigsten und ergebensten Diener Sr. Majestät zu stehen, was ihm ohne irgend ein anderes Verdienst und Würdigkeit die hohe Zufriedenheit Sr. Majestät erworben habe.“

„Erdreistete ich mich irgend eine Vermuthung zu wagen in Hinsicht auf Euer Excellenz eigene Absichten“ — fügte Lindenschöld mit listigem Lächeln hinzu — „so dürfte mehr die Ergebenheit für den hohen Gast, welchem dieses glänzende Fest gegeben wird, als Zuneigung für den Wirth Euer Excellenz bestimmt haben, mit Ihrer Gegenwart den Glanz des Festes, um nicht zu sagen den Triumph des Gebers, zu vermehren.“

„Angreifen und regieren! Sie treffen den Nagel auf den Kopf, mein lieber Herr Hofrath!“ — antwortete Gyllenstierna, — „ja, nur um unsern geliebten König anzutreffen, habe ich mich gleich Ihnen hier eingestellt. Aus dem Bankett mache ich mir ganz und gar nichts. Es paßt mehr für Weiber als für Männer; um Sr. Majestät ein Vergnügen zu machen, eignete sich ein Turnier besser. Se. Majestät lauschte mit Zufriedenheit auf das, was ich kurz zuvor in dieser Hinsicht vorschlug, und nächstens werden wir ein neues Ringelrennen haben, das der König selbst veranstaltet. Ich machte mich verbindlich, das Banner auf steifem Arm zu führen, und Se. Majestät verspricht sich besonderes Vergnügen von den Beweisen, die ich außerdem von meiner Leibesstärke abzulegen denke.“

„Gleich wie Allerhöchstderselbe von Euer Excellenz

Geistesstärke vermuthlich die hauptsächliche Stütze für die Ausführung Seiner landesväterlichen Absichten erwartet" — bemerkte der schlaue Lindenschöld.

„Was dies betrifft, mein lieber Hofrath!" — fiel Gyllenstierna hierbei ein — „habe ich Verschiedenes Ihnen mitzutheilen, wozu hier nicht der Ort ist. Sofern der Schlaf nach dem Dunste des Banketts Ihnen nicht die Augen morgen früh um sieben Uhr noch verschließt, können Sie darüber um diese Zeit nähere Auskunft erhalten."

„Euer Excellenz beliebt es Ihren treuen Diener auf die Probe zu stellen" — gab Lindenschöld etwas beleidigt, aber mit Fassung, zur Antwort. — Wenn es des Königs, meines allergnädigsten Herrn Vortheil, und meines Gönners Vertrauen gilt, pflege ich nicht die Zeit zu verschlafen."

„Und sollte es nicht Sr. Majestät zum Gewinn gereichen, wenn man es so einrichtete, daß in Zukunft kein vermessener Graf in Versuchung geführt würde, königliche Bankette zu geben, bei welchen des Königs Diener Gefahr laufen sich zu berauschen?" fragte Gyllenstierna mit spöttischem Hohnlachen.

„Ohne Zweifel" — antwortete Lindenschöld, indem seine lauernden Blicke Gyllenstierna's innerste Gedanken schienen erspähen zu wollen. — „Aber wenn ich übrigens richtig die Tiefe von Ihrer Excellenz Meinung zu fassen wage, so möchte es vergebens sein, jener fürstlichen Lebensweise Schranken zu setzen, so lange die fürstlichen Einkünfte es erlauben, sie zu übersteigen oder umzustürzen."

„Getroffen!“ — brach Gyllenſtierna triumphirend aus. „Eben dieſen Mitteln ſelbſt zur Verſchwendung und Ueppigkeit ſollen Schranken geſetzt werden; aber ſtille für jetzt, und mehr davon morgen früh. Was Sie in des Königs linkes Ohr flüſtern, werde ich ihm in das rechte einblaſen, und früher oder ſpäter werden wir das Ziel erreichen, ſofern nicht der Teufel Alles mit einander holt, ſo wahr ich Johann Gyllenſtierna heiße.“

„Euer Excellenz denken mit dem großen römiſchen Dichter: Gutta cavat lapidem, non vi sed saepe cadendo;“ äußerte Lindenſchöld.

„Auf gewiſſe Weiſe ja; aber nicht durchaus“ — wandte Gyllenſtierna ein — „denn Beharrlichkeit vereint mit Kraftäußerung, oder ohne Umſchweif, den ich haſſe: Liſt und Gewalt wechſelsweiſe mit planmäßiger Anwendung führen am ſicherſten zum Ziele . . . Aber wir müſſen jetzt abbrechen und bis zur beſtimmten Zeit die Fortſetzung unſerer Berathung aufſchieben. Dort kommen die Majeſtäten, welche ſich vom Luſthauſe zum Pallaſte begeben, wo die Mahlzeit angerichtet iſt. Sie ſchließen ſich natürlicherweiſe dem Zuge an, und ich eile ſofort nach Hauſe. Mein Wagen wartet an der Hinterpforte des Parks. Leben Sie wohl, Herr Hofrath, und ſeien Sie mir morgen früh willkommen!“

Bei dieſen Worten ſtand der Reichsrath Gyllenſtierna von der Bank auf, reichte dem Hofrath Lindenſchöld die Hand, und verſchwand hurtig in den Laubgängen. Der Letztere eilte nach dem Luſthauſe und

ſchloß ſich denen an, welche den königlichen Perſonen folgten.

Der Zug geſchah zu Fuß und in großer Ceremonie. Zuerſt ging die Königin-Wittwe, welche dem Wirthe, dem Reichsrathe Magnus Gabriel de la Gardie, den Arm gab. Deren Schleppe trug das Kammerfräulein Hedwig Stenbock. Darauf folgte der König, welcher die Wirthin, die Pfalzgräfin Euphroſina de la Gardie führte. Zunächſt nach ihnen kam die Mutter des Wirthes, die Wittwe des Feldherrn de la Gardie, die in ihrer Jugend wegen ihrer Schönheit, und noch mehr wegen ihres romantiſchen Liebesverhältniſſes mit dem Heldenkönige Guſtav Adolf II. berühmte Ebba Brahe, geführt von dem Pfalzgrafen Adolf Johann, während deſſen Gemahlin, die geborene Gräfin Brahe, von ihrem Vetter, dem Reichsdroſt deſſelben Namens, geführt wurde. Des Reichsrathes, Grafen Bengt Oxenſtierna's Gemahlin, Magdalena Stenbock, die Schweſter des Kammerfräuleins Hedwig, ging zur Seite ihres Vetters, des Reichmarſchalls Grafen Johann Gabriel Stenbock. Deren Gemahl, welcher in anderer Beziehung dem Namen eines Staatsrathes Glanz verlieh, aber klein von Wuchs, unanſehnlich von Körper und in Geſellſchaft wortkarg war, folgte ſodann in der Ordnung, indem er die Gemahlin des ſtolzen Feldherrn und königlichen Vormunds Wrangel begleitete u. ſ. w.

Sowie der Zug ſich in Bewegung ſetzte, wurde ein Zeichen gegeben, daß alle Masken abgenommen werden ſollten, und von dieſem Augenblick an zeigte ſich Nie-

mand maskirt, weder in dem Zuge noch unter den Zuschauern.

Ungefähr mitten im Parke strauchelte Fräulein Stenbock an einer aus der Erde hervorragenden Baumwurzel, und erhielt sich zwar aufrecht ohne zu fallen, aber verlor bei dem Schwanken einen ausgesuchten Strauß von seltenen Blumen, welchen sie neben der königlichen Schleppe in der Hand hielt. Sie sandte einen Blick des Verlangens nach ihrem schönen Blumenstrauße, welchen die Ehrerbietung vor der Königin-Wittwe vor ihr und dem Könige zunächst hinter ihr, das Fräulein aufzuheben hinderte, da sie zu diesem Zweck nothwendig den Zug aufhalten und ein Paar Schritte zur Seite treten mußte. Aber ein Jüngling, der ihren Gedanken in ihren Augen las, stürzte aus dem Haufen hervor, nahm den Blumenstrauß auf, überreichte mit einem Eifer, als hätte es gegolten einem Monarchen die Krone zu retten, seinen Fund der schönen Eigenthümerin, und zog sich in die Schaar zurück eben so eilig, wie er aus derselben hervorgekommen war.

In dem Zuge war es nur das Kammerfräulein Stenbock selbst, und der König hinter ihr, der diesen Vorfall bemerkt hatte. Eine gewisse Ueberraschung malte sich im Gesicht Beider, welche bald sich in ein Lächeln auflöste, jedoch von ganz verschiedenem Ausdruck: bei dem Fräulein war es Erkenntlichkeit und Beifall für den wackern, wiewohl ihr unbekannten Jüngling, der ihr einen so artigen Dienst geleistet hatte; bei dem Monarchen war es dagegen ein schalkhafter Spott über die Huldigung, welche diese Artigkeit in sich schloß. Der Zug

ſetzte inzwiſchen ohne Störung ſeine Wanderung bis zum Pallaſte fort, wo das Feuerwerk und ein prächtiges Gaſtmahl die hohen und zahlreichen Gäſte erwartete.

Die Anzahl derſelben im Pallaſt war jedoch beſchränkter als die im Park. Zu dem Bankett an erſterem Orte hatte der Reichskanzler den gewöhnlichen Kreis ſeiner Bekannten eingeladen: aber den Eintritt in den Park erlaubte er auch Anderen, um die glänzenden Anſtalten in Augenſchein zu nehmen und das bunte Gewimmel des Carnevals zu vermehren. Zu den Gäſten der letzteren Klaſſe gehörte der Rathsherr Teſſin und ſein Sohn. Sie blieben deswegen im Park zurück, als die Vornehmen nach dem Pallaſt zogen, und als dieſe den Blicken der Zurückgebliebenen entſchwunden waren, verfügten ſie ſich allmälig ein Jeder nach Hauſe. Der alte Teſſin dagegen gab ſeinem Sohne einen Wink, ihm in eine Laube zu folgen, wo er mit väterlichem Ernſt ihm ſeine vorſchnelle, unbedachtſame nnd unpaſſende Aufführung vorhielt, ſich zu einer Hofdame vorzudrängen, und noch dazu zwiſchen die königlichen Perſonen ſelbſt. „Sahest Du nicht“ — fügte der Vater hinzu im Eifer ſeiner Ermahnung — „wie ſie ſich aufhielt über Deine Ungeſchliffenheit, und wie Se. Majeſtät ſelbſt Dich mit Mißbehagen betrachtete? Ich wäre für immer unglücklich, wenn es zur Kenntniß meiner hohen Oberen käme, daß der Vermeſſene mein Sohn war; es würde mir auf Rechnung mangelhafter Erziehung geſchrieben werden, und Du würdeſt Dir hier zu Lande auf ein gutes Fortkommen nie Hoffnung machen können.“

Nicodemus, der Jüngere, wollte die Vorlesung seines Vaters nicht verstehen, oder vielmehr er gab wenig Acht darauf; denn die Einbildungskraft des Jünglings war ausschließend beschäftigt mit des, ihm freilich dem Namen nach noch unbekannten Fräuleins Gazellenaugen, Rosenfarbe, Purpurlippen und seidenem Haar. Das Einzige, worauf er in den Behauptungen des Vaters Acht gab, war, daß das schöne Fräulein gelacht haben sollte, als er den Blumenstrauß aufnahm und ihn ihr überreichte. Auch er hatte ihr Lächeln wahrgenommen, und es stand mit Flammenschrift in seinem Gedächtniß und Herzen eingegraben, aber es fand sich derselbe Unterschied zwischen diesem und einem Hohnlachen, wie leider zwischen ihrem Stande, die so himmlisch lächelte und dem seinigen, da er es nicht einmal zu hoffen wagte, noch einmal die Liebe auf den reizenden gefärbten schwellenden Lippen thronen zu sehen.

Auf der andern Seite des Stromes nahmen Vater und Sohn das Feuerwerk in Augenschein, nach dessen Beschluß sie in ziemlicher Verstimmung, obgleich aus verschiedenen Ursachen, sich nach Hause begaben.

Viertes Kapitel.

Je mehr die vormundſchaftliche Regierung für Karl XI. ihrem Schluſſe nahte, deſto eifriger wurden Alle, welche nach Einfluß ſtrebten, ſich bei dem jungen Könige einzuſchmeicheln. Von den ſchon Machthabenden war es hauptſächlich der Reichskanzler de la Gardie, welcher das Aeußerſte anwandte, um den Vortritt zu gewinnen; denn der Reichsdroſt Pehr Brahe ſah ſeine Stellung, ſeine lange Erfahrenheit in Staatsämtern, ſeine geleiſteten Dienſte, den Glanz ſeines Geſchlechts und ſeine Landbeſitzungen für einen hinreichenden Schutz an, ohne um die perſönliche Gunſt buhlen zu dürfen. Der Reichsmarſchall Wrangel und der Reichsadmiral Guſtav Stenbock verließen ſich auf ihre glänzenden Thaten, auf ihren Reichthum und auf ihre Familienverbindungen. Sie wußten ſich mit einem Wort ſicher auf ihren Plätzen und hielten es weder für nöthig, noch würden ſie in irgend einem Falle ſich erniedrigt haben,

demüthigende Schritte zu thun, um das Staatsruder in Händen zu behalten. In der Hand des Reichsschatzmeisters hatte es stets wegen des häufigen Wechsels geschwankt, welche den auf dieser hohen Stelle sich befindenden Beamten hinderte mit seinen Amtsgenossen an Macht zu wetteifern. Gleich nach Karls X. Tode bemächtigte sich ihrer Herrmann Fleming, indem dieser in dem königlichen Testamente sowohl zum Schatzmeister als zu einem der Vormünder des jungen Königs ernannt war. Gustav Bonde und Seved Baat wurden einer nach dem andern durch den Tod entrückt, ehe der König seine Volljährigkeit erreichte, und nur wenige Wochen vor diesem Zeitpunkt wurde der Schatzkammerschlüssel dem Steen Bjelke anvertraut.

Indessen wurde gegen die mächtigen Vormünder und deren vornehme Geschlechter eine Mine angelegt, die darauf berechnet war, deren Ansehen, Reichthum und Macht zu sprengen, obgleich die vernichtende Gewalt derselben sich weit über die Berechnung erstreckte, und den Wohlstand von mehreren der Stifter selbst unter ihren Ruinen begrub. Der Plan wurde in einer Camarilla außerhalb des Senats gefaßt; Mißgunst und Rachbegierde waren die Triebfedern, unumschränkte Gewalt der Hebel, das Vaterland der Vorwand, die Volksstimme das Siegel, der König das Werkzeug, und Johann Gyllenstierna nebst Erich Lindenschöld (späterhin Lindschöld) die hauptsächlich leitenden Kräfte.

In Gyllenstierna's von wilden Leidenschaften gährender Brust brannte ein unauslöschlicher Haß gegen Karls XI. Vormünder. Er hatte einen doppelten

Familienschimpf an ihnen zu rächen, seines mütterlichen Oheims, des Reichsraths Bengt Skytte's entwürdigende Verbannung aus dem Rath, und seiner Schwester, des Kammerfräuleins Ingeborg Gyllenstierna, dem Leser bereits bekannter Unfall.

Von Grund der Seele haßte er die königliche Gewalt und deren Willkür, und bei weitem mehr als vielleicht irgend ein Anderer; auch war es sein innerlichster Gedanke, der Tyrannei die Flügel zu beschneiden, sobald diese ihm behülflich gewesen sein würde, seine Feinde zu stürzen und zu zermalmen, ja er schmeichelte seiner Einbildung mit der tückischen Hoffnung, am Ende den Tyrannen vernichten zu können, den er selbst schüfe, nachdem dieser ihm zum Werkzeuge gedient hätte, seine Rache zu kühlen. Aber bis dahin bedurfte er des Königs, schmeichelte ihm, nistete sich bei ihm ein, ward ihm unentbehrlich im gesellschaftlichen Umgang, in Staatsgeschäften und auf dem Kriegsschauplatze. Er war es, durch welchen Karl dachte und handelte, und wenn der Monarch mit mehr und mehr gesteigerter Lust des listigen Rathgebers kitzelnden Darstellungen zuhörte, von der göttlichen Hoheit der Majestät, von dem Nutzen der uneingeschränkten Alleinherrschaft desselben für den Staat, von dem Eingriff des hohen nach Einfluß strebenden Adels in die königlichen Rechte und von dessen Besitznahme der allgemeinen Mittel, über welche zu verfügen dem Monarchen ausschließend zukäme: hohnlachte Gyllenstierna in seinem Innern über den blinden Eifer, womit Karl sich zu dem großen Opferfeste rüstete, dessen letztes Opfer gerade er selbst auserkoren war zu

werden .... und es ward. Die Alleinherrſchaft, berechnet mit ihm unterzugehen, ächzte im ſchmerzlichen Todeskampfe noch zwanzig lange Jahre, nachdem er vom Schauplatz abgetreten war, aber fiel — und mußte fallen — indem ſie das Vaterland ſelbſt mit ſich in den Abgrund hinabriß, zu deſſen vorgeblichem Wohle ein ſeltſamer Staatsvertrag die Tyrannei geſtiftet hatte.

Eine Einziehung der zerſtreuten Krongüter war ſtaatsklug, ja ſogar nothwendig. Früherer Regenten oft unbedachtſame Freigebigkeit und Chriſtina's launenhaft leichtſinnige Verſchwendung hatten eine Nachrechnung nöthig gemacht. Der Beſchluß derſelben war älter als Karl XI. Aber ſeitdem Haß und Mißgunſt und niedere Abſichten aller Art an die Ausführung die Hand legten, fragte man nicht nach dem Staatsnutzen, dem Recht und der Billigkeit. Man machte keinen Unterſchied zwiſchen Verleihungen, mit welchen Verdienſte um den Staat belohnt waren — denn daß z. B. der Arm, welche Siege erkämpft hatte, die die Krone mit neuen Landestheilen bereicherten, ein Recht hatte zu Beſitzungen, welche dem Eroberer als Vergeltung zuerkannt waren, läßt ſich nicht bezweifeln; auch daß es ein Blutpfennig war, welcher von denen eingetrieben wurde, deren Blut für die Vergrößerung oder für die Vertheidigung des Vaterlandes gefloſſen war — und zwiſchen den Geſchenken einer elenden Hofgunſt. Man blieb nicht dabei ſtehen, ſich der der Krone abhänden gekommenen Beſitzungen wieder zu bemächtigen, man erpreßte auch Zinſen für die ganze Zeit, wo ſie ſich in den Händen von Privatperſonen befunden hatten, verlangte ſie von

den Erben längst verstorbener Inhaber, und raubte ihren Nachkommen allmälig deren sämmtliche Einkünfte unter dem Vorwande, daß sie ersetzen müßten, was ihre Vorväter, als Ertrag der innegehabten Krongüter genossen hätten.

Gyllenstierna lachte vor Schadenfreude und Rachelust, als er schon im Voraus seiner Einbildung schmeichelte, mit allen den Demüthigungen und Leiden, wodurch seine Feinde, deren Kinder und Kindeskinder, den Schimpf würden entgelten müssen, welchen ihre Väter seinen Angehörigen zugefügt hätten. Das Einzige, was er nicht voraussah, war, daß der Schlag auch seine eigenen Verwandten und seine Freunde treffen würde; denn er sollte die Ausführung seiner Pläne nicht erleben, und sie wurden nach seinem Tode von Personen ausgeführt, welche zwar denselben brennenden Haß hatten gegen die höchsten Familien, und die Begierde sie zu bändigen oder zu vertilgen, nur mit dem Unterschied, daß, während Gyllenstierna strebte, blos die Geschlechter zu untergraben, welche ihm ein Dorn im Auge waren, umfaßte die Mißgunst derer, welche sein Werk fortsetzten, den ganzen Stand, welchem er selbst angehörte.

Es war der steten Wachsamkeit Gyllenstierna's nicht entgangen, daß Lindenschöld, der allezeit bereit war, den Majestäten mit prunkenden Versen aufzuwarten, nicht blos an deren Festtagen, sondern außerdem bei jeder Gelegenheit, welche ihre Theilnahme in Anspruch nahm, bei ihnen Beiden wohl angeschrieben war. Gyllenstierna sah ein, welch einen Vortheil,

und welche Erleichterung für die Ausführung seiner Pläne ihm aus der Theilnahme eines untergeordneten, ihm ergebenen und folgsamen Günstlings erwachsen konnte, der auf einem all zu niedrigen Standpunkt sich befand, um als Nebenbuhler ihm gefährlich werden zu können, zumal da er sich vornahm, ihn, wenn nicht stets auf demselben Punkte zurückzuhalten, wenigstens nur bis dahin mit sich zu nehmen, wo es diesem noch nicht möglich war, den Einfluß seines nach eigener Macht lüsternen Gönners zu verdrängen und zu überstimmen; aber der willig und geeignet war, den Majestäten alles zuzuflüstern, was Gyllenstierna ihnen zukommen zu lassen wünschte, und zugleich ihm alles mitzutheilen, was in deren täglichem Leben vorging und geäußert wurde.

Lindenschöld, dessen Hoffnung sich noch nicht so weit erhoben hatte, auf eignen Flügeln zu den Zinnen des Tempels der Fortuna emporfliegen zu können, und welcher Gyllenstierna's Vorspiegelungen vertraute, ihn an seinen Fortschritten theilnehmen zu lassen, ergab sich mit Scharfsinn wie mit Fleiß und Eifer den Ränken, welche dieser schmiedete. Denn während Gyllenstierna alle Neigungen, Launen und Leidenschaften des Königs studirte, sie sich einverleibte, sie anspornte, ihnen schmeichelte und diente, und ihm so immer unentbehrlicher ward, sowohl in Staatsgeschäften wie im geselligen Umgang, war Lindenschöld der Wiederhall von Gyllenstierna's Ruhm, und erhob bis in die Wolken seinen Geist, sein Aeußeres und sein Herz, so oft er Gelegenheit hatte, Gyllenstierna in des Königs und der Königin-Wittwe Gegenwart zu nennen.

Zu allem diesem kam nun noch Gyllenstierna's ungewöhnliche Abhärtung und Leibesstärke, Eigenschaften, welche die Fürsten aus dem Pfälzischen Hause immer hochschätzten, und Gyllenstierna ließ es sich daher angelegen sein, diese vor den Augen des Königs zu entwickeln und sie bei Gelegenheiten und Veranlassungen ins Licht zu setzen, was diesem am angenehmsten war.

Zu spät sah Lindenschöld ein, daß er von Gyllenstierna hintergangen war. Sobald dieser in den ausschließenden Besitz von Karls Vertrauen und Gewogenheit gelangte, zeigte er sich nicht blos abgeneigt, diese mit Lindenschöld zu theilen, sondern änderte vielmehr sein Benehmen gegen ihn so sehr, daß er sich bemühte, diesen seinen bisherigen Gehülfen aus seiner und des Königs Nähe gänzlich zu entfernen. Auch stand er schon so hoch in der Gunst des Königs, und auf einer so erhabenen Stufe im Staate, daß Lindenschöld es für zu erfolglos und zu gefährlich hielt, sich in einen so ungleichen Kampf einzulassen.

Er zog sich deshalb von selbst zurück, allerdings nicht ohne Mißmuth, aber mit vermehrter Welt- und Menschenkenntniß, und stellte es dem Schicksal anheim, ihm das trügerische Versprechen des allmächtig gewordenen Leiters des Königs zu vergütigen. Ohne Dazwischenkunft von Gyllenstierna's Tod hätte er jedoch wohl nie Gelegenheit gehabt, seine glänzende, durchgreifende, niederreißende, aber auch neuschaffende Rolle zu spielen — eine Rolle, welche er späterhin mit so größerer Vorliebe spielte, als sein Bemühen, sich dem Könige angenehm und unentbehrlich zu machen, von dem

Verlangen gespornt wurde, theils den am höchsten betitelten Adel, gegen welchen ihm Gyllenstierna, so lange sie Freunde waren, Abneigung eingeimpft hatte, theils den alten Adel zu untergraben, welchen Gyllenstierna's Benehmen ihm hinlänglich Veranlassung gegeben hatte zu hassen. Alles von, für und durch den König ward daher Lindenschöld's Feldgeschrei; und während er mit der ganzen Kraft seines Geistes und seiner Einsichten den Glanz der Geburt vernichtete, verschmähte er nicht, seine Eitelkeit mit den goldenen Gaben der königlichen Gunst zu erlaben.

Gyllenstierna begnügte sich nicht mit Lindenschöld's freiwilligem Rückzuge; er vermochte Karln, ihn ganz und gar vom Hofe zu verweisen. Zum Glück stand diesem für jetzt verstoßenen Helfershelfer noch eine Hinterthür zum Glanz offen; denn obgleich der König seinem ehemaligen und dereinstigen Günstling verbot, ihm vor Augen zu kommen, fand die verwittwete Königin fortwährend Gefallen an den Reimen, mit welchen ihr Lindenschöld an ihren Ehrentagen aufwartete, ihren Lieblingshund Epilio besang, für die Hündin Bell' Amour eine Grabschrift machte u. s. w. Daß sich ein Staatsmann, ein von Ehrsucht brennender künftiger Minister zur Beschäftigung zu dergleichen Erbärmlichkeiten herabließ, darf man wohl zum Theil auf Rechnung der Erkenntlichkeit schreiben, insofern Hedwig Eleonora's Fürwort ihm beförderlich war bei seiner Bewerbung um die Tochter des reichen Kammerraths Cronström, aber die eigentliche Triebfeder dürfte dennoch in dem Verlangen gesucht werden, an den Hof zurück-

zukehren, und in der Hoffnung, sich von Neuem bei dem Monarchen einzuniſten.

Den Wiſſenſchaften befliſſen, und Liebhaber ſowohl der Wiſſenſchaften wie der Künſte, war er Beider Fürſprecher, ehe er ihr Beſchützer ward. Eines Tages, als der König ſich mit Gyllenſtierna nach Kongsöhr auf die Jagd begeben hatte, wandte ſich Lindenſchöld an die verwittwete Königin mit der Bitte, in ihrem Abendkreiſe eine von ihm verfaßte Dichtung vorleſen und ſie ihrem Urtheil unterwerfen zu dürfen. Die Königin willigte ein, das Erzeugniß ſeiner Feder anzuhören — ein Ballet: „der große Genius“ — deſſen Erfindung, von der äußerſten Schmeichelei eingegeben, ebenſo flach iſt, wie die Ausführung wenig zuſammenhängend und größtentheils gezwungen, ſchwergereimt und gedankenarm. Hedwig Eleonora ließ ſich die Schmeichelei nicht nur wohlgefallen, ſondern erfreute auch den nach der königlichen Gunſt dürſtenden Verfaſſer mit der Vorſpiegelung, daß ſein Werk unfehlbar dem Monarchen ſelbſt zuſagen werde.

Durch Lindenſchöld's Schmeichelei in die beſte Laune verſetzt, war die Königin an dieſem Abend beſonders geſprächig, und hatte viel zu erzählen von ihrem verſtorbenen Gemahl, wie er mit dem Anbau Oelands und mit großartigen Bauentwürfen ſeinen thätigen Geiſt in den mißlichen Jahren beſchäftigte, wo er auf Chriſtina's Vorſchlag zum Thronfolger erkoren war, dieſe aber noch ſelbſt zu regieren fortfuhr und auf ihre Gewalt ſehr eiferſüchtig war.

„Irre ich mich nicht ganz“ — bemerkte Lindenſchöld

hierbei, ebenso behutsam wie unterthänig, als ob er im Dunkeln tappe, — „so war es der Hofbaumeister, Rathsbaumeister Tessin, dem die Gnade zu Theil wurde, Seiner höchstseligen Majestät Pläne auszuführen.“

„Ja“ — antwortete die Königin-Wittwe — „und er that es zur vollkommenen Befriedigung meines unsterblichen Gemahls. Auch beglückte er ihn seitdem während seiner ganzen Regierungszeit mit besonderer Gewogenheit, und schenkte ihm sein ungetheiltes Vertrauen in allem, was die Baukunst betraf.“

„Dankbarer kann auch Niemand beim Andenken an den großen König sich fühlen als der Rathsherr Tessin“ — erwiederte Lindenschöld, — „und die Fürsorge, die er sich angelegen sein läßt, ist, wie ich mich zu behaupten erdreisten möchte, ebenso würdig seines hohen Gegenstandes als seines unterthänigen Eifers. Ich meine seinen jungen Sohn, der hinsichtlich der Kunst in die Fußtapfen seines Vaters zu treten verspricht.“

„Das ist mir lieb“ — fiel Hedwig Eleonora lebhaft ein, — „denn Sie wissen wohl, daß Wir, die Wir während Sr. Majestät, meines Hohen Herrn Sohnes Minderjährigkeit die Regierung führen, zur Belohnung für die meinem höchstseligen Gemahl geleisteten Dienste des Vaters beschlossen, den jungen Tessin dermaleinst zu einem Nachfolger zu machen, wenn er sich in seinem Fach vervollkommnet und sich die erforderliche Geschicklichkeit erwirbt.“

„Eure Majestät Weisheit und Gnade offenbart sich in dem ganzen Bereich von Dero Gedanken“ — äußerte

Lindenschöld — „und obgleich Eure Majestät unfehlbar ohne meine unterthänigste Bitte hinlänglich überzeugt sind, daß der Mittel zur Bildung des Geschmacks und zur Erwerbung gründlicher Einsichten in der Baukunst hier zu Lande, Gott bessere es! wenige oder gar keine sind, erdreiste ich mich doch Euer Majestät hohe Aufmerksamkeit auf das Bedürfniß unterthänigst hinzurichten, einen künftigen Baumeister sich in der Welt umsehen, Meisterwerke, wo sie zugänglich sind, in Augenschein nehmen, und aus dem Munde der großen Künstler selbst Unterricht über Alles, was zu seinem Fach und zur Kunst gehört, vernehmen zu lassen.“

„Das läßt sich hören, mein lieber Herr Hofrath“ gab die Königin zur Antwort — „der junge Tessin muß in fremde Länder geschickt werden, um sich in der Kunst zu vervollkommnen, und ich werde mich mit den Grafen, welche der Regierung mit mir zugleich vorstehen, darüber berathen.“

Sie säumte auch nicht diesen Gegenstand auf die Bahn zu bringen. Brahe und de la Gardie, welche um den Ruhm der Mäcenatenschaft wetteiferten, ergriffen die Sache mit Wärme; Stenbock, Wrangel und Bjelke hatten wenigstens nichts dagegen einzuwenden.

Eine einzige Bedenklichkeit fand sich: ob man Tessin, den Sohn, bei seiner Jugend auf eigne Hand ins Ausland schicken dürfe. Aber auch diese Schwierigkeit wußte de la Gardie wegzuräumen. Der Königin Christina Gesandter, Marquis del Monte, war im Begriff nach Rom zurückzukehren; ihn wollte man bewegen, den jungen Mann als Gesellschafter mitzuneh-

men, und letzteren außerdem mit Empfehlungsschreiben an die Exmonarchin versehen.

Die verwittwete Königin war mit dem Vorschlage zufrieden, und da der Marquis, (der in Rom Christina's rechte Hand war, und in Stockholm sich mit Glanz, Klugheit und Würde benahm, so daß selbst die stolzen Reichsräthe, und sogar die hochmüthigen Grafen in del Monte das zweite Ich eines gekrönten Hauptes erblickten und als solches behandelten) da dieser auf des Reichkanzlers Vorstellung den jungen Tessin unter seiner besondern Aufsicht nach Rom mitzunehmen versprach, so gab sie Befehl, ihr denselben vorzustellen.

Fünftes Kapitel.

In einer Fenſtervertiefung des Vorgemachs der verwittweten Königin ſtand der König, in lebhaftem Geſpräch mit Johann Gyllenſtierna, während Hedwig Eleonara in einem mit rothem Sammet überzogenen und mit goldenen Franzen geſchmückten Lehnſtuhl mit hohem Rücken, hinter welchem das Kammerfräulein Stenbock die Aufwartung hatte, ſaß, und ſich mit dem Marquis del Monte unterhielt, welcher vor ihr ſtand. Hin und wieder warf der König einen flüchtigen Blick auf die Gegenſtände im Zimmer, und wendeten ſich Gyllenſtierna's Augen mit wuthentflammten Blicken auf Fräulein Stenbock; aber meiſtens waren es doch Jagdgeſchichten und Leibesübungen, mit welchen der Rathsherr den jungen Monarchen unterhielt; und dieſer horchte begierig auf ſeines Günſtlings Berichte von ſeiner Stärke, mit bloßen Händen einem

Pferde das Hufeiſen auszureißen, oder einen ſilbernen Becher plattzudrücken. Die Aufmerkſamkeit der Hofleute theilte ſich zwiſchen dem, was mit und bei den beiden königlichen Perſonen zunächſt vorging; nur das Kammerfräulein Stenbock ſtand in Grübeleien vertieft, die ſich dem lebhaften Gemälde, das ſie vor Augen hatte, zu entfremden ſchienen. Sie war in der That ſo zerſtreut, daß die Königin-Wittwe ihre Reden an ſie wiederholen mußte, ehe ſie dieſelben faßte. Ein Schleier von Schwermuth verhüllte das ſtrahlende Licht der ſchönen Augen, und die Bande des Schnürleibs vermochten nicht einen und den andern raſch entfliehenden Seufzer in die Tiefe der Bruſt zurückzuhalten. Ein gezwungenes Lächeln und eine kalte Antwort waren der ganze Ertrag, den die Schmetterlinge des Hofes von der Ausſaat ihrer Schmeicheleien einernteten, und ſie fand größeres Vergnügen daran, in der ſtillen Welt der Einbildungskraft zu ſchwärmen, als ihren nichtigen Scherzen das Ohr zu leihen.

Wie von einem elektriſchen Schlage getroffen, erwachte ſie auf einmal aus ihren Träumen, als der Reichsrath eintrat mit dem jungen Teſſin an der Hand.

Nach einer ehrerbietigen Verneigung gegen die beiden Majeſtäten ſtellte de la Gardie ſeinen jungen Begleiter als den hoffnungsvollen Sohn eines würdigen Vaters vor, der in letzterer Zeit ſich in Schweden zumeiſt um die Baukunſt verdient gemacht und ſich deswegen der beſonderen Gnade erfreut habe ſowohl des hochſeligen Königs, wie Ihrer Majeſtät, höchſtdeſſen

nachgelassenen hohen Gemahlin, und welcher, der Vater zugleich mit dem Sohne, von Eifer glühten, sich Dero Majestäten, des Königs und seiner Frau Mutter fortgesetzter Gewogenheit würdig zu machen.

Während dieser zierlichen Vorstellung von Seiten des Kanzlers geschah es, daß die Augen des Jünglings Tessin sich von der in ihrem köstlichen Lehnstuhl sitzenden Königin zu der schönen Jungfrau verirrten, welche hinter demselben stand — und von diesem Augenblick an hatte er keine Aufmerksamkeit, ja kaum Augen für irgend einen andern Gegenstand als für sie, in welcher er mit Bestürzung und Entzücken dieselbe Dame wiedererkannte, der er auf dem Karneval im de la Gardie'schen Park den ihr entfallenen Blumenstrauß aufgenommen und zurückgegeben hatte. In seinem lodernden Blicke las sie die unverkennbare Frage, ob er wiedererkannt werde, und in der blitzschnell aufsteigenden Röthe ihrer Wangen las er die bejahende Antwort, indem das sanfte Lächeln, das ihre Lippen bewegte, verkündete, daß sie ihn mit Vergnügen wiedererkannte. Zum Glück für Beide blieb diese ihre Augensprache und dieses für alle Andere werthlose Zeichen den übrigen in dem Saale befindlichen Personen verborgen.

Die verwittwete Königin nahm den Sohn dessen, dem ihr verstorbener Gemahl so viel Gunst und Vertrauen geschenkt hatte, höchst gnädig auf. Sie unterrichtete sich von seinem Alter, äußerte ihm einige gewogene Worte über gleichgültige Dinge, wünschte ihm Glück zu seiner bevorstehenden langen Reise und ermahnte ihn, durch Aufmerksamkeit und Aufführung diese für seine Zu-

kunft zu des Königs und des Staates Dienſt, zu ſeiner Eltern Freude und zu ſeinem eigenen Fortkommen und Rufe zu benutzen.

De la Gardie, als Führer des Jünglings bei dieſer Gelegenheit, bat es ſich aus, in ſeinem Namen Ihrer Majeſtät ihre beiderſeitige Ehrerbietung und Dankbarkeit zu bezeugen, wobei er ſeiner hohen Schwägerin die ihm dargebotene Hand küßte, während es dem Teſſin verſtattet wurde, knieend mit ſeinen Lippen den Saum ihres Gewandes zu berühren.

Dies war eine beſondere Gnade, die nie zuvor einem bürgerlichen Jüngling widerfahren war, eine Gnade, welche ihm alle adligen Pagen bei Hofe beneideten — und die doch auf ihn, als er auf einem Knie vor dem Stuhle lag, keinen Eindruck machte, da alle ſeine Wünſche, alle ſeine Gedanken ſich hinter demſelben befanden.

Die, welche dort ſtand, folgte mit klopfendem Herzen allen ſeinen Bewegungen, freute ſich über die hohe Gewogenheit, die ihm gewährt wurde, theilte ſeinen Triumph und feierte ihren eigenen in ſeinen bezauberten Blicken, die ſich inzwiſchen von der verwittweten Königin zu deren aufwartendem Fräulein hinſtahlen.

Als Teſſin auf ein Zeichen von Hedwig Eleonora ſich erhob, wandte ſie ſich an den Reichskanzler und äußerte: „Vollenden Sie Ihr Werk, lieber Schwager! Führen Sie Ihren jungen Schützling zu Seiner Majeſtät, meinem Herrn Sohn, und empfehlen Sie ihn der Gnade des Königs.“

Dies geſchah. Der junge Monarch betrachtete,

man möchte faſt ſagen, mit Neugier, den jungen Kunſtbefliſſenen von dem Scheitel bis zur Sohle. „Ich habe viel Gutes von Ihnen gehört, mein Freund,“ äußerte Karl — „und ich werde Sie nicht vergeſſen, wenn Sie den Hoffnungen entſprechen, welche man ſich von Ihrer Geſchicklichkeit, Ihrem Eifer und Ihrer Treue macht. Leben Sie wohl! Grüßen Sie meine hohe Mutter in Rom, Ihre Majeſtät Chriſtina. Ich werde durch deren Geſandten, den Marquis, welcher ſich Ihrer unterwegs annimmt, an dieſelbe ſchreiben und Sie deren Gewogenheit empfehlen. Sie verſteht einen Künſtler zu beurtheilen. Gewinnen Sie deren Beifall, ſo können Sie auf den meinigen rechnen.“

Mit einer freundlichen Neigung des Hauptes verabſchiedete der König den jungen Teſſin, und wandte ſich ſodann aufs Neue zu dem Reichsrath Gyllenſtierna, um die Unterhaltung mit ihm fortzuſetzen.

Dies war für den Jüngling ein Zeichen, ſich zu entfernen. Es ward ihm ſchwer den Saal zu verlaſſen, ſein Herz folgte ungern den Füßen, und ſeine Augen ſuchten noch im letzten Augenblicke den Gegenſtand, welcher ſich mehr ſeines Sinnes bemächtigt hatte, als die königliche Hoheit und des Hofes Pracht. Im Vorgemach kam ihm del Monte nach, rief ihn zu ſich, ließ ſich gütig mit ihm in ein Geſpräch ein und benachrichtigte ihn von dem Tage, an welchem er abzureiſen denke. Teſſin entfernte ſich hierauf und der Marquis kehrte in das Gemach der Königin zurück.

Nach kurzer Zwiſchenzeit ging ſodann der König in Begleitung Gyllenſtierna's in ſein Zimmer, und

die verwittwete Königin ſetzte ſich mit dem Reichsdroſt, dem Reichskanzler und dem Marquis, um Karten zu ſpielen. Das Spiel war jedoch nicht die Hauptſache, ſondern mehr zum Schein, und ward durch die Unterhaltung der Spielenden über allerlei Gegenſtände oft auf längere Zeit unterbrochen. Chriſtina, Rom, del Monte's bevorſtehende Reiſe dorthin, und der Jüngling, welcher ihm Geſellſchaft leiſten ſollte, waren dergleichen Gegenſtände, welche nicht blos die Aufmerkſamkeit der Spielenden, ſondern auch die des Fräuleins Stenbock in Anſpruch nahmen, die hinter dem Stuhl der Königin auf jedes Wort der Unterredung mit Anſtrengung lauſchte, das den Kunſtjünger berührte. Nach einigen Partieen erlaubte Hedwig Eleonora ihrem Kammerfräulein bis zum Schluß des Spiels ihren amtlichen Platz zu verlaſſen und ſich in die übrige an dieſem Abend verſammelte Hofgeſellſchaft zu miſchen.

Fräulein Stenbock verfügte ſich in ein Vorgemach, wo ihre Stiefmutter, die Hofmeiſterin der Königin-Wittwe, die Gräfin Oeca Stenbock, geborene Riperda, die Wirthin machte, und wo ihre Tochter früherer Ehe, die Baroneſſe Eva von Knyphauſen, den Artigkeiten, welche ihr der verwittwete Oberſt Mellin ſagte, mit Vergnügen ihr Ohr zu leihen ſchien. Er ſah ſich jetzt genöthigt ſeine Schmeicheleien unter beide Stiefſchweſtern zu theilen. Sie wurden denn auch Beide bedacht, und Fräulein Knyphauſen hatte nicht Urſach, ſich über den ihr zufallenden Antheil zu beklagen. Aber weder der Liebe, noch des mütterlichen Herzens Eiferſucht legte den Maaßſtab richtiger Beurthei-

lung an. Sie betrachteten jedes Wort, jeden daſſelbe begleitenden gefühlvollen Blick, womit ſich der Oberſt an Hedwig wandte, als einen an der rechtmäßigen Beſitzerin verübten Diebſtahl, und das arme Kammerfräulein, deſſen Gedanken auf einen ganz andern Gegenſtand gerichtet waren, und welche kaum auf Augenblicke ſich ſo viel zu ſammeln vermochte, um auf das Geſchwätz des Oberſten Acht zu geben, ahnte im Anfang nicht einmal, daß ſie einerſeits Schmeicheleien, andererſeits Eiferſucht auf ſich zog. Aber der Stiefmutter und der Stiefſchweſter immer ſpitziger und beißender werdenden Ausdrücke und Reden öffneten endlich ihrer Schweſter, der Gemahlin Oxenſtierna's die Augen, und erregten bei dieſer ſtolzen Frau Verdruß und Lachen zugleich. Sie äußerte offen mit einem ſtichelnden Vorwurf gegen Mellin, wovon zugleich die Gräfin Oxa und das Fräulein Eva getroffen wurden: „wenn ſich doch Jeder erinnern müßte, daß eine Gyllenſtierna genöthigt worden ſei einer Stenbock zu weichen, ſo dürfe es Perſonen, welche dieſen Namen führen, nicht verdacht werden, wenn ſie mit Namen von geſtern in die Schranken träten. Ehe dieſer Ausfall eine erklärende Erwiederung erhielt, ſchloß die verwittwete Königin, welche von einer kleinen Unpäßlichkeit überraſcht wurde, das Spiel, ſtand auf, und zog ſich in ihr Kabinet zurück. Natürlich beeilten ſich ſowohl die Hofmeiſterin, wie das Kammerfräulein, ihr zu folgen, zur nicht geringen Freude des Oberſten Mellin und des Fräuleins von Knyphauſen, welche nun ohne eine beſchwerliche und ſtörende Aufſeherin zärtliche Worte und

Blicke wechseln konnten. Mellin that, als ob er die unfreundlichen Andeutungen der Gräfin Oxenstierna nicht verstanden habe, und diese eilte mit spöttischer Geberde zur verwittweten Königin.

Noch ehe die Letztere das große Gesellschaftszimmer verließ, winkte sie den Marquis del Monte zu sich.

„Sie reisen übermorgen, Herr Marquis!“ — sagte sie zu ihm — „und so kann ich nicht darauf rechnen, Sie noch einmal zu sehen. Grüßen Sie Ihre Majestät Christina, Ihre Herrin, von mir und meinem Herrn Sohne freundlichst, und empfehlen Sie deren Gewogenheit auch von Seiten unserer Hoheit den Jüngling, den sie versprochen haben nach Rom mitzunehmen. Sagen Sie ihr, daß es ein Sohn des Tessin ist, den sie selbst hierher berief, und der für ihre und meines verstorbenen Gemahls Rechnung viele herrliche Gebäude vollendete. Wenn Sie ihr melden, daß der Sohn sich nun demselben Fach widmet, und daß Wir, um ihm Gelegenheit zu geben sich zu vervollkommnen und ausländische Meisterwerke der Baukunst zu studiren, diese Reise veranstalteten, und ihn unter Ihrer Majestät hohen Schutz stellen, so bin ich gewiß, daß sie ihm letzteren nicht verweigert. Noch einmal, meinen herzlichen Gruß an sie! Und nun leben Sie wohl, Herr Marquis! Glückliche Reise!“

Die Königin reichte ihm gnädig die Hand zum Kusse.

Zwei Tage darauf saß der Marquis im Reisewagen, seinen jungen Reisegefährten ermunternd und trö-

ſtend, deſſen Augen im Anfang vor Zärtlichkeit und Bekümmerniß in Thränen ſchwammen, da er jetzt zum Erſtenmale das elterliche Haus auf längere Zeit verlaſſen ſollte.*)

---

*) Da die folgenden Briefe nicht die ganze Reiſe Teſſins betreffen, ſo wird ein Ueberblick derſelben nach deſſen eigenen Aufſätzen hier am Orte ſein:

„Im Jahre 1673, einige Tage nach dem großen Karouſſel, das im Januar gehalten wurde, reiſte ich mit dem alten ehemaligen hieſigen Miniſter, Marquis del Monte nach Rom ab, wo wir nach Verlauf von fünf Monaten ankamen, nachdem wir uns an verſchiedenen deutſchen Höfen hier und da aufgehalten hatten. In Rom habe ich ſechs Jahre zugebracht, mit Inbegriff der Reiſe nach Neapel und Sicilien bis Malta, als der Graf Axel Oxenſtierna und Baron Paykul ſich dorthin begaben. Wir wurden in Neapel bei dem Vicekönig auf Empfehlung der Königin Chriſtina wohl aufgenommen, beſahen uns dort gehörig und gingen demnächſt nach Meſſina, einer ſchönen Stadt und Reſidenz des Vicekönigs, ſodann nach der mehr am Aetna liegenden Stadt Catania, bis zum Fuße des Monte Gibello, der ſich kurz vorher geöffnet hatte. Von da kamen wir nach der ehedem ſo renommirten Stadt Syrakus, und continuirten bis zum Vorgebirge ſelbiger Inſel, paſſirten ſodann hinüber nach Malta, wo wir alle Merkwürdigkeiten beſahen, insbeſondere die ſieben großen Hallen der Ritter nebſt St. Pauli Grotte u. ſ. w. Aber auf dieſer Reiſe waren wir in großer Gefahr unterzugehen, indem wir ſo nahe nach Afrika verſchlagen wurden, daß wir die Küſten ſahen. Nach einer Aufwartung bei dem Großmeiſter begaben wir uns wieder nach Sicilien zurück und beſahen die übrigen Städte dieſes Königreichs ringsum, nämlich Agrigent, Mazara, Marſala,

Trapano und die zweite magnifique Reſidenzſtadt Palermo, und ſo die übrige Küſte bis Meſſina, und von da zurück nach Neapel und Rom. Nachdem ich nun dort das Merkwürdigſte obſervirt, das große Jubeljahr 1675, des Papſtes Clemens X. Begräbniß, die Zeit des Conclave's und die Wahl Innocentius X. mit erlebt hatte, begab ich mich über Siena, Florenz und die vornehmſten Orte in Deutſchland nach Schweden zurück. Noch muß ich bemerken, daß ich in Rom Zutritt hatte zu den beiden Cavalieren Bernini und Fontana, den beiden damaligen berühmteſten Baumeiſtern.

Sechstes Kapitel.

Der Leſer findet den Hof- und Staatsbaumeiſter, Rathsherrn Teſſin und ſeine Gattin in deren früher erwähnten Wohnung wieder, den Alten bei ſeinen Riſſen und die Frau beim Spinnrade. Es wurde jedoch eine Pauſe gemacht ſowohl von ihr, als auch von ihm in ſeinen Kreismeſſungen auf der Karte, als die Unterhaltung der beiden Eheleute zu lebhaft wurde, nämlich über den theuerſten Gegenſtand ihrer Gedanken, ihren in der Fremde befindlichen Sohn. Die Alte war unruhig, daß er ſeit einem Briefe aus Hamburg vom 8. März, worin er die Eltern von ſeiner Ankunft daſelbſt unterrichtete, nichts wieder hatte von ſich hören laſſen; er, der Alte, fand hierin weniger eine Veranlaſſung zur Unruhe als zum Verdruſſe, indem er das lange Schweigen des Sohnes auf Rechnung ſeiner Saumſeligkeit ſchrieb.

Während unſer bejahrtes Ehepaar in dieſer Hinſicht die Gründe für und wider erwog, pochte es an die

Thür, und auf des Rathsherrn Ruf: „Herein!“ öffnete ſich dieſe und der Briefträger trat ein.

„Der Herr Rathsherr werden gütigſt entſchuldigen“ — nahm er das Wort, indem er dieſem drei mit ausländiſchen Poſtzeichen verſehene Briefe überreichte — „daß dieſe auf einmal kommen. Nicht hier, ſondern in der Poſtverwaltung zu Hamburg ſind ſie liegen geblieben, und nun ſämmtlich mit der heutigen Poſt hier eingetroffen.“

Als der Briefträger ſein Geld empfangen und ſich entfernt hatte, ſchoben die beiden Alten ihre Arbeiten zur Seite, und der Rathsherr Teſſin erbrach die theuren erſehnten Schreiben, und las ſie laut vor in folgender Ordnung:

„Dabam Romae anno 1673, 10. May,
stylo veteri.

Herzgeliebter Herr Vater!*)

Hier unterbrach ſich der Rathsherr. „Nicodemus, der wohl weiß, daß ich meine Mutterſprache, die deutſche, am liebſten leſe und ſelbſt gebrauche, hat in dieſer geſchrieben; aber ich weiß, daß Du, Mütterchen, die ſchwediſche vorziehſt, und darum will ich Dir den Brief lieber gleich in dieſe, die Du beſſer verſtehſt,

*) Dieſer Brief, wovon hier ein Bruchſtück mitgetheilt wird, iſt geſchichtlich und urſprünglich deutſch geſchrieben, wie auch aus den Folgenden und ſchonaus der Ueberſchrift hervorgeht; und bei des gilt auch von den beiden folgenden. Sie mußten hier nun abermals aus dem Schwediſchen ins Deutſche zurücküberſetzt werden.

überſetzen. Es geht wohl auf dieſe Weiſe etwas langſamer mit dem Leſen, aber das thut ja im Ganzen nichts zur Sache.“

„Gott ſegne Dich, liebes Väterchen, für Deine freundliche Bedachtſamkeit,“ — antwortete die Frau, indem ſie ihren Stuhl näher an den Tiſch ſchob; und der Rathsherr las nun den deutſchen Brief auf ſchwediſch folgendermaßen vor:

„Was unſere Reiſe betrifft, muß ich geſtehen, daß ſie ziemlich langſam ging; aber wenn man mit einiger Sicherheit fortkommen wollte, ließ es ſich nicht ſchneller bewerkſtelligen. Denn überall auf den gewöhnlichen Wegen hatten ſich brandenburgiſche und andere Truppen aufgehalten, in den Dörfern ringsumher geraubt und die Reiſenden ausgeplündert, ſo daß wir nicht wagten dieſelben Straßen zu ziehen. Um nun meinen geliebten Eltern einige Vorſtellung von unſerer Fahrt zu geben, will ich erwähnen, daß wir zuerſt, ſeit wir Hamburg guten Muths verließen, uns nach Hannover begaben, wo mir der Herr Marquis ſelbſt am Oſterfeſt Gehör verſchaffte bei dem Fürſten, der ſich ziemlich auf Gebäude verſteht, wie er ſich denn auch unter Anderm über Drottningholm lange mit mir unterhielt. Wenn die Zeit nicht zu knapp geweſen wäre, hätte ich ihm gern meine Entwürfe vorgezeigt. Er hält ſich übrigens eine gute franzöſiſche Schauſpielertruppe, und wendet jährlich blos für Muſikanten zehntauſend Thaler auf. Außerdem hat er einen ſehr großen Hofſtaat, der meiſt aus italieniſchen Kavalieren, Fürſten und Grafen beſteht, von welchen ich

auch einige kennen gelernt habe. Von da reiſten wir durch das Fürſtenthum Heſſen-Kaſſel und nach der Reichsſtadt Frankfurt, wo ich, zugleich mit dem Herrn Marquis, bei dem von dem Könige von Frankreich vertriebenen Fürſten von Lothringen, ſowie bei dem Fürſten von Hauenburg war. Auch habe ich den Grafen Guſtaf de la Gardie*) geſprochen, der mit uns in demſelben Gaſthofe wohnte, ſich auf der Rückreiſe nach Schweden befand und ſich ſehr freundſchaftlich benahm. Dann ſetzten wir den Weg fort über Heſſen-Darmſtadt, wo wir auch bei Hofe waren, ferner über Heidelberg bis zur Reichsſtadt Augsburg, wo ich mich beſah und in meinem Tagebuch ſo viel wie möglich aufzeichnete in Betreff der geheimen Pforte und des Waſſerthurms, der täglich die Häuſer in der Stadt jede Stunde mit zwei Ohmen Waſſer verſieht. Von da ging es nach Insbruck, allwo der Herr Graf von Juckern auf Begehren des Herrn Marquis uns bei der Erzherzogin und ihrer Tochter einführte, (von welcher Letzteren man mit Gewißheit ſagte, daß ſie Kaiſerin werden würde); mit dieſer habe ich eine halbe Stunde italieniſch ſprechen müſſen und ſie zeigte ſich ganz gnädig. Hier war überdies der verſtorbenen Kaiſerin zu Ehren ein ſehr großer und prächtiger Katafalk errichtet, welchen ich, ſoviel die Zeit erlaubte, abzeichnete und beſchrieb. Von hier

*) Späterhin war er königlicher Rath und Präſident im ſchwediſchen Hofgericht, Carls XI. Geſchwiſterkind.

steuerten wir weiter nach Verona, wo ich so viel wie möglich das große Coliseum nebst mehreren Kirchen betrachtete, und eben so in Bologna. Endlich gelangten wir nach Florenz, wo ich der hohen Gnade gewürdigt wurde, mit dem Großherzog und seinem Sohn zu sprechen, welche Herren gegen Fremde sehr herablassend sind. Hier giebt es außerordentlich schöne Sachen zu sehen, z. B. die große Gallerie im palazzo vecchio, die vier Rüstkammern und sechs Kunstkabinette, welche sämmtlich der Herr Marquis mir Gelegenheit verschaffte nach Bequemlichkeit zu besehen, und zum Schluß das Kabinet des Großherzogs, wohin selten Jemand kommen darf, und des Kardinals, des Großherzogs Vaterbruders Zimmer, von welchen neun vom Fußboden bis zur Decke mit Schildereien von den ersten Meistern geschmückt sind. Außerdem wurden mir einige sehr wohl gerathene vom Kardinal selbst gemachte Entwürfe gezeigt, welcher Herr sehr wißbegierig und ein großer Liebhaber der Kunst ist. Ferner sah ich den Park mit den Springbrunnen, welcher Belvedere genannt wird, desgleichen alle Kirchen, welche der Großherzog selbst am Himmelfahrtstage in Prozession besuchte, eine nach der andern. In der Kirche del Croce ist besonders die Kapelle schön, welche der Cavalier Bernini erst kürzlich ganz und gar aus Marmor ausgeführt hat. In derselben Kirche befindet sich Michaelis Angeli Buonarotti's Epitaphium, welches außerordentlich schön ist und wozu sich der König von Frankreich erboten hatte, hinreichend Gold zu verehren für die mittelste Marmorstatue, nämlich für den

Skulptör*), der zwiſchen der Baukunſt und Malerei, in beinahe mehr als natürlicher Größe ſitzt. Uebrigens habe ich die großherzogliche Kapelle beſehen, die ganz und gar mit Edelſteinen ausgelegt iſt, woran noch ununterbrochen gearbeitet wird, aber woran doch offenbar die theuren Steine den Werth der Architektur übertreffen. Summa summarum: wenn ich die Sachen, die ich bisher geſehen habe, alle beſchreiben wollte, würde es ein ganzes Buch voll. Indeſſen habe ich doch ziemlich fleißig alles aufgezeichnet. Dieſer Großherzog ſoll Höfe am Po haben, die ſo mit Hausgeräth und Bedürfniſſen verſehen ſind, daß er nichts mit ſich zu führen braucht von einem zum andern. Endlich reiſten wir mit der Poſt ab über Monte Fiascone, täglich 70 italieniſche Meilen bis Viterbo, von wo wir in einem mit ſechs Pferden beſpannten Wagen der Königin in Rom einfuhren.

Dies habe ich in Kurzem von unſerer Reiſe melden wollen, und muß ich geſtehen, daß ich dem Herrn Marquis del Monte höchlich verbunden bin, denn er hat ſich gegen mich betragen nicht wie gegen einen Fremden, ſondern, ſo zu ſagen, wie gegen einen Sohn, und hat ſich erboten, auch fernerhin für mich zu ſorgen. Die Reiſe iſt überhaupt ganz wohl abgelaufen, obgleich der lange Aufenthalt in Hamburg und der bedeutende Umweg Schuld iſt, daß ſich die Reiſekoſten auf zweihundert Thaler belaufen.

---

*) Die Briefe enthalten viele Fremdworte, die der Ueberſetzer, um die Eigenthümlichkeit der Urſchrift nicht zu vertilgen, meiſtens beibehalten hat.

In Ihrer Majestät der Königin Christina Vorgemach habe ich mich öfters eingestellt, um ihr den Brief zu übergeben; aber es hat sich noch keine Gelegenheit gezeigt, da sie nach des Herrn Marquis Ankunft mit Geschäften überhäuft ist.

Für diesmal weiß ich nichts mehr zu schreiben. Die jungen Herrn Ralamb sind vor vierzehn Tagen von hier nach Frankreich abgereist. Während ihres hiesigen Aufenthalts waren sie sehr fleißig, sowohl in der Architektur als in anderer Hinsicht.

Schließlich muß ich bemerken, daß der König von Frankreich die Trajanssäule hat ganz und gar abbilden lassen, sowie den farnesischen Herkules, die griechische Venus, den Kaiser Hadrian zu Pferde und mehrere andere Sachen. Er unterhält hier eine treffliche Akademie von zwanzig und mehr Personen, welche sich in der Architektur, Skulptur und Piktur üben.“ — — —

„An diesem Sohn erleben wir Freude während unserer Lebenszeit, und Ehre, wenn wir zu Staub geworden sind“ — äußerte der Rathsherr Tessin, als er den ersten Brief zu Ende vorgelesen hatte. „Er ist aufmerksam, fleißig, wendet die Zeit wohl an zur Vervollkommnung seiner Fertigkeiten in seinem Fach, während andere Jünglinge von seinem Alter meistens, Gott bessr' es! sich dem Vergnügen und den Zerstreuungen überlassen.“

„Und wie wacker ist er nicht! Und wie weiß er sich zu schicken!“ — fügte die Rathsmännin hinzu. — „Auch hat er Zutritt bei königlichen Personen und den Vornehmsten in allen Ländern, als ob er unter ihnen

aufgewachſen und ihres Gleichen wäre. Gott ſegne den gnädigen Herrn Marquis, der ſich ſeiner annimmt!«

»Freilich« — bemerkte der Rathsherr — »hat Nicodemus ihm gewiß viel zu danken; aber der ſieht auch wohl, daß ſich etwas aus einem jungen Menſchen machen läßt, deſſen ſich ſowohl unſere gnädigen Oberen hier zu Hauſe, als unſere ehemalige Majeſtät in der Fremde ſo gewogentlichſt annehmen. — — — Aber laß uns nun ſehen, was der liebe Sohn in ſeinem zweiten Brief ſchreibt:«

Romae 1673, Aug. d. 3.

»Herzlieber Herr Vater!

Diesmal hätte ich meinem Herrn Vater gern etwas von meinen Zeichnungen überſenden wollen, aber ich habe mich ein paar Tage ſo unpaß befunden, daß ich nichts vornehmen konnte, denn es iſt jetzt nicht blos die heißeſteſte, ſondern auch die ungeſundeſte Zeit im Jahre, ſo daß man ſehr vorſichtig ſein muß.

Ich hoffe, daß mein Herr Vater das Deſſin der Treppe im Vatikan erhalten hat; ich habe desgleichen ein gutes Stück des Profils abgezeichnet, aber kann der großen Hitze wegen nicht ſobald wieder auf's Neue ausgehen. Gleichwohl habe ich die Kuppel von St. Carlo Borromeo nach dem Gebäude ſelbſt im Proſpekt abgezeichnet. Sie iſt ſehr ſchön, hat mehr als vierundzwanzig große Pfeiler, und iſt erſt vor Kurzem gebaut. Außerdem habe ich eine herrliche Rede des Ritters Fontana abgeſchrieben, welche von allem Zubehör eines Palaſtes handelt, auch eine lange Rede des Martino

Lunghi, deſſen Portal ich abgezeichnet habe und mit der erſten Poſt ſchicken werde.

Gern würde ich es ſehen, wenn das Deſſin für das Grab des Königs, ſofern es noch nicht unterwegs iſt, mir je eher je lieber zu Händen käme; denn die Königin wünſcht ſehr es zu ſehen. In der Stille bin ich dahinter gekommen, daß die Königin des ſeligen Königs Grab auf's Neue auf- und umbauen zu laſſen denkt, wozu ſie den Ritter Bernini ein Deſſin will machen laſſen. Vielleicht ließe ſie es jedoch vom Herrn Vater machen, wenn ſie das von meinem Vater ſchon gemachte zu ſehen bekäme.

Mehr als vierzehn Tage bin ich ſchon bei dem Ritter Fontana mit dem Theater der Königin beſchäftigt geweſen, das ich auf Ihrer Majeſtät Befehl abzeichne und habe noch über acht Tage mit der Vollendung zu thun, da ſie eine von mir gemachte Kopie davon zu beſitzen wünſcht. Auch will ich es zum Schluß für mich ſelbſt abzeichnen, da es ſich vortrefflich ausnimmt, desgleichen die Treppe im Pallaſt des Herzogs Gaetano, in deſſen Nähe ich wohne.

Uebrigens bin ich, nebſt einigen Andern, vierzehn Tage lang alle Morgen in der Bibliothek der Königin geweſen, und habe dort die Manuſcripte und andere Sachen ſtudirt. Die Handzeichnungen von Michael Angelo, welche ich zuerſt die Erlaubniß erhielt abzuzeichnen, ſind mir jetzt verboten worden. Ich merke wohl, daß die frühere Vergünſtigung mir nur deswegen von der Königin ertheilt wurde, weil ſie damit zeigen wollte, daß ſie auf das Fürwort der Königin-Wittwe Rückſicht

nehme, da doch kein Italiener, nicht einmal der Graf Guſtav de la Gardie ſie erhalten hatte. Da ich aber den Kardinal Appolini von dem mir bewilligten Dispens unterrichten mußte, hat ſie ſeitdem auf deſſen Rath ihren Beſchluß geändert.“ — — —

„Die Katholiken bleiben ſich doch immer gleich“ — brach Frau Teſſin aus, und ſchüttelte den Kopf. — „Bloße Mißgunſt gegen unſern Sohn, weil er Lutheraner iſt, kann ich denken; deswegen bringt der Kardinal in die Königin, ſich unfreundlich gegen unſern Nicodemus zu bezeigen.“

„Nicht gerade ſo ſehr wegen der Glaubenslehren“ — bemerkte der Rathsherr — „ſondern vielleicht noch mehr, weil man munkelt, daß ſie den Kardinal zum Univerſalerben eingeſetzt hat. Gott tröſte uns wegen aller der Weitläuftigkeiten, in welche ſich Ihre Majeſtät ſeit und mit ihrer Thronentſagung eingelaſſen hat, ihr ſelbſt und dem Lande hier zu wenigem Frommen.“

„Aber wir haben ja noch einen unerbrochenen Brief“ — äußerte die Frau lebhaft — „laß hören, was der enthält!“

„Er iſt an Dich gerichtet“ — antwortete der Rathsherr. — „Willſt Du ihn ſelbſt erſt leſen?“

„Ach nein!“ — gab ſie zur Antwort — „zwiſchen uns giebt es keine Geheimniſſe. Lies ihn nur vor, ſo gut wie die vorigen.“

Und der Rathsherr Teſſin erbrach ihn und las:

Anno 1673, den 25. Novbr.

„Herzliebe Frau Mutter!

Ich will nicht bezweifeln, daß meine Frau Mutter mein Schreiben vom 13. d. richtig empfangen, und daß es meine herzlich geliebten Eltern bei guter Gesundheit getroffen hat. Gleichwohl habe ich meine kindlich ergebene Schuldigkeit weder unterlassen können noch wollen, meinen herzlich geliebten Eltern für den überschickten Wechsel von hundert Thalern zu danken.

Ich hatte wohl versprochen, meinem Herrn Vater das Profil der Kaskade von Frescati nebst dem Plan heute zu übersenden; aber ich muß es doch noch acht, oder höchstens vierzehn Tage aufschieben, denn ich habe jetzt die Copie von dem Grabe des höchstseligen Königs meist fertig, und denke sie in ein paar Tagen Ihrer Majestät zu überliefern. Indessen erwarte ich von dem Herrn Vater das begehrte Dessin der Facciata des Schlosses u. s. w.

Uebrigens will ich zugleich meine herzlich geliebten Eltern an meine vorigen Schreiben erinnern und sie inständig bitten, freundlich für mich zu sorgen und mit dem neuen Jahre mich freigebig zu unterstützen. Ich zweifle nicht, daß Sie mir etwas mehr schicken würden, wenn Sie meinen Plan und meine Gedanken recht kennten. Während meines Aufenthalts in Rom habe ich Alles in Allem für wenigstens funfzig Reichsthaler schöne Sachen gekauft, die daheim bei uns zum Mindesten hundert werth sind. Wenn meine herzlich geliebten Eltern mir lieber eine Anweisung auf irgend einen Kaufmann von den bestimmten 400 Reichsthalern mit Einschluß der

obigen funfzig wollten zukommen laſſen, ſo ſollten Sie ſehen, welche herrlichen Sachen ich zuſammenbringen, und daß ich mich ſo aufführen würde, daß Sie ſich nicht im Geringſten über mich zu beklagen haben ſollten.

Schließlich flehe ich Sie an mir entweder die begehrte Anweiſung zukommen zu laſſen, oder auch ſogleich 200 Reichsthaler zu überſchicken, denn ich zittere davor, in dieſen bieſtern Zeiten ohne Geld zu ſein. Zwei von meinen Kameraden hieroris, Herr Vult aus Schweden, und Herr Worms aus Dänemark haben geſchrieben, daß ſie bei Milano von Spaniern als Franzoſen oder Banditen angehalten ſind und gegen 14 Tage im Gefängniß haben zubringen müſſen, mit Feſſeln um Hals, Arme und Füße, und endlich zu den Galeeren verurtheilt ſind, oder 500 Skudi zu bezahlen, und daß ſie ſich nur mit der größten Noth losgemacht haben.

Da hier in Rom heute ein Feſttag iſt, finde ich mich genöthigt meinen Brief zu ſchließen, indem ich meiner herzenslieben Mutter für mannichfaltige und unſchätzbare Wohlthaten danke u. ſ. w.“

„Das ſind Bitten um Geld; deswegen wendet ſich Nicodemus an Dich, Mütterchen! Er rechnet darauf, daß Du mich breit ſchlägſt einzuwilligen und ſeine Bitte zu erfüllen; denn er weiß, wie ſchwach Du für ihn biſt,“ äußerte der Rathsherr Teſſin, indem er den Brief auf den Tiſch niederlegte.

„Und Du ſollteſt das Herz haben, in dieſem Falle

unſern lieben, wohlgearteten Sohn, der uns ſchon ſo viele Freude und Ehre macht, im Stiche zu laſſen?“ fragte die Frau mit ernſtem Ton und Blick auf ihren Mann.

„Keineswegs, meine gute Maria!“ erwiederte der Rathsherr, — „zumal da unſer lieber Nicodemus beſſer haushält, als ich zu hoffen und zu vermuthen wagte, und mehr als Jünglinge ſeines Alters zu thun pflegen. Auch wendet er ſeine Zeit aufs Beſte an, und macht große Fortſchritte in ſeinem Fach. Das bezeugen ſowohl die Urtheile in ſeinem Briefe, wie die Zeichnungen und Entwürfe, welche er ab und zu herſchickt. Ich werde darum das Geld, das er begehrt, zuſammenſcharren und ihm den Wechſel überſenden. Aber wie es uns auf die Länge möglich ſein wird, ihn da draußen zu unterhalten, ſo nützlich es auch zu ſeiner Vervollkommnung und Vollendung in ſeinem Fache iſt, das geht, bis jetzt wenigſtens, über meinen Verſtand.“

„Gott wird ſchon zu rechter Zeit ſorgen“ — ſeufzte die Frau mit frommer Zuverſicht — „kommt Zeit, kommt Rath. Wenn Du jetzt nur das Nöthige haſt, ſo iſt es nicht werth, ſich wegen der Zukunft zu beunruhigen. Es iſt genug, wie es deutlich in der Schrift zu leſen iſt, daß jeder Tag ſeine eigene Sorge habe.“

„Auf des Herrn Barmherzigkeit verlaſſ' ich mich auch“ — fuhr Teſſin fort — „ſowie auf die Gnade der hohen Obrigkeit und die Gunſt des Herrn Hofraths. Er vermag viel bei Seiner Majeſtät, faſt mehr, wie man behauptet, als ſelbſt der Herr Reichskanzler,

obgleich er mit des Königs leiblicher Vatersſchweſter vermählt iſt, und ſich ſtets als meinen beſondern Gönner zeigte.“

Drei Jahre verfloſſen inzwiſchen, ohne daß eine andere Veränderung im Hauſe des Rathsherrn Teſſin vorging, als daß Karl XI., ſobald er volljährig geworden war und die Regierung ſelbſt übernahm, noch in demſelben Jahre (1674) die beiden Freunde Teſſin und Klöker in den adligen Stand erhob, beide zu damaliger Zeit die ausgezeichnetſten Künſtler in ſeinem Reiche, und beide Deutſche von Geburt. Der Hofmaler nannte ſich nun Ehrenſtrahl; aber der Hof- und Stadtbaumeiſter, wie auch Rathsherr, behielt ſeinen bereits im fremden Lande patriziſchen Namen. An einem ſchönen Tage empfing Letzterer eine Botſchaft von dem Hofrath Lindſchöld, mit der Bitte, ihn zu beſuchen. Teſſin ſäumte nicht dem Rufe zu folgen, und ward mit großer Freundlichkeit empfangen.

„Sie haben mir oft theils Zeichnungen, theils eigne Entwürfe von Ihrem Sohn in Rom gezeigt“ — äußerte Lindſchöld gegen Teſſin — „welche von ſeiner ſeltenen Anlage für die Baukunſt Zeugniß geben; und die Nachrichten, welche Sie mir von der Führung Ihres Sohnes mitgetheilt haben, ſtimmen völlig mit denen, welche Se. Majeſtät von zuverläſſigen Perſonen jenes Orts empfangen hat. Um nun einen ſo gut gearteten Jüngling zu belohnen und aufzumuntern, und zugleich

Ihnen, Herr Rathsherr, einen ferneren Beweis von Dero Hohen Gewogenheit zu geben, und Ihre väterlichen Sorgen zu erleichtern, hat Se. Majestät beschlossen, Ihren Sohn in seinem Dienst zu befestigen und ihm einen jährlichen Unterhalt festgesetzt Zufolge der Freundschaft, die ich allezeit für Sie gehegt habe, müssen Sie begreifen, mit welch einem wahrhaften Vergnügen ich Ihnen desfalls mittheile, daß es Sr. Majestät gefallen hat, Ihren Sohn zu seinem Hofbaumeister mit einer jährlichen Besoldung von 900 Thalern Silbermünze allergnädigst zu ernennen. Hier übergebe ich Ihnen die Vollmacht zu eignen Händen, damit Sie selbst die Freude haben mögen, sie Ihrem Sohne zu übermachen.«

Mit diesen Worten reichte Lindschöld dem Tessin einen auf Kanzleiweise zusammengelegten, mit rothem Wachs und dem Reichssiegel verschlossenen Brief, der die Ueberschrift hatte: »An unsern geliebten, unsern treuen Diener und Hofarchitekten, den Edlen und Wohlgebornen Nicodemus Tessin. Zu Gnaden.«

Des Rathmanns Ueberraschung und Gefühle lassen sich leichter denken als beschreiben. Freudenthränen rannen ihm in großen Perlen auf die eingefallenen Wangen hinab, und er erging sich in Segenswünschen für die hohe Obrigkeit und zugleich in Danksagungen gegen den Herrn Hofrath für die frühere Gnade und sein späterhin so wirksames Fürwort.

»Nunmehr« — bemerkte Lindschöld — »hat Ihr Sohn sein künftiges Glück ganz und gar in seinen eigenen Händen. Der erste und schwerste Schritt ist gethan. Er braucht blos auf seiner Bahn fortzugehen, wie

er angefangen hat, um mit Sicherheit in unſers gnädigen Königs Dienſt zu gedeihen; und vervollkommnet er ſich immer mehr, und erwirbt er ſich ſelbſt einen Namen und unſerem Schweden Ehre in ſeinem Fache, ſo kann er fernerhin auf große Belohnungen rechnen; denn Se. Majeſtät iſt eben ſo bedacht, Gerechtigkeit zu erweiſen und Verdienſten Glanz zu verleihen, als Ungebildetheit, Untreue und Fahrläſſigkeit zu beſtrafen.«

»Wie ſehr es ſich auch geziemte,« — nahm der Rathsherr Teſſin das Wort, nachdem er ſich wieder erholt hatte — »daß mein Sohn ſofort nach Hauſe käme, um ſich in dem Amte nützlich zu machen, das ihm nicht blos dem Namen nach, ſondern mit einer damit verbundenen Beſoldung allergnädigſt ertheilt iſt, und wie ſehr ich ſammt ſeiner Mutter mich ſehne, ihn wiederzuſehen, ſo darf ich doch dem Herrn Hofrath nicht verſchweigen, daß es im Auslande noch viele Orte für ihn giebt, um für ſein Geſchäft einzuſammeln, in welchem die Muſter hier bei uns leider nicht zu finden ſind . . .«

»Ihre Bemerkung iſt richtig« — fiel Lindſchöld ihm in die Rede — »und Se. Majeſtät, weit entfernt, Ihres Sohnes Studien abbrechen zu wollen, hat vielmehr die mit der Ihrigen übereinſtimmende gnädige Abſicht, daß er ſich in der Fremde vervollkommne; und die Beſoldung iſt gerade darauf berechnet, zu ſeinem Lebensunterhalt in auswärtigen Ländern beizutragen. Ich nehme es daher auf mich, für ihn in Unterthänigkeit den allergnädigſten Befehl auszuwirken, daß er bis auf Weiteres im Auslande bleibe.«

Als ſich Rathsherr Teſſin aufs Neue in Dankſagungen ergoß, unterbrach ihn Lindſchöld mit dem Einwand, daß er ſich dieſe nicht zueignen könne, ſondern vielmehr der König, bei welchem ſich der Rathsherr deswegen je eher je lieber Gehör erbitten möchte, um in tiefſter Unterthänigkeit dem Könige zu geben, was dem Könige zukäme.

„Darf ich mir einen hochgünſtigen Rath ausbitten?“ — fing Teſſin wieder an — „Kein Anderer kann ihn beſſer geben als der Herr Hofrath, und zu keinem Andern habe ich ein ſo großes und ehrfurchtsvolles Vertrauen. Wäre es nicht der Ordnung gemäß, wenn ich auf Veranlaſſung der Gnade, welche meinem Sohn widerfahren iſt, auch Dero Hochgräflichen Excellenzen dem Droſt und Kanzler meine Aufwartung machte, welche wahrſcheinlich, ihrer Gewohnheit zufolge, die Wiſſenſchaften und Künſte in ihren Schutz zu nehmen, bei dieſer Gelegenheit ein günſtiges Wort für ihn eingelegt haben?“

„Wenn der Rathsherr meinem Rath folgen will“ — antwortete Lindſchöld mit Eifer, indem ſeine Miene und ſein Ton hierbei einen mehr als gewöhnlichen Ernſt annahmen — „ſo iſt es der König und kein Anderer, dem Sie Ihren unterthänigen Dank abſtatten; denn Er und kein Anderer iſt dazu ausſchließend berechtigt. Die einzige Perſon, der Sie außerdem Ihre unterthänige Aufwartung zu machen haben, iſt Ihre Majeſtät die verwittwete Königin, welche Sie ſtets mit gnädiger Gewogenheit in Schutz genommen, und der es

gefallen hat, allerhöchſt eigenhändig eindringliche Fürworte für Ihren Sohn an Ihre Majeſtät Chriſtina in Rom zu ſchreiben. Was die hochgräflichen Excellenzen anbelangt, ſo haben ſie nicht eine Ahnung von der Vollmacht gehabt, die Se. Majeſtät, unſer allergnädigſter König, mir, ſeinem ergebenen, gehorſamen und treuen Diener befohlen hat aufzuſetzen und auszufertigen. Irre ich mich nicht ganz, ſo werden wir, hoffe ich, die Freude erleben, daß Karl XI. allein den königlichen Beruf hier im Lande verſieht, Gott zur Ehre, dem Volk und Reich zu Frommen.“

Der Rathsherr Teſſin machte große Augen bei dieſer Rede. Lindſchöld fügte hinzu: „Was ich Ihnen jetzt aus Freundſchaft und Zutrauen geſagt habe, mag bis auf Weiteres unter uns bleiben. Sie haben Ihre Obrigkeit ſtets geliebt und geehrt; in dieſer Denkungsart haben Sie Ihren Sohn auferzogen; die hohe Obrigkeit hat ſich jetzt erkenntlich bezeigt, vielleicht ſogar über Verdienſt, in der Hoffnung, daß Sie künftig ſich deſſen würdig bezeigen werden, Ihr Sohn durch Fortſchritte in ſeinem Fach und durch perſönliche Ergebenheit gegen den König, und Sie, Herr Rathsherr, durch uneingeſchränkten glühenden Eifer für den König — blos für den König. Denn ſehen Sie, da Seine Majeſtät vor ein paar Jahren Sie in den Adelſtand erhob, ſind Sie nunmehr gleich berechtigt zu Sitz und Stimme im ſchwediſchen Ritterhauſe trotz irgend einer der Excellenzen; und Seine Majeſtät iſt berechtigt zu erwarten, daß Sie von dem Vorrechte, das Ihnen

Allerhöchſtderſelbe gewährte, zu ſeiner Ehre und blos für ſeine Entwürfe Gebrauch machen werden, mögen die Altadligen und Ahnenſtolzen damit zufrieden ſein oder nicht.“

Teſſin nahm Abſchied und ging, auf ſeinem Heimweg über den Sinn der dunkeln Schlußworte Lindſchöld's nachdenkend.

Siebentes Kapitel.

Durchgreifende Veränderungen gingen mittlerweile im Staate vor. Karl XI. war mündig geworden, und alle ſeine Gedanken, ſein ganzes Streben zielte dahin, ſich als ſolchen in ſeiner Regierung zu beweiſen. Die Inhaber von Reichsämtern, welche während der Minderjährigkeit Regenten geweſen waren, hörten hiemit auf andern Einfluß zu beſitzen als der von ihren Geſchäften unzertrennlich war, wogegen der Reichsrath Gyllenſtierna ſich in den ausſchließenden Beſitz des Einfluſſes ſetzte; ja, eiferſüchtig, ihn mit irgend Jemand zu theilen, und bedachtſam, nicht von ſeinem Platze verdrängt zu werden, brachte er das allgemeine Gerücht von Lindſchöld's Neigung ſich beſtechen zu laſſen, zu den Ohren des Königs, damit der, welcher Gyllenſtierna'n behülflich geweſen war, des Königs Glauben an deſſen Ueberlegenheit, Unentbehrlichkeit, Treue und Redlichkeit zu ſtärken, nicht mit ihm zugleich ſich in des Königs

Gewogenheit einnifte, um mit Gyllenſtierna ſelbſt endlich darum wetteifern zu können. Auf die zuvor erwähnte Weiſe wußte er ſo Lindſchöld's Verweiſung vom königlichen Hofe vorzubereiten.

Abgeſehen von der Furcht vor Lindſchöld's wachſendem Anſehen bei dem Monarchen, fanden ſich noch ein Paar Beweggründe für den machtlüſternen, entwurfreichen Rathsherrn, den Emporkömmling zu entfernen. Da Lindſchöld glaubte, daß er der Perſon des Königs einzig und allein alle ſeine Hoffnungen für die Zukunft zu danken habe, war er aus Eigennutz von den Lehren der Alleinherrſchaft durchdrungen, und aus Erkenntlichkeit ſo feſt an den König und deſſen Vortheile geknüpft, daß er ſtets zum Streit und Kampf gerüſtet war gegen jedes Bemühen, dieſer Zügel anzulegen oder deren Erweiterung Schranken zu ſetzen. Gyllenſtierna dagegen, ungeachtet ſeines glühenden Haſſes gegen die betitelten und beliehenen Geſchlechter, war gleichwohl in der Tiefe ſeiner Seele Ariſtokrat und eben ſo ſorgſam, Glücksritter, zumal ohne Herkunft, von der Macht fern zu halten. Ja, wenn er für den Monarchen eiferte und ihm den Hang nach Alleinherrſchaft und überſpannte Begriffe von ſeiner Hoheit einflößte, ſo geſchah es doch nur allein, damit und ſo lange er nach ſeiner Pfeife tanzte, und er war bereit, ihm die Spitze zu bieten, und ſelbſt ſein Leben zu untergraben, ſobald der König es ſich einfallen ließe, auf eigne Hand zu herrſchen oder ſich von Andern leiten zu laſſen.

Gleichſam als ob er die Probe machen wolle, fing Karl damit an, bei ſeinen vertraulichen Aufträgen de

la Gardie's und Gyllenstierna's Namen zu verknüpfen, bevor er sich von dem Ersteren ganz losmachte, und dem Andern in die Arme würfe. Mitten im Wirbel des Vergnügens der Jagd und Turniere und ähnlicher Zerstreuungen, in welche Karl sich nach seiner Thronbesteigung stürzte, offenbarte es sich doch bald, daß er die Augen offen hatte, und in seinen Launen lag Entschlossenheit und Kraft. Aber selbst mit diesen Eigenschaften würde er wenig haben ausrichten können, wenn er nicht von Staatsmännern umgeben gewesen wäre, welche ihn da zu leiten wußten, wo es der Richtung bedurfte, und die sich ihm als Werkzeuge darboten. Doppelt seltsam war es, daß der Reichsrath Björnklou, der des Reichskanzlers de la Gardie Lehrer gewesen war, im Senat sich gegen dessen Staatskunst erklärte, und daß der König, der Bruderſohn von de la Gardie's Gemahlin, dessen Feinde zu seinen Vertrauten wählte: Gyllenstierna, der von der Mutter den Haß geerbt hatte, und Olivenkranz, der von seines Schwiegervaters, Björnklou's, politischen Ansichten eingenommen war. Den ersten Rath dieser beiden Männer, seine früheren Vormünder nicht zu begünstigen und sie ihrer Geschäfte zu entlassen, scheute er, im Anfange wohl, zu befolgen; aber der Eindruck blieb zurück in seinem de la Gardie stets und schon früher abgeneigten Sinne, ehe es zum Bruche kam, und obgleich er, seiner Vaterschwester wegen, nach Brahe's Ableben, ihn zum Drost erhob.

Funfzehn Jahre war Karl Schwedens König und deren drei dessen Regent gewesen, als er beschloß, sich

an einem öffentlichen Reichstag krönen zu lassen. Weniger vielleicht aus eigener Prachtliebe, als auf den Rath seiner Vertrauten, war er darauf bedacht, bei dieser Gelegenheit einen Glanz zu zeigen, welcher auf die Magnaten in demselben Grade Eindruck machen sollte, wie er dem ganzen Volke den Abstand zwischen König und Adel anschaulich machen mußte. Aber das Wohl des Staats und der Einzelnen durften bei diesem glänzenden Aufzuge nicht bei Seite gesetzt werden. Deßhalb wurde der ganze Rath zu Berathungen und zur Beendigung der Geschäfte zuvor zusammenberufen, ehe die Reichsversammlung ihren Anfang nahm.

Die Pracht bei der Krönung war ungewöhnlich. Zu deren und ihrer eigenen Verherrlichung trugen die Reichsräthe jetzt zum erstenmal Talare, daß heißt Purpurmäntel mit Harmelinbesatz. Aber den Magnus Gabriel de la Gardie traf ein Unfall, der sofort als ein Vorbote des schweren Mißgeschicks, das ihm nochmals verhängt war, ausgelegt wurde. Während des Zuges zur Domkirche, bei welchem er als Reichskanzler den Reichsapfel trug, scheute das Pferd, welches er ritt, und warf ihn ab, wobei er seine Allongenperücke verlor und der Reichsapfel eine Beule davon trug.

Die Vorbedeutung säumte nicht in Erfüllung zu gehen. Des Königs Kälte gegen den Reichskanzler wuchs mehr und mehr, und immer weniger nahm er sich in Acht, seine Gesinnung mit Rücksicht auf ihn zu verhehlen. Nur aus Scham vor seiner väterlichen Base, de la Gardie's Gemahlin, verschonte ihn der Monarch mit dem Schimpf der erklärten Ungnade. Sie war

ſebenfalls nur allzu klar und in die Augen ſpringend, daß Niemand in der Atmoſphäre des Hofes darüber in Zweifel ſein konnte, und Euphroſyne hielt ihrem hohen Herrn Brudersſohne dieſen vermeinten Unfug ziemlich herbe vor. „Du biſt — ſagte ſie unter vier Augen zu ihm — unſer rechtmäßiger und geſetzlich gekrönter König, das iſt wahr; aber Du biſt auch Fleiſch von meines verſtorbenen Bruders Fleiſch, und ſo fließt mein Blut in Deinen Adern. Es iſt unſere Unterthanenpflicht, Dir zu gehorchen und Dich werth zu halten; aber es iſt auch die Pflicht Deines Blutes, uns zu begünſtigen und zu ehren, die wir Deine nahen Anverwandten ſind. Niemand kann uns vorwerfen, unſre Schuldigkeiten gegen Dich als Monarchen verletzt zu haben; aber wie erfüllſt Du die Deinen gegen uns, Deine Angehörigen?“

„Niemand kann verlangen — antwortete Karl gefällig und ausweichend — daß die Schweſter meines Vaters ſich auf Staatsangelegenheiten verſtehe; aber Gott, der mir die Macht verlieh, hat in meiner Bruſt auch ein königliches Herz für das Volk gepflanzt, über welches er mich zum Herrſcher ſetzte, ſo daß ich, ohne Rückſicht auf Blutsverwandtſchaft das Scepter über Schwedens Reich und die mir unterthänigen Lande unparteiiſch führe. Obgleich des Reichskanzlers Verfahren als Mitgliedes der Regierung während meiner Unmündigkeit meinen Beifall nicht hatte, mag ſich doch meine Baſe erinnern, daß ich deſſungeachtet, kurz nachdem ich ſelbſt das Steuer der Regierung übernahm, Ihren Sohn zu meinem und des Reiches Rath ernannte, und daß er im unbeſchränkten Beſitz iſt meines ganzen Vertrauens und meiner Gewogenheit.“

„Das ist nicht mehr als recht und billig,“ — erwiederte die Pfalzgräfin de la Gardie ziemlich barsch — „mein Sohn Gustav verdient Alles, was Du für ihn gethan hast, und nichts ist blos deswegen geschehen, weil er Dein leiblicher Vetter ist. Aber ich wünschte gleichwohl zu wissen, worin sich mein Gemahl versündigt hat, daß Du ihn unablässig mit Deiner Ungunst verfolgst?“

„Nun wohl,“ — fiel ihr der König in die Rede — „da meine Base sich an meine Aufrichtigkeit wendet, will ich ihr darauf antworten. Weit entfernt, der Majestät die Ehrerbietung, den Gehorsam und die Ergebenheit zu zeigen, welche dieser, als einer unmittelbar von Gott ausgegangenen, zukommt, hat der Graf sich im Gegentheil bei mehreren Gelegenheiten in den Senatsberathungen auf eine, die königliche Hoheit und deren Rechte beleidigende Weise geäußert. Er hat großen Antheil genommen an der Verminderung der Reichseinkünfte und ist eine von den Triebfedern zu dem brandenburgischen Kriege gewesen; ja, von mehr als einer Seite ist es mir zu Ohren gekommen, daß, während seine Staatskunst beitrug, das Land arm zu machen und es in Bedrängnisse zu bringen, er selbst von fremden Mächten Verehrungen von unerhörtem Werthe erhalten hat.“

„Ich danke Dir mit schuldiger Unterthänigkeit für die Gunst, die Du mir erzeigt hast, die Veranlassung zu Deinem Mißbehagen mit Offenheit anzugeben, und ich hoffe von Deiner hohen Gerechtigkeit, daß Du meinem Gemahl die Gelegenheit vergönnen wirst, sich darüber zu erklären.“

Mit diesen Worten nahm die Pfalzgräfin de la

Gardie von ihrem Bruderſohn Abſchied, und entfernte ſich, ohne die Antwort abzuwarten.

Die Eile, womit ſie die Unterhaltung abbrach, ſetzte Karln in nicht geringe Verlegenheit. Wenn er nicht ungerecht erſcheinen wollte, konnte er de la Gardie's nun zu erwartendes Begehren, ſich zu rechtfertigen, nicht zurückweiſen. Aber da Karl weder Gyllenſtierna bei dieſem Rechtfertigungsverſuche gegenwärtig ſein laſſen konnte, noch ſich ſelber zutraute, ohne deſſen Hülfe auf eigene Hand den Gehalt von de la Gardie's Gründen zu beurtheilen, forderte ihn der König auf, ſeine Vorſtellung ſchriftlich aufzuſetzen, da eine ſolche mehr Deutlichkeit, Zuſammenhang und Beweiskraft hätte, auch dauerhafter wäre, als ein einzelner mündlicher Vortrag.

„Euer Majeſtät gnädiger Wille und Wohlgefallen ſoll mir zur unterthänigen Richtſchnur dienen," — antwortete de la Gardie — „nur flehe ich Eure Majeſtät an, meine Vertheidigung hinſichtlich einiger wenigen Punkte, welche meine Ehre zunächſt betreffen, unter vier Augen anzuhören."

„Wohlan, ich willige ein, mein Blutsverwandter!" — gab der König zur Antwort. — „Die Ehre des geringſten meiner Unterthanen iſt mir theuer, um ſo mehr die Ihrige, der Sie in meinem Rath ſitzen und während meiner Minderjährigkeit an der Regierung ſelbſt Theil genommen haben."

„Ich bezeuge mit einem theuren Eide vor dem höchſten Gott im Himmel," — nahm de la Gardie das Wort, — „daß ich nie von einer fremden Herrſchaft etwas empfangen oder mir habe verſprechen laſſen, als was ich

jetzt aus freiem Willen entdecken will, und hiemit Andern Gelegenheit gebe, dasselbe zu thun. Von Frankreich empfing ich im Jahr 1664, als ich mich dort auf Reisen befand, einen Diamantschmuck, der jetzt bei Tairera verpfändet ist für Werbung zur Zeit des seligen Königs Karl Gustav, welchen Schmuck Ihre Majestät la Reine Mère in Frankreich mir nach ihres Königs und Herrn Tode schenkte, als ich zuerst ein Regiment zu Pferde hatte anführen sollen. Sodann ward mir im Jahr 1646 ein Hutband und gantière von Diamanten nebst einer Uhr verehrt, als ich außerordentlicher Gesandter war. Das Hutband verkaufte ich bei der Werbung in Hamburg 1655 und die gantière schenkte ich meinem seligen Schwager, dem Könige Karl Gustav bei seiner Hochzeit mit Euer Majestät Frau Mutter, und befindet sich dieser Schmuck noch zu dieser Stunde unter Ihrer Majestät, der verwittweten Königin, Juwelen. Zuletzt nun, als mein Sohn, bei welchem der König von Frankreich Gevatter gestanden hatte, starb, schenkte dieser Monarch mir als Pathengeschenk ein Silberservice und einige tausend Reichsthaler. Das ist Alles, was ich von Frankreich irgend empfangen habe und nicht einen Thaler mehr, so wahr mir Gott helfe im Leben und im Sterben! — — — Nun überlasse ich es eines jeden ehrlichen Mannes Urtheil und stelle es Eurer Majestät eignem weisen Ermessen unterthänigst anheim, ob diese Geschenke im Stande waren, mich an Frankreichs Interesse zu knüpfen, oder ob ich eine so niedrige Gesinnung blicken ließ, um als feil betrachtet zu werden? — — — Ich kann beweisen, daß Ihre Majestäten, Königin Christina im

Jahr 1646 und der höchstselige König Karl Gustav im Jahr 1655 mich den französischen Gesandten allergnädigst empfohlen haben und zwar grade mit den Worten, daß sie das, was der König von Frankreich mir Gutes erwiese, als ein besonderes Zeichen der Freundschaft betrachten würden. Gleichwohl habe ich die ganze Zeit her, und besonders während Eurer Majestät Minderjährigkeit nie etwas von Frankreich empfangen, noch ist mir nur eines Thalers Werth von dort angeboten worden. So dachte man, Gott sei Lob, von meiner Redlichkeit.«

»Sollte das Alles sein, was dem Herrn Kanzler von fremden Mächten verehrt ist, so wäre eben nichts dagegen zu bemerken, und ich wünsche meinem Blutsverwandten Glück, reinere Hände zu haben, als das Gerücht behauptet.«

»Es ist in der That ein seltsames Geschick, unter dem ich zu leiden habe,« — erwiederte de la Gardie — »daß mir allein fast wie ein Verbrechen die Ehrengeschenke angerechnet werden sollen, welche regierende Fürsten mir gemacht haben, da diese übrigens als Zeichen der Hochachtung betrachtet werden. Aber wie es auch beurtheilt werden möge, so fordert die Aufrichtigkeit, welche ich Eurer Majestät, meinem rechtmäßigen Herrn und König schuldig bin, hinzuzufügen, daß ich von dem Herzog von Kurland im Jahr 1655, zu der Zeit, wo ich dessen ganzes Land von dem Einfall der Moskoviter und von völligem Untergang befreite, ein diamantenes Hutband erhielt, sowie von der Stadt Hamburg im Jahr 1646, als ich auf Sendung durchreiste, einen silbernen

Pokal und jetzt bei dem letzten Abschluß einen kleinen silbernen Schrein, etwa tausend Dukaten an Werth. Desgleichen beehrte mich die Stadt Lübeck mit einer goldenen Schale, dreihundert Dukaten an Werth. Bei Allem, was mir theuer ist, bezeuge ich, daß dies das einzige mir von fremden Herrschaften Zugefallene ist, und ich will wünschen, daß alle Andern denselben Eid mögen ablegen können, und zwar mit eben so gutem Gewissen.«

»Das ist Alles gut und schön,« — meinte der König — »aber wenn das Urtheil sich im Allgemeinen gegen die vorige Regierung ausspricht, so möchte die Hauptschuld doch wohl auf den Herrn Reichskanzler fallen, der die Seele derselben war.«

»Das ist gerade das Verschmitzteste, großmächtiger Herr und König, was meine Feinde gegen mich aufbringen,« — fuhr de la Gardie fort — »mich als denjenigen darzustellen, der in der vormundschaftlichen Regierung, während Euer Majestät Minderjährigkeit, der Gebieter und Alles in Allem gewesen sei. Es ist eine ganz irrige Meinung, daß ich eigentlich die Geschäfte geleitet und soviel vermocht habe, wie man allgemein glaubt. Aber die Sache selbst wird es beweisen, daß der Letzte im Rath in allen Stücken so viel vermochte wie ich, und vermittelst Ränke sehr oft bei weitem mehr. Ich stehe nicht für Alles ein, sondern blos für meine Aeußerungen, so wie sie im Protokoll verzeichnet sind. Wenn sich aus ihnen ergeben sollte, daß ich mit Wissen und Willen etwas in meinem Amte versehen habe, so unterwerfe ich mich der strengsten gerichtlichen Untersuchung und deren Ergebniß. Mit einem Wort: das

Rathsprotokoll muß in allen Punkten und Angelegenheiten mich losſprechen oder verdammen, gleichwie Euer Majeſtät vereidete Beamte im Kanzleicollegium, welche bei den Berathungen immer zugegen geweſen waren; denn heimlich habe ich nichts gethan, ſondern Alles im Amtszimmer und im Senat. Wenn ich in meinen Anſichten Unrecht hatte, warum hat man mir nicht widerſprochen und mit Gründen meine Meinungen verworfen? Denn wie meine Macht beſchaffen war gegen Andre, das können die am beſten wiſſen und bezeugen, welche mich täglich ſahen. Wenn ich etwas Anderes gerathen habe, als man jetzt rathſam findet, und ich dies nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen gethan habe, ſo kann man nicht mehr von mir fordern und begehren. Deus solus sapiens et omnisciens. Außerdem kann ich oft gute Abſichten gehabt haben, aber nicht die Kraft, ſie auszuführen. Homo sum, humani nihil alienum a me puto. — — — Schließlich, großmächtiger König und Herr, überlaſſe ich meinen Platz gern einem Klügeren und Glücklicheren. Ich habe nie danach geſtrebt, oder ein Wort verloren, um ihn einzunehmen. Gott, Euer Majeſtät verſtorbener Herr Vater Karl Guſtav, und die Stände des Reichs haben mir aufgelegt, was ich mit Angſt und Seufzen übernommen habe. Feci, quod potui, und Gott wird, wenn es die Welt nicht will, mir meine Treue vergelten.«

Der König heftete ſtillſchweigend ſeinen Blick auf de la Gardie. Dann ſagte er mit Ernſt aber mit Gleichgültigkeit: »Und etwas Weiteres hat der Herr Kanzler für jetzt nicht unterthänig zu beantragen?«

„Nein, Euer Majeſtät!“ antwortete de la Gardie, zugleich beleidigt und verlegen bei der Kälte des Königs.

„Leben Sie dann wohl für diesmal, mein Blutsfreund!“ ſagte der König, nickte ihm vornehm zu und ging in ſein Gemach.

Als der Reichskanzler hinter dem Monarchen die Thür ſich ſchließen ſah, ſeufzte er aus tiefer Bruſt und entfernte ſich.

Achtes Kapitel.

Große Unruhe herrſchte in dem Gyllenſtiernaſchen Hauſe auf der Friedensgaſſe, demſelben, welches, ſo lange Crabbe-Cariſius Friedrichs VI. Geſandter war bei dem Stockholmer Hofe, von der däniſchen Geſandtſchaft bewohnt wurde. Auch draußen hatte man mit den Reiſewagen zu thun, und drinnen waren die Bedienten mit Einpacken beſchäftigt. Der Reichsrath Gyllenſtierna war allein in ſeinem Zimmer, ordnete ſeine wichtigen Papiere, verſiegelte und verwahrte einige in geheimen Schubfächern, verbrannte andere, und legte einige in ſeine Reiſeſchatulle, als er in dieſer Beſchäftigung von ſeiner eintretenden Schweſter unterbrochen wurde. Sie ſchien in heftiger Bewegung zu ſein, warf ſich ſchluchzend in ſeine Arme und brach in die Worte aus:

„Du reiſeſt alſo wirklich, mein Bruder, meine Stütze, mein Rächer, mein Alles! Wohin? Zu wem? In welcher Abſicht?“

Der Reichsrath betrachtete ſie mit finſterm, forſchendem Blick und erwiederte:

„Was fehlt Dir, Ingeborg? Und wie seltsame Fragen? Ich will sie gleichwohl beantworten, um Dich zufrieden zu stellen. Nun wohl, ich reise morgen nach Schonen zum Könige, der mit den Dänen im Krieg begriffen ist, und selbst mich schriftlich eingeladen hat, ihm beizustehen mit meinem Rath und mit meinem Arm, womit, wie er wohl weiß, Niemand zu scherzen wagt.“

Ingeborg entzog sich den Armen ihres Bruders, trat ein Paar Schritte zurück und sah ihn scharf an.

— „Das ahnte ich. Aber bei Allem, was heilig ist, beschwöre ich Dich, Deinen Vorsatz zu ändern, die Reise zu unterlassen und hier zu bleiben.“

— „Bist Du irre? Hat sich etwas ereignet, oder — — — ah, ich erinnre mich jetzt, die Natur hat Dich mit der Weissagungsgabe ausgestattet, und Du liesest in den Sternen nichts Gutes von meiner Reise?“

— „Nein, bei Gott, nein!“

— „Beruhige Dich, liebe Schwester! Ich danke Dir für Deine zärtliche Besorgniß; aber spare sie! Johann Gyllenstierna versteht, mit Freunden und Feinden umzuhen. Ich durchschaue das Netz der Ränke, wäre es auch zehnmal dichter als ein Spinnengewebe, und, wenn es gilt, schlage ich zehn Burschen mit jeder Hand zu Boden. Du brauchst also nicht zu fürchten, daß ich mich von der List überraschen, oder von der Gewalt übermannen lasse.“

— „Das ist es auch nicht, was ich fürchte — — — Jan, Jan! Du hast Böses im Sinn!“

— „Noch einmal, sprichst Du irre? Ich verlange, daß Du Dich ohne Umschweif erklärst.“

— „Wohlan! Ich habe in der Nacht einen Traum gehabt, und Du weißt, daß meine Träume, wie meine Vorherſagungen, einzutreffen pflegen. Ich ſah Dich mit dem Könige zuſammen an einem Tiſche ſitzen. Ihr waret beide in der beſten Laune, plaudertet und lachtet. Der König neigte ſich zu Deinem Ohr, um Dir etwas vertraulich zuzuflüſtern. Auf einmal blitzte ein Dolch in Deiner Hand, Du ſtießeſt ihn tief in das Herz des Leichtgläubigen. Karl fiel bewegungslos todt auf den Boden nieder, und ſeine Krone blinkte auf Deinem Haupte.“

— „Ha, ha, ha! Nichts Andres?“

— „Du lachſt?“

— „Und Du willſt wohl gar, daß ich die Narrheiten eines Weibes zu Herzen nehme?“

— „Benenne meine Weiſſagungen nicht ſo. Bekümmerte Warnungen, Aengſte und Sorgen um Dich ſind es. Wenn Du mit blutigen Plänen umgehſt, Jan, ſo bändige Deine Leidenſchaften, ſo lange es Zeit iſt. Sie ſind ſtark und gräßlich, ich weiß es; aber Du biſt ja berühmt wegen Deiner Stärke. So beweiſe denn, was Du über Dich ſelbſt vermagſt.“

— „Hüte Dich! Bisher habe ich Dich mit Geduld angehört, begnüge Dich mit dieſem Beweiſe meiner brüderlichen Liebe! Laß uns von etwas Anderem ſprechen, oder, wenn Dir die Zeit bei mir zu lange wird, ſo laß mich Dich umarmen, und Dir ein Lebewohl ſagen.“

— „Jan, Jan, Du ſtößeſt mit höhnender Kälte das einzige Herz von Dir, das Dich aufrichtig liebt;

Du verſchmähſt den einzigen Rath, der Dir wohlmeinend gegeben wird ohne Nebenabſichten, und der Dir aus höherer Wiſſenſchaft von oben ertheilt wird. Mag denn Gott Dich beſchützen! Ich, ſein geringes Werkzeug, vermag nur zu wahrſagen und zu warnen. Dort oben in den Sternen ſteht es geſchrieben, daß, wenn Du von argen Entwürfen geleitet wirſt, wenn der König ſich von Dir leiten läßt, ihr beide auf der Mitte eurer Lebensbahn ins Grab ſinken werdet.«

— »Habe Dank, Schweſter, für Deine Aufrichtigkeit und gute Meinung! Lebe wohl!«

Die Geſchwiſter umarmten einander.

Ingeborg ging, laut ſchluchzend und mit dem Taſchentuch vor den Augen. Nicht lange darauf ſtellte ſich der Reichsrath, Göran (Georg) Gyllenſtierna, ein, auch zum Abſchiedsbeſuch.

»Mit Gottes Hülfe ſehen wir einander wieder« — begann er — »aber der Krieg iſt ein mißliches Spiel, und Du wäreſt nicht der erſte Gyllenſtierna, deſſen Blut den Wahlplatz färbte. So lange Du hier warſt, habe ich es mir nicht einfallen laſſen, von Deinen vielen, großen und tiefen Plänen mehr zu erforſchen, als Du ſelbſt für gut fandeſt, mir mitzutheilen; aber, wenn Du jetzt fieleſt, wären ſie alle vernichtet, ohne irgend eine Frucht zu hinterlaſſen. Du mußt mir deshalb Deine Abſichten vertrauen, damit ich ſie ausführen kann, wenn Du ſelbſt daran gehindert würdeſt, oder um ſie jedenfalls während Deiner Abweſenheit im Senat geltend machen zu können.«

Johann Gyllenſtierna verſank in Nachſinnen,

während er seinen Bruder starr ansah, und seine Miene nahm einen strengen und stolzen Ausdruck an. Endlich brach er sein Schweigen mit diesen Worten:

„Ich billige Deine Bedachtsamkeit. Sie ist ein neuer Beweis, daß uns eine Mutter gebar. Thäte ich nicht einen Schritt, bei welchem mir das Schwert des Damokles über dem Haupte hängt, so erlaubte ich, bei Gott, Niemandem, nicht einmal meinem leiblichen Bruder, die Zeichensprache meiner Gedanken zu lesen; aber mit meinem Tode würden auch sie sterben, wenn ich sie Dir nicht vertraute. Die Hoffnung, nicht vergebens gestrebt zu haben, wird mir meine letzten Augenblicke erleichtern. So sollst Du denn Theil nehmen an meinem Vorhaben, Göran, aber nur unter zwei Bedingungen. Ich fordere Deinen Eid und Handschlag, daß Du, soweit es in Deinen Kräften steht, es nach meinem Tode ausführst, und daß Du den Schlüssel zu Deinem Geheimniß nie einem Andern anvertraust, sondern ihn mit Dir ins Grab nimmst.“

„Göran gab sein Ehrenwort und besiegelte es mit einem theuren Eidschwur.

„So höre denn! Seitdem eines glücklichen Anmaßers List und der schwedischen Stände kurzsichtige Feigheit uns ein für allemal des Wahlrechtes für den Thron beraubten, und des ersten Erbkönigs tolle Eitelkeit, angeschürt von seines Günstlings, eines heimtückischen Emporkömmlings, verrätherischem Rath, die Einheit und Kraft unseres Standes durch Erfindung von Grafen- und Freiherrentiteln und Austheilung derselben sprengte, hat sich der Kern des schwedischen Adels — unser Ge-

ſchlecht zum Beiſpiel — zwiſchen zwei Feuern befunden, zwiſchen der Hinneigung der Könige zur Alleinherrſchaft auf der einen, und den vermeſſenen Anſprüchen der neuen Grafen auf der andern Seite. Beide müſſen ausgelöſcht werden, ſofern wir nicht rettungslos unterdrückt werden wollen. Aber wir ſind noch zu ſchwach, um dies aus eigner Kraft ins Werk zu ſetzen. Sie ſelbſt müſſen einander gegenſeitig vernichten. Deshalb übernahm ich es im Geſpräch mit unſerm jungen Monarchen, unaufhörlich gegen die Rathsverſammlung im Allgemeinen, und gegen ſeine früheren Vormünder im Beſondern zu eifern. Meine Reden haben tiefe Wurzeln in ſeiner Bruſt geſchlagen, beſonders da die „Schweinefüße,“*) die er um ſich ſammelt, gerne den Chor bilden gegen Alles, was über ihnen iſt, und er ſeines Vaters Beſtreben nach Alleinherrſchaft geerbt hat; ja, ſeit ich ihm berichtete, was zwiſchen ſeinem Vater auf Veranlaſſung der Wexionius-Gyllenſtolpe'ſchen „Politica“**) vorfiel, ſcheute er Brahe'n und ſieht in ihm einen ab-

*) Ein Ausdruck, deſſen ſich der Reichsdroſt Graf Brahe im Senat bediente.

**) Ein lateiniſch geſchriebenes Buch, angeblich von Michael Wexionius und erſchienen zu Abo 1647. Als Karl X. dies ihm gewidmete Buch las, warf er es bei einer der königlichen Gewalt nicht günſtigen Stelle an die Wand, und ſagte zu dem Droſt Pehr Brahe, der es ihm gerühmt hatte: „Ihr habt an Gyllenſtolpe einen Mann, der es mit Euch gut meint, aber mit uns eben nicht.“

gesagten Feind des Königsrechtes vermöge der Begriffe, die er sich selbst macht, und die Andere hegen sollen von des Königsthumes göttlichem Ursprung. Schon der Umstand, daß seine Vaterschwester sich mit einem seiner Unterthanen vermählte, verdrießt ihn und hat ihn immer ungünstig gegen de la Gardie gestimmt. — -- —"

"Spare den Bericht von Deinem Verfahren, Dich dem Könige unentbehrlich zu machen, und ihn gegen die Grafen und den Rath in Harnisch zu bringen" — unterbrach ihn Göran Gyllenstierna. — "Ich habe längst bemerkt, daß und welchen Saamen Du in die Brust des Königs gestreut hast, und daß dieser Boden für eine solche Aussaat die günstigste war; aber was ich von Deinem Plane nicht begreife, besteht darin, wie Du Karl's Hang zu uneingeschränkter Macht mäßigen und zurückhalten willst, wenn es Dir, sogar über Verhoffen, gelingen sollte, durch ihn die Schranken umzustürzen, in welchen wir die Lüsternheit der Fürsten nach Macht bisher gehalten haben."

— "Es giebt mehrere Wege seinen Flug zu hemmen, wenn er uns zu gewaltig werden sollte. Man kann ihn so verheirathen, daß man durch seine Gemahlin ihn selbst in die Hände bekommt. Deshalb war ich bedacht, in England bei der Prinzessin Anna, der Tochter des Herzogs von York, eines Bruders des Königs, Erkundigung einzuziehen. Meine Absicht war, dem König eine heimliche Katholikin zuzugesellen, um ihn von den Geistlichen zu trennen und diese auf unsere Seite zu bringen. Aber Wachtmeister, der nach England geschickt wurde, um unter anderem Vorwand dies Ge-

ſchäft zu betreiben, bekam einen Korb. Nun will ich verſuchen, ſeine Vermählung, wenigſtens mit einer Dänin, zu hindern. Er erhielte durch das Nachbarreich eine zu mächtige Stütze, und es würde um ſo ſchwerer ſein, ihn zu leiten. Aber mein eigentliches Arcanum, Bruder! — — —“

Johann Gyllenſtierna hielt plötzlich inne.

„Und worin beſteht das?“ fragte Göran Gyllenſtierna, verwundert und neugierig.

— „In der Gefahr des Krieges und in ſeinem Verlangen, ſich auf dieſer Bahn auszuzeichnen. Er iſt nicht der erſte ſchwediſche König, der auf dem Schlachtfelde das Leben verlor. Bei dem Mangel an einem Thronfolger könnten wir uns beſſer vorſehen, als wenn ein erbliches Scepter unbedenklich dem Hauſe Waſa und Pfalz überlaſſen würde. — — — Nun, was denkſt Du von meinem Plan?“

„Ich bebe vor deſſen Verwegenheit, Gefahren und Folgen; es iſt ein hohes und mißliches Spiel. Nicht blos Dein Haupt, ſondern tauſende können dabei ſpringen und Schweden ein Raub ausländiſcher Feinde und einheimiſcher Erſchütterungen werden.“

— „Bah! Will man gewinnen, ſo muß man wagen. Das Wildpret iſt ſo umringt, daß es mir nicht entſchlüpfen kann, ſo lange ich ſelbſt der Jäger bin, — und wenn ein Unfall mich treffen ſollte, ſo biſt Du nun in meinen Plan eingeweiht, gleiches Blut fließt in unſern Adern, gleiche Demüthigungen haben wir zu rächen, und nach einem gleichen Ziele zu ſtreben.“

— „Meiner Verſchwiegenheit kannſt Du in jedem

Fall vertrauen; aber wenn Du, was Gott verhüte! untergehen ſollteſt, ſo rechne nicht darauf, daß ich Dir an Verwegenheit und Kraft gleich kommen werde.“

— „Der Wille zieht den halben Laſtwagen, ſagt das Sprichwort, und je nachdem ſich die Dinge entwickeln, muß man ſtets ſeinen Beſchluß faſſen. Vermöge deſſen, was ich Dir vertraut habe, weißt Du nun genug, um von der Begebenheit nicht unvorbereitet überraſcht zu werden.“

— „Nehme Dich Gott in Schutz, Bruder! Solche Werke ſind nicht für mich.“

— „Aber wenn ſie gelingen, haſt Du, ſammt Andern, denke ich, nichts dagegen, die Früchte meiner Pflanzung zu genießen.“

Mit dieſen Worten und einem triumphirenden Gelächter reichte Johann Gyllenſtierna ſeinem Bruder die Hand, der ihn nach einem herzlichen Abſchied verließ.

Bayerische Staatsbibliothek München

Neuntes Kapitel.

Bei dem Schein einer flackernden Nachtlampe saß Frau Teſſin, ſchweigend und niedergeſchlagen, neben dem Krankenlager ihres Mannes und ſtrickte an einem Strumpf. Karten, Reißzeuge und Cirkelbeſtecke lagen noch auf ſeinem Arbeitstiſche in derſelben Ordnung, wie er ſie zum letztenmal gebraucht hatte. Vier königliche Bildniſſe: Chriſtina's, Karl Guſtav's, Hedwig Eleonora's und Karls XI. ſchmückten die Wände des Zimmers, und über dem Bette hingen kreuzweis zwei Piſtolen, welche einſt Karl X. gehörten, und welche dieſer Fürſt, als er in Erwartung der Krone ſeine Begierden und Beſorgniß in berauſchenden Getränken erſtickte, ſeinem Baumeiſter in Oeland eigenhändig verehrte.

Seine Krankheit war wenig ſchmerzhaft, aber gerade deßwegen um ſo gefährlicher. Sie beſtand in Mattigkeit und Abzehrung; die Kräfte verminderten ſich täglich, ohne durch einen beinahe ununterbrochenen Schlum-

mer gestärkt zu werden. Wenn er wachte, sprach er, mehr mit Blicken als mit Worten, mit seiner betrübten Gattin, welche ihre Thränen zurückhielt, ja sich bisweilen zu lächeln zwang, was ihr Herz aber nur noch tiefer verwundete, um die Unruhe des Kranken zu zerstreuen, und sein Leiden nicht durch Nachdenken über die Gefahr seines Zustandes zu vermehren.

Während sie so da saß, und ihre Blicke auf die gelbbleichen, hageren Wangen und die eingesunkenen dichtverschlossenen Augen des Rathsherren hingerichtet, schlug er diese plötzlich auf, erhob den Kopf mit Anstrengung von dem Kissen, worauf er ruhte, sah sich forschend im Zimmer um, aber sank mit dem Kopf auf den Pfühl zurück und sagte mit leiser Stimme und einem schwachen Seufzer: „So war es nur ein Traum! — — Und ich schloß ihn doch so fest in meine Arme!“

— „Nicodemus wahrscheinlich?“ fragte seine Gattin mit zärtlicher Theilnahme.

„Ja freilich,“ flüsterte der Kranke.

— „Ein gutes Vorzeichen, geliebter Mann!“ — erwiederte die Frau. — „Wir wissen ja bestimmt, daß er auf der Heimreise ist. Vielleicht haben wir ihn hier, noch ehe wir es ahnen.“

„Das gebe Gott! Es geht mit mir zu Ende. Ich möchte den lieben Sohn so gern noch einmal sehen und ihm mündlich meinen Segen und meinen väterlichen Rath geben. Für euch Beide wäre es wohl von Wichtigkeit, daß ich ihm einige Vorschriften ertheilte.“

— „Schlage Dir diese schwermüthigen Gedanken aus dem Sinne, Herzvater! Mit Gottes Hülfe werden

wir unſern geliebten Nicodemus bald wiederſehen, und die Freude darüber wird, hoffe ich, zu Deiner Geneſung beitragen.«

— »Mache Dir keine eitlen Hoffnungen, Mariechen! Der Sand meines Stundenglaſes iſt bald verronnen. Wie Gott will! Möchte ich nur noch einmal hier in dieſer Welt meines Namens Ehre und Deine bleibende Stütze umfangen! Dann laſſe der Herr ſeinen Diener in Frieden fahren!«

Der Alte faltete ſeine Hände zum ſtillen Gebet. Heiße Thränen ergoſſen ſich über die Wangen ſeiner Gattin.

Der fromme Wunſch ward erhört. Eines Abends, als Frau Teſſin ihrem Mann am Krankenbette aus Luthers Hauspoſtille vorlas, hörten ſie einen Wagen draußen vor der Pforte ihres Hauſes Halt machen, Jemanden eilig kommen und leiſe an die Thür klopfen. Frau Teſſin nahm ihre Brille ab, legte ſie als Zeichen in das Buch, und ging ſelbſt nachzuſehen, wer da ſei und ſie beſuchen wollte. Aber wer malt ihre Ueberraſchung, ihr Erſtaunen über den Anblick, der ſie hier erwartete? Es war der junge Hofbaumeiſter, welcher eintrat, ſeinen Reiſemantel abwarf und mit dem Ausruf: »Meine geliebte Mutter!« ſie in ſeine Arme ſchloß.

Sie blieb einige Sekunden ſtumm vor Entzücken, aber kam zu ſich bei des Rathsherrn matter Frage, wer denn da ſei?

Bei dem lieben, wohlbekannten, aber jetzt ſo gebrochnen Laut dieſer Stimme ſtutzte der Hofbaumeiſter. Die Mutter, welche es merkte, und welche die Folgen

einer heftigen Gemüthsbewegung des Kranken fürchtete, flüſterte eilig ihrem Sohne zu, er möge ſeine Gefühle mäßigen und ſich ſo ruhig wie möglich zeigen, da der Vater ſehr krank und ſchwach ſei. Dann trat ſie raſch an das Krankenbett, um den Rathsherrn gegen die Gefahr einer zu plötzlichen und gewaltſamen Freude zu waffnen und zu ſtärken. Der vorher erwähnte Traum gab die Veranlaſſung und Einleitung, und ihr Herz war erſt völlig befriedigt, als ſie einige Minuten darauf den Vater gerührt aber ruhig ſeine zitternden Arme nach dem geliebten Sohn ausſtrecken ſah, der an des Vaters Bett auf die Knie ſank.

Die Lebensflamme, einige Tage zuvor dem Erlöſchen nahe, loderte vor Freude von neuem auf und ſchien in ihrem verödeten Raume wieder Nahrung zu finden. Die Eltern waren unermüdlich in Erkundigungen, wie der Sohn in Berichten.

Des Rathmanns erſte Frage galt natürlich dem, was ihm am meiſten am Herzen lag, der Kunſt und ihrer Pflege.

„Du ſchriebſt mir vorlängſt, daß der Kurfürſt von Hannover mit Dir von Drottningholm ſprach, aber daß Du nicht Zeit gewannſt, ihm den Riß vorzuzeigen.*) Das thut mir leid; denn nun weiß er nicht, welch ein ehrenvolles Gedächtniß ich durch dieſes Schloß meinem Namen geſtiftet habe,“ — ſeufzte der Rathsherr.

---

*) Siehe den erſten Brief vom 10. Mai 1673 im ſechſten Kapitel.

— „Aber ich beſchrieb ihm gleichwohl alles ſo genau, daß er, der ſich ſelbſt auf die Baukunſt verſteht, ſich eine ziemlich klare Vorſtellung von dieſem Palaſte mußte machen können. Auch hindert ja nichts, ihm mit der nächſten Geſandtſchaftsgelegenheit einen Riß davon zukommen zu laſſen.“

— „Das läßt ſich in der That hören. Doch nun zu etwas Anderem! Mich verlangt, Dich etwas von unſrer ehemaligen Majeſtät erzählen zu hören, und wie Du von der berühmten Frau aufgenommen biſt. Deine Briefe haben allerdings etwas darüber enthalten, aber es wird mir doch lieb ſein, es aus Deinem eigenen Munde zu vernehmen.“

— „Sie hat mich mit ihrer Gewogenheit, ja mit ihrem Vertrauen beehrt, mehr als ich es ſagen kann. Am meiſten habe ich dies wohl dem hohen Fürwort unſrer hieſigen gnädigen Majeſtäten zu danken. Aber das Andenken an meines Vaters frühere Dienſte mag doch auch nicht wenig dazu beigetragen haben. Gegen den Herrn Marquis del Monte, in deſſen Geſellſchaft ich reiſte, habe ich die größte, ehrfurchtsvollſte Verbindlichkeit. Er redete täglich bei der Königin zu meiner Gunſt, und ſie giebt viel auf ſeine Empfehlungen; denn er iſt nicht blos ihr erſter Kammerherr, ſondern nächſt dem Kardinal Appolini ihr vornehmſter Rathgeber und Führer.“

— „Derſelbe Kardinal vermuthlich, auf deſſen Veranſtaltung die Dir verſtattete Benutzung der trefflichen Sammlungen der Königin zurückgenommen wurde?“

— „Derſelbe. Er macht ſich Hoffnung, im letzten

Willen Ihrer Majeſtät zum Erben ihrer ganzen Verlaſſenſchaft eingeſetzt zu werden. Deshalb liegt er wie ein Drache über dem Schatze. Seit Ihre Majeſtät ihren leiblichen Vetter, den Grafen Waſano*), ihrem Hof anſchloß, geriethen der Kardinal ſowohl wie der Marquis wegen der Erbſchaft in Schrecken, bewachen ſie auf Schritt und Tritt, und haben Einwendungen bei der Hand gegen alles, was das Beſitzthum ſelbſt in Kleinigkeiten verringern kann.«

— »Du nennſt den Grafen Waſano Ihrer Majeſtät Vetter, und ſelbſt ſein Name deutet auf ein verwandtſchaftliches Verhältniß zum Königshauſe. Wie hängt dieß zuſammen?«

— »Der Graf iſt ein natürlicher Sohn des polniſchen Königs Wladislaus VII. und ſo Sigismunds Enkel. König Johann Caſimir, als er auf den Thron verzichtete, und in Paris ſeine Wohnung nahm, wollte öffentlich im dortigen Parlament den Grafen als ſeinen Brudersſohn anerkennen. Aber dies Vorhaben ward nicht bewerkſtelligt, und als der vorige Monarch im Kloſter ſtarb, reiſte der Graf nach Rom, und ward von der Königin als Anverwandter aufgenommen und begünſtigt. Dies wurmte ſowohl den Kardinal wie den Marquis, und ſie ſetzten ihr ſo lange zu, bis ſie ſelbſt den Grafen zu überreden ſuchte, Mönch zu werden in

*) Die Königin Chriſtine nennt ihn in ihren Briefen bald Vaſano, bald Vaſeno, vielleicht eine Veritalienerung des Namens Waſa oder Waſahof.

einem der ſchönen Klöſter Monte Caſſino oder Valle Ombroſa in der Nähe vom Rom.«

— »Großer Gott und Herr! — ſeufzte die Rathsmännin — ſo ſoll denn das edle Waſageſchlecht auf der rechten und linken Seite, ſeinem hohen proteſtantiſchen Stammvater zum Spott und Hohn, mit einer Papiſtin und einem Kloſterbruder ſchließen!«

— »Gewiß —« gab der Hofbaumeiſter zur Antwort — iſt Ihre Majeſtät eifriger für die Bekehrung zum katholiſchen Glauben, als wir Schweden es wünſchen können. Aber Graf Waſano weigerte ſich, Mönch zu werden, und die Königin beweiſt ihm nicht minder Güte, nachdem er ihren Vorſchlag zurückgewieſen hat, als zuvor. Beſſer glückte es ihr mit der bekannten Frau Dacier, welche durch Ihre Majeſtät zuletzt vermocht wurde, ſammt ihrem Manne zur römiſch-katholiſchen Lehre überzugehen.«

— »Was für ein Unweſen!« — brach der Rathmann aus. »Man geräth in Verſuchung mit unſerm großen Axel Oxenſtierna auszurufen: »Sie iſt toll! Aber was ſage ich? Sie iſt doch des großen Guſtav Adolphs Tochter. Sie, welche nur ein Jahr vor ihrem unglücklichen Abfall ebenſo ſehr gegen den gottloſen Uebergang zum Katholicismus eiferte,*) wie jetzt

*) In einem Briefe an den Landgrafen Friedrich von Heſſen, der, wie früher ſein Bruder, der Landgraf Ernſt, von dem reformirten Glauben abfiel. Es heißt darin z. B.: „Pouvez Vous ignorer, combien ceux qui changent, sont haïs de

für ihn. Da ſieht man, wohin religiöſe Schwärmereien führen können!“

„Damit ſteht es doch nicht ſo ſchlimm, wie es ausſieht —“ äußerte der Hofbaumeiſter. — „Ich habe in Rom ſelbſt Abſchriften eines Briefes der Königin an ihre ehemalige Günſtlingin, die Gräfin Ebba de la Gardie, geborne Sparre, geſehen, welcher ganz andre weltliche Anſichten enthält.*) Keiner kann auch vorurtheilsloſer ſein als unſre große Königin, ſelbſt in Dingen des Anſtands; denn vor meinen eigenen Augen hob ſie ſich oft die Röcke auf in Gegenwart mehrerer Männer, um ſich den Rücken am Kaminfeuer zu wärmen, was um ſo weniger der Gefallſucht zugeſchrieben werden kann, da Ihre Majeſtät keineswegs eine ſchöne Hautfarbe hat.**)

---

ceux les sentiments desquels ils s'éloignent, et ne saurez Vous pas, partant d'illuster exemples, qu'ils sont méprisés de ceux auprés desquels ils se rangent!

*) In einer Nachſchrift jenes Briefes aus Brüſſel 1665 heißt es: „Mes occupations sont de bien manger et de bien dormir, étudier un peu, causer, rire et voir les comédies françoises, italiennes et espagnoles, et à passer le tems agréablement. Enfin je n'écoute plus des sermons, je méprise tous les orateurs, aprés ce que dit Salomon, tout le reste n'est que sottise, car chacun doit vivre content, en mangeant, buvant et chantant.“

**) Der Sohn des jüngern Teſſin ſagt: „Mon père qui a journellement eu l'honneur de faire à Rome sa cour à la reine Christine, m'a souvent raconté qu'Elle ne faisait nulle difficulté de lever les jupes et de se

„Gott bewahre! .... Pfui! ....“ war alles, was die Rathsmännin, mit den Händen vor den Augen, in ihrer Bestürzung ausrufen konnte.

„Mag es nun damit sein, wie es wolle,“ — nahm der Hofbaumeister wieder das Wort — „so habe ich jedenfalls Ursache zufrieden und dankbar zu sein für die Gnade, welche Ihre Majestät mir bewiesen hat, selbst beim Abschied, indem es ihr beliebte, mir einen Brief an unsre beiden Majestäten hier daheim mitzugeben. Ich werde morgen versuchen, vorgelassen zu werden. Vermuthlich ist der Herr Hofrath oder nunmehrige Staatssekretär Lindschöld noch wie ehedem unser Gönner, und ich werde ihm zuerst die Aufwartung machen, damit er die Majestäten vorläufig von meiner Heimkehr zum Vaterlande in Kenntniß setze.“

„Du bist gegenwärtig ein Fremdling in Deiner Heimat, merke ich“ — erwiederte der Rathsherr, und schüttelte das Haupt bedächtig. — „Unser guter Staatssekretär lebt verborgen und vergessen auf seinem Landeigenthum Staffund, und steht in keiner Berührung mit dem Hofe. Ränke von Feinden und Neidern haben ihm die Verweisung zugezogen. Aber Gott wird schon noch dereinst unserm gnädigen Könige die Augen öffnen, und dann, wenn nicht früher, ihre heimtückischen Anschläge zu Schanden machen. Seine Majestät selbst befindet sich jetzt auch nicht in der Hauptstadt, sondern in Schonen

---

chauffer à crud devant les hommes, qui l'environnoient, ajoutant qu'Elle avoit la peau extrêmement noire.“

auf dem Kriegstheater. Gott, der Allmächtige, möge ſeinen theuren Geſalbten in Schutz nehmen!“

— „Nun wohl! So muß ich auf eigne Hand mein Glück verſuchen. Der Brief der Königin Chriſtina und meines Vaters Namen werden mir die Thüren zum Audienzzimmer der verwittweten Königin öffnen.“

Zehntes Kapitel.

Ein Eilbote aus dem Lager in Schonen überbrachte ein eigenhändiges Schreiben des Königs an seine Mutter, worin er sie von gewonnenen Schlachten und von bestandenen Lebensgefahren unterrichtete. „Freude Ihnen mit mir und meinem ganzen Reiche, innigstgeliebte, theure Frau Mutter!“ — schrieb Karl, — „und Lob- und Preisgesang ihm, der so große Dinge mich hat vollbringen lassen und mich mehrmals aus der Angst und aus der Gefahr gerettet hat, in die Hände des Feindes zu fallen. Ich will mit Eurer Majestät Erlaubniß, Ihnen Nachricht davon geben, damit Sie finden, allertheuerste Mutter, daß ich dem Heldenblut nicht Unehre mache, das, vermischt mit Ihrem eigenen, in meinen Adern fließt. .... Mit den Thieren des Waldes werde ich freilich künftig nicht so wie ehemals wettspringen können; denn ich bin ein wenig lahm, und mein rechtes Bein etwas krumm geworden, seitdem bei einer Gelegenheit, wo ich ausritt, um einige Batterien und Verschanzungen zu besichtigen, das Pferd mit mir stürzte, und ich bei dem Fall das rechte Bein brach. Anfangs

litt ich heftige Schmerzen, aber mit Gottes Beistand und den Bemühungen zweier geschickten Regimentswundärzte, bin ich jetzt wiederhergestellt. — — — Ein andermal, als ich mit dem Heere über den Käflingstrom vor dem Paß bei Groß-Harige zog, wo die beste Gelegenheit war überzusetzen, um sodann in voller Schlachtordnung gegen den Feind zu ziehen, ward das Pferd, welches ich ritt, vor den Kopf geschossen und stürzte. Ich bestieg flugs ein andres und setzte den Kampf ohne Aufenthalt fort, immer, wie es sich ziemte, vorn an der Spitze, aber kam endlich von den Meinen ab und gerieth mitten unter die Feinde. Mich allein gegen die ganze dänische Macht zu vertheidigen, wäre ein ganz erfolgloses, wahnwitziges Unternehmen, aber mich gefangen zu geben, eines schwedischen Königs, eines Sprößling Wasa's und des Sohnes Karl Gustav's unwürdig gewesen. Da zeigte mir Gott einen Ausweg, und bekleidet, wie ich war, mit einem grauen Rocke ohne Abzeichen meines Standes und Ranges, stellte ich mich, als sei ich einer von den feindlichen Offizieren und Anführern. Ich forderte die Dänen mit lauter Stimme zum tapfern Widerstand auf, führte sie selbst gegen mein eignes Volk; aber als ich so nahe gekommen war, daß ich mich den Meinen mit Sicherheit entdecken konnte, rief ich ihnen zu, mich zu befreien und darauf loszugehen. Es glückte. Wir kämpften nun bis in die dunkle Nacht und gewannen die Schlacht. — — — Während ich mein Hauptquartier in Ljungby hatte, machte ich eines Tages einen Streifzug, welcher mich zu dem Priestergehöft in Åsus führte, wo ich auszuruhen dachte. Doch die Dänen hatten meinen

Aufenthaltsort ausgekundschaftet, umzingelten das Gehöft und Haus in größter Eil, und hofften mit Sicherheit mich zu fangen. Aber Gott rettete mich aus dieser Bedrängniß auf eine wundersame Weise durch seines treuen Dieners, des Ehrenmannes, Pfarrers und Magisters Casten Rönnows Erfindsamkeit und Entschlossenheit. Sobald er die Ankunft der Feinde bemerkte, führte er mich durch eine Hinterthür nach einem andern Gebäude, wo ich, auf seinen Rath in den Schornstein eines Kamins klomm, worauf er die Klappe wieder vorschob, so daß ich darauf stehen konnte. Mit heftigem Geschrei und Gelärm suchten die in großer Menge herbeigekommenen dänischen Officiere mich überall, und durchforschten das ganze Haus, Boden, Keller, Schränke, Betten und alle Gemächer, glücklicherweise aber meinen Versteck nicht, wo es keinem einfiel, mich zu vermuthen. Als sie sahen, daß ihnen die verhoffte Beute entschlüpft sei, begaben sie sich auf einige Zeit in des Predigers eigenes Wohnzimmer und forderten zu essen und zu trinken. Rönnow unterließ nicht, sie aufs Beste zu bewirthen und machte sie alle zusammen betrunken. Während sie es sich so wohl sein ließen und der Becher rundum ging, schlich sich unser wackerer und verschlagener Pfarrer eiligst und unbemerkt hinaus, kam zu mir, ließ mich aus meinem Versteck hinaus, warf mir einen schlechten Pelz über, lud mir einen Korb mit Kohlen auf den Rücken, schwärzte mir das Gesicht und hieß mich dann, langsam und ruhig durch die feindlichen Wachen gehen, welche schwerlich unter dieser Verkleidung den König von Schweden vermuthen würden. Ich folgte seinem wohlersonnenen

Rath und kam glücklich in mein Hauptquartier zurück. Königlich will ich den unvergleichlichen Dienſt belohnen, den er ſeinem König und ſeinem Vaterlande geleiſtet hat.*) — Jetzt, vielgeliebte Frau Mutter, würde mir nichts lieber ſein, als Eure Majeſtät umarmen und mit Ihnen vertraulich ſprechen zu können. Aber ehe ein ehrenvoller und zuverläſſiger Friede abgeſchloſſen iſt, darf ich den Kriegsſchauplatz nicht verlaſſen. Zwiſchenzeiten finden ſich jedoch, wo ich mich auf einige Zeit, nicht allzuweit, entfernen kann. Sollte es deßhalb einer

---

*) Die Belohnung beſtand darin, daß Karl XI. mit dem Paſtorat von Aſus zwei Kirchſpiele verband und es zum Fideikommiß für die Nachkommen Rönnow's machte, welche auch bis jetzt im Beſitze deſſelben geblieben ſind, da der jetzige Prediger Karl Starck mit einer Nachkömmlingin Rönnow's verheirathet iſt. Selber ward er zuerſt nach Helmſtad und dann nach Oerebro verſetzt, wo er ſtarb, noch ehe der König ihm ein Bisthum, das er ihm zugedacht hatte, ertheilen konnte. —

Nach Beendigung des Krieges ließ Rönnow über den Kamin, in welchem ſich der König verborgen hatte, folgende Inſchrift ſetzen:

Frustra Quaeritis Inquisitores! Nihil videtis, nihil invenitis. Latet hic Svecorum, Gothorum et Vandalorum Thesaurus et Salus; Latet inimicorum Sueciae terror; Latet Scaniae, Blekingiae et Bohusii Conservator et Triumphator: Summus ille Borealis Monarcha Gloriosissimus Rex Carolus XI. In hoc camino fictili et vili, Sed gratia Dei perillustri Regnoque Regi et huic loco Maxime Salutari. Antiquam fidem In Regem et Regnum Habitatores praestabunt In Sempiternum.

herzlich geliebten Frau Mutter gefallen, eine Reiſe nach Småland in die Gegend von Wexiö zu machen, ſo würde ich mich dort zu einem Stelldichein einfinden. Senden Sie mir jedenfalls einen Eilboten, und unterrichten Sie mich von Ihrem Beſchluß, damit ich meine Maßregeln danach nehmen kann.“

Mit Vergnügen fügte ſich Hedwig Eleonora dem Wunſche des Königs, und eine Reiſe nach Smaland ward anberaumt. Aber um während der Vorbereitungen dazu nicht durch die Zudringlichkeit der Hofleute und Vornehmen geſtört zu werden, ſchützte ſie eine kleine Unpäßlichkeit vor, welche ſie zugleich von dem Zwange befreite, Beſuch anzunehmen.

Das Kammerfräulein Stenbock war im Begriff in das Zimmer der verwittweten Königin zurückzukehren, nachdem ſie im Vorzimmer dem dienſtthuenden Kammerherrn Verhaltungsregeln gegeben hatte, zufolge der ebenerwähnten Abſichten, als der Hofbaumeiſter in den Audienzſaal trat mit der Bitte, vorgelaſſen zu werden.

„Das geht nicht an; Ihre Majeſtät befindet ſich nicht wohl und läßt Niemand vor mit Ausnahme derer, die die Aufwartung des Tages haben“ — war die Antwort.

„Das trifft ſich ja ſehr unglücklich, und ich bin in der That in Zweifel, was ich thun ſoll“ — äußerte Teſſin muthlos. — „Ich bringe eigenhändige Briefe von der Königin Chriſtina zu Rom an beide Königliche Majeſtäten, welche ich perſönlich den Ueberſchriebenen einzuhändigen beauftragt bin.“

„Ich bedaure; aber es läßt ſich nicht machen“ — erwiederte der Kammerherr gleichgültig.

„Mit Ihrer Erlaubniß werde ich es verſuchen, Ihnen behülflich zu ſein,“ — ſagte indem Fräulein Stenbock, welche, grade als ſie die Thür zu dem Schlafgemach der verwittweten Königin öffnen wollte, in dem Wandſpiegel, der die Gegenſtände des Audienzſaales wiedergab, Teſſin gewahr ward, deſſen Bild aus ihrem Gedächtniß und aus ihrem Herzen nicht gewichen war. Aber, als ob ſie ihre Dienſtfertigkeit bereute und ihre Gefühle zu verrathen fürchtete, fügte ſie mit etwas unſicherer Stimme und mit Erröthen hinzu: „Sein Sie ſo gut und warten Sie, bis ich Ihrer Majeſtät Befehle eingeholt habe in Betreff der Briefe, die Sie, wie Sie ſagen, von der Königin in Rom mitbringen. Ich weiß, wie erwünſcht dieſe Nachrichten unſrer gnädigſten Herrſcherin ſind.“

Den Blick, welchen ſie hiebei auf Teſſin heftete, ſagte noch mehr, und die nur ihr verſtändliche Antwort ſeiner Augen überzeugten ſie von ſeinem Verſtändniß und ſeiner Dankbarkeit.

„Sie ſcheinen in beſonderem Schutz zu ſtehen, mein Herr, und ich wünſche Ihnen Glück“ — äußerte, als Fräulein Stenbock ſich in das Kabinet der Königin-Wittwe begeben hatte, der Kammerherr zu Teſſin — „dieſes Kammerfräulein beſitzt das Vertrauen ihrer hohen Herrſcherin mehr als irgend ein Anderer. Jetzt will ich darauf wetten, daß Sie Einlaß erhalten, ſo ſtrenge er auch allen Andern verſagt iſt.“

Eine Kammerfrau, welche in dieſem Augenblick

eintrat, um den Kammerherrn zu der verwittweten Königin zu beſcheiden, befreite den Hofbaumeiſter aus der Verlegenheit, dem Kammerherrn auf ſeine mit etwas ſpöttiſcher Miene vorgetragene Bemerkung eine Antwort zu geben, und er blieb einige Minuten allein mit den Gedanken und Gefühlen, welche das Wiederſehen des Fräuleins und ihre ungewöhnliche Güte aufs neue in ſeiner Bruſt erweckt hatten.

Der Kammerherr kam zurück mit dem Beſcheid, daß der Hofbaumeiſter zu einer beſtimmten Stunde heute Nachmittags ſich an der kleinen Treppe, welche zu dem Kabinette Ihrer Majeſtät führte, einſtellen ſollte, wo ihm dann gnädigſt Gehör werde geſchenkt werden.

„Sehen Sie, hatte ich nicht Recht, als ich Ihnen alles Gute prophezeite, da ich Sie unter dem Schutz der Flügel des ſchönen und vielvermögenden Fräuleins ſah?“ — fügte der Kammerherr auf eigne Rechnung hinzu. — „Sie ſind nahe daran, eine Perſon von Einfluß zu werden, mein Herr, und ich empfehle mich Ihrem Andenken.“

Teſſin antwortete nicht, verbeugte ſich gleichgültig und ging.

Zur beſtimmten Zeit aber ſtellte er ſich an beſtimmter Stelle wieder ein. In dem Zimmer, wohin er gewieſen wurde, unfern dem Kabinette der Königin, fand er nur Fräulein Stenbock.

„Es iſt mir lieb,“ — begann ſie — „daß ich bei dieſer Gelegenheit Ihnen habe nützlich werden und die Erlaubniß auswirken können, den Brief von Rom Ihrer Majeſtät zu eignen Händen zu übergeben. Ich bezahle

damit eine alte Schuld für die Artigkeit, welche Sie mir vor mehreren Jahren in dem Parke des Reichskanzlers erzeigten. Aber wahrscheinlich ist der Vorfall Ihrem Gedächtniß wohl längst entschwunden.“

„Wie, gnädigstes Fräulein? Sie könnten glauben, daß ich jemals jenes erstemal, wo ich Sie sah, vergäße, das einzigemal vor dem heutigen Tage, wo ich das Glück hatte, Ihnen zu nahen?“ — rief Tessin mit Wärme aus. — „Wahrlich, da haben Sie eine zu geringe Vorstellung von dem Werth Ihrer eigenen Person und von dem Sinn für das Schöne, den die Natur in meine Brust legte und die Kunst mir zur Regel machte.“

„In Rom und an dem Hof der Königin Christina vergißt man wenigstens nicht, sich in Höflichkeit zu vervollkommnen“ — erwiederte Fräulein Stenbock, über deren Wagen eine leichte Röthe flog, während ihre schönen Augen schalkhaft glänzten und ein sanftes Lächeln auf ihren schwellenden Lippen spielte. — „Der Herr Hofbaumeister kommt aus einer guten Schule und diese kann sich seiner als eines gelehrigen Schülers rühmen.“

„Von allen Andern würde dieses Urtheil schmeichelhaft für mich klingen“ — fiel Tessin lebhaft ein. — „Aber Sie, gnädigstes Fräulein, würden meine Geringfügigkeit zu hart strafen, wenn Sie es verschmähten, zwischen den leeren Höflichkeiten, welche der Gebrauch vorschreibt, und der einfachen, aber wahren Sprache des Herzens einen Unterschied zu machen.“

Ueberrascht, aber nicht beleidigt von dieser zärtlichen Sprache, von dem Feuer, das in seinen Worten loderte,

und von der Heftigkeit, womit er, ehe sie sich noch besinnen konnte, ihre Hand ergriff und einen heißen Kuß darauf drückte, sah sie ihn ein paar Sekunden mit unruhigen Blicken an, entzog ihm sodann hastig ihre Hand, und sagte mit einem Tone, der Stolz ausdrücken sollte, aber doch nur Unsicherheit verrieth: „Ihre Freude über die Gnade, die es mir gelungen ist Ihnen auszuwirken, Zutritt zu Ihrer Majestät zu erhalten, ist so natürlich, daß man nicht Abrechnung halten darf mit der ungewöhnlichen Weise, wie Sie Ihrer Dankbarkeit Luft machen. Sein Sie indeß so gut und bedenken Sie ein für allemal, daß die Wärme und Freimüthigkeit, die vielleicht zu Rom an ihrer Stelle sind, dessen Sitten ich nicht kenne, es nicht immer in Stockholm sind, wo alles von kälterer Berechnung ausgeht.“

Tessin hatte noch nicht antworten können, als eine silberne Glocke sich im nahen Kabinet hören ließ, wohin Fräulein Stenbock jetzt eilte, nachdem sie vornehm, aber höflich und mit einer ernsten aber nicht ungehaltenen Miene sich gegen ihn verneigt hatte. Er blieb ein Weilchen allein zurück, indem er zwischen Furcht und Hoffnung schwebte, da das Zusammentreffen mit Hedwig ihm zu Beiden gleich viel Veranlassung gab. Gleichgültig war er ihr nicht; denn sie erinnerte sich an ihn und an das, was mehrere Jahre zuvor zwischen ihnen vorgefallen war; sie hatte sich selbst herbeigelassen, ihm Gehör zu verschaffen; ja die Theilnahme war unverkennbar in ihren seelenvollen Blicken und in ihrer heitern Stimmung zu lesen. Aber ihre Worte und ihr Benehmen erinnerten, wiewohl ohne ihn zu demüthigen, an den Unterschied

zwiſchen ihnen durch Rang und Geburt, und lehnten eine Erklärung ab, zu welcher er geneigt war, welche ſie aber zu fürchten ſchien. Seine Betrachtungen waren nichts weniger als angenehm, aber ſo tief, daß er wie aus einem Traume auffuhr, als die Thür zu dem Geheimzimmer der verwittweten Königin ſich öffnete und das Kammerfräulein Stenbock mit lauter Stimme ſagte: „Ihre Majeſtät erlaubt dem Hofbaumeiſter Teſſin ſeine unterthänige Aufwartung zu machen.“

Die Königin-Wittwe benahm ſich mit beſonderer Gewogenheit gegen ihn, empfing, erbrach und durchflog in ſeiner Gegenwart der Königin Chriſtina Brief und fragte endlich ſelbſt, ob er nicht auch einen Brief von ihr an den König mitbringe? Und als Teſſin dies bejahte, fügte Hedwig Eleonora hinzu: „Ihrer Majeſtät, meiner Muhme, Abſicht war unfehlbar, daß Sie die beiden Schreiben perſönlich dem König, meinem Herrn Sohn, ſo wie mir zu eignen Händen überreichen ſollten?“

„So lautete der gnädige Befehl, als die Briefe mir gnädigſt anvertraut wurden,“ antwortete Teſſin.

„Nun wohl,“ — nahm die Königin wieder das Wort — „Seine Majeſtät hält ſich gegenwärtig an den Grenzen von Schonen auf. Ich bin grade im Begriff dahin abzureiſen. Ich erlaube Ihnen, mich unter meinem Gefolge zu begleiten. Machen Sie ſich reiſefertig. Es kann zu Ihrem ferneren Glücke dienen. Vergeſſen Sie auch nicht, Ihre Riſſe mitzunehmen, um ſie Seiner Majeſtät eigenem hohem Urtheil unterthänigſt vorlegen zu können.“

Die Freude, welche aus Fräulein Stenbocks

ſchönen Augen ſtrahlte, und das Lächeln, das auf ihren Lippen ſpielte, war für Teſſin die Löſung des Räthſels, wem er eigentlich dieſe ausgezeichnete Gewogenheit der verwittweten Königin zu danken habe. Mit Worten machte er ſeinen Empfindungen gegen dieſe Luft, beredter als Worte waren die Blicke, welche er auf ſie richtete, gegen welche er Verbindlichkeit zu haben wünſchte und ſie wirklich hatte für die bewieſene Gunſt; ſie waren die lebhafteſten Dolmetſcher der Dankgefühle, welche ihn erfüllten.

In der Wohnung des Rathsherrn weckte der Bericht von dem Beweiſe der Gnade, welchen die verwittwete Königin dem Hofbaumeiſter gegeben hatte, Freude und Betrübniß zugleich. „Dein Glück iſt gemacht, mein geliebter Nicodemus!“ — ſeufzte der Vater — „aber wer weiß, ob wir einander noch wiederſehen. Die Abnahme meiner Kräfte, ſo wie meine Jahre, verkünden mir, daß meine Tage gezählt ſind. Gottes Wille geſchehe! Ich hätte genug gelebt, da ich die Gewißheit mit mir nehme, daß Deine Zukunft geſichert iſt, und daß durch Dich unſer Name an Berühmtheit gewinnen wird, wenn nur Maria ein kummerloſes Auskommen hätte. Aber was hilft das Wenige, das ich ihr hinterlaſſen kann?“

„Laß die traurigen Gedanken fahren“ — ſchluchzte die Frau, — „und gieß nicht ſelbſt unnöthigerweiſe Wermuthstropfen in den Becher der Freude. Wer weiß, ob ich Dich überlebe? Und iſt das Gottes Wille, ſo läßt er auch wohl das Oel nicht ausgehen in dem Kruge der

Wittwe. Geht es unſerm Nicodemus wohl, ſo kann es ſeiner Mutter nicht übel gehen.«

»Gewiß nicht, liebe Mutter, gewiß nicht!« — brach der Sohn aus und ſchlang ſeine Arme um ihren Hals. — »Meinen letzten Biſſen theile ich mit Dir. Und ſollte ein Unglück, was Gott verhüte! in meiner Abweſenheit eintreffen, ſo wende Dich an Ihrer Majeſtät Kammerfräulein Stenbock. Ich werde ihr unterweges unſre ganze Lage, und alle Hoffnungen, welche wir auf ihre Gunſt und ihr Fürwort ſetzen, mittheilen, und eher werden die Felſen brechen, als ſie unſre Hoffnungen zu Schanden werden läßt.«

Nicht minder über des Jünglings Eifer als über die Hinweiſung auf eine Hofdame von höchſtem Adel verwundert, ſtellte der Rathsherr eine Menge Fragen an den Sohn, die dieſen mehr und mehr in Verlegenheit ſetzten. Der Mutter entging dies nicht, ſie ſuchte ihn deswegen auf eine feine Weiſe durch eine unſchuldige Lüge aus der Klemme zu ziehen, und eilte dann, das Geſpräch auf andre Gegenſtände zu bringen.

Elftes Kapitel.

In der geſunden, angenehmen, ruhigen und ſtillen Gegend von Helgaſjö herrſchte nun auf einmal ein ungeſtümes Leben und eine wirbelnde Geſchäftigkeit. Während des wochenlangen Waffenſtillſtandes hatte ſich der König von Schonen in der Nähe von Werið begeben; dorthin nahm er ſeine ganze vertraute Umgebung mit ſich, und dort hatte er mit ſeiner Mutter zuſammenzukommen beſtimmt, welche ſeinem Wunſche zufolge Stockholm verließ. Von allen Orten ſtrömten natürlicherweiſe die Leute dorthin, um den Monarchen zu ſehen, ihm die Aufwartung zu machen und mündlich über ihre Angelegenheiten mit ihm zu ſprechen. Auch fand er ſich gewiſſermaßen faſt ſchlimmer in Werið von ſeinen treuen Unterthanen belagert als auf Schonen's Ebenen von den feindlichen Heeren. Beläſtigt von dieſem Zulauf, entfernte er ſich nach dem ſchönen eine halbe Meile von der Stadt gelegenen Croneberg, wo ſogleich für ihn ſelbſt, für die Königin-Wittwe und einige von ihrem Gefolge Platz gemacht wurde. Um für den Reichsrath Johann Gyllenſtierna, der von dem Könige unzer-

trennlich war, Raum zu gewinnen, mußte der Landeshauptmann ausziehen und ſich bei dem Biſchof einquartieren. Der König beabſichtigte bei dieſem Verfahren keineswegs, noch hatte es die Folge, daß er ſich mit denen außer Berührung ſetzte, die ihm, im Allgemeinen oder Beſondern, etwas von Gewicht mitzutheilen hatten; es war bloß das Gedränge der Geſchäftsloſen, Neugierigen und Eitlen, das ihn ermüdete und verdroß, während es ihm unnütz Zeit raubte und ſeine Aufmerkſamkeit von der Hauptſache und von den bedeutenden Perſonen abzog. Für Letztere war er vielmehr noch mehr zugänglich in Croneberg als in Weriö. In jüngern Jahren ſorgte Karl XI eifrig für ſein Vergnügen, verſäumte deswegen jedoch niemals ſeine Regentenpflichten.

„Freuen Sie ſich mit mir, beſter Freund!“ — rief der König Johann Gyllenſtierna'n entgegen, als dieſer in des Monarchen Schlafzimmer eintrat, grade als dieſer früh um 5 Uhr aus dem Bette aufſtand. — „Ihr Vetter, der Oberſt meiner Garde zu Fuß und zu Pferde, Generalmajor Chriſtoffer Gyllenſtierna iſt von den neunzehn in der Schlacht bei Lund empfangenen tödtlichen Wunden glücklich wiederhergeſtellt. Eben meldete man mir, daß er angekommen ſei. Ich habe ihm einen Empfang zugedacht, wie ihn ſeine Thaten und ſein Wohlverhalten verdienen, und zugleich die ausgezeichnetſte Belohnung, die ein Unterthan meines Reichs zu empfangen vermag.“

„Und worin, wenn ich fragen darf, wird dieſe beſtehen?“ fragte der Günſtling.

„Nun in der Reichsrathswürde natürlich“ — gab der König zur Antwort. — „Dagegen werden Sie wohl nichts einzuwenden haben?“

„Gegen die Sache gewiß nichts“ — erwiederte Gyllenſtierna, — „aber um ſo mehr, wenn Euer Majeſtät befehlen, daß ich meine Gedanken äußere gegen den Zeitpunkt. Chriſtoffer Gyllenſtierna gehört zu Eurer Majeſtät ergebenſten, zuverläſſigſten und tüchtigſten Dienern, und beſitzt Anſehen, Einfluß und Verſchlagenheit. Wird er dem Rath einverleibt, ehe dieſer von dem alten Sauerteige gereinigt iſt, und ehe der Eurer Majeſtät Hoheitsrechte übervortheilende gräfliche Uebermuth bewältigt iſt, ſo zählt der Adel einen Kämpfer weniger — — — und einen furchtbaren Kämpfer — — — gegen die Grafen und deren Anhang; dagegen, wenn der Krieg geendigt und der Sieg gewonnen iſt, nichts angemeſſener ſcheint, als daß der, welcher dem Feinde Niederlagen beibrachte, in die geräumte Feſtung eingeſetzt werde. Ich ſtelle gleichwohl die Sache Eurer Majeſtät höherer Einſicht anheim.“

„Unſchätzbarer Freund!“ brach der König aus, indem er die Arme gegen Gyllenſtierna ausbreitete — „ich kenne keine höhere Einſicht als Ihren gediegenen Rath. Ja, ich werde ihn auch in dieſem Falle Punkt für Punkt befolgen. Ich werde Ihren Vetter von der ihn erwartenden Belohnung, aber auch von der bewegenden Urſache unterrichten, welche es erheiſcht, daß ſie für jetzt heimlich gehalten werde und nicht eher in Erfüllung gehe, als bis er meiner königlichen Gewalt dieſelben Vortheile erkämpft hat, die er meinem Reiche auf

dem Schlachtfelde verſchaffte. Aufrichtig geſagt, bin ich doch ein wenig verlegen, wie ich ihm den Aufſchub ſeiner Ernennung zum Rathsmitgliede mittheile.«

»Wollen Eure Majeſtät mir das Geſchäft überlaſſen, ihn auf dero gnädige Abſichten vorzubereiten?« fragte Gyllenſtierna.

»Sehr gern, Herr Reichsrath! Sie erzeigen mir damit ſogar einen weſentlichen Dienſt,« erwiederte Karl.

Um ſechs Uhr Morgens fing er an Perſonen Audienz zu geben, welche aus mehr oder minder entfernten Orten ſich eingeſtellt hatten, um ihre Aufwartung zu machen oder ihm Bitten vorzutragen. Johann Gyllenſtierna war dabei zugegen und muſterte mit durchdringenden Blicken diejenigen, welche dem Monarchen nahten, als ob er in ihren Geſichtern und Mienen ihre politiſche Denkungsart leſen wollte. Ueber jede Perſon und nach jeder einzelnen Audienz ſprach Karl vertraulich mit Gyllenſtierna, deſſen Urtheil und Rath er aufmerkſam einholte.

Der Letzte, welcher Gehör erhielt, war Ludwig Fabritius. Er war von Rußland nach Stockholm gekommen, von wo er die dringendſten ſchriftlichen Empfehlungen von dem Reichskanzler de la Gardie und von dem Reichsſchatzmeiſter Sten Bjelke an den König mitbrachte.

Fabritius hielt bei Seiner Majeſtät unterthänigſt an, bei deſſen Kriegsheer angeſtellt zu werden.

Der Ausdruck der Lauterkeit in den römiſchen Geſichtszügen des Fabritius behagte Karln, welcher de la Gardie's und Bjelke's Brief aufmerkſam

las, und ſie dann Gyllenſtierna'n zur Anſicht hinreichte, und er fuhr fort, ſich mit dem Fremdling zu unterhalten.

„Nun wohl, mein Freund!“ — äußerte Karl zu Fabritius — „ich will Ihren Wunſch erfüllen. Welchen Rang hatten Sie in Rußland, und wie lange dienten Sie dort?“

„Mit Inbegriff, wo ich Kriegsgefangener und Sklave in Perſien war, bin ich ſiebzehn Jahr in moskowitiſchem Dienſt geweſen, worin ich zuletzt den Rang eines Oberſtlieutenants hatte.“

„Gut; ich will Ihnen denſelben Grad in meinem Heer ertheilen.“

Fabritius neigte ſich tief, und war im Begriff, ſeine heiße Dankbarkeit auszudrücken, als Gyllenſtierna den König leiſe beim Rockſchooß ergriff und ihm eilig ins Ohr flüſterte: „Um Gottes Willen, woran denken Eure Majeſtät? Hier thut es Noth, ſich vorzuſehn. Der Mann iſt von zweien der Exvormünder Eurer Majeſtät empfohlen, die wir doch übereingekommen ſind, einer ernſtlichen gerichtlichen Unterſuchung zu unterwerfen. Da haben wir doch nicht Urſache, die Zahl ihrer Anhänger zu vermehren.“

„Aber noch weniger Urſache, aus dergleichen Gründen einen verdienten Mann auf ſeiner Bahn zu hindern“ — antwortete der König halblaut mit ziemlich bitterm Ton und gerunzelten Augenbraunen. — „Ich gebe Ihnen mein königliches Wort, daß ich keinen Finger dazwiſchen legen werde, wenn es gilt, das zurückzufordern, was Uns und der Krone widerrechtlich geraubt iſt, und die

zu züchtigen, welche in Thaten oder Worten ſich an der Heiligkeit des Throns vergriffen haben; aber dieſer Mann iſt ja an alle dem unſchuldig, und nur die Schuldigen ſind es, welche meine Ungnade fühlen ſollen.“

Ohne auf Karl's ſcharfe Zurechtweiſung zu achten, bezeichnete Gyllenſtierna eine Stelle in den Empfehlungsbriefen, wo es hieß: daß Fabritius in der Welt weit umhergekommen ſei, beſonders in Rußland und Perſien, wo er wechſelsweiſe Officier, Sklave und jetzt ſeit mehreren Jahren ſein eigener Herr geweſen.

Karl ſperrte Augen und Ohren auf und verſank in tiefes Nachdenken. Plötzlich wandte er ſich an Fabritius mit der Frage, ob er die Sprachen der ebenerwähnten Länder ſpräche?

Kaum war dieſe Frage mit „Ja“ beantwortet, als Gyllenſtierna mit Schmeichelei gegen den König äußerte: „Schneller als mein Gedanke ſich in Worte gekleidet hat, haben Eure Majeſtät vorausgeſehen, was ich anheim zu ſtellen gedachte: in wiefern man nämlich ihn zu Unterhandlungen in Betreff von Handelsverbindungen mit jenen Ländern benutzen könne, in welchen er ſich längere Zeit aufgehalten hat, und die er den rühmlichen Zeugniſſen de la Gardie's und Bjelke's zufolge ziemlich genau kennen muß.“

„Das läßt ſich hören, Herr Reichsrath!“ äußerte Karl mit geklärter Stirne, ſeinem Günſtling freundlich zunickend; worauf er Fabritius von neuem fragte, ob er nicht Luſt habe, noch einmal in des Königs und in Schwedens Angelegenheiten und auf deren Rechnung nach Perſien eine Reiſe zu machen?

Fabritius erklärte ſich bereitwillig dazu.

»Nun wohl« — fuhr der König fort — »ſo werde ich Sie mit Beglaubigungsbriefen und einem würdigen Auftrag verſehen.«

»Da der Reichsſchatzmeiſter ihn mit ſo vieler Wärme empfohlen hat« — wandte Gyllenſtierna ein, liſtig darauf ausgehend, vermittelſt ein paar weſentlicher Bedenklichkeiten den Plan zu nichte zu machen, ohne den Schein zu geben, als ob er dem Vorhaben des Monarchen entgegenträte — »ſo wird er auch wohl Rath wiſſen für die Unterhaltungskoſten des Abgeſandten bei den Aufträgen, die ihm Eure Majeſtät in der Nähe oder Ferne, in und außer Landes anzuvertrauen belieben wollen, zumal da der Krieg in Schonen, der ſchon mehrere Jahre dauert, die ſämmtlichen Einkünfte der Staatskaſſe verſchlungen haben dürfte; und die Empfehlung räumt die Bedenklichkeiten weg, die für Andre natürlich entſtehen müſſen bei der Beauftragung eines Fremdlings mit Staatsangelegenheiten, der erſt eben angekommen und noch ſo wenig bekannt iſt.«

Während Gyllenſtierna ſprach, fixirte ihn Fabritius mit dem Stolz eines reinen Vorhabens und eine leichte Röthe des beleidigten Selbſtgefühls überflog bei den letzten Worten ſeine Wangen. Karln entging dieß nicht, und ſein Wohlwollen und Vertrauen ward dadurch erhöht. Er eilte, das Demüthigende des letzteren Einwandes mit der Aeußerung gut zu machen, daß, wenn ſich keine andre Schwierigkeit fände, der König ſelbſt ſich für ſeine Redlichkeit verbürgen wolle; aber die Mittel,

Geld zu ſchaffen, wären das größte Hinderniß, und könnten möglicherweiſe die ganze Sache unausführbar machen.«

Mit Entſchloſſenheit und mit edler, aber ehrerbietiger Dreiſtigkeit antwortete Fabritius, welcher einſah, daß ſein Schickſal von der Beſeitigung des Geldhinderniſſes abhing: daß er mit Seiner Majeſtät gnädigſter Erlaubniß ſich erbiete, auf eigne Koſten die Reiſe zu machen, welche Seine Majeſtät für ſich und Dero Reich in Ihrer Weisheit für erſprießlich hielte, mit dem unterthänigen Vorbehalt, daß er bei ſeiner Zurückkunft nach Vollendung ſeines Geſchäfts ſeine Mühe und ſeine Koſten vergütigt erhielte.

»Und ſind Sie im Stande, ein ſo koſtſpieliges Anerbieten zu bewerkſtelligen?« fiel der König lebhaft ein, eben ſo erfreut wie überraſcht.

»Ja, allergnädigſter Herr!« — antwortete Fabritius freimüthig — »denn ich habe vor Kurzem von einem in Holland verſtorbenen Oheim 180,000 Gulden geerbt.«

»Das iſt mir ſehr lieb« — erwiederte Karl. — »Ich gebe Ihrem Vorſchlage mit beſonderem Vergnügen meinen Beifall und verſichre Ihnen die Gewährung Ihres Wunſches. Ueberdieß werde ich Sie königlich belohnen, wenn Sie etwas mir und meinem Reiche Erſprießliches ausrichten.«

»Eine unerläßliche Bedingung, um ſich die Gunſt der Morgenländer zu gewinnen, iſt die, ſie mit Ehrengeſchenken zu überſchütten,« — bemerkte Gyllenſtierna, der noch nicht alle Hoffnung aufgab, durch Vorſpiegelung der Koſten den von Natur ſparſamen Monarchen von

der Ausführung des Planes abzuschrecken, — „und auch zur Uebernahme der dazu erforderlichen Ausgaben wird wohl Herr Fabritius bereit sein.“

Gyllenstierna's triumphirende und des Königs unruhige Blicke waren auf Fabritius geheftet, welcher nach einigem Bedenken antwortete: „Wenn diese Kosten nicht 20,000 Reichsthaler übersteigen, will ich mit unterthäniger Freude auch diese vorstrecken.“

„Gut, mein Freund, ich danke Ihnen“ — sagte der König und reichte ihm freundlich die Hand. — „So ist die Sache abgemacht. Schicken Sie sich an und reisen Sie ab je eher je lieber. Für Paß und nöthige Verhaltungsregeln werden Wir Sorge tragen. Leben Sie wohl!“

Als Fabritius sich entfernte, warf ihm Gyllenstierna einen höhnenden Blick nach und murmelte bei sich selbst: „Der Narr! Ob er mit diesen Opfern für das Reich und sich selbst etwas gewinnt, ist mehr als ungewiß; daß er aber nie wieder zu seinem Gelde kommt, unterliegt keinem Zweifel.“*)

Später an demselben Tage traf von Stockholm die Königin-Wittwe mit ihrem Gefolge ein. Die beiden königlichen Personen waren entzückt, einander wiederzusehen, und elektrisirten dadurch selbst ihre Umgebung,

---

*) In der That erhielt Ludwig Fabritius seine Auslagen für die Regierung selber nicht zurück, sondern sie wurden erst nach seinem Tode seinen Erben erstattet. — Die Geschenke, welche er mit nach Persien nahm, betrugen an Werth 16,300 Reichsthaler.

denn nie ſchloß eine zärtlichere Mutter einen ergebeneren Sohn in ihre Arme. Demnächſt erfreute es den Monarchen, die nähere Bekanntſchaft ſeines jungen Hofbaumeiſters zu machen, welcher, ſein Aeußeres ausgenommen, ihm faſt ganz aus dem Gedächtniß entſchwunden war. Er ſchloß ſich mit ihm mehrere Stunden ein und ging mit Aufmerkſamkeit und Vergnügen deſſen mitgebrachte Riſſe und Entwürfe durch; ja, Karl war unerſchöpflich in Fragen ſowohl über die Baukunſt im Allgemeinen, als über das, was Teſſin in dieſer Hinſicht während ſeines Aufenthaltes im Auslande geſehen und geſammelt hatte. Schon wogten in des gedankenreichen Königs Haupte Pläne zu neuen Denkmalen und Verſchönerungen in ſeinem Erbreiche, und es ahnte ihn gleichſam, daß der Jüngling, den er jetzt mit Gunſt und Freigebigkeit überhäufte, ſeinem Lande Ehre machen und ein Blatt in ſeinem eigenen Lorbeerkranze bilden würde.

Anfangs achtete Gyllenſtierna wenig auf Teſſin, ſowie auf des Königs langes Geſpräch unter vier Augen mit ihm und auf deſſen große Gewogenheit gegen den jungen Hofbaumeiſter. Der Abſtand war in jeder Rückſicht zu groß zwiſchen dieſem jungen Mann und dem gereiften Rathsherren, als daß letzterer Neid oder Beſorgniß hätte hegen können, zumal da Gyllenſtierna nach einigen gelegentlichen prüfenden Fragen zu bemerken glaubte, daß jener kein paßliches Werkzeug für politiſche Zwecke ſei. Aber bald zeigte ſich ihm ein andrer Geſichtspunkt, aus welchem der junge Hofbaumeiſter ſeine beſondere Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Die Vertraulichkeit zwiſchen Teſſin nämlich und dem Kammerfräu-

lein Stenbock hatte täglich zugenommen und einen bedeutenden Grad erreicht auf der langen Fahrt in kurzen Tagereiſen von Stockholm nach Weriö bei ununterbrochnem ſtündlichem Umgange. Die Kluft der Geburt und des Ranges ſtand wie ein Engel mit gezogenem Schwert zwiſchen ihnen und vertrieb das ſüße Wort des Bekenntniſſes aus dem Paradies ihrer Gefühle, aber die Sprache ihrer Augen war eben ſo feurig wie unverkennbar, und er ermaß mit nicht größerem Kummer den Abſtand von ſich zu ihr hinauf, als ſie die Tiefe, welche den Gipfel, worauf ſie ſtand, von dem niedrigen Standpunkte ſchied, auf welchem er ſich in der bürgerlichen Geſellſchaft befand. Die Scheidewand ſchien ihnen ſo unüberſteiglich, daß es keinem von Beiden einfiel, in dieſer Hinſicht nur einen Verſuch zu wagen. Der gegenſeitige Eindruck ward aber grade dadurch um ſo innerlicher, ſo unauslöſchlicher, und die Vertraulichkeit in ihrem Umgang erhielt das Gepräge einer gewiſſermaßen ſchwermüthigen Selbſtentſagung. Dies bewirkte allerdings eine unverkennbare Hingabe in ihrem gegenſeitigen Verhalten, aber ſo wie er niemals die Formen der Ehrerbietung bei Seite ſetzte, ſo vergaß ſie keinen Augenblick die Vorzüge und Zwangspflichten, welche unabtrennbar mit einer Herkunft verknüpft waren, durch die der Glanz von Jahrhunderten ſich an den Einfluß und die Macht der Gegenwart ſchloß.

Hedwig Stenbock's Anblick ſetzte Johann Gyllenſtierna von neuem in Wuth. „Deine Feindin, welche Dich gedemüthigt hat, Ingeborg, ſoll mir nicht entſchlüpfen“ — erſcholl es donnernd in ihm — „Du

ſollſt gerächt werden, obgleich ich über die Art und Weiſe noch ungewiß bin.“ Aber zwei Tage darauf fügte er hinzu: „Jetzt weiß ich wo, aber nicht wie ich ſie verwunden ſoll.“

Er hatte, wie er glaubte, das Herzensgeheimniß des Fräuleins Hedwig und hiemit zugleich den Weg zur Ausführung ſeines Vorhabens erſpäht. Gleichwohl ſchwankte er im Anfang zwiſchen der Begier, das ganze verhaßte Stenbockiſche Geſchlecht dadurch zu beſchimpfen und zu erniedrigen, daß er eine für daſſelbe ſo entehrende Heirathsverbindung zwiſchen dem Kammerfräulein der verwittweten Königin und einem neugeadelten Hofbaumeiſter beförderte, oder — unmittelbar ihr eignes Herz zu zermalmen und ſie auf ewig von dem zu trennen, deſſen Umgang ihre höchſte Freude zu ſein ſchien. Aber nach einiger Ueberlegung hielt er es für unmöglich, den erſteren Plan gegen den vereinigten Widerſtand des ganzen Stenbockiſchen Geſchlechtes durchzuſetzen, ſobald dieſes nur die leiſeſte Ahnung erhielte von einer den damaligen Begriffen zufolge ſo erniedrigenden Heirath. Ja, er ſah ein, daß der bloße Verdacht dahinzielender Wünſche hinreichen würde, alle Mitglieder dieſes Hauſes in Bewegung zu ſetzen, um das vermeſſene Ziel ihrer Furcht unwiderruflich und ſo weit wie möglich zu entfernen.

„Er muß fort“ — murmelte endlich Gyllenſtierna vor ſich ſelbſt, nachdem er ſeinen Entſchluß gefaßt hatte — „fort, je eher, je lieber! Es ſoll ſie tief ſchmerzen, und wenn die Wunde am heißeſten brennt, will ich ihr zuflüſtern, daß ich alles weiß, daß alles auf meinen Rath

geſchehen, und daß dieß der Anfang der Rache iſt, die ich für den Schimpf, den ſie Ingeborg zufügte, von ihr einfordere. Ihre Qual ſoll vermehrt werden durch den Schrecken, entdeckt zu werden, und durch die Furcht vor den Folgen dieſer Entdeckung und vor den Verfolgungen, welche auf dieſe Veranlaſſung ihrer Beider warten. Ja, meine Pfeile will ich den jedesmaligen Umſtänden gemäß richten und abſchießen.“

Es währte nicht lange, ſo erhielt der rachbegierige Rathsherr eine ungeſuchte Gelegenheit, ſeinen Plan auszuführen. Der König, angenehm und eifrig beſchäftigt mit den Riſſen, Entwürfen und Vorſchlägen, welche Teſſin ſeiner Prüfung unterwarf, theilte dem Gyllenſtierna ſeine Zufriedenheit und die Hoffnungen mit, welche er für die Zukunft von ſeinem jungen Architekten faßte. „Was halten Sie“ äußerte Karl gegen ſeinen Günſtling und Führer — „von einem ſo großen Fleiß, einer ſo immer wachen Aufmerkſamkeit und einem ſo tiefen Blick? Und das ſchon bei ſo jungen Jahren! Der Vater hat uns viel Freude und Nutzen geſchafft, aber der Sohn wird ihn, aller Wahrſcheinlichkeit nach, weit übertreffen.“

„Grade das iſt auch meine Ueberzeugung“ — erwiederte Gyllenſtierna — „mit der einzigen Bemerkung jedoch, daß man das Eiſen ſchmieden muß, ſo lange es heiß iſt, und daß keine Unterbrechung ſtattfinden darf in ſeinen praktiſchen Studien und in dem Erwerb von Erfahrungen zur weiteren Ausbildung ſeines Geſchmackes. Hier daheim iſt nichts für ihn zu betrachten oder zu ſammeln. Jeder Tag, den er hier zubringt, iſt

verloren für seine Wissenschaft, für Eurer Majestät Dienst und für ihn selbst. Er muß sofort auf eine neue europäische Kunstreise ausgesandt werden. Eure Majestät bedarf des Friedens mit aus- und inländischen Feinden, ehe er in seinem Fach beschäftigt werden kann. — — — Unter den inländischen verstehe ich natürlich die Vermessenen, welche mit ihren Königen um die Macht buhlen wollten und es verstanden, die Krongüter an sich zu bringen, welche Eure Majestät höchst gerecht beschlossen, zurückzunehmen, sobald der Krieg geendigt ist.“

Mit Wohlbehagen gab sich Karl dieser Darstellung hin und kündigte noch desselben Tags seinem Baumeister an, sich unverweilt zu einer neuen ausländischen Reise bereit zu halten. Dieser hatte keine andere Wahl als zu gehorchen, obgleich der Kampf der Liebe zu seinem Geschäft und zu der Beherrscherin seines Herzens ein sehr hartnäckiger war; aber dieser Karl hatte ein für allemal die Hoheit und das Gewicht eines königlichen Beschlusses erkannt und wußte, daß dazu unerschütterliche Festigkeit und rasche Ausführung gehört.

Das schwerste, aber in Tessin's damaliger Lage für ihn eben so wichtige wie ernstliche Bestreben war, das Fräulein Stenbock auf einige Worte unter vier Augen zu sprechen. Ihr emsiger Dienst bei der Königin-Wittwe hinderte ihn den ganzen Tag, sie allein zu treffen, und mit beklemmtem Herzen war er genöthigt, sich zum Abschiedsbesuch zu melden, ehe er Gelegenheit gefunden hatte, Fräulein Hedwig zuvor von der hastig anberaumten Reise zu unterrichten, welche er gegen seinen Willen über Hals und Kopf anzutreten hatte.

„Zum Abſchied! Zur Abreiſe!“ — brach die Königin und ihr dienſthabendes Kammerfräulein aus, gleich überraſcht und faſt auf einmal, als der Kammerherr Ralamb Teſſin's Bitte vortrug, vor ſeiner Abreiſe von Ihro Majeſtät unterthänigſt Abſchied zu nehmen. — „Wohin, weßhalb und wann wird er reiſen — — — ohne Ihro Majeſtät hohen Befehl?“ — fügte ſich mäßigend und um ſich nicht zu verrathen, das Fräulein hinzu.

„Ich bin deſſen vollkommen unkundig — antwortete Ralamb, — „aber er wird darüber ſelbſt unterthänigſt Auskunft geben, ſofern ihm die Gnade ertheilt wird, vorgelaſſen zu werden.“

„Recht gern. Ich bin ſogar neugierig zu erfahren, wie es mit dieſer Reiſe ſteht,“ äußerte die verwittwete Königin.

Grade als Teſſin im Begriff war, in der Königin Vorgemach einzutreten, kam der König ſelbſt, um ſeiner Mutter einen Beſuch abzuſtatten. Er winkte dem Hofbaumeiſter, ihm zu folgen, und bat die Königin um Entſchuldigung, daß er, ohne ſie zu hören, beſchloſſen habe, Teſſin abermals auf Reiſen zu ſchicken, und daß dieſe ſchon morgenden Tages angetreten werden ſolle.

Wenn er es zufrieden war, daß der Monarch ihm ſo die Einleitung zu ſeinem Abſchiedsbeſuche ſparte, ſo ward es ihm doch dadurch um ſo ſchwieriger, einige gelegentliche zuſammengedrängte ausdrucksvolle Worte an das Kammerfräulein zu richten. Auch glückte es nicht. Nicht einen Augenblick wurden ſie allein gelaſſen, und in Andrer Beiſein wagte er nicht eine Sylbe auszu-

ſprechen, die ihr gemeinſchaftliches Geheimniß hätte verrathen können.

Zum Zeichen ihrer beſondern Gnade reichte die verwittwete Königin ihm bei dem Abſchied ſchließlich ihre Hand zum Kuſſe. Wie gerne hätte er dieſe Auszeichnung, welche Hunderte von Hofleuten ihm beneideten, gegen die Wonne vertauſcht, ſeine Lippen unbemerkt auf die milchweißen, weichen Hände des Fräuleins Hedwig zu drücken! Statt deſſen war es bloß ein Blick — aber ein dem Blitzſtrahl gleicher Blick, der in das Herz ſchlug und zündete — mit welchem er nun ihr Lebewohl bieten und ewiges Andenken ſchwören konnte.

Nachdem Teſſin im Lauf des Tages des Königs letzte Befehle empfangen, ſeine Angelegenheit und das Packen der Sachen beſorgt hatte, welche er mitnehmen ſollte, ohne irgend Gelegenheit gefunden zu haben, mit der Geliebten zu ſprechen, oder ſie auch nur zu ſehen, ging er zeitig zu Bette, um ſich am nächſten Morgen früh auf den Weg machen zu können. Aber der Schlaf floh ihn, und nachdem er ſich lange in wachen Träumen über die betrübte Gegenwart und die hoffnungsvolle Zukunft hin und her gewendet hatte, ſprang er vom Lager auf, warf ſich nachläſſig in die Kleider und eilte in die milde Auguſtnacht hinaus.

Und welche Nacht!

Zwiſchen dem Laube hindurch, das von Wolluſt zitterte bei den lieblichen Trillern der Nachtigall, ſpiegelte ſich in einiger Entfernung das Antlitz des abnehmenden Mondes in dem Kryſtall Helgaſjö's (Heiligenſee's). Unter den reichbelaubten Bäumen, die theils

von den Büſcheln des Vogelbeerbaums glühten, theils von dem Glanz der Silberpappel ſchimmerten, bildeten ſich lange, tiefe, geheimnißvolle Schatten, hinter welchen ſich die Ausſicht eröffnete über ein weithin ſich erſtrekkendes Kornfeld mit ſeinen ſchweren goldenen Aehren, das umſchloſſen war von einem Gürtel laubiger Buchen, über welche fern im Hintergrunde die Spitze eines Kirchthurms hervorragte, an deſſen metallener Zinne ſich das Mondlicht in magiſchem Strahlenkranze brach.

Verſunken in ſanfte Schwärmerei wanderte Teſſin planlos ins Feld hinaus. Nach einer Weile, als er die Blicke nach ſeiner Wohnung zurückwarf, ward er gewahr, wie ein Fenſter im oberen Stockwerk ſich leiſe öffnete, das zufällig von der Königin-Wittwe und ihren beiden diensthabenden Fräulein eingenommen war. Seine Seele ſchwoll von Ahnungen und ſein Herz ſchlug heftiger. Er eilte zurück, die Augen ununterbrochen auf das geöffnete Fenſter gerichtet, in welchem eine weißgekleidete Geſtalt ſchimmerte. Je näher er dem Hauſe kam, deſto mehr beſchleunigte er ſeine Schritte und bemerkte den Stamm einer abgehauenen Eiche nicht, über welchen er ſtolperte und zur Erde fiel. Aus dem geöffneten Fenſter ließ ſich in demſelben Augenblick ein halbunterdrückter Angſtruf hören, deſſen Laut ihm tief in die Seele drang, und ihn überzeugte, daß er ſich in der Perſon, welche er zu erkennen glaubte, nicht geirrt habe. Verlegen über ſeinen Fall, aber unverſehrt, ſtand er haſtig wieder auf und eilte zur Mauer unter dem Fenſter, aus welchem Hedwig Stenbock — denn ſie war es, was der Leſer

ohne Zweifel ſchon errathen hat — unruhig fragte, ob er ſich durch den Fall beſchädigt habe?

„Wenn mir nichts Schlimmeres begegnet wäre, dürfte ich meine Lage in den jetzigen Augenblicken für beneidenswerth halten“ — antwortete Teſſin — „aber dieſe Abreiſe kommt ſo raſch, daß ich des Troſtes beraubt wurde, aus Ihrem Munde, ſchönes Fräulein, mit einem glückbringenden Lebewohl erfreut zu werden, einer troſtreichen Hoffnung auf ein erſehntes Wiederſehen, und die Pflicht und die Befriedigung bei Seite zu ſetzen, meine ehrwürdigen, alten, innigſtgeliebten Eltern noch einmal in die Arme zu ſchließen und ihren Segen zu empfangen, — — — dies ſchmerzt mich tief, und nur der unbedingte Gehorſam gegen den Befehl meines Königs vermochte mich, alles, was meinem Herzen am theuerſten iſt, zu verlaſſen.“

„Ich verſtehe, würdige und theile ihre Gefühle“ — erwiederte Fräulein Stenbock gerührt mit geſenkter Stimme. — „Meine Wünſche für Sie brauche ich nicht zu wiederholen, und ich würde mich glücklich fühlen, wenn ſie Ihnen, wie Sie zu ſagen die Güte hatten, heilbringend ſein könnten. Vielleicht kann ich aber auch Ihren edlen Kummer wegen Ihrer alten achtungswerthen Eltern lindern. Ich gelobe Ihnen, Ihren Abſchiedsgruß an ſie perſönlich zu überbringen. Uebrigens können Sie verſichert ſein, daß ich keine Gelegenheit verſäumen werde, Ihr eignes, ſo wie Ihrer Eltern Beſtes bei Ihrer Majeſtät wahrzunehmen, welche auf mein unterthäniges Fürwort gnädigſt zu hören pflegt.“

„Engel!“ — rief Teſſin aus, ohne noch ein Wort

hinzufügen zu können; denn gerade erſcholl die ſilberne Klingel, welche auf dem Nachttiſche der Königin neben ihrem Bette ſtand. Das Fräulein Stenbock ſchloß augenblicklich das Fenſter und eilte in das Schlafzimmer der Monarchin.

Teſſin kehrte langſam und gedankenvoll, aber erheitert und begeiſtert von tauſend Ahnungen und lächelnden Hoffnungen, zu ſeiner Wohnung zurück. Am folgenden Morgen, noch ehe die Sonne ihr Antlitz im Heiligenſee (Helgaſjö) badete, ſaß er im Reiſewagen und warf einen zärtlichen Blick nach dem Fenſter, aus welchem in der vergangenen Nacht in den Schmerz ſeines blutenden Herzens ſich Balſam ergoſſen hatte.*)

*) „Dieſe Reiſe“ — ſagt Teſſin in ſeinen Erinnerungen — „trat ich an ein halb Jahr nach meiner Rückkunft (1678) und zwar zur See von Götheborg nach England, wobei wir mehrmals in Gefahr waren ſowohl von Seiten der däniſchen Schiffe, welche nicht fern von Götheborg lagen, als auch durch Unwetter zwiſchen den Sandbänken bei England, doch überwanden wir alle Schwierigkeiten mit Gottes Hülfe. In London war ich fünf Monate, während welcher Zeit mir die Gnade zu Theil wurde, meine unterthänige Aufwartung zu machen bei Seiner Königlichen Majeſtät, dem regierenden König Karl II., und nachdem Seine Majeſtät auf Begehren meine Entwürfe geſehen hatte, ward mir das Anerbieten gemacht, dort in Dienſt zu treten; aber wie avantageuſe auch die Bedingungen waren, ſo verpflichtete mich doch mein Zèle und Dévotion, darauf keine Reflexion zu nehmen, ſondern meine Reiſe nach Frankreich fortzuſetzen, wo ich mich in Paris und der Umgegend dritthalb Jahr aufhielt und mich in meinem

Das Kammerfräulein Stenbock ſaß am Abend deſſelben Tages im Geſellſchaftskreiſe der Königin ſtill und in Betrachtungen verſunken am Fenſter. Der Reichsrath Johann Gyllenſtierna, obgleich in lebhaftem Geſpräch mit dem König, ließ ſie dennoch keinen Augenblick aus dem Geſichte. Als Karl ſich endlich über Belehnungs- und Stiftsangelegenheiten mit dem Landeshauptmann Lilienkron und dem Biſchof Scarinius einließ, entfernte ſich Gyllenſtierna und näherte ſich dem Fenſter, wo Hedwig Stenbock Platz genommen hatte.

„Ihre Gedanken, mein Fräulein, ſcheinen heute Abend auf Reiſen zu ſein“ — begann er in beißendem Ton mit Blicken gleich Meſſerſtichen und mit einem Hohnlachen, das ſowohl Schadenfreude wie Verachtung ausdrückte. — „Sie leiden an Sehnſucht, ich weiß es, und ich weiß auch, nach wem. Aber Sie ſollen nicht

---

Fach immer mehr zu vervollkommnen und möglichſt viele Kenntniſſe zu ſammeln ſuchte, um damit zu Hauſe meines Königs Gnade zu erwerben und meinem Vaterlande zu dienen. Auch ſtudirte ich das Waſſerbau- und Parkweſen, weshalb ich mich längere Zeit in Verſailles und in andern Gartenanlagen aufhielt, und erfreute mich dabei der Anleitung des Herrn Le Nostre, der in dieſem Fach alle Künſtler vor ihm übertroffen hat. Sodann begab ich mich über Flandern, Holland, Hamburg und Dänemark wieder nach Hauſe, und genoß bei Ulriksdahl die Gnade, den Königlichen Majeſtäten und zugleich der Höchſtſeligen Königin noch vor ihrem Einzuge meine Aufwartung zu machen.“

in Unkunde bleiben über die ſtrafende Hand, welche Ihren dunkeln Ritter entfernt hat: es iſt meine Hand, Fräulein Stenbock! Es iſt ein kleiner Abſchlag auf Ingeborg Gyllenſtierna's Rechnung.

Zwölftes Kapitel.

Bald darauf ereigneten ſich einige bedeutende Veränderungen. Der Krieg ward beendigt, der Friede geſchloſſen. Johann Gyllenſtierna, der bisher mit aller Feinheit und Anſtrengung den König gegen Dänemark reizte und ſeinen Sinn von des dortigen regierenden Königs Schweſter abzulenken ſuchte, einer Tochter des zunächſt vorher verſtorbenen däniſchen Königs, der liebenswürdigen und trefflichen Prinzeſſin Ulrika Eleonora, mit welcher Karl ſich kurz vor dem Friedensbruche verlobt hatte, ließ es ſich, nachdem die Hochzeitfeier unwiderruflich anberaumt war, angelegen ſein, dem widrigen Eindruck, den die Kunde von ſeinem Benehmen bei der Prinzeſſin machen konnte, zuvorzukommen und ihn zu verwiſchen, und bat ſich deshalb den Auftrag aus, die Heirathsverhandlungen von Schweden aus in Kopenhagen zu Stande zu bringen, und die erkorene Königin zu ihrer neuen Heimath zu begleiten. Mit Vergnügen willfahrte Karl dieſem Begehren ſeines Vertrauten, und Gyllenſtierna reiſte mit dem ehrenvollen Auftrage ab. Ehe er ſich von dem Könige trennte,

war er jedoch in jeder Hinsicht darauf bedacht, ihn gegen den möglichen Einfluß der künftigen Königin zu waffnen, den er sowohl wegen seiner eigenen Entwürfe als auch wegen der in seinem Kopfe fortwährend wogenden Staatspläne fürchtete.

„Ich stelle es Eurer Majestät anheim" — nahm der Reichsrath Gyllenstierna das Wort — „und bin ungewiß, wie weit ich es auf Dero Gnade und Gewogenheit gestützt wagen darf, meinem hochverehrten König mein ganzes Herz zu eröffnen. Ich begebe mich in ein Land und zu einem Fürstenhause, daß jetzt allerdings sich zu Eurer Majestät Freunden zählt, aber das wir ehedem oft zu bekämpfen hatten, theils mit dem Schwert in der Hand auf dem Schlachtfeld, theils mit Klugheit gegen Ränke, die sich unter der Larve erheuchelter Freundschaft verbargen. Geruhen Sie deshalb, meinem wohlgemeinten, treuen, aufrichtigen und unterthänigen Rath noch einmal Ihr Ohr zu leihen. Lassen Sie niemals Ihre künftige Gemahlin, gnädigster Herr, wie liebenswürdig und einnehmend sie auch sein möge, auf Staatsangelegenheiten Einfluß gewinnen; denn sein Sie gewiß, daß nicht sie es ist, sondern die dänische Staatskunst durch sie, welche sich in Eurer Majestät Regierungsgeschäften geltend zu machen suchen wird. Lassen Sie sich weder für noch gegen Personen durch sie bestimmen! Von uns Schweden kann sie nichts Anderes wissen, weder Gutes noch Böses, als was hinterlistige Ohrenbläser oder dänische Sendlinge der zarten Gebieterin zuraunen. Um das einsame Leben Eurer Majestät zu erheitern und dem Lande einen Thronfolger zu geben,

haben Sie dieſe hochgeſinnte Prinzeſſin zur Gemahlin erkoren, und dieſe erhabene Eigenſchaft nebſt der mütterlichen iſt ihre einzige Beſtimmung, ihre Ehre und ihr Wirkungskreis. Sofern ſich dieſer erweitert, glauben Sie mir, allergnädigſter Herr und König, ſo geſchieht es auf Koſten von Eurer Majeſtät Heil und Sicherheit.«

»Ich erkenne in dieſen wohlüberlegten Erinnerungen Ihre gewohnte Umſicht und Ergebenheit gegen meine Perſon, Herr Reichsrath!« — antwortete der König — und verſpreche Ihnen, Ihren bewährten Rath und die Anerkennung, die ich Ihnen dafür ſchuldig bin, nie zu vergeſſen.«

Nachdem Gyllenſtierna auf dieſe Weiſe Vorſchriften empfangen und ertheilt hatte, reiſte er nach ſeinem Beſtimmungsort ab, wo er verſchwenderiſche Pracht, abſtoßenden Hohn und die wunderlichſten an Rohheit gränzenden Sitten blicken ließ. Auch machte er ſich nichts weniger als beliebt bei den Vornehmen in Kopenhagen, von denen einer der hohen Adlichen, mit Beziehung ſowohl auf ſeine ungewöhnliche Körperſtärke als auf ſein rohes Betragen, ihm den Spottnamen „cheval de carosse“ gab.

Bei ſeinem eigenen König behielt dagegen Gyllenſtierna, ſo lange er lebte, einen unbegrenzten Einfluß. Karl verlieh ihm ſogar Aemter, mit welchen eine Macht verbunden war, die dem Könige ſelbſt wahrſcheinlich gefährlich geworden ſein würde, wenn ſich der Tod nicht ins Mittel geſchlagen hätte. Er ward zum Statthalter von Schonen, Halland und Blekingen mit beinahe un-

eingeſchränkter Macht ernannt, ſowie außerdem zum beſtändigen Geſandten am däniſchen Hofe, mit der Erlaubniß gleichwohl, nach Gutbefinden in ſeinem Generalgouvernement zu wohnen, oder ſich an ſeinem Geſandtſchaftsort aufzuhalten. Ja, ſie hatten einander gegenſeitig geſchworen, Karl, nie das Ohr demjenigen zu leihen, der Gyllenſtierna verklagen würde, und dieſer, den König nie zu verlaſſen. Die Aufrichtigkeit des letzteren Eides kann dem Vorhergehenden zufolge nach ſeinem wahren Gehalte geſchätzt werden.

Während ſeines Aufenthaltes in Kopenhagen gab dieſer ſchwediſche Rathsherr ein Bankett, das in den Zeitbüchern Platz gefunden hat. Der Rahm (crême) von Dänemarks Vornehmen und ſelbſt ein Paar von den natürlichen Söhnen des däniſchen Königs, die Grafen Gyldenlöwe, waren ſeine Gäſte. Alles ging ſtattlich zu, und am Schluß der Mahlzeit nahm Gyllenſtierna einen Karabiner, deſſen Lauf er mit Wein füllte, ſchlug einen Toaſt vor „a la santé de nos Rois," ſpannte den Hahn, ſetzte die Mündung an ſeine Lippen und leerte das geladene Trinkgeſchirr; unmittelbar darauf feuerte er das Gewehr ab, deſſen Kugel in die Decke ſchlug. Die Ueberraſchung und Beſtürzung der Gäſte laſſen ſich ohne Beſchreibung denken. Jetzt wurde jedem Gaſt ein geladenes Gewehr gereicht, und der Wirth forderte ſie auf, ſeinem Beiſpiel zu folgen und das ungewöhnliche, gefährliche Trinkgefäß zu leeren. Der eine von den beiden Grafen Gyldenlöwe ward ſo aufgebracht über dieſe Anmuthung, daß er Gyllenſtierna zum Zweikampf her-

ausforderte. Er fand Statt, doch ohne Schaden für beide Kämpfer.

Auf einem Gesellschaftstheater bei Hofe spielte er einen Bauerburschen mit täuschender Naturwahrheit. König Christian V. äußerte bei dieser Gelegenheit, daß dies Gyllenstierna's natürliche Rolle sei, zu welcher er keiner Verkleidung bedürfe.

Karl brannte vor Ungeduld, seine Braut zu sehen, und fast nicht minder, seinen vertrauten Rathsherrn wiederzusehen, der sie ihm zuführte.

„Ihre düstern Ahnungen betrogen Sie, Herr Reichsrath, Gott sei Lob!“ — sagte der König mit unverstellter Freude zu Gyllenstierna, als sie in Halland zu Skottorf zusammentrafen, wo das königliche Beilager gefeiert wurde. — „Sie fürchteten, als wir uns das letzte Mal trennten, daß ich Sie nicht wiedersehen würde. Ich hoffe dagegen, daß wir noch lange zusammen Pläne machen werden, dem Lande und der von Gott mir verliehenen Krone zu Frommen; ja, ich hoffe, daß wir diese Pläne gemeinschaftlich sich verwirklichen und reife Früchte davon sehen werden.“

„Möge Ihre Hoffnung in Erfüllung gehen, gnädigster Herr!“ antwortete Gyllenstierna, listig und hohnlachend.

„Sie haben sich wie ein treuer Freund Ihres Auftrags entledigt“ — fuhr Karl fort — „und wie ein Freund danke ich Ihnen dafür. Auch gefällt mir die Prinzessin, meine schöne Braut, in jeder Hinsicht.“

„Das ist eben so natürlich, wie geziemend“ — erwiederte Gyllenstierna mit gerunzelter Stirn. —

„Mögen Eure Majestät sich von den gegenwärtigen Wonnestunden nur nicht verleiten lassen, die Lebens- und Regierungsgrundsätze, die sich bisher Ihren hohen Beifall gewannen, darüber ganz und gar zu vergessen!“

„Was wir einmal gut gefunden und beschlossen haben, steht fest wie ein Fels“ — entgegnete der König mit feierlichem Ernst in Ton und Blick. — Ulrika Eleonora ist wohl Königin in Schweden, aber Karl allein regiert; und dabei bleibt es.“

Skottorp gehörte dem Hofkanzler Franz Joel Dernestedt, der kurz zuvor schwedischer Gesandter gewesen war bei dem Friedenstraktat mit Dänemark in Lund. Gerade bei diesem Beilager ging Gyllenstierna's Prophezeihung wegen seines letzten Zusammentreffens mit dem Könige in Erfüllung. Von Skottorp reiste das Königspaar nach Stockholm und Gyllenstierna nach Landskrone. Kaum waren die Feierlichkeiten auf Veranlassung der Ankunft der jungen Königin in der Hauptstadt vor sich gegangen, als Karl, der das Bedürfniß hatte, sich mitzutheilen, und mit seinem vertrauten Rathsherrn zu rathschlagen, ihn schriftlich aufforderte, sich unverzüglich in der Hauptstadt einzufinden. Aber Gyllenstierna empfing gerade in demselben Zeitpunkt einen höhern Ruf zu einer weitern Reise. Von einem hitzigen Fieber befallen, fühlte er, daß der Tod sich ihm nahe; aber es war nicht der Tod, sondern die Ungewißheit über die Ausführung seiner Pläne nach seinem Ableben, was ihn beunruhigte. Nein, seine starke Seele blieb nicht stehen bei den Berechnungen der Sandkörner seines eigenen Stundenglases, deren

baldigem Verrinnen er ohne Beben entgegensah. Die letzten fliehenden Kräfte wandte er zu Maaßregeln an, den König mit seinen Absichten unauflöslich zu verknüpfen. Deshalb verwandelte Gyllenstierna diejenigen von seinen Papieren, welche seine wahre Gesinnung verrathen konnten, in Asche, während er das schriftlich Aufgesetzte, und in seiner Schatulle Verwahrte, was dem Könige zu Gesicht kommen sollte, theils um dessen Vorstellung von Gyllenstierna's tiefer Staatsklugheit, reinem Vaterlandseifer und zumal seiner brennenden Liebe für den König zu befestigen, theils um seine Rachepläne gegen die adlichen Geschlechter, denen er Feindschaft geschworen hatte, in Ausführung zu bringen. Die Begierde, selbst nach seinem Tode das Wesentlichste seiner Zwecke zu erreichen, hielt den Sand seines Stundenglases auf und bewahrte seine Lebenskraft, bis die Arbeit vollendet war, worauf die Flamme, von der Anstrengung überwältigt, plötzlich erlosch und sein Geist unter den Krämpfen des Fiebers entfloh.

Tiefbetrübt über Gyllenstierna's zu frühen Tod (er war nur 45 Jahre alt geworden), schwur Karl dessen Pläne genau auszuführen, sofern es ihm nur glückte, darüber vollständig unterrichtet zu werden. Er ließ sich des Verstorbenen hinterlassene Papiere holen und glaubte hierin Alles zu haben, was er wünsche und zu wissen brauche. Auf eine Reduktion, die sich Gyllenstierna's Meinung zufolge nur auf die Personen und Geschlechter erstrecken sollte, welche er in vertraulicher Unterredung mit dem Könige als besonders machtbegierig und raublustig bezeichnet hatte, zumal die Wortführer der

letzten vormundschaftlichen Regierung, drang er in diesen geheimen Papieren zuerst und zuletzt.

Gleichwohl hatte der verschmitzte Ränkeschmieder vergessen, oder — in der Meinung, daß der schon entfernte Gegenstand zu unbedeutend sei — verschmäht: vor der Aufnahme Lindschöld's in das königliche Vertrauen aufs Aeußerste zu warnen, und gerade diese einzige Versäumniß gab den Ausschlag.

Einer von den charakteristischen Zügen bei der Aristokratie vom alten Stamme — wir sprechen jetzt nicht von der Klasse, welche Michelet so treffend in seinem berühmten Buche „le Peuple“ *) bezeichnet — bestand

*) In Michelet's, Professors der Geschichte am Collège de France letzter Schrift vor seinem Tode „le Peuple“ — der mit seinem Freunde und Amtsbruder Quinet die Jesuiten bekämpfte, — heißt es:

„La glorieuse bourgeoisie qui brisa le moyen âge et fit notre première révolution au XIV. siècle, eut ce caractère particulier d'être une initiation rapide du peuple à la noblesse. Elle fut moins encore une classe qu'un passage, un degré. Puis, ayant fait son oeuvre, une noblesse nouvelle et une royauté nouvelle, elle perdit sa mobilité, se stéréotypa, et resta une classe, trop souvent ridicule. Le bourgeois du XVII. et XVIII. siècle est un être bâtard, que la nature semble avoir arrêté dans son développement imparfait; être mixte, peu gracieux à voir, qui n'est ni d'en haut ni d'en bas, ne sait ni marcher ni voler, qui se plait à lui-même et se prélasse dans les prétentions.

darin, die Verdienſte des niederen Standes in Schutz zu nehmen und hervorzuheben, und ihrem Werth Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, wenigſtens wenn ihr eigener beſtimmter Vortheil nicht dabei bedroht war.

Notre bourgeoisie actuelle née en si peu de temps de la révolution, n'a pas rencontré en montant, de nobles sur sa tête. Elle a voulu d'autant plus être une classe tout d'abord. Elle s'est fixée en naissant, et, si bien, qu'elle a cru naïvement pouvoir tirer de son sein une aristocratie; autant vaut dire, improviser une antiquité. Cette création s'est trouvée, comme on pouvait prévoir. non antique, mais vieille et caduque.

Ce qui importe à observer, c'est que la bourgeoisie, qui s'est chargée presque seule d'agir depuis 50 ans, semble aujourd'hui paralysée, incapable d'action. Elle n'ose bouger. La bourgeoisie ne le veut, ne le peut; elle a perdu le mouvement. Un demi-siècle a donc suffi pour la voir sortir du peuple, s'élever par son activité et son énergie, et tout à coup, au milieu de son triomphe, s'affaisser sur elle-même. Il n'y a pas d'exemple d'un déclin si rapide.

Ce qui caractérisait l'ancienne bourgeoisie, ce qui manque à la nouvelle, c'est surtout la sécurité.

Celle des deux derniers siècles, fortement assise sur la base de fortunes déjà anciennes, sur des charges de robes et de finance qui comptoient pour propriétés, sur le monopole des corporations marchandes, etc. se croyait tout aussi ferme en France que le Roi. Son ridicule fut l'orgueil, la gauche imitation des grands. Cet effort pour monter plus haut qu'on ne le peut, se traduit par l'em-

Der durch große Verdienste leuchtende, und durch sein späteres Unglück und durch die Verfolgungen von Seiten der nach Alleinherrschaft strebenden Königsgewalt so berühmte königliche Rath, Graf Nils Bjelke, war zufällig zugegen, als Karl bei der Aeußerung, daß wichtige und durchgreifende Schritte im Werk wären, wehmüthig ausbrach:

„Aber wer steht mir mit Rath und Einsicht bei,

---

phase, la bouffisure qui marque la plupart des monuments du XVII. siècle.

Le ridicule de la nouvelle bourgeoisie, c'est le contraste de ces précédents militaires, et de cette peur actuelle qu'elle ne cache nullement, qu'elle exprime à tout propos avec une naïveté singulière. Que trois hommes soient dans la rue à causer de salaires, qu'ils demandent à l'entrepreneur riche de leur travail, un sou d'augmentation, le bourgeois s'épouvante, il crie, il appelle main-forte.

L'ancien bourgeois, du moins, était plus conséquent. Il s'admirait dans ses privilèges, il voulait les étendre, il régardait en haut. Le nôtre regarde en bas, il voit monter la foule derrière lui, comme il a monté, et il n'aime pas qu'elle monte; il recule, il se serre du côté du pouvoir. S'avoue-t-il nettement ses tendances rétrogrades? Rarement, son passé y repugne; il reste presque toujours dans cette position contradictoire, libéral de principes, égoiste d'application; voulant, ne voulant pas. S'il lui reste quelque chose de français qui réclame; il l'apaise par la lecture de quelque journal innocemment grondeur, pacifiquement belliqueux."

ſeit mein treuer und mir ergebener Diener und Freund Johann Gyllenſtierna dahin iſt?“

Bjelke, welcher des verſtorbenen Günſtlings Haß gegen die höheren Geſchlechter kannte und wußte, daß er der Urheber der Ungnade geweſen ſei, welche Lindſchöld getroffen hatte, — der überdies als brauchbarer Mann und Gönner der Tüchtigkeit ſeit längerer Zeit auf vertraulichem Fuße mit Lindſchöld ſtand, man ſehe den Brief, in welchem er ſich unterzeichnet hat: „avec beaucoup de passion et estime“ — glaubte, daß, wenn dieſer aufs Neue das Ohr des Königs gewönne, er Waſſer in Gyllenſtierna's Wein gießen und den Donner ableiten würde, mit welchem der Verſtorbene gedroht hatte. Bjelke äußerte deswegen bei des Königs Ausruf:

„Ich kenne nur eine einzige Perſon, die die Fähigkeit beſitzt, Eurer Majeſtät Pläne auszuführen, ſich auch früherhin Eurer Majeſtät Gewogenheit erfreute, aber jetzt ſich nicht mehr der königlichen Huld rühmen darf.“

„Wen meinen Sie?“

„Den Kanzleirath, Staatsſekretär Lindſchöld.“

„Ohne Zweifel“ — fiel der König heftig ein — „wäre er gerade der, welcher in aller andern Hinſicht mir wohlgefallen würde. — — — Aber Gyllenſtierna gab mir Nachricht von ſeiner Beſtechlichkeit. — — — Gleichwohl iſt es lange her. Auch findet ſich in ſeinen hinterlaſſenen Papieren nichts, was darauf hindeutet. Vielleicht urtheilte er günſtiger über ihn nach ſeiner Entfernung von meinem Hofe. Denn weshalb würde er ihn nicht in ſeinen Aufzeichnungen unter ſo vielen

Andern als eine gefährliche Person bezeichnet und mich gewarnt haben, ihm mein Vertrauen zu schenken? — — — Nun wohl, wir wollen ihn auf Staffund mit unserm Besuch überraschen, wir beide, ich und Sie, Graf Nils! Halten Sie sich morgen Vormittag zur Reise bereit.“

Diese kleine Lustfahrt wurde auf die Weise gemacht, wie Karl XI. zu reisen pflegte, rasch und unbemerkt. Der König und Bjelke waren auf Staffund schon aus dem Wagen gestiegen, ehe Jemand ahnte, daß sie sich dort befanden. Der König ließ sich von einem Bedienten Lindschöld's Arbeitszimmer anzeigen, wo er ihn zu überraschen gedachte, aber es leer fand, denn Lindschöld war in den Garten gegangen. „Zum Beweise, daß mein altes Vertrauen zurückgekehrt ist, mag dies dienen,“ — äußerte Karl lachend, indem er beim Fortgehen ein Tintenfaß umstieß. Jetzt eilte er in den Garten, wo er Lindschöld, sobald er ihn gewahr ward, freundlich fragte: „weshalb er so lange auf dem Lande bleibe?“

Von Ueberraschung und Freude hingerissen, beugte Lindschöld ein Knie zur Erde, und küßte die Hand, welche der König ausstreckte, um ihn aufzuheben.

„Stehen Sie auf, und machen Sie sich bereit, schon morgen nach der Hauptstadt zu kommen. Meine Frau Mutter vermißt Sie, meiner Gemahlin will ich selber Sie vorstellen, und dann folgen Sie mir in mein Kabinet, wo ich mancherlei Ihnen anzuvertrauen und Sie zu beschäftigen habe.“

Von jetzt an war Lindschöld's Glück und Ein-

fluß dauerhaft und nahm immer mehr zu. Seine ſklaviſchen, mit Offenheit von ihm vertheidigten Anſichten von dem göttlichen Urſprung aller Obrigkeit gefielen dem Könige eben ſo ſehr, wie ſeine tiefen Einſichten, ſeine vielumfaſſende Staatsklugkeit, Fähigkeit, Arbeitsvermögen, Beharrlichkeit und Betriebſamkeit; und dieſe beidartigen Eigenſchaften machten ihn zu einem beſonders brauchbaren Werkzeug für die durchgreifenden Staatspläne, mit welchen Karl umging. Gyllenſtierna, der die Alleinherrſchaft von Grund der Seele haßte, führte die Grundſätze derſelben nur auf der Zunge, um den König zu gewinnen und zu verſtricken, um, wenn er zu ſeinem Ziele gelangt war, die Königsgewalt mit ſammt dem Könige zu ſtürzen. Lindſchöld ſprach und arbeitete aufrichtig und raſtlos für die uneingeſchränkte Regierungsgewalt; ſeine Ueberzeugung und ſein Vortheil gingen damit gleichen Schritt. Gyllenſtierna eiferte für eine Reduktion, weniger um die Krone zu bereichern, als um die betitelten Geſchlechter zu züchtigen und zu demüthigen, welche durch Reichthum und Einfluß ſein eigenes Geſchlecht verdunkelten, indem er immer vorausſetzte, daß er die gerichtliche Unterſuchung nach ſeinem Willen aufhalten und ihr Stillſtand gebieten könne. Lindſchöld, durchdrungen von dem Grundſatz des Königs „zu nehmen, wo gefunden wird, und hinzulegen, wo gebraucht wird,“ und ohne Familienverbindungen unter dem höhern Adel, ließ dieſem bei der Reduktion ohne Ausnahme gleiches Recht oder gleiches Unrecht widerfahren, und nur wenn Jemand ſich perſönlich mit Bitten um Vermittelung an ihn wandte und ſeine Gefühle

oder ſeinen Eigennutz zu wecken wußte, unterhandelte er mit Strenge und zügelte die Raubluſt.

Alles war nun fertig und bereit zu der großen und entſcheidenden That. Die Hand faßte ſchon den Griff des Dolches, aber erwartete noch das Signal zuzuſtoßen. Dies Signal war der Tod des alten Reichsdroſtes Brahe. So lange er lebte, wagte man nicht, die Axt an die Wurzel zu legen. Sein überlegenes Anſehen feſſelte den Dolch in der Scheide. Aber als ein Eilbote von Bogeſund an einem ſchönen Tage die Nachricht nach Stockholm brachte, daß der alte Graf Pehr ſeine Augen nicht wieder öffnen werde, da ſchlug Karl vor Freude die Hände zuſammen und rief: „Wohlauf! Laßt uns nun je eher je lieber die Hand mit Ernſt ans Werk legen!“

Faſt in derſelben Minute ließ der Reichskanzler Graf de la Gardie ſich zur Audienz anmelden. Der König biß ſich in den Finger, runzelte die Stirn und heftete fragende Blicke auf Lindſchöld, der ſich unter vier Augen mit ihm im Kabinette befand.

Lindſchöld lächelte mit Ueberlegenheit und Spott. „Seiner Hochgräflichen Excellenz beſter Freund, Amtsgenoſſe und politiſcher Verbündeter iſt heimgegangen, und es iſt daher vollkommen in der Ordnung, daß er ſein Nachfolger zu werden wünſcht.“

— „Glauben Sie, daß er deswegen kommt? Und wenn das der Fall iſt, wie ſoll ich einen ſchicklichen Grund finden, ihm, dem Reichskanzler, meinem leiblichen Vetter, die Uebertragung des Droſtenamtes zu verweigern?“

— „Und weshalb, wenn Eure Majeſtät mir die

unterthänigſte Frage erlauben, ſollte ihm dies Amt nicht übertragen werden?«

— »Und das können Sie fragen, der Sie wiſſen, daß die gerichtliche Unterſuchung gegen die anmaßenden Ariſtokraten beſchloſſen iſt? De la Gardie, obgleich durch Verſchwägerung mein Verwandter, muß den Anfang machen, und ſo darf ich ihn doch wohl nicht vorher noch mehr erhöhen und ſeine Macht vermehren!«

— »Eurer Majeſtät weiſe Vorausſicht zeigt ſich in Allem, Kleinem wie Großem, und hierdurch geleitet, wird uns die Ausführung leicht, wenn Eurer Majeſtät allergnädigſtes Vertrauen uns die Verwirklichung Ihrer Entwürfe überträgt. Irre ich mich jedoch nicht ganz, ſo wird Seine Excellenz, der Herr Graf de la Gardie nirgends eine bedeutende Widerſtandskraft bewähren, auf welchen Punkt es Eurer Majeſtät auch gefalle, ihn im Staate hinzuſtellen. Wenn ſich Eure Majeſtät nur gnädigſt ins Gedächtniß zurückrufen wollen, welche kleinlichen Wege er bei ſeinem auf die Gewogenheit der Königin Chriſtina gegründeten Uebermuth einſchlug, um alle Andern aus der Gunſt ſeiner Gebieterin zu verdrängen, wie geſchmeidig er ward und welchen demüthigenden Kränkungen er ſich unterwarf, ſobald er in Ungnade fiel, und wie unzuverläſſig er ſich als Freund wie als Feind nach der Thronentſagung gegen Ihre Majeſtät benahm, ſo werden Sie gnädigſt bemerken, daß er für einen entſchloſſenen Monarchen weder ein Hinderniß noch ein Mittel iſt. Es wäre ſogar, nach meinem unterthänigen Dafürhalten, ſtaatsklug, auf der einen Seite ihn in Sicherheit einzuſchläfern und auf der andern der Welt

zu zeigen, daß die gerichtliche Unterſuchung von der Gerechtigkeit und keineswegs von der Ungnade ausgeht.«

Es folgte eine Pauſe von einigen Sekunden. Der König ward nachdenkend und ſchien den Entſchluß, welchen er faſſen ſollte, für ſich zu überlegen.

»Ja,« — rief er endlich aus, — »das wird meiner Baſe ſchmeicheln und ſie verſöhnen. Ich will ſie davon ſelbſt unterrichten, daß ich ihretwegen ihrem Manne dieſe hohe Ehrenſtelle ertheilt habe.«

Dreizehntes Kapitel.

Ueber ein unermeßliches Gefilde goldener Aehren und grüner Hügel läuft der silberne Gürtel eines Kanals hin, auf welchem die aus Dalarna's tiefen Klüften geraubten Schätze zum Mälarsee befördert werden, der sie sodann über Land und Meer verbreitet. In vereinzelter Majestät erhebt sich auf dieser lächelnden Fläche Strömholm's köstliches Lustschloß, das während der Zeit, wo Karl XI. Schwedens Scepter führte, mit Kungsöhr die Auszeichnung theilte, dem Könige in den kurzen Zwischenstunden seines thätigen und seinem Lande ersprießlichen Lebens Ruhe und Erquickung zu gewähren. Hier fand sein besserer Mensch Zeit in sich selbst zurückzukehren aus dem Rausch aller der Schmeicheleien, aller der ekelhaften, sklavischen Vergötterung, womit Glücksritter und Ränkeschmieder sonst überall, selbst im Rathszimmer und in der Ständeversammlung, seine Seele je länger je mehr erfüllten. Zwar blieb er auch hier nicht von Lindschöld's Ergießungen über Alleinherrschaft und der unmittelbar von Gott entsprungenen

Königsgewalt verſchont; aber die unedlern Leidenſchaften in Karl's Bruſt wurden hier wenigſtens nicht erweckt von dem knechtiſchen verächtlichen Beſtreben der Volksabgeordneten, ſich bei der jetzigen Staatsgewalt durch wunderliche Verwerfungsurtheile über mehrere mit der Strenge früherer Gewalt geführten Unterſuchungen ſelbſtändiger Vorgänger beliebt zu machen.

Die Zerſtreuung, welche der König ſelbſt auf ſeinem weit von der Hauptſtadt entlegenen Luſtſchloß fand, vermehrte die Einförmigkeit und Freudloſigkeit in der Lebensweiſe ſeiner jungen Gemahlin, welche, ſo lange der Hof in Stockholm ſich aufhielt, in ihrem Umgangskreiſe doch einige Abwechſelung hatte. Sie liebte ihren hohen Gemahl, dem ſie während der Verlobungszeit treu blieb, ungeachtet des mehrjährigen Kriegs zwiſchen ihm und ihrem Bruder, als Karl's Feinde alles Mögliche anwandten, das Band zu zerreißen, — liebte ihn mit der ganzen Innigkeit ihres ſchönen Herzens, aber empfing dafür nur die rauhe Treue zurück, welche die Pflicht vorſchreibt, und welche weit entfernt iſt, die wahre vertrauliche Hingebung zu vergüten, ſelbſt wenn dieſe auch auf Augenblicke den Verirrungen des heißen Blutes weichen ſollte. Auf gleiche Weiſe wurde ſie auch ſtets von der Schwiegermutter mit Wohlwollen behandelt; aber dieſe hegte zu überſpannte Begriffe von ihres Sohnes Unfehlbarkeit, als Königs ſowohl wie als Menſchen, ſo daß Ulrika Eleonora keineswegs in deren Schooß ihren Kummer niederlegen konnte, wenn ihre Liebe nicht mit gleicher Zärtlichkeit erwiedert wurde. Immer größer ward die Kluft zwiſchen der Königin und den Kreis

um den Thron, in welchem ſie ihren näheren Umgang zu ſuchen hatte; denn der verfolgte und zurückgeſetzte Adel zog ſich aus der Nähe der Blitze Jupiters zurück, um in der Entfernung ſeine Wunden zu heilen. Ulrika Eleonora's Seele, die dem Mitleid und der Wohlthätigkeit ſtets offen war, hätte ihren höchſten Genuß darin gefunden, die Fürſprecherin der Leidenden zu werden, wenn die Ungerechtigkeit zu ſchreiend, oder das Unglück zu deutlich war; aber wenn ſie ſich an das Gefühl ihres Gemahls wandte, traf ſie an deſſen Stelle ſtets den gepanzerten Willen des Regenten an. Dagegen legte er ihrer Neigung zu freigebiger Wohlthätigkeit kein Hinderniß in den Weg, ſondern bemerkte ſie vielmehr mit Vergnügen. Auf dieſe Weiſe entſtand die Barmherzigkeitsanſtalt „das Haus der Königin“ nahe bei der St. Johanniskirche, der dieſe hochgeſinnte Fürſtin von ihrem Nadelgelde jährlich bis an ihren Tod zweitauſend Reichsthaler ſchenkte, die Baukoſten ungerechnet.

Zum Glück war dieſe edle Fürſtin von Kindheit an keine beſſern Tage gewohnt. Ihre Mutter, die unumſchränkte Königin und Stifterin der Unumſchränktheit in Dänemark, Sophia Amalia, geborene Prinzeſſin von Lüneburg, hochmüthig, regierungsſüchtig, rachbegierig, forderte blinden Gehorſam in Allem und von Allen, ſogar von ihren Kindern, und es war nur ein anderes, aber nicht ein drückenderes Joch, als die däniſche Königstochter ſich unter Karl's XI. ſtatt unter Sophia Amalia's ſtrengen Willen beugen mußte.

Einige Zeit nach Ulrika Eleonora's Ankunft

verlegte die verwittwete Königin ihren Aufenthalt nach ihrem prächtigen Drottningholm, während das königliche Paar, das heißt der König sich zu einem mehrwöchentlichen Besuch in Kungsöhr entschloß, von welchen Orten beide Höfe übereinkamen in Stromhölm zusammenzutreffen. Bei einem beständigen Wechsel von Jagd und Inkognitofahrten, auf welchen sich Karl unter das Volk mischte, in dessen innerlichste Verhältnisse eindrang und mit eigenen Augen sah, um sodann aus eigener Sachkenntniß Beschlüsse zu fassen, befand er sich in dieser Gegend höchst wohl. Nicht so die Königin, die einen sehr beschränkten Gesellschaftskreis fand, und insbesondere den Umgang mit Personen von ungefähr gleichem Range mit ihr vermißte. Sie näherte sich deshalb mit Herzlichkeit und Vertrauen den Anverwandten ihres Gemahls, der Pfalzgräfin Marie Euphrosyne de la Gardie, der Gemahlin des Prinzen Adolph Johann, Elsa Elisabeth Brahe, und deren Tochter Katharina, die zuletzt mit dem königlichen Rath, Christoph Gyllenstierna, verheirathet war.

Während der König eines Tages auf der Jagd war, schloß sich die Königin in ihr Kabinet und schrieb an die Gräfin de la Gardie:

„Durchlauchtige, Hochgeborne Fürstin! theure geliebte Base!

Da Euer Liebden wohl ohne Zweifel vernommen haben, daß ich bald nach Stockholm reisen werde, um dort während meines gesegneten Zustandes zu bleiben und die Gnade Gottes abzuwarten: so will ich Euer

Liebden bitten, dorthin zu kommen und mir während des Winters die liebe Gesellschaft zu leisten, deren ich mich von Euer Liebden getröste. Die ich stets und allezeit verbleibe

Euer Liebden
wohlgeneigte Verwandte
Ulrika Eleonora.«

Die Pfalzgräfin Eleonora empfing diesen Brief in einem Zeitpunkt, als ihr Mann, der neu ernannte Reichsdrost, in Gefahr stand, Ansehen, Einfluß und Vermögen zu verlieren. Daß seine Bitten bei dem Könige nichts vermochten, sprang Jedem und ihm selbst in die Augen, aber vor seiner Gemahlin, der Base des Königs, zeigte Letzterer noch immer eine gewisse Scheu, eine gewisse Scham. Das pfälzische Blut kochte in ihren Adern: sie vergaß nie weder ihre Würde als geborne Fürstin, noch ihr Ansehen als Schwester eines regierenden Königs, des Vaters des jetzt regierenden. Mißlich war bei dem gespannten Verhältniß zu dem Sohne de la Gardie's Stellung. In einem Alter von sechsundzwanzig Jahren während der vormundschaftlichen Regierung Reichsrath geworden, und folglich ein Ziel für den erblichen Argwohn des königlichen Geschwisterkindes, betrug sich Adolph de la Gardie so würdig und so klug, entwickelte so ausgezeichnete Eigenschaften als Beamter und Staatsbürger, daß Karl bei seinem starken Gerechtigkeitsgefühl, ungeachtet alles Unrechts, das eigennützige, mißgünstige und rachsüchtige Günstlinge in seinem Namen unter dem Deckmantel sei-

nes mißgeleiteten Willens verübten, vor dieſem ſeinem Verwandten ununterbrochen Achtung, Freundſchaft und Vertrauen hegte.

Die Bitte der Königin war für die Pfalzgräfin de la Gardie eine um ſo willkommnere Aufforderung, Ulrika Eleonora um ihr Fürwort bei ihrem Gemahl zu Gunſten ſeiner nahen Angehörigen anzuſprechen, da ſie ſonſt jedenfalls Willens war ſich perſönlich einzuſtellen, um dieſen Kanal zu benutzen. Sie beſchloß ſogar den Wünſchen der Königin zuvorzukommen, und, ſtatt ihre Rückkunft nach Stockholm abzuwarten, ihr in Strömsholm einen Beſuch abzuſtatten.

Die Gräfin traf dort einen Tag nach dem König und den beiden Königinnen ein. Die hohe Schwägerin machte große Augen, der königliche Bruderſohn ſchien mißgeſtimmt und verlegen; nur von Ulrika Eleonora wurde ſie mit Herzlichkeit und Freude empfangen.

Dieſe Ungleichheit der Aufnahme entging Marien Euphroſynen nicht, und mit der Freimüthigkeit, die ſie ſich ſtets gegen den König, ihren Bruderſohn erlaubte, fragte ſie, ob ſie ungelegen komme, ob ſie nicht willkommen ſei?

»Ohne Zweifel, meine beſte Baſe!« — antwortete Karl etwas betreten, — »aber wir können unter den jetzigen Umſtänden der Baſe nicht ſo Geſellſchaft leiſten, wie wir es wünſchen ſollten und möchten. Ich habe den Maler Ehrenſtrahl hierher beſtellt, um ihm zu ſitzen, ich, meine Frau Mutter und meine Gemahlin. Das muß jetzt während unſers Aufenthalts in Strömsholm geſchehen; denn nach meiner Rückkunft zur Haupt-

ſtadt laſſen mir wichtige Regierungsgeſchäfte keine Zeit übrig, um mich einer ſo langen ſtillſitzenden Geſchäftsloſigkeit hinzugeben, wie ſie erfordert wird, um ſich malen laſſen.“

„Während Ihre Majeſtäten mit Herrn Ehrenſtrahl beſchäftigt ſind“ — bemerkte Ulrika Eleonora freundlich und verbindlich — „werde ich bei der Tante Euphroſyne bleiben, und wenn die Reihe, dem Maler zu ſitzen, an mich kommt, iſt ja ſchon eine von den andern Majeſtäten frei.“

Mit gerunzelten Augenbrauen heftete Karl den Blick auf ſeine Gemahlin und brachte das Geſpräch auf einen andern Gegenſtand.

Am nächſten Tage, als Hedwig Eleonora dem Maler ſaß, und Karl die Pferde in ſeiner Stuterei beſah, eröffnete ſich die Pfalzgräfin der Königin unter vier Augen. Sie ſchilderte mit grellen aber wahren Farben die unerhörten Erpreſſungen, denen die Opfer der Reduktion ſich unterwerfen mußten, nicht blos als unmittelbare Folge des mehr als ſtrengen königlichen Beſchluſſes, ſondern faſt mehr noch der niedrigen Leidenſchaften der Werkzeuge ſeiner Abſichten, deren böſer Wille und Schadenfreude beſonders ihren Gemahl, den Droſt de la Gardie, getroffen habe; ja ſie ſelbſt ſei das unabläſſige Ziel der Verfolgungen, und zwar in dem Grade, daß, mit Ausnahme des Grundeigenthums, das Theuerſte von ihren beweglichen Gütern für Rechnung der Krone in Beſchlag genommen ſei, und daß die Gräfin ſelbſt nothgedrungen ihren eigenen Schmuck habe hergeben müſſen. „Eure Majeſtät“ — fügte ſie hinzu

— »deren mildes Herz alle Schweden preiſen, können ſchicklicher als ich dem Könige von dem Unfuge dieſes Verfahrens eine vertrauliche Mittheilung machen und ſein Herz erweichen. Ich will, ſoweit es möglich iſt, jedem Geſpräch mit ihm über dieſen Punkt ausweichen; denn ich würde mich nicht in den Grenzen halten können, welche die Ehrerbietung vor der Majeſtät vorſchreibt. Er iſt allerdings mein Herr und König, aber ich bin auch ſeines verſtorbenen Vaters leibliche Schweſter, und eine durch Unrecht und Verfolgung tief beleidigte Frau.«

Ulrika Eleonora hörte die erſchütternde Darſtellung der Pfalzgräfin mit Aufmerkſamkeit und Theilnahme an. Thränen perlten bisweilen aus den Augen der Königin, und ihre Bruſt hob ſich unter den Seufzern des Mitleids. Zärtlich drückte ſie Euphroſynens Hand und verſprach ihr bei der erſten paßlichen Gelegenheit des Königs Herz zu beſtürmen.

Kaum war auch Ulrika Eleonora am folgenden Abend allein mit ihrem Gemahl in dem Schlafgemach, als ſie mit Wärme und Nachdruck ans Werk ging. Ueberraſcht hörte der König ſie einige Minuten mit ſteigendem Verdruß an; aber plötzlich verging ihm die Geduld und er unterbrach ſie mit wo möglich noch härterem Ton und Blick als Worten: »Nicht eine Sylbe mehr von dieſer Sache, meine Gemahlin! Ich verbiete es jetzt und ein- für allemal. Ich habe Dich zur Gattin genommen, um meinem Throne Erben zu ſchaffen, aber keineswegs, daß Du Dich, auch nur auf die entfernteſte Weiſe, in meine Regierungsgeſchäfte miſcheſt.

Ich erlaube das nie — — — nie, verſtehſt Du! Laß Dir das zur Warnung geſagt ſein, auch für die Zukunft!«

Zerſchmettert, gedemüthigt, ſchwermüthig, antwortete die Königin nur mit Schluchzen, bis Karl ſie bat, ihn auch damit zu verſchonen. Erſt ſpät in der Nacht, als Karl feſt eingeſchlafen war, ließ ſie ihren Thränen freien Lauf.

Der Pfalzgräfin Euphroſyne ward es am folgenden Tage beim Frühſtück, wo ſie mit ihren königlichen Verwandten zuſammentraf, nicht ſchwer, aus der Königin niedergeſchlagenen Blicken und Verſtimmung den Schluß zu machen, daß das Unternehmen mißglückt ſei. Sie ward davon vergewiſſert, als die Königin-Wittwe ſich entfernte, um dem Maler zu ſitzen, und Euphroſyne der Königin auf deren Wink in das Kabinet folgte.

»Er iſt von ſeinen pfälziſchen Vätern ausgeartet« — brach Euphroſyne aus mit zornglühenden Blicken. — »Es iſt das Blut ſeiner holſteiniſchen Mutter, das ihn zum Tyrannen macht. Wohlan, da für uns nichts mehr von ihm zu gewinnen und nichts mehr zu verlieren ſteht, will ich wenigſtens mich an dem Troſte laben, ihm die Wahrheit ins Geſicht zu ſagen.«

»Doch vorſichtig und geziemend, wenn es Euer Liebden gefällt, und zwar ſowohl des Königs wegen, dem wir Alle Ehrerbietung und Gehorſam ſchuldig ſind, als auch meiner Anverwandtin ſelbſt und Ihres Mannes und Ihrer Kinder wegen, welche ſonſt die harten Folgen des Zorns Seiner Majeſtät würden fühlen müſſen,

und endlich meinetwegen, die ich nichts mehr wünſche, als die Dornen ausrotten zu können, welche auf dem Wege meines Gemahls hervorſprießen," wandte Ulrika Eleonora ſanftmüthig ein.

"Doch gleichwohl nicht ſo kleinmüthig" — antwortete Euphroſyne, — "daß er ſich einbilde, ich fürchte ihn jetzt in meiner heilloſen Lage, oder daß er vergeſſe, er habe mit der Schweſter ſeines Vaters zu thun."

Gerade an dieſem Tage befand ſich Karl in der beſten Stimmung. Sobald ſeine Sitzung bei Ehrenſtrahl zu Ende war, ging er in den Stall und beſah und ſtreichelte ſeine lieben Goldfüchſe. Als er denn wieder in das Geſellſchaftszimmer trat, wo die Königinnen, die Pfalzgräfin und der beſchränkte dort befindliche Kreis der Hausgenoſſen verſammelt war, fand er an der Betrachtung des Bildniſſes der Königin Chriſtina beſonderes Vergnügen, das an der Wand über dem Sopha hing, und noch bis jetzt unter der Regierung Oskar I. ein Zimmer in Strömsholm ſchmückt. Dies Bild der berühmten Königin wird für eins der gelungenſten und ähnlichſten gehalten.

"Das Einzige, was ich dabei zu bemerken habe" — äußerte der König ſcherzhaft, — "betrifft den lebendigen jungen Löwen an ihrer Seite, auf deſſen Kopf ſie ſich zu ſtützen ſcheint. Für eine Königin wären wohl ein Lamm oder eine Taube paſſendere Sinnbilder."

"Eure Majeſtät haben darin ſo ſehr Recht" — antwortete die Pfalzgräfin Euphroſyne mit ſcharfem Ton

— „daß man, mit Ausnahme des Tigers, ſchwerlich ein bezeichnenderes Sinnbild als den Löwen für einen König finden könnte, der ein Vergnügen daran findet, ſeine Unterthanen, und unter ihnen zumal ſeine nahen Angehörigen zu peinigen, zu demüthigen und zu plündern.“

Karl wechſelte die Farbe und biß ſich in die Lippe, ohne daß man gleichwohl aus ſeinem Geſpräch merken konnte, er habe auf die Bedeutung der Worte ſeiner Baſe geachtet. Nachdem ſich aber die Unterhaltung einige Zeit um allerlei unbedeutende Gegenſtände gedreht hatte, wandte er ſich an die Pfalzgräfin mit der Frage: ob ſie ihm etwa irgend etwas Beſonderes mitzutheilen habe, in welchem Fall er ſie auffordere, ihm in ſein Kabinet zu folgen.

Euphroſyne dankte für dieſes Zeichen ſeiner Gewogenheit und beide entfernten ſich.

Nach dem Eintritt in das Kabinet verſchloß der König die Thür ſorgfältig, nachdem er den Wachhabenden befohlen hatte, ſich entfernt zu halten und Niemand einzulaſſen, bevor er es ſelbſt wieder erlaubt haben würde, und forderte ſeine Baſe auf, ſich eben ſo aufrichtig gegen ihn zu erklären, wie er ſeinerſeits es thun werde.

Die Pfalzgräfin ließ ſich dies nicht zweimal ſagen, und machte ihrem Kummer Luft, indem ſie ihre Leiden und ihre Gefühle ſo eindringlich ſchilderte, daß Karl zum erſten und einzigen Mal in ſeinem Leben ſich gleichſam vor den Schranken verklagt und gezwungen ſah, ſich

nicht nur persönlich zu erklären, sondern auch seine Handlungsweise zu vertheidigen. Er berief sich auf das dringende Bedürfniß des Reichs; das Verlangen des Bürgerstandes, in welches beinahe der ganze unbetitelte Adel einstimme. Den Uebermuth und die Habsucht der höheren Geschlechter; wie sie sich zum höchsten Nachtheil und Unheil des Reichs und aller übrigen Unterthanen in den Besitz der besten Krongüter gesetzt hätten; daß die trotzigen Aristokraten gebändigt werden müßten, damit die königliche Gewalt die Kraft und den Glanz, welche ihr zukämen, wieder erhalte; und daß schließlich gerade der Droſt, der Pfalzgräfin Gemahl, derjenige sei, der sich den bedeutendsten Theil des Kroneigenthums angemaßt und sich auf das Sträflichste über die Hoheit und Macht der Majestät geäußert habe, die er jedenfalls ganz unerträglich zu beschränken suche.

Die Gräfin de la Gardie vertheidigte ihren Mann mit Freiheit und Nachdruck, beklagte es, daß ihr Mann in Ungnade gefallen sei, beschuldigte die Ohrenbläser, Verläumder und Neider und schloß damit, daß, wenn auch des Königs Absichten, Pläne und Beschlüsse landesväterlich und staatserspießlich wären, sie dennoch von habsüchtigen und schadenfrohen Glücksrittern auf eine so unverantwortlich harte Weise ausgeführt würden, daß sie den Wohlstand der Unterthanen völlig untergrüben, und der Regierung des Königs den Fluch der Mit- und Nachwelt zuzögen.

Der Monarch, welcher sie mit steigender Ungeduld anhörte, unterbrach sie endlich mit einem donnernden: „Halt!“ und hielt ihr vor, daß sie vergesse, mit wem

ſie ſpreche. Er ſei allerdings geneigt, ihr als einer Dame und als der Schweſter ſeines verſtorbenen Vaters Nachſicht angedeihen zu laſſen, aber Alles habe ſeine Grenze, und ſeine ihm von Gott verliehene Majeſtät erlaube er Niemandem, wer es auch ſei, ungeſtraft zu verletzen.

Noch lange und lebhaft verfochten der König und die Pfalzgräfin beiderſeits ihre Meinungen. Gerührt, oder gewiſſermaßen beſchämt über die Bedrängniß, welche er, und nicht auf die gerechteſte Weiſe über ſeine eigene Baſe gebracht habe, wollte er, um ſich ihrer Zudringlichkeit, ihres Jammers und ihrer Vorwürfe mit Manier zu entledigen, ſie mit einem Geſchenke verſöhnen, das, wie er hoffte, ſie völlig zufrieden ſtellen werde. Er öffnete nämlich eine Schatulle, nahm ein köſtliches Halsband von echten orientaliſchen Perlen mit einem daran befindlichen Schmucke von Brillanten daraus hervor, das ehemals der Pfalzgräfin gehört hatte, aber in Folge der Reduktion von ihr angewandt war, um die von der Krone gemachten Geldforderungen zu befriedigen.

„Hier iſt Etwas,“ — fing der König jetzt mit Artigkeit an, indem er der Gräfin den Schmuck reichte — das ich für meiner Baſe Rechnung mir ausgeſondert habe. Tragen Sie das zu meinem Andenken, laſſen Sie es das Siegel unſerer Verſöhnung ſein; und möge es das letzte Mal ſein, daß meine Baſe ſich mit mir in ein für uns Beide ſo unangenehmes Geſpräch einläßt.“

Ohne zu danken, ohne den Schmuck kaum eines Blickes zu würdigen, nahm ihn die Pfalzgräfin und hielt ihn achtlos in der Hand, während sie ihren hohen Bruderſohn mit ſpöttiſcher Miene anſtarrte und mit erhöhetem Ton fragte, ob dies Alles ſei, was ſie und ihr Mann von dem ihnen entzogenen bedeutenden Eigenthum zurückempfingen?

„Ich habe Ihnen ſchon geſagt, Baſe,“ — antwortete der Monarch mißgelaunt, — „daß Sie kein Recht zu pochen haben, ſondern daß dies ein Beweis meiner beſondern Gnade, ein von mir Ihnen perſönlich gemachtes Geſchenk iſt.“

Jetzt kochte das pfälziſche Blut bei der Gräfin über, und mit dem Ausdruck des äußerſten Unmuths und der Verachtung rief ſie, indem ſie den Schmuck an die Erde dem König vor die Füße warf: „Haſt Du das Fleiſch genommen, ſo magſt Du auch die Knochen behalten!“

Erzürnt und betroffen zeigte Karl ſtillſchweigend nach der Thür, und die Pfalzgräfin entfernte ſich mit der Haltung einer Siegerin vom Schlachtfelde.

Von dieſem Geſpräch unter vier Augen erfuhren die beiden Königinnen, geſchweige der Geſellſchaftskreis nichts, aber ein dunkles Gerücht davon zog ſich zu den folgenden Geſchlechtern hinab, und gelangte durch Ueberlieferung vom Vater zum Sohn bis auf unſere Tage.

Noch an demſelben Tage ſtand der Reiſewagen der Pfalzgräfin de la Gardie vor der Thür des Luſtſchloſſes Strömholm, das ſie eben ſo unvermuthet verließ, wie ſie dort angekommen war.

Vierzehntes Kapitel.

„Nimm hier dieſen kleinen Löffel voll, liebes Väterchen! Das iſt das Letzte von der Arznei, die mein lieber und hochgelehrter Schwiegerſohn, Aſſeſſor Hjärne, Dir verſchrieben hat. Nachher nimmſt Du etwas Aepfelwein nach, und der widrige Geſchmack vergeht bald.“

Mit der Arzenei in der einen, und einem Glaſe Waſſer in der andern Hand, ſtand Frau Teſſin an dem Krankenbette ihres Mannes, um ſie ihm einzugeben. Aber er beantwortete ihre Bitte mit einer abwehrenden Bewegung und fügte mit gebrochener Stimme hinzu:

„Plage mich nicht mehr mit den elenden Tropfen, Mariechen! Wenn man 66 Jahr alt iſt, überſteht man eine Krankheit wie dieſe nicht.“

„Gott iſt kein Ding unmöglich, und unſer Schwiegerſohn Urban Hjärne hat wohl ſonſt ſchon Wunderkuren verrichtet,“ — ſchluchzte die Alte. — „Wenn Du mir noch ein Bißchen gut biſt, ſo nimmſt Du die Tropfen ein.“

„Nun, um Dir einen Gefallen zu thun, recht gern!“

Mit dieſen Worten richtete ſich der Rathsherr auf im Bette, öffnete den Mund und verſchluckte die dargereichte Arzenei, ſpülte ſie mit etwas Waſſer und Aepfelwein hinunter und legte ſich mit tiefem Athemſchöpfen wieder auf die Kiſſen.

Nach Verlauf weniger Minuten winkte er ſeinen Sohn, den Hofbaumeiſter, zu ſich ans Bett, der etwas entfernt an einem Tiſche ſich mit Zeichnungen beſchäftigte, die er jetzt von ſich ſchob und zu dem kranken Vater hineilte.

„Nikodemus!“ — ſagte der Rathsherr. — „Ich fühle, daß ich nicht wieder aufkomme. Darum will ich ſowohl aus unterthäniger Dankbarkeitspflicht, theils, ſoweit ich es vermag, um für Deine Zukunft und die noch übrigen Tage Deiner Mutter Sorge zu tragen, noch einmal ſchriftlich mich an Ihre Majeſtät, die verwittwete Königin, wenden. Rücke den Tiſch näher ans Bett, und ſetze Dich hin, um meine Worte niederzuſchreiben.“

„Wenn dieſe Anſtrengung meinen Vater nur nicht zu ſehr ermüdet und ſeine letzten Kräfte hinnimmt,“ wandte der Hofbaumeiſter mit zärtlicher Theilnahme ein.

„Ach nein, ich fühle mich jetzt beſſer und den Kopf freier, als ſeit langer Zeit,“ antwortete der Rathsherr.

„Nun Gottlob, da ſiehſt Du, wie ſchnell und wohlthuend Urban Hjärne's Tropfen wirken,“ be-

merkte die Mutter, indem ſich ihre Augen mit Freudenthränen füllten.

Ein ſchwermüthiges Lächeln verbreitete ſich über des Rathsherrn Geſicht. Er wußte, daß es nicht die Tropfen waren, ſondern die bei einem Sterbenden nicht ungewöhnliche Spannkraft, einen Lieblingsgedanken noch auszuführen, die auf Augenblicke die fliehenden Lebensgeiſter ſtärkte.

So ſetzte ſich denn der Hofbaumeiſter nieder, um nach des Vaters Worten, die jedoch bisweilen durch Athemſchöpfen und Nachdenken unterbrochen wurden, an Hedwig Eleonora zu ſchreiben, um ihr für die genoſſene Gnade zu danken, und die Nachbleibenden ihrer ferneren Gewogenheit zu empfehlen.*)

---

*) Dieſer deutſch geſchriebene Brief iſt auf uns gekommen und verdient hier wohl eine Stelle:

„Durchlauchtigſte, Großmächtigſte Königin,
Aller Gnädigſte Königin und Frau!

Weiln es ſich nunmehr anlaſſet alls wan nach des Allerhöchſten belieben daſſ Ende meines Lebens ſich nahet, daſſ ich alſo Euer Königl. Maj. Gnädiges Angeſicht allhier wol nicht mehr ſchauen werde, als habe ich noch in meiner höchſten Schwachheit mich unternehmen wollen, Euer Königl. Maj. für die mir und die meinigen Allezeit erwieſene hohe Königl. Gnade, Allerdemüthigſt Dank zu ſagen, wünſch auch daſſ meine geringe Dienſte zu E. K. M. Gnädigſten gefallen möchten geweſen ſein, ſo aber etwas verſehen wehre, welches doch nicht auff böſer Intention hergerüret, mich Aller Gnädigſt verzeihen, danebenſt bitte

Als der Brief fertig war, ließ der Rathsherr sich eine eingetauchte Feder geben, und unterzeichnete, obgleich fast unleserlich und mit zitternder Hand, seinen Namen.

---

ich allerunterthänigst E. K. M. geruhen doch Allergnädigst meiner Frauen und Sohn, hinführe in Dero Königl. Gnade und Protection zu nehmen.

Und ob ich zwar in dieser Welt geflücklicher gewesen in dehme ich die Ehre gehabt über 40 Jahren in Königlichen Diensten employret zu werden, alls erstlichen bey Ihro Maj. die Königin Christina, wie auch bey E. K. M.'s. Hochseligen Herren dem Glorwürdigsten König, alls auch bey E. K. M. selbsten sambt Dero Herren Sohn, meinem Aller Gnädigsten König und Herren, mich auch in aller dieser Zeit auffs höchste nach äußersten Vermögen bemühet und angedeihen sein lassen, dass meine geringe Dienste zu meiner Allerhöchsten Obrigkeit Gnädigsten Contentement, auch zu des Reichs Nutzen, und zu unterschiedlicher vornehmer Herrn Commodität gereichen möchte. Dessen ohngeachtet habe ich in so viellen Jahren für die meinigen nichts erübrigen können, sondern muss Sie mit gresse betrübniss in einen schlechten Zustandt sitzen lassen, sintemahlen alle dasswenige was ich erübrigen können, auch das Haus, welches ich für mich gebauet, habe ich zur nottürftigen unterhalt verkauffen und mit anwenden müssen, dass es also meiner Frauen und Sohn schwer fallen wirdt, mich Ehrlichen zur Erde zu bestettigen, viel weniger dass Sie was zu einen nöthigen unterhalt vorbehalten können, da ich doch ohne Ruhm zu melden, Nie einige debauche oder sündiges Leben geführet habe. Solte nun Aller Gnädigste Königin bey so gestalten Zuständt, die meinigen gegen alles Vermuthen in Dürftigkeit benügen bleiben, so würde solches gewiß

„Ich sterbe mit der tröstlichen Hoffnung“ — nahm der Rathsherr wieder das Wort — „daß meine unterthänige Vorstellung sich Beherzigung erwirbt. Dero Majestäten haben uns stets ihre hohe Gewogenheit geschenkt, und es fehlt uns auch nicht an Gönnern, die am höchsten Ort das Wort für uns nehmen.“

---

nach sich ziehen, daß alle rechte Kunstergebene sich dieses hochlöblichen Königreichs, da die Künste nun, in etliche Jahren so einen guten anfang genommen, wieder entfernt würde, allbieweilen ein Jedweder an der meinigen schlechten Zustand sich spiegeln und keine Hoffnung haben solte bey solchen lohn als ich gehabt, an diesen teuren Orth zu subsistiren. Dero halben dan Aller Gnädigste Königin gelanget in meinen letzten, und mit seufzen an E. K. M. meine Allerdemüthigste bitte Sie gedenken doch meines Weibs und Sohns in Gnaden, und thun nach Ihrer hohen Königliche Milde und Güte, bei Ihren Herrn Sohn, meinen Aller Gnädigsten König, die Frau Mütterliche Beförderung, die gewiß wirdt erhöret werden, daß Seiner Maj. meine hinterlassene, doch mit etwaß zu deren Unterhaltung in Gnaden ansehen mögen, auch daß Ihnen, die gage von einige Jahren, welche Seine Königl. Maj:t mich aller Gnädigst verordnet und mich noch restiren an die meinigen auß das förderlichste ohne weitere auffenthalt möge geliefert werden, Ingleichen daß die Possession von daß kleine Landguth in Pommern, welches mich von Erbswegen zukombt, wie die Documenten außweisen, wor von ich auch anfänglichen die Possession wenig Jahren gehabt, aber nach der Zeit darvon entwendet worden, all ist es schon für so lange Jahren von der Königin Christina Gnädigst bewilliget, auch von E. K. M. und der damahligen Königl. Regierung confirmieret worden, nun doch den meinigen eingeräumet

Seine Frau nannte hiebei „Seine Hochgräfliche Excellenz den Reichsdroſt;“ aber der Rathsherr fiel ihr lebhaft ins Wort: „Ach nein, liebe Maria, auf ihn können wir bei meinem Geſuch nicht mehr bauen; er iſt in der hohen Obrigkeit Ungnade gefallen, und kann ſich ſelbſt nicht, geſchweige einem Andern, helfen.“

„Herr Gott, ſo geht es doch mit Allem hinauf und hinunter in dieſer ſchnöden Welt!“ — ſeufzte die Mutter. — „Als Seine Hochgräfliche Excellenz, der Droſt Pehr, vor einiger Zeit entſchlummerte, hatte das Volk viel zu ſchwatzen, ja man murmelte ſogar, daß er ver-

---

werde, auff daſſ ſie alſo die Frucht würklich darvon genießen mögen.*)

Ich hoffe E. K. M. werden meine letzte Seufftzer erhören, den es wirdt zu Euer Maj:t Eigen Ruhm gedeyen, daſſ Sie ſich Ihres getreuen Dieners annehmen, auch wirdt es alle Kunſtliebende animiren, die Ehre zu ſuchen, E. K. M. und meinem Aller Gnädigſten König und Herrn Allerunterthänigſt zu dienen. Meine Frau wirdt ſtiff E. K. M. ſtetich ſeufftzen und betten, und mein Sohn, der darumb auff iſt, umb ſich capabel zu machen E. K. M. und ſeinem aller Gnädigſten König allerdemüthigſt aufzuwarten, wirdt ſich die Zeit ſeines lebens befleiſſigen, die Ehre zu ſuchen, E. K. M. Allerunterthänigſt und getreu zu dienen.

---

*) Der Hof- und Staatsarchitekt, Rathsherr Teſſin, erhielt von der Königin Chriſtina 1649 den 27. Julius das Gut Godenow in Pommern.

giftet sei.*) Nach ihm ward König Gustav's eigner Schwager Droſt, und ſchon hat dieſer hohe Herr nichts mehr zu ſagen. — — — Ja ja, es konnte wohl nicht anders kommen. Ich prophezeite, vor jetzt ungefähr ſechs Jahren, daß de la Gardie kein gutes Ende nehmen würde, als das Pferd, welches er an unſers jetzt regierenden allergnädigſten Königs Krönungstag

---

Aller Gnädigſte Königin, verzeihet mir doch, daſſ ich meine letze Kräffte anwende Euer Maj:t mit ſo viel ſchreiben zu incommodiren. Meine ſchuldigſte Dankzagung und die noth hat mich angereitzet, Weiln aber meine Schwachheit überhandt nimmbt, ſo kan ich nicht mehr dictiren, ſondern ſchlieſſliche wünſche ich E. K. M. Alle Hohe Königliche Glückſeligkeit, und daſſ Sie die Jahr erreichen, daſſ Sie Ihres Herrn Sohns künfftige Kinders Kinder mit Freuden ſehen und erleben mögen, hirmit ſcheide ich in tieffeſter Demuth, von

Euer Königliche Maj:ts

Als der Biſſ in den Todt aller gehorſamſter, treugeweſener und nun ſterbender unterthan

Nicodemus Teſſin.«

*) Es ging wirklich ein Gerücht, für deſſen Richtigkeit man freilich nicht einſtehen kann, daß Pehr Brahe heimlich durch Gift ums Leben kam. Bemerkenswerth iſt es, daß die Erfolge der Reduktion von dem Leben dreier Männer abhingen: Johann Gyllenſtierna's, der ausſchließlich die alten Geſchlechter unterdrücken wollte; Pehr Brahe's, der gerade deren und folglich des ganzen Adels Aegide war; und Lindenſchöld's, der in dieſer Hinſicht den höhern und den unbetitelten Adel wenigſtens gleich behandelte.

ritt, bei der Domkirche in Upſala ſcheu wurde und ihn als damaligen Reichskanzler abwarf, ſo daß er die Perücke und den Reichsapfel verlor, wovon der Apfel eine Beule bekam. — — — Erinnerſt Du Dich nicht, Herzväterchen?«

»Daran muß ſich wohl jeder Menſch erinnern!« — antwortete der Rathsherr, — »aber wir haben uns jetzt in den wenigen Stunden, die mir noch übrig ſind, mit wichtigeren Sachen zu beſchäftigen. Der Droſt iſt, wie ich eben ſagte, in Ungnade; aber unſer beſonderer Gönner, Herr Staatsſekretär Lindſchöld, ſteigt täglich in der Gunſt des Königs und iſt von Altersher bei deſſen hoher Frau Mutter wohl angeſchrieben. An ihn könnt Ihr deswegen Euch nach meinem Tode mit vollem Vertrauen wenden und gewiß ſein, daß er Euch bei ſeinen hohen Oberen vertritt.«

»Wenn wir ſo unglücklich ſein ſollten, was Gott verhüte! daß wir Dich verlören, geliebter Nicodemus,« — nahm die Frau wieder das Wort, — »glaube ich, daß wir unſere zuverläßige Stütze haben, wenigſtens bei der verwittweten Königin, an deren gnädigem und ſchönen Kammerfräulein, welche ſogar ſich herabläßt, mich bisweilen mit ihrem Beſuch zu beehren, und die, wenn ich nicht ganz blind bin, auch unſerm lieben Nicodemus gewogen iſt.«

»Faſele nicht, Mariechen!« — ermahnte ſie der Rathsherr, mit Anſtrengung den Kopf ſchüttelnd. — »Fräulein Stenbock vergißt eben ſo wenig ihre Ahnen, wie Nicodemus, hoffe ich, den Weg der Tugend vergißt, den ſeine chriſtlichen Vorväter gegangen ſind.

Wenn ihre hochvornehmen Anverwandten ahnten, was Du, liebe Maria, Dir einbildeſt, ſo würden ſie eure ewigen, unverſöhnlichen Feinde und Verfolger. Das wäre die ganze Ernte einer ſo wahnſinnigen Ausſaat.«

Stillſchweigend und nachdenklich hörte der Hofbaumeiſter das Geſpräch ſeiner Eltern an, deren letzte Reden ihn eben ſo ſehr intereſſirten wie peinigten. Er ſuchte deswegen von dem kitzlichen Gegenſtande durch die Frage abzuleiten: »ob ſein Vater wünſche, daß der Brief an die Königin-Wittwe durch den Staatsſekretär Lindſchöld übergeben werde?« und da der Rathsherr ſie bejahte, entfernte ſich der Hofbaumeiſter, um ſich des Auftrages zu entledigen. —

Freundlich, wie ein Freund der Wiſſenſchaften und Kenner der ſchönen Kunſt, — wie ein Freund ſeines Vaters und ſeines väterlichen Hauſes, — empfing ihn Lindſchöld.

— »Ich leſe Ihren Kummer in den Falten Ihrer Stirn und ahne den Zuſtand Ihres achtungswürdigen Vaters in dieſem Kummer, dem Einzigen, was einen jungen Mann in Ihren Jahren, in Ihrer Stellung und mit Ihren Ausſichten für die Zukunft drücken kann. Es iſt ein Schmerz, der Ihrem Herzen, Herr Hofarchitekt, Ehre macht, und den die Zeit allmälig lindern wird. Wenn ich gegenwärtig oder künftig Ihnen und Ihrer Mutter in etwas nützlich ſein kann, ſo hoffe ich, daß Sie ohne Umſtände auf mich rechnen.«

— »Und gerade einen ſolchen Wechſel hat mein ſterbender Vater ſich erlaubt, auf den Herrn Staatsſekretär zu ziehen. Er hat mir aufgetragen, Ihnen, als

einem bewährten Gönner unſeres Hauſes, dieſe unterthänige Bittſchrift an Ihre Majeſtät, die Königin-Wittwe, zu übergeben, bei welcher das Fürwort des Herrn Staatsſekretärs ſo viel vermag.«

— »Es wird mir ein Vergnügen ſein, Ihres Vaters unterthäniges Geſuch zu unterſtützen, daß, wie ich überzeugt bin, mit Recht und Billigkeit übereinſtimmt.«

— »Unſre Dankbarkeit iſt tief und ehrerbietig. Aber, wenn der Herr Staatsſekretär irgend ein Bedenken dabei fände, die Bittſchrift eigens zu übergeben — — —«

— »Keineswegs! Geben Sie nur her!«

— »Sonſt — — — gleichwohl — — —«

— »Sie ſind verlegen; Sie erröthen wie ein Mädchen! So wünſchen Sie wohl nicht, daß ich die Abgabe der Bittſchrift übernehme? Wer iſt es denn ſonſt, an den Sie ſich zu wenden beabſichtigen? Oder wünſchen Sie, bei dieſer Gelegenheit Ihrer Majeſtät perſönlich die Aufwartung zu machen?«

— »Keineswegs, und ich würde in Verzweiflung ſein, wenn der Herr Staatsſekretär uns ſein huldreiches, vielvermögendes Fürwort entzöge, aber meine Dankbarkeit und Beſcheidenheit ſchien es zu fordern, meine ehrfurchtsvolle Bitte darauf zu beſchränken, da ich einige Hoffnung hege, daß Ihrer Majeſtät Kammerfräulein ſo geneigt ſein dürfte, die Einhändigung zu übernehmen.«

— »Aha! — — — Ich bin weit entfernt, den Herrn Hofbaumeiſter der Gelegenheit zu berauben, um

eine ſo ſchöne Fürſprecherin auf die Probe zu ſtellen. Ich prophezeihe Ihnen nach meinen eigenen Wahrnehmungen und den Plaudereien unter den Hofleuten zufolge, die mir zu Ohren gekommen ſind, daß Sie ſich nicht vergebens an ſie wenden werden. Aber Vorſicht, junger Mann! Die höheren Geſchlechter bilden ſich ein, daß ein andres Blut in ihren Adern fließt als in unſern. Man iſt jetzt im Begriff, Ihren Wein mit Waſſer zu verdünnen; aber ſo lange ſie noch Krallen haben, iſt es am Beſten, auf ſeiner Hut zu ſein.“

— „Wenn Ihnen dieſer Umweg mißfällt, Herr Staatsſekretär, ſo ſtehe ich ſofort davon ab. — — —“

— „Nein, nein, mein junger Freund! Ich billige vielmehr Ihr Vorhaben, und werde mein Möglichſtes thun, ihn zu unterſtützen, auch mit meinem unterthänigen Fürwort bei unſrer gnädigen Königin-Wittwe. —“

Teſſin begab ſich nun mit leichtem Schritt und gemiſchten Gefühlen in das Zimmer des dienſthabenden Fräuleins auf das Schloß; der Brief ſeines Vaters an Hedwig Eleonora war ein gültiger Vorwand, ſich eine Unterredung mit Fräulein Stenbock auszubitten. Sie willigte in das Verlangen mit demſelben Vergnügen, wie es ausgeſprochen wurde, und die Theilnahme, welche ſich zeigte über das nahbevorſtehende traurige Ereigniß in dem Teſſinſchen Hauſe, war zu lebhaft und gerührt, um nicht einen andern und weit tieferen und innigeren Urſprung als ein gewöhnliches Mitleiden zu verrathen. Aber kindliche Pflicht auf der einen, und die ſchöne Beſtimmung des weiblichen Herzens, heilenden Balſam in die brennende Wunde zu gießen, auf der

andern Seite bedurften mehr Zeit zum Austausch, als das Geschäft, welches zum Vorwande diente. Und doch däuchte ihnen die bereits verflossene Stunde wie eine Minute! Und doch schätzte Tessin minder Fräulein Stenbock's Versicherung, Alles zu thun, um der Bittschrift bei der verwittweten Königin eine geneigte Aufnahme zu bereiten, als das Versprechen des Fräuleins, der Frau Tessin die Antwort persönlich zu überbringen, sie möge ausfallen, wie sie wolle!

Mit erleichtertem Herzen kehrte der Hofbaumeister heim, aber dort ward auch seine ganze Seelenstärke in Anspruch genommen. Er fand seine Mutter, in Thränen aufgelöst, bei der Leiche des Vaters. Sie weinten zusammen, und auf seinen Knieen schwur der Sohn bei der entseelten Hülle seines Erzeugers, daß er sein Schicksal nie von dem der Mutter trennen werde, und daß er alles Glück, das ihm beschert werden könnte, mit ihr theilen wolle.

Auch verharschte die Wunde allmählig, und der tiefe Schmerz verwandelte sich bei der Wittwe in eine sanfte Schwermuth, und nahm bei Beiden das Gepräge eines theuren Andenkens an. Aeußere Tröstungen häuften sich überdies für die Ueberlebenden in erstaunlicher Schnelle. Kaum war der Leichnam des Entseelten in seiner letzten Ruhestätte beigesetzt,*) als der König durch Lindschöld,

*) Nicodemus Tessin, der Aeltere, war geboren in Stralsund d. 7. December 1615 und starb in Stockholm d. 21. Mai 1681, wo er in der St. Nikolaikirche begraben wurde.

und die verwittwete Königin durch ihr Kammerfräulein angeregt, dem jungen Teſſin eine Auszeichnung nach der andern widerfahren ließen. Er ward eines Morgens in aller Frühe,*) — es war ſo Sitte während Karls XI. Zeit, — zum Staatsſekretär Lindſchöld gerufen.

„Nun, mein Herr,“ — äußerte dieſer in ſcherzhaft-feierlichem Tone, — „Sie haben es nicht der Mühe werth gehalten, mich an den Auftrag zu erinnern, den Sie mir am Sterbetage Ihres Vaters gaben? Ihre ſchöne Fürbitterin hat vielleicht ſchon ſo viel zu Ihrem Beſten ausgerichtet, daß Sie die Bemühung älterer Freunde verſchmähen.“

— „Ich habe keine andre Entſchuldigung als die Beſorgniß, durch unzeitige Befliſſenheit die Gunſt zu verwirken, welche mir ſo edelmüthig zugeſagt iſt, und deren ich mich nur durch Ehrerbietung und Dankbarkeit würdig machen kann, wie ich denn an des Herrn Staatsſekretärs Bereitwilligkeit, mein Beſtes wahrzunehmen, nie gezweifelt habe.“

— „Sie nehmen meinen Scherz zu buchſtäblich, merke ich; deshalb muß ich wohl auch in einem ernſthaften Ton ſprechen. So wünſche ich Ihnen denn aufrichtig Glück zu dem neuen Felde für Ihre ſeltene Ge-

*) Schon um 5 Uhr Morgens nahm Lindſchöld Beſuche an, und das Vorgemach hatte ſich ſchon vorher mit Perſonen angefüllt, welche Einlaß begehrten. Der König war aber ſchon Morgens um 3 oder ſpäteſtens 4 Uhr nicht blos munter, ſondern vollſtändig angekleidet und bei der Arbeit.

ſchicklichkeit, das Seiner Majeſtät Gnade Ihnen mittelſt dieſer Vollmacht eröffnet hat.“

Mit dieſen Worten reichte ihm Lindſchöld die ſchriftliche Uebertragung des Amtes, das ſein verſtorbener Vater bisher bekleidet hatte.*)

Teſſin drückte mit Worten und Geberden ſeinen lebhaften Dank aus.

„Möge es nur,“ — fuhr Lindſchöld jetzt mit ſpöttiſchem Ernſt fort, — „nicht das ſein, was man Giſcht im Ofen nennt! Vielleicht hat Fräulein Stenbock Ihnen ſchon ſo leuchtende Vortheile verſchafft, daß Sie nicht ohne Demüthigung dieſe Kleinigkeit noch dazu nehmen können? Wie lautet die Botſchaft, die ſie Ihnen gebracht hat?“

Teſſin wechſelte die Farbe und antwortete mit einer gewiſſen Verlegenheit, daß er ſeit ſeines Vaters Todestage nicht das Glück gehabt habe, Ihrer Majeſtät Kammerfräulein zu ſehen.

„Je länger die Erwartung, deſto angenehmeres Wiederſehen,“ — bemerkte Lindſchöld fröhlich. —

---

*) „Im Jahr 1681 d. 28. Junius, gleich nach meines ſel. Vaters Tode, erhielt ich die königliche Beſtallung als Schloß- und Hofarchitekt mit einer jährlichen Beſoldung von 1200 Thalern Silbermünze.

Das Jahr darauf machte mich der Magiſtrat von Stockholm zum Stadtbaumeiſter mit 900 Thalern jährlicher Beſoldung in Silbermünze.

Aus den Erinnerungen des Grafen Teſſin.“

„Unter vier Augen erlaube ich mir mit dem Herrn Hofbaumeiſter zu ſcherzen über die Bereitwilligkeit des hochgebornen Fräuleins, Ihnen zu dienen; aber wenn ein ſolcher Scherz ſich bei Hofe in meiner Nähe hören ließe, wo er dem hochadlichen Geſchlechte Stenbock ſchwerlich willkommen ſein dürfte, ſo ſein Sie überzeugt, daß ich der Erſte wäre, ihn recht ernſt zurecht zu weiſen.“

Es war die Sitte der damaligen Zeit, ſich nicht lange mit ſchönen Redensarten aufzuhalten. Lindſchöld ſowohl wie Teſſin hatten wohl Anderes zu zu thun, und nachdem der Erſtere dem Letzteren noch einen Wink gegeben hatte, in ſeinem Umgange mit Hedwig Stenbock die nöthige Vorſicht anzuwenden, trat Teſſin ab und verfügte ſich nach Hauſe, wo er mit Ungeduld von der Mutter erwartet wurde, welche von Neugierde brannte, zu erfahren, was Lindſchöld's Sendung zu bedeuten habe.

Die Rathsherrin Teſſin hatte bei der Nachricht, die ihr der Sohn mittheilte, faſt noch größere Freude über ſein Glück als er ſelbſt. Lindſchöld's Hindeutungen auf Teſſin's Verhältniß zu dem Kammerfräulein der verwittweten Königin nahmen jetzt alle ſeine Gedanken ein, und er fühlte ſich doch etwas verletzt bei Hedwig's Stillſchweigen und Ausbleiben ungeachtet des ausdrücklichen Verſprechens, das ſie unaufgefordert gegeben hatte, die Rathsherrin zu beſuchen, und ſie von dem Beſchluß der Königin-Wittwe zu benachrichtigen.

„Bin ich denn ſchon vergeſſen,“ klagte er bei ſich ſelber, — „oder durch einen Glücklicheren und ihr an Range Näherſtehenden aus ihrem Herzen verdrängt,

oder hat das Gerücht ſeinen Weg zu den Ohren ihrer hochadlichen Verwandten gefunden und der Machtſpruch der Geburtseitelkeit eine Scheidemauer zwiſchen ihrem Verſprechen und ihrem Rang aufgeführt?„

Mehr mit Beklemmung als mit Freude machte Teſſin darauf dem König die Aufwartung, um ſeinen unterthänigen Dank zu deſſen Füßen niederzulegen. Und obgleich der Monarch ihm mit ausgezeichneter Gewogenheit begegnete, und ihm die Ausſicht zu ferneren Begünſtigungen eröffnete, wog alles dies für die Gegenwart bei ihm die Vergeſſenheit nicht auf, in welche er bei Hedwig Stenbock gefallen zu ſein ſchien.

Aber dies leichte Gewölk des Kummers eilte ſchnell über ſeinen Lebenshimmel dahin, nur als ein nöthiger Schatten für den Strahlenglanz der Freude, der gerade jetzt im Begriff war, über das Gefilde ſeines Schickſals ſich in vollem Maaße zu ergießen.

Bei der Rückkehr vom Schloſſe fand er ein Fuhrwerk von der verwittweten Königin vor der Thür der Wohnung ſeiner Mutter. Die holde Ahnung, welche ſeine Seele bei dieſem Anblick durchſtrömte, ward verwirklicht, als er in das Zimmer eintrat, wo Fräulein Stenbock bei ſeiner Mutter im Sopha ſaß, über welcher letzteren Antlitz ſich jetzt zum erſten Mal, ſeitdem ſie Wittwe war, ein Schimmer von Zufriedenheit verbreitete.

„Ich ſchmeichle mir mit der Hoffnung,„ — äußerte Hedwig nach den gegenſeitigen Begrüßungen, — „daß Sie mich ſelbſt ein wenig in Verdacht gehabt haben, als ob ich es verſäumt hätte, Ihnen gefällig zu ſein,

und Ihre Majestät, als ob sie Ihnen weniger hold wäre. Glücklicherweise bin ich jetzt im Stande, Ihnen einen sprechenden Beweis vom Gegentheile zu geben. Ihre Majestät hat Sie auch bei Ihrem Hof angestellt,*) und wenn die Königin mit Ihrer Ernennung gezaudert hat, so ist es aus der Rücksicht geschehen, dem König nicht vorzueilen. Wir werden nun Beide, Sie und ich, an demselben Hofe die Aufwartung haben, und so beinahe täglich mehr nothgedrungen als zufällig einander treffen. Und dies ist nicht der kleinste Gewinn, der mir dadurch zu Theil wird.«

Hedwig Stenbock sprach diese letzten Worte mit einer Betonung aus, der ihre freudestrahlenden Blicke die Zustimmung gaben.

Tessin's blitzende Augen waren noch mehr als seine begeisterten Worte die Dolmetscher seines freudigen Herzens. Die Rathsherrin war glücklich wie ein Kind, — — — wie eine Mutter.

---

*) »In demselben Jahre 1681 ward ich auch von Ihrer Majestät, der verwittweten Königin, als Aufseher ihrer Bauten mit eintausend Thalern Gehalt in Silbermünze angestellt, und nachdem ich Dessins für die Parke von Drottningsholm, Ulricsdahl und Strömsholm gemacht hatte, ward ich von ihr mit dem Titel Ihres Kammerherrn, und zugleich mit einer Vermehrung meines Gehalts durch die Kammerherrenbesoldung begnadigt.

Aus den Erinnerungen des Grafen N. Tessin.«

Funfzehntes Kapitel.

Wenigen Personen ohne Geschlechtsverbindungen und Reichthum sind bei so jungen Jahren so viele Aufmunterungen widerfahren und so viel Gerechtigkeit, und so bedeutende Belohnungen für ihre Geschicklichkeit und ihre Verdienste zu Theil geworden wie dem Nikodemus Tessin, mit dem Beinamen »des Andern« in Schweden. Seine frühen und großen Erfolge bei Hofe, und die vielen und augenfälligen Beweise, welche er von der Huld des Königs erhielt, machten ihn natürlich zum Anhänger des Königs, während sein klarer Verstand, sein edles Aeußere und seine Verschwägerungen mit hohen Häusern ihn davor schützten, im Denken und Handeln sich zum Sklaven zu erniedrigen.*) Es liegt in der

*) »Mein seliger Vater war ein treuer und dem Hofe ergebener Mann, aber als die Souveränetät abgeschworen wurde, ward er ein standhafter Verfechter der Freiheit, und endlich ein Opfer seines Eifers. Ein redlicher Mann, der bei souveränen Herrschern in besonderer Gnade steht, fällt gewöhnlich in Ungnade, wenn das Joch abgeschüttelt wird; denn das Zeichen eines redlichen Beamten

Sache, oder vielmehr in der menſchlichen Natur, daß der Neid auffälligen Erfolgen in die Fußtapfen tritt, und daß man auch ihn, wo es thunlich war, in die Ferſe ſtach und ihm Schwierigkeiten in den Weg legte; aber Karl's XI. eiſerner Sinn erlaubte es ihm nicht, etwas zur Hälfte zu thun, und er wußte ſein Werk mit ſeinem Herrſcherworte zu ſchützen.*)

Nichts deſto weniger war Teſſin's Stellung zu dem höheren Geſellſchaftsleben zweideutiger und ſchwieriger nach ſeiner Anſtellung ohne Rang und Titel an dem Hofe der verwittweten Königin als vor ſeiner ſchmeichelhaften Aufnahme in dieſem Kreis. Er hatte dort jetzt freien Zutritt, und wurde von den ſämmtlichen Majeſtäten ausgezeichnet begünſtigt. Aber das Hofgeſchmeiß und die Vornehmen waren in Zweifel, ob ſie ihn anſehn und behandeln ſollten als den erſten unter den Pagen oder als den letzten der Kavaliere. Mehr als er ſelbſt ſogar fand das Fräulein Stenbock dieſe ſeine Lage drückend. In der Königin angeborner und in ihrer eigenen Feinheit fand ſie Hülfe und Entſchädigung

---

iſt, unter allen Verhältniſſen kein anderes Geſetz zu kennen als ſeine eidlichbeſchworene Pflicht.«

Aus des Reichsrathes Grafen Karl Guſtav Teſſin ungedrucktem Tagebuch, den 23. September 1758.

*) Es iſt noch ein offener Brief Karl's XI. für Teſſin vorhanden, worin alle die gewarnt und bedroht werden, welche dem Teſſin bei ſeinen Bauten die Handwerker und Arbeiter abwendig zu machen ſich bemühen.

für den Verdruß, durch welchen Beide, ſie und der Freund ihres Herzens, ſich faſt gleich verletzt fühlten.

Sie beklagte ſich bei ihrem Vetter, dem Reichsmarſchall, einem von den Höchſtgeſtellteſten des alten Adels, über das Unbehagen, täglich bei Hofe mit einem Manne zuſammenzutreffen, der wegen ſeiner feinen Sitten und ſeines ſchon erworbenen Rufes der Geſellſchaft zur Ehre gereiche und Annehmlichkeit darüber verbreite, aber ſich noch in einem ſo untergeordneten oder vielmehr unbeſtimmten Range befinde, daß man kaum wiſſe, wie man ihn nennen oder anreden ſolle. „Die verwittwete Königin“ — erwähnte Hedwig ſchließlich — „habe ihm eine höhere Stellung zugedacht und ſogar geäußert, ein Mann, der Zutritt gehabt habe zu mehreren europäiſchen Fürſten und gekrönten Häuptern, ſei würdig, ihr ſelbſt als Kammerherr zu dienen.“ Fräulein Stenbock ſchloß ihre Vorſtellung mit dieſen Worten: „Wenn mein Herr Vetter ein gutes Wort bei Ihrer Majeſtät einlegte, ſo wäre die Sache mit Einem Schlage abgemacht und wir Uebrigen von einem Zwang im Umgange befreit, der nicht blos peinlich, ſondern gewiſſermaßen ſogar demüthigend iſt.“

„Ja, Du haſt in der That Recht, Hedwig,“ — antwortete der Reichsmarſchall. — „Es paßt ſich nicht für eine Stenbock mit einer Perſon ohne geſellſchaftlichen Rang zuſammenzutreffen, mögen deren Verdienſte und Fähigkeiten auch noch ſo groß ſein.“

Mehr brauchte es denn auch nicht, um Fräulein Hedwig's Plan ins Werk zu ſetzen. Die Königin-Wittwe war ſo von den Verſchönerungen eingenommen,

welche Teſſin auf ihren Luſtſchlöſſern vorgenommen hatte, fand ſo viel Vergnügen an den Berichten von ſeinen Reiſen im fernen Auslande, hörte ſo oft ſeinen Ruhm von den Lippen Lindſchöld's und des Kammerfräuleins, ja des Königs ſelbſt, und ſah ein, daß ſie den Glanz ihres Hofes keineswegs verdunkeln würde, wenn ſie einen von den wackerſten, feinſten und in ſo vieler Hinſicht ausgezeichnetſten jungen Männern des Landes daran feſſelte und erhöbe, ſo daß ſie ohne Weiteres auf des Grafen Stenbock Bevorwortung der Aufnahme des Hofbaumeiſters Teſſin unter Ihrer Majeſtät Hofſtaat und Bedienung antwortete: „Dagegen, Herr Reichsmarſchall, iſt ſo wenig einzuwenden, daß ich Teſſin hiemit zu meinem Kammerherrn ernenne.“

„Das iſt ein Gnadenbeweis ſowohl für ihn als auch für Ihrer Majeſtät übrige Bedienung, und ich zweifle nicht, daß er ſich dieſer Ehre immer mehr würdig zu machen ſuchen wird,“ antwortete Graf Stenbock mit feierlichem Ernſt und tiefer Verneigung.

So ward denn Teſſin als Kammerherr bei der Reichskönigin-Wittwe angeſtellt. Das ſetzte auf einmal die Zungen der ſämmtlichen mißgünſtigen Hofleute in Bewegung; aber die Neider zwangen ſich bald, ihren Aerger zu verſchlucken und ihre Thätigkeit zu hemmen, aus Furcht vor der unverkennbaren Gunſt der Königin, wie aus Scham bei dem Hinblick auf ſeinen wachſenden europäiſchen Ruf und bei dem Glanze der Morgenröthe eines reineren Geſchmacks, deren Strahlen, die Sonne der vollendeten Kunſt verkündend, ſich über die Gärten

von Drottningholm und die trefflichen Anlagen in Strömsholm verbreiteten.

Aber während die Hofleute ſich allmählig gewöhnten, in dem neuen Genoſſen ihres Gleichen anzuerkennen, ward die täglich mehr und mehr hervortretende Vertraulichkeit zwiſchen Teſſin und Hedwig Stenbock ein nie aus dem Geſichte verlorener Gegenſtand der Aufmerkſamkeit und des Geflüſters, und bisweilen hinlänglich lauten Geflüſters, um zu den Ohren der ahnenſtolzen Anverwandten des Fräuleins, und zu denen der Majeſtäten ſelbſt zu gelangen. Die verwittwete Königin, welche aus Grundſatz über die Vorrechte der Geburt eben ſo zart dachte, wie die hochadlichen Ariſtokraten, machte eben ſo große Augen wie jene bei der Kunde von dieſem ſie beunruhigenden Gerüchte, forſchte aber nach, ob es Grund habe oder Verläumdung ſei, und da es ſich fand, daß Teſſin's und Hedwig Stenbock's Umgang mit einander die Grenzen des Anſtandes in keiner Hinſicht überſchreite, ſo ward man gleichgültig gegen das Gerücht und die Verbreiter deſſelben ernteten nur Ungunſt und Verachtung ein, zumal da ein natürlicher, unſchuldiger und löblicher Erklärungsgrund in der Freundſchaft und in der Vertraulichkeit zwiſchen einem Kammerherrn und einem Kammerfräulein lag, die täglich gemeinſchaftlich den Dienſt bei derſelben königlichen Perſon hatten.

„Ich wünſchte gleichwohl zu wiſſen, was es eigentlich für eine Bewandtniß hat mit dem Verhältniſſe zwiſchen Teſſin und Fräulein Stenbock, wovon an dem Hofe meiner Frau Mutter ſo viel Redens iſt“ — ſagte

Karl eines Tages zu Lindschöld. — „Es macht mehr Aufsehen als eine Kriegserklärung und des Mädchens Verwandten nehmen mehr Anstoß an der Sache, als an der gerichtlichen Untersuchung, womit meine Reduktionskommission jetzt eben beschäftigt ist.“

„Nicht blos Tessin's wegen, sondern fast mehr noch, weil die Sache Ihrer Majestät, der verwittweten Königin am Herzen zu liegen scheint, bin ich seiner und des Fräuleins gegenseitigen Umgangsweise mit steigender Aufmerksamkeit gefolgt“ — antwortete Lindschöld — „und betheure Eurer Majestät bei dem, was mir das Höchste und Theuerste auf Erden ist, bei Eurer Majestät hohen Gnade, daß nichts Anstößiges, oder was sogar in einem Nonnenkloster nicht zu dulden wäre, in dem Verhältniß der beiden Personen zu einander zu bemerken ist.“

„Das ist mir lieb des theuern Hausfriedens wegen“ — erwiederte Karl. — „Den kleinsten Schimmer eines Liebeshandels zwischen ihnen würden die Aristokraten als einen Makel ihrer Ehre betrachten, und in diesem Punkt ist meine Frau Mutter nur allzu geneigt, sich auf deren Seite zu schlagen.“

„Was Ihre Königliche Majestät, die verwittwete Königin, allergnädigst zu thun oder zu lassen für gut findet, geht weit über meine Gebühr zu beurtheilen“ — fuhr Lindschöld fort, indem er die Achseln zuckte und das Haupt senkte zum Zeichen der Mißbilligung sowie der Ergebenheit — „aber was meine unterthänige Person betrifft, so glaube ich auf den von Eurer Majestät Gnade mir ertheilten Adel stolzer sein zu dürfen, als die

Herren, welche ihren Stammbaum von Erich in Pommern, ja wohl gar von Ingjald Illrada ableiten. Wenige Hofleute haben des Kammerherrn Teſſin vortheilhaftes Aeußere, liebenswürdige Laune und Lebensart; noch weniger haben ſie ſich ſo weit in der Welt umgeſehen wie er und Niemand hat ſeinen großen Ruf, ſeine Arbeitsgeſchicklichkeit und ſeine tiefen Einſichten in einem Fache, das Dero Majeſtäten beide mit Ihrer hohen Gewogenheit beehren. Eure Majeſtät, welche Wunderwerke vollbringt und Deren gnädigem Befehl die kargen Stände ſo gehorſam ſind, daß ſie die ſchon beſchloſſenen Bewilligungen vermehren, könnte wohl, wenn es mit Dero weiſen Plänen übereinſtimmte, die thörichten ahnenſtolzen Ariſtokraten dahinbringen, einen Zweig in ihren Stamm aufzunehmen, der ihnen wahrſcheinlich mehr Ehre machte als ſie ihm.“

„Das läßt ſich hören!“ — fiel der König lebhaft ein. — „Aber glauben Sie denn, daß die beiden jungen Leute eine eheliche Verbindung beabſichtigen?“

„Bei Gott und Eurer Majeſtät Gnade, davon iſt mir nicht das Geringſte bekannt. Es waren blos allgemeine Betrachtungen, die ich Eurer Majeſtät höherer Weisheit anheimzuſtellen mich erdreiſtete.“

„Nun, wir finden wohl Zeit, darauf zurückzukommen. Die Hauptſache bleibt immer, daß Teſſin den Gipfel ſeiner Kunſt erreiche, wozu ſeine erſten ſo ausgezeichneten Schritte auf ſeiner Bahn die beſten Hoffnungen geben. Für ſein Auskommen und ſeine äußere Stellung will ich dann ſchon Sorge tragen.“

Mit immer zunehmender Wonne genoſſen indeſſen Teſſin und Hedwig Steinbock das Vergnügen, ſich täglich zu ſprechen und zuſammen zu ſein. Denn ungeachtet das Geheimniß ihres Herzens das des ganzen Hofes war, ſo ſtand es doch unter dem Schutz der Ueberzeugung der verwittweten Königin von ihrem unbeſcholtenen Betragen und des Vorurtheils von der Unmöglichkeit, die Kluft ihrer ungleichen Geburt zu überſpringen, ſo wie unter dem Schutz der Vorurtheilsfreiheit des Königs grade in dieſem Punkt. Die beiden Liebenden brauchten jetzt nicht geheime Umwege zu ſuchen, um ſich mitzutheilen, und des Kammerfräuleins vornehme Verwandten waren unbekümmert bei dem, was in Gegenwart des ganzen Hofes und unter den eignen Augen der Königin-Wittwe vorfiel.

Eines ſchönen Morgens um fünf Uhr erhielt Teſſin den Befehl, ſich in des Königs Kabinet einzuſtellen.

„Ich gehe ſeit langer Zeit mit einem großen Plan um“ — begann der König — „und die Zeit ſcheint mir jetzt gekommen zu ſein, ihn ins Werk zu richten. Ich will ein neues Schloß in meiner Hauptſtadt zur Reſidenz für mich und meine Nachfolger aufführen, ein Schloß, das Schwedens, meiner Regierung und ſeines Baumeiſters würdig ſein ſoll. Die Proben, die Sie mir von Ihren ausgezeichneten Fähigkeiten bereits gaben, haben meine Wahl zugleich mit meinem Vorſatz beſtimmt. Sie ſind es, dem ich dieſes Werk anvertraue, Ihnen iſt die Ehre zugedacht und die Gelegenheit, Ihren Namen zu verewigen, und den Glanz des meinigen zu vermehren.“

„Ich kann nicht zur Genüge Eurer Majeſtät Gnade

unterthänigſt anerkennen, aber nicht beſſer dem höchſtwichtigen und ehrenvollen Vertrauen entſprechen« — antwortete Teſſin beſcheidentlich — »als wenn ich Eurer Majeſtät aufrichtig geſtehe, daß ich mich dem großen Werke noch nicht gewachſen dünke. Ich habe noch viel zu lernen, viel zu ſehen, zu beachten, zu vergleichen, zu ſammeln, ehe ich mich erdreiſte, etwas ſo Großartiges zu übernehmen, das ſowohl für Eure Majeſtät ſelbſt, dero Hoheit und Bequemlichkeit, als für die Nachwelt berechnet iſt.«

»Ich achte Ihre Beſcheidenheit, ſie iſt ein neues Verdienſt, aber ſie wird vor der allgemeinen Stimme und vor meinem eignen Urtheil weichen,« — entgegnete Karl mit freundlichem Ernſt.

»Nicht Beſcheidenheit, allergnädigſter Herr und König!« — verſetzte Teſſin mit erhobener Stimme — »ſondern unparteiiſche Selbſtkenntniß, vereint mit der Kenntniß von der Wichtigkeit und Beſchaffenheit des mächtigen Werkes, womit Eure Majeſtät mich zu beehren im Sinne haben, ſchreibt mir meine unterthänige Antwort vor.«

»So verweigern und weiſen Sie dieſen Auftrag zurück?« — fragte der Monarch überraſcht, mißgelaunt und mit einer gewiſſen Bitterkeit des Tons, während er die Augenbrauen zuſammenzog und runzelte.

»O nein, allergnädigſter König und Herr!« — entgegnete Teſſin mit Wärme, indem er das linke Knie zur Erde beugte. — »Mögen doch Eure Majeſtät Ihr gnädiges Vorhaben ausführen und mir die Ehre vergönnen, es zu verwirklichen; aber damit ich dies im

Stande ſein möge zu Dero hohen Zufriedenheit und ohne eigne Unehre, bitte und flehe ich um die gnädige Erlaubniß, noch einmal, ehe ich Hand ans Werk lege, die Runde durch Europa zu machen, die trefflichſten Gebäude zu ſehen und zu ſtudiren und mich mit den beſten Künſtlern zu berathen. Außerdem ſcheint mir ein ſo hochwichtiges, koſtſpieliges und großartiges Vorhaben es zu erheiſchen, daß man ſich in fremden Ländern nach tauglichen Baustoffen und geſchickten Arbeitern aller Art umſehe, denn mit den hieſigen fürchte ich ſehr, daß wir nicht ausreichen.«

Der König, deſſen Blicke ſich mehr und mehr aufhellten, während die Furchen der Stirne ſich glätteten und ein zufriedenes Lächeln um ſeine Lippen kräuſelte, gab Teſſin einen Wink aufzuſtehen und ſagte: »Sie ſind ein redlicher Unterthan und ein echter Künſtler. Ich gebe Ihnen nicht blos Beifall, ſondern will auch für die Mittel zu Ihrer Reiſe ſorgen, die Sie, wie ich wohl einſehe, nicht von Ihrer Beſoldung beſtreiten können.«

Mit Wohlbehagen nahm der König den Ausdruck der Dankbarkeit Teſſin's auf, der aus ſeinem Herzen floß, von ſeinen Lippen ſtrömte und ſein ganzes Weſen verklärte.

Teſſin's bevorſtehende Reiſe ins Ausland ward nun das Geſpräch des ganzen Hofkreiſes. Für Fräulein Stenbock's Verwandten war es eine angenehme und erfreuliche Botſchaft, denn ſie hofften, daß das Fräulein und Teſſin einander vergeſſen würden, ſofern ein etwas genaueres Verhältniß als das der gewöhnlichen Geſelligkeit zwiſchen ihnen ſtattgefunden habe, und be-

sonders, daß das Geschwätz über dieses — wirkliche oder erdichtete — Verhältniß allmählig von selbst aufhören werde. Es fand sich gleichwohl bei den damaligen Aristokraten zu viel Vorliebe und Theilnahme an dem Ausgezeichneten in allen Zweigen, als daß sich nicht mit der Freude über Tessins Entfernung aufrichtige Glückwünsche für seine Fortschritte auf der Künstlerlaufbahn vereinigten, — ja, der Reichsmarschall selbst vergaß beim Abschied seinen zum Sprichwort gewordenen Stolz und gab seinen Wunsch zu erkennen, mit Tessin während seines Aufenthalts im Auslande in Briefwechsel zu treten.

Für das Kammerfräulein Hedwig war dagegen die Nachricht von Tessins Entfernung auf unbestimmte Zeit eine wahre Hiobspost. In der Nähe ihrer Gebieterin und in Gegenwart des Hofes war sie genöthigt, ihre Thränen zu unterdrücken, eine erkünstelte Theilnahme zu bezeigen, ja sich wohl gar zum Lächeln zu zwingen, aber in der Einsamkeit, die ihr jetzt lieber als jemals war, überließ sie sich ungestört dem schwermüthigen Genuß ihres Kummers, und des Nachts befeuchtete sie das Kopfkissen mit dem Thau ihrer Thränen. Tessin selbst vermochte es nicht, sie zu trösten. Beim Abschied schwuren sie sich gegenseitig ewige Treue, und ihre letzten Worte bestanden in dem beiderseitigen Gelübde, einander dereinst anzugehören — oder beide unvermählt zu bleiben.

Der König und die beiden Königinnen überhäuften Tessin mit Wünschen und Gunstbeweisen, welches hohe

Muſter natürlich freigebige Freundſchaftsergüſſe von Seiten des ganzen Hofkreiſes zur Folge hatte.

„Bei der Königin Chriſtina in Rom ſind Sie von ehedem wie ein Kind des Hauſes, ich weiß es“ — ſagte Karl zu Teſſin bei der Abſchiedsaufwartung — „aber es kann nicht ſchaden, das Gedächtniß derſelben aufzufriſchen, und ich habe es in dieſem Brief gethan, den Sie von meiner Seite ihr einhändigen mögen. So ſei denn Gott mit Ihnen, und fröhliches Wiederſehen! Dann wollen wir Hand an das große Werk legen!“

Die Mutter Teſſin ſeufzte, weinte und ſegnete ihren Sohn. „Schreib fleißig, Nicodemchen!“ — bat ſie. — „Deine Briefe ſind meine einzige Freude, mein einziger Troſt während Deiner Abweſenheit. Denke daran, daß ich einſam bin, ganz einſam, und daß meine Thränen fließen über den doppelten Verluſt Deines unvergeßlichen Vaters und meines abweſenden Sohnes. Denn Deine liebe Halbſchweſter, die ich auch ſehr liebe, wohnt doch nicht unter Einem Dach mit mir.“

„Ja, meine geliebte Mutter, ich werde fleißig und ausführlich ſchreiben“ — antwortete der Sohn — „und wenn in meinen Briefen ſich ein und der andere nur angedeutete Gruß finden ſollte — — —“

„So vermuthe ich, daß ein gewiſſes Kammerfräulein, das bisweilen ſo geneigt iſt, meine geringe Wohnung mit ihrem vornehmen Beſuch zu beehren, mir helfen wird, Deine Räthſel zu löſen,“ vollendete die Mutter

ſeine Rede mit feinem Lächeln, indem ſie den Sohn in ihre Arme ſchloß.

Folgenden Tages ſaß er in ſeinem Reiſewagen.*)

---

*) Teſſin ſagt in ſeinen Erinnerungen: „Im Jahr 1687 den 19. Mai ward mir aufs neue erlaubt eine Reiſe zu machen, und dieſe ging über Kopenhagen, Hamburg, Amſterdam, Paris, Lyon, Genua, Florenz, Rom, Venedig, die ganze Lombardei, Augsburg, München, Wien, Prag, Dresden, Berlin, Stralſund, Pſtadt und ſo nach Stockholm zurück, und dauerte dreizehn Monate, wobei ich gottlob mehr Fortſchritte in meiner Kunſt machte, als auf meinen beiden früheren Reiſen, weil ich durch die Praxis inne geworden war, was mir noch fehlte. In Frankreich ward mir die hohe Gnade zu Theil, daß der König alle Springbrunnen in Verſailles meinetwegen ſpringen ließ, was ſonſt nur Miniſtern und den höchſten Perſonen zu Ehren geſchieht. Auch die Königin Chriſtina und der Herzog von Florenz erwieſen mir alle Gnade und Gunſt.“

Sechszehntes Kapitel.

Im Schloß zu Upſala war große Bewegung. Der Landeshauptmann Baron Thegner hatte ſo eben ein eigenhändiges gewogenes Schreiben vom Könige erhalten, des Inhalts, daß der König ſelbſt gedenke in Geſellſchaft ſeiner Gemahlin die uralte Univerſitätsſtadt zu beſuchen und dort acht Tage zuzubringen. Des Schloſſes Hauptgemächer wurden ausgeräumt, gefegt und in Stand geſetzt, Einkäufe für Küche und Keller veranſtaltet, Befehle ausgetheilt nach allen Seiten und — was man von Karl XI. erwartete — — — oder fürchtete — — — die Hauptſache des Beſuchs — die Rechnungen, Bücher und Akten des Landeskomtoirs und der Landeskanzlei wurden in Ordnung gebracht, damit der in der Staatsverwaltung unermüdliche, ſtets wachſame, oft mißtrauiſche, meiſtens ſtrenge Landesvater zu jeder Zeit, wann es ihm beliebte, die Aufklärungen, welche er wünſchte, erhalten und ſich mit eignen Augen von der Richtigkeit derſelben überzeugen könne.

Sobald der Baron Thegner beſorgt hatte, was zu ſeinem eignen Beſten und zur Bequemlichkeit der zu

erwartenden hohen Gäſte dienen konnte, gab er dem Erzbiſchof Nachricht von der nahen Ankunft des Königspaares, da auch Univerſität und Kirche ſich zum würdigen Empfang der hohen Gäſte bereit halten mußten. Dies war der hochgelehrte, fromme und in ſeinem Umgange angenehme Prälat aus Jönköping, Doktor Johannes Bazius der Jüngere, welcher nicht lange zuvor das Vergnügen gehabt hatte, Dänemarks liebenswürdige Königstochter als Königin von Schweden zu ſalben. Späterhin, als er in Geſchäften nach Stockholm kam, ſpeiſte er zu Abend bei dem Könige, denn dieſer ſah und hörte ihn gern und gnädig, weil er einſah, daß ſein Rath chriſtlich, gediegen und wohlmeinend war. Friſch und geſund war er nach ſeinem Quartier gekommen, hatte mit ſeinen Wirthsleuten geſprochen und ihnen gute Nacht geſagt mit den Worten: „Morgen werden wir in Gottes Namen mit Chriſtus gen Himmel fahren!“ es war nämlich der Abend vor dem Himmelfahrtstage; und ſiehe! des Morgens ward er todt im Bette gefunden, ohne ſich gerührt zu haben. — Bazius freute ſich herzlich zu der Ankunft des Königspaares und übernahm nach Gebühr die nöthigen Vorbereitungen zu deſſen würdigem Empfang, ſo viel in ſeinen Kräften ſtand. — Alles, mit einem Worte, war in der Univerſitätsſtadt Leben, Freude und Beeiferung.

Nur nach Einem Orte, und zwar auf dem Schloſſe ſelbſt, war die allgemeine Geſchäftigkeit nicht gedrungen; ſtatt der Zurüſtungen zu Glanz und Freude hatte dort die Wehmuth eine Zufluchtsſtätte gefunden; und dies war das Zimmer der Tochter des Landeshauptmanns,

des Fräuleins Anna Thegner. Bleich wie eine Lilie, mit thränenerfüllten Augen gleich den bethauten Kelchen des Vergißmeinnichts, ſuchte ſie die Einſamkeit, und fand einen Genuß darin, ſich ihren Seelenleiden ungeſtört zu überlaſſen. Das Trauerjahr nach dem Tode ihrer Mutter war längſt verfloſſen, aber noch hatte ſie die Trauerkleider nicht abgelegt, und man ſah ſie niemals, wie Jahreszeit und Witterung auch ſein mochten, ohne einen großen ſchwarzen ſeidenen Shawl, in welchen ſie ſich ſorgfältig einhüllte.

Ihr tiefer Kummer über das Ableben der geliebten Mutter war allmählig in eine ſtille Schwermuth und in eine gewiſſe Scheu vor der geſellſchaftlichen Unterhaltung übergegangen. Ihr Vater, ein eifriger Geſchäftsmann, der faſt nur in ſeinen Dienſtobliegenheiten lebte, wie es ein Beamter machen mußte, um Karl's XI. Gunſt zu gewinnen, deren ſich denn auch der Baron Thegner vollauf zu rühmen hatte, ſah ſie nur bei der Mahlzeit, und ſein Geheimſekretär, der junge Wolimhaus, der zugleich ihren Bruder unterrichtete, machte in ſeinen Mußeſtunden ihre tägliche, faſt einzige Geſellſchaft aus.

Anna war nicht Thegner's einzige, aber ſeinem Herzen ſtets am nächſten ſtehende Tochter. Die andere, Maria Katharina, hatte er, kurz nach der Mutter Tode, einer Erziehungsanſtalt in der Hauptſtadt anvertraut, von deren Vorſteherin er vor Allem wünſchte, daß ſie ihrem wilden, offenherzigen und unverkünſtelten Zögling es beibringen ſollte, ſich zu beherrſchen, zu verſtellen und in die große Welt zu ſchicken, da ſeine Abſicht war, ſeine Töchter reichlich auszuſtatten und ſo ſelbſt mit

glänzenden und bedeutenden Familien in Verbindung zu kommen.

Der Landeshauptmann Baron Thegner war zu sehr öffentlich und amtlich beschäftigt, als daß er seinem Hause und seinen besondern Angelegenheiten eine mehr als flüchtige Aufmerksamkeit hätte widmen können. Im Anfang theilte er seiner Tochter Anna tiefe Betrübniß über den Verlust seiner Gattin, die er nie zu vermissen aufhörte; aber er rechnete bei der Tochter, wie bei sich selbst, auf den lindernden Balsam der Zeit, und hoffte, daß die Rosen auf ihren Wangen allmählig wieder sprießen, die Thränen ihrer Augen trocknen, der Traueranzug ihr Aeußeres zu verdüstern und der schwere Shawl die Lieblichkeit ihres schlanken Wuchses zu verbergen aufhören würde. Aber noch stand Alles in dieser Hinsicht auf demselben Punkt, als die Nachricht eintraf, daß das Königspaar im Begriff stehe, Upsala zu besuchen.

„So lange die Majestäten geruhen, unsre Stadt mit ihrer hohen Gegenwart zu beehren“ — äußerte Baron Thegner am letzten Mittage vor der erwarteten Ankunft, indem er das Wort an den Geheimsekretär und Lehrer richtete — „fallen die Lehrstunden für meinen Sohn aus, und Sie, lieber Wolimhaus, sind auf dem Landeskomtoir zur Hand von 5 Uhr Morgens bis Mittag, und Nachmittags von ein bis zehn Uhr.“

„Wie der Herr Baron befehlen,“ antwortete Wolimhaus, und neigte sein Haupt ehrerbietig.

Ein leichter Seufzer stahl sich aus Fräulein Thegner's Brust. „So werde ich die ganze Zeit mit meiner Qual völlig allein sein,“ dachte sie.

„Dir, Anna, habe ich nach Tiſche etwas unter vier Augen zu ſagen. Folge mir dann in mein Kabinet!“ fügte der Landeshauptmann hinzu, ohne auf die Röthe zu achten, die ihre beiden Wangen überflog, und auf die Unruhe, welche ihren Buſen hob, und ihren naſſen Augen eine ungewöhnliche Lebhaftigkeit mittheilte. Selbſt Wolimhaus verlor ſeine Faſſung und ſeine forſchenden Blicke theilten ſich zwiſchen Vater und Tochter.

Man hatte abgegeſſen; der Baron Thegner ſtand auf, ging in ſein Zimmer, und das Fräulein folgte ihm langſam. Ihre Kniee bebten, und ein Ausdruck von Verzweiflung malte ſich in dem letzten Blick, mit welchem ſie Wolimhaus ſuchte.

„Anna, mein Kind,“ — fing jetzt Thegner an, als ſie ſich beide in ſeinem Zimmer befanden und er die Thür nach außen geſchloſſen hatte — „Du weißt ſelbſt am beſten, ob ich Dich liebe. Du weißt, ob ich Deine treffliche Mutter, meine unvergeßliche Gattin liebte, und ob ich Deinen Schmerz über ihren Verluſt theile. Aber Alles muß eine Grenze haben, und man kann ſelbſt im Schmerz, in der Klage zu viel thun. Deine beſtändigen Thränen, Deine Zurückgezogenheit von der Geſellſchaft und von dem Vergnügen untergraben Deine Geſundheit — es iſt nicht zu verkennen — und ſchaden ſogar Deiner Anmuth, und dem iſt nicht mehr abzuhelfen, wenn Du ſpäter Dich beſinnſt und die Reue Dich ergreift. Jetzt iſt nun gerade der Zeitpunkt, wo Du Deine Gemüthsbewegungen bekämpfen und Dein Betragen ändern mußt. Ich wünſche denn, daß Du mit dem heutigen Tage alle Art von Trauer ablegſt. So kannſt

Du Dich durchaus nicht den hohen Oberen zeigen, deren gnädigen Beſuch wir ſchon morgen zu erwarten haben.“

„Iſt es denn nothwendig, daß ich in dem Hofkreiſe erſcheine?“ ſtammelte Fräulein Thegner mit bebender Stimme.

„Ohne Zweifel“ — erwiederte der Vater haſtig. — „Du biſt meine Tochter, die einzige hier zu Hauſe, und Seine Majeſtät haben mehr als einmal allergnädigſt geruht, ſich nach meinen Kindern zu erkundigen. Ueberdieß will ich, wie es einem treuen Vater geziemt, auf Deine Zukunft bedacht ſein; und da es wahrſcheinlich iſt, daß unſer großer König, wenn er ſich mit ſeinem Aufenthalte hieſelbſt befriedigt findet, bei ſeiner Abreiſe es mir erlauben wird, mir eine Gnade auszubitten, ſo habe ich in dieſem Fall die Abſicht, darum anzuhalten, daß Ihre Majeſtät, ſeine hohe Gemahlin, Dich unter ihre Hoffräulein aufnehmen möge.“

„Ich ſoll an den Hof!“ — rief Fräulein Thegner in äußerſter Beſtürzung aus. — „Woran denken Sie, mein geliebter Vater?“

„An Dein Glück, meine Tochter!“ antwortete der Landeshauptmann ruhig. — „Ich ſtehe bei den Oberen in Gnaden, und genieße im Allgemeinen das Anſehen, daß eine ſolche unterthänige Vorſtellung mir nicht als Vermeſſenheit gedeutet werden kann. Ihre Majeſtät, die Königin-Wittwe, ſcheint freilich noch wohl ein gewiſſes Vorurtheil gegen den jüngern Adel zu hegen, und ſich mit den alten Geſchlechtern zu umgeben, aber die junge Königin theilt des Königs, ihres Gebieters, Denkungsart und begünſtigt den ganzen Adel mit gleicher Gewogen-

heit. Ueberdieß bin ich jetzt Baron, und es ahnt mir, daß, wenn Du nur erst in den Hofkleidern warm geworden bist, Du bald genug Frau werden wirst, und, wenn das Glück gut ist, Gräfin.“

„Unmöglich, mein Vater! — — — Unmöglich!“ brach Anna Thegner in Thränen aus.

„Und weshalb sollte es Dir unmöglicher sein als einer andern?“ versetzte der Landeshauptmann mit feierlichem Ernst und vornehmer Miene. — „Du bist eine geborne Freiherrntochter, und in Deines Vaters Koffern fehlt es nicht an Mitteln, Dich anständig auszustatten.“

Fräulein Thegner sank auf das Sofa nieder, hielt ihr Tuch vor die Augen und stammelte: „Gott erbarme sich meiner!“

„Was fehlt Dir, Anna? Bist Du krank — — — oder — — —“

Das Wort blieb ihm im Halse stecken; er scheute sich, seinen dunkeln Argwohn auszusprechen, der jetzt zum erstenmal in seiner Seele aufstieg.

„Krank! — — — ja, sehr krank — — — und gäbe der liebe Gott, daß ich nur krank wäre!“ rief Anna aus mit gebrochener Stimme und mit zu Boden geschlagenen Blicken.

„Und was sonst als krank?“ fuhr der Baron auf mit halb drohender, halb bebender Stimme.

Anna schwieg, aber schluchzte laut.

„Ich will Antwort haben!“ donnerte der Vater.

„O mein Vater! — — — Sie können mir nicht verzeihen — — — doch, aus Barmherzigkeit, verstoßen Sie Ihre unglückliche Tochter nicht!“ bat Anna.

„Ich muß Licht haben in dieſem Dunkel. Ich befehle Dir, ohne Umſchweif zu ſprechen. Du darfſt mir nichts verhehlen. Wehe Dir, wenn Du mich zu täuſchen ſuchſt — berichte alles — — — ja alles! — — — Hörſt Du?“ ſchrie der Vater mit hohler Stimme, Stirn und Augenbrauen runzelnd.

„O Gott! — — — Ich bin — — —“

Anna verſtummte.

„Nun wohl! Du biſt? Heraus damit!“ befahl der Vater.

„Verführt!“ flüſterte Anna, mit beinahe von Thränen erſtickter Stimme, indem ſie vor ihren beſtürzten und aufgebrachten Vater auf die Knie ſtürzte.

„Verführt!“ — rief der Landeshauptmann, indem er ſich heftig vor die Stirne ſchlug, und die knieende Tochter kaum eines Blickes würdigte. — Verdammt! — — — Und wer iſt der Verführer?“

„Gnade, theuerſter Vater! Gnade für uns Beide, und erlaſſen Sie es mir, ſeinen Namen zu nennen!“ bat Anna, noch auf den Knieen liegend und die Hände nach dem Vater ausſtreckend.

„Des Verführers Namen! Unglückliche! Ich will wiſſen, wer es iſt. Ich befehle Dir, ſo lieb Dir Dein Leben iſt, mir ſeinen Namen zu nennen!“ fuhr der Vater fort.

Anna flüſterte in der gräßlichſten Angſt den Namen Wolimhaus.

„Wolimhaus!“ — ſchrie der Landeshauptmann, raufte ſich das Haar und ſtampfte auf den Boden. — „Der Niederträchtige! — — — Der Verräther! — — — Sein ganzes Leben lang ſoll er die Folgen dieſer ſeiner Schandthat fühlen. — — — Ich werfe ihn ſogleich

zur Thür hinaus, und verbiete ihm, mir je wieder vor Augen zu kommen. — — — Und, was Dich betrifft, Anna, ſo ſteht mein erſter Plan feſt. Wirſt Du bei Hofe angeſtellt, ſo biſt Du über allem Argwohn erhaben, und mein Gold wird Dir einen Mann verſchaffen, der mir anſteht. — — — Steh' auf, Unbedachtſame! und lege Dir ein Gewand an, worin ich meine Tochter vorſtellen und ihren Fehltritt verbergen kann.“

In ihrer flehenden Stellung verharrend, flüſterte Anna Thegner einige gebrochene Worte, die ihr Vater nicht verſtehen konnte; aber als ſie auf ſeinen Befehl ſie wiederholte und er ihr Bekenntniß vernahm, daß unter ihrem Herzen ſchon ein anderes ſchlage, da gerieth der arme in ſeinen liebſten Hoffnungen getäuſchte, tief verletzte Vater außer ſich vor Raſerei, und mit einer von Wuth und Betrübniß zitternden Stimme rief er aus: „Entehrte, ich verfluche — — —“

Grade in dieſem Augenblick und ehe er die Rede vollendet hatte, öffnete ſich die Thür des Zimmers, und ein Bedienter ſtürzte athemlos herein und meldete, daß der Wagen des Königs vor der Schloßpforte halte, und daß Seine Majeſtät ſich ſchon auf der Treppe befinde.

Neue Ueberraſchung. Mit ſtrengem Blick und Ton gab Baron Thegner ſeiner Tochter den Befehl, ſich in ihr Zimmer zu begeben und zu verſchließen — und eilte dann dem König entgegen, der ſchon im Vorſaale ſtand.

„Du haſt wohl Deine Herrſchaft nicht eher als morgen erwartet, mein lieber Olaus! — begann Karl ſehr gewogen — „und nun kommt auch, will's Gott, meine hochgeliebte Gemahlin; aber es iſt immer meine

Gewohnheit, mich einzufinden, wenn ich am wenigſten erwartet werde; denn auf dieſe Weiſe werde ich nicht hinters Licht geführt, und das Licht iſt etwas, das ich ſehen will. An dem Tage, wo man dem König entgegenſieht, iſt alles in Ordnung, das weiß ich im voraus, und brauche mir nicht die Mühe zu geben, es zu unterſuchen.“

Thegner bezeugte ſeine Verwunderung und ſeine Freude über des Monarchen unvermuthete Ankunft und erlaubte ſich die Hoffnung auszuſprechen, Seine Majeſtät würden alles, was ſein Amt beträfe, in gebührender Ordnung finden, wenn Seine Majeſtät es für gut fände, ſich davon perſönlich zu vergewiſſern.

„Nun ja, auf Dich, mein lieber Olaus, kann ich mich verlaſſen, davon bin ich hinlänglich überzeugt; und wenn ich einen Tag — nur einen einzigen Tag, ſiehſt Du — früher hieherkomme“ — fuhr der König fort — „ſo geſchieht das nicht, um Deine Amtsverwaltung zu unterſuchen, ſondern bloß, um nicht aus einer alten Gewohnheit zu kommen, und meinem Grundſatze treu zu bleiben.“

Der Landeshauptmann führte ſeinen hohen Gaſt in das Zimmer, wo er auf dem Sofa Platz nahm, und ſich nun erkundigte nach dem Zuſtand des Orts, nach den Staatseinkünften, wie die Beamten in allen Zweigen ihre Obliegenheiten erfüllten, u. ſ. w.

Thegner gab wohl Beſcheid, doch verriethen ſeine Antworten bisweilen Zerſtreutheit, und ſeine Mienen Kummer und Verlegenheit.

Der König bemerkte es, und: „Deine Gedanken sind auf Reisen, mein lieber Olaus!“ — sagte er scherzend. – „Laß mich wissen, wo Dich der Schuh drückt!“

Thegner entschuldigte sich, so gut er konnte, und schützte Unpäßlichkeit vor, die der Anblick und die Gnade seines hohen Herrn, fügte er hinzu, bald verscheuchen würde.

„Du willst mir schmeicheln“ — entgegnete Karl mit mildem Ernst. — „Aber Du weißt von altersher, daß ich es nie verzeihe, wenn man mich bei der Nase zu führen versucht. Sag mir denn ohne Umstände, was außer der Unpäßlichkeit an Deiner Verstimmung schuld ist?“

„Ich betheure Eurer Majestät bei dem, was mir auf Erden das Heiligste ist, bei meines Königs Gnade, daß kein Versehen, so viel mir bewußt, im Dienst Eurer Majestät vorgefallen ist. Wenn mich etwas drückt, so ist es häuslicher Kummer.“

„Den Verlust Deiner Gattin“ — fuhr Karl fort — „habe ich mit Dir beklagt; aber es ist nun lange genug her, daß die Wunde wohl verharscht sein muß. Was kann Dich aber sonst bekümmern?“

Es war nicht Neugierde, sich in Thegner's Familienleben einzudrängen, was den Monarchen zu dieser Frage bewog. Er befürchtete, daß der Landeshauptmann möglicherweise in seinen Vermögensumständen zurückgekommen sei, was früher oder später ihn zu dem Versuch veranlassen könne, sich auf Staatsunkosten schadlos zu halten, ein Argwohn, den Karl XI. gegen seine übri-

gens musterhaft fleißigen und fähigen Beamten nicht ohne Grund hegte; denn, während er selbst mit an Gierigkeit grenzender Bedachtsamkeit das Staatsvermögen vermehrte, machten sich mehrere seiner Günstlinge der schändlichsten Parteilichkeiten und Räubereien schuldig. Je unbestimmter und ausweichender daher Thegner's Antworten wurden, desto bestimmter und entschiedener drückte Karl seinen Wunsch aus, daß ihm reiner Wein eingeschenkt werde; und da Baron Thegner dessenungeachtet zurückhaltend blieb, brach endlich der Zorn des Gewaltherrn aus, und er sagte ihm kurz und unverholen, er wolle und befehle, ihm ohne Umschweif und ohne Zögerung die volle Wahrheit zu sagen.

Der Landeshauptmann wagte es nun nicht länger, Ausflüchte zu machen. Mit zermalmtem Herzen und tiefer Scham gestand er ihm seiner Tochter Fehltritt, der seiner Meinung nach ein unauslöschlicher Schandfleck seiner Ehre sei.

Der König hörte ihn mit Aufmerksamkeit und Theilnahme an, und fühlte sich von seinem Schmerz ergriffen.

„Wer ist ihr Verführer?“ fragte Karl.

— „Ein Jüngling, den ich zum Geheimsekretair, und zum Lehrer meines Sohnes in mein Haus nahm.“

— „Und sein Name?“

— „Wolimhaus.“

— „Kann er nicht auf guter Manier vermocht werden, sich mit Deiner Tochter zu verheirathen?“

— „Davon kann nicht die Rede sein, Euer Majestät! Er ist nichts und hat nichts.“

— „Aber taugt er zu nichts?“

— „Daran fehlt es nicht. Er iſt ungewöhnlich ſcharfſinnig, zuverläſſig, und arbeitet mit Eifer und mit Leichtigkeit.“

— „Mache dann, daß Wolimhaus je eher je lieber Dein Schwiegerſohn wird.“

— „Eure Majeſtät geruhen allergnädigſt mit Ihrem allerunterthänigſten, treuverpflichtetſten und ergebenſten Diener und Unterthan zu ſcherzen, und es iſt ein Troſt für mich, daß das Unglück, welches mein Haus betroffen hat, meinem hohen Herrn zu einiger Unterhaltung zu dienen vermag.“

— „Faſelſt Du, Olaus? Du ſollteſt wohl begreifen, daß ich bei einer ſo zarten Angelegenheit nicht ſcherzen werde. Es iſt meine völlige ernſthafte Meinung und mein Rath, daß Du die beiden jungen Leute, die ſich vergeſſen haben, ehelich verbindeſt.“

— „Aber, allergnädigſter König und Herr! Eure Majeſtät haben mich gewürdigt, mich in den Freiherrenſtand zu erheben und mir ein hohes Amt zu verleihen. Würde ich nicht Beidem Schande machen, wenn ich meine Tochter dem Sohne des Apothekers Wolimhaus, der ohne Namen, Rang und Vermögen iſt, zur Frau gäbe?“

Haſtig ſtand Karl XI. auf, ſah Thegner mit leuchtenden Blicken an und ſagte mit Würde und Nachdruck: „Was muß ich hören? Iſt der Hochmuthsteufel in Dich gefahren, Olaus Thegner? Meine Gnade und Deine Verdienſte haben Dich aus dem Staube gezogen, Du Sohn des ehrlichen und verſtändigen Landmanns und Abgeordneten des Bauernſtandes Arfrid Oloſſon! und wenn Wolimhaus meiner Gnade

ſich würdig macht, ſo werde ich ſchon für ihn zu ſorgen wiſſen — — — fort nun! Folge mir zum Landeskomtoir und zur Rentkammer! Ich will das Landbuch und den Kaſſenbeſtand unterſuchen.“

So geſchah es. Im Geſchäftszimmer ward Wolimhaus dem König unter den übrigen Beamten vorgeſtellt. Karl faßte ihn ſcharf ins Auge und prüfte ihn lange mit Fragen über Rechnungsweſen und Buchhaltungsgeſchäften. Der junge Mann gab auf Alles vollſtändigen Beſcheid in beſtimmter und klarer Rede. Als der König die Unterſuchung beſchloß, winkte er Wolimhaus zu ſich, klopfte ihm auf die Achſel und ſagte mit bedeutendem Blick auf Baron Thegner: „Den jungen Mann hier werde ich ſonſt wohl gebrauchen können und will ihn näher bei mir haben. Er paßt für mein Reduktionswerk, wo Du auch Deine Laufbahn anfingſt, Olaus!“

Thegner machte ſchweigend eine tiefe Verbeugung. Die Runzeln ſeiner Stirne glätteten und ſeine Blicke erheiterten ſich.

Bei der Rückkehr gab der König ſeinen Wunſch zu erkennen, die Bekanntſchaft der jungen Braut zu machen.

„Eben wollte ich unterthänigſt um die Gnade erſuchen, meine Tochter Eurer Majeſtät zu Füßen zu legen, und mir Dero hohe Einwilligung zur Verlobung zu erbitten,“ antwortete Baron Thegner.

„Nun, das freut mich herzlich, daß Du endlich wieder vernünftig wirſt und wie ein verſtändiger Vater ſprichſt

und Dich bezeigst« — versetzte der Monarch. — »Morgen, wenn meine Gemahlin kommt, soll die Verlobung gefeiert werden, und bei der Mahlzeit will ich selbst die erste Gesundheit des jungen Brautpaars ausbringen.«*)

*) Dies ganze Kapitel beruht auf einem Bericht über die Gründung des Wolmhaus-Gyllenborg'schen Hauses.

Siebzehntes Kapitel.

Gleichsam als ob sie ahnte, welches von ihren Kindern die Stütze und der Trost ihres Alters sein würde, hatte die Rathsherrin Tessin, ohne es jedoch für keines derselben an mütterlicher Zärtlichkeit mangeln zu lassen, allen ihren Stolz, ihre Liebe und Freude, alle ihre Hoffnungen dem Sohn ihrer zweiten Ehe zugewandt. Die Früchte ihrer ersten durch den Tod aufgelösten Ehe — ein Sohn und eine Tochter*) — hatten frühzeitig das Mutterhaus verlassen: er, zuletzt durch seinen Halbbruder hingezogen zu dem Geschäft, in welchem jener den ersten Schritt zu seinem Glücke that, hinter dem dieser stets im Dunkel zurückblieb, ungeachtet er einen

*) Der Sohn, Abraham Wienantz, welcher Hofarchitekt und 1693 mit dem Namen „Svanskjöld“ geadelt wurde, starb unvermählt; die Tochter Maria, ward 1676 des nachmaligen Archiaters, Vicepräsidenten und Landeshauptmanns Urban Hjärne erste Frau, und starb d. 11. December 1690.

adlichen Namen erhielt, nachdem jener einen europäischen Ruf erlangt, und sich durch Heirath mit einem der vornehmsten Geschlechter des Landes verbunden hatte, doch so, daß er ohne Scham sich diesem anschließen konnte; — die Tochter, verheirathet mit dem berühmtesten Arzte jener Zeit, dessen wissenschaftlicher Ruf noch in unsern Tagen mit Achtung erwähnt wird, und welcher sich auch zu Auszeichnungen von Seiten des Staats den Weg bahnte. Zwischen den Halbgeschwistern herrschte stets ein gutes Verhältniß. Tessin's Glück erfreute die beiden andern, welche, sein edles Herz kennend, es mit Recht als die Morgenröthe ihres eigenen Glückes betrachteten. So war es für sie immer ein wahrer Festtag, wenn die Muter sie zu sich bat, um ihnen die Briefe mitzutheilen, die sie von Zeit zu Zeit von Nicodemus während seines Aufenthalts im Auslande erhielt. In diesem geschlossenen vertraulichen Familienkreise wurden Tessin's Briefe laut vorgelesen, besprochen und ausgelegt mit Anmerkungen versehen, welche von Theilnahme und Ergebenheit Zeugniß gaben. Obgleich eigentlich bestimmt für diesen beschränkten Kreis, findet sich doch Manches in diesen Mittheilungen, das selbst für andere Zeiten und fremde Personen Werth haben kann für Vergleichung und Beurtheilung.

Sie folgen hier, ohne die dazwischen gestreuten Ausrufe, Unterbrechungen und Bemerkungen der Wittwe und ihrer Kinder, nach der Zeitordnung, in welcher sie geschrieben wurden.

1.

„Amsterdam, den 24. Junius 1687.

Hochgeehrte, liebe Mutter!

Wie mir nichts mehr am Herzen liegt, als das erwünschte Wohlbefinden meiner Mutter, das ich inständigst von Gott erflehe, so will ich auch nicht unterlaſſen, mich darnach möglichſt oft zu erkundigen, und es quält mich deshalb, daß ich ſeit meiner Abreiſe noch nichts von Hauſe erfahren habe. Was meine Reiſe nach Hamburg betrifft, ſo kennen Sie dieſe aus meinen Briefen von dort und von Kopenhagen, und ich habe Urſache, Gott zu danken, daß es mir bisher ſo gut ergangen iſt, wie ich mich denn geſunder und munterer befinde als jemals. Während der fünf Tage, die ich hier bin, habe ich mich allenthalben in der Stadt umgeſehen, und eine Menge kuriöſe Sachen nebſt den vornehmſten Gelehrten kennen gelernt, und die Zeit, die ich hier zugebracht habe, reut mich nicht. Man kann nicht ohne die größte Verwunderung ſehen, mit welcher Nettigkeit ſie hier Zimmer und Gemächer halten, und mit welchen Koſten die Geringſten wie die Vornehmſten ihre Menage einzurichten ſuchen, worin mir viel Nachahmungswerthes vorgekommen iſt. Von Hamburg hierher und von hier bis Paris bin ich in guter Geſellſchaft mit Herrn Baron Thure Bjelke und M:r le Blanc. Wir waren bisher mit den Bedienten unſer ſieben, und morgen früh um 8 Uhr erwarte ich mit der Poſt Herrn

Burchard,*) der in Hamburg sich von mir trennte, um seine Mutter in Bremen zu besuchen. Auch erwarte ich mit derselben Post gute Zeitung von Hause. Morgen Nachmittag um 2 Uhr denke ich mit den Treckschuiten nach dem Haag zu reisen, um mich dort etwa fünf Tage aufzuhalten. Wie es mir dort gehen wird, werde ich nach Hause berichten, wenn ich nach Paris komme, wenn nicht früher. Uebrigens bin ich so glücklich gewesen, daß wir gerade bedeckte Wagen statt der unbedeckten erhielten, als die gewaltige Hitze kam, vor der wir uns sonst nicht hätten bergen können. Die beiden Lustgärten des Prinzen von Oranien, den in Loo, der der neueste ist, und Süßdijrk habe ich auf der Reise durch Geldern besehen und sie des Besehens werth gefunden wegen einer Menge allerliebster Kleinigkeiten, und besonders wegen der Fenster und Fensterrahmen, die ich nie hübscher gesehen habe und die mir wohl zu statten kommen sollen. Vorgestern war ich in der neuen Oper „Cadmus," mit französischen Worten und nicht uneben. Gestern war ich den ganzen Tag auf den Füßen, so daß ich mich Abends, als ich nach Hause kam, kaum noch aufrecht erhalten konnte. Schwester Maya grüße ich schönstens. Es vergeht keine Stunde, wo ich nicht an sie denke. Denn, wenn ich die Straßen allenthalben

*) Burchard Precht ward 1682 Hofbildhauer in Stockholm, ein frommer, stiller, einfacher, ziemlich lobenswerther Bildhauer, etwas beschränkt und phlegmatisch, der wider Vermuthen drei höchst verschiedene, aber höchst regsame, witzige Sonderlinge zu Söhnen hatte.

voll von großen Körben mit Kirschen und Erdbeeren sehe, so wünsche ich jedesmal sie mitten in einem solchen Korbe zu sehen, wie sie sich da herausarbeiten würde. Dürfte ich, so äße ich gern für sie mit, aber ich muß meinen Appetit jetzt wenigstens mit dem Anblick stillen. Alle Leute fragen, ob nicht der Herr Envoyé Gyldenstolpe bald herkommt, weil man ihn hier außer Landes für gnädiger hält als bei uns, und zwar wegen der gewaltigen Schulden, die er hier zurückgelassen hat, aber das bleibt unter uns. Er ist ein wackerer Mann, den ich gern hier gesehen hätte; ich hätte dann bessere Gelegenheit gefunden, bei Hofe meine Aufwartung zu machen, wiewohl ich noch dazu zu gelangen hoffe. — Für dießmal fällt mir nichts weiter ein zu schreiben, als daß ich wünsche, Schwester Maya möge so oft wie möglich des Abends mit meiner lieben Mutter ausfahren, und sich die Zeit vergnüglich vertreiben. Hätte ich nicht alle Hände voll Arbeit, und meinen Sinn voll Gedanken, so würde mir die Zeit bis zu meiner Zurückkunft länger werden als ihr. Indeß hoffe ich, die zehn Monate werden schnell verfließen. — — — Binnen vierzehn Tagen hoffe ich mit Gottes Hülfe in Paris zu sein, wo ich mich nicht mehr als höchstens zwei Monate aufzuhalten denke. Meine liebe Mutter ist wohl so gut, meinen lieben Bruder schönstens zu grüßen. Wollte Gott, ich hätte so viel Zeit zu schreiben, wie ich es wünschte. Herrn Schwager Hjärne nebst den Kleinen grüße ich gleichfalls herzlich und bitte ihn angelegentlichst um die Titel des Herrn Reichsmarschalls und um das Andere, was ich begehrt habe, da

ich davon Gebrauch machen will, sobald ich nach Paris komme. Auf allen meinen Briefen, die ich schreibe, und auf der Reise mitnehme, bemerke ich das Datum, und bitte die Meinigen zu Hause, dasselbe zu thun, man kann sich dann am besten zurecht finden. Uebrigens befehle ich meine höchstverehrte, theure Mutter dem Schutz des Allerhöchsten, und verbleibe deren

bis in den Tod gehorsamer Sohn
Nicodemus Tessin.

P. S. Ich habe hier auch eine Menge allerliebste nützliche Kleinigkeiten gekauft, die ich von Paris nach Hause schicken werde.

Die Frau Gräfin Hedwig Horn, nebst den beiden Jungfrauen, bitte ich mich ganz gehorsamst zu empfehlen, wie ich denn auch alle andern guten Freunde grüße, die sich meiner erinnern."

2.

„Antwerpen, den 11. Julius 1687.

Hochgeehrte, liebe Mutter!

Als ich das letzte Mal aus Amsterdam schrieb, dachte ich gewiß, daß ich um diese Zeit in Paris sein würde; aber da ich im Haag so viel Sehenswerthes antraf, konnte ich mich nicht unter acht Tagen von dort depeschiren. Ich wünschte wohl, meine liebe Mutter ließe durch die Frau Kommissarius Barts den Herrn Silfrerkrona wissen, daß ich ihm große Obligation schulde, da ich durch seinen Brief viele Höflichkeit und Freundschaft genossen habe, sowohl bei seiner Tochter, als

auch besonders bei Herrn d'Alonne, seinem Vetter, der dort sehr konsiderirt ist, und sowohl des Prinzen wie auch der Prinzessin Kabinetssekretär ist, und außerdem noch einen konsiderablen Dienst hat. Er hat sich als meinen wahren Freund bewiesen, und ich habe durch ihn accès gehabt, dem Durchlauchtigsten Prinzen, wie auch der Prinzessin einen Antritts- und Abschiedsbesuch zu machen. Ich kann nicht genug alle Höflichkeit rühmen, die mir widerfahren ist, und werde es zu seiner Zeit mündlich nachholen. Hier in Antwerpen bin ich auch acht Tage gewesen und habe alle Tage etwas Neues und Sehenswerthes angetroffen, so daß ich bis jetzt, Gott sei Dank! alle Ursache habe, Gott für meine gute Gesundheit zu danken, und daß ich das Geld, das ich ausgegeben habe, keinesweges bereue. Ich habe in einem Leichenhause ganz köstliche Zeichnungen gefunden und sie für 128 Reichsthaler gekauft, die ich über alle Maßen hoch estimire. Ich habe nicht vermuthet, hier solche Sachen zu finden. In Paris denke ich sie zum Theil nach Hause zu schicken. Auch bin ich bei dem Herrn Gouverneur zu Tische gewesen, wo ich die größte Höflichkeit erfuhr, und habe außerdem das Glück gehabt, viele Freundschaft und connoissance zu erwerben. Der Gouverneur ist ein sehr vornehmer Herr von fürstlichem Geschlecht aus Kastilien, dem vornehmsten in Spanien. Ich habe auch hier eine Adresse erhalten, den Vicekönig in Brüssel zu begrüßen, der über alle Maßen courtois sein soll. Ich hoffe morgen Mittag in Brüssel zu sein, wo ich nicht über zwei Tage zu bleiben gedenke. Inzwischen schmeichle ich mir, binnen acht Tagen einen angenehmen

Brief meiner lieben Mutter in Paris vorzufinden. Ich wünsche nichts in der Welt mehr, als daß es Ihnen sämmtlich fortwährend wohl gehen und daß ich gute Nachrichten von Hause erhalten möge. Da sich meine Reise nach Paris etwas verzögert hat, denke ich, es an einem andern Orte wieder einzubringen, um mich strenge an die vorgeschriebene Zeit zu halten. Ich bitte Sie, meinen lieben Bruder herzlich zu grüßen, deßgleichen Herrn Michel*) und Letzteren zu fragen, ob er den kleinen Affen bekommen habe, den ich mit dem Kapitän Pijper den Tag vorher, ehe ich von Amsterdam abreiste, nach Hause schickte und an Herrn Kämmerer Hildebrand adressirte. Die Unkosten werde ich gern ersetzen. Hiermit befehle ich meine liebe Mutter in Gottes, des Allerhöchsten, Schutz und verbleibe u. s. w.«

3.

»Paris, den 29. Julius 1687.

Hochgeehrte, liebe Mutter!

— — — — — — — — — — —

Uebrigens sind wir allzumal Gottlob bei guter Gesundheit. In Brüssel war ich einige Tage und sah viele schöne Sachen, und da die ordinäre Post von dort keine Seitenwege macht, und ich doch Lust hatte, einige Orte

*) Michel war ein Franzose, Hofküchenmeister und der fröhlichste Bursche von der Welt, obgleich im Alter von Krämpfen und Armuth geplagt. Erst handelte er mit italienischen und levantischen Waaren, machte Bankrut und half sich dann durch ein langes Gedicht über seine Lage, das er an seine Freunde und Gönner schickte.

der Umgegend zu ſehen, z. B. Enghien, Liencourt, Chatilly u. ſ. w., ſo war ich genöthigt, mir eine kleine Chaiſe für 26 Reichsthaler zu kaufen, womit ich denn von einem Ort zum andern fuhr, und ſo manches Schöne ſah, wie auch meine Reiſe beförderte. Nächſtdem hoffe ich nichts verloren zu haben, da ſich hier ſchon Käufer für meine Chaiſe finden.

Hier habe ich über die Maßen viel verändert gefunden, was ich mit nächſter Poſt den Excellenzen, Herrn Reichsmarſchall und Herrn Gouverneur notificiren werde. Was hier alles geſchieht, iſt unglaublich. Um nur Eins zu nennen, was bis jetzt noch kein Kaiſer unternommen hat, ſo wird jetzt mit allem Fleiß an achtzehn verſchiedenen Statüen des Königs zu Pferde aus Bronze in mehr als doppelter Lebensgröße von verſchiedenen Meiſtern gearbeitet, wovon in der Reſidenzſtadt jeder Provinz eine aufgerichtet werden ſoll. Von der, welche in Paris zu ſtehen kommen ſoll, iſt das Modell im Großen beinahe fertig, es wird über zwanzig Ellen hoch, die Statüe zu Pferde allein zehnthalb Ellen. Die Statüe des Königs zu Fuß, welche ſchon aufgeſtellt iſt, hat acht Ellen Höhe. Im Bronzegießen hat man hier viel profitirt, auch dadurch, daß man hier einen ſchwediſchen Arbeiter gefunden hat, der es mit der Zeit weit bringen wird. — Nach Verſailles reiſe ich nächſten Dienſtag. Mich verlangt höchlich, alle die Veränderungen zu ſehen, die dort vorgenommen ſein ſollen. — Vor zwei Tagen empfing ich einen Brief aus Wien von Sr. Excellenz Nils Bjelke, und als Einſchluß einen andern an M:r. le Marquis de Senlay, der mir in Stockholm verſprochen ward und

wonach mich schon sehr verlangte. Ich vermuthe, daß er mir sehr zu Statten kommen wird. Mit dem Envoyé Herrn Lillienrot reise ich zusammen nach Versailles. Mein Erstes soll nun sein, Ihrer Majestät, der verwittweten Königin, Bette und der Frau Gräfin Nostitz Toilette zu bestellen. Inzwischen finde ich hier so viel zu observiren, daß ich alle meine Zeit brauche, wenn ich nach zwei Monaten, von dem Tage meiner Ankunft an gerechnet, von hier aufbrechen soll, was jedoch mit Gottes Hülfe möglich sein wird, indem ich mich auf alle Weise durch die Handschrift verpflichtet halte, worauf sich meine liebe Mutter und Schwester Maya berufen. Ich bitte recht sehr, meine liebe Schwester zu grüßen. Ich bedauere sie, daß sie ihren Liebsten hat von sich lassen müssen, und wundere mich über Ihrer Majestät, der Königin, eilige Reise nach Medevi, zumal da ich gar nichts vernehme von dem Stillstand der Präparationen, welche in Humblegård (Hopfengarten) für Ihre Majestät angefangen und für Frau Gräfin Nostitz vollendet sind. Dies wünschte ich wohl zu wissen, desgleichen, wann Frau Gräfin Nostitz nach Deutschland zu reisen denkt. — Gestern sah ich sechs Meilen von hier die königliche Garde zu Pferde kampiren und exerciren, was des Sehens werth war. Da ich aber den ganzen Tag ritt, und erst spät in der Nacht nach Hause kam, und die Post um neun Uhr von hier abgeht, so kann ich diesmal nicht mehr schreiben. — — — Wenn meine liebe Mutter nach Medevi schreibt, so bitte ich, Herrn Schwager Hjärne bestens zu grüßen; ich werde seinen Wunsch zu erfüllen suchen. — — —"

4.

„Paris, den $\frac{1}{11}$. Auguſt 1687.

Hochgeehrte, liebe Mutter!

Das letzte angenehme Schreiben vom 20. Julius erfreute mich über alle Maßen, betreffend meiner lieben Mutter Wohlbefinden, und wünſche ich, daß daſſelbe ſtets kontinuiren möge. Unlieb iſt es mir, daß Schweſter Maya nach alter Weiſe piept; aber ſie ſollte denken, daß es nicht anders ſein kann, wenn man ſich etwas zur Gewohnheit gemacht hat. Wenn ich wüßte, daß man zweimal Gevatter ſein könnte, oder daß es auf einen Aufſchub von zwei Monaten ihr nicht ankäme, und wenn meine liebe Mutter mich dann zur rechten Zeit arretiren wollte, ſo würde ich mich über Hals und Kopf beeilen, dem ſolennen Akt beizuwohnen. Inzwiſchen grüße ich ſie herzlich, und ſollte ſich hier etwas finden, womit ich ihr dienen könnte, zum Beiſpiel eine franzöſiſche Wiege nach der neueſten Mode, ſo würde ich mich befleißigen, ihrem Verlangen nachzukommen. Mehr erdreiſte ich mich für diesmal nicht anzubieten, und was ich geſchrieben habe, dient zum Zeichen, daß man nicht immer ernſthaft ſein muß. Uebrigens werde ich ſtets gehorſamlichſt die große Fürſorge, die meine liebe Mutter für mich hat, zu erkennen wiſſen, und möchte es meiner lieben Mutter nur gefallen, über Alles nach eigenem Gutbefinden zu disponiren, mit der Verſicherung, daß ich gar nicht in Zweifel bin, es werde denn mit Allem beſſer beſtellt ſein, als wenn ich ſelbſt zur Stelle wäre. — Was meine Geſellſchaft und mich betrifft, ſo

haben wir uns gottlob ſtets in guter Geſundheit befunden. Das Heimweh, welches ich habe, und das unbeſchreibliche tägliche Umherlaufen macht, ich muß es bekennen, daß ich bei weitem mehr Mühe als Vergnügen empfinde; indeß die Zukunft, hoffe ich, wird es mir erſetzen Ich habe auf dieſer Reiſe auch kein andres Vergnügen prätendirt, als den Nutzen. Ich habe Urſache Gott zu danken, daß man mir hier allenthalben Freundſchaftsbeweiſe giebt. Mr. Silveſtre, den der Herr Schwager kennt, desgleichen Mr. Chatillon, die ſchon früher meine Freunde waren, erzeigen mir alle erdenkliche Freundſchaft, und es giebt hier ungleich mehr zu thun und zu ſehen, als ich in der kurzen Zeit beſtreiten kann, die ich hier zu employiren habe, was nicht über fünf Wochen ſein wird. Ich denke mit dem erſten Schiff, das von Rouen abgeht und dem Herrn Kämmerer Hildebrand und Mr. Frick gehört, etliche ſchöne Sachen abzuſchicken, nebſt dem, was ich für Se. Excell. Herrn Reichsmarſchall gekauft habe, und was ich gerne erſt wohlbehalten an Ort und Stelle wüßte. Zugleich melde ich meiner lieben Mutter, daß ich viele ſchöne Drottningholmsperſpective in Kupfer ſtechen laſſe, und noch größer als ich ſie gezeichnet hatte. Die Platte nebſt einer Menge von Exemplaren denke ich mit bemeldeter Gelegenheit abgehen zu laſſen; ich denke, es wird ſchon die Mühe und Koſten lohnen, und ziemlich unvermuthet bei Ihrer Majeſtät, der Königin, ankommen. An den deutſchen Höfen werde ich allenthalben Exemplare vertheilen, damit ſie ſehen, daß wir in Schweden auch etwas zu machen verſtehen. Aber meine liebe Mutter

muß es ja geheim halten, daß ich das ſtechen laſſe; alle, denen ich die Zeichnungen zeigte, haben mir zugerathen. Nur wünſchte ich ſehr, daß Ihre Majeſtät, die Königin, nicht eher etwas davon erführe als durch mich ſelbſt. Für Ihre Majeſtät, die junge Königin, habe ich das Curieuſeſte gefunden, was man ſehen kann. Wenn ich es für mein Gebot bekomme, ſo zweifle ich nicht, daß es wohl aufgenommen werden wird. Wenn mein Beutel es auch ſehr fühlen wird, denke ich doch, daß die Zeit mit Gottes Hülfe mir Mühe und Koſten erſetzt. — Vor zwölf Tagen ſchrieb ich einen ganzen Haufen Briefe, die hoffentlich angekommen ſein werden. Es fällt mir bei meinen vielen Geſchäften jetzt recht ſchwer, viel zu ſchreiben Wollte doch meine liebe Mutter das den Herrn Ehrenſtrahl und Herrn Hauptmann Törnhjelm nebſt meinen herzlichen Grüßen wiſſen laſſen und mich damit entſchuldigen. Doch werde ich bei der erſten Gelegenheit meine Schuld abtragen. — Neues habe ich nicht zu ſchreiben, als daß die kaiſerliche Victoire,*) welche hier laut ausgerufen iſt, bei Hofe große Conſternation verurſacht hat. Die ruſſiſchen Ambaſſadeure, denen hier ſehr übel begegnet wurde, ſind von hier abgereiſt, ohne Entlaſſung zu begehren. — Was Verſailles für ein Werk iſt, läßt ſich leichtlich präſumiren, wenn es ſich nach dem Calcül vor zwei

*) Der Sieg des Herzogs von Lothringen und Prinzen Eugen von Savoyen über die Türken bei Mohacz am 12. Auguſt 1687. A. d. Ueb.

Monaten ergeben hat, daß es nebſt Maintenon Marly, Clagny, dem neuen Trianon u. ſ. w., was dazu gehört, in Allem 213 Millionen koſtet,“ — — —

5.

„Paris, den 12. September 1687.

Hochgeehrte, liebe Mutter!

Ich kann nicht beſchreiben, mit welcher Angſt ich aus meiner lieben Mutter mit der letzten Poſt eingegangenen Briefe den ſchweren und ſehr harten Anfall erſehen habe, der meine liebe Mutter aufs Neue betroffen hat. Gott weiß, daß mir nichts mehr am Herzen liegt, als meiner lieben Mutter Geſundheit, und daß nichts in der Welt mich mehr betrüben kann, als das Gegentheil von dem Wohle aller meiner Angehörigen daheim zu vernehmen. Ich danke Gott, daß meine liebe Mutter noch die Kräfte hat, einen ſo ſchweren Anfall zu überſtehen, aber wünſche, daß dieſelbe dergleichen ſelber vorbeugen möge. Die langen Predigten an heiligen und hohen Bettagen führen dergleichen mit ſich, und ich bitte ſie um Gottes Willen, ſich nichts zu Gemüthe zu ziehen. — Meiner lieben Mutter, ſowie allen, die es gut mit mir meinen, wird es wohl eine angenehme Nachricht ſein, daß Se. Majeſtät der König von Frankreich die Gnade gehabt hat, die ſämmtlichen Waſſerkünſte in Verſailles meinetwegen ſpielen zu laſſen; und Mr. le Notre ſelbſt und der vornehmſte Fontainier Mr. Denie führten mich aus einem Luſthain in den andern; es währte einen ganzen Nachmittag, und

ich kann die Pracht nicht genugsam beschreiben. Auch ist die Gnade um so höher zu schätzen, da sie Niemandem widerfährt als Ambassadeuren und Ministern. Hierdurch hatte ich Occasion, mit dem Hof bekannter zu werden. Inzwischen wunderte sich Jeder über diese Gnade, und über zweihundert Personen folgten von einem Lustgarten in den andern. Ich freue mich, daß bei dieser Gelegenheit vier Schweden zugegen waren, die Herren Sparre, Bjelke, Baner und ein gewisser Eggers, welche alles mitanhörten, was der König befohlen oder gesagt hatte. Bei jedem Eingang der Boskette waren zwei Schweizer aufgestellt; ich konnte mich gar nicht in alle diese Ceremonien finden, die bei einem Partikulier hier sonst ungebräuchlich sind. — Dem Mr. le Notre*) habe ich große Obligation: bei meiner Zurückkunft nach Versailles hat er mir des Königs Medaillon versprochen. Mr. Gerardon, der des Königs bester Bildhauer ist und große Reputation hat, verehrte mir ein schönes Modell im Großen von dem Raub der Proserpina. Gott gebe, daß Alles gut zu Hause ankomme. — Mr. Schaback, der ein sehr estimirter Mann ist und viele andere Gelehrte haben mir die Ehre erwiesen, mich zu besuchen. Mr. le Brun**) hat

*) Andre le Notre, ein geborner Pariser, zeichnete sich hauptsächlich durch Anlegung von Parken, nächstdem auch als Maler aus. Er lebte von 1613 bis 1700.

**) Charles Francois le Brun, ein berühmter französischer Maler, fast in allen Zweigen seiner Kunst, groß im Aus-

mir alle Höflichkeit erzeigt und mich in seinen Lustgarten Montmorency eingeladen, und wird mich nächstens besuchen. — Ich habe Ursache, Gott zu danken, daß mir meine Reise ohne Paß nach Wunsche geht. Binnen vierzehn Tagen denke ich mit Gottes Hülfe nach Rom aufzubrechen. Meine Perspective von Drottningholm wird noch vorher gedruckt sein, und nebst Briefen an den Herrn Reichsmarschall, Herrn Lindschöld und den Herrn Gouverneur abgehen. Hiemit befehle ich meine liebe Mutter in den Schutz Gottes und grüße den Bruder Wynantz und die Schwester Maya herzlich.

P. S. Von Herzen beklage ich die Angst, welche die Schwester Maya bei der Krankheit der lieben Mutter ausgestanden hat, und wünsche, daß diese Ursache auf immer wegfallen möge."

6.

„Paris, den 25. October 1687.

Hochgeehrte, liebe Mutter!

Da ich morgen bei Zeiten mit Gelegenheit in einer Carosse von hier nach Lyon reise, um von da sofort nach Rom zu eilen, halte ich es für meine Pflicht, mit

---

druck der menschlichen Leidenschaften. Biblische Historienstücke gelangen ihm eben so gut wie Bataillengemälde, wovon sein Bild Alexander's, das er, mit den Curtius in der Hand, malte, Zeugniß giebt. Seine Zeichnung ist bisweilen etwas gezwungen und das Kolorit nicht das Beste, aber das Ganze großartig. Er war Direktor der Malerakademie und lebte von 1618 bis 1690.

dieſem geringen Schreiben meiner lieben Mutter aufzuwarten und außerdem zu berichten, daß wir gottlob alle ganz wohl ſind, und daß Herr Hildebrand und Gerdes*) zugleich von hier aufbrechen. Ich habe hier bei einem Bankier zwei große Ballen gelaſſen, voll von verſchiedenen Sachen, unter andern von 500 Kupferabdrücken der Drottningsholmsperſpective, und ein gewiſſer Herr Soares hat die Abſendung nach Schweden übernommen. Die Platte ſelbſt wird er zurückbehalten, bis die Abdrücke angekommen ſind. Auch ſind die beiden Ballen mit 200 Reichsthaler verſichert. — Meine Zeit verſtreicht mir hier ſehr raſch über alle die ſchönen und nützlichen Sachen, die ich hier geſehen habe; aber nichts hat mich nun ſeit vier Wochen mehr beunruhigt, als daß ich keinen Buchſtaben von Hauſe bekommen habe; dies hat mich über alle Maßen chagrinirt, da ich doch, mit tauſend Dingen überhäuft, die ich gerne obſerviren und annotiren will, kaum einen Poſttag habe vorübergehen laſſen, daß ich nicht an dieſen oder jenen geſchrieben hätte, und deswegen Antwort erwartete. Ich weiß freilich wohl, daß mich meine liebe Mutter nicht vergißt, aber ich bin in entſetzlicher Furcht, daß dieſelbe ſich wieder nicht wohl befindet. Ich flattire

*) Franz Joachim Gerdes, Sohn eines Predigers der deutſchen Gemeinde in Stockholm, deſſen Wittwe Ehrenſtrahl's zweite Frau wurde, war geboren 1670, ward unter dem Namen ſeines Stiefvaters in das Ritterhaus aufgenommen, Staatsſekretär 1714, Landeshauptmann in Stockholm 1727, Freiherr 1731 und ſtarb 1733.

mir jedoch damit, daß keiner von meinen Reiſegefährten Briefe bekommen hat, vielleicht weil man meint, daß wir längſt von hier fort ſind; um ſo mehr verlangt mich nach Rom, wo ich hoffe, daß meine Sehnſucht geſtillt wird und ich gute Zeitung vorfinde. Uebrigens bitte ich meine liebe Mutter, ſich nicht zu beunruhigen; mit Gottes Hülfe wird alles gut gehen. — Ich weiß nicht, ob ich Gelegenheit haben werde, unterweges zu ſchreiben; vielleicht aus Turin, wo nicht, gewiß binnen vier Wochen aus Rom. Dort denke ich bis Ende Januars zu bleiben, doch werd' ich noch darüber ſchreiben. — Ich hoffte eine auf Atlas gedruckte Probe von der Drottningholmsperſpective mitzuſchicken, aber ſie geht in keinen Brief, und ſo muß man ſich patientiren. Den Curieuſeſten habe ich hier ein Exemplar zugeſtellt, und ſie haben es alle gelobt. Auch der Bibliothek Sr. Majeſtät des Königs verehrte ich eins und erhielt dafür mehrere Kupferſtiche, die man ſonſt nicht haben kann, wohl zwanzig Thaler an Werth. — Ich habe Urſache, mich über alle mir erwieſene Freundſchaft zu freuen, und hoffe, daß dieſe Reiſe, nach der mich ſo ſehr verlangte, nicht erfolglos ſein wird. — Uebrigens wünſchte ich, mein lieber Bruder theilte mir auch andres dort Vorgefallene mit außer dem, was mich betrifft. Ich grüße ihn, Schweſter Maya, den Herrn Schwager und alle die Kleinen. Wann dieſer Brief ankommt, iſt meine Reiſezeit halb verfloſſen, und bin ich nicht weit von Rom. Wenn meine liebe Mutter nicht im Stande iſt zu ſchreiben, ſo iſt wohl Schweſter Maya ſo gut, der Sekretär zu ſein. Wenn ich diesmal etwas haſtig ge-

ſchrieben habe, ſo kommt es daher, daß es ſchon ein Uhr nach Mitternacht iſt, und daß ich noch an den Herrn Reſidenten Teixeera ſchreiben muß. Hiermit verbleibe ich u. ſ. w.«

7.

»Lyon, den $\frac{1}{10}$. November 1687.

Hochgeehrte, theure, geliebte Mutter!

Ich lebe der Hoffnung, daß mein letztes Schreiben, das ich etwa vor vierzehn Tagen ſchrieb, den Abend vorher, ehe ich Paris verließ, meine liebe Mutter nebſt ſämmtlichen Verwandten bei guter Geſundheit angetroffen haben wird. Leider habe ich nun ſeit ſechs Wochen kein Schreiben von Hauſe erhalten und ſehne mich nach Rom, wo ich gute Nachrichten zu finden hoffe. Morgen reiſe ich mit derſelben Geſellſchaft, mit welcher ich von Stockholm abreiſte, ſowie mit Herrn Hildebrand, Gerdes, Pels und noch Einem nach Turin, und von da über Genua, Milano und andere Städte nach Rom. Wir befinden uns gottlob ſämmtlich wohl, und ich bin voll guter Hoffnung. Ich habe mit Herrn Burchard zuſammen eine Lectique mit zwei Mauleſeln genommen, welche uns nach Turin bringen und ſehr kommode ſind. — Ich habe mich hier einige Tage aufgehalten und etliche curieuſe Sachen geſehen, auch gute Bekanntſchaften gemacht, ſo daß mich die hier zugebrachte Zeit nicht gereut. Herr Pels, der die ganze Reiſe mit uns macht, iſt ein ſehr raſcher junger Mann, und ſein Vater einer der vermögendſten Bankiers in Holland, der mir

auch die Assecurance von 800 Reichsthalern verschafft hat auf die von Rouen mit dem Schiffer Petter Averman abgegangenen Sachen, und seine Bekanntschaft ist mir sehr werth. Inzwischen ist der Schiffer unglücklicherweise an einer kleinen dänischen Insel mitten im Meer zwischen Götheborg und dem Sund gestrandet, die Bauern haben 22 Packe salvirt, die nicht naß geworden sind, und 44 andere Ballen; aber nach ihrer gewohnten Weise haben sie die Ballen aufgemacht und damit handthiert, um sich mit dem vierten Theile bezahlt zu machen. Da ist es mir denn sehr lieb, daß ich meine Sachen versichert habe. Herr Pels, der Vater, hat gleich eine Specifikation und Bezeichnung meiner Päcke begehrt, und wenn einige derselben ohne Zweifel beschädigt sind, habe ich Lust, diese zu abandonniren und Geld dafür zu nehmen, oder auch meine Ballen nach Helsingör bringen zu lassen, um bei meiner Zurückkunft die unbeschädigten zu behalten, und wegen der übrigen meinen Regreß zu machen, da meine Assecurance so gestellt ist, daß ich nicht dabei zu kurz komme. Aber gern sehe ich es, daß Niemand von meiner Assecurance erführe, auch nicht, ob ich zu abandonniren denke, oder nicht. Meine liebe Mutter thut wohl, als ob sie nichts davon wisse. Sr. Exc. der Herr Reichsmarschall hat auch für etwas mehr als 200 Thaler dabei, und werde ich es mit seinen Sachen wie mit den meinigen machen, oder sie ihm neu von Paris verschaffen. Sehr lieb ist es mir, daß ich auch nicht das Geringste in Paris oder sonstwo gekauft habe, das ich nicht nebst dem Preis annotirt hätte, so daß ich nun das Meiste ohne große

Mühe mir erſetzen kann. Das Beſte und Theuerſte von meinen Sachen führe ich mit mir, und zweifle nicht, noch Mehreres hie und da dazu zu bekommen. Ich, wünſche, daß es künftiges Frühjahr mit meinen drei Ballen beſſer gehen möge, die ich mir durch Herrn Soares in Paris nachſchicken laſſe. — Ich denke, den 8. Februar auf der Rückreiſe in Venedig zu ſein, und meinen Urlaub nicht zu überſchreiten. Viele Grüße, nebſt der Nachricht an meinen lieben Bruder, daß ich hier die Bekanntſchaft des alten Herrn Blanchet*) gemacht habe, der die Treppe hier im Rathhauſe gemalt hat, die meinem lieben Bruder ſo ſehr zur Freude gereicht. Uebrigens ſehne ich mich ſehr, einige Zeilen von Hauſe zu empfangen. Ich hatte mir damit geſchmeichelt. Dieſen Brief ſchließe ich Nachts um 2 Uhr. Die Führung meines Tagebuchs raubt mir ſo viele Zeit. — —"

8.

"Rom, den 3. Januar neuen Styls.

Hochgeehrte, liebe Mutter!

Aus meinem Brief vor acht Tagen an Herrn Schwager Hjärne wird meine liebe Mutter unſre gottlob glück-

*) Thomas Blanchet aus Paris, ein guter Hiſtorienmaler, beſonders hinſichtlich der Perſpektive, ausgezeichnet durch Wahrheit, gute Zeichnung und ſchöne Färbung. Seine Kinderfiguren ſind kunſtmäßig gezeichnet, und im Allgemeinen ſeine Gemälde lebhaft. Er lebte von 1617–87.

Malerlexikon von Fredrik Boye.

liche Ankunft hierorts erſehen haben, ſowie, daß unſre Reiſe hieher ganz befriedigend geweſen ſei, wie es ja auch hoffentlich ferner der Fall ſein wird; inzwiſchen ſuchen wir alle uns auf alle Weiſe zu menagiren, und reflektiren allein auf den Nutzen, der ſich von dieſer Reiſe erwarten läßt, und keineswegs auf irgend ſonſt ein Vergnügen, das uns zu einer unordentlichen Lebensart veranlaſſen könnte. Den ganzen Tag lang iſt man immer auf den Beinen, um zu ſehen, und den Abend gebraucht man, um zu notiren, was man am Tage geſehen hat. Ich finde hier über alle Maßen viel verändert, ſeit ich hier war, ſo daß es mir nicht an Veranlaſſung fehlt, manches Schöne zu obſerviren. Ich logire hier ſehr gut bei zwei Brüdern, welche Italiener und ſehr habile Maler ſind; die Andern haben ein beſonderes Logis. Wir ſuchen ſämmtlich mit allem Fleiß die wenige Zeit auszukaufen, nämlich die ſechs Wochen, die wir hier zu bleiben haben, und die den 1. Februar neuen Styls abgelaufen ſein werden, wo ich auch, mit Gottes Hülfe gewiß aufzubrechen, und über Loretto nach Venedig zu reiſen denke, um dort den ſchönen Karnaval nebſt der Oper zu ſehen, und dann weiter und weiter nach der Heimath zu eilen. Herr Hildebrand und Herr Pels verließen uns in Florenz, um nach Bologna zurückzukehren, womit wir auch wohl zufrieden waren, da ihre conduite und Lebensart nichts mit der Kunſt zu thun hat, noch mit der Obſervirung der Sachen, die mir am Herzen liegen; auch iſt ihre Abſicht mehr darauf gerichtet, den Karnaval in Venedig zu ſehen, als auf irgend etwas Anderes. Ich habe ſeinem Vater, der mir ihn in dieſem

Fall ſehr recommandirte, auf die möglichſt beſte Weiſe geſchrieben, bitte aber meine liebe Mutter, das, was ich hievon ſchreibe, geheim zu halten. Ich habe heute auch nach Venedig geſchrieben, und mußte es wegen meiner assurance von 800 Reichsthalern in Betreff meiner Ballen, womit Herr Pels, der Vater, zu thun hat, und worüber ich poſttäglich Antwort erwarte. Wir ſind auch ſtets gute Freude unterweges geweſen; da ich inzwiſchen befürchtete, daß die Sachen in meinen Ballen übel zugerichtet ſind, habe ich in meinem Brief auf die Verſicherungsgelder gedrungen. Nun erfahre ich jedoch zu meiner Freude durch den ſehr obligeanten Brief des Herrn Reichsmarſchalls, daß ſie wohl conſervirt ſein ſollen, was auch Herr Michel meldet, dem ich die Einlage ſofort zuzuſtellen bitte. Der Herr Reichsmarſchall iſt höchlich zufrieden mit den Relationen, die ich ihm über etliche Sachen mitgetheilt habe. Ich werde ihm baldigſt mehr ſchreiben, wie er es auch ſelbſt expreß begehrt hat. — Von Ihrer Majeſtät, der Königin Chriſtina habe ich alle Gnade erfahren mit beſonderen Expreſſionen, die Ihre Majeſtät geruhten, an mich zu richten. Ihre Majeſtät iſt durchaus der Meinung geweſen, daß ich eine beſondere Kommiſſion von Sr. Maj. dem Könige an ſie habe, wornach ſie mich auch fragte, weil ihr eine ſolche Nachricht zugekommen ſei. Ich begreife nicht, wie das kommt, preſumire aber, daß die Italiener, welche um Ihre Majeſtät ſind und dergleichen befürchten konnten, ſich ſo gegen Ihre Majeſtät ausließen, als ob ſie ſo etwas wüßten, damit Ihre Majeſtät ihnen nichts

verſchwiege, im Fall es ſo ſei. Des Prinzen*) und der Prinzeſſin*) Briefe waren ihr höchſt angenehm, ſie las ſie einigemal durch und ſagte: „ſie wären mit vielem Verſtande geſchrieben, und Niemand als Ihre Majeſtät, die junge Königin ſelbſt, könne ſie abgefaßt haben.“ — Wie es in Florenz abgelaufen iſt, ſchrieb ich an Herrn Schwager Hjärne, und was ich von Ihrer Majeſtät, der Königin geſchrieben habe, bitte ich um Gottes Willen geheim zu halten. — Was ſonſt paſſirt iſt mit der Exkommunikation des franzöſiſchen Ambaſſadeurs wird Herr Michel aus ſeinem Briefe berichten können. Brynte, der ſich auf der Reiſe zu ſtark angegriffen hatte, iſt geſtern an der Lungenſucht geſtorben, was ich den Tag vorher, wo ich bei ihm war, vermuthete. Gott habe ihn ſelig! Uebrigens iſt hier an keine ſeuchenartige Krankheit zu denken. Wir befinden uns beſſer als je. — Herr Burchard wird mehrere Partikularitäten von des ſeligen Brynte's Tod ſchreiben, und auch von dem Teſtament für ſeinen Bruder und Bruderskinder, wovon er das Original in Händen hat. — Meinem lieben Bruder danke ich für die Mühe, die er meinetwegen übernommen hat. Er kann verſichert ſein, daß ich, ſo wahr ich lebe, nicht eine Sylbe an Herrn Michel geſagt habe, die ihn touchiren oder ihm zu irgend einem Prejudice gereichen könnte. Herrn Ehrenſtrahl grüße ich beſtens

*) Des nachherigen Königs Karl's XII., geb. 1682 den 17. Junius, und der Herzogin von Holſtein-Gottorp, Hedwig Sophia, geb. 1681 den 26. Junius

und werde ihm baldigſt etliche Kurioſitäten ſchreiben. Herr Gerdes befindet ſich wohl und grüßt beſtens. Er iſt doux, geſchickt und wendet ſeine Zeit ſehr gut an.“

9.

„Rom, den $\frac{13}{17}$ Januar 1688.

Hochgeehrte, liebe Mutter!

Mit dieſen wenigen Zeilen laſſe ich meiner lieben Mutter wiſſen, daß wir gottlob alle wohl ſind, und daß wir ganz gewiß uns nach zwölf Tagen über Loretto nach Venedig zu begeben denken, wo wir dann bei unſrer Ankunft nach drei Wochen Karnaval haben, was gerade die Zeit iſt, die ich in Venedig bleiben will, um alles beſehen zu können. Hier giebt es viel zu thun und zu obſerviren; aber ich danke Gott für meine Geſundheit, ſowie daß alles nach Wunſch geht, ſo daß ich denke, die ſechs Wochen, die ich hier geweſen bin, wohl ausgekauft zu haben. Ich habe viele ſchöne und nützliche Sachen zuſammengebracht, und was meine hochgeehrte liebe Mutter meldet in Betreff der Kleiderordnung und dergleichen, ſo kann mir das wenig oder nichts ſchaden, da ich meine Mittel mehr zu nützlichen Sachen, als zu etwas Anderem anwende. — Ihre Majeſtät die Königin hat oft die Gnade gehabt, mir Gehör zu geben, bisweilen zweimal des Tags. Das letztemal ſagte ſie von ſelbſt, daß ſie ihre Antwort an die königlichen Perſonen für mich bereit halten wolle, und ich denke ſie künftige Woche zu bekommen. Nachdem ſich Ihre Majeſtät vor einigen Tagen zwei Stunden lang mit mir über tauſenderlei

Dinge unterhalten hatte, fragte sie: „ob ich verheirathet sei oder nicht?“ Als ich zur Antwort gab, daß ich mich noch nicht dazu resolvirt hätte, antwortete sie mir: „Das ist sehr gescheut von Ihnen.“ — Uebrigens habe ich in der kurzen Zeit, die ich hier gewesen bin, nicht nur alles Merkwürdige von Kirchen und Palläſten beſehen, ſondern auch etliche werthe Bekanntſchaften gemacht. Ich habe alle Abend annotirt, was ich des Tages geſehen hatte, und mir auch drei junge Menſchen angenommen, welche mir Verſchiedenes zeichnen mußten. Die beiden Bücher, die ich mitnahm, ſind beinahe voll geſchrieben. Uebrigens ſehne ich mich ganz gewaltig nach Hauſe, weil ich dort mehr Ruhe zu finden hoffe, als mir die ſtete und emſige Arbeit gewährt, die ich jetzt habe, obwohl ich um alles in der Welt nicht wünſchte, die Reiſe nicht gemacht zu haben. Der Herr Schwager iſt wohl ſo gefällig, die eingeſchloſſenen Briefe abzugeben. Ich habe ſeit drei Wochen keinen Brief von Hauſe, und weiß nicht, wie es zugeht. Herzliche Grüße an Schweſter Maya. Ihr Sprachmeiſter Harlequin wird ihr nun wohl ſo viel Italieniſch beigebracht haben, daß ſie das Schwediſche vergißt, ehe ich zurückkomme.“

10.

„Prag, den $\frac{1}{2}\frac{3}{2}$ Mai 1688.

Hochgeehrte, geliebte, theure Mutter!

Es thut mir leid, keine Gelegenheit gefunden zu haben, um meiner lieben Mutter von Augsburg aus zu ſchreiben; aber ich vermuthe, daß mein Brief an Herrn

Schwager Hjärne aus Wien angekommen ſein, und daß meine liebe Mutter daraus erfahren haben wird, wie ſehr ich meine Reiſe beeile. — In Wien hat Herr Graf Gabriel Thureſſon Drenſtierna auf alle Weiſe verſucht, mich zu obligiren, und ich habe dort alles geſehen und erfahren, was ich wünſchte. Hier bin ich ſeit zehn Tagen, und bedaure es, daß ich nicht früher habe von hier ſchreiben können. Inzwiſchen war ich die erſten Tage beſtändig okkupirt, Vormittags und Nachmittags mit Herrn Grafen Thun umherzuziehen, der auf der Frau Gräfin Noſtitz Rekommendation auf alle erdenkliche Weiſe ſich bemüht hat, mir alle Höflichkeit zu erweiſen; und wenn er mich den ganzen Tag umhergeführt hatte, gingen wir ſpät Abends täglich in die Aſſembleen, wo ſich die Nobleſſe verſammelt, und wo mich die Frau Gräfin Noſtitz mit allen Vornehmſten, die hier ſind, bekannt gemacht hat; und ich kann nicht beſchreiben, wie große Höflichkeit ich überall erfahren habe. Alle haben ſich beeifert, ſich mit mir wiſſenſchaftlich zu unterhalten; auch wird hier viel und mehr gebaut, als ich irgendwo anders bemerkt habe. Nachdem ſo, wie geſagt, die erſten vier Tage verfloſſen waren, konnte ich es Herrn Grafen Thun nicht abſchlagen, mit ihm auf ſein Landgut zu fahren, das elf Meilen von hier liegt, wo er ein großes Werk unter Händen hat, und er gilt hier in den Wiſſenſchaften für einen Connoiſſeur, deſſen Rath alle Anderen folgen. Er iſt der obligeanteſte Herr, der mir jemals vorgekommen iſt. Der jetzt regierende Fürſt von Salzburg (bei dem Herr Melick engagirt iſt) iſt ſein einer Bruder, und er hat mir ſelber geſagt, daß er mit

seinen sieben Brüdern zwanzig Tonnen Goldes geerbt hat. Er ist ein Herr von 47 Jahren, und seine Gemahlin (welche nicht minder obligeant als er und die artigste Wirthin ist, die ich irgend kennen gelernt habe) ist Cousine des Gouverneurs des jungen Königs von Böhmen, der ganz in der Kaisers*) esprit ist. Ich bin confus, wenn ich daran denke, wie ganz über die Maßen wohl es mir dort ergangen ist. Dort ist neben der Küche und Zuckerbäckerei die artigste Apotheke angelegt, die man sehen kann, und die Frau Gräfin ist Doktor darüber; auch ist dabei ein Laboratorium und eine kleine Bibliothek aller der deutschen Bücher, welche von Medicin handeln. Ich habe dort einige kleine Kuriositäten für Herrn Schwager Hjärne, wie auch von Herrn Professor Svede einige Steinarten aus Tyrol gesammelt, und will wünschen, daß sie willkommen sein mögen. Das, was ich von der Frau Gräfin empfing, war eine sehr schöne Kugel, gediegenes Zinn, flores nitri, sehr kuriös zu sehen. — Vorgestern Abend kam ich hierher wieder zurück und fand meiner lieben Mutter erfreuliches Schreiben vom 4. März, sowie Herrn Ehrenstrahl's sehr obligeanten Brief. Die größte Freude, die ich haben kann, ist zu vernehmen, daß ich eine so gnädige Herrschaft habe, welche mir zu konserviren Gott am besten bekannt ist, wie sehr und mit welcher Mühe ich es auf dieser Reise mir habe angelegen sein lassen, nach dem zu forschen, was zum Nutzen gereichen und von mir erfor-

*) Leopold I., geb. 1640, römischer Kaiser 1658, gestorben 1705.

dert werden konnte. — Gestern war ich wieder zu Tische bei Herrn Grafen Stahrenberg, der der Vornehmste und wie Vice Roi hier zu Lande ist. Die Höflichkeit, die mein seliger lieber Vater stets an ihm rühmte, habe ich so sehr verspürt, wie ich es irgend wünschen kann; er hat mir die Ehre erzeigt und mich Mittags wieder zu sich gebeten. Der Kupferstich von Drottningholm und Herrn Ehrenstrahl's Karusell haben ihm ungemein besagt, und er hat mir einige Bücher dafür verehrt. Das erstemal nahm mich Frau Gräfin Nostitz dahin mit zu Tische, und sie ist so portirt für Schweden, daß ich es nicht aussprechen kann, und wünsche ich niemals größere Höflichkeit im Vaterlande zu finden, als sie mir erwiesen hat. — Herr Graf Stahrenberg hat drei Töchter, welche für die schönsten passiren und die größten Partien am kaiserlichen Hofe gemacht haben. Die Eine hat an Einem Abend dem Kurfürsten von Bayern 24,000 Gulden abgewonnen. Die vierte Tochter soll hier binnen drei Wochen Hochzeit haben mit einem Grafen Kaunitz, der sehr mein Freund ist. — Morgen reise ich ab von hier und bedaure es höflich, in meiner lieben Mutter Brief gefunden zu haben, daß Ihre Majestät die Königin-Wittwe um Pfingsten nach Medewi reist. Wenn ich mich gleich nicht länger als drei Tage in Dresden, und eben so viele in Berlin aufzuhalten denke, so halte ich es doch für unmöglich, mit Gottes Hülfe weiter als nach Malmö zum Pfingstfest zu kommen, da Stettin außer dem Wege liegt, und ich nicht umhin kann, auf Sr. Excellenz Herrn Bjelke's Begehren, der Königlichen Majestät allergnädigsten Ordres

gemäß mich dort einzufinden. — Ich hoffe auf dieſen Brief bei meiner Ueberkunft in Ystadt Antwort zu finden, und wünſchte zu wiſſen, wann der Hof nach Medewi aufbricht, um danach meine Meſuren zu nehmen; zugleich läßt mich wohl meine liebe Mutter wiſſen, was ſie für das Zweckmäßigſte hält, und was ſie am meiſten wünſcht, ob ich zuerſt nach Hauſe kommen und dann nach Medewi reiſen, oder ob ich gleich meinen Weg dorthin nehmen ſoll, ſofern ich da nicht obligirt ſein ſollte, ſtill zu liegen und zu warten. — Den Herrn Schwager und Schweſter Maya grüße ich beſtens und bitte um deren genaueſte Nachricht hievon, und wird der Herr Schwager mich durch ſeinen Rath in dieſer Hinſicht höchlich obligiren. Ich wünſchte, daß Schweſter Maya mehr zum Vergnügen als aus Noth und Unpäßlichkeit wegen dieſe Reiſe zu machen hätte. Auch meinen lieben Bruder grüße ich herzlich. Ich hätte ihm auch gerne hiemit geſchrieben, aber es fehlt mir an Zeit, und hoffe, mich bald mündlich bei ihm zu entſchuldigen. Inzwiſchen verbleibe ich, ſo lange ich lebe

meiner hochverehrten lieben Mutter
bis in den Tod gehorſamſter Sohn
N. Teſſin.

P. S. Ich wünſche von ganzem Herzen, daß meine liebe Mutter die Anfälle wohl paſſiren mag, die ſie im Frühling zu ſpüren pflegt, zumal da der Herr Schwager jetzt fortreiſt. Herrn Ehrenſtrahl grüße ich beſtens. Es thut mir ſehr leid, Herrn Gerdes' Geſellſchaft entbehrt zu haben. Da er ſehr kuriös iſt, blieb er ein paar Tage länger in Regensburg als ich, um ſich von etlichen

Sachen zu informiren, hatte dann keine Gelegenheit fortzukommen, und arrivirte in Wien erſt zwei Tage vor meiner Abreiſe von dort, wo er es inzwiſchen nicht unterlaſſen konnte, den Hof nebſt der Schatzkammer zu ſehen, die zu den kuriöſeſten Dingen gehört, die es nur giebt. Unſre Abrede war, daß er ſechs Tage nach mir hier ſein wolle, und ich verſprach, mich deswegen hier zehn Tage aufzuhalten; jetzt ſind es nun zwölf, und geſtern empfing ich einen ſehr obligeanten Brief von ihm, daß er erſt in acht Tagen hieherkommen kann; ich bin deswegen wider Willen genöthigt, mich von ihm zu trennen, da ich ſo wenig von mir ſelbſt dexendire. — Ob Seine Majeſtät der König Karlberg gekauft hat, desgleichen ob Se. Exc. Herr Nils Bjelke bald wieder hinreiſt, wünſchte ich ſehr zu wiſſen.“

Achtzehntes Kapitel.

Laue Sommerwinde säuselten durch Wälder und Haine und nur der Grille einförmige Serenade vom entfernten Ackerfeld störte die tiefe Stille der Nacht am Heilbrunnen zu Medewi, wohin wirkliche und eingebildete Kranke strömten, um Hülfe oder Zerstreuungen eifrig zu suchen. Auch Neugierde und Glücksabenteurerei trugen dazu bei, die sonst einsame Gegend auf einige Wochen zu übervölkern; denn beide Königinnen mit ihrem Gefolge gebrauchten das Heilwasser, und Manche glaubten, daß der König selbst bei der Raschheit seiner Beschlüsse und deren Ausführung, so daß er immer bereit war, wenn es darauf ankam, zu reisen und zu überraschen, sich an Ort und Stelle werde überzeugen wollen sowohl von der neulich entdeckten Heilquelle, wie von deren Einfluß auf die Gesundheit seiner Gemahlin und seiner Mutter.

Es trug wesentlich dazu bei, Medewi in Ruf zu bringen, und Kranke von aller Art dorthin zu locken, daß Schwedens damals berühmtester Arzt, des Königs eigener Leibmedikus Urban Hjärne, die Quelle ent-

deckt hatte, und ſich der Einrichtung annahm als erſter Brunnenarzt. Nicht nur ſeine große Geſchicklichkeit in ſeinem Fach, ſo wie die tiefen Kenntniſſe, die er in der Bergwiſſenſchaft beſaß, verſammelten Rath- und Hülfeſuchende um ihn, auch Friſche und Lebensfrohe ſuchten Erquickung an ſeiner muntern Laune und ſeinem ſcherzhaften Spott, den ihm der König ſogar erlaubte in ſeiner Gegenwart freienLauf zu laſſen. Hjärne's Freimuth erfreute und ermunterte Karln, ja er gab ihm ſogar bisweilen Aufſchlüſſe, und er wußte, daß, wenn auf dieſe Weiſe auch recht herbe Wahrheiten ihm zu Ohren kamen, er von dem offenherzigen Arzt doch nie durch Schmeichelei und Falſchheit hinter's Licht geführt wurde.

Der Fragen und Krankenbeſuche müde, war Hjärne in der Nacht, von welcher hier die Rede iſt, ſo eben eingeſchlafen, als er von ſtarken Schlägen an die Pforte geweckt wurde. Haſtig richtete er ſich auf im Bette, rieb ſich die Augen, gähnte, ſtreckte ſich und klingelte mit einer kleinen Silberglocke, welche neben ihm auf einem Nachttiſche ſtand. „Geh hinunter“ — ſagte er zu dem eintretenden ſchlaftrunkenen und halbangekleideten Bedienten — „und erkundige Dich, ob Ihre Majeſtäten etwas zu befehlen haben, oder ob ein Kranker nach mir ſchickt.“

Der Bediente ging und kam bald mit dem Bericht wieder, daß ein Reiſewagen vor der Thür halte, und daß ein Herr ausgeſtiegen ſei und darauf dringe, bei dem Herrn Archiater vorgelaſſen zu werden.

„Sage, daß wenn nicht Lebensgefahr vorhanden ſei,

ſo nähme ich um dieſe nächtliche Zeit keinen Beſuch an« — antwortete Hjärne mürriſch. — »Auch der Arzt iſt berechtigt zu einem Bischen Ruhe und nächtlichem Schlaf. Morgen früh nach 4 Uhr ſtehe ich zu Dienſt.«

Der Bediente ging, kam aber bald athemlos wieder mit den Worten: »Der Herr, glauben mir der Herr Archiater, iſt nicht von der Art, die ſich zurückweiſen läßt. Als ich ihm ſagte, was der Herr Archiater mir aufgetragen, antwortete er nur: Ja ſo! Ich gehe jedenfalls gleich hinein zu Deinem Herrn!« — und ſehen Sie, da kommt er ſchon ſelber.«

Und mit dem Ausruf: »Guten Abend! oder vielmehr gute Nacht, geliebter Schwager!« ſtürzte Teſſin in die Arme Hjärne's.

»Ah, hole mich der Henker, biſt Du es, Herzensbruder! Dann mag Schlaf und Nachtruhe dahinfahren? Da komm' ich zu meinem Schaden und ziehe einen Hauptgewinn obenein.«

Mit dieſen Worten ſetzte ſich Urban Hjärne aufrecht im Bette und fuhr fort: »Sag nun, Herzensſchwager, ſag' an, was Du draußen geſehen und gehört haſt. Oder wünſcheſt Du vielleicht lieber, daß ich Dich mit den hieſigen Verhältniſſen bekannt mache?«

»Grade das iſt mein Wunſch und Begehr« — antwortete Teſſin. — Was ich zu erzählen habe, wird nie zu alt, aber mir iſt es wichtig, die Brandung kennen zu lernen, ehe ich das Fahrzeug meines Glückes an den Küſten des Hofs in Gefahr ſetze.«

»Richtig« — erwiederte Hjärne mit ernſter Miene. — »Geh' und lege Dich ſchlafen, Jonas! — Wenn

ich klingle, eher brauchſt Du nicht zu kommen. — — — So, lieber Schwager, jetzt können wir ungeſtört und vertraulich mit einander ſprechen.“

„Nun wohl, wer ſind denn die anjetzt, welche am meiſten zu ſagen haben bei unſrer gnädigen Herrſchaft?“ — fragte Teſſin. — „Schon bei meiner Abreiſe glaubte ich zu bemerken, daß das Wetter ſich nächſtens ändern würde.“

„Darin haſt Du Dich, Gott beſſer's, keineswegs geirrt. Die königlichen Räthe, an deren Rang und äußerem Anſehen dem Könige viel gelegen iſt, ſo daß er ſogar in einem öffentlichen Erlaß Jeden mit ſeiner Ungnade bedroht hat, der ihnen nicht dieſelbe Ehre erweiſt wie damals, als dieſe Herren Reichsräthe hießen und waren, bedeuten an ſich jetzt nicht viel, außer die drei eingeweihten, die ſich in Beſitz ſeines innerſten Vertrauens geſetzt haben. Die, welche ſeinen beiden Lieblingsgedanken zu ſchmeicheln wiſſen, der Alleinherrſchaft mit deren vermeintem göttlichen Urſprung, und dem Reduktionswerk können auf ſeine Gunſt Wechſel ziehen, ſofern es ihnen nämlich nicht an Amtsgeſchicklichkeit in höherem Grade fehlt; denn Gewürm hat auf kein Gedeihen zu rechnen unter Karl's XI. Scepter. Großen Einfluß und Gunſt genießt gegenwärtig Dein und des ſeligen Schwiegervaters unveränderlicher Beſchützer, Seine Excellenz Lindſchöld, deſſen Ueberlegenheit an Einſicht, Kraft und Blick unbeſtreitbar iſt, und des ganzen Landes Bewunderung und Dank verdiente, wenn nicht ſeine wirklich großen Eigenſchaften durch drei ſehr bedeutende Fehler verdunkelt würden: die Lehre von der

königlichen Gewalt bis zur Abgötterei zu treiben; nach schlechtem Gewinn zu geizen, und auf seine Rathschläge und Pläne einer übertriebenen und unauslöschlichen Mißgunst gegen den alten Adel Einfluß zu verstatten. Die Gerechtigkeit muß man ihm gleichwohl widerfahren lassen, daß er zwar Viele aus den vornehmsten Geschlechtern gegen den König in Harnisch bringt, aber ihm unter den Gelehrten und Künstlern viele Anhänger erwirbt; denn nichts liegt ihm mehr am Herzen, als Kunst und Wissenschaft zu beschützen. Dasselbe kann leider von dem königlichen Rath, Grafen Hastfehr, nicht gesagt werden, der zum Unglück grenzenlosen Einfluß hat und in der höchsten Gunst steht. Er hat dies seinem Eifer und seiner Thätigkeit für die Begründung der Alleinherrschaft und der tyrannischen Weise zu danken, womit er gültige Privilegien und geschlossene Verträge kränkt und das Reduktionswerk in Liefland handhabt, wo er als Generalgouverneur eingesetzt und so tief und so allgemein verhaßt ist, daß höchlich zu befürchten steht, Schweden und dessen Könige werden künftig durch Hastfehr's Schuld dort einen sehr schweren Stand haben. Er ist überdieß im höchsten Grade eigennützig und bestechlich, so daß er der Garnison in Riga Bekleidung und Unterhalt abbricht, weshalb die Soldaten halb verrückt werden, und sich haufenweise erhenken.*) Er ist ursprüng-

*) Der Haß, welchen Hastfehr auf diese Weise dem König Karl XI. zuzog, und der unter der Regierung seines Sohnes zunahm, hat eben so viel zu Schwedens Verlust der schönen Ostseeprovinzen beigetragen, wie Karl's XII. Unglück und Peter's Siege.

sich ein Zögling und Schützling der Gyllenstierna's und Fleming's, deren Reduktionsansichten er einsog, aber übertrieb. Der schlaue alte Thegner, eine der kräftigsten Stützen der Alleinherrschaft und ein untrügliches Werkzeug derselben, ist, wie Du von sonsther weißt, besonders in der Wolle. Doch ist er in beiden Hinsichten hinter seinem Schwiegersohne Jakob Wolimhaus oder „Gyllenborg", wie er jetzt heißt, zurückgeblieben, dessen Ehe der König selbst, wie man behauptet, in Schutz genommen; und dies hohe Fürwort hat so gezogen, daß Thegner seine zweite Tochter dem Bruder, Anders Wolimhaus, gab, der auch geadelt ist und den Namen „Leyonstedt" erhalten hat. Gyllenborg ist ungewöhnlich fähig, aber wenig gewissenhaft, und theilt seines Schwiegervaters, wie im Allgemeinen der meisten Emporkömmlinge Haß gegen den alten bevorrechteten Adel. Viele der ihm anvertrauten Geschäfte sind eben so kitzlich und wichtig, wie bezeichnend gewesen. Er war es, der den Auftrag empfing, in des Königs Namen eine Anklage zu erheben gegen die Regierung und Verwaltung der königlichen Vormünder, welches Geschäfts er sich zur gnädigsten Zufriedenheit der königlichen Majestät entledigte, und dabei seinen unterthänigsten Eifer, seinen unerschrockenen Sinn und rastlose Mühe zeigte; — er war es, der dem Ausschuß auf dem Reichstage 1682 einen vortheilhaften Vorschlag machte zu Gunsten der Königsgewalt, der Rechte der Krone und der Sicherheit und Wohlfahrt des Vaterlandes für die Zukunft; — er, welcher als Kläger auftrat gegen die Mitglieder der Raths- und Reduktionskollegien, von welchen man glaubte,

daß sie sich gegen die königlichen Beschlüsse und Befehle vergangen hätten; — er, welcher nunmehr der Direktor und die Seele der strengen Liquidationskommission ist. Dies Amt erhielt er bei dem Hintritt des königlichen Raths Claes Fleming, welcher seines Vaters Haß gegen die vormundschaftliche Regierung erbte, weil diese ihn nicht blos von sich ausschloß, sondern ihm auch das Reichsschatzmeisteramt nahm, das ihm in dem Testamente des seligen Königs Karls Gustaf zuertheilt war. Mit Claes Fleming hatte Gyllenborg in vertrauter Verbindung gestanden, offenbarte aber seine und die Plane von dessen Freunden, und machte Vorschläge, welche den Untergang der meisten hohen Geschlechter mit sich führten. Seit der Zeit ist er ein immer gehorsameres Werkzeug für die Erweiterung der Königsmacht und der über alle Grenzen des Rechts und der Billigkeit hinausgehenden gerichtlichen Untersuchungen geworden.— — — Aber ich plaudere, daß mir die Kehle trocken wird und ich beinahe außer Athem bin.«

»Nun, während Du Athem holst« — nahm jetzt Tessin das Wort — »möchte ich Dir eine Frage vorlegen. Du hast ununterbrochen und in der Nähe das ganze Reduktionswesen im Auge gehabt, wovon jetzt so viel Geschrei gemacht wird: ist dies durchgreifende Verfahren, wie von Einigen behauptet wird, dem Reiche ersprießlich, oder wie Andere meinen, dem Reiche verderblich?«

»Darauf kann eben so gut Ja wie Nein geantwortet werden« — erwiederte Hjärne. — »Gedanken und Plan waren weise und wohlthätig, die Ausführung in

jeder Hinsicht abscheulich,*) seitdem sie fast ausschließlich in die Hände des Geschlechtsgrolles, des Emporkömmlingsneides, der Glücksabenteurerei und des Eigennutzes fiel. Unglücklicherweise schenkt der König sein Vertrauen nur denen, welche er selbst hervorgezogen hat, oder welche von seinem Vater begünstigt wurden.«

»So ist denn alles, was altes Geschlecht heißt, nun ganz aus dem Sattel gehoben?« fragte Tessin mit steigender Aufmerksamkeit.

— »Die alten Geschlechter« — antwortete Hjärne »haben sich an die alte Königin-Wittwe geschlossen und bei ihr Schutz gefunden, welche die neuen Namen geringschätzt, und haben sich besonders mit den Stenbock's vereinigt. Der Reichsmarschall z. B. vermag bei ihr alles, und nicht viel weniger ihr Kammerfräulein und die Gräfin Oxenstierna, seine Muhmen. Seine Majestät hegt bekanntlich die größte Ehrerbietung und Ergebenheit gegen seine Frau Mutter, und hiedurch übt der alte bevorrechtete Adel noch hie und da einigen Einfluß.«

»Ich bin nun hinreichend im Klaren über die Verhältnisse« — erwiederte Tessin — weiß, wonach ich mich zu richten, was ich zu beachten habe, und danke Dir aufrichtigst, lieber Schwager, für Deine offenherzigen Nachrichten. Morgen, nachdem ich den Königinnen meine

---

*) In einer Beschreibung Schwedens von Anders Bolin, heißt es von Karl's XI. Reduktion, daß er, sofern er

Blos wiedernehmen wollt', was man verschenkt, verbracht,
Unbillig mehr nahm, als er billig erst gedacht.

Aufwartungen gemacht habe, ſetze ich, ſofern ſie mir nicht befehlen, hier zu bleiben oder mich benachrichtigen, daß Seine Majeſtät ſofort hier zu erwarten iſt, meine Reiſe nach Stockholm fort. Der König könnte es ungnädig aufnehmen, und Seine Excellenz Lindſchöld es als eine Saumſeligkeit anſehen, wenn meine Rückkehr zum Vaterlande ihnen durch einen Andern als durch mich zu Ohren käme.«

»Seine Excellenz der Reichsmarſchall entſchuldigt unfehlbar dieſe Deine jähe Abreiſe« — verſetzte Hjärne ſchalkhaft — »aber der Henker ſoll mich holen, wenn nicht ein gewiſſes Kammerfräulein während der übrigen Zeit, die ſie hier in Medewi noch bleiben muß, die Lippe hängen läßt. Das wird mir manches Recept mehr koſten und den Vorrath der Brunnenapotheke an Tropfen mindern.«

»Natürlich verlangt auch unſre gute Mutter mich wieder zu ſehen« — fuhr Teſſin ausweichend fort, indem er that, als merke er Hjärne's Scherz nicht — »und ich werde mit Freuden jeden Auftrag übernehmen, den mir der Schwager an meine Schweſter zu geben hat, die ich hier zu treffen vergebens hoffte.«

Neunzehntes Kapitel.

Früh um fünf Uhr mußte Teſſin auf Befehl ſich bei dem Könige einſtellen. Er fand ihn allein in ſeinem Kabinet, in welchem er in heftiger Gemüthsbewegung mit großen Schritten auf- und abging. Bei Teſſin's Ankunft ſtand er ſtill und ſagte:

„Sie kennen mein Wohlwollen gegen Sie; Sie haben davon Beweiſe erhalten und können auf mehrere rechnen. Ich fordere einen Gegendienſt.“

„Alles, was ich beſitze, jeder Blutstropfen in meinen Adern gehört meinem allergnädigſten König und Herrn.“

„Davon iſt jetzt nicht die Rede. Ich verlange nur Aufrichtigkeit, Zuverläſſigkeit und Verſchwiegenheit.“

„Befehlen Eure Majeſtät! Ich betheure — — —“

(Einfallend): „Deſſen bedarfs nicht. Ich kenne Sie und vertraue Ihnen. Alſo kurz und gut: iſt Ihre alte Mutter noch vollkommen bei Verſtandeskräften und vor Allem bei unvermindertem Gedächtnißvermögen?“

„Ja, Eure Majeſtät!“

„War sie im vollen Besitz des Vertrauens Ihres seligen Vaters?“

„Ja, Eure Majestät!“

„Wohlan, erkundigen Sie sich bei ihr, ob man zu der Zeit, wo Ihr Vater bei meinem verstorbenen Vater, während dessen Aufenthalt in Oeland, irgend einem andern Liebeshandel auf die Spur gekommen ist als dem bekannten mit Brita Allerts, und ob man von irgend einem andern geheimen Abkömmling dieses Helden weiß als von dem Grafen Karlsson. — — — Aber wenn Ihre Mutter an irgend einen Andern, wer es auch sei, aus der Schule schwatzt, um was sie jetzt befragt wird, und daß sie befragt wird, so hat sie es mit mir zu thun. Sagen Sie ihr das!“

„Für meiner Mutter Verschwiegenheit verbürge ich mich wie für meine eigene.“

„Gut! Ich erwarte Antwort, je eher, je lieber.“

„Augenblicks soll Euer Majestät Wille geschehen.“

Und Tessin trat ab und eilte nach Hause.

Vor acht Uhr desselben Morgens stand er wieder im Zimmer des Königs unter vier Augen vor dem Monarchen, und die Unterredung ward fortgesetzt.

„Nun?“

„Selbst die Sonne hat Flecken, und auch der größte König hat bisweilen menschliche Schwächen gezeigt.“

„Das ist nur allzu wahr, und zierlich ausgedrückt, aber kurz und gut, zur Sache!“

„Ehe der große König sein Auge auf des Rathsherrn Allerts Tochter warf, hatte die Gattin des Sohns des Rathsherrn Karl Johann, Katharina

von Glarn, ſeine hohe Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen, aber aus Achtung vor Ihrer Majeſtät der Königin Chriſtina, von der man damals noch glaubte, daß ſie den Thron mit Eurer Majeſtät höchſtſeligen Vater theilen wolle, den ſie ihm nachmals völlig abtrat, wurde dieſer Liebeshandel in das gröſte Geheimniß gehüllt.“

„Zum Henker! Ha, ha, ha! Wenn Chriſtina meinem Vater nicht bei Zeiten das Scepter überlaſſen hätte, würde er nicht abgelaſſen haben, das pfälziſche Haus mit dem ganzen Magiſtrat in Calmar zu verſchwägern. — — — Eigentlich möchte ich aber wiſſen, ob des beſcheidenen Rathsherrn Ehe kinderlos blieb?“

„Nein, Eure Majeſtät! Ein Sohn entſprang daraus, der des Rathmannes Namen empfing und noch trägt, aber einem ganz Andern, einer hohen Perſon, ſein Leben verdankt.“

„So lebt dieſer Sohn! Können Sie mir ihn nicht zur Stelle ſchaffen?“

„Er iſt an Eurer Majeſtät eignem Hof — — —“

„An meinem Hof! Und wer iſt es?“

„Der Hofpredikant Karlſon.“*)

„Wirklich? — — — Nun das iſt wenigſtens ein gelehrter, achtbarer und tauglicher Mann, meines Oberhofpredikanten Bericht zufolge, deſſen ich mich erinnern

*) Des Biſchofs in Weſterås, Doktor Karl Karlſon's, königliche Abkunft iſt unerwieſen; aber die Meinung hat ſich nichts deſtoweniger bis auf unſre Tage erhalten.

werde, und aus dem mit der Zeit etwas gemacht werden kann. — Ob er seine Abkunft kennt?«

»Mein seliger Vater mindestens glaubte, daß man ihn darüber völlig in Unkunde gelassen habe.«

»Desto besser. Das war auch ganz natürlich und klug. Der Rathsherr, sein vorgeblicher Vater, hütete sich auch wohl, die Sache bekannt zu machen. — — — Inzwischen dank' ich Ihnen, lieber Tessin, für die Auskunft; sie kommt mir jetzt grade gut zu paß. Bitten Sie nur Ihre Mutter, verschwiegen zu sein. Denn auf Sie selbst verlass' ich mich in dieser Hinsicht vollkommen.«

Tessin trat ab, und der König verfiel in Grübeleien. »Seltsam!« — brach er endlich aus. — »Recht seltsam! Aber für meinen Zweck bei dieser Gelegenheit auch recht passend! Hält er sich brav, der unentdeckte Bruder, so mach' ich ihn bald zum Prälaten; sonst überlass' ich ihn seinem Schicksal, und jedenfalls bleibt die Verwandtschaft ein Staatsgeheimniß. Jetzt soll er indeß mir dazu dienen, der übertriebenen Ehrsucht meines anerkannten Bruders Zaum und Gebiß anzulegen.«

Und nun schickte er dem Hofpredikanten Karlsson den Befehl, sich zu einer bestimmten Stunde im Audienzzimmer des Königs einzufinden. —

Und zwar grade um dieselbe Zeit, wo er dem Obersten, Grafen Gustav Karlsson, der soeben von seinem ausländischen Feldzug und von seinen Reisen zurückgekehrt war, Audienz zu ertheilen bestimmt hatte.

In Erwartung des Eintritts des Königs oder der

Erlaubniß, in ſein Kabinet einzutreten, befanden ſich die beiden Karlsſon's dicht bei einander, ohne ſich zu kennen, im Audienzſaal. Der Oberſt warf einen flüchtigen, ziemlich ſpöttiſchen Blick auf den Geiſtlichen, ſetzte ſich nachläſſig auf den einzigen Stuhl, der ſich im Zimmer befand, den unter dem purpurnen goldgeſtickten Thronhimmel ausgenommen, und ſpielte mit ſeinem rechten Handſchuh, den er abgezogen hatte, und mit dem koſtbaren Gefäß ſeines langen Schwertes. Der Hofpredikant ſtand aufrecht und unbeweglich wie ein Pfeiler, nahe an der Thür des Saals der Leibwache, und betrachtete wohl bisweilen den vornehmen Krieger in ſeiner ſtattlichen Tracht und mit ſeiner noch ſtattlicheren Haltung, doch ohne Neugier weder hinſichtlich ſeiner Perſon noch ſeines Anliegens; denn in der Seele des Geiſtlichen war kein Platz für andre Gedanken als für den hohen Befehl, der ihn hieher geführt hatte, und für die Vermuthungen, was demſelben zum Grunde liegen könne. Der ſtrenge König pflegte ſolche zu ſich zu berufen, die er in vorkommendem Falle befragen, benutzen oder ſchelten wollte; und da der Hofpredikant bei der gewiſſenhafteſten Selbſtprüfung nichts fand, was ihm des Monarchen Unzufriedenheit hätte zuziehen können, aber auch eben ſo wenig auf irgend einen vernünftigen Grund kam, weshalb ihm der König eine Gnade erzeigen ſollte, ſo blieb ihm nur der Gedanke übrig, daß er irgend eine Erkundigung bei ihm einziehen wolle, und er ſtrengte ſeine ganze Denkkraft an, um ſich in möglichſt vortheilhaftem Lichte zu zeigen, zumal

da es wahrſcheinlich das erſte- und letztemal ſein würde, wo er mit ſeinem hohen Gebieter ſpräche.

Beide auf Gehör wartende Perſonen hatten kein einziges Wort mit einander gewechſelt, als ihr langes, einförmiges Zuſammenſein durch den Eintritt des Königs unterbrochen wurde.

Er grüßte ſie beide ernſt, aber freundlich. Beſonders auf dem Hofpredikanten haftete ſein muſternder Blick lange.

Der Oberſt erhob ſich haſtig, und aufrecht in ſeiner Haltung und feierlich von Manieren, beugte er ſich tief, nahm aber ſogleich wieder ſeine unbekümmerte und ſtolze Stellung an. Des Hofpredigers Verneigung war wohl etwas tiefer, und ſein Rücken behielt länger die kreisförmige Krümmung; doch faßte er ſich bald und benahm ſich während des ganzen Auftritts eben ſo wenig unverſchämt wie ſklaviſch.

„Wir haben bei unſrer letzten Unterhaltung einander nicht richtig verſtanden, lieber Karlsſon!“ — ſagte der König zu dem Oberſten, indem er ihm zwanglos die Hand reichte, ſie aber gleich wieder wegzog, als jener ſie an ſeine Lippen führen wollte. — „Du ſchienſt zu glauben, daß es ſein Bewenden haben ſolle bei dem, was ich für Dich gethan hatte, und ich werde Dir nicht deutlich genug zu erkennen gegeben haben, daß das, was nicht auf der Stelle zugeſtanden werden konnte, auf eine andere Zeit aufgeſchoben, aber keineswegs ein für allemal abgeſchlagen ſei.“

„Euer Majeſtät Meinung habe ich vollkommen aufgefaßt, wie Sie ſie damals äußerten und jetzt wie-

verholen," — entgegnete der Oberſt, — "doch lebe ich der Hoffnung, daß meine Gründe bei näherer Erwägung Berückſichtigung verdienen."

"Sie ſind erwogen und geprüft," — erwiederte der König mit gewölkter Stirne. — "Habe ich Dich nicht ſchon zum Oberſten des upländiſchen Fußvolks gemacht und Dich in den gräflichen Stand erhoben? Mehr kann ich noch nicht für Dich thun, ohne parteiiſch zu ſein für meinen Verwandten und von meinem Grundſatz abzuweichen, wonach ich bei Beförderungen nur Verdienſte berückſichtige und belohne. Befleißige Dich deren, und Du kannſt ſicher ſein, nach Verlauf einiger Jahre den Platz in meiner Rathskammer zu erhalten, nach welchem Du jetzt eifrig ſtrebſt."

"Für den, der ſo viele Feldzüge gemacht, an ſo vielen Schlachten theilgenommen hat, wie ich, im Kriege mit Frankreich, England und Holland," — bemerkte der Oberſt mit ſteigendem Selbſtgefühl, — "darf wohl ein Regiment nicht eigentlich als ein Gnadenbeweis betrachtet werden, und von der Grafſchaft, welche Euer Majeſtät mir zuerſt geliehen, aber welche ich durch die Reduktion wieder verloren habe, bleibt mir jetzt nichts weiter übrig, als der leere Titel. Gleichwohl iſt mir an fremden Höfen der ausgezeichnetſte Empfang zu Theil geworden, und Eurer Majeſtät eigne Ehre, ſowie das Andenken an unſern uns Beiden gemeinſamen höchſtſeligen Herrn Vater fordern, daß ich im eigenen Vaterlande nicht zurückgeſetzt werde. Denn, wenn meine ziemlich bekannten Kenntniſſe der Staatswiſſenſchaften und der meiſten europäiſchen Sprachen, wovon mein früherer

Lehrer Lindschöld, der jetzt mit Recht Eurer Majestät Gunst besitzt, Zeugniß ablegen kann, mich zu einer Rathsstelle eignen und deren würdig machen, so geschieht ja durch deren Uebertragung mir nichts anders als bloßes Recht, wovon Eure Majestät und das Reich den Gewinn ziehen. Aber selbst wenn mir die nöthigen Eigenschaften fehlten, müßte Eurer Majestät selbst wegen ein Schleier darüber geworfen werden; denn die ganze Welt kennt meine Abkunft und unsre Verwandtschaft.«

»Welche Sprache!« — brach der König mit Hitze aus — »und welche Ansprüche! Soll ich verpflichtet sein, meinen Thron zu umgeben und meine Rathskammer zu bevölkern mit den unechten Sprößlingen meines verstorbenen Vaters? Oder bildest Du Dir ein, daß Du der Einzige dieser Art bist? Sieh dort! (auf den Hofpredikanten zeigend) nur wenige Schritte von uns steht ein Bruder von Dir, von gleicher Beschaffenheit mit Dir. Der ganze Unterschied besteht darin, daß Deine Mutter eines Rathsherrn Tochter, und die seine eines Rathsherrn Gattin war; aber in Calmar machte der Heldenkönig Eurer beiden Mütter Bekanntschaft. Sollte nicht jener Ursache haben, sich über Zurücksetzung zu beklagen, wenn ich blos deswegen, weil Du der Sohn meines verstorbenen Vaters und Vorgängers von der linken Seite bist, Dich in den Senat aufnähme und ihn im Predigtstuhle zurückließe?«

Während der König sprach, musterte der Oberst mit durchdringendem Blick den unvermutheten Anverwandten von Kopf zu Fuß, indeß dieser mit gespitztem Ohr und

aufgeriſſenen Augen jedes Wort verſchlang und ſich in eine neue Welt verſetzt dünkte.

„Wenn dies mehr als Scherz iſt, und es ſich ſo verhält, wie Eure Majeſtät es zu bezeichnen geruhen, ſo wird er wohl nicht lange auf einen Biſchoffitz zu warten haben, nachdem er geadelt iſt. Aber mögen hierüber Eure Majeſtät in Dero Weisheit beſchließen, wie es Ihnen beliebt, ſo kann dies jedenfalls Sie nicht hindern, mein unterthäniges Anſuchen um eine Senatorſtelle zu erfüllen,“ war des Oberſten kalte Entgegnung.

„Du haſt Recht, Guſtav Karlsſon!“ — antwortete jetzt der König. — „Wenn er ſich danach benimmt (auf den Hofpredikanten zeigend), ſo ſetze ich ihm wohl dereinſt die Biſchofsmütze auf, und zur rechten Zeit werde ich auch Dich mit dem Rathshut ſchmücken. Indeß bekümmere Dich um das Regiment, das ich Dir anvertraut habe.“

„Kann es Eurer Majeſtät Meinung ſein,“ — fragte der Oberſt beleidigt,“ — „daß der Königsſohn, Graf Karlsſon, in einem Alter von mehr als dreißig Jahren, nachdem er ſein Schwert im Felde mannhaft geführt, und ſich für eine Wirkſamkeit im Frieden hinlängliche Kenntniſſe erworben hat, auf einem untergeordneten Befehlshaberplatz weilen und ſich von Leuten aller Art, die Eurer Majeſtät Thron umwimmeln, über die Achſeln anſehen laſſen ſoll?“

„Ich ſcherze nie in Regierungsangelegenheiten,“ — gab der König ſtrenge zur Antwort. — „Du kennſt nun

meinen Willen und haſt Dich danach zu richten, ſofern Dir an meiner Gnade etwas liegt.«

»Das einzige und letzte Geſuch, das ich dann noch in Unterthänigkeit vorzulegen habe, und das ein gerechter König nicht abſchlagen kann,« — fuhr der Oberſt fort, — »iſt, mich aus Eurer Majeſtät Dienſt gnädigſt zu entlaſſen.«

»Wie? Du hätteſt Luſt der Mittelpunkt der aufſäßigen Ariſtokraten dieſes Landes zu werden?« — rief der König mit lauter Stimme und funkelnden Augen.

»Weit gefehlt, Eure Majeſtät,« — ſagte der Oberſt mit Entſchloſſenheit. — »Denn, ſobald mir der Abſchied bewilligt iſt, verlaſſe ich das ſchwediſche Reich.«

»Das iſt eine Uebereilung, eine Frucht mürriſcher Laune, ein Schritt, den Du bitter bereuen wirſt, wenn Du wieder zu Vernunft kommſt,« — verſetzte der Monarch.

»Keineswegs,« — entgegnete der Oberſt. — »Die bataviſche Republik hat mir vor geraumer Zeit ein Erbieten mit Generalsrang gemacht, und da Eure Majeſtät es bedenklich finden, mein Glück zu befördern, ſo hoffe ich wenigſtens von Ihrer Güte, daß Sie mir nicht im Lichte ſtehen werden.«

»So reiſe in Gottes Namen!« — ſagte der König mißgelaunt. — »Kommſt Du künftig einmal in Verlegenheit, Guſtav Karlsſon, ſo habe ich immer einen Geſandten bei den Generalſtaaten, an den Du Dich wenden kannſt. — — — Lebe wohl!«

Der Graf beugte ſich und ging.*) Des Königs mißvergnügter Blick begleitete ihn, bis die Thür ſich hinter ihm ſchloß.

Sobald der Oberſt fort war, winkte der Monarch dem Hofpredikanten näher zu treten.

„Was Sie gehört und geſehen haben, bleibt unter uns. Wenn Sie das Geringſte davon ausplaudern, ſo ziehe ich meine Hand völlig von Ihnen ab; aber wenn Sie ſchweigen und fortfahren, ſich wohl zu benehmen, ſo dürfte wohl des eingebildeten Narren Prophezeiung, die wir eben gehört haben, in Hinſicht Ihres Fortkommens und Ihrer Beförderung in Erfüllung gehen.“

Und als der Hofpredikant anfing, ſich in heilige Gelübde uneingeſchränkten Gehorſams und Stillſchweigens auszulaſſen, ſetzte der König hinzu: „Kein Wort mehr von der Sache, mein Freund! Ich glaube Ihnen auch ohne Verſicherungen, die nichts helfen würden, wenn Ihr Benehmen mich vom Gegentheil überzeugte. — — — Wohlan, laſſen Sie uns nun, einem Jeden wieder an ſeine Geſchäfte gehen!“

Der König nickte freundlich und ging in ſein Kabinet zurück. Mit langſamem Schritt, indem ihm der Kopf von tauſend vielfarbigen Gedanken ſchwindelte, verließ der Hofpredikant den Audienzſaal.

---

*) Graf Guſtav Karlsſon, zuletzt Generallieutenant in niederländiſchen Dienſten, geboren 1647, ohne Nachkommen, 1708 in Friesland geſtorben, verließ Schweden 1680.

Zwanzigſtes Kapitel.

Karl XI., Liebhaber, Beförderer und Beſchützer jeder Art von Verdienſt, ſobald es nicht in Streit gerieth mit dem ihm eingeflößten und nachher unauslöſchlichen Argwohn gegen den höhern Adel, der unter ſeiner und ſeines Vaters Regierung auf eigenen Füßen ſtand, ſah mit einer ſeinem ſcharfen Urtheil, wie ſeinem ſchwediſchen Herzen gleich viel Ehre machenden Freude die Entwickelung der überlegenen Künſtlereigenſchaften Teſſin's und erfuhr mit edlem Stolz den Ruf und das Anſehen, das dieſer ſich bereits in fremden Ländern erworben hatte. Der von Karl geſtiftete Adel, eifrig und am meiſten mit ſeinem eigenen Glück beſchäftigt, betrachtete gleichwohl als ſeinen, dem Throne zunächſt ſtehenden Vorkämpfer, den tiefſinnigen Lindſchöld, der Sinn hatte und Sorge trug auch für Wiſſenſchaft und Kunſt, und der, ſeitdem er verſprechende Anlagen in Schutz nahm, mit um ſo größerem Recht und Befliſſenheit einen Mann begünſtigte, deſſen gereifte und glänzende Erfolge ſchon der ganzen Welt vorlagen. Zurückgedrängt, verfolgt, untergraben und mit Untergang

bedroht, konnte wohl der alte Adel nicht länger auf dieſelbe Weiſe wie ehemals dem Anbau des Geiſtes in in allen Richtungen unter die Arme greifen; aber unter den Wenigen vom alten Stamme, welche bei Hofe noch übrig waren, theilte der Reichsmarſchall Stenbock die Gewogenheit der hohen Ariſtokratie gegen das Ausgezeichnete und Schöne, mit welcher er ein perſönliches Wohlwollen für Teſſin vereinigte, der es ſich ſtets angelegen ſein ließ, ihm Aufmerkſamkeit und alle die von ihm abhängenden kleinen Dienſte zu erweiſen. Auf dieſe Weiſe begünſtigt und unterſtützt von Allem, was Macht und Einfluß beſaß, genoß er das angenehmſte Leben und die glänzendſten Hoffnungen, wenn nur nicht grade in dem, was die Blume ſeiner Lebensfreude ausmachte, der Saame in gefährliche Verſchlingungen aufgeſchoſſen wäre.

Je mehr nämlich Teſſin an Anſehen und Gunſt ſtieg, je freier demzufolge der Ton in ſeinem Umgange bei Hofe ward, deſto minder gab er darauf Acht, wie große Augen man machte und wie ſich die Zungen in Bewegung ſetzten über ſeine langen, lebhaften Unterhaltungen mit dem Kammerfräulein Stenbock, deſto minder bewachte er das Feuer ſeiner Blicke, das Entzücken ſeiner Worte. Mit Zuſätzen von Schadenfreude und Neid brachte die geſchäftige Afterrede dieſe Nachrichten bald zu den Ohren des adelsſtolzen, aber edlen Reichsmarſchalls. Er wies ſie mit vornehmer Verachtung ab, beachtete aber von jetzt an mit beſonderer Aufmerkſamkeit das Verhältniß ſeiner Anverwandtin und Teſſin's gegen einander, und fand darin zwar nichts

Anſtößiges, wohl aber hinreichende Veranlaſſung, einer größeren Vertraulichkeit zwiſchen Beiden möglichſt zuvorzukommen.

Er glaubte, ſeiner Denkart gemäß, ihr blos vorſtellen zu müſſen, daß eine etwas mehr als von der Gewohnheit vorgeſchriebene Höflichkeit, die ſie dem Rathsherrnſohne erzeigte, deſſen Vater geadelt wäre, den boshaften Verläumdern und Feinden ihrer Familie einen Vorwand gäbe, ſie durch unzeitiges Geſchwätz zu beſchimpfen, als ob jener wage, ſeine Gedanken zu ihr zu erheben; — denn daß ein Mädchen ſeines Blutes ſich ſoweit vergeſſen könne, ſeine Anſprüche bis zu einem neugebacknen Edelmann zu erniedrigen, dies ſchien dem alten Grafen jenſeit der Grenzen der Möglichkeit zu liegen. Er nahm deswegen eines Tags Hedwig zu guter Stunde bei Seite und gab ihr mit aller Schonung, die er für nöthig hielt, damit er ſie mit dem ſchimpflichen Geſchwätz nicht verwunde und reize, zu verſtehen, wie unerhörten Afterreden ſie ſich preisgäbe, wenn ſie nicht eilte, auf eine höfliche, aber beſtimmte Weiſe, in Gegenwart des ganzen Hofes den Kammerherrn Teſſin auf die unüberſteigliche Kluft zwiſchen ihnen aufmerkſam zu machen.

Die Ueberraſchung verbreitete eine hohe Röthe über Hedwig Steenbock's Wangen bei dieſer ſie tiefergreifenden Zumuthung; aber der Reichsmarſchall ſchrieb dies auf Rechnung ihres gerechten Verdruſſes und verließ ſich auf ihr Verſprechen vermehrter Vorſicht von ihrer Seite.

Den ganzen Tag, der auf dieſe Mittheilung des

Grafen Stenbock folgte, war ſie verſtimmt, unruhig und zerſtreut. Die Nacht verging ihr, ſtatt zu ſchlafen, unter Sinnen und Grübeln. Teſſin, den ihre ſeltſame Zurückhaltung bekümmerte, glaubte zu ſeinem Troſte den Schlüſſel dazu in einer Unpäßlichkeit zu finden, die, ohne ihm Furcht einzuflößen, ihm einen paßlichen Vorwand gab, ſie zu beſuchen, um ſich nach ihrer Geſundheit zu erkundigen.

Gegen Gewohnheit ward er nicht vorgelaſſen; aber das Kammermädchen, das ſeine Ankunft meldete und ihm des Fräuleins Antwort zurückbrachte, daß ſie ihn nicht annehmen könne, ſagte ihm zugleich, das Fräulein wünſche ein beſonderes Geſpräch mit ihm im Vorgemach der Königin, eine Stunde vor der gewöhnlichen Verſammlungsſtunde des Hofcirkels.

Daß Teſſin ſich dies nicht vergebens geſagt ſein ließ, iſt leicht zu begreifen; aber was ſie bei dieſem Stelldichein unter vier Augen verabredeten, dem von Fräulein Stenbock erſonnenen Plane gemäß, überlaſſen wir dem Leſer zu errathen, da wir, ſtatt ihn mit der Wiederholung der Berathung beider Liebenden, auf den Erfolg derſelben hinweiſen, der aus dem Geſpräch erhellt, der den Tag darauf bei dem Reichsmarſchall zwiſchen ihm und dem Fräulein Stenbock vorfiel.

„Die Huld,“ — ſo begann Hedwig, — „die Sie mir, mein Blutsverwandter, ſtets ſeit meiner zarten Jugend erwieſen haben, und für welche ich nie dankbar genug ſein kann, veranlaßt mich, Sie um Ihren Rath und um Ihre Einwilligung bei einer Sache von großem Einfluß für meine Zukunft zu erſuchen.“

Der Reichsmarschall machte große Augen bei dieser Einleitung, welche sich sehr mannichfach deuten ließ. Um sein Ansehen auf alle Fälle zu schützen, und das Uebergewicht seines Alters und seiner Familie geltend zu machen, wiederholte er, daß schon, seit die feindliche Kugel dem Heldenleben seines seligen Vaterbruders ein Ende gemacht,*) Pflicht und Neigung ihn bewogen haben, Vaters Stelle bei ihr zu vertreten, und ermahnte seine Blutsverwandtin, ihm mit vollem Vertrauen ihr Herz zu eröffnen, und sich darauf zu verlassen, daß er in allen Fällen ihr nach reiflicher Ueberlegung beistehen werde.

„Nun wohl, mein edler Beschützer,“ — nahm Hedwig wieder das Wort, — „so will ich ohne Umschweif Ihnen gestehen, daß der Dienst bei Hofe mir jetzt im höchsten Grade beschwerlich fällt. Meine erste Jugend ist vorüber; und wenn gleich keine von den neu hinzugekommenen jüngern Hoffräulein mir den Vortritt zu bestreiten wagt, so ziehen sie doch jedenfalls die Aufmerksamkeit hauptsächlich auf sich, und wenn irgend eine Ausnahme in dieser Hinsicht sich blicken läßt, so erndte ich davon nur Mißdeutungen und Verdruß, wovon gerade Sie mir erst kürzlich eine Andeutung gaben. Meine Gesundheit fängt überdies an wankend zu werden, und fordert eine andere Lebensweise, als sie der tägliche Dienst bei der verwittweten Königin mit sich bringt.

*) Der Reichsrath und Feldzeugmeister Graf Erich Ottenbeck ward bei dem Sturm auf Kopenhagen 1659 erschossen.

Mit einem Worte: mein einziger Wunsch gegenwärtig ist, aus dem Hofdienst entlassen zu werden, und ich rechne auf Ihre Vermittelung, mein hoher Beschirmer, in dieser Hinsicht.«

Der Reichsmarschall ward von Hedwig's Antrag so sehr überrascht, daß er nicht sogleich im Stande war, darauf Antwort zu geben. Endlich fiel diese dahin aus:

»Wie unerwartet mir auch Dein Begehren kommt, will ich doch Deinen Grund nicht tadeln. Bei Deiner Geburt und Deinem Vermögen kann es Dir auf die Länge nicht behagen, die älteste unverheirathete Hofdame zu sein. Aber da es eben so undankbar wie demüthigend sein würde, den Hof mit einem Zeichen der Ungnade zu verlassen, so müßte, damit Du die Gewogenheit Deiner Gebieterin nicht verlörest, irgend ein gültiger Grund für Dein Gesuch um Abschied angegeben werden, und die von Dir genannten sind nicht von der Beschaffenheit, daß man sich bei Dero Majestäten ihrer bedienen könnte.«

»Meine gestörte Gesundheit dürfte doch wohl als der allergültigste Grund angeführt werden,« — bemerkte Hedwig, — »und dafür kann ich ein Zeugniß beibringen, das nicht verworfen werden wird. Der Archiater Hjärne schreibt mir eine ruhigere Lebensweise vor, als die tägliche Aufwartung bei Hofe erlaubt, und zugleich einen Wechsel der Luft nebst einer Brunnenkur, und zwar in südlicheren Ländern. Meine Schwester, General Mellin's Gattin — — —«

Hier unterbrach sie der Reichsmarschall heftig:

„Deiner Stiefmutter Tochter aus ihrer ersten Ehe meinst Du, denn daß ein Frauenzimmer unſers Blutes ſich mit Jemand vereinigte, der nicht einmal zum mindeſten Freiherr iſt,*) verdunkelte unſern uralten Schild.“

„Sie wiſſen auf jeden Fall, wen ich meine,“ — fing Hedwig in etwas trocknem Tone wieder an, während eine lichte Röthe des Unmuths ihre Wangen überflog. — „Die Freiherrin, Fräulein Eva von Kniphauſen (da Sie, Verehrteſter, wünſchen, daß ich mich mit Genauigkeit ausdrücke), welche ſchon nach Deutſchland hinübergegangen iſt, hat an mich geſchrieben, daß ſie unſer Stammgut Spantekow**) beſucht habe, und daß es

*) Der königliche Rath, Feldmarſchall, Generalgouverneur und Kanzler der Univerſität zu Greifswalde, Graf Göran Mellin, deſſen Frau in deren zweiten Ehe Eva Sophia, Freiherrin zu In und Kniphauſen, ward nebſt ſeinen Brüdern und Bruderskindern 1691 Freiherr, fünf Jahr nachdem er alle vorher genannten höchſten Staatswürden bekleidet hatte.

**) Hierher gehört eine Stelle des Reichsraths Grafen Karl Guſtav Teſſin in ſeinem ungedruckten Tagebuche vom 2. März 1758:

„Der ſelige König von Preußen Friedrich Wilhelm I. (geb. 1688, König 1713, geſt. 1740), ließ nach geſchloſſenem Frieden das Gut Spantekow abſchätzen, zwang die Stenbockſchen Erben es ihm für 40,000 Rthlr. Ct. zu verkaufen, und legte uns zugleich die Bedingung auf, als ein Ehrengeſchenk für die uns angethane Gewalt, ihm zwei große Kerle anzuſchaffen, und hielt bis dahin 5000 Rthlr. des Kaufſchillings zurück. Bei

ſehr zweckmäßig ſein werde, wenn die Beſitzer ſich dort einige Zeit aufhielten.«

»Es freut mich, daß die Tochter Deiner Stiefmutter ſich ſo verſtändig äußert,« — war des Reichsmarſchalls kalte Antwort, — »zumal da ihr Urtheil in dieſem Punkt aufs Haar übereinſtimmt mit den Nachrichten, die ich von dort empfangen habe. Laß uns indeß die Sache beſchlafen! Ich muß über das, was Du mir geſagt haſt, nachdenken. Morgen werde ich Dir meinen Rath mittheilen.«

Je mehr der Reichsmarſchall die Verhältniſſe überlegte, deſto mehr behagte ihm Hedwig's Vorſchlag. Er fand in ihrer Entfernung von Hof und Land einen Ausweg, ſeine Verwandtin und Teſſin unwiderruflich von einander zu trennen, wodurch das Geſchwätz über

---

dieſer Gelegenheit warben der ſel. Graf Strömfelt (Reichsrath, geſt. 1736, verh. mit einer Wrangel, deren Mutter eine Gräfin Stenbock war), und ich den ſogenannten »großen Zinnen« Cajanus mit Erlaubniß der Regierung für 100 Dukaten, und für dieſelbe oder eine etwas geringere Summe einen zweiten langen Kerl an. Letzterer ſtarb unterwegs, und Cajanus ward als zu rieſenhaft und mißgeſchaffen, dem verſtorbenen König von Polen Auguſt II. (geb. 1670, König 1697, abgedankt 1706, aufs neue König 1709, geſt. 1733) verehrt und zugeſandt, und erhielt in Dresden den Titel: »Kabinetsrieſe,« unter welchem er wirklich im jährlichen Dresdner Hofkalender aufgeführt iſt. — Die Forderung von zwei Grenadi[illegible] ward erneuert, und da ſie nicht angeſchafft werden konnten, die obgenannten 5000 Rthlr. bis auf dieſen Tag zurückbehalten.«

den vermeinten Liebeshandel zwiſchen ihnen, welchen Stenbock für eine Antaſtung ſeines Geſchlechtsnamens hielt, von ſelbſt aufhören und das gute Verſtändniß zwiſchen ihm und dem ſchon berühmten Künſtler, welchen Stenbock als ſolchen hochſchätzte, nicht geſtört werden würde.

So gab denn der Reichsmarſchall ſeiner Verwandtin zu erkennen, daß er einwillige, ihren Plan bei der Königin-Wittwe zu unterſtützen, ſofern der Archiater bei ſeinem Urtheil beharre, daß Hedwig zur Herſtellung ihrer Geſundheit eine Veränderung des Himmelſtrichs und eine Brunnenkur im Auslande bedürfe.

Hjärne, der ſchon, ehe Hedwig Stenbock ſich dem Reichsmarſchall eröffnete, in ihren und ſeines Schwagers Plan eingeweiht war, theilte der verwittweten Königin mit, was das Kammerfräulein ihr mitgetheilt wünſchte.

Die verwittwete Königin nahm herzlichen Antheil an der vermeinten Kränklichkeit ihres Günſtlings und ward insbeſondere mißgeſtimmt bei deren Entlaſſungsgeſuch; aber da es bevorwortet wurde von dem Arzt, von dem Reichsmarſchall und von der Hofmeiſterin Gräfin Stenbock, gebornen Ripperda, ihrer Stiefmutter, die dazu von ihrer Tochter durch einen aus Deutſchland geſchriebenen, und von Sehnſucht, die Stiefſchweſter zu umarmen, erfüllten Brief vermocht war, gab Hedwig Eleonora nach und bewilligte die Entlaſſung in den gnädigſten Ausdrücken und unter dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß das Fräulein bei ihrer Zurückkunft nach Schweden, zwar der täglichen Aufwartung bei Hofe

entledigt ſein, aber in den Hofcirkel wieder eintreten und ein für allemal ſich dem Umgang der verwittweten Königin einverleibt betrachten ſollte.

Es bedurfte der Spannkraft allmächtiger Liebe, von welcher Hedwig Stenbock ergriffen war, — es bedurfte der Hinwegſetzung über das beſchämende Bewußtſein die Stiefmutter und den ſtolzen Vetter mit völliger Beſonnenheit zu täuſchen, es bedurfte der Ueberwindung, von Hedwig Eleonora's Güte nicht erweicht, nicht hingeriſſen zu werden, ihr nicht zu Füßen zu ſtürzen, ſie nicht um Verzeihung ihres Fehltrittes anzuflehen. Doch ſie faßte ſich, beugte die Kniee, ſchluchzte laut, führte die ihr dargereichte Hand der verwittweten Königin mit tiefer Rührung an ihre Lippen, während Hedwig Eleonora ſich zu ihr niederneigte und ſie auf die Stirn küßte.

Es findet ſich in dem menſchlichen Schickſal, wie im Spiel, etwas Unerklärliches, im Allgemeinen Glück oder Unglück genannt. Das Erſtere hat ſchwere Kämpfe zu beſtehen, während an dem Letzteren die klügſten Berechnungen ſcheitern. Die Andacht ſieht darin Gottes Finger, große Männer ihren Stern; und vor dem Schickſal beugen ſich Hohe wie Niedere. Bis dahin war Alles nach Hedwig Stenbock's Wunſche gegangen, nach ihrer Berechnung eingetroffen, und ſie hatte jetzt kein Hinderniß, nach ihrem Stammgute abzureiſen. Dort mit Teſſin zuſammenzutreffen, war der Zweck ihrer Reiſe, und ſich ohne Aufſehen dorthin zu begeben, für ihn die ſchwerſte Aufgabe, an welcher ſie Beide lange ihren Scharfſinn übten. Noch den Tag vor des

Fräuleins Abreiſe war dieſe Schwierigkeit nicht aus dem Wege geräumt. Wie ſtaunte ſie daher, als gerade in der Abſchiedsſtunde, wo der Schmerz über die Trennung ſich mit dem Kummer über die Ungewißheit des Wiederſehens vereinigte, Teſſin mit triumphirender Miene ihr die Hand entgegenſtreckte und ihr verkündigte, daß er nach Spantekow ihr bald nachkommen werde.

„Und welchen Vorwand iſt es Dir geglückt aufzufinden?“ fragte ſie eifrig.

„Nichts habe ich aufgefunden; ich folge blos hohem Befehle zu reiſen, wohl nicht zu Dir, ſondern an den herzoglichen Hof in Holſtein; aber bin ich erſt dort, ſo fliege ich auch raſch auf den Flügeln der Liebe zu dem, was mir das Theuerſte auf Erden iſt,“ antwortete Teſſin, deſſen Geſicht von ruhiger Freude ſtrahlte.

„Milde Vorſehung, ich danke dir!“ — brach Hedwig Stenbock lebhaft aus, — „und ohne Heimweh verlaſſe ich auf einige Zeit Angehörige, Freunde und Vaterland.“

Und Beide reiſten, zu ungleichen Zeiten, Jeder ſeines Weges.*) Niemand als ſie ſelbſt wußten, daß,

*) „Im Jahre 1690 machte ich meine vierte Reiſe mit gnädiger Erlaubniß nach Holſtein mit einigen Deſſeins, welche ich für Seine Durchlaucht den Herzog gemacht hatte, und begab mich ſodann von da nach Anklam und Spantekow, wo meine erſte ſelige Gattin ſich aufhielt nach einer Brunnenkur und einem fünfmonatlichen Beſuch in Berlin bei ihrer Halbſchweſter der Gräfin Metlin, nachdem ſie (Hedwig Stenbock) ſich die Dimiſſion aus dem Dienſt Ihrer Majeſtät erwirkt hatte, wie Deren

wo und wann ihre Wege zuſammenſtoßen würden. Den Verlauf und Ausgang verſparen wir bis zum nächſten Kapitel, und laſſen den Kammerherrn ſelbſt Alles in den noch vorhandenen Briefen an ſeine Mutter erzählen.

---

eigenhändiges gnädiges Schreiben vom 12. März deſſelben Jahres, das noch in meinen Händen iſt, klärlich ausweiſt.

Aus den Erinnerungen des Grafen
Nicodemus Teſſin.«

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

a.

„Spantekow, den 14. Junius 1690.

Hochgeehrte, theure, geliebte Mutter!

Verwichnen Sonntag kam ich hier gottlob wohl an, und fand Alles nach Wunſch, wie meine liebe Mutter noch mehr aus dem beiliegenden Briefe erſehen wird, womit meine hochverehrte liebe Mutter für diesmal zufrieden ſein wird, während ich heute ſo viel geſchrieben habe, daß ich die Feder kaum noch führen kann. — Den beifolgenden Brief an Herrn Grafen Lindſchöld ſehe ich gern je eher je lieber beſtellt. Es iſt ein Brief darin von dem Fräulein an ihn ſelbſt,*) nebſt einem

*) Des Kammerfräuleins Stenbock Brief an den Königl. Rath Lindſchöld lautet wörtlich folgendermaßen:

„Hochwohlgeborner Herr Graf!

Ich finde, daß Herr Teſſin keinen beſſeren choix von confident in unſerm intérêt hätte treffen können, als eben Ew

andern an Ihro Majeſtät, die Königin-Wittwe, worin Alles notificirt wird. So iſt auch einer von mir darin an den Herrn Gouverneur, Grafen Karl Gyllenſtierna mit einem andern ebenfalls unter ſeinem Couvert an Ihre Majeſtät. In Herrn Ehrenſtrahl's Brief habe ich auch unſern Beſchluß gemeldet und ihm zwei Briefe rekommandirt, nämlich an die Excellenzen,

---

Excellenz, vor welchem ich ſeit der erſten connoissance ſtets ein beſonderes estime und Werthſchätzung getragen habe; freue mich alſo jetzt aufs Höchſte über deren gute Premeſſen und halte mich durch Ew. Excellenz Perſuaſionen, nächſt Gottes Hülfe, von unſer Beider Wohlfahrt verſichert: um ſo viel mehr, wenn die Herrſchaft in Gnaden aufzunehmen geruht, daß wir der mutuelle inclination folgen, die ſo lange zwiſchen uns geherrſcht hat, wozu Ew. Excellenz viel werden contribuiren können, ſofern es Ihnen behagt, ihren Credit bei Dero Majeſtäten in dieſer Affaire zu employiren: und, wenn das geſchieht, hoffe ich, mit Gottes Beiſtand, den chagrin überwinden zu können, den Einer und der Andre par intérêt oder jalousie zu verurſachen ſucht.

Meine Freude über die von mir getroffene Wahl wird ſehr augmentirt durch Ew. Excellenz Approbation, und möchte ich wünſchen, daß Viele von denſelben Sentiments wären; aber da Wenige eines ſo billigen Urtheils fähig ſind, will ich gerne hiemit, und wenn es das einzige wäre, contentirt ſein, und ſchätze mich glücklich, daß meine Partie von Ew. Excellenz ſoutenirt wird. Uebrigens hoffe ich feſt auf die Continuation von Dero begonnenen Güte mit dem ergebenſten Begehren, Ew. Excellenz möchten den Einſchluß Ihrer Majeſtät einhändigen. Wenn ich ſo glücklich wäre, eine von den Qualitäten zu poſſediren, die Ew. Excellenz ſo generenſement an Herrn Teſſin bemerken, ſo

Herrn Grafen Bengt Oxenſtierna und Herrn Reichsmarſchall, desgleichen an Mademoiſelle Marſchall ein Brief, den ich mit beſonderem Vergnügen geſchrieben habe. Gott, der Allerhöchſte, wende Alles zum Beſten! wie ich vermuthe und geſchehen wird; denn ich kann nicht genug ſeinen hohen Namen preiſen, daß er mir eine Gattin verliehen hat, deren Stand gar nicht in Vergleich kommt mit ihrer Gottesfurcht und Tugend. — Ich habe hier mit dem größten Vergnügen von der Welt gelebt, und kann wohl bezeugen, daß ich nie einen netteren kleinen Haushalt geſehen habe, als ſie hier hat, ſo daß ich zweifle, ob irgend Jemand ihres Standes im ganzen ſchwediſchen Reiche capable ſein werde, es ihr nachzumachen. — Das Schloß hier iſt ganz ruinirt, ſo daß ich gar nicht begreifen kann, wie ſie ſechs Monate hier hat zubringen können. Es iſt ganz unglaublich, obwohl ſie einige Zimmer ein wenig nach Nothdurft hat einrichten laſſen. Uebrigens iſt es ein über die Maßen ſchönes Gut mit dem herrlichſten Wald von der

---

könnte auch ich mich einiger bienveillance flattiren, um die ich mich gleichwohl, ſo lange ich lebe, bemühen werde, verbleibend

Ew. Excellenz

dienſtwilligſte Dienerin
Hedwig Eleonora Stenbock.

Darf ich Ew. Excellenz mit meiner gehorſamen Recommandation an die Frau Gräfin beſchwerlich fallen, ſo bitte ich darum inſtändig.“

Welt, wohin wir Abends unſere Promenade machen. Das, was ſich hier beſonders renkontrirt hat, iſt dies, daß gerade bei dieſer Kirche der beſte Prediger iſt, den ich je kennen gelernt habe, der über alle Maßen gut predigt. Er iſt 64 Jahr alt, iſt über die Hälfte ſeines Lebens hier und ich habe zeither mit dem größten Vergnügen bei ihm logirt. Morgen denk' ich mein Quartier *zu vertauſchen, indem wir morgen bei Zeiten in* des Allerhöchſten Namen damit anfangen zu kommuniciren. Morgen kommen die Fleming's, welche eine halbe Meile von hier wohnen, und nach der Mahlzeit wollen wir, was Ihnen noch unbekannt iſt, uns trauen laſſen; Gott der Allerhöchſte verleihe uns ſeinen Segen dazu! Es thut mir leid, daß meine liebe Mutter der Hochzeit nicht beiwohnen kann; ich hoffe jedoch, daß ſie damit zufrieden iſt. Daß es gerade morgen geſchieht, wolle meine liebe Mutter ja keinem Menſchen ſagen; denn ich habe blos Herrn Grafen Lindſchöld davon in Kenntniß geſetzt. Ich zweifle nicht, daß meine Briefe entſetzlichen Allarm in Stockholm machen werden, hoffe jedoch, daß mit Gottes Hülfe Alles gut gehen wird. Ich verbleibe ſtets

Meiner hochgeehrten lieben Mutter

gehorſamſter Sohn
N. Teſſin.«

b.

„Spantekow, den 21. Junius 1690.

Hochgeehrte, liebe Frau Mutter!

Vor acht Tagen ſchrieb ich von hier nach Hauſe und bemühte meine liebe Mutter mit einem großen Packet. Es ward unter Herrn Michel's Couvert abgeſchickt, und er adreſſirte es an ſich ſelbſt. Ich wünſche, wie ich vermuthe, daß es wohl angekommen ſein wird, da es für mich von großer importance war. Meine Liebſte ſchrieb zugleich mit mir an Ihre Majeſtät die verwittwete Königin. Ihr Brief war eingeſchloſſen in ihre Antwort an Herrn Grafen Lindſchöld und unter meinem Couvert, das an ihn adreſſirt war, worin auch eingeſchloſſen war ein Brief von mir an den Herrn Gouverneur, Grafen Karl Gyllenſtierna, welchem ich meinen bemeldeten Brief an die Königin-Wittwe rekommandirt hatte, damit er in Sr. Exc. des Herrn Grafen Lindſchöld's Gegenwart abgegeben werde. Aber da ich geſtern mit dem größten chagrin aus Mademoiſelle Beate Sparre's Brief erſehen habe, daß er am hitzigen Fieber todtkrank iſt, bin ich höchſt betrübt, und weiß mir ſelbſt nicht zu rathen. Ich hatte mein größtes Vertrauen auf ihn geſetzt, und erinnere mich jetzt, wie oft meine liebe Mutter wünſchte, daß ihm ja nichts eher zuſtoßen möchte, als bis mein Verlangen in erwünſchte Erfüllung gegangen wäre. So muß man denn Alles der Lenkung Gottes, des Allerhöchſten, anheimſtellen, auf den ich insbeſondere Urſache habe, mich zu verlaſſen nach aller der Gnade und dem Segen, die ſeine gött-

liche Vorsicht mir so reichlich, ja mehr als ich vermuthen durfte, hat zufließen lassen. Ich kann Gott nicht genug für eine so liebe Gattin danken, deren Abkunft und Stand mit so viel Gottesfurcht und Tugend gekrönt ist, daß ich wohl sagen darf, ich habe nie ihres Gleichen gesehen, und dies Zeugniß kann ihr auch Niemand, der ihre Conduite recht kennen lernt, verweigern. — Es würde zu weitläuftig sein, mich darüber zu explikiren. Ich freue mich, es endlich so weit gebracht zu haben, daß meine liebe Mutter sich bald mit eigenen Augen mehr davon überzeugen wird, als ich es schreiben kann. — Verwichnen Sonntag, am 15. Junius, nachdem wir Morgens in der Kirche hier kommunicirt hatten, war nach beendetem Gottesdienst unsere Kopulation in Gegenwart einiger wenigen Personen hier auf dem Schlosse. Die Zeugen waren von ihrer eignen Familie, die hier besonders estimirt sind. Sie waren um so mehr surprenirt, da sie einige Tage zuvor in größerer Gesellschaft hier gewesen waren, ohne etwas zu merken, obwohl wir das Glück hatten, daß nicht allein sie, sondern auch alle Andern hier umher es sehr approbirt haben, daß Alles so still und heimlich abgemacht ist. Sowie sie sich hier überall mehr estime erworben hat, als sie darnach strebte, so scheine ich auch davon partagiren zu sollen.*) — Wir waren verwichnen Dienstag auf

*) „Anno 1690 d. 15. Junius war meine und meines lieben Mannes Hochzeit in Spantekow, es war der heilige Dreifaltigkeits-Sonntag, und wir wurden getraut durch den dortigen Pastor Jakobus Michell, der auch 30 Jahr zuvor meinen seli-

einem großen Begräbniß, wo man uns ſehr wohl aufnahm, und werden mehr zu Gaſte gebeten, als wir es wünſchen, beſonders ich, der ich die beſte Wirthin von der Welt in mein Haus geführt habe, die ſich ſo wohl acquittirt, als ob ſie ſchon dreißig Jahre Frau wäre, und ich weiß nicht, woher ſie alle die kleinen delikaten Gerichte hat, die hier inventirt werden. Es ſcheint, als ob meiner lieben Mutter Kochbücher noch bedeutende Zuſätze von hier bekommen könnten. — Der Prediger, welcher uns getraut hat, iſt in Lehre und Leben der muſterhafteſte Mann, den ich je kennen gelernt habe. Er iſt 63 Jahr alt, iſt 34 Jahre hier am Orte geweſen und hat alle andern Offerten ausgeſchlagen. Es war auch wunderſam, daß unſer Hochzeitstag unvermuthet auf denſelben Tag fiel, wo er ehedem hieher gekommen war, wie auch auf meinen Namenstag. In Summa: ich habe Urſache, Gott innig zu danken, daß Alles nach Wunſch hier gegangen iſt. Gott gebe mir gleiche Nachrichten von Hauſe! Ich zweifle nicht, das Alles dies ſich bald in Stockholm ausbreiten wird, da meine Liebſte ſchon vorigen Dienſtag an ihre liebe Halbſchweſter in

---

gen lieben Herrn Vater auf demſelben Landgute getraut hatte. Gott, die heilige Dreifaltigkeit, in deſſen Namen wir zuſammengekommen und zuſammengegeben ſind, ſei und bleibe bei uns mit allem geiſtigen und weltlichen Segen, jetzt und in Ewigkeit, Amen!«

Aus Hedwig Eleonora Stenbock's eigenen Aufzeichnungen, die in des Verfaſſers Beſitz ſind. Die Hochzeit ihres Vaters, 30 Jahre zuvor, iſt die ſpätere mit der Gräfin Ocea Riperda.

Stettin ſchrieb, weshalb ich befürchte, daß die Nachrichten ſich bald divulgiren werden, und ich bin ſehr en peine, daß ſie unſern Briefen an Ihre Majeſtät der verwittweten Königin zuvorkommen. Gott gebe, daß Sr. Excellenz Herrn Grafen Lindſchöld's Indiſpoſition nicht lange dauern möge! Sonſt möchte es vielleicht nicht unrathſam ſein, mit der Frau Gräfin davon zu ſprechen, damit ſie mit ihm überlege, in wie weit es durch Herrn Grafen Karl Gyllenſtierna auszurichten ſein dürfte. Sollte es ſich wider alles Vermuthen ereignen, daß ihm etwas zuſtieße, ſo wäre es wohl am Beſten, daß meiner Liebſten Brief an Ihre Majeſtät die Königin, ſowie der meinige an Herrn Grafen Gyllenſtierna, je eher je lieber Sr. Excellenz zugeſtellt und aufs Beſte rekommandirt würden. Ich bitte, das Möglichſte zu thun, aber ſich nicht zu chagriniren, was für Nachrichten man auch verbreiten möge: denn die Zeit wird Alles mit Gottes Hülfe adouciren.“

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Der Reichsmarschall war im Begriff das Bette zu verlassen. Während der Kammerdiener ihm behülflich war, die Morgentracht anzulegen, waren Bediente, in des Grafen Livrée gekleidet, damit beschäftigt, die der Schlafkammer zunächst gelegenen sogenannten Alltagszimmer aufzuräumen. Sie waren von eigner Art und bezeichneten des Besitzers Liebhabereien und Beschäftigungen. Auch wurde hier kein Fremder eingelassen, sondern nur ein und der andere Umgangsfreund, sobald der Reichsmarschall hierüber ausnahmsweise seiner Bedienung Befehle ertheilte. Die Wände des zunächst an die Schlafkammer grenzenden Zimmers waren, die eine Hälfte mit prächtigem und kostbarem Reitzeug, die andere mit theuren Waffen von der ausgesuchtesten Arbeit bekleidet. Solche Tapeten beliebten die besten Reiter und geschicktesten Fechter damaliger Zeit. Vielleicht verfehlten diese Eigenschaften nicht ihren Einfluß auf des Grafen Stellung bei Hofe; denn als Erquickung und Vergnügen schätzte Karl XI. hauptsächlich Leibesübungen, Stärke und Fertigkeit darin, und er sah diesen Stenbock nicht

mit ungünſtigen Augen an, obwohl er gerade einer von denen war und zu den Geſchlechtern gehörte, welche von den Günſtlingen des Königs unter dem Deckmantel der Reduktion, am eifrigſten hintenangeſetzt wurden.

Neben dieſer Rüſtkammer lag ein Leſezimmer, ein geräumiger Saal, rund umher vom Boden bis zur Decke mit Schränken verſehen, und dieſe voll von Büchern, meiſtens ſeltenen und theuren Kupferwerken; in der Mitte ſtand ein großer, hoher Tiſch mit Schubladen, in welchen Zeichnungen und Handſchriften verwahrt waren, während der Tiſch ſelbſt mit Kunſterzeugniſſen bedeckt war. In dieſem Heiligthum ſtudirte der Graf theils die Literatur der ſchönen Wiſſenſchaften gründlich, die er mit Leidenſchaft liebte, theils überließ er ſich hier angeſtrengten aber bodenloſen Forſchungen nach dem Stein der Weiſen, auf deſſen Entdeckung er bedeutende Summen wandte, obwohl er im Uebrigen ſparſamer als irgend ein Andrer war. In dieſem Studirzimmer trank er jeden Morgen ſeine Chokolade und hielt ſich ſo lange auf, bis ihn ſeine Amtsgeſchäfte anderswohin riefen.

Nachdem der Anzug vollendet war, öffnete der Kammerdiener die Thür vom Schlafzimmer zur Rüſtkammer, in welche der Reichsmarſchall nun eintrat. Er machte ſtillſchweigend einige Gänge im Zimmer umher, befühlte hier ein zierliches Riemenzeug, einen ſtattlichen Sattel, eine Schabracke von Sammet, mit Perlen und Gold geſtickt, eine Reitpeitſche, deren Stiel von echten Steinen ſchimmerte, ſpiegelte ſich dort in dem blanken Lauf eines Piſtols mit koſtbarer eingelegter Arbeit, nahm von der Wand ein Schwert mit Damaſcenerklinge und brillan-

tenem goldenen Griff, ſchwenkte es in der Hand, oder ſchüttelte unzufrieden den Kopf, hängte die Waffe wieder an ihre Stelle und machte denſelben Verſuch mit einem minder theuren Gewehr, welches zu ſeinem Vergnügen Probe hielt. An der Thür zum Studirzimmer ſtand ein Bedienter, der ſie mit tiefem Bückling öffnete, wenn ſich der Graf ihr näherte. Er nickte freundlich, aber vornehm. Der Bediente ſchob den vor dem Tiſche ſtehenden, gepolſterten Lehnſtuhl auf Rollen ein wenig zurück, und rückte ihn wieder heran, ſobald ſich der Hausherr niedergelaſſen hatte. Kaum hatte er ſeinen Platz eingenommen, ſo trat ein anderer Bedienter ein, der auf einem hölzernen Teller das Zubehör zu des Reichsmarſchalls Frühſtück trug: eine ſilberne Kanne, eine ſehr große Taſſe mit einem Fuß von echtem roſenrothen Porzellan und einige Semmelſcheiben auf einem ſilbernen Teller. Der Bediente hielt den hölzernen Teller mit einer über den Arm geworfenen Serviette, aber blieb einige Schritte vom Grafen entfernt, bis er ſelbſt lakoniſch befahl: »Meine Chokolade!« Dieſe wurde ihm dann augenblicklich dargeboten, und wenn er gefrühſtückt hatte, gab er dem Bedienten einen Wink, ſich zu entfernen, und begann, ſobald er allein war, ſeine Lieblingsſtudien.

Dieſe wurden durch den Kammerdiener unterbrochen, der einen Brief überlieferte und meldete, daß derſelbe unter Umſchlag des königlichen Raths Herrn Grafen Lindſchöld gekommen und wegen deſſen tödtlicher Krankheit von der Gräfin Lindſchöld Sr. Excellenz überſandt ſei. Als der Bediente auf des Reichsmarſchalls

Wink ſich entfernt hatte, warf er einen flüchtigen Blick auf die Aufſchrift, erkannte Teſſin's Hand, öffnete den Brief, fand ihn mit einiger Verwunderung »Anklam den 14. Junius 90.« datirt, da Teſſin ſich doch in Holſtein aufhalten mußte, und las mit ſteigender Ueberraſchung und mit Mißvergnügen Folgendes:

»Monseigneur!

Vostr' Excellence m'a désja donnée tant des differentes marques de sa Generositè, que je n'ay que trop des raisons à pouvoir faire fond sur sa bienveillance; Cependant, quand je considère le suject de cette lettre, je me trouve tout confus, voyant qu'elle doit contenir, ce que va au dela de mes bornes, et mesme du respect, qui est dû à Vostr' Excellence, néantmoins, comme je scays qu'il n'y a personne au monde, à qui je me puisse addresser avec plus d'assurence dans une affaire, dont asseurément toutte ma félicité depend, ainsy je n'ignore point, jusques où s'estend aussy le pouvoir de Vostr' Excellence auprèz de Sa Majesté la Reyne, quand elle aggrée de s'y interesser. Il y a Monseigneur! desja bien des années, que Vostr' Excellence aura comprise, ce que la médisance et le caprice de l'envie ont inventés contre Mademoiselle la Comtesse Hedwig et moy, dont nous avons patys l'un et l'autre innocement bien des rémords. Mais comme il semble, que le trop grand respect et soumission, dont je l'ay toujours fréquenté, a uniquement fourny suject à mes envieux de leur soupçon, et particulièrement à ceux, qui par leur propre conduite inter-

pretent bien souvent le vray respect en familiarité deguisée; ainsy je ne scaurois aussy maintenant attribuer tout ce qu'elle fait pour moy, qu'à sa pure Générosité à l'égard de mon innocence, et à l'imposture d'un insatiabl' envie, qui se voit à la veille de périr dans ses propres erreurs. La divine providence agist la plus part par des voyes inconcevables, dont je suis maintenant persuadé, peut estre, plus que tout autre. J'ay assez connû ma distance, pour supprimer la presomption, si j'en avois esté capable, mesme sa propre naissance est au dessus de la pouvoir faire condescendre à quoy que ce soit, par aucune bassesse; ce n'est qu'à la volonté seule de la puissance supreme, que j'ay lieu, d'attribuer, tout le bonheur, qu'ell' a maintenant résoluë, de me faire partager pour le reste de nos jours. J'ay de l'horreur, quand je songe à touttes ces diverses censures, où cette resolution nous pourra assujettir; mais je tremble surtout, tant que je me vois dans l'incertitude de leurs effects auprez de sa Majestè la Reyne. J'ay à cet egard pris l'hardiesse d'adresser la cy incluse à Vostr' Exellence, je m'estimerois heureux, si elle aggreera de la rendre en mesme temps avec celle, que j'espere que Son Exellence ce Monsieur le Comte Lindschöld aura la bontè de livrer à Sa Majestè. Je scay, qu'il n'y a que le soust[illegible]n de Vostr' Exellence ce qui me puisse mettre à l'abry de tout ce que s'y voudroit opposer auprez de Sa Majestè, c'est aussy la plus grande consulation que j'ay, que de reposer là dessus.

Je supplie Votre Excellence de croire que c'est

l'endroit par on elle me rendera redevable tout le reste de ma vie, comme estant avec bien de respect

Monseigneur

de Vostre Exellence

le très humble et très obeissant serviteur

N. Tessin.

d'Anclam se 14:em de Juin 90.

Je voudrois bien supplier Vostr' Exellence de la grace de quelque reponse, si j'osois m'en flatter, je la pourrois avoir par M:r Teixera à Hamburg. Je tâcheray aussy de m'expedier le plûtot que je pourrois à la Cour d'Holstein. Mad:elle la Comtesse Hedwig m'a ordonne de faire ses Compliments à Vostr' Exell:ce, elle esper' aussy que Vostr' Exell:ce ne nous abandonnera jamais dans une affaire, où nostre fortune partage également.«

»Was ſoll das heißen?« — murmelte der Reichsrath aufgebracht, indem er auf den Tiſch von ſich ſchleuderte ſowohl den eben geleſenen Brief als auch den an die Königin-Wittwe, der verſiegelt darin lag. — »Man kann aus dieſem geheimnißvollen Wortſchwall nicht einmal den wahren Sinn herausbringen. Alles, was ich darin finde, iſt, daß ihr Gewiſſen etwas drückt, und wenn nicht der bloße Gedanke daran ſchimpflich wäre, ſo käme ich in Verſuchung zu argwöhnen, daß meine Anverwandtin ſich ſoweit vergeſſen und ſich dem Kammerherrn und Hofbaumeiſter mit ſeinem Adelsdiplom von friſchem Datum zur linken Seite hätte antrauen laſſen.«

Der Reichsmarſchall erhob ſich in ſtarker Gemüths-

bewegung aus dem Stuhl. Seine hohe, wohlgebildete Geſtalt ward ſogar gerader als gewöhnlich und eine Wolke der Erbitterung verdüſterte ſeine ſonſt edlen Geſichtszüge. Er ſchritt heftig im Zimmer auf und ab und überlegte, ob er Teſſin's Brief an die Königin-Wittwe abliefern oder ihn als nicht vorhanden betrachten ſolle.

Indem er auf dieſe Weiſe ſich in Grübeleien vertiefte, trat ſein Amtsbruder im Senat und bei Hofe ein, der königliche Rath Graf Karl Gyllenſtierna, der verwittweten Königin Obermarſchall und Gouverneur ihres Leibgedinges.

„Aus Deiner Stimmung ſehe ich, daß Du ſchon weißt, was meinen Beſuch veranlaßt“ – begann Gyllenſtierna. – „Der Schritt war dreiſt, vielleicht unüberlegt, ich ſage es offen; aber er iſt einmal gemacht, und kann nicht zurückgethan werden. Mit den Seinigen muß man es ſo genau nicht nehmen. Sie haben ſich an mich gewandt, ihnen deine Verzeihung und fernere Freundſchaft auszuwirken, und Dich zu vermögen, daß Du Dich für ſie bei der Königin-Wittwe verwendeſt, damit ſie die Neuvermählten künftig mit ihrer Gewogenheit beglücke.“

„Die Neuvermählten!“ – brach Stenbock aus mit Hitze. – „Eine wirkliche Ehe! – – – Das iſt alſo der Schlüſſel zu dem räthſelhaften Briefe! – – – Aber nein: ich kann noch nicht an die Möglichkeit eines ſo anſtößigen Vergehens gegen die Königin-Wittwe wie gegen mich glauben, die ſie mit den ſchändlichſten und verwegenſten Unwahrheiten hinters Licht geführt haben.“

»Nichts iſt jedoch ſicherer als ihre Verheirathung« — erwiederte Gyllenſtierna ruhig — »und um ihre Zukunft zu ſichern, iſt es von der äußerſten Wichtigkeit, daß die Gebieterin je eher je lieber und auf die beſte Weiſe von der Sachlage unterrichtet werde. Zu einem ſolchen Geſchäft biſt Du der rechte Mann; denn ſie ſind und bleiben unter allen Umſtänden Deine nahen Anverwandten, ſie durch Blutsfreundſchaft und er nunmehr kraft geſetzlicher Ehe.«

»Meine Anverwandten!« — fuhr der Marſchall auf mit funkelnden Augen und gerunzelten Augenbrauen. Das Vergehen des Mädchens löſt die Verwandtſchaft zwiſchen uns auf, und könnte von irgend einer Verwandtſchaft zwiſchen ihm und mir die Rede ſein, ſo hängen im nächſten Zimmer an der Wand zureichende Mittel, um ein für allemal vermeſſenen Anſprüchen ein Ende zu machen.«

»Du nimmſt mir wohl die erſte Benachrichtigung Ihrer Majeſtät hierüber ab?« — fragte Gyllenſtierna kalt. — »Es würde das unangenehme Aufſehen der ganzen Sache vermehren, wenn irgend ein Anderer Dir hiebei zuvorkäme.«

»Ja ich übernehme ſelbſt dieſen unerhörten Auftrag« — fuhr Stenbock fort. — »Ich werde die Königin-Wittwe wiſſen laſſen, daß ſie eine Schlange in ihrem Buſen nährte, als ſie Teſſin an ihren Hof nahm, und daß er zum Lohn für alle ihre Gnade und ihre vielen Wohlthaten ſie mit falſchen Angaben betrogen und ihr eigenes Kammerfräulein verführt hat — — — ja, verführt iſt das rechte Wort.«

„Unter den vorhandenen Umständen und in der Stimmung, worin Du Dich befindeſt, mein Herr Bruder!“ — äußerte Gyllenſtierna — „thäte ich Dir keinen Dienſt, wenn ich meinen Beſuch verlängerte. Ich verlaſſe Dich deshalb mit einer Bitte, die Du, wenn ſie auch überflüſſig iſt, hoffentlich auf Rechnung unſrer alten Freundſchaft und nicht ermangelnder Vorſicht ſchreiben wirſt: beſinne Dich, ehe Du mit der Königin-Wittwe ſprichſt; reize ſie nicht allzu ſehr gegen das neuvermählte Paar, und nimm Dich in Acht, Schlimmes ſchlimmer zu machen; denn die Verwandtſchaft kannſt Du jedenfalls nicht aufheben.“

Der Reichsmarſchall neigte ſein Haupt zum Abſchiedsgruß ohne zu antworten, und Gyllenſtierna ging.

Sobald dieſer ſich entfernt hatte, ſchellte der Reichsmarſchall nach einem Bedienten und gab dieſem den Befehl, den Kammerdiener ſeine Feſtkleider bereit zu halten, und den Staatswagen vorfahren zu laſſen.

Auf dem Wege zur verwittweten Königin ließ er den Wagen bei dem königlichen Rath Grafen Bengt Oxenſtierna halten, um ſich der Gemahlin deſſelben, Hedwig, Stenbocks Schweſter, mitzutheilen und mit ihr Rath zu pflegen. Aber ſie war heftig erkrankt, lag in Kiſſen verhüllt, und Niemand als der Arzt ward bei ihr vorgelaſſen. Die Ueberraſchung bei der unerwarteten Nachricht von der eiligen Verheirathung ihrer Schweſter, der Verdruß über dieſe Erniedrigung in Folge der Vorſtellung der Gräfin Oxenſtierna und der falſchen Scham, indem ſie ſelbſt ſich durch die vermeinte Selbſtherabſetzung ihrer Schweſter in der großen Welt ein ge-

heimer Gegenſtand der Neugier und des Spottes zu werden ſchien, hatte ſie auf das Krankenbett geworfen. Der königliche Rath, ihr Mann, war, nachdem ihn der Archiater Hjärne verſichert hatte, daß die Krankheit unbedeutend ſei, es wohl zufrieden, daß er unter dieſem Vorwand nicht zwiſchen zwei Feuer gerieth, den Zorn der verwittweten Königin, der von ſeiner Gattin und ihrem Geſchlecht angeſchürt wurde, und die entgegengeſetzte Anſicht des Königs ſowohl aus Wohlwollen gegen Teſſin wie aus Grundſatz, den Hochmuth des alten Adels zu beugen. Denn Bengt Oxenſtierna beſaß wohl das Anſehen eines großen Namens, um unter den Brandungen zu lootſen, aber nicht den ruhigen Muth, dem Sturm, wenn es galt, zu trotzen.

Der Reichsmarſchall, der bei Oxenſtierna nicht angenommen wurde, ließ ſofort nach dem königlichen Pallaſt fahren, und begab ſich zu der Wohnung der Königin-Wittwe hinauf.

Drei und zwanzigſtes Kapitel.

Keine Antwort erfolgte auf des Kammerherrn Teſſin abermaliges Schreiben*) an den Reichsmarſchall Stenbock, und mit jedem Poſttag liefen aus Schweden für das neuvermählte Paar, höchſt ungünſtige Nachrichten über den Zorn des Hofes ein, der von dem Stenbock'ſchen und der mit ihnen vereinigten Geſchlechter ver-

*) Die beiden ſpäteren Briefe von Teſſin an Stenbock lauten ſo:

a.

„Monseigneur!

Comme je viens d'entendre avec un de plaisir extreme la funeste nouvelle de la subite mort de Son Exellence feu Monseigneur le Comte Lindschöld, dont Vostr' Exell:ce scuit le mieux elle mesme, combien que j'ay à regretter la perte; ainsy, j'avoue que dans l'estat ou je me trouve, elle m'est plus sensible que jamais, d'autant qu'aprez Vostr' Exell:ce j'avois fait le plus de fond sur son intercession auprez de leurs Majestés dans une affaire qui m'est assurement de la dernière consequence. Il y

wundeten unverſöhnlichen Hochmuth angeſchürt wurde. Dies war bitterer Wermuth in den Freudenbecher der Neuvermählten. Ihre Lage erhellt am lebhafteſten und zuverläßigſten aus den Briefen, welche Teſſin in folgender Ordnung an ſeine Mutter ſchrieb.

a.

Hochgeehrte, liebe Mutter!

Ich habe für diesmal nichts weiter zu berichten, als daß mich des ſeligen Herrn Lindſchöld's Tod

---

a à peu près dix jours, que j'avois pris la liberté de luy recommander une lettre, qui s'adressoit à Vostr' Exell: ce, avec deux incluses pour Sa Majesté la Reyne Mère; je veux esperer qu'elles soient venues jusques à Vostr' Excellence, mesme que sa contenue ne l'aura pas moine surprise, que j'ay encore de la peine de revenir moi mesme, de ce que m'est arrivé. Aprèz Diéu, Vostr' Exell: ce est acetheur l'unique, sur le bienveillance de la quelle je croys de pouvoir reposer, car je suis persuadé, qu'auprèz de Sa Majesté il ne faut que estre soutenù par Vous, Monseigneur, pour estre à l'abry de tout ce que les envieux peuvent forger; aussi suis je assuré, que ce n'est qu'à Vostr' Exellence seule, que je devrois à cet égard toutte ma fortune, dont je conserveray un eternel résouvenir, estant avec bien de respect et de soumission,

Monseigneur

de Vostr' Exellence

le tres humble et tres obeissant serviteur

N. Tessin."

aufs höchſte touchirt hat. Ich habe ſeitdem mehr als hundertmal an meiner lieben Ermahnung für dieſen Fall gedacht; aber da es ſich nicht früher machen ließ, muß man alles Gott allein anheim ſtellen, denn ich weiß ſonſt

---

b.

„Monseigneur!

J'espere que Vostr' Exellence aura la bonté de me pardonner, si je prends des echef la liberté de luy escrire sur le suject, dont j'ai fait mention dans mes deux precedentes. J'apprends avec un déplaisir extreme, que S. M. la Reyne soit autant irritée, comme l'en me mande. Je suis assez persuadé de la bienveillance de Vostr' Exellence; mais je n'aurois jamais crû, que mes envieux le devroient pousser si loin ou d'avoir autant de pouvoir, que je m'apperçois. Je me flatte pourtant encore de la générosité de la Reine, que Sa Majesté agréera plutôt, qu'on luy soit redevable de sa fortune, que de sa perte. Pour cet effect je n'ay sceû à qui m'adresser qu'à Vostr' Exellence, pour la supplier treshumblement de vouloir livrer des lettres, que M:r Hiärne luy rendra, lesquelles sont de leurs Altesses M:r le Duc e Ma:dme la Duchesse d'Holstein de la Princesse Dorothée, et du Prince Frideric; Comm' elles doivent touttes contenir leur intercession auprez de Sa Majesté à nostr' égard, ainsi j'ay crú mieux faire, en les envoyant par avance pour appaiser l'aigreur, que Sa Majesté a conceüe, que de m'exposer, à tout ce que l'on voudroit forger sur nostr' arrivée. J'ay servy Sa Majesté, Dieu scait avec quel zèle, je me flatte aussy que le mesme me rendra pour toujours inseparablement attaché aux services de Sa Majesté. Comm'

Wenige, an die ich mich adreſſiren könnte. Ich habe höchſte Zuverſicht zu Herrn Schwager Hjärne und Herrn Ehrenſtrahl. An Se. Excellenz Herrn Grafen Wrede werde ich aus Hamburg ſchreiben, da ich ihm nothwendig meine andern Geſchäfte dort am Ort melden muß; und da Se. Maj. der König jetzt von Stockholm abweſend ſein wird, wird es auch Zeit haben. Gott ſei

---

il n'y a que la bassesse qui m'en devroit rendre indigne, ainsy j'espere aussy de meriter par ce mesme attachement, que l'on ne m'envie point, le bonheur qui m'est arrivé. Vostr' Exellence scait elle mesmé, qu'il y a des exemples mesme criminels, où le Roy a esté assez clement de se laisser flechir par la seul' intercession du Prince Frederic· autre celle de toutte la maison d'Holstein je scay assez tout ce que l'on a fait à nostr' egard, mesme je ne scauray me persvader, que cela n'aye aucun effect, dont je scaurois pourtant toujours attribuer à Vostr' Exellence ce que luy est dû. Je n'attends que les Ordres pour l'assurer bientôt de bouche, que je suis avec infiniment du respect

Monseigneur
de Vostr' Exellence
le très humble et très obeissant serviteur
N. Tessin.

de Copenhaquen ce 30. d'Aoust 1690.

Keiner von Teſſin's Briefen an Stenbock war aus „Spantekow“ datirt. Auf dem erſten ſtand „Anclam“; auf dem zweiten fehlte das Datum, und der letzte war von „Kopenhagen“ geſchrieben.

gelobt, daß ſonſt Alles hier nach Wunſch abgelaufen iſt. In Stettin iſt viel davon geſprochen, doch mehr zu Avantage als zu Prejudice. Madame Horn hat auf die obligeanteſte Weiſe von der Welt geantwortet und iſt dann expreß von Stettin 10 Meilen hieher gereiſt und hat ſich auf das höflichſte bezeigt. Sie verehrte uns ein Bettbecken von 197½ Loth Silber. Wir denken morgen früh von hier abzureiſen und zur Nacht auf ihrem Gehöft zu ſein, den Sonntag in Küſtrin unſre Aufwartung bei Hofe zu machen, dann nach Hamburg und von dort nach Verlauf einiger Tage nach Gottorp zu reiſen. Sollte Alles in Schweden übel ausgelegt werden, ſo bitte ich meine liebe Mutter, es ſich nicht zu nahe zu nehmen, denn Alles wird mit Gottes Hülfe gut werden. Des Herzogs von Holſtein Interceſſion ſoll bis zuletzt reſervirt werden. Meine Liebſte läßt ſie Alle herzlich grüßen und ſich entſchuldigen, daß ſie nicht ſelbſt ſchreibt. Meine liebe Mutter wird nie größeres Vergnügen als an ihrem Umgang gehabt haben, deß bin ich gewiß; denn es giebt nichts Tugendhafteres und Glückſeligeres. — Meine beſten Grüße an Schweſter Maya. Es thut mir leid, daß ihre Unpäßlichkeit zugenommen hat. Gott helfe ihr, ſie bald zu überſtehen! Auch Bruder Abraham um alle Andern grüße ich ſchönſtens. Ich verbleibe

meiner hochgeehrten lieben Mutter

bis in den Tod gehorſamſter Sohn

N. Teſſin.

Spantekow den 28. Junius 1690.

Jedenfalls rekommandire ich meine Zeichnungen und Bücher vor Allem. Ich danke ſehr für die Theaternach-

richt und bitte die zu grüßen, die damit zu thun haben. Ich ſehne mich höchlich nach Antwort auf meine Briefe, beſonders hinſichtlich Ihr. Maj. der verwittweten Königin.

b.

»Hamburg den 11. Julius 1690.

Hochgeehrte, liebe Frau Mutter!

Ich weiß nicht, wie dankbar ich alle die Güte und Fürſorge erkennen ſoll, welche meine liebe Mutter für mich hat, und wovon mich die beiden mir heute zugekommenen Briefe vom 28. Junius und 2. Julius ſo ſehr überzeugen. Ich vernehme aus beiden mehr Lärm, als ich vermuthete; aber wir tröſten uns damit, daß es nun einmal überſtanden werden muß. Ich habe die höchſte Obligation gegen M:elle Marſchalk, welche ſo gütig geweſen iſt, alles aufs beſte auszulegen. Ich ſehe, daß ein Fremder uns mehr gewogen iſt, als man es vielleicht von irgend Einem ſeiner eignen Nation flattiren kann. Mich verlangt über die Maßen nach ihrem Brief, da Herr Ehrenſtrahl in dem ſeinigen gemeldet hat, daß er mit der erſten Poſt antworten werde. Herrn Ehrenſtrahl bitte ich vor Allen von uns Beiden zu grüßen. Wir freuen uns von Herzen über die ihm zu Theil gewordene Juſtice und Avancement, das ihm längſt gebührte, und wünſchen, daß er Genüge und Freude daran finden möge.*) Ich habe gegen ihn die größte Obligation von der Welt, daß es ihm beliebt hat, mit ſo

*) David Klöcker Ehrenſtrahl ward 1690 zum Hofintendanten ernannt.

ſonderlichem Zèle auf unſer Beſtes zu vigiliren, was ich ſtets abzudienen ſuchen werde. Es thut mir leid, ihm diesmal nicht antworten zu können, doch ſoll es mit der nächſten Poſt geſchehen, ehe ich von hier abreiſe. Uebrigens ſchrieb ich an Se. Excellenz den Herrn Reichsmarſchall in Betreff einiger Schildereien von Raphael und einer Kryſtallkiſte, wovon Se. Exc. Nachricht zu haben wünſchte, und welche ſchon nach Stockholm geſchickt ſind. Ich hoffe, daß ſie glücklich angekommen ſind. Ich mochte und konnte damals nicht vermuthen, daß er Alles ſo übel auslegen werde, wie ich jetzt erfahre. Ich hatte mir mit ganz etwas Anderem flattirt von ſeiner Gunſt, um die ich mich ſtets ſo ſehr bemüht hatte, zumal da die Sache nicht mehr zu ändern war. Aber ſo lerne ich hieraus, daß ich hienächſt meine Plackerei lieber bloß für meine Gebieter employire als für den, von welchem ich nicht die geringſte Reconnaiſſance zu erwarten habe. Ich habe auf meiner lieben Mutter Rath an Se. Excellenz Herrn Gyldenſtolpe geſchrieben, ohne den Brief zu verſiegeln, damit Herr Schwager Hjärne meiner lieben Mutter den Inhalt mittheilte, auch wünſchte ich wohl, daß Herr Ehrenſtrahl davon benachrichtigt würde, beſonders weil die Punkte, welche mir imputirt werden und wovon er ſchreibt, darin hinlänglich widerlegt ſind. Meine Liebſte läßt Se. Exc. Herrn Gyldenſtolpe und ſeine Frau herzlich grüßen, und bittet, daß ſie ihr die früher bewieſene Freundſchaft und Geneigtheit ſtets konſerviren mögen. Ich bitte auch den Brief mit einer andern Aufſchrift zu verſehen, wenn die meinige falſch iſt; denn ich weiß nicht, ob er Graf geworden iſt oder

nicht. — Sofern der von meiner Liebſten an den ſeligen Herrn Grafen Lindſchöld geſchriebene Brief eine gute Impreſſion auf die königliche Familie machen könnte, iſt ſie es wohl zufrieden, wenn man damit nach beſtem Befinden verfährt. Jedenfalls wünſche ich allermeiſt, daß die Sachen, wovon meine liebe Mutter weiß, in ſichern Händen ſein mögen; denn es iſt beſſer, daß wir Andern, als daß uns Andere vorkommen. Meine kleinen gemalten Figuren und Statuen möge meine liebe Mutter vor Allem wohl verwahren, und Alle, die damit zu thun haben, grüßen. — — — In drei oder vier Tagen reiſen wir mit Gottes Hülfe von hier nach Gottorp, wo ich alle Interceſſion ſuchen will, die ich finden kann, und werde ich meine Reiſe nach dem Briefe, den ich erhalte, einrichten. Nöthigenfalls würde ich nach Schonen vorausgehen, ſofern ich Se. Majeſtät dort anträfe. Inzwiſchen könnten meine Briefe an Herrn Reſidenten Teixcera adreſſirt werden, der ſie mir überall nachſchicken wird. — Herr Oberſt Wellingk, ſeine Frau und Fräulein Anna ſind hier am Ort und benehmen ſich ſehr höflich gegen uns. Herr Rothlieb, unſer Reſident, und ſeine Liebſte nahmen uns vor einigen Tagen mit in die Oper und bewirtheten uns den Abend bei ſich aufs beſte. — Gottlob, meine Liebſte iſt ganz vergnügt! Wir haben hier Halt machen müſſen, weil ſie gegen ihr Kopfweh den Doktor Marolt gebraucht, der über alle Maaßen reüſſirt. Die von mir gefaßte Reſolution wird durch ſeinen Ausſpruch gerechtfertigt, daß ſie bei fortdauernder Melancholie das Gehör und das Geſicht hätte verlieren können. Er braucht eine Medicin bei ihr, welche

ſie an nichts hindert und nicht im Geringſten angreift, ſondern allen Schmerz aus dem Rücken auszieht und ſo zertheilt, daß ſie täglich Beſſerung verſpürt. — Schweſter Maya grüßen wir Beide herzlich. Gott verleihe ihr alle Herſtellung, die ſie ſelber wünſcht. — Ich ſchachre auch mit ihren Juwelen« — — —

c.

»Schleswig den 6. Auguſt 1690.

Hochgeehrte, liebe Mutter!

Ihr letztes angenehmes Schreiben vom 16. Julius empfing ich vor einigen Tagen; und bei dem vielen Geſäure über unſre Conduite, freut man ſich doch, daß die Meiſten ſie approbiren. Ich wünſche von Herzen, daß meine liebe Mutter ſich die ungünſtigen Cenſuren nicht zu Gemüthe ziehen möge, die von Vielen ſo unbeſonnen ſpargirt werden. Ich kann unmöglich glauben, was mir Alles vom Reichsmarſchall berichtet wird, und wenn es ſich ſo verhält, ſo bitte ich, mich ins künftige damit zu verſchonen. Gottlob, Se. Majeſtät der König hat Alles auf die gnädigſte Weiſe aufgenommen, und ſogar ſo, daß ich ganz confus bin über Alles, was Se. Majeſtät darüber geſagt hat, und will ich den Bericht davon der Zeit überlaſſen. Die beiden Herrn Wachtmeiſter haben mit ſolchem Emportement gegen alle die geſprochen, welche unſre Conduite improbiren, daß man ſich höchlich darüber verwundern muß, was auch alle die gethan haben, welche um Se. königliche Majeſtät geweſen ſind. Seine Durchlaucht Prinz Fredrik kam verwichenen Sonntag hieher in Begleitung des Herrn Admirals Guſtaf

Sparre, der Kammerherren Liewen und Harden, wie auch der Herren Cronhjelm und Durietz. Sie ſämmtlich, wie auch Herr Bilau, nicht genug beſchreiben können, mit welcher beſondern Gnade und Güte Alles über unſer Sujet bei Sr. Maj. dem König ausgelegt war; und lebe ich nun der Hoffnung, daß diejenigen, welche geſucht haben, nachtheilige Impreſſionen hinſichtlich unſer zu machen, wenig ausrichten werden. Mindeſtens wird ihre Verachtung uns durchaus keine Melancholie verurſachen, noch minder eine verdrießliche Ehe, deß mögen ſich die ſchlechten Menſchen nicht flattiren, die ſich nicht geſchämt haben, ſo ſchamloſe Worte zu anonciren. Horn kann ſich noch nicht ſo ſicher halten, was es für ein Ende mit ihm nehmen wird. Es ſind wohl Andre ſo hoch am Brette geweſen wie Horn, und haben ihren Sturz erlebt. — Was ich von Sr. Majeſtät Gnade berichte, bitte ich zur Zeit nicht weiter zu divulgiren. — Herr Guſtaf Sparre iſt ſehr höflich gegen uns. Leider liegt er jetzt an der Roſe danieder. Se. Majeſtät hat ihm expreß befohlen, uns zu ſagen, daß wir zu Schiffe im Gefolge wieder zurückkehren könnten; aber da es damit noch etwas dauern dürfte, wie auch der Transport meiner eigenen Pferde Inkommodität zur See hat, werden wir wohl den Landweg durch Dänemark nach Hauſe nehmen. — Morgen reiſe ich auf Se. Durchlaucht des Herzogs Begehren nach Friedrichsſtadt, Tönningen und Huſten, 12 Meilen im Umkreis, und werde übermorgen wieder hier ſein; am Montag brechen wir dann von hier auf, und ſo nach Hauſe. Bitte auch inſtändig, die ferneren Briefe nach Kopenhagen zu ſchicken

und zu berichten, was etwa die Fortsetzung unserer Reise bedenklich machen könnte. Sollte, wie ich hoffe, dergleichen nicht statt finden, so bleiben wir nicht über 3 oder 4 Tage in Kopenhagen. Herr Gustav Cronhjelm, der mir sehr geneigt ist, reist voraus nach Odensee und wir folgen dann sämmtlich zu Lande. — Uebrigens ist uns hierorts alle Höflichkeit wiederfahren. Ihre Hoheit die Herzogin, desgleichen die Prinzessin Anna Dorothea haben versprochen an Ihre Maj. die verwittwete Königin zu unserem Besten zu schreiben. Ich will auch den Herzog darum bitten. Uebrigens wünschte ich zu wissen, was der Herr Gouverneur Graf Karl Gyllenstierna und Herr Gyldenstolpe für uns haben ausrichten können. Ich schrieb nebst meiner Liebsten (die mir viele Grüße an meine liebe Mutter und an Alle aufträgt) vor acht Tagen unter Herrn Ehrenstrahl's Couvert an Jungfrau Marschalk und will hoffen, daß der Brief wohl angekommen sei. An Se. Excellenz Herrn Grafen Wrede schrieb ich vor 4 Tagen unter Herrn Schwager Hjärne's Couvert, und versprach, auf heute an den Herrn Oberstatthalter zu schreiben, was ich bis zur nächsten Post versparen muß. Schließlich bitte ich sehr, uns ein möblirtes Apartement zu besorgen oder ein kleines wohlbelegenes Haus, für etwa 150 Reichsthaler Miethe. Ich habe an den seligen Herrn Jakob Fleming's Haus in Kyrkobringen (Kirchberg) oder an Gramunkeholm (Graumönchsholm), die Königsgasse oder Neugasse, irgendwo in der Stadt gedacht. Ich wünsche sehr, daß Herrn Grafen Bjelke's

Haus uns zu keiner Charge gereichen möge. Viele Grüße an den Schwager Hjärne, Bruder A. Wijnands ꝛc.“

d.

„Schleswig den 8. August 1690.

Hochgeehrte, liebe Mutter!

Ihr angenehmes Schreiben vom 24. und 26. Julius nebſt den beiliegenden von Herrn Ehrenſtröm und Burchardt Precht ſind mir geſtern zugekommen. Es freut mich, daß Alle, die uns Gutes gönnen, endlich vernommen haben, wie gnädig Se. Maj. der König Alles ausgelegt hat, und glaube nicht, daß Se. Maj. ſich irgend zu unſerer Deſavantage ausgelaſſen hat, und werde darin um ſo mehr konfirmirt durch den allergnädigſten Brief deſſelben, der unſertwegen an Ihre Maj. die Königin-Wittwe geſchrieben ſein ſoll. Der Herzog*), die Herzogin und Prinzeſſin Anna Dorothea wollen daſſelbe thun. Mehr braucht es nicht für das, was mehr aus Caprice als aus Raiſon von denen ſoutenirt iſt, welche capables geweſen ſind, Alles auf das Schlimmſte auszudeuten. Sie können verſichert ſein, daß ſie nicht den geringſten Verdruß von uns deswegen erfahren ſollen, nur mögen ſie ſich ſelbſt in Acht nehmen vor der Verachtung und der Melancholie, die ſie Andern gönnen und

*) Herzog Chriſtian Albert von Gottorp, vermählt mit der Prinzeſſin von Dänemark, Fredrika Amalia, Schweſter der Königin von Schweden, Ulrika Eleonora. — Prinzeſſin Anna Dorothea von Holſtein-Gottorp, geb. 1640, nahm den geiſtlichen Stand im Stift Quedlinburg an, und ſtarb 1713.

ſelbſt am meiſten meritiren. Wir dachten heute nach Fredrikſtadt, Tönningen und Huſſen zu reiſen, aber heute findet hier ein Divertiſſement ſtatt in dem herzoglichen Park, wozu wir eingeladen ſind; es ſollen dabei auch Preiſe an die ausgetheilt werden, welchen das Glück wohl will, wovon mir das Nähere noch nicht bekannt iſt, worauf dann ein Feſtin folgen ſoll; deswegen iſt denn unſere Reiſe aufgeſchoben. Nächſten Dienſtag werden wir unſere Heimreiſe über Dänemark mit Sack und Pack antreten. — Ich bitte ſehr, alle guten Freunde von uns zu grüßen, beſonders Herrn Ehrenſtrahl, an den ich vor acht Tagen ſchrieb. An Se. Majeſtät werde ich mit erſter Poſt ſchreiben. Den Uebrigen habe ich ſchon alle nöthige Soumiſſion gezeigt. Wenn Herr Axel Spare ohne Prinz Friedrichs Interceſſion am Leben geſtraft wäre, ſo müſſen, meiner Meinung nach, in einer Sache, welche weiter nichts Verbrecheriſches an ſich hat, als was eines Jeden Bienſeance zu cenſuriren wagt, des Königs und der jungen Königin Interceſſionen mindeſtens im Stande ſein, Alles zu redreſſiren, wozu noch ſo vieler anderer fürſtlichen Perſonen ſchriftliche Verwendungen kommen, daß wir es unnöthig finden, uns weiter zu ſoumittiren; denn wenn dergleichen hohe Perſonen nichts ausrichten ſollen, ſo werden auch unſere Briefe wenig konſiderirt werden. Vielmehr wünſchte ich, daß die Briefe, welche ich bereits geſchrieben habe, ungeſchrieben wären: ſich aber weiter zu exponiren, bedarf es vollends nicht. Mein but iſt hienächſt blos meinem allergnädigſten König pflichtmäßigſt zu dienen: für die Uebrigen habe ich ſchon mehr als genug gethan. Ihrer Majeſtät der

verwittweten Königin Gnade iſt allzu koſtbar, wenn ſie uns nicht verzeihen will, und wir nicht ſo glücklich ſein ſollten, ſie zu erwerben. Gott weiß am beſten, was wir mehrere Jahre vor dieſer Zeit bereits ausgeſtanden haben! Es war wohl Zeit, daß es ein Ende nahm. — Ich vertiefe mich zu ſehr in dieſe Materie. Meine liebe Mutter wolle doch uns das Haus verſchaffen, das Herr Guſtav Kruus bewohnt hat, und wovon er uns ſchreibt, damit wir es ja bekommen; denn wir finden es ganz bequem. Läßt ſich von 1000 Thaler Kupfermünze jährlicher Miethe nichts abziehen, ſo müſſen wir uns darein finden. Am liebſten ſähen wir es, wenn es zuerſt nur auf kurze Zeit, wo möglich auf ein halbes oder ein ganzes Jahr zu miethen wäre. Meine Liebſte empfiehlt ſich Ihnen und mit mir Allen. Auch an Se. Excellenz Herrn Gyldenſtolpe bitte ich unſere Rekommendation zu machen, und ihm meinen gehorſamſten Dank zu vermelden.«

a.

»Kopenhagen den 25. Auguſt 1690.

Hochgeehrte, liebe Mutter!

So eben ſind wir hier angekommen, und fand ich meiner lieben Frau Mutter Schreiben vom 4. Auguſt in dem des Herrn Schwager Hjärne's ohne Datum und Herrn Ehrenſtrahl's beide Briefe vom 19. Juli und 6. Auguſt hier vor. Einer ſoll nachdem, wie der Herr Envoyé meldet, nach Helſingör geſchickt ſein, wenn mein Weg mich recta dahin geführt hätte, den ich nun ſofort bekommen werde. Da die Poſt dieſen Augen-

blick abgeht, wenn sie nicht schon fort ist, so habe ich nichts weiter als Herrn Ehrenstrahl den inliegenden Brief an Se. Majestät zu rekommandiren. Ich habe schon einen solchen an Se. Maj. abgeschickt und bitte Herrn Ehrenstrahl ergebenst, Sr. Majestät baldmöglichst die Aufwartung zu machen und sich zu informiren, ob mein Brief ihm zu Händen gekommen sei, und wenn nicht, ihm den beiliegenden zuzustellen, und vorher zu versiegeln. Ich habe ihn offen gelassen, damit Herr Ehrenstrahl ihn lesen und beurtheilen könne, ob der Inhalt irgend ein Ombrage machen werde Es thut mir leid, daß ich ihn nicht umschreiben kann, da das Papier so dünn ist, aber in Nyborg gab es kein anderes. Könnte er ihn mündlich bevorworten, so wäre es nicht übel. Ich habe ihn nicht zurückhalten wollen, damit er vor Sr. Majestät Ankunft da sei. — Ich kann mich nicht genug über die Sentiments der verwittweten Königin wundern, wovon ich nächstens mehr schreiben werde. Wir grüßen Alle und bitte ich Herrn Ehrenstrahl um Entschuldigung, daß ich an ihn selbst heute unmöglich schreiben kann. Es soll aber mit Nächstem geschehen. Herr G. Cronhjelm ist nun bei uns. Ich getröste mich eines gnädigen Königs. Meine Briefe könnten am besten hieher adressirt werden; denn ich fürchte, man muß abwarten, welche Wirkung die Impressionen der verwittweten Königin bei Sr. Majestät machen werden, worauf ich mit größter Impatience warte.«

f.

„Kopenhagen den 8. September 1690.

Ich bin nun vierzehn Tage in Angſt geweſen, da ich nicht den geringſten Buchſtaben von Hauſe ſeit drei Poſttagen hintereinander geſehen habe. Heute vermuthe ich mit der zu erwartenden Poſt doch einige Nachrichten. Mögen ſie nur gut ſein! Und möge nur vor Allem ſich meine liebe Mutter keinen Kummer machen und davon krank werden! Das würde uns Beide mehr als alles Andere betrüben. — Wir wären ſchon fort von hier, wollten aber doch nicht durch zu eilige Zurückkunft Ihre Majeſtät, die Königin-Wittwe, noch mehr irritiren. Jetzt iſt meine Liebſte, die ſich beſtens rekommandirt, etwas unpaß, und dies hindert uns am meiſten. Sie liegt zwar nicht zu Bett, hat ſich aber doch ſeit acht Tagen nicht auswagen dürfen. Beſtändiges Erbrechen und Ekel vor Speiſe nehmen ſie am meiſten mit. Doch geht es einen Tag beſſer als den andern. Da es heißt, daß dieſe Krankheit keinen andern Arzt braucht als die Zeit, ſo muß man ſich beruhigen. Es thut ihr dabei leid, daß ſie nirgends hingehen darf; denn hier haben beinahe alle vornehmen Damen, beſonders die Geheimeräthinnen, ſie beſucht, und deren Höflichkeit kann nicht genug gerühmt werden. Uebermorgen reiſt der Hof von hier nach Holſtein. Wenn ſie kann, ſo wird ſie heut erfahren, ob Ihre Majeſtät die Königin etwas nach Stockholm zu befehlen hat. Ich für mein Theil habe hier, einer und anderer Conſequence wegen, faſt allen Umgang gemieden, und dem König nicht aufgewartet; denn ich apprehendire, daß ein und anderer böſsintentionirter Menſch das am

ſchlimmſten auslegen werde, was ſonſt allerorts, wo ein Hof iſt, ſich mit aller Innocence thun läßt. — Falls meiner Liebſten Unpäßlichkeit es zuläßt, wie ich vermuthe, ſo brechen wir ſpäteſtens Freitag von hier auf; denn Mittwoch Abends erwarte ich Herrn Cronhjelm's Antwort auf die Briefe, welche wir ihm an Seine Majeſtät mitgegeben haben, ſowie auch auf die vom Holſteinſchen Hofe an die Königin-Wittwe geſchriebenen, welche jedoch nicht ſo ſchnell übergeben werden konnten; denn der, welcher mit der letzten Poſt an Herrn Gouverneur Karl Gyllenſtierna unter Herrn Schwagers Hjärne Kouvert adreſſirt war, fand die Poſt ſchon abgegangen. Gott, der Allerhöchſte, verleihe uns allezeit einen gnädigen König! Wir hoffen, daß auch Ihre Majeſtät ſich dann fügen werden. Ich ſehne mich jetzt über alle Maaßen nach Nachrichten, beſonders was nach Sr. Majeſtät Ankunft paſſirt ſein dürfte. Reiſen wir Freitag, ſo will ich den Herrn Envoye Leyouclou bitten, mir meine Briefe nach Norrköping nachzuſchicken. Sehr ſchnell werden wir nicht reiſen können. Je mehr meiner Liebſten Zuſtand und die Beſchaffenheit unſerer Reiſe unbekannt bleibt, deſto beſſer. Ich werde unterwegs mehr ſchreiben Daß nur Niemand ſich bemühe, uns entgegen zu kommen. Denn wir wollen Abends ohne Bruit eintreffen; ſie machen ſich doch genug mit uns zu ſchaffen. — Ich danke Gott, daß wir in ſo großer Zufriedenheit mit einander leben, daß ihr böſer Wille wenig oder nichts zu bedeuten hat. — Ich habe hier etliche ſchöne Sachen gekauft: einen ſchönen indianiſchen Goldflor für ein ganzes Bett, der ſich mit der Zeit wohl bezahlt

machen wird; auch mit Eiderdunen haben wir uns verſehen. Von der Schilderei von Correggio, die ich hier gekauft und in meinem vorigen Brief erwähnt habe, wolle meine liebe Mutter Herrn Ehrenſtrahl Nachricht geben. Andern Flor zu zwei Sommerkleidern hat meine Liebſte auch gekauft. Heute wird hier eine große Auktion von Möbeln eines franzöſiſchen Miniſters. Da war unter Anderm eine ganze Tenture aus venetianiſchem Brocatell, der ſehr ſchön und noch nicht gebraucht iſt, und die habe ich geſtern erhandelt, weil ſchon zu Viele danach fiſchten, und ſie ſich beſonders gut zu meinem Bett ſchickt. Sie iſt 6 Ellen hoch und 218 Ellen im Tour, alſo für einen ganz großen Raum. Sie koſtet etwas, aber iſt auch ſehr durable und ſchön. Ich werde ſie mitbringen. — Hiemit will ich für diesmal ſchließen und bitte meine liebe Mutter alle Verwandten und Freunde ſchönſtens zu grüßen. Von Herzog Adolph's Begräbniß möchte ich je eher je lieber Nachricht haben. — Ich vermuthe, daß meine liebe Mutter nächſtens umziehen wird. Gott gebe, daß dabei nur mit meinem Theater und Bücherſchrank vorſichtig umgegangen wird!"

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Drottningholm, Hedwig Eleonora's Schöpfung und Lieblingsaufenthalt, ward nach der Nachricht von ihres Kammerherrn und früheren Kammerfräuleins*) Verheirathung der Schauplatz ihrer üblen Laune. Ihre aufwartenden Jungfrauen mußten täglich lange und ſcharfe Vorleſungen über die Pflichten gegen ihre Vorgeſetzten und gegen ihre Geburt anhören. Hedwig Stenbock ward ihnen wie ein warnendes Bild einer Perſon vorgeſtellt, welche undankbar dieſe Pflichten unter die Füße trat, und, wenn nicht aus Schonung des leuchtenden Geſchlechtes, dem ſie angehörte, Gnade vor Recht erginge, gleich ihrem Verführer die härteſte Beſtrafung verdiente. Der Reichsmarſchall, welcher auf der verwittweten Königin inſtändige Einladung ihr täg-

*) Hedwig Eleonora Stenbock war 1635 geboren. Die Mutter, Katharina von Schwerin auf Spantekow und Putzer ſtarb im Kindbett nach ihr. Die Erſtere war alſo 35 Jahre alt, als ſie ſich mit Teſſin verheirathete.

licher Gaſt und unzertrennlicher Geſellſchafter war, hörte dieſe Vorleſungen ſtillſchweigend, aber mit einem Mienenſpiel, an, das die Beiſtimmung ſeines ganzen Herzens, ſeiner ganzen Seele verrieth. Dann folgte eine Unterhaltung in den gewogendſten Worten mit ihm ſelbſt, um den ſtolzen Edelmann zu tröſten über die demüthigende Verbindung, welche eine Anverwandte ſeines Namens eingegangen war.

Zu Hedwig Eleonora's täglichem Umgangskreiſe auf Drottningholm gehörte auch die Gräfin Bengt Oxenſtierna, ſobald ihre Wuth über der Schweſter ſtandeswidrige Verheirathung ihr erlaubte, erſt das Krankenlager und ſpäterhin das Zimmer zu verlaſſen. Sie athmete für nichts Anderes, als der Königin-Wittwe ihre Denkungsart und ihre Gefühle einzuflößen, und dieſe, welche ſie genehmigte und theilte, hatte nichts Angelegentlicheres zu thun, als in ihrem Geſpräch mit der königlichen Räthin zu zeigen, daß dieſe, weit entfernt durch den Fehltritt und die Ungnade der Schweſter zu leiden, ein Gegenſtand vielmehr zärtlicher Theilnahme und des Bemühens, ſie durch ihre Huld zu tröſten, geworden ſei.

Eines Tages erhielt Hedwig Eleonora einen Beſuch von der Gemahlin ihres Sohnes, der jungen Königin. Das Verhältniß zwiſchen dieſen beiden Damen war herzlicher, als es das Anſehen hatte; denn die ältere verbarg ihre Zuneigung ſtets unter einem Panzer vornehmen und abgemeſſenen Verhaltens, um ihrer Würde als Mutter und ehemaliger Regentin nichts zu vergeben. Es gab einen Gegenſtand in ihrer Unterhaltung, der ſich gleichſam von ſelbſt ſtets wiederholte, und dies war die

Anlage Drottningholms; diesem schloß sich jetzt ein zweiter gleich unabweislicher an, Tessin's Verheirathung. Nachdem Ulrika Eleonora mit Nachdruck, und auch nicht ohne Absicht sich über das Großartige und Geschmackvolle des Lustschlosses und der Umgebungen desselben ausgelassen hatte, führte das Gespräch selbst sie auf den, welcher dieses Werk ausführte, und endlich auf den, welcher an die Verschönerung desselben die letzte Hand anlegte. Jetzt flammte plötzlich der Unmuth der Königin-Wittwe auf, und sie zerfleischte mit eigner hoher Zunge die Ehre des neuvermählten Paares. Nie hatte der Königin Ulrika seiner Witz, reines Gefühl und edle, milde friedenstiftende Gesinnung eine schwierigere Probe ausgehalten und nie auf eine mehr in die Augen springende Weise bestanden, als diesmal. Mit aller Zartheit, welche der verwittweten Königin Alter und Ansehen ihr vorschrieben, und mit aller Wärme, welche die Eigenschaften und besonderen Umstände des Paares ihr einflößten, suchte sie die Königin zu erweichen und sie zur Versöhnlichkeit und zum Wohlwollen zu stimmen.

Ulrika hatte ihren Plan auf einen von ihrer Schwägerin, Christian's Gemahlin, der an Herzensadel ihr gleichenden Königin von Dänemark Charlotte Amalia, kürzlich erhaltenen Brief gebaut.

„Meine Schwägerin in Dänemark" — äußerte sie unter Anderem — „sucht nicht einmal ihren Neid über mein Glück zu bemänteln, daß mir in Eurer Majestät eine wohlwollende Mutter zu Theil geworden ist, und daß ich täglich einen Umgang genießen kann, dessen lehrreiche Beschaffenheit und Anmuth auch von denen aner-

kannt wird, welche längere Zeit ſich Eurer Majeſtät theurer Perſon nahen durften. Die Gräfin Teſſin — —«

»Die Gräfin Teſſin!« fiel die Königin-Wittwe mit rauhem und erhobenem Ton ihr ins Wort, während der Reichsmarſchall das Geſicht abwandte, um ſein Hohnlachen zu verbergen.

»Die Gräfin Hedwig« — wiederholte die Königin, ohne die ungewöhnliche, unfreundliche Unterbrechung übel zu nehmen — »führt in Kopenhagen natürlich ihres Mannes Namen, und hat ſich unter dieſem am Hofe Dänemarks und in deſſen Hauptſtadt ſo vortheilhaft bekannt gemacht, daß die Königin, meine Schwägerin, kaum Worte findet, um ſie zu rühmen, und Eurer Majeſtät zu einem ſolchen Zöglinge Glück zu wünſchen.«

»Ich bin meiner däniſchen Anverwandten für ihre Zuneigung gegen mich recht dankbar« — antwortete Hedwig Eleonora, — und ich werde auch Dir, meine liebe Tochter, Dank ſchuldig ſein, wenn Du inskünftige vermeideſt, in meiner Gegenwart eine Perſon zu nennen, welche meine Gnade verwirkt hat, und von welcher ich nunmehr nicht ohne Mißbehagen ſprechen hören kann.«

Der Königin-Wittwe ſcharfer und beſtimmter Ton ſchreckte Ulrika von einem weiteren Verſuch der Vermittelung und Verſöhnung ab. Sie folgte deswegen ohne Widerſtand der Richtung, welche Hedwig der Unterhaltung über andere Gegenſtände gab und verließ Drottningholm mit vermehrtem Bedauern der Neuvermählten und mit größerer Betrübniß über ihrer Schwiegermutter, von dem Hochmuth der Stenbock'ſchen Familie angefeuerten eigenſinnigen Härte.

Nicht lange darauf äußerte der König mit mehr Vertraulichkeit, als Ulrika von ihm gewohnt, und deswegen darüber eben so erfreut als davon überrascht war, er habe für seine Gemahlin einen Auftrag, der ihm sehr am Herzen liege. „Es sei" — fügte er scherzend hinzu — „von nichts Minderem die Rede, als Frieden zu stiften, und er kenne Niemand, dessen Vermittelung ihm dabei geziemender scheine, als Sie."

„Sei es Scherz oder Ernst" — antwortete Ulrika freundlich und unbefangen — „so hast Du, geliebter Gemahl, über meinen Willen und das geringe Vermögen zu gebieten, das mir zu Theil geworden ist, um Deinen hohen Wünschen zu entsprechen."

„Selbst zu Deinen Ohren" — hob Karl wieder an — „ist ja wohl der gewaltige Lärm gekommen, den das nach der Einbildung des hochmüthigen Adels in meinem Reiche unerhörte Wagestück erregt hat, daß Tessin, dessen Adelsbrief meine Unterschrift hat, eine Jungfrau ehelichte, die ihre Ahnen von der Zeit Albrechts von Meklenburg herzählt. Dem Unwesen muß ein Ende gemacht werden, und ich hätte längst kraft meines Willens und unter Androhung meiner Ungnade selbst Hand angelegt, wenn es den Aufsäßigen nicht geglückt wäre, meine Frau Mutter auf ihre Seite zu ziehen, da Tessin's Frau ihr Kammerfräulein war und sich ohne vorhergehende Anzeige bei der Königin-Wittwe und deren Einwilligung verheirathet hat. Dich, Ulrika, mit Deiner gefälligen Manier, hat die Natur selbst zur Mittlerin geschaffen, und in einer Angelegenheit von dieser Art schickt es sich besser, daß Du dazwischen trittst,

als ich. Thue alſo Dein Möglichſtes, meine Gemahlin, unſre Mutter zu beſänftigen und ſie zu vermögen, ihre frühere Gewogenheit dem Teſſin'ſchen Ehepaare, das deren ſo würdig iſt, wieder zu ſchenken.«

»Dein Wille, theuerſter Gemahl, iſt ſtets mein Geſetz, und meine eignen Wünſche ſind bei dieſer Gelegenheit nur ein Wiederhall der Deinigen« — entgegnete die Königin — »aber leider wird in dieſem Fall Niemand etwas ausrichten. Da es nicht Staatsangelegenheiten und Regierungsgeſchäfte betraf, bei welchen Du mir ein für allemal verboten haſt, irgend eine Meinung zu äußern, ſo erlaubte ich mir aus eigener Bewegung, bei Ihrer Majeſtät, unſerer Frau Mutter, die Begnadigung der Neuvermählten nachzuſuchen, aber ſie nahm meine Verwendung ſo ungünſtig auf, daß ich jeden neuen Vermittelungsverſuch einſtellte, um ſie nicht gegen mich ſelbſt aufzubringen.«

»Aha!« — brach der Monarch aus, deſſen Miene ſich mehr und mehr trübte. — »So iſt denn ein ſtärkerer Widerſtand zu bekämpfen, als ich bisher glaubte, und ich muß alſo wohl ſelbſt, obgleich recht ſehr gegen meinen Willen, auftreten und einen Schritt in der Sache thun.«

Karl XI. und ſeine Mutter waren durch ein Band gegenſeitiger Zuneigung verknüpft, das wo möglich noch ſtärker war als das des Blutes. Die kindliche Ehrerbietung und Anerkennung von ſeiner Seite wußten ſtets Hedwig Eleonora von der Regierung zu unterſcheiden, deren Haupt ſie geweſen war, und ehrten ſie hoch, ſelbſt als er die in jener Zeit ergangenen Verfügungen vernichtete und ihre Mitregenten in den Staub trat.

Sie ihrerſeits vergötterte ihren Sohn mehr als ſie ihn liebte, und bewunderte blindlings alles, was er that und ſagte. Karl ſcheute es deshalb immer, gegen Hedwig's beſtimmte Wünſche zu verſtoßen, und wandte, wenn es darauf ankam, dieſe zu umgehen oder zu beugen, lieber die Dazwiſchenkunft Anderer an; aber wenn dieſe nichts ausrichtete, war er meiſtens ſicher, zum Zwecke zu kommen, wenn er ſeinem perſönlichen Einfluß vertraute.

Sobald er alſo vernahm, daß der Königin ihre Vermittelung mißglückt war, ſetzte er ſich zu Pferde und ritt im Galopp nach Drottningholm.

Umſchweife und Einleitungen waren etwas, worauf ſich dieſer König wenig verſtand. Sobald er angekommen war, gab er ſeiner Mutter zu verſtehen, daß er etwas unter vier Augen mit ihr zu beſprechen habe. Sie gab daher ihrer Umgebung den Befehl, ſich zu entfernen; aber der König ſchlug ſtatt deſſen vor, einen Spaziergang im Park zu machen.

„Mit größtem Vergnügen, geliebter Sohn,“ — antwortete Hedwig Eleonora. — „Wenn Du Dich nur nicht zu ſehr ermüdeſt!“

„Nicht doch!“ — erwiederte Karl. — „Wenn ich müde werde, ſetzen wir uns auf eine Bank. Aber einen ſo ſchönen Tag wie dieſen bringt man gern unter freiem Himmel zu und Drottningholms Park iſt gerade der paſſendſte Ort für das, was ich zu ſagen habe.“

Bei dieſen Worten und der Betonung, womit ſie ausgeſprochen wurden, machte die Königin große Augen. „Wie Eure Majeſtät befehlen!“ gab ſie zur Antwort, indem ſie ſelbſt ihrem Sohne den Arm bot.

In der Thür des Vorgemaches wandte sich der König um und ward den Reichsmarschall gewahr, welcher gleich den übrigen Hofleuten zurückbleiben wollte, um die Unterredung der beiden hohen Personen nicht zu stören. Aber Karl gab ihm einen Wink mitzukommen, indem er ernst, aber nicht unfreundlich sagte: „Sie sind nicht überflüssig, Graf Jan Gabriel, bei meinem Gespräch mit Ihrer Majestät, meiner Frau Mutter. Leisten Sie uns Gesellschaft!“

Stenbock neigte das Haupt zum Zeichen seines Gehorsams und folgte langsam und schweigend den königlichen Personen in einem Zwischenraum von ein paar Schritten.

Die Wanderung dauerte nicht lange; denn der lendenlahme König schlug selbst vor, sich auf eine Bank niederzulassen mitten vor dem großen Springbrunnen, wo der hellaufschießende im Sonnenstrahl glänzende Kristall fast so hoch wie das Schloßdach emporwirbelte, und gleich Champagner schäumend in vier Muscheln niederfiel, aus welchen das Wasser sich sodann in den Schooß der Erde zurückzog, während in der Nähe ein paar Strahlen des nassen Elements von geringerem Umfange aber von nicht geringerer Heftigkeit aus einem Horne hervorbrachen, das von zwei Tritonen gehalten wurde.

„Welch herrliche Anlage!“ — begann der König mit Wärme und Nachdruck. — „Dort meiner Mutter prächtiges Schloß, worauf Schweden stolz ist, und um das uns das Ausland beneidet, ein Werk des alten Tessin, den mein höchstseliger Herr Vater mit so vieler Gnade und Vertrauen beehrte: und hier dieser stattliche Park,

zierlicher vielleicht und geſchmackvoller als ſelbſt Verſailles, angelegt von meinem Teſſin, der ſchon einen europäiſchen Namen hat, und, wie ich vorausſetze, in die Jahrbücher aufgenommen werden und ſeinen Platz in meiner eigenen Geſchichte behaupten wird — Dienſte, die nicht genug ausgezeichnet und belohnt werden können, — — — nicht wahr?«

Die Frage war an Niemand insbeſondere geſtellt. Die Königin-Wittwe antwortete deshalb im Allgemeinen, indem ſie dem Könige beipflichtete, und der Reichsmarſchall ſchwieg.

»Sie ſchweigen, Herr Graf!« — fuhr der Monarch fort, indem er ſich an ihn wandte. — Sind Sie nicht derſelben Meinung?«

»Ohne Zweifel« — gab Stenbock unbefangen zur Antwort. — »Auch haben Ihre Majeſtäten Herrn Teſſin's Dienſte ſtets königlich belohnt.«

»Ah, das iſt noch nichts gegen das, was ich zu thun denke« — verſetzte Karl lebhaft. — »Ich will ihn mit ſo leuchtenden Gnadenzeichen überhäufen, daß er an Glanz genug habe, um auch ſeinen eigenen Angehörigen und denen ſeiner Frau davon mitzutheilen — — — Nun, was ſagen Sie dazu, Graf Jan Gabriel?«

»Ich bin nie ſo vermeſſen geweſen« — antwortete dieſer jetzt, — »Eurer Majeſtät Regentenhandlungen zu muſtern, und ich ſchätze die Wiſſenſchaften und Künſte zu hoch, um etwas Anderes als Freude über die Anerkennung zu empfinden, welche den Jüngern deſſelben zu Theil wird.«

„Ei, das nenn' ich mir eben ſo vernünftig als edel ſprechen“ — rief der König mit leuchtenden Blicken. — „Meine Frau Mutter höre nun ſelbſt! Die Verbindung mit einem ſolchen Manne kann nicht anders als ehrenvoll ſein für Jeden, wer er auch ſei. Eurer Majeſtät Kammerfräulein konnte keine beſſere Wahl treffen. Ich wünſche ihr aufrichtig Glück dazu, und müßte mich ſehr täuſchen, wenn meine Frau Mutter, dem Zuge ihres guten Herzens folgend, nicht daſſelbe thäte.“

„Aber mich hinters Licht zu führen, und ſich ganz und gar wider mein Wiſſen trauen zu laſſen“ — — — murmelte Hedwig Eleonora unmuthig.

„Das war ein Fehler, ich geſtehe es“ — fiel der König ein — „ein großer Fehler, das Herz meiner zärtlichen Mutter ſo zu verkennen, und zumal von ihr, die ſo lange und ſo nahe um die Perſon Eurer Majeſtät geweſen war. Sie hätte ſich längſt mit vollem Vertrauen ihrer Herrſcherin entdecken ſollen; ſo wäre nichts weiter von der Sache zu ſagen geweſen. Dieſen ihren Fehltritt muß ſie inzwiſchen Ihnen abbitten, meine Mutter, und da ſind Sie zweifelsohne viel zu hochgeſinnt, um ihr nicht zu verzeihen.“

Des Reichsmarſchall Sinn und Geſichtszüge verdunkelten ſich immermehr. Jetzt, da die Königin-Wittwe über ihre Antwort verlegen ſchien, nahm er das Wort:

„Es wird mir nicht als ein Mangel an unterthänigem Zartgefühl zugerechnet werden können, wenn ich ungefragt mich in ein Geſpräch zu miſchen wage, das eine mich perſönlich berührende Richtung genommen hat. Wie weit Ihre Majeſtät geruhen mag zu verzeihen oder

nicht, was ihr vormaliges Kammerfräulein verbrochen hat, darüber steht es mir nicht zu, irgend ein Urtheil zu fällen; aber, als näherer Blutsverwandter des Vaters und als Haupt des Geschlechtes, kann ich nicht umhin zu erklären, daß zwischen der Gattin Tessin's und dem Stenbock'schen Hause alle Verbindungen unwiderruflich aufhören müssen.«

»Was höre ich?« — schrie der König mit auflodorndem Zorne. — »Sie vergessen, Graf Jan Gabriel, daß ich nunmehr ein allgebietender und befehlender Alleinherr, und Gott allein für meine Handlungen Rechnung schuldig bin, und daß die Zeiten hiemit vorbei sind, wo ein ahnenstolzer und herrschsüchtiger Adel sich erdreistete, mit dem Gesalbten des Herrn um das Scepter zu hadern. Meine Gnade kann Tessin in Würden eben so erhöhen, wie Sie da, während Sie an Ruf ihn niemals erreichen können, und meine Ungnade Sie in eine noch größere Tiefe hinabstürzen als die ist, aus welcher er ursprünglich emporstieg. Wie würde Ihnen das gefallen?«

»So, wie Eure Majestät ein Recht haben es von dem zu erwarten, der zuvor geehrt ward mit Dero hoher Gewogenheit und der nicht entartet ist von geachteten Vorvätern, welche gleichfalls vor mir die höchsten Würden des Reichs inne hatten,« — antwortete der Reichsmarschall mit Würde. — »Ich ersuche unterthänigst in Eurer Majestät Hand das Amt zurückzugeben, das ich bisher bekleidete, und werde nicht zaudern ein für allemal den Hof und das Land zu verlassen, sobald es geschehen kann.«

Karl XI. schien überrascht, faßte Stenbock scharf in's Auge, besann sich einige Sekunden und sagte: „Das war nicht meine Meinung, Herr Reichsmarschall! Sie sind ein redlicher und eifriger Diener, den ich nicht missen will; aber das alte Adelsblut schwillt bisweilen zu hoch in Ihren Adern, und das muß gebändigt werden. Aber vielleicht drückten Sie sich nicht deutlich genug aus, oder faßte ich Ihre Absicht nicht richtig. In Ihrem Alter trennt man sich nicht gern von einem so strahlenden Standpunkt.“

„Eure Majestät haben vollkommen die Meinung meiner Worte aufgefaßt“ — versetzte Stenbock — „und ich erneuere meine unterthänige Bitte um gnädigen Abschied aus dem Dienst Eurer Majestät und der Krone.“

„Und ich erneuere meine Verweigerung“ — antwortete der König mit erhobener Stimme. — „Sie sprechen aus einem Tone, als ob Ihr kaum funfzig Jahre alter Grafenbrief von Odin unterzeichnet wäre.“

„Vor einem Jahrhunderte, ehe sich unter Schwedens Ritterschaft und Adel weder Grafen noch Freiherren fanden, theilte Eurer Majestät Stammvater Thron und Bette mit einer Königin meines Geschlechts und meines Geschlechtsnamens“ — wandte Stenbock etwas beleidigt ein. — „Es hieße den Glanz von Eurer Majestät eigenem Thron verdunkeln, wenn Sprößlinge eines Hauses, aus welchem Gustav Wasa seine Gemahlin erkor, zugäben, daß ihr Blut sich mit Leuten des großen Haufens vermischte.“

„Die Ehe des großen Königs und seiner dritten Gemahlin blieb stets eine unfruchtbare, und es ist

nicht der Mühe werth, daran zu erinnern« — äußerte Karl spöttisch. — »Wenn meine Reduktionskammer weniger lahm zu Werke ginge, so wäret Ihr, gute Herren vom alten Stamme, wie Ihr euch selber zu nennen pflegt, weniger prahlerisch und anspruchsvoll!«

»Eure Majestät sind ein gerechter und gnädiger Herr« — erwiederte der Reichsmarschall, — »der nicht zugiebt, daß den Unterthanen, hohen oder niedrigen, zu nahe geschieht; aber diejenigen, welche damit beauftragt sind, Eurer Majestät Pläne auszuführen, sind in bemeldeter Hinsicht nichts weniger als pünktlich. In welchem Maaße und gegen wen die von Eurer Majestät verordneten Kommissionen lahm verfahren, ist mir unbekannt; aber das weiß ich aus gewisser und eigener Erfahrung, daß mir, so wie einigen andern Mitgliedern des Raths, auferlegt wurde, den Werth gewisser, während Eurer Majestät Minderjährigkeit eingekaufter Kleinodien zu ersetzen, unter dem Vorwand, daß sie zu hoch bezahlt wurden, und daß man nachher sowohl die Bezahlung wie den Schmuck behielt.«*)

---

*) Jean Stenbock fut chicané par la commission établie pour liquider les dépenses de la minorité. On le condamna avec quelques membres du Senat de payer un collier et quelques autres bijoues de prix achetés, à ce qu'on pretendit, au dela de leur valeur, et pour comble d'injustice on garda et l'argent et les effets. Ce procedé le piqua au vif: il remit son capital en païs étranger, où il comploit s'établir, et demanda sa dimission qu'il n'obtint cependant pas. C'était à cette occasion et dans

„Wieder eine Halsbandverdrießlichkeit!“ — murmelte der König für sich, indem er sich des Vorfalls zwischen ihm und seiner Base, der Pfalzgräfin de la Gardie erinnerte, fügte aber sodann mit ernster und erhobener Stimme hinzu: — „Ich werde genaue Untersuchung über den von Ihnen angeführten Fall, Graf Jan Gabriel, anbefehlen, und wenn es sich findet, daß Sie mehr oder weniger Recht haben, so soll Ihnen wieder zugestellt werden, was Ihnen rechtmäßig zukommt.“

Der Reichsmarschall machte eine tiefe aber kalte Verbeugung. Ueber sein Antlitz flog ein Ausdruck spöttischen Zweifels, und er hielt in seiner Brust das Mißtrauen zurück gegen die Raubgier der von dem Könige vorgezogenen Emporkömmlinge, die immer einen nichtigen Grund in Bereitschaft hatten, wenn es galt, des Monarchen gerechte und billige Vorsätze zu umgehen.

„Wenn Sie besondere Veranlassungen zur Unzufriedenheit und Mißlaune haben“ — fuhr Karl fort, indem er sich mit einem gewissen Ton von Vertraulichkeit an Stenbock wandte, — „so sind sie jetzt weggeräumt, und Tessin hat jedenfalls nichts damit zu schaffen. Sie erhalten also, das ist abgemacht, den Schmuck zurück, den Sie behaupten, gut bezahlt zu haben,

---

ce moment de mauvais humeur qu'il fit frapper une medaille à son buste avec les mots: „Elementum meum libertas.“ Legende hardie et très-hazardée sous les règne de Charles XI.; mais un courtisan, qui ramasse et un courtisan qui a sa bourse faite, sont deux personnages bien differens. Tessin und Tessiniana.

und mit dem ganzen, oder mehrern, oder doch einigen Theilen deſſelben putzen Sie Ihre Anverwandtr, Teſſin's Frau, und Sie ſelbſt führen ſie zu Ihro Majeſtät, meiner Frau Mutter, um dieſe um Verzeihung zu bitten. Alles wird auf dieſe Weiſe wieder gut, und Jeder zufrieden geſtellt. Denn von Ihrem unerwarteten Sippen bekommt Ihr altes Haus ſofort neue Ehre und neuen Glanz, und leidet durchaus keinen perſönlichen Nachtheil. Teſſin hat allzuviele und große Stangen im Feuer, um Zeit und Gedanken auf armſelige Grübeleien und Zänkereien um Stammbäume und Rangvorzüge zu verwenden. Außerdem iſt es meine Sache, für ſein Fortkommen und ſeine äußern Ehren Sorge zu tragen — — — Nun wohl, topp, Herr Reichsmarſchall, nehmen Sie die Friedensbedingungen an, und laſſen Sie uns gleich auf der Stelle das Inſtrument ratificiren.“

Graf Stenbock war nicht einen Augenblick darüber zweifelhaft, was er antworten wollte, aber um ſo mehr, wie er es thun ſollte, um nicht allzuſehr bei dem Monarchen anzuſtoßen und ihn zu reizen.

„Frau Teſſin's Schuldigkeit, Ihrer Majeſtät Abbitte zu thun“ — nahm er nach einigem Beſinnen das Wort mit Blicken auf Hedwig Eleonora, welche ausdrucksvoll um ihren Beiſtand baten — „würde nicht die Farbe des Selbſtbewußtſeins ihres abzubittenden Fehltrittes, nebſt der Reue und des Betrübniſſes, haben, wenn ſie hiebei in Geſellſchaft des höchſten Hofbeamten wäre. Sie muß für ſich allein die beſondere Güte und Gnade Ihrer Majeſtät anflehen, und alle Zwiſchenglieder von der reuevollen Bitterin bis zu dem hohen königlichen

Herzen hinauf würden den Eindruck der Erkenntniß des Vergehens von der einen, und die großherzige Freiwilligkeit der Verzeihung von der andern Seite vermindern. Stände mir eine Bitte für Frau Teſſin zu, ſo wäre es die, daß Ihre Majeſtät geruhte, ſie unter vier Augen anzuhören, wo die Demüthigung für ſie bedeutend vermindert würde und Ihre Majeſtät ſelbſt zwangloſer ihre Herzensmeinung äußern könnte.«

Hedwig Eleonora, welche mit Unruhe die auf des Königs Stirn aufſteigende Wolke, und ihres Vertrauten ängſtliche Lage zwiſchen ſeiner Erniedrigung (wie er die Sache anſah) und dem Zorn des Alleinherrſchers bemerkte, eilte zu Stenbock's Entſatz mit der Erklärung, daß ſie des Grafen Anſicht billige, und ſeiner Anverwandten ein zeugenloſes Gehör verſtatten wolle.

Der König ſchwieg einige Sekunden, ehe er antwortete; aber während die verwittwete Königin dies ſagte, hatten ſeine forſchenden Blicke bald ſie bald Stenbock betrachtet.

»Iſt es meiner Frau Mutter Abſicht« — brach Karl endlich aus — »Teſſin's Gattin zu verzeihen, inſofern ſie in mangelhaftem Vertrauen zu ihrer Gebieterin gefehlt hat, in nichts Anderem, und ſie wieder zu Gnaden aufzunehmen, ſo iſt es Ihrer Majeſtät Sache, die Art und Weiſe, wie dieſe Begnadigung vor ſich gehen ſoll, ſelbſt anzuordnen. Aber von dieſem Augenblick an müſſen auch alle früheren Veranlaſſungen zum Mißvergnügen vergeſſen, ein für allemal vergeſſen ſein und mir nie wieder eine Klage über dieſe Ehegeſchichte zu Ohren kommen.«

„Nachdem Hedwig erklärt hatte, es sei ihre bestimmte Absicht, da es der König wünsche, Tessin's Gattin ihr früheres Vertrauen und ihre Gewogenheit völlig wiederzuschenken, wandte sich der König mit einer Miene, worin sich eine gewisse Schadenfreude spiegelte, an Stenbock mit den Worten:

„Nun wohl, Herr Reichsmarschall, so ist denn mein Wille und Befehl, daß Sie, Sie persönlich selbst, dem Tessin ansagen, Ihre Majestät, meine höchstgeliebte Frau Mutter, erwarte seine Frau, Ihre Anverwandte, zur besondern Audienz schon morgen.“

„Befehlen Eure Majestät, daß ich zu diesem Zwecke sogleich nach der Stadt reise?“ fragte der Reichsmarschall mit unterdrücktem Aerger; und da der König Ja antwortete, entfernte sich Stenbock eiligst.

„Der alte Adel bedarf der Bändigung“ — äußerte Karl zu seiner Mutter, als sie allein waren. — „Meine Frau Mutter ist nun selbst Zeuge gewesen des höhnenden Grolls und der Vermessenheit der adelstolzen Herren gegen die neuen Geschlechter, welche ich schaffe. Die letzteren haben doch einen ganz anderen Werth, und die Ehrenstellen, zu welchen ich sie erhebe, sind Belohnungen für große mir und dem Reich erwiesene Dienste. Die alten Geschlechter dagegen prassen von den Thaten verflossener Jahrhunderte, und haben mir beinahe nichts als Aerger gemacht.“

„Ausnahmen giebt es wohl“ — wandte die Königin ein, die gerade Vorliebe für sie hegte. — „Graf Bengt Drenstierna zum Beispiel hat ja stets sich Deiner Gnade und Deines Vertrauens zu erfreuen gehabt.“

„Das iſt wahr“ — verſetzte der König —; „daß ich und mein Reich zehn Jahre des erwünſchten Friedens genoß, ſchreibe ich nächſt Gottes Beiſtand dem Benehmen und dem erleuchteten Verſtande des Grafen Bengt zu; aber dennoch, wenn ich ihn abrechne: wer erſetzt mir den Verluſt meines unvergeßlichen Lindſchöld? Ich habe in ihm einen treuen und redlichen Diener verloren, der es mit mir, mit meinem lieben Sohne, deſſen Gouverneur er war, und mit dem ganzen Reiche wohl meinte. Ich liebte ihn von ganzem Herzen, und wünſche ihm die ewige Freude für die Treue und Sorgfalt, die er im königlichen Dienſt und in der Erziehung des Königsſohnes gezeigt hat. Er liebte und erwarb ſich alle Auszeichnung und verſtand ſeine Leute zu beurtheilen. Teſſin iſt auf gewiſſe Weiſe ſein Teſtament, und deſſen Ehe iſt, unter uns geſagt, auf Lindſchöld's Rath geſchloſſen; aber der Tod kam dazwiſchen, ehe er, der es übernommen hatte, meiner Frau Mutter Alles zu erklären und deren Einwilligung in die Verheirathung des Kammerfräuleins auszuwirken, ſein Verſprechen erfüllen konnte. Wie viel Wirren und Unfrieden hat nicht der alte Adel auf Veranlaſſung einer Verbindung aufgeregt, die doch in der That mehr Glanz über das Haus Stenbock verbreitet, als dieſes dem Teſſin verleiht.“

„Ich muß gleichwohl erwähnen“ — bemerkte die Königin — „daß der Landeshauptmann Baron Thegner, der Neugeadelte, mit nicht viel minderer Schwierigkeit ſeine Tochter an Gyllenborg, den damaligen Wolimhaus, verheirathete.“

Der König lachte. „Ja, es iſt allerdings wahr“ — rief er. — „Die Schweden ſind ein neidiſches Volk, und ihre größte Luſt iſt, einander über die Achſel anzuſehen, ſie mögen von Gylfe abſtammen, oder in der elendeſten Bauernhütte geboren ſein.“

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

„Geh gleich zum Kammerherrn Teſſin, und ſag' ihm, er möge ſich morgen früh um ſieben Uhr bei mir einſtellen," — befahl der Reichsmarſchall einem ſeiner Bedienten, als er von Drottningholm zurückkam. — „Uebrigens ſage Jedem, wer es auch ſei, der mich heute beſuchen will, daß ich zu ſehr mit Geſchäften überhäuft bin, um Jemandem Gehör zu geben."

Und nun verfügte ſich Stenbock in ſein Leſezimmer, wo er ſich den ganzen übrigen Tag bei ſeinen Büchern und Kunſtſachen einſchloß. Bisweilen ſtand er auf, und ging heftig auf und ab im Zimmer, während er mit kochendem Aerger an des Königs Eindrängen in die beſonderen Familienverhältniſſe dachte. „Es iſt nicht genug" — wiederholte er bei ſich ſelbſt — „daß dieſer Fürſt, dem die Stände in ihrer Blindheit die Alleinherrſchaft übertrugen, ſein aus dem Haufen hervorgezogenes Geſchmeiß von Günſtlingen und Ohrenbläſern, die er mit prunkenden Namen und Titeln ausputzt, uns unſerer wohlerworbenen Beſitzungen berauben und von Beute und Beſtechungen ſchwelgen läßt: jetzt will er auch

unſer Blut durch Verſchwägerung mit ſeinem Geſindel beſchmutzen! — — — Teſſin hat allerdings ſchon einen Namen in der Künſtlerwelt, der von Tag zu Tag an Werth und Ruf wächſt — — — er hat ſich nie zu Staatsſchelmenſtreichen und Hofränken hergegeben — — — ſeine Hände ſind in dieſen dunkeln Zeiten vollkommen rein — — — auch beſaß er meine ungetheilte Achtung und aufrichtige Ergebenheit, ehe er beide durch ſeinen vermeſſenen Verführungsplan verwirkte — — — Aber warum ſoll denn ein Geſchlecht, das eine Krone trug, ſein junges Adelsdiplom vergolden? Warum ſah er ſich nicht um unter den „ſchölds,“ „ſtolps,“ „borgs“ und „hjelms,“ welche unter dieſer Regierung das Feld wie Heuſchrecken überſchwemmen? — — — Des Reichsmarſchalls leibliches Geſchwiſterkind und eine Rathsherrenwittwe! — — — Ich danke Gott, daß wenigſtens der Schurke Johann Gyllenſtierna nicht mehr am Leben iſt. Wie ſataniſch würde er gegrinſt und Hohn und Spott über dieſe meine Demüthigung ausgegeifert haben, über dieſe ſtrahlende Rache ſeiner Schweſter Ingeborg! — — — Dergleichen konnte nicht geſchehen, ſo lange wir Reichsräthe waren; aber was muß nicht anjetzt ein ſogenannter königlicher Rath hinnehmen, ungeachtet der ſtrengen Vermahnung den Rang zu beachten.“*)

*) Unter dem 13. November 1686 erließ Karl XI. folgendes Schreiben an die ſämmtlichen königlichen Räthe:

„Karl von Gottes Gnaden u. ſ. w. Unſern Gruß zuvor u. ſ. w. Wir vernehmen mit beſonderem Mißvergnügen, wie

Der Reichsmarschall ging zeitig zu Bette, ohne doch besser zu schlafen. Der doppelte Verdruß über Hedwig Stenbock's, nach seiner Ansicht standeswidrigen Verheirathung und über den Befehl, den er nicht zu umgehen wagte, deren Mann von der ihr bei der Königin Wittwe zugestandenen Audienz persönlich zu benachrichtigen, hielt ihn die halbe Nacht schlaflos, und setzte sein Blut und seine Galle in Bewegung.

Am nächsten Morgen stellte sich Tessin um die

Einer und Anderer bei Gelegenheit, ja bisweilen in Unserer Gegenwart, sich unterfteht, die Ehre und den Respect nachzusetzen und zu unterlassen, der Euch wie Unseren Getreuen und Räthen längst und von Urzeiten her zuertheilt worden, besonders hinsichtlich des gewöhnlichen Ehrentitels „Excellenzen“; nun wollen wir keineswegs dulden, daß Unsern dermaligen oder künftigen Räthen die Vorzüge, Ehren und Titel genommen oder verkürzt werden, welche die ehemaligen „Reichsräthe“ besaßen, und kündigen an, daß Wir die Unehren, welche Euch geschehen, nicht anders betrachten, als ob sie Uns selbst geschähen, da das Amt Unser ist, und die, welche damit von Uns beehrt sind, als vornehme Glieder Unsers Regierungskörpers geachtet werden müssen. Wir werden deshalb veranlaßt, Euch sammt und sonders in Gnaden zu erinnern, daß Ihr in keinem Fall, weder bei öffentlichen noch bei Privatzusammenkünften, eine solche Verkleinerung oder Verringerung der Euch zukommenden Amtsehre und Amtstitel hinnehmt, ohne daß Ihr einen solchen Muthwillen oder eingebildeten Stolz Uns sofort berichtet, wo Wir dann eine solche Vermessenheit nach Beschaffenheit gebührlich strafen wollen u. s. w.

Datum ut supra.

Carolus. E. Lovisin.“

bestimmte Stunde ein. Der Reichsmarschall hatte das Bett noch nicht verlassen. Der Bediente fragte, ob er nach bisheriger Gewohnheit den Kammerherrn in die Bibliothek führen solle? »Nein« — war die Antwort — »weise ihn in's Vorzimmer.«

Weit entfernt wegen Tessin's Ankunft schneller aufzustehen und sich anzukleiden, beliebte es dem Grafen Stenbock, möglichst lange Zeit darauf zu verwenden. Des Kammerdieners Hülfe beim Anzug war ihm nirgends zu Dank: bald war ein Band zu stark oder zu schwach geknüpft, hier oder da eine ungehörige Falte, oder eine Schnalle und Spange, die ihn drückte. Unter hundert Vorwänden ward beinahe alles zweimal oder zum Theil noch öfter gemacht. »Nie« — betheuerte der Kammerdiener nachher unter vier Augen gegen den Hofverwalter — »waren Seine Excellenz so schwer zu befriedigen.«

Auf diese Weise verfloß eine ganze Stunde, und ohne es sich kümmern zu lassen, daß eine von ihm selbst bestellte Person im Vorgemach darauf warte, vorgelassen zu werden, (ein Benehmen, das des Reichsmarschalls Bedienung um so mehr befremdete, als er es sich sonst stets zur Pflicht gemacht hatte, Audienzsuchende nicht lange warten zu lassen, und er überdieß gerade den Kammerherrn aufs vertraulichste zu empfangen und zu behandeln pflegte, so daß dieser, selbst zu der Zeit, wo er noch blos Hofbaumeister war, die Erlaubniß hatte, in Bibliothek einzutreten — ging der Reichsmarschall nach beendigtem Anzuge in seine Rüstkammer, musterte die Waffen, verfügte sich sodann gemächlich in die Bibliothek und forderte seine Chocolade. Erst als diese getrunken

war, und die Wanduhr neun ſchlug, fand er es für gut, ſich des Wartenden zu erinnern, begab ſich mit gemeſſenen Schritten zur Thür des Vorgemachs, in welchem Teſſin ſich aufhielt, öffnete dieſe halb und ſteckte den Kopf hinein, indem er mit widerlicher Stimme rief: „Der Reichskönigin-Wittwe früheres Kammerfräulein Hedwig Stenbock erhält den Befehl zur beſonderen Audienz bei Ihrer Majeſtät heute Vormittag, wovon ich Sie hiemit in Kenntniß ſetze, damit Sie für die unfehlbare Befolgung des Befehls Sorge tragen.“

Der Reichsmarſchall machte die Thüre wieder zu und zog ſich in ſeine inneren Gemächer zurück. Teſſin, mehr beleidigt als gedemüthigt durch des Grafen Stenbock ungeziemendes Benehmen, entfernte ſich eilig, mit glühendem Aerger in ſeiner Bruſt, wovon der Wiederſchein ſein Geſicht röthete.

Mit wankendem Schritt und leichenblaß von Unpäßlichkeit und Beſtürzung durchſchritt Hedwig Stenbock die Schloßgemächer, wo ſie ehemals gewohnt geweſen war, Triumphe zu feiern und Befehle auszutheilen. Die Hofleute muſterten ſie mit Neugier, verhehlten ihre Verwunderung und Verachtung unter der Larve ſteifer und befremdlicher Höflichkeit, und wichen auseinander, weniger um ihr Platz zu machen, als um ſich nicht durch die Berührung einer Perſon, die in Ungnade gefallen war, zu verunreinigen.

Dagegen ſchaarte das Gewimmel ſich eifrig und zuvorkommend um das Fräulein Ingeborg Gyllen-

ſtierna, das zu dieſer Zeit wieder bei Hofe erſchien und gerade heute ſich eingeſtellt hatte, um ihren Rachedurſt in dem Anblick von Hedwig Stenbock's bevorſtehender Demüthigung zu löſchen, wovon das Gerücht ſich mit der Schnelligkeit eines Lauffeuers verbreitet hatte. Hedwig war zu niedergeſchlagen, um eben Acht zu geben auf ihrer ehedem beſiegten Nebenbuhlerin triumphirende Haltung und auf die Schadenfreude, welche aus ihrem Antlitz ſtrahlte. Aber als bei der Thür zum Kabinet der Königin der Wachthabende ihr zu warten hieß, hineinging und gleich zurückkam, indem er mit lauter Stimme ſagte: „Ihre Majeſtät geſtatten der Frau Teſſin den Eintritt," — gerade da näherte ſich Ingeborg und flüſterte ihr halblaut ins Ohr: „Dies iſt der Anfang von Ingeborg Gyllenſtierna's Rache. Sie endet erſt, wenn Sie einſt von dem Manne vergeſſen werden, für welchen ſie ſich aufgeopfert haben, und er ſich in eines jüngeren Hoffräuleins Arme wirft. Ha, ha, ha!"

Die zunächſt Umſtehenden drückten ihren Beifall aus bei dieſer Prophezeiung, die ſich bald in dem ganzen Hofzirkel ausbreitete, und ein Geſumme von Spöttereien und Hohngelächter weckte.

Frau Teſſin war ſo bewegt, daß ſie ſich kaum aufrecht erhalten konnte. Sie mußte, unterſtützt von dem Wachthabenden, ſich einige Minuten erholen, ehe ſie die Schwelle des Kabinets zu überſchreiten vermochte, deſſen Thürflügel ſich ſogleich ſchloſſen, ſobald ſie eingetreten war, wo die Königin-Wittwe allein auf dem Sopha ſaß.

„Auf dieſe Weiſe hätte ich es nicht erwartet, Dich wiederzuſehen, Hedwig Stenbock!“ — nahm die Königin das Wort, ohne ihre Stellung zu verändern, mit ziemlich unfreundlichem Ton und Geſicht. — Ich habe täglich im Laufe von achtzehn Jahren Dir hinreichend überzeugende Beweiſe von meiner Geſinnung gegeben, als daß Du hätteſt ſuchen ſollen, durch erheuchelte Kränklichkeit und falſche Vorſpiegelungen hinſichtlich des Zwecks Deiner Reiſe nach dem Feſtlande mich hinters Licht zu führen. Waren Deine Neigung und Dein Vorhaben löblich, ſo brauchteſt Du meinem Schutze nicht zu mißtrauen; aber wurden ſie von Deinem eigenen Gewiſſen verworfen, ſo wäre es beſſer geweſen, Du wäreſt nie wieder in Dein Vaterland und zu Deinen verunglimpften Verwandten zurückgekehrt.“

Hedwig Stenbock ſtürzte auf die Knie, ſtreckte bittend ihre gefalteten Hände gegen die Königin aus und ſagte mit thränenvollen Augen: „Aus falſcher Scham habe ich mich ſchwer vergangen gegen Eure Majeſtät, meine hohe Wohlthäterin, daß ich mich nicht gleich anfangs zu Dero Füßen warf, meine Wünſche bekannte und mir Eurer Majeſtät Genehmigung und Schutz ausbat; aber auf die Wahl meines Gemahls bin ich ſtolz, ſein Name ertönt durch ganz Europa, ſein treuer Eifer und ſeine brennende unterthänige Dankbarkeit gegen ſeine hohen Gebieter ſind Eurer Majeſtät von ſonſther bekannt, und unſer großer König hat ſelbſt geruht, unſere Verbindung zu genehmigen, zu ſegnen und gnädig zu betrachten. Es fehlt uns nur an Eurer Majeſtät hohem Beifall und Segen, um vollkommen glücklich zu

ſein; und bei Gott und Eurer Majeſtät betheure ich, daß Teſſin nie zu dem entſcheidenden Schritte hätte vermocht werden können, wenn nicht der verſtorbene Graf Lindſchöld es auf ſich genommen hätte, uns des Königs und Eurer Majeſtät hohe Einwilligung zu unſerer Verheirathung auszuwirken.«

»Steh' auf, Hedwig!« — ſagte die Königin-Wittwe ſanft, indem ſie ſich ſelbſt erhob vom Sopha und der Frau Teſſin ein paar Schritte entgegen kam, welche dem Befehl gehorchte. — »Ich verzeihe Dir, noch mehr: ich ſegne Dich! Sieh nun zu, daß Deine Verwandten daſſelbe thun! Auf mein Fürwort kannſt Du rechnen.«

Die Königin-Wittwe legte die eine Hand auf Hedwig Stenbock's Haupt und reichte ihr die andere zum Kuſſe. Dann ging ſie zu einem Putztiſchchen, von welchem ſie ein zuſammengewickeltes Papier nahm, und es milde lächelnd der Frau Teſſin mit dieſen Worten reichte: »Sieh hier! Mit der Verzeihung erfolgt natürlich auch ein Brautgeſchenk.«*)

Frau Teſſin hatte kaum ihre frohe Ueberraſchung und ihre lebhafteſte Dankbarkeit ausdrücken können, als die Königin-Wittwe ſie einlud, auf einem Seſſel neben dem

---

*) Den 20. Oktober 1691 ging Ihrer Majeſtät der Königin Hedwig Eleonora's Brief an ihren Gouverneur ab; als ich eben verheirathet war, daß meine erſte Gattin, Hedwig Eleonora Stenbock, wegen ihres langen und unverdroſſenen Dienſtes als Kammerfräulein, den Brautſchatz von 3000 Thalern Silbermünze genießen ſolle, nachdem ſie das Jahr zuvor heimgekommen war. Aus den Erinnerungen des Grafen N. Teſſin.

Sopha Platz zu nehmen, wo sich Hedwig Eleonora aufs neue niedersetzte, schellte und die Thüren nach dem äußeren Zimmer öffnen ließ, „damit,“ — wie sie äußerte — „mein ganzer Hof vernehmen möge, daß wir jetzt auf altem Fuß mit einander stehen.“

Die Wirkung des Anblicks der Frau Tessin an der Seite der Königin-Wittwe und ihre Unterhaltung mit ihr unter allen Zeichen der Vertraulichkeit zeigte sich denn auch unmittelbar. Ingeborg Gyllenstierna wollte kaum ihren eignen Augen trauen, wurde jedoch durch den sofort sichtbaren Kaltsinn der Hofleute gegen sie überzeugt, daß das Gemälde, das sie im Kabinet der Königin-Wittwe vor sich sah, keine Täuschung sei. Das Gedränge zertheilte sich allmählig um Ingeborg, die Gesichter verlängerten sich; Tessin's und seiner „Liebsten“ Ruhm erklang immer lauter unter den Anwesenden. Ingeborg wechselte die Farbe, fühlte sich unwohl und eilte fort.

Als späterhin Hedwig Stenbock sich entfernte, nachdem sie noch einmal der Königin-Wittwe die Hand geküßt hatte und von ihr mit gnädigen so laut gesprochenen Worten, daß sie deutlich im Kreise verstanden werden konnten, entlassen war, umringten sie die Hofleute im Vorgemach, wünschten ihr Glück zu ihrer Verheirathung und Zurückkunft, bezeugten ihre Freude, sie wiederzusehen, und empfahlen sich ihrer ferneren Freundschaft.

Zum erstenmal fehlten heut im Cirkel der Königin-Wittwe zwei Personen, die sonst sich täglich einstellten: der Reichsmarschall Stenbock und Magdalena Stenbock, verheirathete Oxenstierna, Hedwig's eigne

Schweſter. Der Erſtere wollte nicht Zeuge ſein bei einem Auftritt, der gewaltſam gegen ſeine Geburtsvorurtheile verſtieß: die Letztere hätte, ſelbſt wenn ſie es gewollt hätte, ihres Mannes Einwilligung nicht dazu erlangt; denn der königliche Rath Graf Bengt Oxenſtierna war ein hinſichtlich der empfindlichen Königsgunſt zu beſorgter und vorſichtiger Staatsmann, um ſeine Gemahlin der gefährlichen Kreuzfahrt zwiſchen der Verachtung der alten Geſchlechter und des alleinherrſchenden Königs Mißbehagen bloszuſtellen, von welchem möglicherweiſe nur ein einziger Schritt war zu des Grafen eigenem Sturze.

„Nun, lieber Teſſin!“ — fragte Karl XI. ſeinen Hofbaumeiſter. — „Wie iſt Ihrer Gattin Audienz bei meiner Mutter, der Königin-Wittwe, abgelaufen?“

„Ueber alle unſre Erwartung und unſer Verdienſt glücklich, allergnädigſter Herr und König!“ — antwortete Teſſin — „Ihre Majeſtät verzieh meiner Frau nicht blos das, was vorgefallen war und überhäufte ſie im Angeſicht ihres ganzen Hofes mit dem gnädigſten Bezeigen, ſondern geruhte ſchließlich ihr ein anſehnliches Hochzeitgeſchenk in baarem Gelde zu verehren.“

„Brav!“ — rief der König aus — recht brav! Ihre Angelegenheiten befinden ſich demnach auf dem beſten Fuß von der Welt, und es giebt Niemand mehr, der Ihnen wegen Ihrer Heirath Verdruß machen kann. Denn was den alten Adel betrifft, dem will ich nicht rathen zu mucken. Wenn er ſich unterſteht, in dieſer Sache

noch weiter den Mund aufzuthun, ſo werde ich ſo darauf ſchlagen, daß er es nicht vergeſſen ſoll. Die adelſtolzen Tölpel dünken ſich beſſer zu ſein als die Leute, die ich aus der Maſſe hervorziehe und ſie zu ihres Gleichen mache. Und womit brüſten ſie ſich? Es iſt ganz gut, daß ihre Vorväter vor einem oder ein paar Jahrhunderten am Ruder ſaßen; aber ſie wußten auch ſich zu bereichern, die guten Herren, und gerade mit dem Erwerb dieſes Raubes prahlen ihre hochmüthigen Nachkommen noch bis auf dieſen Tag. Mein Adel dient mir und dem Reiche faſt meiſt aus Liebe zu mir, aus Ehrgefühl und aus Eifer für das allgemeine Beſte: werden meine Diener nicht ſelig durch mich, ſo werden doch die Reichen zunicht. — — — Aber jetzt zur Sache: haben Sie an die Riſſe zu meinem neuen Schloßgebäude gedacht?«

»Nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen habe ich Eurer Majeſtät Befehle zu erfüllen geſucht, und die Riſſe mitgebracht, wenn Eure Majeſtät geruhen ſollten, einen gnädigen Blick darauf zu werfen.«

Mit dieſen Worten zog Teſſin eine große Papierrolle hervor, welche er auf dem Arbeitstiſche des Königs ausbreitete.

Gerade als der König im Begriffe ſtand, die Riſſe näher zu betrachten, meldete der Wachthabende: den Landeshauptmann Baron Loviſin.

»Laſſ' ihn ein!« — war die Antwort. — »Mich verlangt zu erfahren, wie es in Oſtgothland ſteht. Sie, Teſſin, bleiben mittlerweile hier. Sobald ich Loviſin abgefertigt habe, werde ich mit ungetheilter Auf-

merkſamkeit den Plan zu meinem neuen Schloſſe in Augenſchein nehmen.«

»Willkommen, mein lieber Loviſinius*) — begann Karl in ſcherzhaftem Ton zum Baron Loviſin, als dieſer eintrat. — »Ich hoffe, Sie bringen mir gute Nachrichten aus der Landſchaft, die ich Ihnen anvertraut habe.«

»Alles ſteht dort nach Wunſch, Eure Majeſtät, die Saat vortrefflich, der Geſundheitszuſtand ſo gut wie möglich, reichlicher Vorrath von Lebensmitteln, und wenig oder gar keine Verbrechen,« antwortete Loviſin, indem er ſich tief bückte.

»Nun, das nenn' ich mir eine gute und glückliche Verwaltung!« — brach der König aus, indem er vor Freude die Hände zuſammenſchlug. — »Kamen Sie deswegen her, um mir dieſe angenehme Nachricht zu bringen, ſo danke ich Ihnen für dieſe Aufmerkſamkeit.«

»Eure Majeſtät ſind allzu gnädig — — — aber — — — ich möchte — — — es verhält ſich ſo, daß — — —« ſtammelte Loviſin immer verlegener und endlich nicht im Stande für ſeine Sache Worte zu finden.

»Nun, wie verhält es ſich denn?« fragte der König verwundert und ungeduldig.

»Meine Forderung — — — die Gräfin Lindſchöld — — — der Brief von Seiner ſeligen Excel-

*) Der Advokat im Swea-hofgericht Erich Loviſinius, geadelt unter dem Namen »Loviſin,« ward nachher Landeshauptmann in Oſtgothland, und in dieſer Eigenſchaft Freiherr.

lenz beweiſt, was ich zu fordern habe — — — aber ſie weigert ſich zu bezahlen — — —“ fuhr Loviſin fort zu ſtammeln.

„Menſch, ſind Sie von Sinnen? Oder unterſtehen Sie ſich mit mir Scherz zu treiben?“ — ſchrie der König aufgebracht. — „Ich werde Sie anders lehren. Kurz und gut: Was haben Sie zu ſchaffen gehabt mit dem verſtorbenen Grafen Lindſchöld oder mit ſeiner Gemahlin? Bedenken Sie, daß es Ihnen unglücklich geht, wenn Sie lügen, oder im Geringſten verſuchen, mich hinters Licht zu führen; denn früher oder ſpäter komm' ich doch hinter die Wahrheit.“

„Einige Zeit vorher, ehe Seine Excellenz Herr Graf Lindſchöld ſo unvermuthet und bedauerlich vom Tode entrückt wurde“ — begann Loviſin, ſeine ganze Faſſung aufbietend, um ſeiner Darſtellung Deutlichkeit zu geben — „hatte ich die Ehre, ihm 5000 Reichsthaler vorzuſtrecken. Eine Verſchreibung ſchien um ſo weniger nöthig, als die Wiedererſtattung von einer Bedingung abhing, nämlich, inſofern Seine Excellenz eine gewiſſe Uebernahme nicht ins Werk richten könnte; denn im Fall dies geſchah, gehörte nach unſerer Uebereinkunft das Geld ihm. Seine Excellenz ſchrieben mir gleichwohl und dankten für den Empfang mit dem Verſprechen, nach Uebereinkunft zu verfahren. Aber ehe dies geſchah, hörte Seine Excellenz auf, in der Zahl der Lebendigen zu ſein. Ich wandte mich deshalb an ſeine Wittwe, die Gräfin, unterrichtete ſie von der ganzen Sache, legte ihr als Beweis obigen Brief vor und bat um Zurückgabe meines Geldes; aber ſie antwortete darauf ein entſchie-

denes Nein. Mein Verluſt iſt alſo klar und für mich ſehr fühlbar, wenn Eure Majeſtät nicht etwa allergnädigſt geruhen und ihr aufgeben, die Schuld ihres verſtorbenen Gemahls anzuerkennen, in welchem Fall ich nicht bezweifle, daß ſie ſich bequemt, mir die rechtmäßige Forderung auszuzahlen.“

Mit ſcharfem Blick und düſterer Stirn betrachtete der König den Loviſin bei dieſer Auseinanderſetzung. „Laſſen Sie mich erſt Lindſchöld's Brief an Sie ſehen!“ befahl Karl und nachdem er ihn bekommen und durchlaufen hatte, fragte er, worin die „gewiſſe Uebernahme“ beſtanden habe, deren Bewerkſtelligung den Lindſchöld habe berechtigen ſollen, das Geld zu behalten?

„Ja, allergnädigſter Herr und König!“ — antwortete Loviſin, indem ihn vor den Folgen des Bekenntniſſes bangte, das er nun nothgedrungen ablegen mußte und nicht mehr umgehen konnte — „Seine verſtorbene Excellenz verſprachen mir, es auszuwirken, daß Eure Majeſtät geruhen möchten, mich zum königlichen Rath und in den gräflichen Stand zu erheben.“

Der König ſtutzte, beſann ſich einige Augenblicke und ſagte dann mit ſcharfem Ton: „Auf mündliche Vorſtellung kann ich in einer ſolchen Sache nicht Rückſicht nehmen. Wenn Sie ſchriftlich deswegen einkommen, will ich Ihnen meinen Beſchluß mittheilen.“

„Ein ſolches Geſuch, allergnädigſter Herr und König!“ — erwiederte Loviſin — „habe ich hier ſchon aufgeſetzt für den Fall, daß es mir nicht vergönnt ge-

weſen wäre, Eurer Majeſtät meine perſönliche Aufwartung zu machen.«

»Geben Sie her!«

Und nun flog das Papier aus Loviſin's Taſche in die Hände des Königs, der ſich am Schreibtiſch niederließ, und dem Geſuch folgende Eröffnung beifügte:

»So lange Loviſin nicht königlicher Rath iſt, hat er keinen Grund, Lindſchöld's Wittwe in Anſpruch zu nehmen, und wenn er es wird, iſt das Geld hiemit bezahlt. Carolus.«

Lächelnd las er dem beſtürzten Briefſteller die Worte ſelbſt vor.

»Nun, ſind Sie mit dem Beſchluß zufrieden?«

Baron Loviſin bückte ſich tief, aber ſchwieg.

»Jedenfalls« — fügte nun der Alleinherrſcher hinzu mit einer Miene und einem Ton, der keine Einwendungen erlaubte — »haben Sie ſich nicht zu beklagen: Loviſinius iſt Loviſin geworden, und Loviſin Freiherr. — — — Sehen Sie, ſehen Sie, Gott mit Ihnen! Grüßen Sie meine treuen Oſtgothen!«

Beſchämt und mißvergnügt entfernte ſich Loviſin mit häufigen und tiefen Verneigungen.

»Hörten Sie?« fragte der König den Teſſin, als ſie wieder beide allein waren.

Mit feinem Takt und hofmänniſcher Haltung antwortete dieſer, daß er ſich zu eifrig mit den Bauriſſen und dem wichtigen, weitumfaſſenden großen Werke beſchäftigt habe, zu welchem jene den Grundriß bildeten, um noch auf etwas Anderes Acht zu geben.

Mit dieſer Antwort war der König wohl zufrieden und äußerte: „So laſſen Sie uns denn gemeinſchaftlich die Riſſe betrachten, und unſer großes Vorhaben überlegen!“

Beide nahmen Platz vor der Karte: Teſſin zeigte hin und erklärte; der König nickte Beifall oder machte ſeine Bemerkungen, fragte, ließ ſich nähere Aufſchlüſſe geben, und ſchloß endlich damit, Alles zu genehmigen.

„Das iſt vortrefflich, mein Alterchen!“ rief der Monarch darauf und klopfte den Teſſin gewogentlich auf die Schulter. — „Gehen wir nun, je eher, je lieber an's Werk, Mich verlangt, mein neues Schloß, ſeinen ſtolzen Scheitel über die Hauptſtadt erheben zu ſehen, in die lichten, geräumigen Gemächer deſſelben einzuziehen, und ganz beſonders, des größten Kenners von der Welt, meines Bruders Ludwig in Frankreich Urtheil über das Unternehmen zu hören.“*)

---

*) „Bei meiner Rückkunft fermirte ich die neuen Schloßdeſſeins, worauf im Jahr 1692 der Anfang auf der Nordſeite gemacht wurde, zu des Hochſeligen Königs beſonderer Befriedigung, weil gegen Aller Vermuthen, dieſer Theil in Zeit von fünf Monaten vom Fundament aus großentheils unter Dach gebracht wurde, was um ſo mehr Seiner Majeſtät des Höchſtſeligen Königs Inclination für die Wiſſenſchaften nebſt gnädigſtem Vertrauen ſtärkte, als Mehrere bei dieſem Werke ihm eine widrige Impreſſion zu geben verſucht hatten, was um ſo mehr Seiner Majeſtät Gnade erhöhte, da ihre Intention ungünſtig für ſie ſelbſt ausfiel, und weil ſie mit eigener Confuſion vernehmen

mußten, daß ein ſo erfahrner Herr in den Wiſſenſchaften wie der König von Frankreich, als er die Deſſeins geſehen hatte, durch ſeinen extraordinären Ambaſſadeur, den Grafen Davaux, dem Höchſtſeligen König darüber ſein Kompliment und ſeine Gratulation vermelden ließ.“

Memorial des Reichsraths Grafen Nikodemus Teſſin.

Bayerische Staatsbibliothek München

Ende des erſten Theils.

Gedruckt bei G. Heißer.

Das

Haus Teſſin

zur Zeit der

Alleinherrſchaft und der Freiheit.

Von

M. J. von Cruſenſtolpe,

Verfaſſer des Mohren oder das Haus Holſtein-Gottorp in Schweden; Carl Johann und die Schweden u. ſ. w.

Zweiter Theil.

Aus dem Schwediſchen.

Berlin, 1848.

Verlag von F. H. Morin.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische Staatsbibliothek München

Erſtes Kapitel.

„Zu Pferd! — donnerte der Stallmeiſter Hård — es naht Seine Majeſtät“

Und mit Blitzesſchnelle ſchwangen die Trabanten ſich auf die ſchnaubenden Roſſe, welche ſchon lange auf dem Platze vor dem großen Eingangsthore von Kungsöhr ungeduldig gewiehert hatten. Gleich darauf erſchien der König ſelbſt, gefolgt von Piper. Ihn ließ der Monarch zuerſt das Pferd beſteigen, theils um alle Hinderniſſe der Abreiſe zu beſeitigen, theils um ſelbſt an dem geringen Reitergeſchicke Piper's ſich zu beluſtigen. Dann winkte Carl den Stallmeiſter zu ſich heran, und auf deſſen Schulter ſich ſtützend, ſetzte er den Fuß in den Steigbügel. Kaum war er feſt im Sattel, ſo ſaß auch Hård bereits auf ſeinem Roſſe. Und nun ging es in raſchem Trabe von Kungsöhr nach Stockholm.

Carl war heut in der beſten Laune. Er ſcherzte mit Piper, der an ſeiner linken Seite ritt und lachte über die Beſchwerde, welche der ſchnelle Ritt dieſem zu

verurſachen ſchien. Nach und nach aber ließ der Monarch das Pferd langſamer gehen, um mit ſeinem Vertrauten über ernſte Gegenſtände ſich unterhalten zu können.

„Die friedliche Politik des Grafen Bengt macht meinen Nachbarn graue Haare“ — äußerte der König unter andern — „beſonders der Polniſche Herr ſähe mich gern mit ganz Europa in Krieg verwickelt. Er ſchürt im Geheimen das Mißvergnügen des Liefländiſchen Adels und bemüht ſich ſogar in meiner Hauptſtadt Anhänger zu erkaufen. Doch alles das macht mir nicht die mindeſte Sorge. In Polen iſt der Adel alles, in meinem Reiche aber habe ich deſſen Macht gezähmt und herrſche allein!“

Pflichtſchuldigſt gab Piper den Anſichten des Monarchen Beifall, pries deſſen Weisheit und wünſchte Schweden zu der unbeſchränkten Macht ſeines Königs Glück. „Auch ich“ — äußerte er, behutſam ſich vorſehend — „glaube viel Vertraulichkeit zwiſchen Ausländern und einem und dem andern unter den Vornehmen bemerkt zu haben.“

„Und welchem zum Beiſpiel?“ fuhr Carl mit gerunzelter Stirne ihn an.

„Ich behaupte keineswegs, daß etwas Unziemliches ſich in den nahen Umgang miſche, welcher vor den Augen der ganzen Welt zwiſchen dem Herrn Rath Grafen Bjelke und den fremden Geſandten an Ew. Majeſtät Hofe ſtatt findet“ — heuchelte Piper — „Seine Excellenz iſt dem kaiſerlichen Hauſe, in deſſen Dienſte ſie ſtand und das ſie mit Gnadenbeweiſen überhäufte, ſo

wie auch der Republik Venedig, welche ihr den Feldherrnstab anbot, große Verbindlichkeit schuldig, wiewohl Ew. Majestät einen Strich durch alle Rechnungen in dieser Beziehung machten, Seine Excellenz von Oesterreich zurückberiefen und ihr untersagten, den Antrag der Venetianer anzunehmen. Die Gründe zu dem Beschlusse Ew. Majestät waren so schmeichelhaft für Seine Excellenz, daß sie sich gern damit zufrieden geben konnte, denn Ew. Majestät geruhten in Bezug auf seine Abwesenheit in Oesterreich zu erklären, daß das Vaterland seiner großen Geschicklichkeit und Tapferkeit bedürfe, und hinsichtlich des venetianischen Anerbietens es unter der Würde eines Rathsherrn anzusehen, in den Dienst einer Republik zu treten. Was aber den großen Reichthum Seiner Excellenz anbelangt . . .«

»Muß ich ihm den Daumen auf dem Auge halten« — fiel der König heftig ein — »und darauf kann er sowohl wie sein übriger aristokratischer Anhang sich verlassen. Wenn sie den Löffel nicht in die rechte Hand nehmen, und meine Geduld auf die Probe setzen, so werde ich meine Reductionscommission auf sie hetzen, diese soll an ihnen nagen bis sie eben so kahl sind, wie der fleischlose Knochen, den die Hundebestie dort im Maule hat.«

Die Trabanten, welche in einigem Abstande ritten, konnten nur ein und das andere Wort von dem, was der König sagte, verstehen, als er in Eifer gerieth und mit lauter Stimme sprach. Als sie die Worte »Hund« und »Knochen im Maule« vernahmen, äußerte der eine der Trabanten zu dem neben ihm reitenden Gefährten:

„Thue wie ich! ſpann' den Hahn an Deinem Karabiner! wir werden gleich Befehl kriegen auf die Hundebeſtie zu ſchießen.“

„Warum das? Seine Majeſtät liebt ja dieſe Thiere!“

„Aber merkſt du denn nicht, woher das Beeſt kommt, und was es für eine Art Knochen im Maule hat? Menſchenknochen, ich weiß es! Du ſiehſt doch das Gerippe dort am Rade?“

— „Pfui Teufel! Se. Majeſtät ſollte die Hinrichtungen ſo nah bei den großen Heerſtraßen unterſagen.“

— „Ja freilich; aber in Jeſu Namen fluche nicht ſo laut! Du weißt ja, daß unſer gnädiger König böſe wird, wenn er in ſeiner Umgebung Flüche hört. Jetzt gehts wohl an hier vorbeizureiten. Aber Ihr hättet den Leichnam ſehen ſollen als noch Fleiſch und Fetzen daran hingen. Ich erinnere mich der Hinrichtung, als wäre ſie geſtern geweſen, wiewohl es ſchon mehrere Jahre her iſt; und wenn einer eine Kanne Braunſchweiger Mumme zum Beſten giebt, wenn wir zu Haus kommen, ſo will ich Euch erzählen, wer der Spitzbube geweſen iſt, von dem der Hund da einige Knochenwirbel gepackt hat.“

— „Topp!“

— „Nun, ein Bauer wars, der mit ſeiner Frau immer im Streit lebte. Endlich fand er für gut, es mit der Armen abzuthun, lockte ſie herunter in den Keller, und ſtieß ihr da das Meſſer in die Bruſt. Die Nachbarn hatten ihn drohen hören, „er wolle ein Ende machen mit dem verdammten Aaſe“, ſie merkten alſo den Braten, als die Frau vermißt wurde und ergriffen

den Mann auf frischer That. Zwar bildete er sich ein durch halsstarriges Leugnen davon zu kommen und blieb dabei. Aber das half ihm nichts. Sein freches Verstocktsein machte die Richter nur unerweichlicher, und das Hofgericht verurtheilte ihn lebendig gerädert zu werden, was denn auch, wie Ihr dort seht, ausgeführt wurde.“

So unter wechselnden Gesprächen, bald zwischen dem König und Piper, bald zwischen den Trabanten, an welche der Monarch zuweilen gleichfalls einige Worte richtete, wurde der Weg fortgesetzt. Nur zur Mittagszeit wurde eine kurze Rast gemacht. Der Pudel, welcher in der ganzen Zeit in größerer oder kleinerer Entfernung dem Zuge gefolgt war, kam nun heran, und schleppte seine gräßliche Beute zu den Füßen des Königs, wo er schnaufend sich niederlegte, denn der König hatte etwas abwärts vom Wege unter freiem Himmel seine Mahlzeit auftischen lassen.

Die Beharrlichkeit des Thiers erstaunte und belustigte zugleich den König. Der Knochen des Hingerichteten wurde bei Seite gebracht und sodann begraben und der Hund an seiner Stelle mit einem Knochen von dem Wildbraten beschenkt, welcher an der offenen Tafel kalt verzehrt wurde.

Nach der Mahlzeit wurde kurze Ruhe gehalten, und dann der Ritt, anfangs mit mäßiger Eile fortgesetzt. Der Hund schloß sich nun näher dem Zuge an, bald dicht vor dem Pferde des Königs, bald hinter den Trabanten herlaufend.

Erst um Mitternacht erfolgte die Ankunft in der

Hauptstadt. Auf Kungsbacke begann der Pudel zu heulen und zu bellen; alle Versuche, ihn zum Schweigen zu bringen, blieben vergeblich.

„Wenn die Bestie mir bis zum Schloß folgt“ — äußerte erzürnt der König zu dem Stallmeister — „so lasse ich sie festnehmen und ihr den Mund mit einer Büchsenkugel stopfen.“

Bevor aber Härd anworten konnte, fuhr der Hund unter entsetzlichem Geheul auf einige Männer los, die in einem Winkel bei dem Waisenhause in der Königinstraße auf der Lauer standen. Einer der Unbekannten streckte mit einem Pistolenschusse das Thier todt zu Boden, während alle heransprangen in der Absicht den König anzufallen, der zunächst ritt, in einiger Entfernung von den Trabanten. Bei dem Knall des Schusses ritten diese spornstreichs heran und hieben auf die Uebelthäter ein, von denen einige getödtet, alle verwundet, und einer festgenommen und sogleich in dem nahbelegenen Schmiedehofsgefängnisse eingesperrt wurde.

„Dank, Burschen! — rief Carl den Trabanten zu — Ihr habt einen Dienst mir geleistet, den ich nicht vergessen werde nach Gebühr zu belohnen. Aber kein unzeitiges Geschwätz über den Vorfall; die Uebelthat soll untersucht, streng untersucht werden und die Verbrecher werden die gesetzliche Strafe empfangen, im übrigen will ich kein Aufhebens gemacht wissen von diesem Galgenstreiche. Es ist weder die erste noch die schlimmste Gefahr, die ich mit Gottes Hülfe überstanden habe.“

Als Carl in seinen Gemächern auf dem Schlosse angelangt war, fragte er Piper, der ihm dahin gefolgt,

was er von dem Mordanſchlag meine, ob dieſer von inneren oder äußeren Feinden ausgegangen, oder ein gewöhnlicher Straßenräuberſtreich ſei.

„Die bevorſtehende Unterſuchung, allergnädigſter Herr, wird hierüber wohl Aufklärung geben“, erwiederte Piper indem er die Achſeln zuckte und den König mit einem Blicke anſah, in welchem ſich deſſen eigenes Mißtrauen ſpiegelte.

Gleichwohl verbreitete die angeſtellte Unterſuchung kein Licht über dasjenige, von welchem der König und ſein Vertrauter unterrichtet zu ſein wünſchten. Dagegen kam eine mit dem vorliegenden Verbrechen in keinem Zuſammenhange ſtehende frühere Miſſethat an den Tag, welche den himmelſchreiendſten Mißgriff herbeigeführt hatte. Als nämlich dem Angeſchuldigten das Todesurtheil verkündigt wurde, und er vernahm, daß er keine Begnadigung zu erwarten habe, bekannte er von freien Stücken, derjenige geweſen zu ſein, welcher vor mehreren Jahren den Mord an jener Bauersfrau begangen habe, um deſſen willen ihr unſchuldiger Mann gerädert worden ſei, und ſich noch am Rade befinde.

Man würde Augenzeuge von Carl's landesväterlicher Betrübniß und königlichem Zorne bei dieſer entſetzlichen Entdeckung geweſen ſein müſſen, um dieſe nur einigermaßen der Wahrheit gemäß ſchildern zu können. Er weinte, zerraufte das Haar, rief mit gefalteten Händen und geſenktem Knie laut den Himmel an. Endlich ertheilte er Befehl, daß die Gebeine des ſchuldlos Hingerichteten von dem Rade abgenommen und mit gro-

ſer Feierlichkeit auf dem Kirchhofe beſtattet werden, ſo wie daß die Mitglieder des Hofgerichts bei dem Begräbnißacte ſich einfinden und dem Leichenzuge folgen ſollten *).

---

*) Eine merkwürdige Warnung empfingen während Carl's XI. Zeit die Gerichte. Die Sache war dieſe:

Ein Bauer in Småland lebte in beſtändigem Unfrieden mit ſeiner Frau. Einmal während der Erndte ſandte er ſie mit groſſem Lärm von dem Felde nach Haus, um zum Trinken zu holen. Sie ging und fand zu ihrem Unglücke einen mörderiſchen Dieb im Hauſe, der (ohne daß ſie ihn gewahr wurde) des Bauers eigenes Meſſer aus der Wiege nahm, ihr in den Keller folgte und ſie dort ums Leben brachte. Der Bauer ereiferte ſich über ihr langes Ausbleiben, warf die Senſe weg und ſagte: »jetzt werde ich ihr nachgehen und dem verdammten Aas das Meſſer in den Leib rennen.« Er ging nach dem Dorfe, ſuchte lange und fand endlich die Frau todt im Keller mit dem Meſſer in der Bruſt. Betroffen blieb er vor dem Leichnam ſtehen, bis die Hausleute, welche ein Unglück beſorgten, nachkamen, ihn fanden und die Sache beim Richter angaben. Er wurde feſtgeſetzt und alles Leugnens ungeachtet, vom Hofgericht zum Rade verdammt, und das Urtel auch ausgeführt.

Eine geraume Zeit danach, während einer Reiſe des Königs in der Provinz, geſchah es, daß der wahre Uebelthäter wegen einer andern Miſſethat ergriffen ward und ſogleich bekannte, daß er die Urſache ſei zu dem Tode der Frau und der Hinrichtung ihres Mannes.

Der König befahl, daß die Gebeine des Hingerichteten geſammelt und ehrlich begraben werden und daß die Mitglieder des Hofgerichts dabei zugegen ſein ſollten.

Einige, die Wunder und eminöſe Ereigniſſe lieben, fügen hinzu, daß dem Könige, als er bei der Richtſtätte vorbeireiſte, ein großer Hund gefolgt ſei und einen vom Rade heruntergefallenen Knochen von den Gebeinen des unglücklichen Bauers zu den Füßen des Königs geſchleppt habe.

Aus dem ungedruckten Tagebuche des Reichsraths Grafen C. G. Teſſin, vom 13. Juni 1760.

Zweites Kapitel.

In unaufhörlichem Wechsel breitete das Schicksal bald glänzenden Lichtschimmer, bald düsteren Nachtschatten über das Leben der Rathsherrin Tessin. Nachdem der Tod ihre erste Ehe aufgelöst hatte, zog mit einer neuen Liebe Trost in ihr Herz ein, und dauernder als die frühere war die glückliche eheliche Verbindung, welche sie nun knüpfte. Freude und Ehre genoß sie von ihren beiden Kindern — einem Sohne und einer Tochter — aus ihrer ersten Ehe; Stütze und leuchtenden Ruhm von dem einzigen Sohne aus der zweiten. Aber nur wenige Jahre war ihrem Mutterherzen vergönnt gewesen, sich an der Ehe ihrer Tochter mit einem geschätzten und braven Manne — Urban Hjärne — zu erfreuen, als ihres eigenen Gatten, des Rathsherrn, Todtenbahre aufs neue ihren Augen Thränen entpreßte. Die ungewöhnlichen Erfolge des Sohns und dessen Beleihung mit den durch den Tod des Vaters erledigten Aemtern goſſen nach und nach heilenden Balsam in die schmer-

zende Wunde der Sehnsucht, und voll wurde das Maaß der Freude, als dieser Sohn, großen Hindernissen und aufgeregten Vorurtheilen der Vornehmen zum Trotze, ein mit herrlichen Eigenschaften des Gemüths und des Geistes ausgestattetes reiches Fräulein aus einer der ersten Familien des Reichs zur Gattin sich gewann. Doch kaum hatte sie an diesem Becher der Lust zu nippen vermocht, als er wieder von der Hefe der Trauer getrübt ward. Nur ein halbes Jahr war verflossen, seit für Tessin und Hedwig Stenbock die Hochzeitslichter erglänzten, als der Engel des Lebens seine Fackel an dem Krankenlager der Frau Hjärne verlöschte*), und also bald das Vergnügen über die Eroberung einer Schwiegertochter in Betrübniß über den frühzeitigen unerwarteten Hingang der Tochter verwandelte. Aber noch einmal erstrahlte die Sonne der Freude und trocknete ihre Thränen, als ihre Augen sich auf die Wiege einer neugeborenen Enkelin richteten.

Wir verweilen bei diesem letzteren Ereignisse, welches anfangs mit neuen Verwickelungen drohte, in seinem weiteren Verlaufe aber zu Versöhnung, Eintracht und Zufriedenheit führte.

Während die Gattin des jüngeren Tessin in gesegneten Umständen war, hatten beide Königinnen zu wieder-

*) Die erste Gattin des Archiater Hjärne, Maria Swahn (der Rathherrin Tessin Tochter erster Ehe), mit welcher er seit 1676 verheirathet war, starb am 11. December 1690.

holten Malen nach ihrem Befinden ſich erkundigen laſſen und der König hatte ſcherzend zu Teſſin geäußert, er (der Monarch) rechne auf einen Baumeiſter in der dritten Generation, und behalte ſich vor ihm ſeinen Namen zu geben und ihn über die Taufe zu halten. So unzweideutiger Beweiſe ausgezeichneter königlicher Gunſt ungeachtet, fuhren dennoch ſowohl der Reichsmarſchall, wie die eigene Schweſter der Neuvermählten, die Gräfin Oxenſtjerna fort, von dem Teſſinſchen Ehepaare ſich entfernt zu halten, und mit vornehmer Kälte beide als völlig fremde Perſonen zu behandeln. Dies Benehmen verletzte Teſſin und betrübte ſeine Gattin. Letztere war bereit noch weiteren Demüthigungen ſich auszuſetzen, um nur mit ihren ſpöttiſchen Verwandten verſöhnt zu ſein, — Teſſin aber verbot ihr dies. „Dergleichen — ſagte er — dient zu nichts anderem, als ſie nur noch mehr aufzublaſen, und uns zu erniedrigen. Eine andere Sache wird es ſein, wenn die Rede von der Gevatterſchaft iſt. Dann bietet ſich ungeſucht Gelegenheit zur Annäherung. Beſchenkt uns die Vorſehung mit einem Sohne, ſo bin ich deſſen gewiß, daß Seine Majeſtät ſein hohes Verſprechen erfüllt und eine Pathenſtelle übernimmt, wir haben dann die Ehre anzubieten, ſeine Mitgevattern zu ſein.“

Hedwig trocknete ſeufzend die mit Thränen erfüllten Augen, und fügte ſich, ihrem Gatten Recht gebend, ſeiner Meinung.

Die einzige der Verwandten der Frau Teſſin, welche an ihrer Lage beſorgten Antheil nahm, war die

älteſte Schweſter derſelben, die Reichsräthin Sparre*). Gern hätte dieſe die Schweſter in ihre Arme geſchloſſen, wenn ſie nicht fürchtete bei einem ſolchen Schritte mit ihren übrigen Anverwandten zu brechen. Vorſichtig berührte ſie die Saiten der Verſöhnlichkeit bei der Gräfin Oxenſtjerna, aber ſie gaben einen ſo ſchnarrenden Mißton, daß ſie am räthlichſten hielt die Vermittlungsverſuche nicht fortzuſetzen, um nicht noch mehr Oel in die Flamme verletzter Eitelkeit zu ſchütten. Jedoch mit weiblicher Feinheit erſann ſie eine Weiſe, die eine Schweſter in ihrem Herzen leſen zu laſſen, ohne die Vorurtheile und den glühenden Unwillen der anderen zu verletzen.

Sie ſchützte Unwohlſein vor und ſchickte unter dieſem Vorwande zu dem allgemeinen Aesculap der Vornehmen, dem Archiater Hjärne. Er kam, unterſuchte ihre Zunge und den Puls, fixirte ſie ſcharf, und ſagte dann das Haupt ſchüttelnd ſpöttiſch: „Ich beſinne mich erſt jetzt, daß gerade heut der erſte April iſt. Schwerlich darf ich meiner Wiſſenſchaft die Ehre zuſchreiben, von der gnädigen Frau Gräfin gerufen zu ſein.“

„Und wenn ich nun auch zugäbe — erwiederte mit freundlichem Lächeln die Reichsräthin — daß Sie richtig vermutheten, ſo denke ich Sie doch bald zu überzeugen, daß ich keineswegs einen Aprilſcherz beabſichtigte; Sie

*) Beata Stenbock, geb. 1639, geſt. 1712, ſeit 1679 Wittwe des Reichsraths und Oberſtatthalters Freiherrn Axel Sparre.

ſind, wie ich weiß, der Freund Ihres Schwagers Teſſin und ich möchte Ihnen deshalb einen Auftrag an ſeine Gattin anvertrauen. Sagen Sie ihr, daß ich wie ihre ganze übrige Familie ihre eigenmächtig geſchloſſene, unpaſſende Ehe höchlich mißbillige . . .«

»Mit ſolchem Auftrage wenden Ihre Gnaden ſich nicht an den rechten Mann — fiel Hjärne mit rauhem Tone ein, indem er ſeine Uhr aus der Taſche zog und nach dem Zeiger ſah. Ich bemerke, daß es Zeit iſt für einen Krankenbeſuch ernſter Beſchaffenheit. Die hochgeborne Frau Reichsräthin wolle daher verzeihen, wenn ich ohne längeres Verweilen mich entferne.«

»Aber fallen Sie mir doch nicht in die Rede, und hören Sie mich zu Ende, heftiger Mann,« — nahm die Gräfin mit dem angelegenen Beſtreben nicht mißverſtanden zu werden, das Wort. »Was ich bis jetzt ſagte, ſollte nur die Einleitung zu demjenigen ſein, was ich zu ſagen wünſchte. Alſo, obgleich ich die Heirath meiner Schweſter höchlich mißbillige, weil ich ſonſt gezwungen ſein würde mit unſerer ganzen Familie zu brechen, ſo habe ich doch nie aufgehört für Hedwig die Gefühle einer Schweſter zu hegen und werde ihr Beweiſe davon geben, ſobald es deren bedarf und die Umſtände es geſtatten . . . Nun, mein beſter Archiater, finden Sie dieſen Auftrag ſo unangenehm, daß Sie mich lieber verlaſſen als ihn empfangen?«

»O nein, wie wohl der Schluß des Auftrags noch beſſer ſein könnte und müßte als er es iſt — gab Hjärne zur Antwort. — Doch, wie das Sprichwort ſagt, nicht in einem

Tage wurde Rom erbaut, und ich hoffe, daß das gute Korn künftig zu einer geſegneten Saat erwachſen wird.«

Auch ſäumte Hjärne nicht, die friedenathmende Botſchaft in dem Hauſe ſeines Schwagers zu verkünden, wo ſie auf Teſſin und ſeine Gattin verſchiedenen Eindruck machte. Teſſin, der des verletzenden Hochmuths und der beleidigenden Anſprüche der Stenbockſchen Familie längſt überdrüſſig war und feſt beſchloſſen hatte, lieber ein für alle Mal jeder Verbindung mit den Angehörigen ſeiner Gattin zu entſagen, als neuen Demüthigungen ſich auszuſetzen, fand in der Botſchaft der Reichsräthin Sparre nur halbes Weſen und keine entſcheidenden Schritte zur Verſöhnung, die der Mühe verlohnten, Werth darauf zu legen. Dagegen ſeine Gattin ſah ein, daß die Schweſter im Anfange nicht weiter habe gehen können und daß nun jene ſelbſt den erſten Schritt gethan, auch die weiteren Schritte unfehlbar folgen würden, bis die früheren natürlichen Verwandtſchaftsverhältniſſe wieder auf den alten Fuß gelangt wären. Dieſer Anſicht ſchloß ſich Hjärne an und Frau Teſſin weinte Thränen der Rührung und Freude.

Noch waren die eben beſprochenen verwandtſchaftlichen Verhältniſſe zu keiner weiteren Entwickelung gediehen, als dem Teſſinſchen Hauſe eine Erbin geboren wurde. Wir würden der gewöhnlichen, meiſt immer und überall gleichen Elternfreude, welche bei der Großmutter faſt bis zum äußerſten Punkt des Entzückens ſich ſteigerte, nicht erwähnen, hätte nicht mit der Vaterfreude eine gewiſſe Sorge hinſichtlich der Taufe des Kindes ſich verknüpft. In völliger Uebereinſtimmung mit den eigenen

geheimen Vorſtellungen der Eltern, hatte nämlich der König für entſchieden angenommen, daß der erwartete neue Sprößling des Teſſinſchen Stamms ein Sohn ſein werde, bei dem er ſelbſt Pathenſtelle zu vertreten ſich erboten; nun aber war das Kind ein Mädchen. Hiermit ſchwand nicht allein die Hoffnung auf den hohen Pathen, ſondern es entſtand zugleich die Verlegenheit, welche der Verwandten mütterlicher Seits geladen werden ſollten und von welchen angenommen werden dürfte, daß ſie der Einladung folgen würden.

Inzwiſchen war die Nachricht von der am Abend des Oſtertages ſtattgefundenen Geburt des Kindes ſchon an ſämmtliche Verwandte gelangt. Die Reichsräthin Sparre ließ ſofort ihren Wagen anſpannen, um die Schweſter zu beſuchen.

Ein neuer Anlaß der Freude in dem Teſſinſchen Hauſe, wo zum Glück der Archiater Hjärne anweſend war, um die Kranke auf die bisher ſo lange vergebens erſehnte Verſöhnung vorzubereiten.

„Geſtatte mir jetzt — ſagte die Reichsräthin, als der erſte Sturm der Gefühle ſich beruhigt hatte — Dir einen Rath zu geben, liebe Hedwig, der möglicherweiſe ein für alle Mal jedes Mißverhältniß in unſrer Familie ausgleicht. Vielleicht haſt Du an mich, Deine älteſte Schweſter, als Hauptpathin gedacht; aber ich trete meine Stelle an Magdalena Oxenſtjerna ab, damit du deſto eher ſie beſänftigſt. Dein Mann muß dann zu ihrem Mann gehen, der viel zu beſorgt iſt um des Königs Gunſt, um nicht gern ſich jemand verbinden zu mögen, der ſo wohl bei dem Monarchen angeſchrieben

ſteht wie Teſſin, und ſich ausbitten, daß die Gräfin ſowohl das Kind über die Taufe hält, als auch geſtattet, daß dem Kinde ihr Name gegeben werde.“

So geſchah es. Vorurtheil, Eitelkeit und Vorſatz waren indeß bei der Gräfin Oxenſtjerna ſtärker, als ihre Geneigtheit ihrem Gemahl zu Willen zu ſein, wo es deſſen Wunſch galt, ſich bei dem Könige gut zu ſtellen. Nur dazu ließ ſie ſich bewegen, der Ablehnung eine ſo wenig wie möglich verletzende Form zu geben, zu dieſem Zwecke eine Unpäßlichkeit vorzuſchützen und einige Tage das Zimmer zu hüten.

Alles dies fand noch am Abend des Oſtertags ſtatt. Um ſeiner Gattin nicht Unruhe zu verurſachen, mußte Teſſin ſeinen gerechten Unwillen in ſeine Bruſt verſchließen und ſogar ſeiner Gattin verſichern, daß die Gräfin Oxenſtjerna in der That, wenn auch gefahrlos, unpäßlich ſei. Beklommenen Herzens fand er am andern Morgen zeitig in dem Audienzſaal des Königs ſich ein, um dieſem zuerſt, und dann den beiden Königinnen die Niederkunft ſeiner Gattin zu melden.

„Es freut mich“ — erwiederte Carl mit gnädiger Freundlichkeit — „das Ihre Gattin und das Kind ſich wohl befinden. Aber ſchade iſt's, daß Sie keinen Sohn bekamen; es geht doch nicht gut an, daß ich ein Mädchen über den Taufſtein halte. Jedoch bleibt's bei unſerer Abrede und Pathe ſtehe ich in jedem Falle. Ihre Schwägerin, die Gräfin Oxenſtjerna, mag das Kind halten.“

„Die Gräfin Oxenſtjerna iſt unglücklicherweiſe krank“, ſtammelte Teſſin ſichtbar verlegen.

„Krank!“ wiederholte der König mit Nachdruck, indem er mit flammenden Blicken Teſſin fixirte. — „Aha! ich verſtehe . . . Aber ich will ſie Anderes lehren! Der Hochmuth wird gedämpft werden, daß ſie ſich ſchämen ſollen .... Laſſen Sie ſich zunächſt bei meiner Gemahlin melden. Wenn Sie ſich dann bei meiner Frau Mutter einfinden, habe ich ſchon mit Letzterer geſprochen.“

Und hierauf begab ſich der König zu der Königin Wittwe, während Teſſin der Königin ſeine Aufwartung machte.

Bei Hedwig Eleonora traf er ſpäter auch den Monarchen, deſſen gute Laune ſich in ſeinen ſtrahlenden Augen abſpiegelte. Sehr gnädig erkundigte ſich die Königin Wittwe nach dem Zuſtande der Frau Teſſin, und erklärte, daß ſie keinem das Recht abtrete, das erſtgeborene Kind ihres vormaligen Kammerfräuleins über die Taufe zu halten.

„Sieh da! hier habe ich ja einen würdigen Mitpathen — brach der König lachend aus. — Im Uebrigen laden Sie ein, wen Sie wollen. Da die Gräfin Oxenſtjerna krank iſt, ſo iſt es aber ganz in der Ordnung, daß wenigſtens Ihr Schwager bei der Gelegenheit nicht fehlt. Grüßen Sie den Grafen Bengt und ſagen ihm, daß ich ſeine Anweſenheit wünſche. Das erſpart Ihnen Weitläuftigkeiten und Umſchweife.“

Begreifen, nicht beſchreiben läßt ſich die Ueberraſchung und Freude Teſſin's. Er „flog“ (wie man zu ſagen pflegt) mit der freudigen Botſchaft nach Haus... doch neue Sorge drängte ſich auf.

Zu hoch ſchätzte er ſeine Mutter, um ſie der Ehre

und der Freude berauben zu [illegible], Zeugin bei der Taufe der geliebten Enkelin zu sein. Aber die Taufe sollte nach der eigenen Bestimmung der [illegible] in der Schloßkapelle vor sich gehen, und die Pathen in ihrem Vorzimmer sich versammeln. [illegible] besorgte Tessin, die Rathsherrin möchte dort unter den [illegible] ten Häuptern nicht an ihrem Platze sein, theils schien es ihm verletzend für seine Mutter, mit ihr allein eine Ausnahme zu machen, und sie unter den Taufpathen als abwesend verzeichnen zu lassen.

In die Hin- und Herüberlegung dieser Bedenken vertieft, empfing er Besuch von seinem Schwager, dem Archiater Hjärne.

„Nun bei Gott!“ — nahm dieser mit seiner gewöhnlichen guten Laune das Wort „siehst Du doch so traurig aus, theuerster Schwager, als ob verheerende Hagelschauer deine jetzige Freudensaat und dazu alle Hoffnungen für die Zukunft vernichtet hätten. Und doch spricht man heut in Stockholm von nichts Anderem als von der Gnade und Ehre, die von oben her auf Dein Haus herabregnet.“

Tessin öffnete Hjärne sein Herz und theilte ihm mit, was ihn beschwerte.

„Weiter nichts“ — fuhr der Archiater lächelnd fort — „Dafür habe ich gerade ein Recept bereit; das Uebel, woran Du leidest, soll sogleich geheilt werden.“

Und nun erzählte Hjärne, daß er so eben von der Schwägerin Tessin's, der Reichsräthin Sparre komme, und daß diese, die Verlegenheit bei der Taufe in Bezug auf die Mutter vorausſehend, sich erboten

habe, eine Einladung als Pathin anzunehmen, aber als unpäßlich ſich als abweſend verzeichnen und ihre Stelle von einem der andern Pathen vertreten laſſen wolle. Mit der Wittwe Teſſin konnte dann auf gleiche Weiſe verfahren werden, und was für eine Reichsräthin nicht als erniedrigend angeſehen wurde, konnte es natürlich auch nicht für die Rathsherrin.

Damit war dem Teſſinſchen Ehepaar ein Stein von dem Herzen gewälzt, und die alte Großmutter fügte ſich zwar nicht ohne Schmerz, aber doch ohne Murren in die Nothwendigkeit. Während das Kind in der Schloßkapelle getauft ward, leiſtete ſie daheim ihrer Schwiegertochter Geſellſchaft; aber während dieſe ihrer ſtolzen Freude über die königliche Gnade und die ihrem Hauſe widerfahrende große Ehre Raum gab, beneidete die Rathsherrin in tiefſter Seele das Glück eines unbemerkten Looſes, wo die Sitten der großen Welt und die froſtigen Forderungen der geſellſchaftlichen Unterſchiede Herz und Natur nicht ſtören oder einſchnüren.

Die Verſöhnung des Teſſinſchen Ehepaars mit den vornehmen und ſtolzen gräflichen Verwandten datirte von der Wiege der erſtgebornen Tochter. Der Glanz bei deren Taufe, welcher zwei gekrönte Häupter als Taufzeugen beiwohnten, warf einen vergoldenden Wiederſchein auf die Ehe, aus welcher das Kind entſproſſen war und eröffnete für die Zukunft ſo ſchmeichelhafte Ausſichten und Berechnungen, daß man auf die wachſende Größe zu bauen, und ſich daran zu gewöhnen anfing, mit ihr die eigene zu verſchmelzen. Die Reihe war jetzt ſogar an ſie gekommen, den erſten Schritt zu

einer freundſchaftlichen Annäherung zu thun. Denn ermüdet und verletzt von dem abſtoßenden und demüthigenden Benehmen der Verwandten ſeiner Gattin beſchloß Teſſin abzuwarten, daß ſie ihn aufſuchten; und ſo glänzend fand er ſelbſt die bei der Taufe ſeines erſten Kindes ihm gewordene Auszeichnung, daß er die Taufe des zweiten in größter Stille und ohne ſich um die Anweſenheit irgend eines der Angehörigen ſeiner Frau zu bekümmern, ſtattfinden ließ. Der König ermunterte ihn im Geheimen, ſo fortzufahren, lachte und trieb mit ſolcher Bitterkeit Scherz über die Gleichgültigkeit, welche nunmehr Teſſin jenen zeigte und die der König durchaus zu billigen laut erklärte, daß der Staatsmann Bengt Oxenſtjerna, der ſeines Herrſchers Laune hinreichend ſtudirt und auch aus Anderer Erfahrung — namentlich des königlichen Raths Grafen Nils Bjelke und des Biſchofs Dr. Carlsſon — genugſam gelernt hatte, wie leicht der Sprung iſt von der Klippe der Gnade zur Untiefe der Ungnade, ſehr räthlich hielt, an ſeinen in der Gunſt ſtehenden Schwager ſich anzuſchließen, und ſeiner Gemahlin die Gefahr eines fortdauernden Bruchs mit dieſem in ſo ſtarken Farben malte, daß die hochmüthige, bisher nicht zu erweichende Gräfin, vor der Möglichkeit des Falls ihres Mannes erſchreckend, für gut fand, ſich Hals über Kopf mit ihrer Schweſter und ihrem Schwager zu verſöhnen.

Zwar war dies ein Schritt, der ihre Eigenliebe und ihre Vorurtheile ſchwer verletzte, aber ſie ſchmeichelte ihrer Eitelkeit mit der Vorſtellung, daß die

Schmach ihres Rückzugs ausgeglichen würde, wenn es ihr glückte, ihren ſtolzen Vetter, den Reichsmarſchall, der ſtets gemeinſchaftliche Sache mit ihr gemacht hatte, hineinzuziehen. Mit demſelben Eifer, derſelben Feinheit, welche ſie früher angewandt hatte, um unverſöhnlich gegen das Teſſinſche Ehepaar ihn aufzureitzen, bemühte ſie ſich nun, im umgekehrten Verhältniſſe, ihn zur Verſöhnlichkeit und zur Wiederanknüpfung des Freundſchaftsbandes zu bereden, welches Natur und Vortheil gemeinſam zuſammenfügten. Lange ſcheiterte ihre Beredſamkeit an der Klippe der Vorurtheile des Reichsmarſchalls, aber als ſie zuletzt auf den Knieen und laut ſchluchzend ihn beſchwor, ſie und ihr ganzes Haus nicht in Elend zu ſtürzen, denn die Reduktion habe das Vermögen ihres Mannes gänzlich fortgerafft und ſie ſämmtlich würden an den Bettelſtab gebracht, wenn jener die Gnade des Königs und mit ihr ſein Amt und das damit verbundene Einkommen einbüßte: da wurde der Reichsmarſchall erweicht, ſowohl aus Mitleid für die bedrängte Lage des Hauſes Oxenſtjerna, wie aus Schaam, daß eine nahe Verwandte ſeines Namens in Dürftigkeit und Noth gerathen ſollte.

„Wohlan“ — ſagte er — damit keiner meines Bluts ſinke, ſo willige ich ein, von nun an Hedwig wie früher zu begegnen und ihren Mann als entfernten Verwandten anzuerkennen. Du aber, Couſine, mußt die Verſöhnung ins Werk richten; denn leichter wär's, das Siebengeſtirn von der Himmelswölbung herabzuziehen, als mich zu vermögen, ungebeten auch nur

einen Schritt zu thun, mich den Leuten da zu nähern.«

»Behüte Gott, weder ich noch Du, Couſin, ſoll ſich erniedrigen, diejenigen um Verſöhnung zu erſuchen, deren Bitten um Nachgiebigkeit wir allein bisher beharrlich abwieſen — erwiederte die Gräfin Oxenſtjerna. — Meine Schweſter Beata ſoll uns dabei als Vermittlerin behülflich ſein. Schon längſt hat ſie mit Hedwig und ihrem Manne Frieden geſchloſſen und ſicher wird ſie gern bereit ſein, jene uns zuzuführen, wenn ſie einer gütigen Aufnahme für dieſelben verſichert ſein kann.«

Freudig gab die Reichsräthin Sparre ſich zur Vermittlerin hin zwiſchen dem Teſſinſchen Ehepaare und ihren übrigen Verwandten, und ſchnell und vollſtändig erfolgte nun die Verſöhnung. Sie wurde beſiegelt bei einer neuen Kindtaufe, wo die Gräfin Oxenſtjerna und der Reichsmarſchall Hauptpathen waren.

Das wenigſte Geräuſch machte von ſich die Geburt des Sohnes, in welchem der Teſſinſche Name noch drei Vierteljahrhunderte in Schweden fortlebte, und mit welchem dieſe glänzende Erſcheinung an dem Himmel der Kunſt ſowohl wie des Staatslebens erloſch. Aber ſchon in den Windeln weihte ihn der gefeierte Vater zum Freunde der ſchönen Künſte, indem er zum Zeugen bei ſeiner Taufe Ehrenſtrahl einlud*).

---

*) »Anno 1695 am 5. September Morgens ½ auf 7 wurde unſer Söhnchen Carl Guſtav geboren und Tags darauf von

Herrn Georg Wallin chriſtlich getauft. Gevattern waren die Frau Gräfin Chriſtina de la Gardie, des Landhauptmanns Hochhuſen und Kaulbars Frauen, Oberſt Wrangel, mein Bruder**) und Herr Ehrenſtrahl.

Gott laſſe ihn gedeihen zu Gottes Preis und Ehre, um Jeſu Chriſti Willen! Anzeichnung in der deutſchen Bibel der Gräfin Teſſin.

**) Der Landrichter Graf Friedr. Stenbock.

Drittes Kapitel.

Die gegenseitige Stellung des schwedischen Adels und Hofs während der letzten zehn Jahre des Lebens und der Regierung Carl XI war eine höchst verwickelte. Geschworner Feind jeder andern Macht als der seinigen und derjenigen, welche von ihm ausging, mochte sie in der Aristokratie, unter der Geistlichkeit oder im Kreise der Beamten sich zeigen, hatte Carl seine Freude daran, diejenigen zu demüthigen und zu erniedrigen, von denen er glaubte, daß sie unabhängig von ihm sich zu machen strebten. Weder Verwandtschaft noch frühere Freundschaftsverhältnisse schützten gegen die Ausbrüche seines oft irre geleiteten Mißfallens und er verfuhr in solchen Fällen, mündlich wie schriftlich, mit schmachvoller Härte; er war in dieser Beziehung ein zweiter Carl IX, mit dem Unterschiede, den steigende Bildung und verfeinerte Sitten fast eines Jahrhunderts unvermeidlich herbeiführen.

Mit Ausnahme der beiden Geſchlechter Gyllenſtjerna und Flemming, aus deren Schooße der Reductionsplan gewiſſermaßen ausging, genoſſen nur wenige unter dem alten Adel, an ihrer Spitze der allzu nachgiebige, um nicht zu ſagen kriechende Bengt Oxenſtjerna das Vertrauen des Königs und beſaßen Muth und Luſt in der Nähe des Kraters einer Macht Fuß zu faſſen, wo bald der feuerſprühende Zorn des Alleinherrſchers, bald das Erdbeben, welches die Grundveſte des Staats erſchütterte, mit Untergang drohte, während der erhabene Leiter des Ganzen auf freiem und eigenem Grunde ſein neues für Jahrhunderte berechnetes Gebäude aufzuführen vermochte. Am liebſten und häufigſten umgab Carl ſich mit ſolchen Perſonen, deren Glück er ſelber geſchaffen hatte — meiſt, wie man geſtehen muß, hervorragende berühmte Männer, gegen deren friſchen Glanz die Ahnen längſt verſchwundener Jahrhunderte erblichen, aber auch behaftet mit der gewöhnlichen Schwachheit der Emporkömmlinge, Verdienſte zu ſcheuen, zu beneiden, zu haſſen und zu verfolgen, die älter als die ihrigen, und von ſelbſtſtändiger Natur. Daher jene, unter den eigenen Augen des Königs ſtattfindende und nicht ſelten von ihm ermunterte Hetzjagd der neuen Herrn auf alle diejenigen, welche früher die Höhen eingenommen hatten: eine Jagd, bei der weit mehr in das Gras gebiſſen hätten, und wo die Metzelei eine noch vollſtändigere geweſen ſein würde, wenn nicht die beiden Königinnen — die Mutter und die Gemahlin des Monarchen — zwar aus verſchiedenartigen Beweg-

gründen und auf verſchiedene Weiſe — zu retten ſich bemüht hätten, was gerettet werden konnte.

Bei der verwittweten Königin waren nämlich grade die hiſtoriſchen Geſchlechter beſonders willkommen, wohl angeſchrieben und aufgenommen: nicht in Folge eines heimlichen Uebereinkommens zwiſchen dem Könige und ſeiner Mutter, um jene guten Muths zu erhalten, ſie einzuſchläfern und zu belauern, und eingeſchnürt in das ſchlüpfrige Netz der Hofgunſt unſchädlich zu machen, während man in der Wirklichkeit ihre Selbſtſtändigkeit zu untergraben ſich bemühte (eine politiſche Liſt faſt aller ſchwachen Fürſten, von den Comnenen Conſtantinopels bis . . . .), eben ſo wenig aus Trotz gegen das Verfahren des Monarchen und aus Neigung dies zu verhöhnen, ſondern in Folge der Gewöhnung an den Umgang mit großen Geſchlechtern und der durch die Erziehung eingepflanzten Vorſtellungsweiſe von demjenigen was ſchicklich ſei — eine Vorſtellungsweiſe, oder wenn man lieber will ein Vorurtheil, das mit ihrem Weſen völlig zuſammengewachſen war, und von der geringen Bekanntſchaft der ſchwediſchen Damen jener Zeit mit andern als häuslichen Tugenden entſchuldigt, wenn nicht vielmehr nothwendig gemacht wurde.

Carl ſelbſt war allzuſehr in ſeine großen, durchgreifenden und für das Reich wichtigen, meiſt auch nützlichen Abſichten vertieft, um ſich um geſellſchaftliche Verhältniſſe zu kümmern, welche ſeine Pläne nicht ſtörten; und ſah vielleicht ſogar nicht ungern Leute in dem Vorgemach ſeiner Mutter ſich brüſten, welche ſonſt unnütz oder ſelbſt behindernd den Gedrang in ſeinem eige-

nen, oder in dem Audienzzimmer ſeiner mit Geſchäften überhäuften Miniſter vermehrt hätten.

Alle eigene Neigung bei Seite ſetzend, empfing die Königin mit ungekünſtelter Freundlichkeit alle, welche von ihrem Gemahl gern geſehen wurden, und ſah ohne Murren andere ſcheiden, in deren Geſellſchaft ſie ſich wohl befunden hatte, wenn dieſe durch veränderte Vermögensverhältniſſe in Folge der ſtrengen Reduction, oder durch ungnädige Begegnung Seitens des Monarchen genöthigt waren, den Hof zu meiden. Aber ſie bewahrte den Entfernten ihr Andenken, und dies blieb nicht bei leeren Seufzern und unfruchtbarem Mitleiden ſtehen. Den letzten Reſt ihrer Caſſe benutzte ſie, um denen zu Hülfe zu kommen, welche in Noth gerathen waren, und ſie ſpannte ihre ganze Denkkraft an, um eine feine Weiſe auszufinden, wie ſie unerkannt und ohne Demüthigung für die Bedrängten ihnen Unterſtützung zufließen zu laſſen vermöchte. Sie, die edelſte Fürſtin, welche je eine nordiſche Krone trug, hatte noch ehe ſie den ſchwediſchen Boden betrat, als der Krieg zwiſchen ihrem Verlobten, dem ſchwediſchen Monarchen, und ihrem Bruder, dem Könige von Dänemark und Norwegen, am heftigſten entbrannt war, den ſchwediſchen Gefangenen auf alle Weiſe ſich huldreich erwieſen, und ſogar ihre Juwelen bis zu ihrem Verlobungsringe verpfändet, um ihnen Geld zu verſchaffen.

Nachdem Ulrica Eleonora ihren Sitz auf dem ſchwediſchen Königsſchloſſe genommen hatte, fand die allezeit fließende Wohlthätigkeitsquelle ihres ſchönen Herzens neuen Abfluß. Während ſie oft ſieben Achtel

ihrer Einkünfte dazu verwandte, um die Armen in den tiefſten Hütten des Elends zu erfreuen, meiſt ohne daß ſie wiſſen ließ, von wem die Hülfe kam, nahm ſie im Geheimen auch vieler vornehmen, durch die Reduction in Bedrängniß gerathenen Geſchlechter ſich an, kaufte die Koſtbarkeiten wieder, welche jene zu veräußern genöthigt, und ſchickte ſie ihnen zurück, ohne daß dieſe die helfende Hand kannten. Und nicht auf die Grenzen des alten Schweden beſchränkte ſie ihre Wohlthätigkeit, auch in der Ferne, in den Provinzen Eſtland und Finland, in welchem letzteren ſie bei einer ſchweren Hungersnoth Getreide vertheilen ließ, ſuchte ſie die Kinder der Armuth auf.

Die Menge und der Werth der Gaben leiteten jedoch die Vermuthung auf die hohe Wohlthäterin, und ſie ward, wie ſie es mußte, und wie es nicht anders ſein konnte, der Abgott der Bedrängten und Unterſtützten.

Bei dieſen erhöhte es das Maaß der Leiden, daß ſie die Königin nicht glücklich und Schwermuth über deren Antlitz ausgebreitet ſahen. Mit ſchwärmeriſcher Zärtlichkeit liebte die Königin ihren Gemahl, aber ſie fand als Erwiederung bei ihm nur kalte eheliche Treue, und gern hätte ſie dieſe um eine oder die andere Verirrung eines überwallenden Bluts vertauſcht, wenn ſie um dieſen Preis einen Platz in ſeinem Herzen hätte erkaufen können. Die Liebe, welche die Macht über das Gemüth des erſten Königs aus dem Hauſe Pfaltz-Zweibrücken mit der Ehrſucht theilte, hatte bei dem zweiten alle ihre Spannkraft verloren, um endlich in der von Ehr-

geiz und Kriegsbegierde ausschließlich erfüllten Seele des dritten einen entschiedenen Feind zu finden. Die von Johann Gyllenstjerna in seinem letzten Willen ausgesprochenen Warnungen gegen einen Einfluß der Königin hatten allzutiefe Wurzeln in Carl's XI Brust geschlagen; und nicht ungern sah die verwittwete Königin die Kälte ihres Sohnes gegen seine Gemahlin, da sie auf diese Weise die einzige Frau blieb, welche sein Vertrauen besaß.

Von ihrer Schwiegermutter hatte somit Ulrica Eleonora irgend welche Unterstützung bei ihrem Gemahle nicht zu erwarten. Ueberall zeigte dieser ihr die Aufmerksamkeit, welche ihrem Range zukam; nirgends die Herzlichkeit, welche ihre feinfühlende Seele vor allem andern suchte und bedurfte, und deren sie ihr durch seine Reinheit, durch prunklose Wohlthätigkeit den einer Heiligen verdunkelnder Wandel so würdig machte.

Nicht ohne Absicht bedienen wir uns des Ausdrucks, daß Ulrica Eleonora's schöner Wandel den einer Heiligen verdunkle; denn ihre Tugend und Frömmigkeit, ihr Eifer für ihre Pflichten als Gattin, Mutter und selbst als Hausfrau, ihre geringe Hinneigung zu Eitelem und Vergänglichem, nahmen nie das finstere Aussehen an, welches auch die unschuldige Lust verscheucht. Nicht als Büßerin wollte sie erscheinen und legte keinen Werth auf ein einsames, düsteres und freudeleeres Klosterleben. Vielmehr veranstaltete sie oft kleine häusliche Feste, um ihre Kinder und ihren Hof zu belustigen, aber inmitten

der Vergnügungen lenkte ſie bald die Blicke der Kinder auf zu dem Geber aller Freude und alles Guten, bald erinnerte ſie an die unzählig Vielen, welche während dieſer Stunde der Luſt auf dem Schloſſe, von Noth und Krankheit gedrückt ohne Troſt in ihren Hütten ſeufzten. Und gemeinlich endigte die Luſtbarkeit mit einer Handlung der Barmherzigkeit.

Die Erziehung ihrer Kinder betrachtete Ulrica Eleonora ebenſo als eine Sache der Pflicht, wie des Vergnügens. Den Ahnen derſelben gab ſie eine ganz andere Bedeutung, ein ganz anderes Gewicht, als Eitelkeit, Unwiſſenheit, Eigenliebe und Uebermuth damit zu verbinden pflegen. Sie ſpannte die Aufmerkſamkeit ihrer Kinder durch lebendige und unterhaltende Erzählungen von den Thaten und Tugenden ihrer Vorväter, und wenn jene dann von den Beſchreibungen hingeriſſen wurden, ermahnte ſie dieſelben, ſich ihrer Vorväter würdig zu machen, und ſo edlen und glänzenden Vorbildern zu folgen. Mitleid mit bedrängten Nebenmenſchen, Wohlthätigkeit und Freigebigkeit pries ſie als die erſte und letzte der fürſtlichen Pflichten; und um die Aufrichtigkeit ihrer Worte durch die That zu zeigen und ihre Kinder von Jugend an an die Erfüllung dieſer Pflichten zu gewöhnen, theilte ſie nicht ſelten Almoſen durch die zarten Hände der Kinder aus.

Im übrigen nahm ſie in freien Stunden zum Leſen ihre Zuflucht, unterſtützt hierin durch ihre vielſeitige Sprachkenntniß. Auch der Pinſel gewährte ihr Zeitvertreib und Vergnügen, und Proben hiervon, welche die Zeit erhalten hat, zeugen nicht nur von ihrer Kunfertig-

keit und ihrem Geſchmack, ſondern zugleich von ihrem Herzen*).

Noch einen feinen, rührenden, einen letzten Verſuch machte ſie, das Eis in der Bruſt ihres Gemahls zu löſen, aber als auch er fruchtlos ablief, erlöſchte in ihrem Herzen für immer die Hoffnung auf zärtlichere Gegengefühle. Während Carl, oft mehrere Tage und Nächte nach einander, jagend in den Wäldern umherſtreifte, ſaß Ulrica Eleonora daheim mit ihrer Palette und trug aus der Erinnerung treffend ähnlich auf die Leinwand die theuren Züge ihres abweſenden Gemahls, um ihn damit bei ſeiner Heimkehr zu erfreuen. Zuweilen waren es die anmuthigen Umgebungen von Carl's Lieblingsaufenthalte Kungsöhr, welche ihr Pinſel abbildete, und ſie lächelte ſelbſt in unſchuldiger Freude, wenn ſie an das Vergnügen dachte, was ſie ihrem Gemahl damit zu bereiten wünſchte. Aber der Erfolg entſprach nicht der Erwartung. Zwar belobte er die Aehnlichkeit ihres Bildes, aber er ſchätzte bloß die Künſtlerin und gab nicht Acht auf die Abſicht bei der Wahl des Gegenſtandes. Immer und überall begegnete Ulrica Eleonora bei ihm dem kalten Lichte des Verſtands, nie und nirgends der Flamme des Gefühls, deſſen Wärme ihr zärtliches Herz ſo eifrig ſuchte und ſo ſehr bedurfte.

---

*) Auf dem Schloſſe Gripsholm werden von der Königin ein Porträt Carl's XI, Kopfſtück in Oel, ſowie einige ebenfalls von ihr in Oel gemalte Anſichten aus der Gegend von Kungsöhr aufbewahrt.

Viertes Kapitel.

Ulrica Eleonora war nur vier Jahre alt, als ein Staatsſtreich dem däniſchen Königsthum die Alleinherrſchaft erwarb. Wiewohl ſie daher weder der liſtigen Ränke ſich erinnern konnte, welche der Kataſtrophe vorangingen, noch des heimlich nagenden Unwillens, welcher der Kränkung beſchworner Gerechtſame auf dem Fuße folgte, ſo bemerkte ſie doch, ſobald ſie die Fähigkeit erlangt hatte, zu beobachten und aus dem Beobachteten Schlüſſe zu ziehen, daß nicht alles Gold ſei was glänze. Sah ſie doch, daß ihr eigner Vater, Friedrich III, ausgeſtattet mit den glänzenden und furchterweckenden Sinnbildern unbeſchränkter Macht, nur eine Puppe war, deren Bewegungen ſeine herrſüchtige Gemahlin, Sophia Amalia, leitete, ſah, wie ſpöttiſch dieſe die unterdrückten Ariſtokraten behandelte und mit Drohungen einſchüchterte; und nahm zugleich wahr, wie das mächtige Königspaar in dem engen Kreiſe ihrer Vertrauten ſelbſt vor ihren alles Einfluſſes und aller Selbſtſtändigkeit

beraubten Unterthanen zitterte, und wie den die Hofſäle bevölkernden ſklaviſch kriechenden Dienern nicht immer es glückte unter der Maske der Schmeichelei den wechſelnden Ausdruck von Furcht und Unwillen zu verbergen.

Alle dieſe Mißverhältniſſe ſchwebten Ulrica Eleonora's Sinne lebhaft vor, als ſie kaum ihren Fuß auf den ſchwediſchen Boden geſetzt hatte und auch hier Zeugin der Ränke des Königthums, des Todeskampfs der Freiheit und des Aufkommens der vom Himmel ſtammenden Alleinherrſchaft ward. Zwar den heißeſten Streit ſah ſie nicht; denn deſſen eigentlicher Tummelplatz war das Ritterhaus, wo die Freiheit, ungeachtet der Fürſorge des Königs, die meiſten Adligen, welche zu beſtechen oder in Furcht zu jagen nicht hatte gelingen wollen, unter verſchiedenen Vorwänden fortzuſchicken, nichtsdeſtoweniger Schritt für Schritt von Gyllencreutz, Sparre, Liliehöök und deren Geiſtesverwandten gegen die Anhänger des Hofs, die Gebrüder Wachtmeiſter an der Spitze, welche die Berathungen mit Geſchrei und Drohungen leiteten, vertheidigt wurde. Aber die Königin war in der Nähe ihres Gemahls, während der Streit ſtattfand, ſah wie er die Hände rang, unter unbeſchreiblicher Gewiſſensangſt darüber, daß er gegen Eid und Verſprechen, gegen die Grundgeſetze des Reichs, die Rechte des letzteren kränkte und ſeine Unterthanen ihrer alten Freiheit beraubte, ſah wie er zu drei verſchiedenen Malen im Begriff ſtand, ſeinen Anhängern Befehl zu ſchicken, nicht weiter zu gehen und auf keine höhere Macht und Selbſtſtändigkeit für ihn zu dringen, was er ſpäter auch Wachtmeiſter vertraute, als dieſer

athemlos von dem Ritterhauſe herbeieilte, um den König mit der Nachricht zu erfreuen, daß der Streit nach ſeinen Wünſchen abgelaufen ſei. Von dieſem Augenblicke an fand ſie, daß ihr Gemahl eine ganz andere Sprache führte und mit ſeiner Umgebung und ſeinen Günſtlingen völlig übereinſtimmte. Sie ſchloß davon auf um ſo bitterere Gefühle des Schmerzes und Unwillens bei den Beſiegten, als dieſe jene Gefühle tief im Herzen verbergen mußten. Wie gern hätte ſie nicht verſöhnenden Balſam in die brennende Wunde zu gießen vermocht. Aber ſie wagte nicht, das mit einiger Strenge ihr ertheilte Verbot zu überſchreiten, ſich ohne Aufforderung ihres Gemahls in Regierungsangelegenheiten zu miſchen. Doch glaubte ſie aus einzelnen Aeußerungen abzunehmen, daß Carl, zwar nicht geneigt den errungenen Vortheil ſich wieder entgehen zu laſſen, doch gern auf einem guten Fuße mit den Männern der beſiegten Partei zu ſtehen wünſche. So lebhafte Freude ihr dieſe Entdeckung verurſachte, ebenſo fein wußte ſie den Abſichten des Königs entgegenzukommen, ohne zu verrathen, daß ſie letztere durchſchaut habe.

„Ich habe Deiner Weisheit einen Vorſchlag zur Prüfung vorzulegen, mein theurer Gemahl“ — äußerte eines Tags die Königin zu ihm — „oder richtiger, mir eine Gnade von Deiner Güte auszubitten; doch ſchlägſt Du mein Geſuch ab, ſo beſchwöre ich Dich, meine Vorſtellung wenigſtens nicht ungnädig aufzunehmen.“

„Eine ſehr ſeltſame Einleitung, fürwahr!“ — unterbrach ſie der König, in deſſen Geſicht Ernſt, Verwunderung und Neugierde ſich ausdrückte — „ich will

hoffen, daß keiner gewagt hat, Dir mit einer Bitte um Dein Vorwort in einer Beförderungsſache oder ſonſtigen Regierungsangelegenheiten beſchwerlich zu fallen. Denn Du kennſt meine Grundſätze in dieſer Beziehung und meinen beſtimmten Willen.«

Ulrica Eleonora wechſelte die Farbe. Ihr Zartſinn fühlte ſich dadurch verletzt, daß ihr Gemahl nie die Sprache des Herrſchers ablegte. Aber ſie zwang ſich zu lächeln, und zu wenig hatte Carl das weibliche Herz ſtudirt, um das Lächeln des verhüllten Schmerzes zu begreifen.

»Was ich vorzutragen habe« nahm die Königin mit milder Schwermuth das Wort — »betrifft meinen Gemahl, nicht aber meinen Herrn und König, deſſen Vorſchriften zu überſchreiten niemals ich mir geſtatte .... Die Zeit naht heran, wo ich nach Gottes Gefallen in ſeiner Hand das Werkzeug ſein werde, Deinem Stamme einen neuen Sprößling zu geben; es würde meine Schmerzen verſüßen, wenn Du mir erlaubteſt Deine Abſichten zu errathen, Deinen Wünſchen entgegen zu kommen und ſelbſt die Pathen einzuladen. Fände man dann gegen die Wahl etwas zu erinnern, ſo wäre der Fehler nur mein, da es bekannt wird, daß Du mir nachgegeben haſt, bei dieſer Gelegenheit die Pathen allein zu wählen.«

»Sehr gern würde ich Dir das überlaſſen« — entgegnete Carl in ſcherzendem Tone, während jedoch ſeine Blicke die Gedanken der Königin durchforſchen zu wollen ſchienen — »wenn Du Deinen Wunſch nur nicht in ſo umſtändliche Einleitung hülleſt, daß ich faſt fürchten

muß, Du habeſt die Abſicht zur Taufe unſeres Kindes den Papſt in Rom und den Sultan in Conſtantinopel einzuladen. Laß mich alſo wiſſen, wohin Deine Rede zielt?“

„Ich hörte ſo zufriedene und gnädige Aeußerungen von Dir über das Benehmen Deiner getreuen Stände“ — fuhr Ulrica Eleonora fort — „daß ſie mir der Auszeichnung und des Vertrauens würdig ſcheinen, zu Gevattern bei der Taufe Deines Kindes geladen zu werden.“

„Was Du ſagſt, Ulrica“ — unterbrach ſie angenehm überraſcht der König — „ſpricht einen Gedanken aus, der bereits dunkel in meinem eignen Innern mir vorſchwebte. — Sehr wohl bin ich damit zufrieden; es iſt eine Gelegenheit, meinen Bund mit den Ständen weiter zu bekräftigen. Die Erfindung iſt Dein, Ulrica, Dir überlaſſe ich auch die Ausführung. Erlaſſe die Gevattereinladung in meinem Namen. Doch zögere damit, bis die Reichstagsverhandlungen beendet ſind, es möchte ſonſt Aufenthalt und Zeitverluſt verurſachen und den Kopf denjenigen verrücken, die Gevattern werden, oder nicht werden, aber danach ſtreben es zu werden.“

„Alſo erlaubſt Du, daß ich ſelbſt den Ständen ſchreibe, und in meinem eigenen Namen ſie auffordere, Gevatter zu ſtehen?“ fragte die Königin.

„Ich erlaube es nicht nur, vielmehr muntere ich Dich ſelbſt dazu auf,“ gab der König zur Antwort.

Und nun ſchrieb die Königin an die Reichsſtände jenen von der Geſchichte erhaltenen Brief, der noch jetzt

von jedem ſchwediſchen Herzen aufbewahrt zu werden verdient:

„Ich habe vermittelſt dieſes nur meine eigene Satis-„faction erfüllen wollen, da meine Unpäßlichkeit während „einiger Wochen und einige andere Abhaltungen bis jetzt mich „daran hinderten den geſammten Reichsſtänden in eigener „Perſon mündlich zu verſichern, daß ich von Ihrer Liebe „und Treue gegen meinen Herrn und Gemahl, ſo wie „auch von Ihrer Affection gegen mich und meine Kinder „genugſam überzeugt bin, und auch meiner Seits Ihnen „ſammt und ſonders ein gleiches geziemendes Andenken „allezeit erhalten werde. Und in dieſem Anbetracht, da „meines gedachten hohen Herren Majeſtät mir geſtattet „hat, im Fall es dem Allerhöchſten, an deſſen Gnade „ich durchaus nicht zweifle, gefiele, mich eines glücklichen „Kindbettes zu würdigen, Gevattern und Zeugen bei der „chriſtlichen Taufe meines Leibeserben nach meinem „eigenen Gutdünken auszuwählen, ſo ziehe ich auch bei „dieſer Gelegenheit die Reichsſtände als meine treueſten „Freunde allen anderen vor; alſo erſuche ich die ſämmt-„lichen Reichsſtände aus jedem Stande Einen zu com-„mittiren, um bei einem ſolchen glücklichen Ereigniſſe „ihre Stelle zu vertreten. Und hiermit wünſche ich „Ihnen insgeſammt, daß Gott Sie im beſten Wohlſein „erhalten möge. Stockholm den 10. November 1686.

Ulrica Eleonora“

Schon am Tage zuvor war die Reichsverſammlung aufgelöſt worden, aber noch hatten die Ständemitglieder die Hauptſtadt nicht verlaſſen, ſie traten ſofort zuſammen, um ihre Deputirten für die Taufe des königlichen

Kindes zu wählen. Zwar war der Adel damit sehr unzufrieden gewesen und hatte es fast als einen blutigen Schimpf angesehen, daß der Monarch dem Emporkömmling Lindschöld, diesem Apostel der Alleinherrschaft und des göttlichen Rechts, den Landmarschallsstab anvertraute; aber Lindschöld hatte denselben mit großem Geschicke, Rednertalente und zur besonderen Zufriedenheit des Königs geführt. Die Masse im Ritterhause gehörte der neuen Schule an, welche dem Wink des Alleinherrschers blind gehorchte, und die von den alten Geschlechtern fanden es nicht der Mühe werth, und unklug, die Zähne bei einer Sache zu zeigen, die von keinem Einflusse war. So erhielt Lindschöld ohne Widerspruch den Auftrag, im Namen des Adels der Taufe beizuwohnen. Von Seiten der Geistlichkeit wurde der Erzbischof Svebilius, der des Bürgerstandes der Justizbürgermeister Daniel Caméen in Stockholm gewählt; und die Wahl des Bauernstandes fiel auf den Smäländer Peter Olofsson (Olsson) von dem Hofe Lund in Gladhammars Socken, Län Calmar.

An ihnen bewahrheitete sich nicht das Sprüchwort: wenn das Kind todt ist, hat auch die Gevatterschaft ein Ende. Am 17. December 1686 gebar Ulrica Eleonora einen Prinzen, der in der Taufe den Namen „Carl Gustav“ empfing, und den kurz darauf derselbe Erzbischof die traurige Ehre hatte zu bestatten. Dennoch wurde Lindschöld, der nur Hofkanzler war und zu den jüngsten im Ritterhause gehörte, als er zum Landmarschall und zum Pathen des königlichen Kindes ernannt wurde, späterhin in kurzer Zeit Freiherr, Graf,

und königlicher Rath; und der Justizbürgermeister Camée n ward im folgenden Jahre geadelt.

Von allen Gevattern aber erregte der Bauer Peter das meiste Aufsehen, und war derjenige, der für seine gesellschaftliche Stellung die größte Auszeichnung genoß.

Nach Verrichtung des Taufacts erhielten die Pathen Zutritt zu dem Schlafgemach der Königin, um den darin versammelten erhabenen Eltern und der Großmutter, so wie den beiden Geschwistern des neugebornen Kindes, Hedwig und Carl, ihren Glückwunsch abzustatten. Der König dankte ihnen mit gewohnter ungekünstelter Freundlichkeit, die Königin mit herzlichem Wohlwollen, und die verwittwete Königin gnädig, doch gemessen.

Pagen brachten nun eine große köstlich gearbeitete innen reich vergoldete und mit Rheinwein und Zucker gefüllte Silberkanne herbei, und reichten sie zunächst an Lindschöld. Dieser ergriff sie mit beiden Händen, hielt sie lange an den Mund und nachdem er ein paar tüchtige Züge gethan, drückte er, die Kanne noch immer haltend, in zierlichen Worten seine eigenen und des Ritterstandes Gefühle für das königliche Haus und dessen neugebornen Sprößling aus und äußerte im Namen des Adels und für sich seine Dankbarkeit für die Ehre und das Vertrauen, deren sie durch die Pathenschaft gewürdigt worden seien. Mit derselben tiefen Verbeugung vor den drei Majestäten, mit welcher er begonnen, schloß er seine Rede und gab die Kanne weiter an den Erzbischof.

Des mündlichen Vortrags von der Kanzel gewohnt,

ſprach dieſer mit einnehmender Leichtigkeit und ehrfurchtsvoller Geberde einige angemeſſene Worte, trank auf das Wohl der Majeſtäten und händigte dann die Kanne dem Bürgermeiſter ein. Auch dieſer verneigte ſich tief, ſprach zierlich und that einen kräftigen Zug aus der Kanne, bevor er ſie an Peter Olſſon reichte.

Von nun an war ſowohl die Aufmerkſamkeit der königlichen Herrſchaften, wie aller übrigen Anweſenden von jedem anderen Gegenſtande abgewendet und ausſchließlich auf den Landmann gerichtet. Sein ehrfurchtgebietendes Aeußere, die Ehrlichkeit und Feſtigkeit der Seele, welche aus ſeinem, einen hellen und ſcharfen Verſtand abſpiegelnden Weſen ſprach, flößte Achtung ein und gewann Vertrauen, während ſein ſeltenes Vermögen, ungekünſtelt und einfach, aber mit viel natürlicher Leichtigkeit und mit einer Stimme von klingendem Erze ſeine Gedanken auszudrücken, eben ſo Verwunderung erregte, wie für ihn einnahm.

Peter Olſſon holte zuerſt tief Athem, dann ſetzte er die Kanne an den Mund und leerte ſie bis auf den letzten Tropfen. Das wäre, meinte er, eine Geſundheit bis auf den Grund, als er die Kanne dem wartenden Pagen übergab, bei welchem ſich das Erſtaunen über dieſe Trinkerthat mit einem gewiſſen Neide um den Genuß des lieblichen Traubenſaftes miſchte — und er habe deshalb ſein Beſtes gethan, um durch die That die Innigkeit ſeiner unterthänigen Verehrung und ſeiner Glückwünſche für ſeine hohe Obrigkeit zu bezeigen, zumal er nicht im Stande ſei in Worten ſeine und ſeiner Standesbrüder lebenslängliche Dankbarkeit und Erge-

benheit für ihre gesammten Majestäten und deren theure Familie auszudrücken.

„Brav, mein Alterchen! sehr brav“ — rief der König lächelnd aus, indem er dem Bauer auf die Schulter klopfte — „ich, meine Frau Mutter, meine Gemahlin, so wie meine Kinder sind von Deiner guten Meinung vollkommen überzeugt, und recht gefallen hat mir die Weise, wie Du mit Zunge und Kehle sie zu erkennen gegeben hast. In der Ordnung ist es, das zu vergelten. Halte deshalb die Silberkanne zu Gut, aus der Du eben so wacker Bescheid thatest. Für die schönen Worte, die Du sprachst, füge ich 100 Dukaten bei. Außerdem als Entschädigung für die Kosten Deines längeren Aufenthalts in der Hauptstadt nach dem Schlusse des Reichstags bis zur Niederkunft meiner Gemahlin, befreie ich Dein Eigenthum Lund auf Deine und Deiner Ehefrau Lebenszeit von jeglicher Steuer und Abgabe, wie sie auch heißen möge.“

Reich floß die Dankbarkeit über Peter Olsson's Lippen, während er ohne Umstände des Königs Hand mächtig schüttelte und nachdrücklicher als je eine ihres Gleichen gewohnt war, die feinen weichen Hände der Königinnen küßte.

Peter Olsson war an dem Abende der Held des Hofkreises und der König in der besten Laune. Nicht ohne Eitelkeit in Bezug auf die wenigen körperlichen Vorzüge, mit denen die Natur ihn ausgestattet, bemerkte Carl scherzend, daß Peter Olsson, wenn er auch mit breitern Schultern (der König selbst war jedoch in dieser Hinsicht nichts weniger als schmächtig) groß thun

könne, etwas doch entbehre, was er beſitze, nämlich kleine wohlgebildete Füße. Bei ſeinen großen Lippen, hochrothen Backen, dünner grader Naſe, ſpitzigem Kinne und wenig hoher Stirne, verkannte Carl nicht, daß die Geſichtszüge des Bauern ſowohl edler und ausdrucksvoller, wie auch ſchöner waren; deſto mehr aber beluſtigte es Carl, der immer ein beſonderes Gefallen an ſeinem reichen braunen Haare fand und deshalb dem allgemeinen Gebrauche zuwider der buſchigen Perücken jener Zeit ſich erſt bediente, als ſein Haar grau und dünn zu werden begann, die Aufmerkſamkeit auf Peter Olſſon's langes auf die Schultern herabfallendes Haar zu lenken, wovon ſie leicht auf des Königs eigenes geleitet wurde.

„Wir beide prunken nicht mit geborgtem Schmuck“ — äußerte lächelnd der König, während er auf Lindſchöld's und Caméen's Allongenperrücken und auf Svebilius ſchwarzes Sammtkäppchen hindeutete — „ſondern begnügen uns mit dem, was die Natur gab, und in Wahrheit deſſen braucht keiner von uns beiden ſich zu ſchämen. Was meinen Sie, meine Herren?“

Lindſchöld, Svebilius und Caméen zeigten ſich ſehr erfreut, dem Könige auf Koſten ihres Kopfſchmucks irgend Vergnügen bereiten zu können und ſprachen dies aus.

Keiner indeß war ſo überraſcht und eingenommen von der ausdrucksvollen Erſcheinung des ſmaländiſchen Bauers als die verwittwete Königin. Ihm und ihm allein folgten den ganzen Abend hindurch ihre Blicke. „Es fällt mir etwas ein“ — flüſterte ſie endlich dem

Könige zu — „wenn Du sonst meinst, daß es angeht, und nichts dagegen hast, so möchte ich ihn Ehrenstrahl sitzen lassen und sein Bild in einem meiner Gemächer aufhängen.“

Statt der Antwort winkte Carl Peter Olsson zu dem Sopha heran, auf welchem er mit seiner Mutter Platz genommen hatte.

„Ihre Majestät, meine Frau Mutter, hat Dir einen Vorschlag zu machen, Alterchen“ — nahm der König freundlich das Wort. „Sie bietet Dir Kost und Wohnung auf dem Schlosse, wenn Du dich malen lassen wolltest und ich lege in einem solchen Falle, sobald das Bild fertig ist, noch Reisegeld von hier nach Calmar dazu.“

Peter Olsson willigte natürlich ein und dankte in schmucklosen Worten für die Auszeichnung und Gnade, die ihm widerfahre.

Am folgenden Morgen schon hatte Ehrenstrahl Leinwand und Farben in Bereitschaft, und vor ihm stand der Smäländer, auf seinem glänzenden Wachholderstock gelehnt und auf dessen Krücke die in Stülphandschuh von Elendshaut gehüllten Hände kreuzend, unter dem Arme die runde Mütze mit Pelzbesatz, mit dem buschigen Bart, der ihm lang auf die Brust über den mit Haken und Oesen zugemachten Rock herabfiel. Grade so sehen wir noch heut sein Bild auf Gripsholm, nachdem es ein Vierteljahrhundert hindurch einen der Säle der verwittweten Königin geschmückt hatte.

Fünftes Kapitel.

Ein herzlicheres Verhältniß ſchien zwiſchen den beiden hohen Gatten jetzt eintreten zu wollen. Aber .... es giebt Schlangen, die zu allen Zeiten in der ſchwediſchen Königsburg ſich einzuniſten wußten und dort die Luft mit ihrem giftigen Hauche verpeſteten. Dieſe Schlangen ſind ausländiſche Kammerfrauen, welche den, zu Gemahlinnen ſchwediſcher Prinzen beſtimmten fremden Fürſtinnen aus ihrer Heimath folgten, und bald aus unzeitigem Eifer, bald um ſich wichtig zu machen und ihren Einfluß zu erhalten, wohl auch aus unerlaubter Gewinnſucht, die Fackel der Zwietracht zündeten, nicht allein unter den königlichen Gatten ſelbſt, ſondern auch zwiſchen dieſen und dem Volke; und nur allzuwohl glückte es ihnen, ihre Fürſtinnen, wie liebenswürdig, tugendhaft, ſelbſt geiſtreich ſie auch ſein mochten, auf Zeit ihres Lebens zu Fremdlingen in ihrem neuen Vaterlande zu machen.

An der Bruſt der Kammerfrau Marſchalk hatte die Königin manche verſtohlene Thräne geweint, ihrem Herzen manches unbedachte harte Wort des Königs vertraut. Statt die Thränen zu trocknen, und dem Worte eine mildere Deutung zu geben, malte die Marſchalk alles in den ſchwärzeſten Farben nnd trug nur Sorge, jeden Funken der Hoffnung auf erwachte Zärtlichkeit in Carl's Bruſt eben ſo ſchnell wieder zu verlöſchen als er entzündet war. So floſſen die Thränen der Königin nur reichlicher und faſt unabläſſig; aber weit entfernt, daß der Anblick davon ihren Gemahl erweichte, beſchwerte, ermüdete, plagte er ihn nur — und entfremdete ihn ſeiner Gemahlin noch mehr.

Während der Ruf, der Königin alles in allem zu ſein und die Huldigungen derer, welche etwas von ihr wünſchten, der Eitelkeit der Marſchalk ſchmeichelten, ſchlug die Schwermuth in Ulrica Eleonora's Bruſt immer tiefere Wurzeln, zehrte mehr und mehr an ihr, und ging allmählig zu Schwindſucht über, an welcher die Wiſſenſchaft und Fürſorge des Arztes vergeblich alle ihre Kräfte verſuchten.

Ruhig, vielleicht ſelbſt mit Verlangen ſah die Königin ihrem herannahenden Ende entgegen. Je weniger die leiblichen Arzneimittel wirkten, deſto mehr wandte ſie ſich zu den geiſtlichen, — nicht aus Aberglauben ſondern aus einer innigen Hinneigung zu dem Heiligen, und ſie ſprach davon zu den Geiſtlichen, die ihr nahen durften, mit ſolcher Erbauung, ſolchem Entzücken, daß die Geiſtlichen ſelbſt erſtaunt und hingeriſſen ſich fühlten.

Das Volk vergötterte die Königin nur noch mehr,

als es ihre seltene Gottesfurcht vernahm, und selbst der König fühlte durch sie seine eigene Andacht gesteigert und mehr als durch ihre übrigen Tugenden und ihre Anmuth zu seiner Gemahlin sich hingezogen. Nur Urban Hjärne runzelte die Stirn und schüttelte das Haupt. Mild zurückweisend beantwortete Ulrica Eleonora seine leisen Einwendungen und der König nahm es fast übel auf, daß er die Angemessenheit der ununterbrochenen Beschäftigung der Gedanken mit geistigen Heilsübungen in Frage stellte. Um so freier äußerte der Archiater in dem eigenen und im Tessinschen Hause seinen Unwillen. Und als die Rathsherrin über seine Behauptung, daß es für die Gottesfurcht wie für jedes Andere ein Maaß gebe, sich kreuzte und segnete, brach er hitzig aus: ich rede jetzt nicht als altes Weib oder Mönch, sondern als Arzt. Diese beständig zermalmte Seelenstimmung erschlafft die Kräfte. Bei dem zu häufig wiederholten Genuß des Abendmahls wird das Gemüth der Königin so überreizt mit geistlicher Arznei, daß die leiblichen Heilmittel keine Wirkung auf den Körper ausüben, und geht es so fort, wird uns bald dieser Engel entrissen; ... denn wahrlich ein Engel ist sie, und eben deshalb möchte ich rasend werden, daß ich sie nicht wie einen gewöhnlichen Kranken behandeln und retten kann.«

»Du magst Recht haben« — bemerkte Tessin, indem er die fromme Ansicht der Mutter mit der wissenschaftlichen des Schwagers zu vermitteln suchte — »aber um Gotteswillen berühre diese Saite vorsichtig bei beiden Majestäten. Schwerlich möchtest Du die in

ihren Grundsätzen feste Königin bewegen können, gegen leibliche Vortheile, selbst gegen Gesundheit und Leben dasjenige zu vertauschen, was sie als zu ihrem Seelenfrieden nöthig betrachtet; und der König ... er der selbst ein Muster von Gottesfurcht ist ... würde mit seiner Ungnade Dich strafen, wenn Du diesen geistlichen Dingen, auch in der besten Meinung, zu nah träteſt.«

»Dank für Deinen ehrlichen Hofmannsrath!« — entgegnete ihm Hjärne bitter — »Wenn es Pflicht und Menschenleben gilt, ist es nicht meine Sitte, um Gunst und Glück mich zu kümmern, und wahrlich dieſes Leben ist es werth, beides zu opfern. Ich werde nach wie vor laut und vernehmlich im Schlafgemach wie im Audienzzimmer meine Stimme erheben, darauf verlasse Dich. Und zum wenigsten wird es dann mein Fehler nicht sein, wenn ich tauben Ohren predige.«

Die Rathsherrin seufzte; Teſſin war betroffen; seine Gattin, beschäftigt eine Geldbörse aus Gold- und Silberfäden zu wirken, stach sich mit der Häkelnadel in den Finger. Hjärne zog seine Uhr auf, warf einen flüchtigen Blick auf den Zeiger, und die Uhr wieder einsteckend, empfahl er sich und ging.

Ulrica Eleonora bewohnte mit ihrem Hof damals Carlberg, das der König seiner Gemahlin verehrt hatte und wo Hjärne jeden Morgen und Abend ihr aufwartete. Carl selbst verweilte mit seinen Jagd- und Trinkgenossen auf Kungsöhr. Als der Archiater an einem Freitag Nachmittag sich einfand, um nach dem Gesundheitszustande der Königin zu sehen, verwehrte der Kammerherr ihm, nach seiner Gewohnheit in das Cabi-

net zu gehen, wo jene gewöhnlich ſich aufzuhalten pflegte.

„Was bedeutet dies? Und was hindert die Königin mit ihrem Arzte zu ſprechen?“ fragte Hjärne eifrig.

„Ihre Majeſtät bereitet ſich vor zu dem Abendmahl übermorgen in der Kirche und ſpricht vor dem nächſten Montage niemand als die erhabenen Mitglieder ihres Hauſes und den Oberhofprediger“, antwortete ſichtbar verlegen der Kammerherr.

„Alle Tauſend“ — brach Hjärne aus, indem er auf den Boden ſtampfte und mit den Händen in ſeine Allongenperrücke griff, daß der Puder wie Schnee herunterſtäubte — „Noch ein Abendmahlsgang, und in der Kirche obendrein, ſagen Sie Herr Kammerherr! Das taugt nicht, das darf nicht geſchehen. Die Luft in der Kirche iſt kühl, wenn es auch Sommer iſt, und es könnte Ihrer Majeſtät das Leben koſten.“

„Der Herr Archiater möge verzeihen; aber ich darf den beſtimmten Befehl Ihrer Majeſtät Niemand einzulaſſen, nicht überſchreiten ... vielleicht gefällt es dem Herrn Archiater ſich an Mademoiſelle Marſchalk zu wenden, und dieſe übernimmt die Verantwortung für die Uebertretung des hohen Befehls.“

„Herrlich!“ brummte Hjärne zwiſchen den Zähnen — „Alſo die Kammerfrau hat mehr zu ſagen, als der Arzt, der Prediger und die Königin ſelbſt. Nicht meine Sache iſt's, vor dem Baal das Knie zu beugen; aber für dieſe Fürſtin mag es einmal geſchehen.“ Und er ließ ſich den Weg zeigen zu dem Zimmer der Marſchalk.

Zwiſchen der auf ihren Einfluß ſtolzen Kammerfrau und dem ſeines Eifers, ſeiner Kenntniſſe und ſeiner Unabhängigkeit ſich bewußten Arzte war das Zuſammentreffen ſehr lebhaft und wenig freundſchaftlich. Hjärne beſtand darauf, nicht nur zur Königin hineingelaſſen zu werden, ſondern verlangte ſelbſt, daß die Marſchalk ihm darin beiſtehen ſolle, die Königin zu bewegen, wenigſtens von dem beabſichtigten Abendmahlsgange in der Kirche abzuſtehen. Unter der Maske der Scheinheiligkeit weigerte ſich die Kammerfrau dem beſtimmt ausgeſprochenen Willen ihrer Beherrſcherin entgegenzutreten, beſonders in der ſündigen Abſicht ſie von dem Tiſche des Herrn abzuhalten.

„Die Sünde nehme ich auf mich, meine liebe Mademoiſelle“ — fuhr Hjärne hitzig heraus — „aber Sie werden es vor Gott und Menſchen zu verantworten haben, wenn Sie eine unverſtändige Heilsübung unterſtützen oder wahrſcheinlicher, dazu überreden, welche Sie einer allzufrommen Wohlthäterin und das ganze Land einer huldreichen Mutter berauben kann.“

Der ſichere Ton, in welchem der Arzt die Gefahr vorherſagte, welche der eigenen Quelle des Einfluſſes der Marſchalk drohte, erſchreckte dieſe und bewirkte Aenderung ihres Beſchluſſes. Sie bequemte ſich dazu, Hjärne durch eine heimliche Thür in das Schlafgemach der Königin einzulaſſen.

Eben hatte der Seelſorger ſein heiliges Amt für den Tag vollendet und verließ das Zimmer, als der Arzt und die Kammerfrau eintraten. Von des erſteren Beſuch ſchien die Königin nicht ſehr angenehm überraſcht

und die Marſchalk empfing einen zurechtweiſenden Blick. Bald kam es zur offenen Erklärung über den Zweck des Beſuchs, aber die Abſicht deſſelben ſcheiterte völlig an dem entſchiedenen Willen der Königin. Als Hjärne ſich überzeugte, daß alles vergeblich ſei, ſagte er mit Wärme und Nachdruck: „Nun, dann wolle Gott ſorgen! Nach Pflicht und Gewiſſen habe ich Ihre Majeſtät auf die Gefahr und die wahrſcheinlichen Folgen des Verweilens in einer kalten Kirche für einen Kranken in aufgeregter Gemüthsverfaſſung, aufmerkſam gemacht. Jetzt waſche ich meine Hände.“

„Für Ihre gute Abſicht danke ich Ihnen, und was auch Gott gefallen möge über mich zu beſchließen, Sie tragen keine Schuld“, antwortete mit mildem Ernſte die Königin.

So führte denn die Königin ihren Vorſatz aus, aber was Hjärne vorhergeſehen und geſagt, trat leider allzubald und vollſtändig ein. Als ſie am 7. Juli 1693 das Abendmahl nahm in der Kirche zu Carlberg, wurde ſie während der Predigt von einem heftigen Unwohlſein befallen. Zwar überwand ſie die Schmerzen und die nachfolgende Schwäche mit ſtoiſcher Stärke, und vermochte mit ſchwankendem Schritte, von ihrer Bedienung unterſtützt, ſich zum und von dem Altare zu ſchleppen . . . aber nur um das Sterbelager einzunehmen.

Ein Eilbote ward nach Kungsöhr abgefertigt und ſchon am Abend des folgenden Tags ſtand der König in Carlberg an dem Krankenbette ſeiner Gemahlin.

„Eine Grafſchaft verleihe ich Ihnen, wenn Sie ſie

retten!« rief der König heftig aus — »Zeigen Sie nun, wozu Ihre Wissenschaft gut ist.«

Der Arzt zuckte die Achseln und schüttelte den Kopf. Die Kranke lächelte .... wie Märtyrer lächeln.

Jetzt, aber zu spät, erwachte in Carl's Brust die Zärtlichkeit. Weder Speise noch Trank mochte er genießen, nichts wollte er von Regierungsgeschäften hören. Nie hatte er früher ihre feinen milchweißen, weichen Hände so feurig an sein Herz gedrückt, als jetzt die abgemagerten und feuchten, nie mit solcher Inbrunst ihren knospenden Rosenmund wie jetzt die bleichen Lippen geküßt.

Fast drei Wochen kämpfte die Jugend und die Anstrengung des Arztes gegen Kraftlosigkeit und Schmerzen. Mit jedem Augenblicke machte die Krankheit neue Eroberungen, richtete neue Verwüstungen an, bis der Tod endlich Meister des Wahlplatzes blieb.

Für diejenige, deren ganzes Leben eine Vorbereitung zum Tode genannt werden konnte, war dieser nicht schwer, und ohne Furcht sah sie dem letzten Augenblicke entgegen. Nachdem Ulrica Eleonora von ihrem Gemahl, ihrer Schwiegermutter und ihren Kindern feierlichen Abschied genommen, den ersteren dankend, letztere ermahnend, alle — auch Schweden und die Schweden, denen sie Ehre, Zunahme und ewige nachbarliche Eintracht mit ihrem ursprünglichen Heimathland und Landsleuten, Dänemark und den Dänen wünschte — segnend, verlangte sie eine letzte Unterredung unter vier Augen mit ihrem Gemahl.

Auf einen gegebenen Wink entfernten ſich alle Andern und ließen die hohen Gatten allein.

Zum letzten Mal hob die Königin ihre gebrochenen Augen gen Himmel und rief ihn zum Zeugen an, wie innig ſie zu jeder Zeit ihren Herrn und Gemahl geliebt und verehrt habe und noch jetzt liebe und verehre. Bei dieſer Liebe, bei ihrem eigenen zeitlichen Glück und Seelenfrieden beſchwor ſie ihn ſeinem Volke ein wohlwollender Vater und barmherziger Regent zu ſein und ſoviel in ſeiner Macht ſtände die Leiden und die Unterdrückung derjenigen zu mildern und gutzumachen, deren Jammer in den letzten Jahren ihr Herz zerriſſen habe. „Nun ich in wenigen Augenblicken vor dem Richterſtuhl des Allwiſſenden ſtehe, wirſt Du es nicht für eine unziemliche Einmiſchung in Deine Regierung anſehen, wenn ich an den Gnadenbeweis erinnere, den zu begehren Du ſelbſt mich aufforderteſt, als der Beinbruch Dich in Kungsöhr auf dem Krankenbette feſſelte. Ich verlange jetzt die Erfüllung Deines Verſprechens, und begehre, daß Du der unglücklichen Opfer der Reduktion Dich erbarmſt und ihren Feinden nicht geſtatteſt, ſie weiter zu plündern und zu verfolgen.“

„Ich gelobe Dir, meine Gemahlin“ — antwortete mit feierlichem Ernſte der König — „über Gerechtigkeit zu wachen: und wehe dem! der die Schuld trägt, daß jemand Unrecht geſchehe!“

„Noch eine Bitte, mein theurer Gemahl! wenn meine Zunge noch auszuſprechen ſie vermag; die letzte Bitte. Laſſe meinen lebloſen Staub ohne Pracht und großes Weſen zu ſeiner Ruheſtätte geleiten. Laſſe mei-

nen vergänglichen Sarg mit den prunkenden Abzeichen einer geſchwundenen Hoheit verſchonen, und vertheile, was ſie gekoſtet haben würden, an Arme und Bedürftige.“

„Verlaſſe Dich darauf, daß dieſe nicht vergeſſen werden ſollen“ — gab der König zur Antwort — „nun aber gebe mir jede traurige Sorge anheim, ſei verſichert, ich werde ſie nach Deinem Sinne und wie es meiner Würde geziemt, erfüllen.“

„So kann ich denn ruhig ſterben“, ſeufzte Ulrica Eleonora.

Und dieſer Seufzer .... war der des Todes.

Bei dem Klageruf des Königs ſtürzte die Umgebung herein. Er rang ſeine Hände und reiche Thränen thauten herab auf die Leiche der Königin, als er ſich niederbeugte, gleichſam als ſuche er die Spur ihrer entflohenen Seele. In dem tiefen Gefühle ſeines Verluſtes äußerte er mit gefalteten Händen den Wunſch, daß es ihm gelingen möge, nach dem letzten Rathe ſeiner Gemahlin zu handeln.

Als der erſte Schmerz vorüber war und anderen Gedanken Raum gab, ſandte der König zu Teſſin.

„Sie wiſſen“ — redete der König ihn an, „was ich, was wir alle verloren haben. Sorgen Sie dafür, daß die Trauerfeierlichkeiten ihrem Gegenſtande würdig eingerichtet werden. Fragen Sie nicht nach den Koſten. An Mitteln fehlt es Gott Lob nicht! und zur Unzeit zu ſparen, iſt gegen meine Gewohnheit. Richten Sie ſich danach.“

Teſſin betheuerte ſeine Bereitwilligkeit und ſeinen

Eifer; und die Ausführung gelang ihm zum Beifall des Publikums und zur beſonderen Zufriedenheit des Königs *).

*) Nicht lange danach ereignete ſich das nie genug zu beklagende Hinſcheiden Ihrer Majeſtät der hochſeeligen Königin und in Folge deſſen empfing ich eine neue und ſchwierige Occupation, nämlich in Betreff eines Castrum doloris und der Ausſchmükkung der ganzen Kirche, womit ich Gottlob! zu Aller Befriedigung zu reüſſiren ſchien und was von dem hochſeeligen Könige mit beſonders gnädigen Expreſſionen aufgenommen wurde. Memorial d. Gr. Nicod. Teſſin.

Sechstes Kapitel.

In der Kinderſtube in dem Teſſinſchen Hauſe ſpielten und jubelten Mutter und Großmutter mit den Kleinen, als der Archiater Hjärne hineintrat. Die Rathsherrin, an deren Rücken das eine Mädchen eben hinaufgeklettert war und ſich feſthielt, indem es beide Hände um den Hals der Alten ſchlang, während das jüngſte Mädchen auf dem Schooß der Rathsherrin ſaß, ließ ſich durch Hjärne's Ankunft nicht ſtören und ſchien nicht geneigt, von der lieben, wiewohl etwas beſchwerlichen Bürde ſich frei zu machen. Aber die jüngere Frau Teſſin brach ſogleich den Scherz mit den Kindern ab und ſchlug vor in ein anderes Zimmer zu gehen. Zwar machte Hjärne aus Artigkeit — indem er auf ſeine bekannte Eigenheit ſich bezog, mehr Gefallen an Katzenſpectakel und Kindergeſchrei als an der ſchönſten Muſik zu haben, — und ſeine Schwiegermutter in vollem Ernſte Einwendungen dagegen, aber auch die letztere fügte ſich endlich doch in dem Maaße dem Wun-

ſche der Schwiegertochter, daß ſie ſich mühſam mit den beiden Mädchen, welche im ungeſtörten Beſitz der Stellung blieben, die ſie bei der Ankunft des Archiaters eingenommen hatten, aus der Kinderſtube ſchleppte.

„Es thut mir leid, die große Fröhlichkeit hier geſtört zu haben“ — nahm Archiater Hjärne in ſeinem gewohnten neckenden Tone das Wort — „beſonders da es wahrlich nicht Schuld des kleinen Plagegeiſts iſt, deſſen Hände da eine Schlinge um den Hals der Großmutter bilden, wenn meine Schwiegermutter während der Wanderung mit ihm nicht erwürgt wurde. Aber der Auftrag eines Sterbenden iſt heilig und deshalb habe ich es nicht ablehnen dürfen, ihn meiner Schwägerin auszurichten.“

„Der Auftrag eines Sterbenden an mich!“ — rief die jüngere Frau Teſſin beſtürzt aus. — „Um Gotteswillen ſagen Sie, Schwager, wen von meinen lieben Verwandten Sie meinen?“

„Beruhigen Sie ſich, liebe Schwägerin“ — entgegnete Hjärne — „keinen Verwandten betrifft es, noch weniger eine liebe Perſon, vielmehr den graden Gegenſatz; aber am Grabe hört ja die Feindſchaft auf und eben das bringt uns zur Sache.“

„Mein Schwager verſteht wenigſtens in demſelben Maaße Neugierde zu erregen, als er Beſorgniſſe ſtillt“ — fuhr Frau Teſſin fort. — „Von wem iſt die Rede?“

„Von einem alten verdrängten Hofcameraden, der verſöhnt aus der Welt zu gehen wünſcht“, gab Hjärne zur Antwort.

„Ingeborg Gyllenſtjernal“ — fiel Frau Teſſin haſtig ein. — „Sollte das möglich ſein! Hätte ich recht gerathen?“

„Völlig richtig“ — entgegnete Hjärne. „Ich komme von ihrem Krankenbette, und da ich die Ehre habe, der Schwager der Frau Gräfin genannt zu werden, ſo traue ich mir ſo viel Einfluß zu, meine Schwägerin überreden zu können, einen Vergleich mit ihr einzugehen, zur Bekräftigung deſſen ihr einen Beſuch zu machen und ihr ein chriſtlich freundliches Lebewohl zu bieten, bevor ſie von hinnen ſcheidet .... Ich habe nun meinen Auftrag von einer Sterbenden, die ich behandle, ausgerichtet, und glaube, daß im Grunde dieſer Auftrag die Veranlaſſung ihr gegeben hat, mich rufen zu laſſen, da ich ſonſt nicht ihr Hausarzt geweſen bin, und damit Baſta.“

„Kaum kann ich von meiner Ueberraſchung zurückkommen“ — äußerte die jüngere Frau Teſſin — „und hätte ein anderer als Sie, lieber Schwager, dieſen Verſöhnungsantrag mir überbracht, ich würde ſchwerlich daran geglaubt haben. Aber wenn ich denke, wie oft ich ſelbſt mich beklagt, und wie lange ich mich zu beklagen gehabt habe über die Unverſöhnlichkeit anderer, ſo hieße es den Splitter im Auge ſeines Nächſten, aber nicht den Balken im eigenen Auge ſehen, wenn ich mit nicht zu beſiegender Kälte die Hand zurückſtieße, welche ein ſterbender Feind mir darreicht.“

Die Rathsherrin hatte von Anfang an dem Geſpräche ſoviel Aufmerkſamkeit gewidmet, als nur immer das Geplauder ihrer beiden Enkelinnen geſtattete, endlich

glückte es ihr, ſich von der Anhänglichkeit der Kinder frei zu machen, indem ſie das eine auf das Sopha legte und das andere auf einen Stuhl ſetzte. Nachdem ſie ſo ihre Freiheit wiedergewonnen, miſchte ſie ſich in das Geſpräch mit den Worten:

„Sehr richtig, und ſo geziemt es einer frommen Chriſtin, meine liebe Tochter. Heißt es doch in der Schrift: was ihr wollt, daß euch die Leute thun ſollen, das thut ihnen auch.“

„Und aus derſelben Quelle kann man hinzufügen“ — bemerkte Hjärne — „thuet wohl denen, die euch haſſen und euch verfolgen. Sehr lieb iſt's mir, daß die chriſtlichen Beweggründe bei dieſer Gelegenheit ausreichen. So brauche ich mich nicht auf das zu beziehen, was aus einem weltlichen Geſichtspunkte angeführt werden könnte, unter anderm auf die Annehmlichkeit der Verſöhnung für ihre hochgräflichen Excellenzen Carl und Chriſtoph Gyllenſtjerna, welche dem Teſſinſchen Hauſe bereits die Ehre erzeigten, bei einigen ſeiner Kinder Pathe zu ſtehen.“

„Was mein Schwager ſagt“ — nahm die jüngere Frau Teſſin lebhaft das Wort — „muß jedem Bedenken ein Ende machen, was ich gegen einen Beſuch bei Ingeborg Gyllenſtjerna noch hegen könnte. Es hieße ſie und ihre Verwandten, die uns wohl wollten, verletzen, wenn ich ihr den Rücken kehrte, nachdem ſie jetzt ſogar den erſten Schritt gethan hat.“

„Gut“ — ſagte Hjärne — „ich eile nun zu der Kranken zurück, um ſie auf die Ankunft der Schwägerin und das erſehnte Wiederſehen vorzubereiten. Gern

möchte ich (ein ſpöttiſches Lächeln ſpielte dabei um ſeine Lippen) auf das gewöhnliche Vorrecht des Arztes Anſpruch machen von allem, was ſeine Patienten betrifft, unterrichtet zu werden, um Zeuge der Prophezeiungen zu ſein, mit welchen Fräulein Gyllenſtjerna ihre Erkenntlichkeit für die Verſöhnlichkeit der Schwägerin und den Beginn der neuen Freundſchaft bezeigen wird.“

„Was ſoll ein ſolcher Scherz, Herr Schwiegerſohn!“ — unterbrach ihn feierlich und beſorgt die Rathsherrin. — „Das läßt ſich ja faſt an, als ob Hexerei im Werke wäre, und Gott wolle verhüten, daß meine fromme Tochter damit irgend zu ſchaffen bekomme.“

„Nehmen Sie's nicht ſo böſe, Mütterchen!“ äußerte Hjärne. — „Wahr iſt's, man munkelt, daß Fräulein Gyllenſtjerna zukünftige Dinge vorherſehen und vorausſagen könne; aber Sie kennen doch den bekannten Spruch, daß wer prophezeit, die Wahl hat zwiſchen zwei Wegen: zu lügen oder wahr zu ſagen.“

„Jeden Falls“ — fügte die jüngere Frau Teſſin hinzu, fürchtend, daß die leicht aufgeregten geiſtlichen Bedenklichkeiten der Rathsherrin ihrem Vorſatze, der von Ingeborg gewünſchten Verſöhnung entgegenzukommen, ein Hinderniß in den Weg legen möchten — „kann meine Schwiegermutter verſichert ſein, daß ich das Geſpräch mit der Kranken weder von dem Zweck meines Beſuches ableiten, noch irgend Gewicht auf die Vorherſagungen derſelben legen werde, wenn wider mein Wünſchen und Erwarten dergleichen in meiner Gegenwart aufs Tapet gelangt.“

„Nun in Gottes Namen! thue wie Du willſt“, ſeufzte die Rathsherrin.

Eben jetzt trat der Kammerherr in das Zimmer. Von dem Geſpräch unterrichtet, war er ebenſo erſtaunt über die Verſöhnungsanträge des Fräulein Gyllenſtjerna, wie zufrieden mit der Annahme derſelben von Seiten ſeiner Gattin. Er hoffe, meinte er, daß damit die letzte Saat des Unfriedens zwiſchen ſeinem Hauſe und dem Hofkreiſe ausgerottet werde; Ihre Majeſtäten würden es mit beſonderem Wohlgefallen vernehmen, und ihre Actien bei den täglich an Einfluß zunehmenden Excellenzen dem Obermarſchall und dem Oberſtatthalter beträchtlich ſteigen.

So fuhr zu einer ſpäter näher beſtimmten Zeit Frau Teſſin zu der Wohnung des Fräuleins Gyllenſtjerna. Dort angelangt, ſtieg ſie in wachſender Aufregung, der eine gewiſſe Verlegenheit ſich beimiſchte, eine hohe Treppe hinan und verweilte, nachdem der Bediente die Thür zu den Zimmern des Fräuleins Gyllenſtjerna geöffnet, einige Minuten in dem Vorzimmer, um ſich zu erholen. Das Andenken an ihr erſtes glänzendes Auftreten bei Hofe, von welchem ſie damals diejenige vertrieb, welche jetzt im Begriff ſtand, den Schauplatz des Lebens ſelbſt zu verlaſſen, verband ſich mit den friſcheren Erinnerungen an die Demüthigungen, welche Hedwig in der Folge von der gegen ſie ſelbſt gerichteten und aufgereizten Eitelkeit derſelben Verwandten zu erdulden gehabt hatte, welche ihr geholfen hatten, Ingeborg zu verdrängen. Der Gedanke an die Veränderlichkeit und Vergänglichkeit aller Dinge entlockte

ihrer Bruſt dabei einen Seufzer und in feierlicher Stimmung betrat ſie die Schwelle der Feindin, welche Verſöhnung ihr angetragen hatte. Eben läutete es in der nahbelegenen St. Olofskapelle zum Abendgebet, und der wie ein Sterbelied klagende Ton der Glocken erhöhte noch das Wehmüthige des Eindrucks.

So bewegt war Frau Teſſin, daß ihre Kniee ſie kaum durch den langen Saal bis vor das Schlafgemach zu tragen vermochten. Als ſie im Begriff ſtand, die Thür aufzudrücken, wurde dieſe von innen von einem Kammermädchen geöffnet, welches nach ihrem Namen fragte und ſie erſuchte an der Thür zu warten, bis es bei ſeiner Herrin ſie gemeldet und deren Befehle eingeholt habe.

„Die Gräfin Teſſin“, flüſterte das Kammermädchen, indem es behutſam die Bettgardine zurückſchob und ſich zu dem Ohre der Kranken niederbeugte.

Wie von einem Dolchſtich getroffen, fuhr die Kranke, welche ohne zu ſchlummern mit geſchloſſenen Augen und im Nachdenken vertieft dalag, die Augen aufſchlagend empor, während ein grinſendes Muskelſpiel, gleichzeitig Spott, Freude und Verdruß verrathend, die feine Haut ihres Geſichts in Bewegung brachte und die blaubleichen Lippen erzitterten.

„Die Gräfin Teſſin“ — wiederholte ſie ſcharf — „ha ha ha!... Geh, verriegle die Thür, damit keiner uns ſtöre und hereinkomme, ehe ich klingle... Vorher aber ſtelle einen Lehnſtuhl neben das Kopfende meines Bettes und bitte die hochgeborne Frau Gräfin heranzukommen und ſich niederzulaſſen“

Dies alles wurde mit ſo leiſer Stimme geäußert, daß Frau Teſſin zwar hörte, daß geſprochen wurde, aber das Geſagte nicht verſtehen konnte.

Das Kammermädchen leiſtete dem Befehle pünktliche Folge und entfernte ſich.

Frau Teſſin trat an das Bett heran. Eine ſtumme aber beredte Augenſprache zwiſchen ihr und der Kranken bildete die Einleitung zu dem nun folgenden Auftritte. Mit Staunen und Theilnahme betrachtete Frau Teſſin Fräulein Gyllenſtjerna's abgezehrte Geſtalt. Wie der Tiger mit den Augen ſeinen Raub verſchlingt, ehe er ſeinen Durſt in dem Blute deſſelben löſcht, ſo richtete Ingeborg ihre ſcharfen Augen auf Hedwig.

„Iſt es wirklich die ſtolze, begünſtigte Hedwig Stenbock“ — brach die erſtere, halb im Bette ſich aufrichtend, das Schweigen — „welche der über die Schultern angeſehenen verſchmähten und zurückgeſetzten Ingeborg Gyllenſtjerna die Ehre ihres perſönlichen Beſuchs erzeigt? Ha, ha, ha!“

„In dem Alter, das wir beide nunmehr erreicht, und in Deiner gegenwärtigen Lage, Ingeborg“ — ſuchte Frau Teſſin, zugleich verletzt und betrübt über dieſen ärgerlichen unerwarteten Anfang das dem Ausbruch nahe Unwetter abzulenken — „thäten wir am beſten, den Schleier der Vergeſſenheit auszubreiten über die Mißverhältniſſe unſerer längſt geſchwundenen Jugend und noch einmal herzlich uns zu nähern, um verſöhnt der ewigen Trennung entgegenzugehen. So habe ich Deine

Einladung verſtanden, und nur in einer ſolchen Abſicht kam ich hierher.«

»Mein Gott, was ſie zahm geworden iſt, meine Taube!« — fuhr Ingeborg in dem vorigen Tone fort. — »Das heißt die Saiten herabſtimmen! Aber wer hätte auch damals, wo Ihre Majeſtät über den Vorrang zwiſchen uns zu meiner Beſchimpfung entſchied, ſich denken können, daß das hochgräfliche Fräulein Stenbock als Schwiegertochter eines Rathsherrn und Baumeiſters end:n würde?«

»Sprichſt Du in dieſer Weiſe weiter« — unterbrach ſie mit ruhigem Ernſte und würdig Frau Teſſin — »ſo verlaſſe ich Dich ſogleich, und Du ſahſt mich zum letzten Mal. Dein hoffnungsloſer Zuſtand allein konnte mich beſtimmen, Dich zu beſuchen.«

»Auch werde ich dieſe unſchätzbare Herablaſſung belohnen« — entgegnete Ingeborg — »in einer Weiſe, wie kein anderer in Schweden, er möge ſo hoch oder niedrig ſtehen wie Du willſt, es vermag. Ich werde den Schleier der Zukunft vor Dir aufheben und Dir einen Schimmer zeigen ſowohl Deines eigenen Geſchicks wie des Geſchicks derjenigen, welche Fleiſch von Deinem Fleiſch und Bein von Deinem Bein ſind.«

»Weder begehre noch wünſche ich zu wiſſen, was die göttliche Weisheit jeder menſchlichen Forſchung verhüllte« — antwortete Frau Teſſin — »und geſtehe aufrichtig, daß ich vermeſſenen Traumbildern und thörichten Einfällen, und etwas anderes ſind Prophezeihungen nicht, keinen Glauben ſchenke. Sie entſpringen

einer aufgeregten, und unverholen gesagt, verwirrten Phantasie.«

»Der Erfolg möge entscheiden« — unterbrach Ingeborg sie — »und wenn ich mit meinem Tode meine Vorhersagungen besiegle, so muß wohl die Kleingläubigkeit sich gefangen geben.«

Frau Tessin, welche, so lange Ingeborg ihre Bitterkeit persönlich gegen sie richtete, in stehender Stellung am Bette verharrt war, nahm jetzt Platz in dem für sie hingesetzten Lehnstuhl.

»Endlich hörst Du auf mich zu beleidigen« — sagte sie mit unerkünstelter Würde — »und so kann ich, ohne meiner Ehre zu vergeben, bei Dir verweilen und Dich anhören. Möge aller frühere Groll zwischen uns von diesem Augenblicke an ganz und völlig vergessen sein. Zum Beweis der Aufrichtigkeit meiner Gesinnung, reiche ich Dir hier meine Hand und bitte Dich um Deine Freundschaft.«

Grade jetzt beleuchtete durch die Fensterscheiben des Schlafgemachs der letzte Strahl der sinkenden Sonne das lebensgroße Bild des Reichsraths Johann Gyllenstjerna, genannt »der Große und Starke«, welches in vergoldetem Rahmen fast die ganze Wand dem Lager Ingeborg's gegenüber einnahm. Mit dem Talar bekleidet, die eine Hand auf den Landmarschallsstab stützend, den er auf dem Reichstage 1668 führte, in der andern das Ambassadeur-Creditiv haltend, erinnerte er die Schwester an die Würden, welche er bekleidet, und an die Auszeichnung, zu welcher sie selbst berufen war, wenn nicht das Weib, das eben jetzt zum Zeichen der

Freundſchaft die Hand ihr entgegenſtreckte, in den Weg ihr getreten wäre und die Bahn zu weiterem Fortkommen ihr abgeſchnitten hätte. Bei dem Gedanken hieran erſtarrte auf's Neue jedes mildere Gefühl ihres Herzens, das Hedwig's zuvorkommende Verſöhnlichkeit zu erweichen nahe daran war. Sie ſtieß mit der einen Hand die von Hedwig dargebotene Hand zurück, und während ſie mit der andern auf das Bild ihres Bruders hinwies, welchem der Maler ſtatt des beabſichtigten Ausdrucks guter Laune den eines, man hätte ſagen mögen für dieſe Zuſammenkunft der beiden früheren Nebenbuhlerinnen beſtellten, liſtigen Hohnlächelns gegeben, rief ſie, alle ihre Kräfte aufbietend, um von Begeiſterung hingeriſſen zu erſcheinen — wodurch das Verletzende ihrer ausbleibenden Antwort auf die ihr von der Frau Teſſin angebotene Verſöhnung verſchwand oder wenigſtens beträchtlich vermindert wurde — aus:

„Siehſt Du! auch ihm, dem liebſten, was ich im Leben beſaß, ſagte ich voraus, was geſchehen werde: daß er ſterben werde auf halbem Wege, wenn er nicht Acht gebe auf meine warnende Stimme. Mehr auf Königsworte, als auf die meinigen baute er .... und unverhofft ward er fortgeriſſen im Hochſommer ſeines Mannesalters. Glaubſt Du, daß Carl XI es beſſer ergehen wird, deſſen Planet das Schickſal mit dem meines unvergleichlichen Bruders verband? .... Ha, ha, ha! Nein. Wenn auch König, und ſo mächtig er Hedwig Stenbock's Vermählung mit dem Baumeiſter Teſſin beſchützt hat, ſeine Tage ſind bald gezählt. Er nimmt das Abendmahl, um das Himmelreich zu ge-

winnen ... ſein eigener Bruder iſt's, der den Kelch ihm reicht ... ein Bruder, den er durch ſeine Gewohnheit zu demüthigen und zu reizen, dahin gebracht hat, daß er alles andere vergaß, nur nicht den erlittenen Schimpf und das offenbare Unrecht .... und auf dem Boden des Kelchs .... liegt Gift*) .... Du ſchauderſt, Kleinmüthige! ... Du weinſt! ... weine lieber über Dich ſelbſt, Hedwig, über Deine eigenen Nachkommen und Deines Mannes Verwandte. Denn ſo lautet ihr Blatt im Buche des Schickſals: Dein Schwager Hjärne wird alsbald ſich tröſten über den Verluſt der hingeſchiedenen Schweſter Deines Mannes. In kurzem wählt er eine neue Hausfrau ſich und nachdem er auch dieſe zu Grabe geleitet, knüpft er eine dritte Ehe, ſie endlich dauert bis an ſein eigenes Ende ... Bildeſt Du Dir ein, daß Dein eigner Gatte, zu dem Du unter ſo vielen Demüthigungen Dich herabließeſt, und der Dir alles, alles zu verdanken hat, Deinem Andenken mehr Treue bewahren wird? ... Wirf ihn weg dieſen Irrthum. Kaum erkaltet iſt Dein Staub, ſo erhalten Deine Kinder eine Stiefmutter ... Stiefmutter, verſtehſt Du? ... Schmeichle Dir nicht, Hedwig Stenbock,

*) Wie die Abſtammung des Biſchof Carlſon von Carl X Guſtav auf einem allgemein verbreiteten doch bisher unerwieſenen und vermuthlich unerweislichen Gerücht beruht, ſo auch die Sage, daß dieſer Biſchof, durch von Carl XI erlittene perſönliche Beleidigungen gereizt und von den Feinden der Alleinherrſchaft und den Opfern der Reduction angeſpornt, den vermeintlichen Tyrannen, ſeinen angeblichen Bruder, vergiftet habe.

mit der Hoffnung, zur Entschädigung für Deine niedrige Ehe Stammmutter des neuen Geschlechts zu werden, in das Du eintratst. In männlicher Linie erlöscht es schon im zweiten Gliede und in der weiblichen geht es traurigen Tagen entgegen. Dein ältester Sohn ist schon todt, und der einzige, der seine Eltern überlebt, wird das Unglück haben, auf dem einen Auge blind zu werden und in kinderloser Ehe zu leben. Deine älteste Tochter, die sich zweier gekrönten Häupter als Pathen rühmt, wird einem Wittwer sich vermählen, der sie überlebt und dann eine dritte Ehe schließt. Von seinen drei Kindern erster Ehe, deren Stiefmutter Deine Tochter wird, stirbt der Sohn in der Blüthe seiner Jugend; die eine Tochter verliert den Verstand und stirbt unvermählt und schwachsinnig, die andere heirathet einen Grafen, der eben so arme wie zahlreiche Nachkommen hinterläßt: das ist eine Fügung des Schicksals dafür, daß die ersten dieses Namens dazu beitrugen der Reduction eine ganz andere Richtung zu geben als mein verstorbener Bruder beabsichtigte und anrieth, und einen Gyllenstjerna übervortheilt man, verstehst Du, auch nicht in seinen Plänen ungestraft .... Auch Deiner zweiten Tochter Mann war vorher vermählt, und das einzige Kind, was sie zur Welt bringt — ein Sohn — wird zwar mit den höchsten Würden des Staats bekleidet und stirbt mit der Hoffnung, daß auch sein Sohn künftig dieselbe Höhe äußerer Ehre erreichen werde; aber jämmerlich zu Schanden wird diese Hoffnung, denn dieser Enkel Deiner Tochter entleibt sich selbst in jungen Jahren, unvermählt, aus Liebe zu einer Wirthshausdirne ...

Du erbleichſt, Hedwig Stenbock! Deine ſtarren Augen wollen mein Innerſtes erforſchen, um meine Prophezeihungen auf Rechnung der Fieberhitze ſchreiben zu können; aber auch dieſer Troſt, ſo klein er auch wäre, ſei Dir benommen; ich habe in dieſem Augenblick den gleichen Gebrauch aller meiner Seelenkräfte wie damals in unſerer beider Jugend, als ich plötzlich den Hof verließ, wo man mir unverhofft den Vorrang aberkannte; jegliches Wort, das Du jetzt aus meinem Munde vernommen, in dem Buche des Schickſals über den Sternen ſteht es geſchrieben« ....*)

*) Da Leichenpredigten und Perſonalien außer Gebrauch gekommen ſind, ſo möchten unſere Geſchlechtslisten ſpäterhin in Unordnung gerathen. Ich will daher in einer freien Stunde einige Worte über meine Geſchwiſter aufſchreiben.

Meine lieben Eltern Nicodemus Teſſin und Hedwig Eleonora Stenbock hatten vier Kinder: Hedwig Charlotta, Carl Erich, Ulrica Maria und mich, Carl Guſtav.

Meine beiden Schweſtern waren Hoffräulein, zuerſt bei der hochſeeligen Königin Hedwig Eleonora, dann bei deren Enkelin, der Königin Ulrica Eleonora.

Hedwig Charlotta verheirathete ſich mit Otto von Schwerin, damals Capitain bei der Königl. Leibgarde, ihrem Verwandten von mütterlicher Seite. Sie ſtarb kinderlos und hinterließ nur drei Stiefkinder aus der erſten Ehe Schwerin's. 1. Einen Sohn, der mit mir in Paris war und Anno 1740 da ſtarb, einen ſehr hoffnungsvollen Jüngling; 2. Beata von Schwerin, die elendiglich ſchwachſinnig wurde; 3. Ottiliana, eine geſcheute, verſtändige und tugendſame Frau, vermählt mit dem Grafen Cronhjelm auf Hakunge. Beide, Beata und

Heftig ſtritten, während Ingeborg ſprach, in Frau Teſſin's Innern der Vorſatz abzubrechen und

---

Ottiliana waren einige Zeit in meinem Hauſe. Nach dem Ableben meiner Schweſter verheirathete ſich mein Schwager mit der Wittwe des Herrn Ankarſtjern, Gräfin Regina Cronhjelm, welche jetzt auf Groß Knutſtorp in Skåne wohnt.

Carl Eric Teſſin war glücklich und entging vielen Beſchwerden, als er kaum ½ Jahr alt war.

Ulrica Maria Teſſin verheirathete ſich mit dem damaligen Capitain der Leibgarde, jetzigen Generalmajor und Oberſten bei Upland's Regiment, Baron Friedrich Sparre, meinem lieben Schwager, der aus ſeiner erſten Ehe mit Frau Virginia Regina Lilljehöök fünf Kinder hatte: zwei Söhne Carl und Gabriel, und drei Töchter, Lotta, Anna Ebba und Britta Stina.

Carl war mit mir in Paris, iſt jetzt Oberſtlieutenant bei dem Regiment von Lingen, und mit Fräulein Ulrica Strömfeld, meiner Couſine, der ſeel. Gräfin Hedwig Eleonora Wrangel älteſten Tochter verlobt. Seine Redlichkeit und ſeine ſchwediſche Ehre gewähren ihm in unſern Zeiten mehr innere Befriedigung, als glänzendes Glück*).

Gabriel war mit mir in Berlin und haben mir die Umſtände nicht geſtattet, ihm ſo viel Gutes zu erweiſen, als ich gerne wünſchte und ſein edler Charakter und braves Weſen verdiente. Er iſt jetzt Rittmeiſter bei den Südſkaningern **) und mit Fräulein Coyet verlobt.

---

*) Dies war gleichwohl nicht unbedeutend. Denn bei ſeinem Tode 1791 war er Reichsrath, Oberſtatthalter und Seraphimen-Ritter.

**) Er ſtarb 1804 als Landeshauptmann in Chriſtianſtadt.

sich zu entfernen, mit der Anziehungskraft, welche die Prophezeihungen ausübten, und ungeachtet ihrer nieder-

---

Lotte war meiner Frau eine heitere und angenehme Gesellschaft in Paris, wo »la Rose« noch von allen gefeiert wird, die sie kannten. Verheirathet mit dem Oberjägermeister Grafen Carl Fersen. Hat viele Kinder, und bekömmt wohl mehr. Denn noch muß sie oft Vorwürfe deshalb hören, daß sie keinen Sohn hat.

Anna Ebba starb jung und in den Kinderjahren. Britta Stina, charmant in der Gesellschaft, dreist in ihrem Hause, aufrichtig, freundlich, alle Tage dieselbe, mit einem Wort: eine würdige Schwester der Vorigen, folgte meiner Frau nach Wien und Venedig; überall beliebt und willkommen. Verheirathet mit dem Hofmarschall Grafen Törnflycht, und hat eine einzige Tochter. Werden sehen, was dies Jahr bringt.

Ihre und meines lieben Schwagers Graf Axel Wrede Sparre Familien sind unter den wenigen, die Freundschaft bewahrten, während so viele, welche mir vielfach mehr Dank schuldig, meinem Glück, meiner Ehre und meinem Leben nachstellten.

Ich könnte davon zu ihrer Schande eine Liste aufsetzen, aber was sollte ich in meinen alten Tagen mich rächen?

Mit meiner lieben Schwester hat mein Schwager Freiherr Friedrich Sparre einen einzigen Sohn, Friedrich, der schon in seinem 17. Jahre, während meiner Präsidentschaft in der Kanzlei, mit dem Fleiße und der Verschwiegenheit eines alten Mannes geheime Reichsgeschäfte besorgte. Ihre damalige königl. Hoheiten boten ihm den Kammerherrnschlüssel an und ich konnte ohne zu viel zu sagen, ihm noch mehr Vortheile zuwenden, wenn ich nicht gewünscht hätte, daß er durch eigenes Verdienst und nicht durch meinen Credit Glück machen sollte. Jetzt hat ein

ſchlagenden Beſchaffenheit hörte ſie dieſe bis zum Schluſſe. Ganz und gar hatten beide Frauen den vorgeblichen Anlaß ihrer Zuſammenkunft, die Verſöhnung, vergeſſen, und in dieſem Augenblick waren ſie ferner davon

---

unverſchuldeter Haß ſich gegen ihn gekehrt; aber da er Gott ehrt, wird es ihm nicht fehlen. Mit meinen ſchwachen Mitteln iſt er mit Nutzen außer Landes geweſen. Mein Segen und bischen Habe werden ſein Erbe, meine eigene Tugend muß ſein Reichthum ſein *).

Das iſt nun der Funken von meinem ſeeligen Vater und deſſen Vätern, welche, wenn ſie auch nicht große genannt werden konnten, doch ehrliche und treue Männer waren. Auf zwei Reichstagen hatte ich die Abſicht und konnte es unfehlbar auswirken, meinen bald erlöſchenden Namen auf meinen Neffen zu übertragen, aber bei näherem Nachdenken erſchien mir dies, wie vieles andere, als Eitelkeit. Würde nach meinem Tode Ritterſchaft und Adel des Reichs es beſchließen, ſo ſollte mich das im Grabe freuen und wäre für die Nachkommen ein erbaulicher Beweis, daß ich als redlicher Schwede lebte und ſtarb, und, was auch meine Feinde ſchwatzen, wohl gedient habe. Denn zur Genüge ſehe ich, daß für meine noch kurze Lebenszeit die Verfolgungen kein Ende nehmen. Am meiſten ſchmerzt mich, daß viele Unwahrheiten von da ausgehen, wo die Wahrheit ihren Hauptſitz haben ſollte. Aber was ich erleide, ich bringe es Gott zum Opfer. Jeder will mich in ſeinem Kummet haben und jeder ſeine Untugenden mir aufbürden; aber über uns wohnt der, der ſie und mich kennt; er wird meine

---

*) Er wurde ſpäter Reichsrath, Reichskanzler, Seraphimen-Ritter und Graf. Starb 1803.

als zuvor. Die glühenden Blicke auf Hedwig gerichtet, genoß Ingeborg die Wolluſt der Rache, bei Hedwig aber wich das anfängliche Mitleid mit der Lage Ingeborg's dem übergährenden Unwillen und der Verachtung.

„Für Deine unverſchämten Lügen, Ingeborg, und für den noch unverſchämteren Weg, den Du einſchlugſt, um ſie mir vorſchwatzen zu können“ — nahm Frau Teſſin, indem ſie vom Stuhl ſich erhob, mit Würde und Nachdruck das Wort — „wirſt Du in kurzer Zeit vor Gott Rechenſchaft geben. Er möge richten. Ihm allein vertraue ich die Rache.“

Unter gellendem Hohngelächter griff Ingeborg nach dem Klingelzug bei ihrem Bette und ſchellte. Das Kammermädchen öffnete die Thür und Frau Teſſin

---

Sache führen. Die Finſterlinge ſollen verſcheucht werden, die Liſtigen erröthen, die Lügner erbleichen, und die Schwächlinge ſich ſchamen.“ *)

Aus des Reichsraths Grafen Carl Guſtav Teſſin's ungedrucktem Tagebuche vom 25. October 1756.

---

*) Die Adoption kam nicht zur Ausführung, wiewohl in mehreren Schreiben an Baron Sparre, bald nach des Reichsraths Teſſin Tode, der erſtere „Teſſin-Sparre“ genannt wird. Doch nahm Sparre bei ſeiner Erhebung in den Grafenſtand 1797 das Teſſinſche Wappen: einen nach rechts hin aufrechtſtehenden goldenen Löwen mit goldener Krone auf dem Kopf auf blauem Felde, in das dritte Feld ſeines Wappens auf.

eilte fort, ohne daß von irgend einer Seite an Abſchied gedacht wurde.

Nach Hauſe gekommen, kämpfte Hedwig zwiſchen der Verlegenheit, das Vorgefallene und wie gemein ſie genarrt und betrogen worden ſei, mitzutheilen, und dem Verdruſſe, das mit ihr vorgenommene grauſame Spiel und ihren tiefen Herzensſchmerz verbergen zu ſollen. Doch entſchloß ſie ſich zu dem letzteren und ihre Verſtimmung, die ſie vergeblich zu verhüllen ſich bemühte, wurde ganz natürlich auf Rechnung ihres Beſuchs an einem Sterbebette geſchrieben. Indeß ging ſie nicht ſoweit in der Verſtellung, um eine Verſöhnung mit Ingeborg zu erheucheln. Vielmehr klagte Frau Teſſin, daß die Gemüthsverfaſſung des Fräuleins Gyllenſtjerna nicht klar genug geweſen wäre, um den Zweck des Beſuchs zu erreichen, und mit dieſer ſehr begreiflich ſcheinenden Erklärung begnügte ſich ihre Umgebung.

Schon hatte ſie von dem Vorgefallenen ſich erholt und Ingeborg's Prophezeihungen als leere Einfälle und Geburten abſichtlicher Bosheit ſich aus dem Sinne geſchlagen, als ſie bemerkte, daß ihre Schwiegermutter nachdenklicher und weniger freundlich war als ſonſt. Anfangs ſchob dies Hedwig auf die Vorſtellungsweiſe der Rathsherrin von dem ergreifenden Zuſammentreffen an Ingeborg's Sterbelager; bald aber entdeckte ſie, daß die Urſache in etwas liege, was der Alten ſelbſt begegnet ſein müſſe. Bei dem zwiſchen ihr und der Schwiegermutter jederzeit waltenden Vertrauen ward es ihr nicht ſchwer das Geheimniß zu erforſchen.

„Während Du abweſend warſt, liebe Hedwig“ — beantwortete die Schwiegermutter ihre Frage — „theilte mir Schwiegerſohn Hjärne etwas mit, das mir nie in den Sinn kommen konnte, und aufrichtig geſprochen, mir wenig Freude macht. Niemals hätte ich geglaubt, daß er je ſeine theure, meine ſo zärtlich geliebte Maya vergeſſen könnte; und doch hat er eben mir vertraut, daß er aufs Neue verlobt ſei *). Er tröſtet ſich alſo leichter als ich über Maya's Verluſt.“

Heftig erregt wurde bei dieſer Mittheilung die jüngere Frau Teſſin, ſie zitterte und finſtere Wolken der Schwermuth ſenkten ſich auf ihr Antlitz. Ingeborg's Prophezeihungen kamen ihr bitter in's Gedächtniß und Hedwig war betroffen, ſie ſo bald eintreffen zu ſehen.

„So — o — rief ſie zerſtreut aus, ohne die verletzende Deutung zu überlegen, welche ihre Worte enthielten — „Schwager Hjärne tritt in die Fußtapfen meiner Schwiegermutter und wird ſeine zweite Ehe eine eben ſo glückliche als die ihrige, kann er ja nichts Klügeres thun.“

Erſtaunt betrachtete die Rathsherrin ihre Schwieger-

*) Der Archiater, nachmalige Landeshauptmann Hjärne (geb. 1641, geſt. 1724) vermählte ſich zum zweiten Mal 1692 mit dem Freifräulein Catharina Eliſabeth Bergenhjelm, der Tochter des Hofkanzlers Freiherrn Bergenhjelm, und nach ihrem 1702 erfolgten Ableben, das Jahr darauf mit Eliſabeth Cederſtröm, Tochter des Biſchofs Dr. Carlſon.

tochter, aber da ſie ſich überzeugte, daß dieſe nicht böſe gemeint, was ſie gedankenlos geäußert, holte ſie einen tiefen Seufzer und ſprach mit frommen gen Himmel erhobenen Blicken: „Ja, ja! Du magſt Recht haben, liebe Hedwig! Gott ſchenke Urban und ſeiner zukünftigen Lebensgefährtin alles Gute, was ich ihnen in ihrer Ehe wünſche.“

Siebentes Kapitel.

Die Natur hatte Carl zu dem, wozu er durch die Geburt bestimmt war, zum Regenten, geschaffen. Die Reduction, ebenso die Sonne in seinem Regierungssysteme wie deren Flecken, wurde geadelt und befestigt durch die Ordnung der Kriegsmacht zu Land und See; und während Carl durch genaue und vollständige Vorschriften für fast alle Aemter und durch die Stiftung neuer, seinen großen Regentengedanken verwirklicht hatte, die ganze Staatsverwaltung in eine fortlaufende Kette zu bringen von dem Mittelpunkt der Geschäfte im Rath bis zu den äußersten Ringen amtlicher Thätigkeit, wobei im Kriegswesen die Zwischenglieder von den Obersten, in der Administration von den Landeshauptleuten, in den kirchlichen Angelegenheiten von den Bischöfen gebildet wurden, und die Reichscollegien als ein erleuchtender, in gewissen Fällen zurückhaltender, jederzeit von den Schlacken reinigender Tiegel für alle zu betrachten waren, hatte er noch Zeit und Mittel für große verschö-

nernde Unternehmungen übrig und — ſo ſparſam wie er im Allgemeinen war, ſoweit es ſeine Perſon betraf, ſparte er niemals da, wo es die Ausführung desjenigen galt, was er in jener Hinſicht beſchloß.

Dem Vergnügen und der Behaglichkeit des geſelligen Lebens war unter Carl's XI Scepter wenig Platz vergönnt. Er ſelbſt war kalt ſowohl gegen das ſchöne Geſchlecht, wie für abwechſelnden feineren Zeitvertreib und Genüſſe. Auf den Landſtraßen zu Pferde einherzuſprengen, jagend durch die Wälder zu ſtreifen, ſelbſt das Boot zu rudern, in dem er über Flüſſe und Seen eilte, ſelbſt die Pauken zu ſchlagen — die einzige Muſik, die er verſtand und ſchätzte — machte ſein gewöhnliches und hauptſächliches Vergnügen aus, bei dem er eben ſo wenig wie im Allgemeinen auf Reiſen, ermüdete; es war für ihn nichts Seltenes, in vierundzwanzig Stunden achtzehn bis zwanzig Meilen zurückzulegen. Hier und da unterbrachen ein prächtiges Turnierſpiel und Wettrennen die einförmige Dürftigkeit dieſer königlichen Lebensweiſe: denn mit Ausnahme von Tanzen und Fechten, verſtand er meiſterlich und liebte er in hohem Grade Alles was Körperübung heißt, und begreiflich iſt es, daß er gern ſich vortheilhaft zeigte und dasjenige ſcheute, was ihn perſönlich in ungünſtiges Licht ſtellte. Man kann ſich folglich nicht darüber wundern, daß Carl, der mit ſeinem krummen Beine lahmte, den Tanz im Hofkreiſe vermied, dagegen ſich nicht nöthigen ließ, wenn es während ſeiner häufigen Streifereien auf dem Lande galt, mit den Weibern in den Bauerſtuben im Tanz ſich herumzudrehen, wo keiner auf die Anmuth der Be-

wegungen, ſondern nur auf die Lebendigkeit derſelben aufmerkſam war. Auch auf verfeinerte Tiſchgenüſſe verſtand er ſich nicht — faſt als den völligen Gegenſatz der Verfeinerung kann man ihn bezeichnen, und am nächſten dem rohen Diamanten vergleichen — doch war er keineswegs, was man irgend Koſtverächter nennt, genoß mit großem Appetit ſtarke und kräftige Gerichte, und konnte, ohne berauſcht zu werden, mehr trinken als die meiſten, was er in aufgelegter Stimmung zuweilen durch die That zu zeigen liebte *). Oft umarmte er Leute, die zu ihm kamen, drückte ihnen die Hand und klopfte ſie auf die Schultern. Doch konnte er, wenn er wollte, ſehr gut ſeine Denkungsart verbergen.

Nachdem Carl Wittwer geworden war, hörte er auf, eigene Tafel zu halten und ſpeiſte an der Tafel ſeiner Mutter, der verwittweten Königin. Auf die Gemächer der letzteren beſchränkte ſich jetzt der feinere Umgang bei Hofe, denn bei den Lebensgewohnheiten des Königs begreift man leicht, daß der Ton in ſeiner Umgebung ziemlich plump werden mußte. Dieſer Ton, von

---

*) Zu Zeiten war auch dieſer ſonſt mäßige König den Getränken ergeben. Ermüdet von der Arbeit und pedantiſchen Berechnungen, ließ er ſich auf Kungsöhr und Staſſund mit ſeinen Vertrauten los. —

Auf Kungsöhr trank der Trinkgenoſſe Makleer in einem Zuge den mächtig großen Pokal aus, nachdem er ihn vorher ſchon einmal an der Schenke zu größerer Sicherheit probirt hatte.

Aus des Reichsr. Gr. C. G. Teſſin ungedr. Tageb. vom 28. März 1761.

Johann Gyllenſtjerna aufgebracht und mit dem Grafen Cronhjelm erlöſchend, erſtreckte ſich herunter bis auf den Kammerherrn und Stallmeiſter Hård *), der jederzeit hoch in Gunſt ſtand.

Kann Carl XI in Bezug auf die Erwerbung ſeiner Mittel nicht von Habgier freigeſprochen werden, ſo war er doch, wo es um Ausgaben ſich handelte, keineswegs geizig. Sparſam in Allem, wofür ihm der Sinn abging, oder was er als unnütz anſah, betrachtete er ſonſt die Dinge immer im Großen, wie es einem Staatsmanne und Regenten zukommt, und ſcheute keine Ausgaben, die ſeine Abſichten beförderten. Vor allem zeigte ſich das bei dem Stockholmer Schloßbau, ſelbſt in den Vorbereitungen dazu — indem er, der Genauberechnende und Scharfprüfende — ſogar zuweilen die Verpflichtung zur Rechnungslegung erließ. Von hohem Intereſſe iſt es zu beobachten, wie bei der Ausführung jenes großen Werks das Vertrauen des wachſamen Monarchen neben der Vorſichtigkeit und Vorſorge des großen Baumeiſters hergeht. Beide wetteifern gewiſſermaßen in Begünſtigungen der Leute, welche bei der Arbeit benutzt wurden.

Niemand ſieht ohne Bewunderung die herrliche

---

*) Guſtav Hård, ein kleiner ungeheuer dicker Mann, mit rothem breitem Geſicht, hervortretenden Augen und einer ſchneeweißen ſpaniſchen Perücke, zu ſeiner Zeit ein berühmter Reiter, wurde von König Carl XI nach Spanien geſchickt um Pferde zu kaufen, und war ſeines Herrn Favorit, immer mit in Kungsöhr und auf anderen Streifpartheien, trank, donnerte und durfte frei ſprechen. Teſſin und Teſſiniana.

Königsburg, welche zuerst Carl's XI feſter Wille, und nach dem Falle ſeines Sohns, das Gefühl der Reichsſtände für das Schöne und Geziemende, ſowie Teſſin's Genie, Anſtrengung, Eifer und Thätigkeit der ſchwediſchen Hauptſtadt geſchenkt haben, Wenige aber, die Sachverſtändigen ausgenommen, bedenken, was, abgeſehen von den Koſten und der Arbeit ſelbſt, zu dieſem großartigen Unternehmen alles erfordert wurde. Während ſeiner ausgedehnten Reiſen im Auslande hatte Teſſin perſönlich die beſten Handwerker, welche nur zu erlangen waren, aufgeſucht und erprobt. Nach ſeiner Rückkehr zum Vaterland ſetzte er in einem zehnjährigen Briefwechſel mit dem ſchwediſchen Geſandten in Paris Daniel Cronſtröm — dem Schwager des königl. Raths Grafen Lindſchöld — ſeine Bemühungen fort, aus Frankreich ſolche Leute herüberzuziehen, welche ſich dort durch Zuverläſſigkeit oder durch ſehr große Kunſtfertigkeit bekannt gemacht hatten. Dieſe zu überreden, die milderen Lüfte ihrer Heimath zu verlaſſen und in dem, zu der damaligen Zeit in dem ſüdlichen Europa nur als das Land der Bären und des Schnees verſchrieenen Norden ihren Wohnſitz aufzuſchlagen, war keineswegs leicht; Teſſin's Verwendungen, die Beharrlichkeit Cronſtröm's im Zureden und die freigebigen Anerbietungen des Königs, beſiegten endlich alle ihre Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten, und der Baumeiſter, welcher wohl verdient hat, in ſeinem Berufe „dreifach“ groß genannt zu werden, gelangte in den Beſitz derjenigen untergeordneten Kräfte, welche für eine gehörige Ausführung des Werks unumgänglich nöthig waren.

Schwerlich macht man ſich einen Begriff von dem Heere von Künſtlern, Handwerkern und Arbeitsleuten, an deſſen Spitze Teſſin während des Schloßbaues ſtand. Eine Ueberlegenheit erſter Klaſſe ſowohl als Künſtler, Verwalter, Ordner und Befehlshaber der Hunderte von Untergebenen, war erforderlich, um das großartige Unternehmen zu leiten, die Sparſamkeit mit dem Bedürfniß, die Koſten mit den Anforderungen zu vermitteln und Eintracht unter den Arbeitern verſchiedener Nationen aufrecht zu erhalten. Auch wäre es ſogar Teſſin's außerordentlicher Fähigkeit unmöglich geweſen, mit einem ſolchen Werke zu Stande zu kommen, hätte ihn nicht zuweilen der alleinherrſchende Regent mit ſeinem Machtſpruche unterſtützt, um die Unbrauchbaren auszumerzen, die Aufſäſſigen zu bändigen und die Verminderung der Arbeiter abzuwenden.

Wie ſeine Gemahlin und ſein Sohn war Karl XI gottesfürchtig geſinnt und viel lag ihm daran, ſeine Unterthanen andächtig geſtimmt zu finden und das um ſo mehr, je näher ſie ihm ſtanden. Die Richtung der ganzen Zeit neigte ſich nach dieſer Seite. Erziehung, Zeitgeiſt und das Beſtreben bei dem Monarchen gut zu ſtehen, trafen in einem Punkte — in Andachtsübungen — zuſammen, und es erregte deshalb keine Verwunderung, wenn das Gebet, welches auch in der kalten Jahreszeit jeden Morgen um 6 Uhr bei dem Könige auf dem Schloſſe gehalten wurde, fleißig beſucht war und jeder wünſchte und danach ſtrebte dort bemerkt zu werden *).

*) In Pruzelius ſchwediſcher Geſchichte heißt es von Carl XI: „Er beſaß eine unerſchütterliche und ernſte Gottes-

Dieſe Sucht erſtreckte ſich auf die Gotteshäuſer im Allgemeinen und vorzugsweiſe auf die Schloßkirche, wo man berechnete, daß das zu Gott emporgerichtete Auge auch die beifälligen Blicke ſeines Geſalbten auf ſich ziehen werde. Bei einer Vertheilung der Sitzplätze in der Schloßkirche wagte eben ſo wenig die geiſtliche wie die ausführende weltliche Macht im Schloſſe (der Oberhofprediger und der Schloßvoigt) über die zu entſcheiden, welche Plätze verlangten und zu erhalten berechtigt waren, ſondern ſtellten gemeinſchaftlich die Beſtimmung

---

furcht. Aus dem Kirchengebet ſtrich er ſelbſt die königlichen Titel und ſetzte ſtatt ihrer nur: erhalte unſern geliebten König. Jeden Tag las er in der Bibel, bevor er ſich ankleidete. Sein Gebet verrichtete er ſtets knieend und beſuchte oft ſelbſt die Religionsprüfungen, welche er ſehr recommendirte. Jeden 4. December feierte er in ſtiller Andacht auf ſeinem Zimmer den Sieg bei Lund. Mit großer Strenge bewachte er die Befolgung der Vorſchriften für den öffentlichen Gottesdienſt und ſuchte unter ſeinen Soldaten Gottesfurcht und Kenntniß des Chriſtenthums zu befördern."

In einem dem Stallmeiſter Hard ertheilten Inſtruction heißt es u. a. er ſolle ſich angelegen ſein laſſen, ſeine Untergebenen zu einer wahren Gottesfurcht anzuhalten; ſo viele als abkommen könnten, ſollten ſich zur beſtimmten Zeit in der Kirche ſowohl zur Predigt und zum Gebet, wie zu ihrer Prüfung im Chriſtenthum einfinden. Würden ſie in ihrem Chriſtenthum vernachläßigt gefunden oder verſäumten ſie den Gottesdienſt, worüber der Stallmeiſter ſich noch beſonders bei den Hofpredigern unterrichten könne, ſo ſolle gegen ſie nach den Hofartikeln und andern königlichen Verordnungen verfahren werden.

dem Könige ſelbſt anheim. Carl, deſſen Ordnungsſinn nie ſich verleugnete, ſäumte nicht bei dieſer Gelegenheit Vorſchriften durch eine Reſolution zu erlaſſen, in welche die Andacht und der Rang die Hauptrollen unter einander wechſeln.

Carl's XI ſchaffende, verbeſſernde und ordnende Betriebſamkeit blieb eben ſo wenig wie Teſſin's Vermögen allem zu genügen bei der Anlage des Königsſchloſſes in der Hauptſtadt ſtehen, wo außerdem ein beſonderer Zufall die Sorgen beider und die Mühe des letzteren vermehrte. Ungeachtet lange vorher getroffener Vorſichtsmaaßregeln für etwaige Feuersgefahr in der Gegend, wo die Gebäude für das Privatbedürfniß des Hofs aufgeführt waren, war Feuer in den Ställen des Königs ausgekommen, welche letztere gänzlich niederbrannten. Dieſe Gebäude konnte der König nicht entbehren und während Teſſin Befehl erhielt ſchleunigſt an ihre Wiederherſtellung ſich zu begeben, wies der König die Koſten auf die für den Schloßbau ſelbſt beſtimmte Summe an, richtete aber zugleich ſeine Sorge darauf, dieſelben durch Anweiſung von Baumaterialien zu erleichtern, mit einer Kenntniß in dieſer Beziehung, welche beweiſt, wie dieſe Regierung alles im Staate an ihren fünf Fingern hatte.

Teſſin betrieb nun dieſe beiden Bauunternehmungen mit gleichem Eifer und gleichem Erfolge. Stockholms herrliches Schloß und das ſeinem Zwecke entſprechende geſchmackvolle Stallgebäude geben noch heute davon Zeugniß und das Gedächtniß an die Anlage des erſteren

bewahrt eine ſchöne Schaumünze *). Während der Zeit wurde Teſſin's Thätigkeit durch eine Menge andrer Bauten, beſonders für den Lieblingsaufenthalt des Königs, Kungsöhr, und das nicht weit von letzterem entlegene Köping in Anſpruch genommen; ja ſie beſchränkte ſich nicht auf die Bauten ſelbſt, ſondern wurde bei der Fürſorge, welche der König dem erſteren Orte widmete, auch für das Hausgeräth und die innere Ausſchmückung der Zimmer verlangt, indem der König, auf alles, was gemacht wurde und zu machen oder zu verbeſſern nöthig war, mit immer reger Aufmerkſamkeit achtend, ihn weit über den Bereich ſeiner dienſtlichen Verpflichtungen hinaus beſchäftigte.

Graf Carlſon's Prophezeihung**) war erſtaunlich ſchnell eingetroffen, denn der Hofprediger dieſes Namens wurde innerhalb eines Zeitraumes von acht Jahren zum Prieſter und zum Biſchof von Weſteräs geweiht, letzteres in einem Alter von nur 38 Jahren. Die große Gewogenheit des Königs gegen dieſen nahe verwandten Prälaten offenbarte ſich ſogar in einer beſonderen und thätigen Begünſtigung der Domkirche ſeines Stifts, auf deren Inſtandſetzung und Verſchönerung anſehnliche Summen und große Mühe verwandt wurden.

---

*) Vom Jahre 1692. Auf der einen Seite befindet ſich das Bild des Königs mit Namen und Titel; auf der andern die nördliche Façade des Schloſſes mit der Ueberſchrift: Virtute domini perennat, und der Unterſchrift „1692" und „Tessin inventor."

**) ſ. Th. 1. S. 265.

Unermüdlich in Vorsorge und Wirksamkeit, forderte Carl XI diese Eigenschaft auch von seinen Beamten, und in desto höherem Grade, je mehr er sie mit seiner Gunst und seinem Vertrauen ehrte. Beider hatte Tessin in reichem Maaße sich zu erfreuen, auch von jener Forderung wurde ihm sein gestrichen Theil. Noch war die eine Bauunternehmung nicht beendet, so wurde er mit neuen überhäuft. Bald erhielt er Befehl, innerhalb des Weichbildes der Hauptstadt ein Gebäude für die verwittwete Königin aufzuführen, oder er sollte die Zimmer in dem in Beschlag genommenen Palaste, wo Magnus Gabriel de la Gardie dem Könige jenes glänzende Fest gab, auf welches wir früher*) die Aufmerksamkeit der Leser lenkten, in dem Reductionshause und in dem Pfarrhause der Riddarholmsgemeinde in Stand setzen; bald hatte er in der Nähe der Hauptstadt mit einem Treibhause bei Carlberg oder einer Kirche bei Drottningholm, bald mit den Schlöffern in Upsala und Oerebro, mit einem Altar in der Domkirche zu Upsala, mit einer Obristenwohnung in Arnö und einem Garten in Ekolsund zu thun. Konnte nun auch Tessin nicht an allen diesen Stellen an das Werk selbst Hand legen — so wurde ihm doch jedenfalls die Prüfung der Pläne und die Wahl der Arbeiter aufgetragen, und der äußerst genaue Fürst rechnete ihm es zum Verdienst oder Fehler an, wenn in einem oder dem anderen Punkte ein Versehen vorfiel.

*) s. Th. 1. Cap. 3.

So ſtrenge wie dieſer Monarch darauf hielt, daß die für eine Sache beſtimmten Arbeitskräfte und Geldmittel ihrem Zwecke gemäß verwandt wurden, ſo wenig geizig war er in der Belohnung geleiſteter Dienſte. Daß Teſſin, ebenſo ausgezeichnet durch ſeine Kunſt, ſeinen Ruhm und ſeine Thätigkeit, wie durch Gunſt und Vertrauen von Seiten des Königs im Laufe der Zeit vielfache Beweiſe des Wohlwollens des Regenten erhielt, beſagt in jener Beziehung weniger, als die Geſchenke, welche Carl mit wahrhaft königlicher Freigebigkeit austheilte. Ein Fürſt, welcher die Leichenpredigt für eine Dame ſeines Hofs mit 216 Loth vergoldeten Silbers und 60 Ducaten in Gold belohnte und der alljährlich zu Neujahrsgaben 2000 Dukaten einſchmelzen ließ, kann wohl nicht mit Recht geizig genannt werden*).

*) „Unſere früheren Könige bis auf Carl XII und mit Einſchluß des letzteren hatten den Gebrauch dem Hofſtaate und Anderen Neujahrsgeſchenke zu machen, welche von dem Hofkämmerer und anderen Hofbedienten herumgetragen wurden. Die Trinkgelder vermehrten deren ſonſt geringe Einkünfte. Jeden Neujahrsabend wurde meinem ſeeligen Vater irgend eine Gabe gebracht, meiſt von altem ganz oder theilweiſe vergoldetem getriebenen Silber mit erhabenen Figuren; Waſchſchüſſeln, Kannen, Confectſchaalen u. ſ. w. Dieſe Dinge wurden gemeinlich an den Hofkämmerer wieder verkauft und das nächſte Neujahr aufs Neue zu Geſchenken benutzt, ſo daß ſie in beſtändiger Bewegung waren.

A. d. ungedr. Tageb. des Reichsraths Gr. C. G. Teſſin v. 15. Aug. 1759.

Für manchen in ſpäteren Zeiten als freigebig geprieſenen Prinzen möchte auch in dieſer Beziehung die Vergleichung mit dem Reichshaushalter Carl XI ungünſtig ausfallen.

Und für was alles hatte dieſer nicht Zeit, Neigung und Fähigkeit! Andacht, Jagd, Reiſen; rieſengroße eben ſo vielfache wie verſchiedenartige Bauten; das Rieſenunternehmen, die Armee-Eintheilung, bei welchem keine Einzelnheit ſeinem ſcharfen Blicke entging; das Beſteurungswerk, dem er aufmerkſam folgte; die Schöpfung eines Hauptſitzes zu gleicher Zeit für die Orlogsflotte und die ſchönſte Provinz des Reichs*); die Einrichtung von Staats- und Landmeſſer-Contoren, von Geſund-

---

„König Carl XI hörte durch das Fenſter zwei arme alte Weiber disputiren. Die Eine ſagte: es geſchieht doch wie Gott will; die Andere: es geſchieht doch wie der König will. Die Weiber kümmerten ſich nicht um Gründe oder viele Worte, denn ſie ſagten immer ein und daſſelbe: es geſchieht doch was der König will: es geſchieht doch was Gott will."

„Der König ließ zwei Kuchen backen, den einen nur von Teig, den andern mit Dukaten vermiſcht. Der Dukatenkuchen ward der Advokatin des Königs gegeben, den Teichkuchen erhielt die, welche ſich auf Gott verließ. Die erſtere hielt ihren Kuchen für ſchwer und ſchlecht gebacken, ſchlug ihn aus und tauſchte. Alſo geſchah doch was Gott wollte und der beſte Kuchen ward der zu Theil, die auf ihn ihren Troſt ſtellte." Des Gr. C. G. Teſſin ungedr. Tageb. vom 25. Febr. 1758.

*) Die 1680 erfolgte Gründung von Carlskrona mit ſeinem Hafen, einem der beſten in Europa. Carlskrona iſt die Hauptſtadt der Provinz Blekingen. A. d. Ueb.

heits- und Alterthümercollegien; Ertheilung vollständiger Vorschriften für fast alle Aemter; die Reduction, diesen Baum der Erkenntniß des Guten und Bösen — alles dies zusammen wäre für gewöhnliche Regenten eine Arbeit für Jahrhunderte gewesen, gleichwohl ward es während einer Regierungszeit von nur einem Vierteljahrhundert vollendet, und nicht einmal ungestört und ungetheilt konnte diese den großartigen durchgreifenden Unternehmungen gewidmet werden. In einem mehrjährigen Kriege erkämpfte Carl sich mit Recht einen Heldennamen, und während er als Sieger aus dem Streite gegen auswärtige Feinde hervorging, wurde das Land verwüstet und geplündert, dessen friedliche Bewohner ermordet von zahlreichen, mehr oder weniger regelmäßig organisirten Straßenräuberbanden, den berüchtigten „Schnapphähnen.“ Diese waren ein Krebsschaden an dem Staatskörper, der nicht kleinmüthig und zaghaft behandelt werden konnte, ohne den Staat der Zerstörung auszusetzen. Zwar die angewandten Heilmittel waren fast ebenso gewaltsam und grausam, wie die Krankheit selbst, doch dies Uebel war wenigstens vorübergehend und jedenfalls ist es auch für eine mehr als 170 Jahre von den Gefahren entfernte Nachwelt unendlich leichter mit Ruhe und haarscharfer Bestimmtheit zwischen dem Bedürfniß unerbittlicher Strenge und gräßlicher Uebertreibung der Maaßregeln, zwischen Staatsklugheit und Billigkeit, zwischen dem Staatsnutzen und der Menschenliebe, zwischen der Pflicht des Staats, das Leben und Eigenthum der den Gesetzen Gehorsamen zu schützen, und dem Rechte derer, welche

dieſe bedrohten und gewaltſam kränkten, auch bei der Beſtrafung die Geſetze zu Gut zu haben, zwiſchen der Unſchuld bei den Tauſenden von Opfern, auf deren Rettung es abgeſehen war, und den Hunderten unglücklicherweiſe Unſchuldigen, welche man für dieſe Rettung preisgab, zu unterſcheiden — und für die Criſis ein eben ſo wirkſames wie menſchliches Heilmittel zu finden. Ohne Zweifel eine Eiſenhand war nöthig, um unter ſo gefahrvollen Verhältniſſen die Zügel zu halten — kleine ſanfte Finger hätten das Uebel nur ärger gemacht — daß aber dieſe Eiſenhand mit den Uebelthätern zugleich auch diejenigen zu Tode drückte, welche das Unglück hatten in der Nähe des Schauplatzes der Miſſethaten zu ſein, bleibt ein unauslöſchlicher Fleck auf Carls XI Regentenruhm. —

Er erließ nämlich eine Verordnung, welche die einzelnen Gemeinden für jede verübte Gewaltthat verantwortlich machte.

Für jeden Reiſenden, der ermordet wurde, ſollten ſie 1000 Reichsthaler Buße erlegen und außerdem ſollte jeder dritte Mann in der Gemeine nach dem Loos am Leben geſtraft werden. In ein paar ſchoniſchen Dörfern machten die Bauern ſich aus, daß für jeden Schnapphahn, der durch ihre Schuld entwiſche, 100 Reichsthaler erlegt und außerdem jeder 11te Mann unter den Bauern ausgeliefert werden ſollte, um gehängt zu werden. In einer andern Gemeinde wurde eine Jagd auf Schnapphähne angeſtellt und dabei alle Höfe bis auf zwei in Aſche gelegt. Aehnliche Nachſuchungen betrafen mehrere andere Gegenden. Die

Schnapphähne wurden auf den öffentlichen Wegen aufgespießt. Wer von den Bauern anzuzeigen unterließ, wo einer von den entwischten Verbrechern zu finden sei, wurde mit dem Rade bestraft, und Weiber, die Nachrichten zutrügen, sollten gestäubt werden und die Ohren verlieren. Etwa nach Verlauf von acht Jahren schien dieses unerhört grausame Verfahren ferner unnöthig. Der Generalgouverneur, königl. Rath und Feldmarschall Graf von Aſcheberg bewirkte damals Freisprechung von der Todesstrafe für alle dazu Verurtheilten, und außerdem Gnade für diejenigen, welche durch das Loos dem Beil anheimgefallen waren.

Die Reduction und die Ausrottung der Straßenräubereien waren in ihrem Princip eben so wohlthätige wie preiswürdige Maaßregeln, aber durch die Art und Weise ihrer Ausführung erweckten und verdienten sie gleichen Abscheu. Dem einen Zwecke wurde der höhere und reiche Adel mit Ausnahme der bei der Reduction Mitwirkenden und gewisser Günstlinge, dem anderen der Bauer Preis geben. Nicht ausschließlich auf Rechnung der gebrochenen Aristokratie kann man daher die Beschuldigung der Tyrannei setzen, welche Carl's XI Regentennamen anklebt.

Veranlassung zu tief empfundenem Unwillen gab es nach verschiedenen Richtungen. Lange keimte dieser im Verborgenen bei den Unterdrückten und deren Freunden und Verwandten. Als späterhin Besorgnisse vor weiteren Verfolgungen entstanden und man neue Demüthigungen erfuhr, als Männer aus allen Classen der

Geſellſchaft davor zittern mußten — da ſchmolz der Schmerz von den Leiden, der Unwillen über das Unrecht, das Verlangen nach Rache, der Trieb der Selbſterhaltung in einen entſetzlichen Gedanken zuſammen; und als dieſer Gedanke That ward, endigte einer der größten Regenten Schwedens — ein Held auf dem Schlachtfelde, Staatsmann im Rath, Reichshalter ohne Geiz, freigebig ohne Verſchwendung, oft großartig ſelbſt in Kleinigkeiten, niemals kleinlich in großen Dingen — endigte, ſagen wir, vor dem Ablauf ſeiner Tage.

Achtes Kapitel.

Schon um 4 Uhr Morgens, als von den Kirchthürmen der Hauptſtadt geläutet wurde und man Trommelwirbel von der Hauptwache vernahm, wieherten geſattelte Roſſe auf dem von Fackeln erhellten Schloßhofe und alles war bereit zu einer königlichen Luſtfahrt. Eifrig beſchäftigten ſich die Schloßbedienten damit die Zimmer aufzuräumen und zu heißen, während unter den Wachthabenden im Trabantenſaale folgende Unterredung Statt fand.

— An andern Höfen pflegt man um dieſe Zeit ſich niederzulegen und aufzuſtehen, wenn die Sonne am höchſten am Himmel ſteht, hier aber kann man lauern, „bis der Teufel ſich ſchonen darf,“ wie das Sprichwort ſagt. Se. Majeſtät iſt ſchon an ihrem Schreibtiſch und der Staatsſecretair Piper drinnen bei ihr im Cabinet.

— „Ein anderes Sprichwort ſagt: „früh ſatteln und ſpät reiten“ und das wird wohl heut der Fall ſein.

Stallmeiſter Hård treibt und drängt nach ſeiner Gewohnheit früher als nöthig, und ich weiß beſtimmt, der König hat vor der Abfahrt den kön Rath Wachtmeiſter, den Oberſtlieutenant Fabricius, der eher Jeruſalems Schuhmacher heißen ſollte, und den Biſchof Carlsſon, welcher geſtern von Weſteräs nach Stockholm gekommen iſt, zur Audienz rufen laſſen.“

— „Ach was den Herrn betrifft, ſo ſoll er nur an der bevorſtehenden Bären- und Elendjagd Theil nehmen, die hätte ich aber auch lieber bis zu 'ner milderen Witterung und ein bischen längeren Tagen verſchoben.“

„Weiſt Du denn, was wir heut für einen Tag haben? Carlstag, den Namenstag des Königs und des jungen Kronprinzen. Der weiß nichts Luſtigers als Bärenjagd, je wilder und gefährlicher deſto beſſer, und wenn geſtern Nachrichten eingelaufen ſind, daß bei Svartsjö Bären ſich gezeigt haben, ſo wird heut die Jagd angeſetzt, beſonders, da es gilt den Tag gehörig zu feiern.“

„Ja, mit dieſem Königsſohn wirds dereinſt tagen, daß es 'ne Art hat, und wenn er nicht noch bei ſeines Vaters Lebzeiten den Hals bricht, ſo werden wir wohl, und tauſend Andere mit uns, das Herzblut hergeben müſſen, kommt er auf den Thron. Das Himmelszeichen Löwenherz zeigte ſich nicht vergebens über Schwedens Hauptſtadt bei ſeiner Geburt.“

„Das glaub' ich auch, doch kann uns perſönlich das ziemlich gleichgültig ſein; denn nach dem natürlichen Lauf der Dinge kann der Vater noch über 40 Jahr leben und dann wird keiner von uns mehr auf dem Pferde jagen und das Gewehr führen.“

Die Ankunft des Oberſtlieutenants Fabritius verurſachte eine Unterbrechung in der Unterhaltung der Trabanten. Freundlich aber mit Würde ſie grüßend ſchritt dieſer durch den Saal in das daran ſtoßende Audienzgemach.

— „Der ſieht wenigſtens wie ein Generallieutenant aus, und ſo etwas wird er wohl auch mit der Zeit. Der König iſt ſehr zufrieden mit dem, was er während ſeiner langen Sendung in Perſien ausgerichtet hat. Die erſten Morgenländer, welche ihre vaterländiſchen Waaren nach Schweden führten, wurden nicht bloß mit des Königs Wagen, Pferden und allerhand Staat nach der Hauptſtadt eingeholt, ſondern auch umhergeführt, um alles Merkwürdige bei uns zu ſehen, als ob ſie alleſammt fremde Fürſten geweſen wären; ja während der mehreren Wochen, die ſie mit dem Verkauf ihrer Seide zu thun hatten, wurden ſie auf Koſten des Königs bewirthet und unterhalten.“

„Das mag alles ſeine Richtigkeit haben, aber der Mann ſelbſt hat eben keine Seide bei ſeinem Unternehmen geſponnen. Der wird noch lange eine unterthänige Forderung für die theueren Geſandtſchaftskoſten haben und für die Ehrengeſchenke an den Perſiſchen Schach, die er aus ſeinem eigenen Beutel vorſchoß.“

„Damit hats keine Gefahr! Früher oder ſpäter bekommt er das Seinige wieder, und einſtweilen hat ihm ja Se. Majeſtät ein adliches Wappen und Sitz und Stimme im Ritterhauſe verliehen.“

— „Ha ha ha! Ein ſchöner Erſatz für baares gutes Geld in unſerer Zeit, wo der Adel nichts mehr zu be-

Bayerische Staatsbibliothek München

deuten hat! Und außerdem wenig ſchmeichelhaft für einen Abkömmling von Roms Fabritiern vor mehr als 2000 Jahren her, der jüngſte unter dem ſchwediſchen Adel zu ſein!«

Neue Unterbrechung des Geſprächs. Biſchof Carlsſon ging durch das Zimmer nach dem Audienzſaal. Sein Blick war finſter und in ſeinem Ausſehen und ſeiner Haltung malte ſich zugleich Furcht und Verdruß ab.

»Der hochwürdigſte Herr ſah grad' aus, als hätt' er die Butter verkauft und das Geld verloren. Etwas, das iſt klar, drückt ihn auf der Leber. Vielleicht iſt eine von ſeinen Dirnen zu früh ſchwanger geworden, um ſich noch einen Mann zu verſchaffen, oder ehe ein Paſtoral für den gewählten Bräutigam ledig wurde.«

— »Ha, ha ha! Er machte grad' ſo grimmige Augen wie ein Bulle zu einem Fleiſchhändler; eben ſo böſe ausſehend würde ich Seine Hochwürden mir vorſtellen, wenn einer in ſeiner Gegenwart die Weiſe ſänge »von Biſchof Carin, Domprobſt Liſa und dem Alten.« Ha, ha, ha!«

In dieſem Augenblick erſchien der Kammerherr Teſſin, ein Bund Papiere in der Hand, in Geſellſchaft eines Offiziers in fremder Uniform. Während beide durch das Wachtzimmer nach dem Audienzſaal ſchritten, muſterten der Offizier und die Trabanten einander vom Kopf bis zu den Zehen.

— »Wer zum Henker kann der Fremde da ſein, den Teſſin mitbrachte? Der trägt die Naſe wahrlich nicht wenig hoch!«

— „Hm! Kennſt Du nicht den Sohn des reichen Kammerraths Cronſtröm, des verſtorbenen Grafen Lindſchöld's Exzellenz Schwager, jetzt in holländiſchen Dienſten und mit einer ſchönen und munteren Holländerin verheirathet, die ihm nun hierher nach Schweden gefolgt iſt, ebenſo wie ſie ihn ſonſt auf ſeinen Feldzügen zu begleiten pflegt*). Hier in Stockholm führt ihn nun der Kammerherr Teſſin überall umher, aus Dankbarkeit vermuthlich, denn Cronſtröm's ehemals allmächtiger Schwager, ein jeder weiß ja was er galt, griff ihm unter die Arme. Aſſeſſor Cronſtröm bei Svea-Hofgericht, der niemals da arbeitete, ſondern in Paris liegt und damit zu thun hat, die nöthigen Handwerker und Materialien für die hundert Bauunternehmungen hier zu beſorgen, iſt auch ein Bruder der verwittweten Gräfin auf Saſſund.“

„Sonderbar iſt's, daß Se. Majeſtät, die doch ſo genau in allem und ſo ſtrenge gegen ihre Beamten iſt, dem Aſſeſſor Cronſtröm erlaubt, da draußen in Paris ſich aufzuhalten, und ſeinen Dienſt hier zu verſäumen.“

---

*) Fräulein Trajectina Anna Eliſabeth Tuvl van Servorskerken. — Die junge Frau liebte ihren Mann ſo ſehr, daß ſie ihm ins Feld folgte und heldenmüthig allen damit verknüpften Gefahren und Beſchwerden ſich unterwarf. Als ſie einſt allein im Zelt war, flog eine Kugel hinein und zu ihren Füßen nieder. Da ihr ſogleich herbeieilender Mann ſie fragte, ob ſie ſich nicht ſehr erſchreckt habe, antwortete ſie „die Kugel kam ſo ſchnell, daß ich nicht Zeit dazu hatte, nachdem ſie einmal eingeſchlagen, wäre es aber unnütz und lächerlich ſich zu fürchten.“

— „Ja wunderlich ſieht das zwar aus, aber ihr könnt glauben, daß er in Frankreich mehr Nutzen ſchafft, als daheim im Hofgericht; ſonſt würde er ſchon Befehl erhalten, ſich nach Hauſe zu verfügen. Daß er aufpaßt wie ein Rabe und das Herz als ſchwediſcher Unterthan auf dem rechten Flecke hat, bewies er, als er verhinderte, daß ein für Schweden und unſern jetzt regierenden allergnädigſten König erniedrigendes Sinnbild an einer Bildſäule des Königs von Frankreich angebracht wurde, und doch hat Aſſeſſor Cronſtröm weder einen Titel als Diplomat, noch iſt er in ſolcher Eigenſchaft accreditirt, und der ſeelige Graf Lindſchöld durfte nicht einmal Sr. Majeſtät die Geſchichte und das brave Benehmen ſeines Schwagers melden.“

— „Ja wenn es um die Gefährdung oder Erhaltung der Gunſt des Königs ſich handelt, war der verſtorbene Herr Rath ein gewaltig vorſichtiger Herr, das weiß alle Welt; aber die Großen von den alten Familien liebten ihn doch nicht mehr, das iſt eben ſo allgemein bekannt. Sie haſſen ſowohl ſeine wie ſeiner Frau Verwandte, und um dem Cronſtröm da, den wir eben in den Audienzſaal gehen ſahen, einen Streich zu ſpielen, der wenn das Unglück gewollt hätte, verflucht ſchlecht hatte ablaufen können, hatte die Oberhofmeiſterin der jüngſten Prinzeß Ulrica Eleonora gelehrt ihre kleinen Hände ſo niedrig wie möglich zu halten, um den ſtolzen fremden Krieger, als er vor einigen Tagen bei der königlichen Familie Audienz hatte zu zwingen, ſich recht niedrig zu bücken. Auf eine ſo tiefe Verbeugung unvorbereitet, war Cronſtröm nah daran das

Gleichgewicht zu verlieren und über die Prinzessin zu stolpern, die er bei einem solchen unglücklichen Falle sicher ganz und gar erdrückt hätte. Die Hochvornehmen am Hof der verwittweten Königin lachten schadenfroh über die Geschichte und selbst Ihre Majestät soll im Stillen allergnädigst gelächelt haben.«

»Nun und der König?«

»Das kannst Du doch denken, auch wenn ich's nicht ausdrücklich hinzufüge, daß keiner gewagt hat, ihm den Spaß zu erzählen. Dann hätte wohl der Teufel die Oberhofmeisterin und die Lacher dazu geholt. Er läßt, hol' mich der Henker, nicht ungestraft Scherz treiben, weder mit den Personen selbst, welche er mit seiner hohen Gnade beehrt, noch mit deren Angehörigen.«

Der königliche Rath Wachtmeister ging durch das Trabantenzimmer und den Audienzsaal ohne weiteres in die inneren Gemächer des Königs; letzteres war ein anerkanntes Vorrecht der Rathsherren. Als er in das Kabinet trat, wo der König an seinem Schreibtisch saß, beschäftigt damit, seinen Namen unter verschiedene Ausfertigungen zu schreiben, welche der Staatssekretär Piper, über den Inhalt Rechenschaft gebend, zu seiner Unterschrift vorlegte, schob der Monarch die Papiere bei Seite und reichte Wachtmeister die Hand zum Willkommen, indem er scherzend hinzufügte, daß sie heut gegenseitig glückliche Jagd sich zu wünschen hätten. »Sehen Sie zu, lieber Piper« — befahl jetzt Carl, — ob Tessin draußen im Audienzsaal ist, und fragen Sie ihn, ob er über etwas mit mir zu sprechen hat, denn seine Angelegenheiten müssen vor allen eilig abgemacht

werden. Jeder Tag Aufschub kostet meiner Schatzkammer unnütz Geld und verzögert alle unsere wichtigen Bauunternehmungen.«

Der kaum ausgesprochene Befehl war sogleich befolgt, und nachdem Tessin mehrere Anträge gemacht und des Königs schriftliche Genehmigung, welche Piper an dem einem Ende des Tisches sitzend ausfertigte, und der Monarch nach raschem Durchlesen mit seinem Namen bekräftigte, erhalten hatte, nahm der König mit verstelltem Ernst das Wort:

»Sie haben in meinem Reiche jedenfalls zu wenig Beschäftigung jetzt, lieber Tessin! Ich fürchte, daß Sie in Leichtsinn verfallen und darin sich verlieren. Zum Glück ist mein Schwager in Dänemark gesonnen, Ihnen ein neues Feld für ihre Wirksamkeit zu eröffnen, wenn Sie sonst Ihre Rechnung dabei zu finden hoffen, in welchem Falle allein ich meine Einwilligung dazu geben würde.

In höchster Bestürzung gestand Tessin, die Meinung des Königs nicht auffassen zu können.

»Nun Scherz bei Seite« — fuhr Carl ungekünstelt fort — »Se. Dänische Majestät hat ihrem Gesandten bei mir aufgetragen meine Erlaubniß für Sie zu erbitten, so oft Ihre Geschäfte in Schweden es zuließen, nach Kopenhagen reisen zu dürfen, und bei der Ausführung des dort beabsichtigten Schloßbaues behülflich zu sein. Denn mein Herr Schwager hat während Ihres letzten Aufenthalts in seiner Hauptstadt Ihre tiefen Einsichten in die Baukunst, Ihre leichte Methode bei der Ausführung, durch die Gedanken kennen gelernt,

welche Sie in dieſer Beziehung gegen ihn ſelbſt zu ſeiner völliger Befriedigung geäußert haben, als Sie den Platz in Augenſchein genommen hatten, auf welchem er ſeinen großen Schloßbau beabſichtigt. Se. däniſche Majeſtät ſchließt mit der Verſicherung, daß ſie mit verbindlichſter Dankbarkeit die freund- und brüderliche Willfährigkeit erkennen würden, welche ſie in dieſer Sache von mir erwarteten .... Nun was ſagen Sie ſelbſt dazu?"

„Eben ſo überraſcht wie geſchmeichelt fühle ich mich von dem hohen Vertrauen Sr. däniſchen Majeſtät", erwiederte nicht ohne Verlegenheit Teſſin — „zwar haben Ew. Majeſtät ſelbſt mir viele und wichtige Arbeiten anzuvertrauen geruht, doch zweifle ich nicht mit Ew. Majeſtät Erlaubniß, auch für jene hinlängliche Zeit zu finden, doch zu dem Zweck Reiſen nach Kopenhagen zu machen ...."

„Kann nicht geſchehen" — fiel der König lebhaft ein — „und können Sie meinem Schwager nicht in anderer Weiſe zu ſeinem Wunſche verhelfen, ſo ſchlage ich alles ab. Sie würden da in eine Art Abhängigkeit auch von ihm gerathen, und Niemand kann zweien Herren dienen."

„Wäre mir geſtattet, die Zeichnungen zu machen und mit jemand, den Se. däniſche Majeſtät dazu beſtimmte, in Briefwechſel zu treten" — bemerkte Teſſin — „ſo kann durchaus daſſelbe geſchehen, als wenn ich an Ort und Stelle wäre, denn keinen Falls kann die Rede davon ſein, daß ich perſönlich die Ausführung leite."

„Gut, dazu gebe ich mit Vergnügen meine Einwilligung“ — erklärte Carl — „und ich werde dem däniſchen Geſandten eröffnen, daß er ſich an Sie zu wenden habe.“

Hiernach verabſchiedeten ſich ſowohl Piper wie Teſſin.

Als ſie eben im Begriff ſtanden ſich zu entfernen, äußerte der König nicht ohne Heftigkeit zu Wachtmeiſter: „Graf Nils Thureſſon iſt gegenwärtig nicht mehr derſelbe als damals, wo wir bei jedem Treffen in Schonen uns ſtets auf demſelben Flügel befanden. Die Beſtallung als kaiſerlicher General-Feldmarſchall-Lieutenant, der Römiſche Reichsgrafen-Brief und das Anerbieten der Republik Venedig, den Oberbefehl über ihre geſammte Kriegsmacht zu übernehmen, hat ihm wahrſcheinlich den Kopf verrückt. Er würde ſonſt ſich nicht ſo nöthigen laſſen, bei ſeinem Herrn und König ſich einzuſtellen .... Nein, Haſtfehr hat Recht. Mit dieſem Gönner ſteht es nicht richtig. Mit eigenen Schwingen will er fliegen, merke ich. Der vermeſſene Thor! Ich kann ſie ihm verbrennen, wie die Sonne mit Icarus that.“

Als Piper und Teſſin die Schloßtreppe herabſtiegen, begegnete ihnen der königl. Rath Bjelke, im Begriff ſich hinauf zum Könige zu begeben.

Nach gegenſeitiger Begrüßung äußerte freundlich Graf Bjelke: „ich komme zur rechten Zeit; da der Herr Staatsſekretair Se. Majeſtät bereits verlaſſen, ſo darf ich nicht fürchten den König in der Beſchäftigung

mit wichtigen Reichsangelegenheiten zu ſtören, und kann doch an der Jagd noch Theil nehmen.«

»Wenn Ew. Excellenz ich einen Rath zu geben hätte, und für ihn als einen Beweis wohlgemeinter Ergebenheit günſtige Aufnahme mir verſprechen dürfte« — wand Piper mit erheuchelter Theilnahme ein — »ſo vermeiden Ew. Excellenz grade jetzt mit Sr. Majeſtät zuſammen zu treffen. Allerhöchſtdieſelben ſind in der entſetzlichſten Laune. Wir alle, die das edle Herz des großen Königs kennen, wiſſen, daß wenn die erſte Hitze ſich gelegt, nichts von ihm zu befürchten ſteht; aber ſo lange jene Stimmung dauert, iſt es nicht gut ſich ihm zu nahen .... In dieſem Augenblick ſchien eine Aeußerung des Grafen Haſtfehr Se. Majeſtät in Aufregung verſetzt zu haben, und ſo eben ſprachen Allerhöchſtdieſelben Ew. Excellenz Namen in einer Weiſe aus, die mich beſorgen läßt ...«

»Aha!« — fiel Bjelke ein, indem er, in Nachdenken verſunken, den Zeigefinger der rechten Hand an die Naſe legte, während ein Ausdruck von Schadenfreude auf Piper's Geſicht ſich zeigte und letzterer mit durchdringenden und lauernden Blicken die verborgenſten Gedanken in Bjelke's Innern zu erforſchen ſchien. Was dieſer dachte und den Nebenſtehenden unverſtändlich zwiſchen den Zähnen murmelte, war in Worte gekleidet etwa Folgendes: — »Haſtfehr, ich weiß, wünſcht, daß ich nach meinem General-Gouvernement in Pommern beordert werde, und was er will, glückt ihm alles. An offener Wirthstafel hat er gegen mich erklärt und ſeinen Kopf dabei zum Pfand geſetzt

daß ich keine weitere Beförderung erhalten ſollte .... Jetzt, wo der König verſtimmt iſt und die Jagd im Sinn hat, iſt nicht der Augenblick dem Sturm zu begegnen und eine Erklärung herbeizuführen ...“

„Mein Beſchluß iſt gefaßt“ — fügte Graf Bjelke laut hinzu — „ich kehre um.“

Bei den nun folgenden Abſchiedsbegrüßungen verbeugte ſich Piper tiefer als gewöhnlich, um das Hohnlächeln zu verbergen, das er nicht ganz und gar zu bemeiſtern vermochte.

Nachdem beide allein waren, äußerte Teſſin ebenſo erſtaunt wie betroffen zu Piper: „Würde nicht Se. Excellenz beſſer gethan haben ſich ſogleich zu Sr. Majeſtät zu begeben, deren Mißvergnügen grade durch die Abweſenheit des Herrn Grafen hervorgebracht ſchien?“

„Es wäre möglich“ — erwiederte Piper kalt — „doch für die Schatzkammer iſt es jederzeit ein Gewinn, wenn Graf Bjelke in der Entfernung gehalten wird; denn ſonſt plagt er den König ſo lange mit ſeinen Jeremiaden über die Reduction in Pommern und die vermeintliche Bedrückung ſeiner deutſchen Unterthanen, bis dieſer endlich, wenigſtens theilweiſe, nachgiebt und ſo ſeine Mittel vermindert, ſowohl Ihnen wie uns Anderen Gutes zu erzeigen.“

Teſſin ſchwieg. Sein Gefühl verbot ihm in Piper's eigennützige Abſichten einzuſtimmen; die Vorſicht aber rieth ihm, einem Günſtlinge nicht zu widerſprechen, deſſen Einfluß täglich wuchs, und der ihm perſönlich gewogen war.

In dem Audienzſaal warteten indeſſen Fabritius, Cronſtröm nud Carlsſon. Stillſchweigend muſterten ſie einander, denn keiner kannte den andern. Dem Prälaten geſtattete jedoch ſeine Stimmung nicht, ſeine Aufmerkſamkeit lange auf etwas anderes zu richten als ſeine eigene Unruhe. Dieſe war durch die wenig freundlichen Worte geweckt worden, mit welchen der König ihn zu ſich hatte rufen laſſen und veranlaßte ihn zu eben nicht angenehmen Vergleichungen zwiſchen jetzt und damals, wo er ſich zum erſten Male in dem Audienzſaal befand und erwartete, was der Monarch ihm zu verkünden haben möchte.

Was dieſer jetzt gegen ihn im Sinne hatte, ſäumte nicht ſich zu zeigen. Von Wachtmeiſter gefolgt, trat Carl aus ſeinem Arbeitszimmer in den Audienzſaal; freundlich nickte er den beiden Kriegern zu und blieb dann vor dem Biſchofe ſtehen, den er mit finſterem Blicke fixirte.

„Sie haben meinem Vertrauen ſchlecht entſprochen, Doctor Carlsſon! und ſehr undankbar für die Gnade ſich bezeigt, die ich Ihnen durch Verleihung eines der erſten Stifte meines Reichs erwies“ — „nahm der König mit erhobener Stimme und drohender Miene das Wort — „ich kann die unwürdigen Motive nicht dulden, welche ſeit ihrer Ankunft im Stift Weſteräs bei Beförderungen befolgt worden ſind, indem die fettſten Pfründen jederzeit ſolchen Geiſtlichen zufielen, die ſich herabließen ihre Mägde, welche, wenn das Gerücht nicht lügt, ſogar mitunter ihre Buhlerinnen geweſen ſind, zu heirathen. So iſt es zu ihrer eigenen Schande und zur

Schande des Amts, das Sie bekleiden, dahin gekommen, daß die Gassenbuben auf den öffentlichen Plätzen der Hauptstadt Ihres eigenen Stifts Spottlieder auf Sie singen. Wenn dergleichen bei einem der Ihnen untergeordneten Priester begegnete, so würde er vor das Domcapitel gefordert werden, Sie selbst würden ihn striegeln, daß er daran dächte und vielleicht verlöre er noch die Kappe dazu. Und damit ist Ihr Sündenregister noch lange nicht zu Ende. Das schlimmste ist noch übrig; denn wie haben Sie sich unterstanden mir zu trotzen, mir, Ihrem von Gott gesetzten allein gebietenden und ihm allein für seine Handlungen und Beschlüsse Rechenschaft schuldigen Alleinherrscher, bei der Besetzung von Gangnäs Pfarramte? Von den vielen lahmen und unbegründeten Vorstellungen, womit Sie bei mir um dieses Pastorat einkamen, kann ich nicht anders urtheilen, als daß Sie entweder Vergnügen und Lust daran finden, harte und ungnädige Erlasse von mir zu erhalten, oder daß Sie den Nachkommen zeigen wollen, Sie hätten es gewagt mit mir zu streiten, ob mein oder Ihr Wille geschehen solle, indem Sie wissen, daß alle Erlasse einregistrirt werden, oder daß Sie eine zeitlang gedankenlos waren, und sich nicht zu erinnern vermochten, was in der Sache vorgefallen war. Das erste kann ich mir nicht denken, weil Sie davon weder Gewinn noch Vortheil ziehen konnten, nach dem Sie sonst gewaltig trachten. Bei dem zweiten sehe ich auch keinen Nutzen für Sie. Das letzte muß also die wahre Veranlassung sein, und unter diesen Umständen dürfte es Ihnen schwer fallen, ein so mühseliges

und wichtiges Amt, als das Ihnen anvertraute, länger zu verwalten.“ *)

Zitternd, weniger aus Furcht wie vor Wuth, die um so gewaltiger in der Tiefe seiner Seele arbeitete, als sie äußerlich vor dem aufgereizten, heftigen und entschiedenen Alleinherrscher sich verbergen mußte, stammelte Bischof Carlsson, bald bleich wie der Tod, bald glühend wie im Fieber, einige unzusammenhängende, kaum hörbare Entschuldigungen. Aber unauslöschlich prägte sich von Stunde an in das Herz des Prälaten glühender Haß gegen den König, der ihn so bitter demüthigte und beleidigte.

Grade jetzt erschien in dem Audienzzimmer der Stallmeister Hård, und nach einer Verbeugung trat er ohne weiteres an den König heran und meldete mit halblauter Stimme, daß die Rosse seit mehr als einer Stunde gesattelt auf dem Schloßhofe ständen und alles zur Abreise bereit sei.

„Gut, mein Alterchen!“ — antwortete Carl, seinen Günstling huldreich auf die Schulter klopfend — „gehe nur zu Deinen Pferden herunter und sieh zu, daß auch die tüchtigsten Hunde in Ordnung sind; ich werde nicht lange auf mich warten lassen.“

„Leben Sie wohl, Bischof Carlsson“ — fuhr der König nunmehr gegen diesen fort — „ich ende damit, daß ich Sie in Gnaden ermahnt haben will, sich gezie-

*) Meist wörtlich nach einem Schreiben Carl's XI. an Bischof Carlsson, v. 10. Febr. 1696.

mend aufzuführen, und unlieb iſt's mir, daß ihre bisherige Aufführung mich genöthigt hat, ſolche Ausdrücke, wie vorhin, gegen Sie zu gebrauchen; Sie ſelbſt aber tragen die Schuld davon.“ *)

Der Prälat, der während der Scheltworte des Königs bald ſeine Augen niederſchlug, bald in deſſen Antlitz verſtohlen nach dem Ende der Folter forſchte, bald mit wildem Verdruſſe beobachtete, wie die übrigen Anweſenden während der Hofpredigt des Monarchen ihn fixirten, verneigte ſich weniger tief als gewöhnlich und ging. Mechaniſch trugen ſeine Füße ihn, wohin er beabſichtigte, denn ſeine Gedanken waren ſo ausſchließlich mit dem eben Vorgefallenen beſchäftigt, daß er auf das was ihn umgab, kaum achtete

Die Augen des Monarchen folgten ihm bis die Thür ſich hinter ihm ſchloß. Dann ballte Carl die rechte Hand und murmelte: „dieſer Gönner, merke ich, muß gedämpft werden und er ſoll es auch.“ Hierauf mit heiterer Stirne als ob nichts vorgefallen wäre, gab er Cronſtröm das Zeichen näher zu treten.

„Als Chriſt wie als Krieger machen Sie dem ſchwediſchen Namen bei den Ausländern Ehre, Major Cronſtröm, Sie ſind mir deshalb jederzeit willkommen. Im Schlafgemach zeigten Sie ebenſo wie auf dem Schlachtfelde ſich als Held, und widerſtanden den Bekehrungsverſuchen einer Buhlerin, welche bei ihrem

*) Wörtlich aus dem in der vor Anm. angeführten Schreiben Carl's.

Landsmanne, dem unglücklichen Baron Banér, leider glückten*). Ihr seeliger Schwager, Graf Lindschöld, war einer meiner treuesten Diener. Mit Vergnügen sehe ich jeden, der an ihn mich erinnert. Verweilen Sie deshalb in Ihrem Vaterlande, so lange Sie können, wenngleich Sie ausschlagen, in meinen Dienst zu treten. Sind Sie von dem Damengeschwätz auf Staffund ermüdet, so finden Sie bei mir auf Rungöhr stets einen

*) Ninon Lenclos machte sich in ihrem 70. Jahre eine Gewissenssache aus ihrer Liebe zu einem protestantischen Baron Banér, und dieser erreichte sein Glück nur unter der Bedingung, daß er vorher zum Katholicismus übertrat. Einige Zeit später verliebte er sich in eine andere Dame, die reizende Mdme. Mazarin, welche damals in London sich aufhielt; diese gab dem schwedischen Barone den Vorzug vor dem Prinzen Philipp von Savoyen, einem Bruder des berühmten Eugen. Eifersucht und Eitelkeit waffneten die beiden Nebenbuhler gegen einander und Banér fiel im Zweikampfe von der Hand des Prinzen.

Gleichzeitig mit dem Liebeshandel zwischen Banér und Ninon, entspann sich ein anderer zwischen dem obenerwähnten Cronström und einer Frau Lery. Diese ahmte Ninon's Bekehrungseifer nach. Cronström aber war in seiner religiösen Ueberzeugung fester als Banér, und die Versuche der Frau Lery mißglückten.

Dieser Cronström, mit Taufnamen Isaac, war 1661 geboren und starb 1751 in Holland als General der Infanterie und Gouverneur von Herzogenbusch. Er war Gouverneur von Bergen op Zoom, als diese Festung 1711 von den Franzosen erobert wurde. König Friedrich I ernannte Cronström 1720 zum schwedischen Baron.

Teller Suppe und ein warmes Bett, und wir können dort zuſammen jagen und ſprechen. Gehen Sie herunter zum Stallmeiſter Hård und laſſen ſich von ihm ein raſches Pferd und eine tüchtige Hundekoppel geben, in den Pauſen der Jagd wollen wir unſer Geſpräch fortſetzen. Es ſoll mir Vergnügen machen zu ſehen, ob Sie den Bären eben ſo gut zu erlegen wiſſen, als einen bewaffneten Feind.«

Der König ließ Cronſtröm keine Zeit zu antworten. Eine ausdrucksvolle Bewegung mit dem Kopf und mit der Hand entließ ihn.

Nachdem Carl mit einem Blick durch das Zimmer ſich überzeugt hatte, daß nur Wachtmeiſter und Fabritius noch in dem Zimmer anweſend waren, trat er ſelbſt an den Letzteren heran und indem er ſcherzend um ſeinen Finger eine Locke von Fabritius buſchigem Haare wickelte, ſagte er:

„Sie haben aus ihren Sendungen nach Perſien noch eine bedeutende Forderung an den Staat. Sie iſt unvergeſſen und wird zu ihrer Zeit Gold werden. Ich muß Sie jetzt anders wohin ſchicken, wozu Sie die Reiſekoſten baar erhalten ſollen. Sind Sie bereit zu reiſen, wann und wohin es iſt?«

„Ja, Ew. Majeſtät« — antwortete, ohne ſich zu beſinnen, Fabritius, indem er das Haupt ehrfurchtsvoll neigte.

„Nun wohl« — begann der König wieder — »ich habe Ihnen einen geheimen Auftrag anzuvertrauen ... ſo geheimen, daß Sie keinem andern als mir perſönlich

darüber Mittheilung machen dürfen, ſelbſt nicht wenn man Sie auf die Folter ſtreckte. Gehen Sie auch eine ſolche Bedingung ein?«

»Ja, Ew. Majeſtät.«

»Gut. So hören Sie denn. Mein General-Gouverneur in Liefland hat mich im Geheimen wiſſen laſſen, daß bei der großen Geſandtſchaft, welche mein Nachbar, der Czaar, kürzlich von Moskau nach Holland geſchickt hat, der Czaar in eigener Perſon verkleidet ſich befindet. Sie müſſen nun ſogleich im Stillen nach Amſterdam reiſen, dort im tiefſten Incognito ſich aufhalten, bis Sie erforſchen können, was Peters eigentliche Abſicht und Vorhaben iſt. Ich weiß, dieſer Auftrag iſt ſchwierig, denn der Czaar iſt eben ſo ſchlau wie grauſam, und Sie wären ohne Zweifel verloren, wenn er entdeckte, daß Sie ihm folgten, um ihn zu durchforſchen. Alſo: Vorſicht, um meinet- wie um Ihretwillen, iſt das erſte und letzte was ich Ihnen anempfehle.«

»Ew. Majeſtät können in dieſer Beziehung auf mich bauen.«

»Davon bin ich auch überzeugt. Ihre Reiſekoſten ſchlage ich auf 8000 Plät *) an. Und nun, Gott befohlen .... So Herr Rath! Hier unten brummt unſer Bär Härd und dort auf Svartſjö ein anderer Bär; es iſt an der Zeit, daß wir uns fortbegeben.«

Freundlich nickte der König Fabritius Abſchied zu, und winkte Wachtmeiſter zu folgen.

*) Ein Münze, 16 Schill. an Werth.

Neuntes Kapitel.

Welches gräßliche Ereigniß! dieſes unglückſelige Jagdvergnügen!“ — rief Teſſin aus, indem er verzweiflungsvoll die Hände rang — „voll Verlangen zähle die Minuten bis zu Schwager Hjärne's Ankunft, und zittere hinwieder mit ihm zuſammenzutreffen und aus ſeinem Mund mein, Schwedens, ja gewiſſermaßen Europa's Urtheil zu vernehmen . . . Ich bin ſo unruhig, ſo aufgeregt, daß ich außer Stande bin etwas vorzunehmen, ehe ich nicht über den Zuſtand Sr. Majeſtät völlige Gewißheit habe.“

„Iſt es denn ſo ſehr gefährlich“ — fragte Frau Hedwig — „weiß man wie es zuging?“

„O ja! der Vorfall iſt mit allen Einzelnheiten mir erzählt worden“ — erwiederte Teſſin — „der Kronprinz, der ſchon in ſeinen jungen Jahren das größte Vergnügen nur in Gefahren zu finden ſcheint, und deſſen Kühnheit und Muth eben ſo ſehr Bewunderung nie Sorge erwecken, hatte ſich vor die ganze Jägerkette

begeben, um den Bär zu schießen und es glückte ihm das Thier zu verwunden, nicht aber zu Fall zu bringen. Unsinnig raste dies nun auf den königl. Rath Wachtmeister los, der in der Nähe des Königs sich befand, und zwar mit solcher Heftigkeit, daß in wenig Augenblicken der Graf zum Angriff wie zur Selbstvertheidigung außer Stande war und unfehlbar eine Beute des Bären geworden sein würde, wenn nicht Se. Majestät selbst ihm zur Hülfe gekommen wäre. Dies geschah mit solchem Nachdruck, daß Wachtmeister gerettet wurde, aber unglücklicherweise strengte sich der König so dabei an, daß eine Ader sprang, und in Folge dessen, aller Bemühungen und der so schleunig wie möglich herbeigeholten Hülfe ungeachtet, ein so starker Blutverlust eintrat, daß man fürchtete, Se. Majestät werde sich verbluten. Als Schwager Hjärne auf das Schloß sich begab, war man nicht recht sicher, wie es enden werde. Hjärne versprach mir, sobald er Se. Majestät verlassen haben würde, hierher zu kommen und mir zu sagen wie es stehe. Du siehst also, liebe Hedwig, daß meine Angst nicht übertrieben ist.“

„Mit Schmerz sehe ich's“ — seufzte die Frau. — „Widerführe dem Könige etwas, dann weiß Gott, wie es uns erginge. Wir sind zwar dem Anschein nach mit meinen Verwandten versöhnt, wenn sie aber glaubten, daß Deine Laufbahn unterbrochen wäre, so würden wir bald erfahren, wie sie keineswegs eilen würden, uns beizustehen.“

„Dasselbe glaube auch ich“ — bemerkte Tessin — „unsere eigene Wohlfahrt, die Dankbarkeit für genossene

Wohlthaten, die Vaterlandsliebe und der Gedanke an die vielfachen öffentlichen Unternehmungen, welche auf Befehl des großen Königs unter meiner Leitung begonnen worden sind und vermuthlich erlahmen oder gänzlich eingestellt werden würden, wenn das Unglück wollte, daß der König endete, Alles vereint sich, an seine theure Person meine ganze Hoffnung, alle meine Wünsche und alle meine Besorgnisse zu knüpfen.“

Nach einer kurzen Weile erschien Archiater Hjärne. Eh er noch grüßen konnte, bestürmte ihn das Tessinsche Paar mit Fragen über den Zustand des Königs.

„Für diesmal und für den Augenblick ist die Gefahr vorüber“ — war die Antwort — „aber in Zukunft bleibt sie nicht vor der Thür stehen, und bei der ersten Unvorsichtigkeit oder dem ersten Unfalle, befinden wir uns auf demselben Punkte wie jetzt. Denn jedesmal, wo er ferner eine heftige Bewegung sich macht, ist er neuen Blutverlusten aus diesem Aderbruche ausgesetzt.“

„Gott, welches Unglück!“ schluchzte Frau Tessin.

„Ohne Zweifel“ — fuhr Hjärne fort. — „Um aber offen zu sprechen, und da ich mich als ein Mitglied Eures Hauses betrachte, wenngleich ich nach dem Tode meiner seeligen Frau eine neue Ehe einging, Du, Bruder Nicodemus mußt auf jedes Ereigniß gefaßt sein, und so lange es noch Zeit ist, Deine Maaßregeln nehmen. Unser gnädiger König, den Gottes Barmherzigkeit noch lange uns erhalten möge, ist ein großer, thätiger und dem Reiche nützlicher Monarch; aber die schiefe, einseitige und verderbliche Richtung, welche seine Günstlinge der Reduktion und seinen persönlichen belei-

digenden Uebereilungen gegen diejenigen, auf die er böse ist, gegeben haben, und welche oft nicht einmal seine eigene Bereuung und Erkenntniß des Fehlgriffs gut machen kann, hat viele und erbitterte persönliche Feinde ihm zugezogen. Der Haß keimt lange und verbirgt sich im Dunkeln, ehe er losbricht, aber früher oder später springt die Mine einmal.«

»In der That, Du erschreckst mich, Schwager Urban« — brach Tessin aus. — »Hast Du besondere Veranlassung zu dem gräßlichen Verdacht, der Dir auf dem Herzen zu liegen scheint?«

»Ist das nicht Veranlassung genug« — entgegnete Hjärne — »daß hier in Schweden Hunderte von Familien durch die Verwüstungen der Reduktion dem Bettelstab nahe gebracht sind. Und doch ist dies noch liebreich gegen das Verfahren in den eroberten Landschaften. Höre, wie es in Pommern zugeht; sieh, wie tyrannisch Hastfehr die Liefländer bedrückt. Der dortige Adel hat mehrere seiner Mitglieder hierher gesandt, die grade des Königs Genesung abwarten, um eine Audienz zu begehren, wo sie dann nachdrücklich klagen und Abhülfe verlangen wollen. Herr Piper ist jetzt eben so allmächtig, wie vordem Graf Lindschöld, und trägt Sorge, daß kein Anderer in Staatsgeschäften Gehör beim Könige findet. Alle Anderen sind Mißhandlungen ausgesetzt. Wie zurückstoßend wird zur Zeit nicht dem Grafen Bjelke begegnet, um den halb Europa sich zerriß, um ihn an die Spitze seiner Heere zu stellen? Wie wurde nicht vor wenigen Tagen in Gegenwart Mehrerer Dr. Carlsson beschimpft, der gleichwohl im

Beſitz aller Eigenſchaften und Vorzüge iſt, deren ein Biſchof bedarf und als gelehrt und erfahren, weiſe und vorſichtig, ernſt und ſelbſtſtändig, würdig und fromm, angenehm und behaglich gerühmt werden kann.*) Er iſt weder was man ein Täubchen nennen kann, noch läßt er mit ſich ſcherzen, und das Pfälziſche Blut kocht über, wenn es beleidigt wird, mag es verſtohlen, oder in anerkannt königlichen Adern ſieden. Ich geſtehe, daß mir die Geſchichte ſehr im Sinn liegt, denn ich bin mit dem Biſchof ſelbſt befreundet und halte auf ſein ganzes Haus. Früher oder ſpäter wird unſer geſtrenger Herr bankerott, wenn er fortfährt mit Stangeneiſen zu bezahlen**).

„Inzwiſchen hoffe ich, daß Du gegen ſeine Weiſe „ſchwer verdauliche Schüſſeln“ ***) unſchädlich zu

---

*) Rhyzelii Episcoposcopia. Thl. I. S. 275.

**) Es iſt eine bekannte Anecdote, daß, als jemand von Carl Bezahlung einer Rechnung erbat, die dieſer zu hoch fand, er von dem Könige heftige Vorwürfe und zugleich ein paar Schläge mit der Ofengabel erhielt. Beim Fortgehen vom Schloſſe begegnete dem Mißhandelten ein Anderer, der gleichfalls vom Monarchen etwas zu fordern hatte, und fragte den Erſteren, ob der König bei guter Laune wäre, ſo daß es räthlich ſei um Bezahlung zu bitten. „Ja ſtark!“ — war die Antwort — „heut zahlt er prompt mit Stangeneiſen.“

***) Während Carl's Geneſung von einer ſchweren Krankheit hatte Hjärne dem Könige eine ſehr mäßige Diät verordnet. Einſt kam Hjärne zum Monarchen grade als die Mahlzeit angerichtet war. Frei zu ſprechen gewohnt, äußerte er auf eine Schuſſel hinzeigend mit Heftigkeit, dieſe ſei zu ſchwer zu verdauen,

machen, nichts einzuwenden haſt — fiel Teſſin ihm in's Wort — „doch verzeih, daß ich mir herausnehme, bei einem ſo ernſten und hochwichtigen Gegenſtande zu ſcherzen. Dein Gemälde iſt entſetzlich. Gebe Gott, daß Deine Ahnungen nicht eintreffen mögen. Glücklicherweiſe halten ſie meiſt ſich auf politiſchem Gebiet, und Du ſprichſt nicht als Arzt.“

„Auch in dieſer Eigenſchaft habe ich noch einige Worte zu ſagen“ — erwiederte Hjärne. — „Glaubſt Du, daß keine weiteren Folgen der Ohnmacht zu beſorgen ſind, in welche der König im verfloſſenen Sommer nach dem ſtarken Ritte verfiel, den er mehrere Stunden in brennender Sonnenhitze machte? Ich befürchte bei der geringſten Unvorſichtigkeit ſtets einen Rückfall, und ein halbes Wunder iſt's, daß ich bei dem jetzigen Anlaß das gefürchtete Uebel abzuwenden vermochte. Wird aber ferner die nöthige Vorſicht bei Seite geſetzt, ſo ſteht nicht nur das Leben auf dem Spiel, ſondern, was noch ſchlimmer wäre, die Verſtandeskräfte können unrettbar verloren gehen.“

„Behüte Gott!“ — rief Frau Teſſin aus, die bis dahin ſtillſchweigend dem Geſpräch zugehört hatte,

---

und tauge wohl für ihn, der nicht krank, aber keineswegs für den König, der noch nicht vollkommen geneſen ſei. Der König aß nur ganz wenig von dem verbotenen Gericht und befahl zugleich, daß die ſilberne Schüſſel ſelbſt ſogleich an Hjärne, der ſie für ihn (Carl) zu ſchwer verdaulich aber paſſend für ſich gehalten, als Geſchenk gebracht werden ſolle. Nach einer Tradition unter den Nachkommen Hjärne's.

nun aber den Ausbruch ihres Erſchreckens nicht zurückhalten konnte. — „Welcher Zukunft gehen wir entgegen, wenn die Stütze der Gunſt Sr. Majeſtät uns entriſſen wird. Wohl ſteht es in keines Menſchen Macht mehr unſere Ehe aufzuheben, aber im Uebrigen wird zweifelsohne Teſſin zurückgeſetzt und verfolgt werden, wenn dem König etwas begegnet.“

„Um alles in der Welt, meine gnädige Schwägerin, beruhigen Sie ſich“ — bat Hjärne, indem er ſeine Heftigkeit dämpfte. — „Zuerſt und zuvörderſt behaupte ich nicht, was ich als möglich anführe, werde unbedingt eintreffen; ihm vorzubeugen, darauf ſind alle meine Bemühungen gerichtet. Und zum andern ſteht Schwager Teſſin ſchon auf dem Punkt, daß er nicht zurückgeſetzt werden kann. Die Höfe in Kopenhagen, London, Verſailles und Dutzende von Höfen in Deutſchland, würden nichts lieber wünſchen, als daß er Stockholm verließe. Aber da ich weiß, mit wie vielen bedeutenden Geſchäften der Schwager beauftragt iſt und wie anſehnliche Geldzahlungen durch ſeine Hände gehen, ſo möchte ich ihn bei Zeiten warnen, ſich tiefer mit einem Alleinherrſcher einzulaſſen, als er Ankergrund hat; denn hat man's nicht ſchwarz auf weiß wenn man ſich vertheidigen ſoll, ſo kann man verteufelt ſchlecht vor dem Nachfolger ſtehen, bei dem nagelneue Günſtlinge Macht erhalten können.“

„Ich erkenne hierin meines Schwagers gewöhnliche Vorſicht und Freundſchaft, und weiß ſie gebührend zu ſchätzen — doch in jener Hinſicht glaube ich nichts befürchten zu dürfen. Se. Majeſtät ſelbſt iſt zu ſorgfältig

und genau, als daß ſie bei Ablegung der Rechenſchaft etwas überſehen ſollte und ich habe es nie bei mündlichen Befehlen und Verfügungen bewenden laſſen, ſondern immer darauf gehalten, daß dieſe nachher ſchriftlich mir eingehändigt wurden. Das hat geſchehen können, ohne böſes Blut zu erwecken, da der Herr Staatsſekretär Piper mein beſonderer Gönner iſt. Ich habe mich alſo vor keiner Nachrechnung zu fürchten, deſto mehr aber zu beſorgen, daß die Unternehmungen unter einer weniger thätigen und entſchiedenen Regierung in Stocken gerathen möchten. Perſönliche Dankbarkeit ſowohl wie mein eigener Vortheil, und die Sorge für die Vollendung der mir anvertrauten Werke treffen zuſammen, um die Tage unſeres großen Königs eben ſo theuer mir zu machen wie meine eigenen.«

»Nun ja, wie ich ſchon ſagte« — bemerkte Hjärne — »für den Augenblick iſt die Gefahr überſtanden. Aber bei einem Alleinherrſcher iſt immer Gefahr, und wenn in einem Augenblick Andere für ſein Leben zittern, ſo iſt es im nächſten dieſer Anderen Leben, das er bedroht. Die Geſchichte vor einiger Zeit mit Liewen« ...

»Sie wurde ja ſogleich bereut und wieder gut gemacht und lohnt alſo nicht mehr der Mühe davon zu ſprechen« — fiel Teſſin ein, während er Hjärne zublinkte, dieſen Gegenſtand fallen zu laſſen.

Doch weder Hjärne's Worte noch ihres Gatten Wink, waren der Frau Teſſin entgangen. Ihre Neugierde wurde lebhaft erregt. »Ich hoffe« — bat ſie — »mein Schwager iſt ſo gütig, ſeine Erzählung der Ge-

ſchichte mit Liewen fortzuſetzen, zum erſten Male höre ich davon.“

„Ich hätte von Alters her wiſſen ſollen“ — ſagte Teſſin und dabei fiel er ſeiner Frau um den Hals — „daß es nichts nützt Dich zu hintergehen. Verzeih, wenn ich in der beſten Meinung, um Dich nicht zu beunruhigen, die Du mit ſo großem Recht unſern theuren König anbeteſt, eine Sache bisher Dir verſchwieg, die ſchwer ſich zu ſeinem Vortheile auslegen läßt. Da Du jetzt durch einen Zufall erfahren haſt, daß etwas Unerfreuliches vorgefallen iſt, ſo möge Dir der Schwager auch ſagen, worin es beſtand.“

„Alſo mit hochzuverehrender Erlaubniß“ — fuhr Hjärne auf ſeine gewöhnliche ſpöttiſche Weiſe fort — „darf ich meiner gnädigen Schwägerin erzählen, wie der ſeiner Redlichkeit und ſeines reifen Verſtands, ſowie ſeiner im ſchoniſchen Kriege unter den eigenen Augen des Monarchen an den Tag gelegten Tapferkeit und ſeines Muths wegen von dem Könige hochgeſchätzte Oberſt der Leibgarde, Baron Liewen, Sr. Majeſtät in einer Audienz bei einer Sache zu widerſprechen und ſeine eigene Meinung lebhaft und hartnäckig gegen die des Königs zu verfechten ſich unterſtand. Der Monarch wurde dadurch dermaaßen aufgebracht, daß er plötzlich die Thür zu dem Trabantenſaal öffnete, und auf Liewen deutend ausrief: „ſchießt den Hund zuſammen!“ Die Trabanten fielen beſtürzt auf die Knie und baten um Gnade für ſich und Liewen. In höchſter Aufregung ging der König heftig im Zimmer umher. Endlich hielt er ſeine Schritte vor Liewen an, der währenddeß mit feſt auf den König gerichteten

Augen unbeweglich wie eine Bildſäule da ſtand, und reichte ihm die Hand mit den Worten: „Verzeiht mir!“ Das Knie ſenkend und mit Thränen in den Augen, ſagte Liewen: „mir kommt es zu, unterthänig um Ew. Majeſtät Gnade zu bitten, nicht zu theuer iſt ſie mit dem letzten Blutstropfen in meinen Adern erkauft.“ — „Steht auf Berndt Liewen!“ antwortete der König — „ich kenne Ihre redliche Geſinnung und bin bei Lund und Landskrona Augenzeuge Ihrer Tapferkeit geweſen. Die Heftigkeit hat mich übermannt. Burſchen!“ — fügte er mit lauter Stimme hinzu, damit die Trabanten ihn hörten — „und Ihr ſeht jetzt, daß dieſer Ehrenmann Genugthuung empfangen hat.“ Hierauf ſchloß er die Thür zu dem Trabantenſaal, und ſetzte, als ob nichts Ungewöhnliches vorgekommn wäre, das Geſpräch mit Liewen fort.“

„Das Ende macht dem Herzen des Königs Ehre und iſt ein ſchöner Zug in ſeiner Geſchichte“, meinte Teſſin.

„Aber der Anfang ſtempelt ihn zum Tyrannen und iſt ein gefährliches Beiſpiel für Alleinherrſcher. Hätte die böſe Laune länger gewährt, wäre der Befehl nicht eben ſo ſchnell widerrufen worden als er gegeben war — hätten die Trabanten nicht auf Gefahr ihres eigenen Lebens zu gehorchen gezögert, ſo wäre ein Mord an einem ehrlichen Schweden, einem heldenmüthigen Krieger, und was das Wunderlichſte von Allem iſt, an einem der treueſten Diener des Königs begangen, und das in Folge ſeines unſinnigen Befehls. So etwas geht zu weit, um gut enden zu können.“

Bedenklich ſchüttelte Hjärne, während er dieſe Worte ſprach, ſein Haupt.

„Mein Gott! wohin ſoll dies führen!“ — rief Frau Teſſin aus. — „Ich fange an für Nicodemus ſelbſt beſorgt zu werden. Bei ſeinen vielen und verwickelten Beziehungen zu Sr. Majeſtät kann er leicht in die Nothwendigkeit gerathen, zu widerſprechen, und ſetzt das Leben auf das Spiel, wenn der König ſich übereilt.“

„Das hat keine Gefahr, liebe Hedwig“ — tröſtete ſie Teſſin. — „Se. Majeſtät zeigt mir gegenüber eine ganz eigene, unerklärliche und preiswürdige Verträglichkeit und in jedem Falle halte Dich überzeugt, ich werde, wie man zu ſagen pflegt, die Zunge mehr wie einmal im Munde wenden, ehe ich etwas vortrage, was Höchſtdenſelben unangenehm ſein könnte.“

„Ja wohl“ — bemerkte ſpöttiſch lächelnd Hjärne — „darauf kann die Schwägerin mit voller Sicherheit ſich verlaſſen. Teſſin iſt in des Wortes weiteſter Bedeutung Hofmann, und dieſe Leute wiſſen ſich immer gut zu ſtellen. Mit mir iſt das anders, ich habe einmal die ſchlechte, oder richtiger geſagt, gefährliche Gewohnheit, den Großen gegenüber kein Blatt vor den Mund zu nehmen. Ich habe, Gott ſei's geklagt! keine andere Sicherheit für mein Leben, als daß ſie meiner Wiſſenſchaft bedürfen, um ihr eigenes möglichſt lange zu erhalten.“

„Wie aber trägt die verwittwete Königin dies Alles“ — fragte beſorgt Frau Teſſin — „ſie, die ſo unausſprechlich ihren Sohn liebt?“

„Danke für die freundliche Erinnerung, meine gnädige Schwägerin“ — antwortete Hjärne — „ich war ſo vertieft in unſer Geſpräch über die wirkliche Gefahr, daß ich faſt vergeſſen hätte, wie Ihre Majeſtät mich hat rufen laſſen, nicht um Krämpfe, ſondern um Beſorgniſſe zu heilen. Daß ſie ihren Sohn liebt, daß ſie, was man ſo nennt, ſchwach gegen ihn iſt, weiß die ganze Welt, und Gott weiß wie viel Tropfen und Pulver aus allen Apotheken Stockholms hinreichen werden, wenn dem Könige was begegnet. Eben ſo ſicher aber iſt's, daß die Eitelkeit, noch einmal als Regentin begrüßt zu werden, ſowohl die Troſtgründe des Seelſorgers wie meine Heilmittel, überflüſſig machen wird.“

Und hiermit ergriff Hjärne den Hut und ſeinen Stock mit dem Elfenbeinknopf, nahm Abſchied und entfernte ſich.

Bedenklich ſchüttelte Teſſin den Kopf, und ſeine Gattin ſprach den Wunſch aus, daß Hjärne's Freimüthigkeit nicht ſpäter oder früher ſeinen Fall herbeiführen möge.

Zehntes Kapitel.

Mit gespannter Erwartung sah Schweden, sahen seine Provinzen dem Verlaufe und den Folgen der Audienz entgegen, welche die Liefländischen Abgesandten erbeten hatten um Beschwerde zu führen über den Bruch gültiger Gesetze, die Kränkung herkömmlicher und bestätigter Gerechtigkeiten, die Nichtbeachtung beschworner Verpflichtungen, die Gewaltthätigkeit und den Druck, welche unter dem Deckmantel der Reduktion Liefland betroffen hatten, und Abhülfe zu verlangen. Ein feierlicher und bedeutungsvoller Augenblick war's, als diese Abgesandten: Capitain Patkull, Vittinghof, Streiß von Löwenstein, die Freiherren Budberg, von Mengden und Cronstierna den Audienzsaal des Königs betraten. Bevor der Monarch selbst erschien, fand eine Berathung von nicht geringerer Wichtigkeit, ein nicht minder bemerkenswerther Auftritt zwischen Carl und seinem Vertrauten, dem Staatssecretär Piper, Statt.

In großer Aufregung ging der König auf und ab in seinem Zimmer. „Ich bin noch unschlüssig“ — rief er mit vor Zorn funkelnden Augen aus — „ob ich sie zur Audienz verstatten und selbst hören, oder Befehl geben soll, sie verhaften zu lassen; dann mögen sie bei der wegen Hochverraths gegen sie anzustellenden Untersuchung vernommen werden.“

„So lange sie in Ew. Majestät Schloß, sogar in dessen Audienzsaale sich aufhalten, sind sie auf geheiligtem Boden“ — wandte Piper ein — „es möchte aussehen . . .“

„Als ob ich nicht wagte, ihnen in's Angesicht zu sehen und sie zu hören“ — unterbrach ihn lebhaft der König — „Sie haben Recht. Aber bei einem solchen Gedanken täuschen sie sich jämmerlich; ich werde sie anders lehren, ich, und aus meinem eigenen Munde sollen sie vernehmen, was sie für Leute sind und wie ich sie zu züchtigen gedenke.“

„Ohne Zweifel wäre solches wohl verdient“ — versetzte Piper schlau — „wenn es nur mit Ew. Majestät Würde im Einklange stände, sich zu Vorwürfen gegen aufsässige Unterthanen herabzulassen, und übereinstimmte mit Dero Weisheit, die Abgeordneten bei der Audienz noch mehr zu reizen und dadurch mehr böses Blut bei ihren Landsleuten zu erwecken. Ein Anderes wird es sein, wenn die Gesetze zum Reden kommen . . .“

Aufs Neue unterbrach ihn der König.

„Ja in Wahrheit Sie haben Recht: ich will ihnen schmeicheln, damit die Welt finden möge, daß meine

Gerechtigkeit, nicht mein Zorn es ist, der jene straft. Ein außerordentliches Gericht mag für das Weitere sorgen. Jeden Falls sollen sie meiner gerechten Rache nicht entgehen. Hastfehr, dessen wirksamer Strenge nächst Gott ich dafür zu danken habe, daß das verbrecherische Mißvergnügen des Liefländischen Adels nicht in die volle Flamme des Aufruhrs aufschlug, ist mit allen Beweisen ausgerüstet, die nöthig sind, um sie des Majestätsverbrechens zu überführen. Vor allen Andern muß der Schurke Patkull einen Kopf kürzer gemacht werden. Er ist es, den Hastfehr als die Seele der Meuterei bezeichnet, und der die ehrvergessene Bittschrift des Adels aufgesetzt hat, die dort auf dem Tisch liegt.«

Der König wandte sich rasch nach dem Tisch, und ein dort liegendes Papier in die Hand nehmend, las er laut:

»Das Verfahren bei der Reduktion ist so entsetzlich, daß selbst der Russe, jener sonst grausame Feind, nicht ärger hausen könnte.«

»Und hören Sie diese Stelle: Hätte Gott den Liefländern freie Wahl gelassen, ob sie in Krieg mit ihren Nachbarn und grimmigen Feinden verwickelt sein, oder die Bedrückungen erdulden wollten, unter denen sie jetzt leben, so wüßten sie nicht, ob sie nicht Grund hätten das Erstere zu wählen.«

»Welche aufrührerische Sprache, welche frevelhafte Unverschämtheit gegen ihren von Gott eingesetzten allein regierenden und befehlenden Selbstherrscher! Mit allem

ihrem Blute können ſie einen ſolchen Fehltritt nicht ſühnen.“

„Er iſt gräßlich und in die Augen ſpringend“ — äußerte Piper mit Miene und Geberde wohl geſpielten Abſcheus — und das Beiſpiel könnte gefährlich ſein, wenn nicht ſtrenge Strafe dem Verbrechen folgte.“

„Ja, und ſie ſoll folgen, deſſen mögen ſie ſich verſichert halten“ — fuhr der König heftig auf. — „Entfällt ihnen ein einziges beleidigendes Wort bei der Audienz, die ich ihnen vergönne, ſo laſſe ich ſie auf der Stelle und unter meinen eigenen Augen in Feſſeln ſchlagen.“

„Das verhüte Gott, Allergnädigſter König und Herr“ — ergriff Piper lebhaft das Wort. — „Dergleichen würde die Läſterzungen in Bewegung ſetzen und als eine den Abgeſandten gelegte Falle gedeutet werden. Je weniger E. Majeſtät perſönlich von den Unverſchämtheiten jener beleidigt ſcheinen, deſto tieferen Eindruck macht das ſtrafende königliche Schwerdt.“

Carl verſank in Nachdenken; endlich rief er aus: „ich will bei dieſem Anlaß meinem gerechten Unwillen Zaum anlegen, damit die Rache deſto vollſtändiger werde. Sie aber, Piper, ſollen bei der Audienz zugegen ſein, und Acht geben auf jedes Wort, das die Liefländer äußern; nachher werde ich einen außerordentlichen Gerichtshof einſetzen, und jede Phraſe auf die Goldwage der Gerechtigkeit legen laſſen. Und verlaſſen Sie ſich darauf, die Empörer ſollen mir und ihrem verdienten Schickſale nicht entwiſchen.“

Meiſter in der Verſtellungskunſt, wenn ihre Anwendung in ſeinem Plane lag und ſeinen Vortheil be-

günſtigte — eine erbliche Eigenſchaft des Pfälziſchen Hauſes — trat Carl, von Piper gefolgt, in den Audienzſaal, wo er zwar mit Würde in ſeiner Haltung und mit ernſtem Blicke, aber auch nicht ohne Freundlichkeit und verſtellte Theilnahme den Gruß der Liefländiſchen Abgeſandten erwiederte und ihr Anliegen anhörte. Patkull führte das Wort, warm und nachdrücklich, malte in lebhaften Farben die Leiden ſeiner Landsleute und drang mit Ernſt auf ſchnelle und vollſtändige Abhülfe, ohne aber dabei die Ehrfurcht vor der Majeſtät und das Vertrauen zu der Perſon des Monarchen bei Seite zu ſetzen. Vielmehr war es grade deſſen Weisheit, Edelmuth und Kraft, auf welche nach Patkull's Erklärung dieſer und ſeine Landsleute bauten, nachdem der König von den wahren Verhältniſſen unterrichtet worden ſei.

Als Patkull geendet, winkte ihn Carl zu ſich heran, klopfte ihn auf die Schulter und ſagte: „Sie ſprechen als ein braver Mann für ihr Vaterland, lieber Patkull! Ich ſchätze Sie deſto höher. Fahren Sie fort, ſich als getreuer Unterthan und warmer Vaterlandsfreund zu zeigen und Sie können jederzeit auf meine Gnade rechnen.“

Von der Audienz verfügten ſich die Liefländiſchen Abgeſandten in das vornehmſte Gaſthaus der Hauptſtadt, wo ſie ein reiches Mahl beſtellt und dazu einige ihrer ſchwediſchen Bekanntſchaften und einige höhere Beamte, unter andern den Oberſtatthalter, den Oberſten der Leigarde und den Staatsſecretair Piper eingeladen hatten; denn auch nach Liefland war das Ge-

rücht gedrungen von dem großen Einfluſſe des letzteren und von der Nothwendigkeit für Alle, die etwas nachſuchten, ihn durch Ehrenbezeugungen und Geſchenke zu gewinnen. Keiner von dieſen dreien aber nahm die Einladung an. Dagegen fand ſich der unbeugſame Widerſacher der Alleinherrſchaft, der Landrichter Gyllencreutz ein. Hauptſächlich zwiſchen ihm und Patkull bewegte ſich das Geſpräch über das Reduktionsweſen in ihrem beiderſeitigen Vaterlande.

„Gewiß — räumte Gyllencreutz ein — meine guten Herrn Liefländer, habt Ihr ſchreiende Urſache Euch zu beklagen und dringendes Bedürfniß nach Abhülfe; und daß Euer Generalgouverneur, Se. Excellenz Haſtfehr, verfährt, als wäre er im Solde des Tyrannen Chriſtiern, beſtreite ich auch nicht: nur glaubt nicht, daß wir Schweden unterdeß auf Roſen gebettet waren. Der Glänzendſte unſres Standes (ich ſage nicht der reichſte), der fürſtliche Freigebigkeit nicht nur gegen Wiſſenſchaften und Künſte und deren Jünger, ſondern auch gegen milde Stiftungen übte, und mit der leiblichen Schweſter des Königs vermählt war, Magnus Gabriel de la Gardie, wurde mit einem Wort bis auf die Haut geplündert und ſtarb dem Bettelſtab nah. Wenn das am grünen Holze möglich war, was wird nicht dann am dürren geſchehen?“

„Gut und wohl — entgegnete Patkull — und ich leugne weder, daß die Behandlung de la Gardie's empörend war, noch überhaupt daß die Schweden nicht eben ſo gültige Urſache zum Mißvergnügen und zur Klage haben; das vermindert aber in keiner Weiſe un-

seren gerechten Unwillen. Der König muß sogar sehr damit zufrieden sein, daß die Liefländer im Wege der Bitte ihre gerechten Beschwerden an ihn brachten; denn beherzigt werden müssen sie. Finden sie nicht die gebührende Berücksichtigung, nachdem wir unverholen den eigenen Blicken des Monarchen sie vorgelegt haben, so ist es nicht unser Fehler, wenn wir uns genöthigt finden im Wege offnen Widerstands von dem Joche und der Bedrückung uns frei zu machen. Für mein Theil werde ich stets bemüht sein, das Wappen, welches Gustav Adolph mit meinem Geschlechtsnamen verknüpfte, zu rechtfertigen. Die Festung mit den drei Thürmen im Wappen deutet auf die Vertheidigung von Rechten und die beiden Büffelhörner des Helmschmucks fordern ebenmäßig dazu auf, diese Vertheidigung mit Kraft zu führen."

Eben brachte Gyllencreutz einen Toast aus auf günstigen Erfolg für die rechtmäßige Sache des Liefländischen Brüdervolks, als bleich und zitternd ein Diener hereinstürzte und die Tischgesellschaft benachrichtigte, das Haus sei von Wache mit scharfgeladenem Gewehr umringt und der Befehlshaber stehe im Begriff mit gezogenem Schwerdte in den Eßsaal zu treten.

Allgemeine Bestürzung und Aufregung.

Wie der Diener gemeldet, trat der Befehlshaber der Wache ein und kündigte im Namen und auf Befehl des Königs den Liefländischen Hochverräthern Patkull, Vittinghoff, Streiß von Löwenstein, Budberg, von Mengden und Cronstierna Haft an, und daß sie

sogleich ihm folgen sollten. Bei dem geringsten Einspruch oder Versuch des Widerstandes erklärte der Offizier Gewalt gegen sie brauchen zu müssen.

Laut und bitter klagten die Liefländer über gebrochene Versprechungen und gekränkte Rechte, über Betrug und Gewalt, aber unterwarfen sich der Uebermacht. Sie wurden in das Gefängniß abgeführt und ein außerordentlicher Gerichtshof wurde, um sie zu richten, eingesetzt.

Schweden erzitterte, Liefland knirschte mit den Zähnen; der König reiste zur Jagd nach Kungsöhr.

In Privatkreisen wurde, je enger und sicherer sie waren, desto unverholener über die berüchtigte Hochverrathssache gesprochen. Hjärne, freisinnig und offenherzig von Natur, der unter vier Augen an den Krankenbetten des alten Adels nichts Anderes hörte, als warme Theilnahme an dem Schicksale der Angeschuldigten und Abscheu gegen das Unrecht ihrer Verfolger, in welchem die Aristokraten vom alten Stamme im Mutterlande ein Seitenstück zu der Bedrückung zu finden meinten, der sie selbst unterworfen gewesen und noch unterworfen waren — Hjärne machte seinem eigenen, durch die Gespräche bei den Krankenbesuchen noch gesteigerten Unwillen über jenes gewaltthätige Verfahren im Schooße der Seinigen Luft. Zwar suchte Tessin, wenn er seines Schwagers scharfen Tadel mit anhörte, ihn zu besänftigen, doch wagte er nicht mit Scheingründen das himmelschreiende Verfahren zu vertheidigen; denn zu scharfsinnig war er, um nicht dessen ganze Verdamm-

lichkeit, ſo wie die Gefahr einer möglicherweiſe daraus entſtehenden Gährung einzuſehen, und zu edel, etwas Niedriges bemänteln zu wollen und gegen ſeine Ueberzeugung zu ſprechen; aber ſowohl aus tiefem Dankgefühle gegen den König, wie aus erlaubter, wenn nicht angeborner Vorſicht, ſuchte er am liebſten den verfänglichen Gegenſtand zu vermeiden, ſchwieg meiſtentheils, wenn darauf die Rede kam und eilte das Geſpräch anderswohin zu lenken.

Wenn aber Hjärne dem Schwager gegenüber zu tauben Ohren ſprach, ſo ſchlugen ſeine aufregenden Schilderungen von der Mißhandlung der Liefländer deſto tiefere Wurzeln in den Gemüthern ſeiner eigenen Kinder. Feurig und ſchwärmeriſch faßten dieſe eben ſo lebhaft, eben ſo ſchnell Liebe zum Schönen, wie Haß gegen das Schlechte. Hjärne's Tochter Chriſtina beſonders konnte nicht ſatt ſich hören an den Erzählungen ihres Vaters von dem edlen, freimüthigen, verfolgten Kapitain Patkull, deſſen Leben jetzt auf dem Spiele ſtand. Ihr Eifer mißfiel dem Vater keineswegs, der, wenn auch abſichtslos, beitrug ihn zu ſteigern, indem er den armen Menſchen bedauerte, den das Schickſal ſchon bei der Geburt zum Sündenbock beſtimmt und geweiht habe.

„Wie, mein Vater? war ein Unglück ſelbſt mit ſeiner Geburt verknüpft?“ fragte Fräulein Hjärne dringend und die Antwort mit Spannung erwartend.

„Ja, meine Tochter — erklärte Hjärne — das Unglück, nur durch Gitter das Licht zu erblicken. Wie Meſſenius der Jüngere, iſt Johann Reinhold Patkull in dem

Gefängniß ſeines Vaters geboren*). Meſſenius endete auf dem Blocke und ſeine auf das Rad geflochtenen Glieder wurden den Raben preisgegeben. Auch Patkull, wird, wie ich fürchte, auf dieſe Weiſe enden.“

„Das verhüte Gott! das darf, das wird nicht geſchehen!“ rief Chriſtina mit Wärme aus.

„So wünſche auch ich, wiewohl ich kaum mehr zu hoffen wage, daß mein frommer Wunſch in Erfüllung geht; du aber, armes Mädchen, kannſt nichts, weder für noch wider, in dieſer Sache thun.“

Hjärne's Worte ſowohl, wie das ſpöttiſche Lächeln, von dem ſie begleitet waren, entgingen ſeiner Tochter, welche in tiefe Betrachtungen verſunken war.

---

*) Der Landrath Friedrich Wilhelm Patkull, verheirathet mit Gertrud Haſtfehr, wurde 1658 wegen Unterhandlungen mit den Feinden Schwedens angeklagt, und in ſeinem Gefängniß in Stockholm wurde ſein Sohn Johann Reinhold, der endlich ſo traurig berühmte Polniſche General-Major und Ruſſiſche Diplomat geboren.

Elftes Kapitel.

Während der Geneſung von einer langwierigen Krankheit ſaß Magdalena Stenbock, vermählte Oxenſtjerna, in Kiſſen eingebettet in einer Ecke ihres Sophas und zu ihrer Seite auf einem Lehnſtuhl ihr Gemahl, der königl. Rath Graf Bengt Oxenſtjerna. Das Tagesgeſpräch — die Sendung des Liefländiſchen Adels, das Verfahren gegen die Abgeſandten und deren vorausſichtliches Schickſal — bildete auch den Gegenſtand für die lebhafte Unterredung des Oxenſtjerna'ſchen Ehepaars.

„Daß Du die tyranniſche Gefangenſetzung der Liefländer nicht haſt abwenden können, darüber wundere ich mich weniger — äußerte die Gräfin — nachdem es einmal dahin gekommen iſt, daß Alles unter vier Augen mit dieſem Gönner Piper beſchloſſen und durch ihn ausgeführt wird, Du dagegen, dem Namen nach zwar der erſte Rathgeber und wie ich einem der erſten Geſchlechter des Reichs angehörig, niemals gefragt wirſt

über das, was geſchehen ſoll, ſondern nur hinterher Kenntniß erhältſt von dem, was geſchehen iſt. Aber man hat ſchon mehr als hinreichende Gelegenheit gehabt wieder zur Beſinnung zu kommen, und hohe Zeit iſt's, daß Du allen deinen Einfluß aufbieteſt, um den König zu vermögen, der Gewaltthätigkeit und dem Aergerniß ein Ende zu machen und den Abgeſandten die Freiheit wiederzugeben."

„Am beſten, wir laſſen dieſen unbehaglichen Gegenſtand" — fiel Graf Bengt ſichtbar verlegen ein. — „Er möchte Dich leicht alteriren und Hjärne hat ausdrücklich vor jeder Aufregung gewarnt, damit Du keinen Rückfall der kaum überſtandenen Krämpfe erleideſt."

„Um meinetwillen beunruhige Dich nicht" — entgegnete die Gräfin. — „Ich fühle mich ſtark genug, das begonnene Geſpräch fortzuſetzen. Muß uns nicht das Schickſal der Liefländer am Herzen liegen? Iſt ihre Sache doch auch die Unſere. Nur mit dem Unterſchiede, daß wir hier in Schweden wie fromme Opferlämmer zur Schlachtbank uns ſchleppen und ſtillſchweigend ausplündern laſſen, während Lieflands Bewohner wenigſtens ausſprachen, was ſie dachten. Elend wär's, dieſe Menſchen im Stich zu laſſen, und bei unſerer Ehre und dem eigenen Vortheile beſchwöre ich Dich ungeſäumt in dieſer Beziehung vor dem Könige das Blatt vom Munde zu nehmen und laut darauf zu dringen, daß er ſogleich den Befehl geben möge, die Liefländer aus der Haft zu entlaſſen."

„Geliebte Magdalena," antwortete immer verlegener ihr Gemahl — „Du weißt, wie beſorgt der König

um seine Macht, wie mißtrauisch er gegen den alten Adel ist, und wie er die Reduction als seinen Augapfel ansieht. Die kühnen Klagen der Liefländer haben seine ganze Leidenschaft aufgeregt. Keinen Schritt kann man zu Gunsten der Angeklagten thun, ohne selbst ihres Verbrechens theilhaftig zu erscheinen. Hätten sie bei Zeiten und vor ihrem dreisten Unternehmen Piper's Vermittlung mit Golde erkauft, so ständen ihre Actien unfehlbar besser. Jetzt ist keine Rettung mehr möglich. Unwiderruflich hat Seine Majestät beschlossen, die Verräther zu strafen, Andern zur abschreckenden Warnung vor Verrätherei."

„Verrätherei nennst Du es, Verrätherei! sein Eigenthum und seine Rechte zu vertheidigen," fiel die Gräfin heftig ihm in's Wort.

„So in der That bezeichnet der König die Sendung der Liefländer" — fuhr der Rath fort. — „Gegen den Capitain Patkull insbesondere hegt er brennenden Zorn und mit Beziehung auf dessen Geburt im Gefängnisse und die Anklage gegen seinen Vater nennt er ihn einen geborenen Verräther. Für ihn sich zu verwenden, wäre völlige Ungnade sich zuziehen. Seine Majestät duldet in diesem Punkt keinen Widerspruch. Patkull muß sich selbst zur Strafe und Anderen zur Warnung . . ."

„Gerettet werden" — unterbrach ihn die Gräfin mit Nachdruck. — „Und wagst Du nicht von dem Könige das zu begehren, so wird mein Verwandter der Reichsmarschall und ich, sobald nur meine Kräfte mir erlauben das Zimmer zu verlassen, die Königin bestürmen, und

ſie kann und wird die Begnadigung der Liefländer erwirken.«

»Möglich, wenn Patkull's Haupt gefallen iſt« — bemerkte der Rath — »aber deſſen bin ich gewiß, daß dieſen auch nicht einmal der Königin Fürbitten, wie wirkſam ſie ſonſt auch ſein mögen, dem Beile entreißen werden.«

»O gräßlich!« ſeufzte einer Ohnmacht nahe die Gräfin. Beſtürzt ſchellte der Rath der Bedienung, überließ ſeine Gemahlin der Pflege ihrer weiblichen Dienſtboten, und ſandte Hals über Kopf einen der Diener zu dem Archiater Hjärne.

Als dieſer erſchien, hatte die Gräfin ſich bereits wieder erholen können. Hjärne unterſuchte ihren Puls, und behauptete kopfſchüttelnd, daß irgend gemüthliche Aufregung ſtattgefunden, welche er doch ein für alle Mal zu vermeiden die Gräfin gebeten habe.

»Leichter iſt es, ſo etwas vorzuſchreiben, als in unſeren ſchrecklichen Zeiten vermeiden, Herr Archiater!« — äußerte die Gräfin mit traurigem Lächeln. — Ein Herz von Stein müßte man haben, um ohne Aufregung die Gefahr zu erblicken, in der die armen Liefländer ſchweben, von denen wenigſtens Capitain Patkull unrettbar verloren ſein wird.«

»Ihre Gnaden kennen vermuthlich dieſen perſönlich?« fragte Hjärne mit erkünſtelter Gleichgültigkeit.

»Das nicht« — erwiederte die Gräfin — »nie ſogar habe ich den Menſchen geſehen; aber ich leugne nicht, ſowohl ſein Auftrag, wie ſein Benehmen und ſein

Schicksal haben meine Theilnahme in hohem Grade erregt.“

„Wie es nun auch mit dem Manne enden möge“ — fuhr Hjärne fort, dessen Mundwinkel spöttisch sich zusammenzogen — „so 'genießt er doch das eigene Glück, die Frauen sich zu gewinnen, ohne daß diese einmal wissen, ob er Fisch noch Vogel ist. Die gnädige Frau ist weder die einzige, noch die erste, die um seinetwegen sich sorgt. Meine eigene Tochter wäre, Gott verzeih's ihr, bald im Stande, ihr eigenes Leben zu opfern, wenn sie das seinige dadurch zu retten vermöchte.“

„O welch vortreffliches Herz“ — rief die Gräfin aus — „lebhaft wünsche ich Ihre Tochter kennen zu lernen und der Herr Archiater möge mir das Vergnügen machen, sie je eher je lieber zu mir zu führen. Ich hoffe in dem Umgange mit Ihrer Tochter eine angenehme Zerstreuung zu finden so lange meine Unpäßlichkeit mich abhält Besuche zu machen und zu empfangen.“

„Ihre Gnaden sind allzu gütig“ — erwiederte Hjärne, indem er sich verbeugte und die Hand der Gräfin an seine Lippen führte — „möchte meine Tochter der Ehre würdig entsprechen können, die ihrer wartet. Die Verwandtschaft mit dem Kammerherrn Tessin ...“

„Nicht von den Verwandten, sondern von dem guten Herzen ihrer Tochter sprechen wir jetzt“ — fiel die Gräfin ein, und eine scharfe Röthe überflog eben so rasch ihre bleichen Wangen als sie verschwand, während eine Wolke des Mißvergnügens auf ihrer Stirne lagerte — und ich wiederhole, daß Sie mir Freude bereiten werden,

Herr Archiater, wenn Sie die Bekanntſchaft Ihrer Tochter ſogleich mir verſchaffen.

Hjärne erklärte ſich dankbar ebenſo bereit wie verpflichtet, den Wunſch der Gräfin zu erfüllen und noch an demſelben Abende harrte das junge Fräulein in dem Vorzimmer der Gräfin der Aufforderung in das Schlafgemach einzutreten, wo die Gräfin auf demſelben Sopha und in derſelben Stellung ſich befand, wie an dem Vormittage während der Unterredung mit ihrem Gemahle.

Nach einer tiefen Verneigung näherte ſich das Mädchen dem Sopha, beugte ſich zu dem Saume des Morgenkleides der Gräfin herab und küſte ihn ehrfurchtsvoll. Leiſe berührte die Reichsräthin mit der einen Hand die Stirn des Mädchens, und indem ſie mit herablaſſendem Lächeln ihr Haupt neigte, gab ſie ihr mit der andern Hand einen Wink ſich zu erheben und auf einem Seſſel am Fenſter nicht weit von dem Sopha Platz zu nehmen. Scharf von Kopf bis zur Fußzehe muſterte dann die vornehme Frau ihren jungen Gaſt, und fand, ungeachtet ihrer Abneigung gegen ihren Schwager und deſſen Verwandten nichts gegen das Ausſehen, die Haltung und den Anzug des Mädchens einzuwenden. Noch mehr Gefallen ſogar fand ſie an ihrer Unterhaltung. Dieſe verrieth das rechte Maaß von Freimüthigkeit und Beſcheidenheit, Schnelle der Auffaſſung und Leichtigkeit im Ausdruck. Dabei herrſchte ſo viel Leben in den beweglichen Geſichtszügen und Nachdenken in den leuchtenden Blicken.

Großes Vergnügen fand die Gräfin Oxenſtjerna ſie reden zu hören, aber ſah ein, daß ſie ſelbſt das Geſpräch werde einleiten müſſen, wenn ſie wollte, daß es auf den Gegenſtand gelange, der ihr am Herzen lag.

„Ihr Vater, mein ſchönes Kind — nahm die Gräfin das Wort — nannte — mir eine Eigenſchaft von Ihnen, die ich höher ſchätze als jede andere: ich meine Mitgefühl für die Leiden Anderer. Aber dies Gefühl bleibt unfruchtbar, wenn es bei ſchönen Worten und Thränen ſtehen bleibt, nur dann verdient es Lob, wenn es durch die That den Leidenden Troſt und Rettung bringt.“

„Das Streben nach Lob, wie ſüß, wie ermunternd dies auch ſein mag, beſonders aus dem Munde von Perſonen, die man liebt, oder die zu verehren man ſich gedrungen fühlt — Fräulein Hjärne ſenkte hierbei die Augen in einer Weiſe, die verrieth, daß ihre Bemerkung der Gräfin galt — möchte nur diejenige Thätigkeit hervorbringen können, welche in die Augen ſpringt und geſehen werden kann. Das Bewußtſein allein, was ſich ſelbſt genug iſt, und ſeinen Lohn und ſeine Befriedigung darin findet, einen Unglücklichen erfreut, einen Verfolgten gerettet zu haben, macht die unbemerkte Wirkſamkeit möglich, beſonders wenn dieſe mit Gefahren und Schwierigkeiten verknüpft iſt.“

„Sie ſprechen ſo verſtändig, mein Kind“ — unterbrach ſie die Gräfin — „daß ich, wenn ſie eben ſo klug und beherzt handeln, und zugleich verſchwiegen zu ſein wiſſen, die Hoffnung hege einen Unglücklichen, aber

Schuldloſen dem ſchmählichen Tode entreißen zu können, den ſeine Verfolger ihm bereiten.«

»Ihre Gnaden meinen gewiß den Capitain Patkull aus Liefland?« fiel Chriſtina Hjärne mit einem Eifer ein, der ſich ſowohl durch die Heftigkeit ihrer Rede, wie durch ihre leuchtenden Blicke verrieth.

»Und wenn grade er es wäre, den ich meine,« — entgegnete die Gräfin, gemeſſen und forſchend. — »Sicher iſt er ein eben ſo liebenswürdiger wie achtungswerther und einnehmender junger Mann, da ſogar ſein Name hinreichend zu ſein ſcheint, Sie, mein Kind, in Entzücken zu verſetzen?«

»Nie habe ich ihn geſehn, Frau Gräfin« antwortete beſtürzt und nicht ohne eine gewiſſe Würde das Mädchen — und nie etwas Anderes von ihm gehört, als den Auftrag, mit dem ihn das Vertrauen ſeiner Landsleute beehrte, und den er ſo ernſt, mit ſolcher Standhaftigkeit ausrichtete, daß der König zuerſt ihn lobte, und ihn dann gefangen ſetzen und mit dem Tode bedrohen ließ. Ihre hohen Gnaden ſelbſt waren es, nicht ich, denen es gefiel das Geſpräch auf den unglücklichen Capitain zu lenken.«

Still und mit einigem Erſtaunen betrachtete die Gräfin Oxenſtjerna mehrere Secunden ihren ſchönen Gaſt; dann brach ſie das Schweigen.

»In Ihren Jahren, meine junge Freundin, iſt die Liebe kein Fehler und allein darin haben Sie Unrecht, meine Frage als einen Vorwurf auszulegen. Ich ſchätze Sie jedoch um ſo höher, nun ich ſehe, daß Ihr Gefühl für Unglück frei von Leidenſchaft iſt. Von dieſem Augen-

blicke an zähle ich mit Sicherheit auf Ihre Geneigtheit, Ihre Vorsichtigkeit und Verschwiegenheit, mein schönes Kind! — aber ich fürchte, daß Sie allein die Befreiung nicht bewirken können. Glauben Sie, daß einer Ihrer Brüder (denn zu dem Werke bedarf es der Beihülfe eines Mannes) mit Ihnen gleich denkt, und daß wir auf ihn uns verlassen, verstehen Sie, wenigstens als Werkzeug, völlig verlassen können?«

»Ja, gnädige Gräfin. Während mein Vater und meine Brüder von dieser sog. Liefländischen Capitalsache sich unterhielten, hörte ich einen meiner Brüder mit großer Wärme über das Schicksal des Capitain Patkull sich äußern. Diesem Bruder kann ich mich anvertrauen, und auf ihn mich verlassen, wie auf mich selbst,« gab Fräulein Hjärne zur Antwort.

»Gut mein Kind! So hoffe ich glücklichen Erfolg« — erwiederte die Gräfin — »aber jeder muß für sich sogleich Hand an das Werk legen. Kein Augenblick darf verloren gehen und nur eine Weise giebt es ihn zu retten: wir müssen ihm Gelegenheit verschaffen, aus dem Gefängnisse und weiterhin aus dem Lande zu entfliehen.«

Die Gräfin griff nach dem Glockenzug, der an der Wand über dem Sopha hing und schellte. Dem hereineilenden Kammermädchen befahl sie ihr Juwelenkästchen zu bringen, und auf einen Sessel vor dem Sopha zu stellen. Nachdem das Kämmermädchen auf ihren Wink sich entfernt hatte, fuhr die Gräfin das Kästchen öffnend, fort:

»Um ihm zur Flucht zu verhelfen, bedarf er vermuthlich mehr Geld, als nach so langwieriger Haft ihm

zu Gebote ſtehen mag. Baares Geld beſitze ich in dieſem Augenblicke nicht, aber von meinen Kleinodien kann ich dies Ohrgehänge und dieſe Broſche von Diamanten entbehren. Verpfänden oder verkaufen Sie dieſe, wie es Ihnen am beſten ſcheint, nur vermeiden Sie dabei, daß jemand von uns verrathen oder bloßgeſtellt wird.«

Hierauf überreichte ſie den Schmuck dem Fräulein, welches, die Hand der Gräfin ehrerbietig küſſend, alsbald ſich entfernte.

Zwölftes Kapitel.

Ungeachtet Carl XI seine Maaßregeln genommen hatte, daß die Liefländischen Abgesandten den Keilen seines Zornes nicht entgehen möchten, so erfüllte ihn doch eine gewisse Unruhe, ehe der letzte Act des Trauerspiels begann. Sogar mit Piper, der sich bald angelegen sein ließ, Wasser in den Wein des Königs zu schütten, bald durch Versicherungen, daß alles wohl und nach Wunsch gehe, ihn bei gutem Muthe zu erhalten suchte, war der König unzufrieden. Eines Tags berief er seine Räthe Drenstjerna und Stenbock, um ihre Gedanken über die Sache zu vernehmen. „Zwar bin ich's, dem allein die Entscheidung gebührt" — äußerte mit gnädiger Offenheit der König, aber Sie wissen, meine Herren, daß ich guten Rath nie verschmähe. Sagen zuerst Sie, Graf Bengt, mir Ihre Meinung!" Den Grafen Bengt versetzte diese Aufforderung in peinliche Verlegenheit. Neigung und gemeinsames Interesse ließen ihn wünschen, die Liefländer zu retten, dagegen fürchtete er dem auflodernden Zorne des

Königs ſich auszuſetzen, der ſeine ihm von Gott verliehene Majeſtät durch den kühnen Einſpruch der Liefländer gegen ſeine Befehle beleidigt fand. Um durch dieſe Scylla und Charybdis durchzuſteuern, wandte Oxenſtjerna alle Feinheiten des Staatsmanns in der Stellung ſeiner Worte an; er begann damit ſeinen Abſcheu gegen die ſtrafwürdige Aufſäſſigkeit der Liefländer auszudrücken, und ging dann allmählig zu der Anſicht über, wie das Recht und die königl. Würde verlange, daß die Widerſpenſtigen zur höchſten Strafe verurtheilt würden, aber mit unterthäniger Dankbarkeit und Freude werde die Bruſt jedes treuen Unterthanen erfüllt werden, wenn die Gnade des landesväterlichen Herzens dazwiſchen trete.

Mit jedem Worte Oxenſtjerna's verfinſterte ſich mehr die Stirne des Königs. Als der Kanzleipräſident geendet, fixirte Carl ihn einige Minuten ſchweigend und mit ſtrengem Blicke. Dann wandte er ſich kurz zum Reichsmarſchall, und befahl dieſem, ſeine Meinung abzugeben.

»Sowohl aus Eifer für Ew. Majeſtät Dienſt, als um ſelbſt eine beſtimmte Ueberzeugung in der Sache zu gewinnen« — erwiederte der Reichsmarſchall mit der Sicherheit in Ton und Haltung, die er dem Könige, wie Anderen gegenüber, ſtets bewahrte — »habe ich den Verhören der Angeklagten beigewohnt. In Erſtaunen hat mich dabei der Verſtand, die Gewandtheit und Kühnheit verſetzt, mit welcher der Capitain Patkull ſeine Sache gegen die Commiſſion vertritt. Mit ihm iſt kein Mittelweg einzuſchlagen. Entweder machen Ew.

Majeſtät dem Proceß ein kurzes Ende und laſſen Patkull das Haupt vom Rumpfe ſchlagen, oder Sie ernennen ihn zum Oberſten und geben ihm ein ſchwediſches Regiment.«

Der König ſchien überraſcht; Oxenſtjerna war betroffen. Nach einigen Minuten, während welcher er ſich beſonnen, rief der König mit glühendem Geſicht und funkelnden Augen aus: »Wagen Sie Scherz mit Ihrer Obrigkeit zu treiben, Graf Jan Gabriel! Oder glauben Sie, ich ſei wahnſinnig geworden? Sie wollen, daß ich Patkull, ihn, der gegen den Geſalbten des Herrn ſo vermeſſen und aufrühreriſch nur von Rechten ſpricht, nicht allein aus der Haft entlaſſen, ſondern ſogar an die Spitze eines meiner treuen Regimenter ſtellen ſoll! Woran denken Sie? Ich befehle Ihnen ſich deutlicher zu erklären.«

Mehr verletzt als eingeſchüchtert durch den Zorn des Königs, entgegnete kalt und mit einer gewiſſen Würde der Reichsmarſchall: »Von Ew. Majeſtät gnädigem Befinden hängt es ja einzig und allein ab, dasjenige anzunehmen oder zu verwerfen, was ich, von Ew. Majeſtät ſelbſt dazu veranlaßt, nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen gerathen habe. Eine andere Erklärung vermag ich nicht abzugeben. Daß Patkull mit gleicher Kühnheit eines der Regimenter Ew. Majeſtät anführen würde, als er, nur halb zufrieden geſtellt, ſicherlich dereinſt gegen Ew. Majeſtät ſelbſt das Banner erheben wird, davon bin ich überzeugt.«

»Und ich nicht minder« — brach der König aus, indem er mit der geballten Hand auf den Tiſch ſchlug —

und deshalb iſt mein Beſchluß gefaßt, die Natter zu zertreten, bevor ſie ſticht. So will es die Klugheit und Sicherheit, ſo lange man dazu die Macht beſitzt. Ein Anderes war es damals, wo ich mit meinen Räthen wie mit meinen übrigen Unterthanen unterhandeln und ihre Treue mir erkaufen mußte. Das ſind Auswege der Schwäche, ihrer bedarf ich, Gottlob! nicht mehr. Und nun leben Sie wohl, meine Herren!«

Kaum hatten Oxenſtjerna und Stenbock ſich verabſchiedet, ſo ſandte der König zu Piper.

Dieſer fand ſich ein.

»Sagen Sie dem Vorſitzenden der Commiſſion wegen der Liefländiſchen Aufrührer, daß ich ſogleich mit den Verhören ein Ende gemacht haben will. Schon allzuviel Gelegenheit haben jene gehabt, vor dem Gerichte zu ſchwatzen. Sofort ſoll die Unterſuchung geſchloſſen werden, und das Urtheil nach dem geſetzlichen Ermeſſen des Gerichts, Galgen oder Richtblock, ſein.«

Weit entfernt, den Liefländern gewogen zu ſein, kannte Piper doch das Aufſehen und die Theilnahme, die das Verfahren gegen ſie erregt hatte, und ſah es für das Räthlichſte an, auf mehr ſchonende Weiſe mit ihnen zu Werke zu gehen. Als er behutſam darauf hindeutend mit einem »vielleicht« begann, fiel der König mit donnernder Stimme und ſtrengem Blicke ein: »Sie haben meinen Willen und Befehl vernommen und damit Punktum.«

Dreizehntes Kapitel.

„Das Gesetz ist nach seiner ganzen Strenge zur Anwendung gekommen“ — bemerkte Piper, als er mit tiefer Verneigung dem Könige eine unterschriebene und mit Wachssiegel versehene Schrift überreichte. — „Die von Ew. Majestät ernannten Richter haben die Liefländischen Hochverräther veru theilt Güter, Ehre und Leben zu verlieren; Ew. Majestät erhabener Weisheit ist es natürlich vorbehalten, nach allergnädigstem Gutdünken, entweder die Vollstreckung der Strafe nach ihrem ganzen Umfange zuzulassen oder Ausnahme und Milderung zu befehlen.“

„Genau und pünktlich soll das Urtheil vollstreckt werden“ — antwortete mit feierlichem Ernste und finsterem Blicke der König. — Den für schuldig erkannten Aufrührern widerfährt nur Gerechtigkeit und der Adel in meinem Erbreiche bedarf eines solchen warnenden Spiegels. Und ohne Zeitverlust soll der Beschluß zur Ausführung kommen. Gehen Sie zum Kammerherrn

und befehlen ihm, den Oberſtatthalter und den Oberhofprediger ſogleich zu mir zu rufen.“

Piper gehorchte.

Schon wenige Minuten nach dem ertheilten Befehle befand ſich der zufällig im Schloſſe anweſende Oberhofprediger Dr. Georg Wallin in dem Zimmer des Monarchen.

Die finſtere Stirn des Königs und Piper's gezwungene Haltung verkündeten ihm nichts Gutes. Gewohnt mit Demuth und Sanftmuth, aber auch mit unerſchrockener Freimüthigkeit und unermüdlicher Geduld weltlichen Stürmen entgegenzutreten, bewaffnete ſich der Prälat auch jetzt mit der Kraft des Geiſtes. Und dieſer bedurfte er nur allzuſehr bei dem Auftritte, der bevorſtand.

Kaum hatte er den Fuß über die Schwelle geſetzt, als der König ihn haſtig mit der Frage empfing, wie kurze Zeit erforderlich ſei, einen zum Tode verurtheilten Verbrecher vorzubereiten?

Wallin erklärte: er vermöge hierauf keine Antwort zu geben, welche auf jeden beliebigen Fall paſſe. Die Natur des Verbrechens, die Sinnesweiſe des Verbrechers und vielfache andere, erleichternde oder erſchwerende Umſtände, beſchleunigten oder verzögerten die Vorbereitung.

„Aber eine Grenze muß es auch hier geben, Doctor Wallin!“ — verſetzte ſtrenge der König. — „wäre es doch ſonſt in die eigene Macht jedes Uebelthäters gegeben, die Vollſtreckung der ihm zuerkannten Todes-

ſtrafe mit der Vorbereitung ſo lange hinzuziehen, bis der natürliche Tod dem Henker in's Amt greift.“

„Das würde vorausſetzen, daß entweder der Richter oder der Geiſtliche, wenn nicht beide, ihre Pflicht verſäumten, oder daß das Geſetz ſelbſt unbillig ſei. Wenn der Verurtheilte die ihm auferlegte Strafe verdient, dann ſchläft kein Gewiſſen ſo ſchweren Schlaf, daß es nicht durch das wohl ausgelegte Wort Gottes erweckt zu werden vermöchte.“

„Sie beſchränken ſich in Ihrer Antwort, Herr Doctor, auf die gewöhnlichen Verbrecher, wie ich merke, und bei dieſen iſt allerdings wenig daran gelegen, ob das Urtheil einige Tage, ja ſelbſt Wochen früher oder ſpäter vollſtreckt wird; aber anders verhält es ſich mit Hochverräthern; bei ihnen erfordert meine und des Reichs Sicherheit eine möglichſt kurze Vorbereitungszeit.“

Der Oberhofprediger ſeufzte tief, bevor er fortfuhr:

„Was dieſe Verbrecher anbelangt, allergnädigſter Herr und König, ſo kommt es dabei weniger auf den Richter und den Geiſtlichen, als auf die Weisheit und den Edelmuth des huldreichen Landesvaters an. Er ſtellt Gott die Rache anheim und läßt Gnade für Recht ergehen, auf daß die ganze Welt ſehe, daß er ein Abbild Desjenigen ſei, der die Krone verlieh und das Schwerdt in ſeine Hand legte.“

Der König runzelte die Augenbrauen und biß ſich in die Lippen, um ſeinen Zorn zu verwinden; denn zuviel Achtung und Zuneigung hegte er für ſeinen Seelſorger, um ihm mit harten Worten anlaſſen zu wollen.

Doch vermochte er dem Ton ſeiner Stimme nicht alle Schärfe zu nehmen, als er erwiederte:

„Ich habe ebenſo wenig Ihren Rath bei dem jetzigen Anlaß verlangt, mein lieber Doctor, als Sie mir die Aufklärung geben, die ich vielmehr von Ihnen verlangt habe. Ich befehle Ihnen alſo, meine vorhin vorgelegte Frage zu beantworten. Und damit Sie nicht wieder vom eigentlichen Gegenſtande abſchweifen, will ich Sie wiſſen laſſen, daß meine Frage auf die widerſpenſtigen Liefländiſchen Staatsverbrecher ſich bezieht, welche das Gericht mit Fug und Recht zum Tode verurtheilt hat. Unverzüglich muß die Strafe an ihnen, beſonders an dem Haupte der Meuterer, dem Verräther Patkull, vollſtreckt werden. Bei Patkull fiel der Apfel nicht weit vom Stamme, denn der Vater des Schurken war gleichfalls ein Verräther. Er iſt ein Aufwiegler, der leichtlich manche meiner getreuen Unterthanen verführen und in's Unglück ſtürzen könnte, wenn nicht das Beil je eher je lieber der Sache ein Ende macht.“

Der Oberhofprediger ſtand eben im Begriff zu antworten, als der Oberſtatthalter und königliche Rath Graf Chriſtoph Gyllenſtjerna eintrat. Wiewohl dieſer ganz beſonders gut bei dem Könige angeſchrieben ſtand, der ihm jetzt auch freundlich und gnädig die Hand entgegenreichte, ſo konnte man doch auf Gyllenſtjerna's Stirne Betrübniß leſen und ſeine ganze Haltung trug den Stempel der Verlegenheit.

Dem Könige entging dies nicht und ſein Mißtrauen und Mißvergnügen waren ſogleich erregt. Noch ehe

Gyllenſtjerna ſich äußern konnte, kam ihm Carl mit den Worten zuvor:

„Ich will hoffen, der Herr Rath hat keine unzeitigen Fürbitten für die Aufrührer auf dem Herzen. Sie haben als ein Held mir geholfen, meine und des Reichs Feinde zu züchtigen, und als redlicher Freund mir beigeſtanden, Ihre trotzigen Standesbrüder in unſerem Vaterland zu unterdrücken und meine von Gott mir verliehene Macht zu befeſtigen; jetzt, da dieſe bedroht wird von dem pflichtvergeſſenen Adel in einem eroberten, und da es eine entlegene Grenzgegend bildet, um ſo nothwendiger in Zaum und Zucht zu haltenden Landestheile, geziemt es Ihnen nicht, Graf Gyllenſtjerna, für einige aufrühreriſche Köpfe, auf deren Beſeitigung meine und des Reichs Sicherheit beruht, ſich in's Mittel zu legen. Nein, ausreißen mit den Wurzeln muß man dieſe Meuterei; das Geſetz iſt zur Anwendung gekommen, das Urtheil wird vollſtreckt werden und die Liefländer müſſen ihre Hälſe auf den Block legen. Als Willkühr würde es gedeutet werden, fünf zu begnadigen und nur den ſechſten ſein Vergehen mit dem Verluſt des Lebens entgelten zu laſſen. Jene müſſen dieſem zum Richtplatze folgen; denn keines Menſchen Macht kann meinen unwiderruflichen Beſchluß ändern, die Todesſtrafe an Patkull vollſtrecken zu laſſen.“

„Je größeres Gewicht Ew. Majeſtät, wie ich wahrnehme, auf Patkull's öffentliche Beſtrafung legen“ — erwiederte jetzt der Oberſtatthalter, dem die Worte im Munde ſtecken blieben — „um ſo mehr ſchmerzt mich die Nachricht, die Ew. Majeſtät ich zu überbringen ge-

nöthigt bin. Lieber möchte ich den letzten Blutstropfen für den Dienſt meines theuren Königs auf dem Wahlplatze geopfert haben ...«

»Nun, heraus mit der Stimme!« — ſchrie der König. — »Hat man den Verräther ſo ſchlecht bewacht, daß er ſich dem Henker entziehen und im Gefängniß hat aufhängen können?«

»Wohl ſchlimmer iſt's, allergnädigſter Herr! In der vergangenen Nacht iſt Patkull entflohen und alle Nachforſchungen nach ihm ſind bis jetzt fruchtlos geweſen«. *)

So überraſcht wurde Carl von dieſer Hiobspoſt, daß er Gyllenſtjerna ſeinen Bericht enden ließ, ohne ihm in die Rede zu fallen. Aber auf dieſe Windſtille folgte ein um ſo heftigerer Ausbruch des Zorns. Der

---

*) Im December 1694 wurde Patkull von der königl. Commiſſion zum Verluſt des Lebens, der Ehre und ſeines Vermögens veurtheilt. Nachdem es ihm gelungen war aus der Haft zu entkommen, flüchtete er zuerſt nach Berlin. Von dort begab er ſich nach Halle, wo er von der juriſtiſchen Fakultät ein Gutachten über das Urtheil und deſſen Gültigkeit, ſo wie über die ihm widerfahrene Behandlung verlangte. Da er indeſſen zu befürchten anfing, daß er ausgeliefert werden möchte, ſo floh er nach der Schweiz, nahm den Namen Fiſchering an, und hielt ſich hier auf einem, dem Preußiſchen erſten Miniſter Baron von Dankelmann, der nicht lange darauf ſelbſt in das Unglück gerieth, gehörigen Gute auf. Später begab ſich Patkull nach Savoyen, Italien und Frankreich, beſtändig ſeinen Aufenthalt wechſelnd, um nicht entdeckt, ergriffen und ausgeliefert zu werden.

Oberhofprediger ſeufzte und betete im Stillen; der Oberſtatthalter ſtammelte einige abgebrochene Entſchuldigungen und Troſtgründe; Piper ſchwieg, beobachtete und ſtellte Berechnungen an.

„Tauſend Dukaten gebe ich dem zur Belohnung, der mir Patkull, todt oder lebendig, überliefert“ — rief der König endlich aus — „und bei Ihrem eigenen Kopf, Herr Graf! mache ich Sie für die übrigen Liefländiſchen Majeſtätsverbrecher verantwortlich. Die Qual derſelben will ich kurz machen, damit nicht neue Fluchtverſuche ſich ereignen. Alſo noch einmal befehle ich Ihnen, Doctor Wallin, ſofort und beſtimmt zu erklären, wie lange Zeit, welche kürzeſte Zeit für deren Vorbereitung zum Tode erforderlich iſt?“

Wallin beſann ſich einige Secunden, dann antwortete er, daß nach ſeiner Anſicht ſechs Wochen für die Vorbereitung jedes der Todesgefangenen nöthig ſeien.

„Sechs Wochen!“ — wiederholte heftig der König — „Sechs Wochen und für jeden Gefangenen! Unmöglich, mein werther Doctor. Acht Tage Aufſchub bewillige ich für die Vollſtreckung des Urtheils, und übermorgen über acht Tage wird der Rath die Aufrührer ſammt und ſonders hinrichten laſſen, mögen ſie dann vorbereitet ſein oder nicht. So iſt mein ausdrücklicher Befehl.“

Und damit wurde der Oberſtatthalter entlaſſen.

Der Oberhofprediger blieb ſtill und unbeweglich auf ſeinem Platze, die Augen ernſt auf den Monarchen gerichtet. Dieſen ſchien die verlängerte Anweſenheit

des Prälaten unruhig zu machen, aber aus Achtung vor deſſen Stande ſcheute er ſich ihn gradezu fortzuweiſen.

„Hat der hochwürdige Herr Doctor noch etwas zu ſagen? ich für mein Theil habe dem nichts hinzuzufügen, was Sie bereits gehört haben,“ äußerte der König endlich, indem ihm die Geduld zu vergehen anfing.“

„Ich überlege die denkwürdige Aeußerung, die Ew. Majeſtät vor einigen Augenblicken zu machen geruhten“ — nahm Wallin ruhig und mit Würde das Wort — „daß nämlich Patkull der Anſtifter der Meuterei und der eigentlich Gefährliche geweſen, und bemühe mich, damit den Befehl in Einklang zu bringen, daß nach Verlauf von acht Tagen das Urtheil an den minder Schuldigen vollzogen werden ſoll, während der Hauptthäter frei ausgeht. Die Könige ſind die Abbilder Gottes auf Erden und ihre Richtſchnur iſt die heilige Schrift, aber vergebens ſuche ich in dieſer eine Stelle, welche als Vorſchrift einer ſolchen Rechtspflege angeführt werden könnte.“

„Was laſſen Sie mich hören, Doctor Wallin“ — fuhr der König hitzig auf. — „Wollen Sie ſich in meine Regierungsgeſchäfte miſchen und mir vorſchreiben, was ich thun oder laſſen ſoll? Sie vergeſſen, daß Schweden ein proteſtantiſches Land iſt, wo die Obrigkeit allein befiehlt und der Prieſter Unterthan iſt, wie die Uebrigen.“

„Er, der die Herzen prüft, iſt mein Zeuge, daß ich nie in meiner Bruſt einen Gedanken hegte, der gegen meine Pflichten als Unterthan, und die unterthänige Ehrfurcht und Liebe ſich aufgelehnt hätte, welche Ew.

Majestät ich schuldig bin und die ich allezeit fühle. Aber hier gebietet mir die Pflicht als Geistlicher, und die theuerste aller meiner Pflichten — als Ew. Majestät Seelsorger, nicht aus kleinmüthiger Furcht vor Ew. Majestät möglichem Mißfallen wohlgemeinte Vorstellungen bei Seite zu setzen. Denn wo es um Menschenleben sich handelt, ist eine Uebereilung nicht wieder gut zu machen und hinterläßt brennende Reue und Gewissensqual.«

In steigender Aufregung ging der König, während der Prälat sprach, mit großen Schritten auf und nieder im Zimmer. Plötzlich stand er still und äußerte barsch: »Entfernen Sie sich, Doctor Wallin! eh' ich mich ereifre. Wären Sie nicht mein Beichtvater, so sollten Sie nicht ungestraft eine solche Sprache geführt haben. Gehen Sie! ... Leben Sie wohl!«

Tief seufzend verneigte sich der Oberhofprediger. Im Fortgehen warf er einen bedeutungsvollen Blick auf Piper, gleichsam als ob er ihn aufforden wolle Wallin's unterbrochene Bitten fortzusetzen; aber der Günstling war und blieb stumm in dieser kitzlichen Angelegenheit, gab sich vielmehr alle mögliche Mühe, die Unterhaltung mit seinem Beherrscher von jenen gefährlichen Sandbänken fort in anderes Fahrwasser zu leiten.

Aber zu einem neuen Sturmlauf gegen den blutigen Vorsatz des aufgebrachten Monarchen rüstete man sich.

Kaum hatte die Gräfin Oxenstjerna Patkull's Flucht erfahren, und ihre doppelte Besorgniß, daß er

ertappt und die geheimen Triebräder zu seiner Befreiung entdeckt werden möchten, hatte der Freude Platz gemacht, weder für ihn noch für sich weiter zittern zu dürfen, als sie mit Nachdruck an der Befreiung der übrigen Liefländischen Abgesandten zu arbeiten anfing. Zu dem Zweck wandte sie zunächst sich an ihren Gemahl, aber dieser lehnte es ab, sich anders in die Sache zu mischen, als wenn der König selbst ihn bestimmt veranlasse den Gegenstand zu berühren.

„Ohne Nutzen für jene" — sagte der königl. Rath — „würde das nur Se. Majestät mißtrauisch und mir abgeneigt machen. Bereits habe ich um der Liefländer willen einen Sturm von Seiten unseres allzufeurigen Monarchen aushalten müssen; aber werde ich gefragt, so sei versichert, daß ich unerschrocken und mit Wärme für sie auftreten werde. Vielleicht wäre Rettung möglich, wenn Dein Anverwandter, der Reichsmarschall, vermocht werden könnte, die Königin Wittwe zu eindringlicher Fürbitte zu bestimmen; aber jeden Falls müßte das bald geschehen, denn schon ist der Tag zur Vollstreckung des Urtheils anberaumt."

Für die schlaue Gräfin, die mit dem Bedürfniß, ihre Kräfte zu benutzen, auch deren Wiederkehr fühlte, war diese Andeutung genug. Noch selben Tags schrieb sie an den Reichsmarschall einige Zeilen mit der Bitte um seinen Besuch. Er kam und ihre Berathung dauerte nicht lange, da sie über den Gegenstand und die zu ergreifenden Mittel eines Sinnes waren. Die Rettung der Liefländischen Edelleute war für sie beide Gewissens- und Ehrensache; denn die Liefländer büßten dafür, daß sie

denſelben Maßregeln ſich zu widerſetzen ſuchten, welche den Wohlſtand des Adels im Mutterlande untergraben hatten. Außerdem verdroß es Stenbock noch beſonders, daß der König auf ſeinen Rath wegen Patkull nicht hatte hören wollen, mit welchem der Reichsmarſchall beabſichtigte, auf eine feine Weiſe den König von der Nothwendigkeit zu überzeugen, diejenigen in Schweden und deſſen Provinzen, welche er durch die Reduktion in Harniſch gebracht hatte, zu begütigen und zu verſöhnen. Mit Vergnügen verſprach deshalb der Graf, ſeinen ganzen Einfluß bei Hedwig Eleonora aufzubieten, um dieſe zu vermögen ſich der Begnadigung der Verurtheilten wirkſam anzunehmen, und die Gräfin verpflichtete ſich, ſelbſt an den Hof zu gehen und ſeine Bemühungen zu unterſtützen.

Und noch ein Mittel war übrig, was die Letztere nicht unverſucht laſſen wollte. Große Augen machte man in dem Teſſinſchen Hauſe, als eines Tags der Wagen der Gräfin Oxenſtjerna vor der Thür hielt, und die ſonſt ſelten ſich einfindende Gräfin die Gattin des Kammerherrn Teſſin mit ihrem perſönlichen Beſuche erfreute.

Die Begegnung der beiden Schweſtern war indeß ſehr herzlich. Die Gräfin Oxenſtjerna ließ nicht ab bis Frau Teſſin verſprach, auch das Ihrige bei der verwittweten Königin zu thun. Und um das Eiſen zu ſchmieden, ſo lange es noch warm war, wurde Hedwig überredet, ihre Schweſter ſogleich nach Hof zu begleiten. Letztere wartete, bis Hedwig ſich in einen Anzug ge-

worfen hatte, wie er für einen Beſuch bei der Königin ſich ſchickte.

Es handelte ſich weniger darum, die verwittwete Königin zu erweichen, als ſie zu ſtählen. Weder fehlte es ihr an Mitleid für das Schickſal der Liefländer, noch an Neigung, ſich für dieſe zu verwenden; aber ſelten beſaß ſie den Muth, dem beſtimmten Willen des Königs entgegenzutreten, und Ausdauer, lange auf Vorſtellungen zu beſtehen, welche ihm unangenehm waren. Nun aber wurden ihre Gefühle zu heftig von den Schweſtern Stenbock erſchüttert; der Reichsmarſchall flößte ihr Furcht ein vor dem Haß, den der Tod der Abgeſandten ſowohl in Liefland wie in Schweden dem Könige zuziehen würde, indem er zugleich die Geneigtheit der Königin gegen den alten Adel, welcher ſeine eigene Ehre mit der Lebensrettung der Liefländer verknüpft fand und dabei auf die Gewogenheit und den Schutz der Königin rechnete, auf eine feine Weiſe in Anſchlag brachte; endlich drang der Oberhofprediger im Hinblick auf die Religion darauf, daß Gnade ausgewirkt werde für jene Opfer der Politik, deren Tod nur allzuſchwer die Sündenbürde des unverſöhnlichen Alleinherrſchers belaſten werde.

In Folge dieſer Einflüſſe und ihrer eigenen Neigung faßte Hedwig Eleonora den feſten Vorſatz, ſich nicht abweiſen zu laſſen, bis der Monarch ſein königliches Wort gegeben habe, die Liefländiſchen Edelleute mit der Todesſtrafe zu verſchonen.

Seitdem Carl Wittwer geworden war und an der Tafel ſeiner Mutter zu ſpeiſen pflegte, hatte die letztere

täglich und ungesucht Gelegenheit, mit ihrem Sohne über Staatsangelegenheiten sich einzulassen. Carl fand dagegen nichts zu erinnern, denn selten versuchte jene auf seine Beschlüsse einzuwirken und niemals tadelte sie die, welche er gefaßt hatte. So nahm er denn keinen Anstoß daran, als sie das Gespräch auf die famose Liefländische Hochverrathssache brachte, welche den Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit bildete. Als er dabei mit Heftigkeit seinen Unwillen über Patkull's Flucht aussprach, versetzte die verwittwete Königin lebhaft:

„Sage lieber, mein theurer Sohn, daß dies Gottes Finger war, der über Deiner Ehre und dem Frieden Deines Gewissens wachte. Denn nachdem der Hauptverschwörer entwischt ist, kann Vergeltung wohl nicht in ihrer ganzen Strenge an den Uebrigen ausgeübt werden.“

Carl stutzte bei dieser unerwarteten Bemerkung seiner Mutter. Das Blut stieg ihm in's Gesicht, während er, seine Aufregung mäßigend, die entgegengesetzte Ansicht verfocht; nichtsdestoweniger aber fuhr die verwittwete Königin fort, ruhig und unerschüttert bei der ihrigen zu beharren. Von denen, welche sie zu ihrer jetzigen Rolle überredet hatten, war Hedwig Eleonora so heimisch in dieser gemacht und im Voraus mit so schlagenden Antworten auf unvermuthete Einwürfe ausgerüstet worden, daß der König in Gegenwart des ganzen, natürlich ehrerbietiges Schweigen beobachtenden Hofzirkels, den Kürzeren bei dem Wortwechsel zog. Seine Eigenliebe ward dadurch verletzt, und mit strengerem Tone als er sonst gegen seine Mutter, auch wenn

deren Ansichten nicht mit den seinigen übereinstimmten, anzunehmen pflegte, rief er endlich aus:

„Meine Frau Mutter vergißt, daß die vormundschaftliche Regierung längst aufgehört hat, daß ich ein alleinherrschender Monarch bin, mit dem unbeschränkten Recht, in allen Sachen stets nach meinem Gutbefinden zu entscheiden, und daß ich für das Wie allein Gott Rechenschaft zu geben habe.“

„Grade das macht meinen Stolz aus“ — erwiederte fein Hedwig Eleonora — „daß ich unter meinem Herzen einen der mächtigsten und weisesten Könige der Welt getragen habe. Aber ich würde mich allzusehr in Deinem eigenen Herzen irren, wenn Ew. Majestät die Bitte abschlüge, welche ich in Gegenwart unseres ganzen Hofs in Unterthänigkeit auszusprechen wagte. Die Gnade, um welche ich Ew. Majestät für Patkull's Mitschuldige anrufe, sehe ich als eine mir selbst und persönlich widerfahrene an, und bin bereit, wenn Du, mein theurer Sohn, es gestattest, auf den Knieen von Deiner Majestät Erhörung zu erflehen.“

„Gott verhüte das“ — unterbrach sie lebhaft der König — „diese Stellung würde Ew. Majestät nicht geziemen, weder in Ihrer Eigenschaft als gekröntes Haupt, noch in der als Mutter. Zum Beweis, wie hoch ich in Ihrer Person diese beiden Eigenschaften schätze, möge es dienen, wenn ich, nur mit Rücksicht auf Ew. Majestät Fürbitte, meinen Beschluß ändere und den Liefländischen Hochverräthern (mit Ausnahme von Patkull, falls dieser ergriffen werden sollte) das Leben schenke. Hiermit aber wünsche und

verlange ich, daß meine Frau Mutter ſich zufrieden finde und ſich ferner nicht um dasjenige bekümmere, was ich an Stelle der Todesſtrafe ſetze. Denn in dieſer Beziehung geſtatte ich keinen weiteren Einwand, auch nicht von Seiten Ew. Majeſtät.“

Unter Freudenthränen umarmte Hedwig Eleonora ihren erhabenen Sohn und dankte ihm. Der ganze Hofkreis ſchien ihre Gefühle und ihre Geſinnung zu theilen.

Schnell verbreitete ſich in der Hauptſtadt das Gerücht von der Aufhebung der gegen die Liefländer erkannten Todesſtrafe. Im erſten Augenblicke herrſchte darüber allgemeine und lebhafte Freude. Aber als weiter verlautete, daß die Todesſtrafe in ſechsjähriges Gefängniß verwandelt ſei, fanden viele auch dieſe Strafe zu hart und unbillig. Aufs neue erwachte Mißvergnügen, öffentlich zwar das finſtere Schweigen der Vorſicht beobachtend, aber dumpf flüſternd in vertraulichen Kreiſen.

„Aufrichtig geſprochen, ganz etwas Anderes habe ich von der Dazwiſchenkunft und der Fürbitte Ihrer Majeſtät erwartet“, meinte die Gräfin Hedwig zu ihrem Manne — „und Ihre Majeſtät ſelbſt machte ſich beſſere Hoffnung, als ſie Magdalena und mir verſprach, ſich für die Unglücklichen in's Mittel zu legen.“

„Wie! Du, mein Engel, ſollteſt Dich in dieſe Dinge da gemiſcht haben, was uns das höchſte Mißvergnügen Sr. Majeſtät hätte zuziehen können?“ — fragte überraſcht und unzufrieden Teſſin. „Gott wollen wir danken, daß diesmal alles glücklich ablief, für künftig aber verſpreche mir, nie ohne mein Wiſſen in Verhandlungen

und Vermittlungsverſuche bei Hofe Dich einzulaſſen. Wohl kennſt Du von früheren Zeiten her deſſen Klippen und Scheeren; aber mit jedem Tage wird der König mißtrauiſcher gegen fremden Einfluß. Käme er dahinter, daß Einer von uns ſeine Hände in den Ränken hätte, welche in der Nähe ſeines Thrones geſchmiedet werden, ſo büßten wir ſeine Gnade und ſein Vertrauen unrettbar ein. Der Staatsſekretär Piper iſt grade deshalb mein beſonderer Gönner, weil ich nach keinem Einfluſſe ſtrebe, er würde mein geſchworner Feind werden, wenn er mich auf einer Einmiſchung in Staatsangelegenheiten ertappte. Und Piper's Macht wächſt mit jedem Tage und ſchon jetzt gilt er vollauf ſo viel als der ſeelige Graf Lindſchöld.“

„Nun ja, Du haſt Recht wie immer, geliebter Nicodemus“ — verſetzte die Frau. „Ich ſehe die Gefahr eines geſuchten Einfluſſes ein — und nie werde ich mehr, ohne Deine ausdrückliche Genehmigung, dieſen gefährlichen Weg betreten.“ Und mit einem Kuſſe wurde das Verſprechen beſiegelt.

Vierzehntes Kapitel.

Von Tag zu Tag ward Carl heftiger, mißtrauiſcher, hartnäckiger in ſeinen eigenen Meinungen und unduldſamer gegen die Anderer. Seine Vorſtellung von dem göttlichen Urſprunge der königlichen Gewalt machte ihn äußerſt eiferſüchtig auf eine unbegrenzte Macht; und der neue Günſtling Piper fand nicht ſeine Rechnung dabei in jener Beziehung Waſſer in den Wein des Königs zu ſchütten. Je mehr Carl auf eigene Hand regierte, deſto weniger bedeutete der königliche Rath; je weniger dieſer zu ſagen hatte, deſto mehr Vertrauen ſchenkte der König an Piper, mit welchem er die Geſchäfte allein abmachte.

Die Unzufriedenheit in der Rathskammer wäre indeß von minderem Gewicht und ohne erhebliche Folgen geweſen, wenn Carl nicht gleichzeitig viele andere angeſehene Perſonen vor den Kopf geſtoßen hätte. Aber die gewaltſame, ungerechte und verderbliche Durchführung der Reduction; daß Carl es ſich angelegen ſein

ließ, seine raubgierigen und neidischen Werkzeuge zu schützen und die Augen zudrückte bei ihrem tyrannischen Verfahren; sein demüthigendes oft beleidigendes Benehmen gegen diejenigen, welche ihm mißfielen; seine verletzenden Zurechtweisungen der Beamten der Krone, wenn sie gefehlt hatten; die fürchterlichen Drohungen, mit denen er in der Regel den Tadel begleitete; die den Gegenständen des letzteren zuweilen ertheilten handgreiflichen Beweise von Ungnade: dies Alles und Aehnliches mehr steigerte mit der Sorge für die Selbsterhaltung den Haß Vieler und entschuldigte nicht, aber erklärte doch die heimtückische Weise, in welcher diese vereinten Triebfedern zuletzt die traurige Catastrophe herbeiführten *). Mit jedem Tage wurde Carl reiz-

*) „König Carl XI beraubte uns eines doppelten Schmucks: der Freiheit und des Vermögens; kann daher keinen großen Nachruhm bei seinen gekränkten Unterthanen erwarten. Marchand qui perd ne sauroit rire. Aber so glatt über ihn zu urtheilen, wäre gegen die Pflicht eines Richters, der jederzeit die obwaltenden Milderungsgründe anführen muß.“

„Der Herr kam jung auf den Thron, er fand eine delabrirte Armee, leere Kassen, ein mißvergnügtes Land vor.“

„Das Reich wurde von Krieg heimgesucht. Die Dänen griffen es in seinem Herzen von Westen, Osten und Süden her an. So viel Tage so viel Unglücksboten: geschlagene Flotten, eroberte Festungen, schimpfliche Capitulation, langsam marschirendes Fußvolk nöthigten den gleichwohl von Muth und Eifer erfüllten König sich in die Grenzen von Smäland zurückzuziehen. Rebellirende Skaninger, die den Feind begünstigten, machten für

barer, wurde ſeine Stimmung düſterer; nur ſein Trieb nach Thätigkeit, ſein Eifer für die Regierungsgeſchäfte blieb unter allen Verhältniſſen ſich gleich.

„Ew. Majeſtät müſſen ſich zerſtreuen“ — bemerkte eines Tags der Archiater Hjärne. — „Die beſtändige Anſtrengung erſchlafft die Kräfte. Der Geiſt, wie der Körper bedürfen gleichmäßig der Ruhe.“

---

den Landesherrn jeden Schritt unſicher. Mit einem Wort: Feindſchaft, Uebelwollen und Mangel verſetzten den König und das Reich in die äußerſte Gefahr, bis endlich der Sieg bei Lund (am 4. December 1676) den Sachen eine andere Geſtalt gab.“

„Unleugbar iſt, daß jener Sieg nächſt Gott den perſönlichen Heldentugenden Carl's XI zugeſchrieben werden muß.“

„Unglücksfälle, lügenhafte Ausſprengungen, verrätheriſche Unterthanen können das beſte Herz in Stein verwandeln, und iſt daher kein Wunder, daß Carl XI haſtig, hart und eifrig war, woran ſein Naturel um ſo mehr Theil hatte, als er ſogleich bereute, was er in der Uebereilung gethan.“

„Souverainitätsprincipien (wenn ſie ſonſt zuläſſig) ſind es bei einem Herrn, der durch das eigene Schwerdt das Reich von dem drohendſten Untergange rettete.“

„Unter ſeiner Regierung herrſchte unter dem Adel die größte Vermögensungleichheit; Einige übermäßig reich; Andere dagegen blutarm. Daher zehrender Neid und manche Vorſchläge bei einem Herrn, der es wußte, was Geldmangel zu bedeuten hatte und ſelbſt der ärmſte Edelmann im Reiche war.“

„Ein anderer Urſprung der Reduction braucht nicht geſucht zu werden.“

Aus des Reichsraths Gr. C. G. Teſſin ungedruckten Tagebuche vom 4. März 1758.

„Wohlan, ſo reiſe ich auf ein paar Wochen nach Strömsholm“ — entgegnete der König — „in dieſer Zeit beſuche ich Weſteräs und laſſe den Biſchof zu mir nach Strömsholm kommen. Ich habe noch eine Gans mit Doctor Carlsſon zu pflücken.“

„Bis Martini iſt es noch lange hin“ — wandte Hjärne halb ſcherzend, halb warnend ein. — „Und jener Prälat iſt ſo zu ſagen voller Federn. Gott und Ew. Majeſtät müſſen am beſten wiſſen, wie weit er von echter Art iſt; jedenfalls iſt ungewöhnlicher Stahl in ihm und ſtößt dieſer gegen die Flinte Ew. Majeſtät Zorns, ſo giebt es Feuer, wovon Ew. Majeſtät ohnehin im Uebermaaß beſitzen. Ruhe des Gemüths und mäßige körperliche Bewegung wäre für Ew. Majeſtät dienlicher.“

„Bin ich krank, ſo folge ich den Vorſchriften des Arztes“ — äußerte Carl in munterem Tone — „ſo lange ich aber noch ein Roß beſteigen und mein Gewehr abfeuern kann, erkenne ich keine anderen Geſetze an, als meine eigenen.“

„Möchten dieſe dann ewig gelten“ — verſetzte Hjärne — „und möchte ich niemals das Geſetzgebungsrecht haben, das Ew. Majeſtät mir allein für den Fall einer Krankheit zugeſtehen geruhten!“

Die beabſichtigte Reiſe kam zur Ausführung. Nur einige wenige Perſonen begleiteten den König. Unter dieſen war der Stallmeiſter Hård unzertrennbar von ihm, ſoweit es dem Vergnügen galt, und der Staatsſecretair Piper in Bezug auf die öffentlichen Angele-

genheiten, von denen Carl weder in gesunden noch kranken Tagen seine Gedanken fern zu halten vermochte.

„Vierzehn Tage gedenke ich auf Strömsholm und andere vierzehn Tage auf meinem lieben Kungsöhr zuzubringen“ — äußerte am Abend vor der Abreise der König zu Hjärne. — „In einem Monat sehen wir uns folglich so Gott will wieder.“

„Ew. Majestät befehlen also nicht meine Begleitung?“ — fragte der Archiater.

„Wenn es Ihnen Vergnügen machte und sie nicht Ihren Berufspflichten und Kranken entzöge, würde ich Sie gern auf diesem Ausfluge in meiner Gesellschaft sehen und mit Ihnen mich unterhalten; aber Sie finden kein Gefallen daran und haben Anderes zu thun, als durch die Wälder zu streifen und dem Wild aufzulauern. Deshalb leben Sie wohl auf vier Wochen.“

Mit diesen Worten nahm der König von Hjärne Abschied.

Die Zeit und die Gunst des Hofs hatten allmählig den Unwillen des Stenbock'schen Geschlechts gegen das Tessin'sche Ehepaar verwischt. Die Schwestern waren wieder Freundinnen und sowohl der Reichsmarschall, wie der königl. Rath Oxenstjerna erkannten die Schwägerschaft mit Tessin an, wenn gleich der hohe Rang seiner Schwäger dem Kammerherrn nicht erlaubte deren vertrauliche Anrede anders als mit „Excellenz“ zu erwiedern. Und grade dieser Umstand erleichterte wesentlich den Umgang zwischen dem Hofbaumeister und

den Hochgräflichen Räthen, welche ſahen, daß ſie ohne Bedenken und wie ihnen einfiele, Teſſin bald bei ſeinem Namen ohne Titel, bald „Sie,“ „Er“ und „Du“ nennen konnten, ohne daß dieſer ſeinerſeits dasjenige außer Acht ließ, was der hohen Würde Jener zukam.

Etwa vierzehn Tage nach der Abreiſe des Königs hatte das Teſſin'ſche Ehepaar Verwandte und Freunde zu Tiſch geladen. Die vornehmen Angehörigen der Wirthin waren bei der beſten Laune; Stenbock herablaſſend, Oxenſtjerna freundlich, ſeine Gemahlin von ungekünſtelter Artigkeit. Man wurde nicht verletzt dadurch und lächelte ſogar dann und wann zu Urban Hjärne's Sticheleien, die zwar in ehrerbietige Worte gekleidet waren, aber nie ihr Ziel verfehlten.

Während des Eſſens und Trinkens war der natürliche Gegenſtand der Unterhaltung: die Luſtreiſe und der Geſundheitszuſtand des Königs. Der Reichsmarſchall bemerkte, die verwittwete Königin vermiſſe mehrere Tage mit einiger Verwunderung und Unruhe Nachrichten von Strömsholm.

„Keine Briefe ſind ja gute Briefe, ſagt das Sprichwort“ — verſetzte Gräfin Oxenſtjerna — „vielleicht bereiten Se. Majeſtät Ihrer hohen Frau Mutter eine freudige Ueberraſchung mit baldiger Rückkehr.“

„Vermuthlich“ — nahm der königl. Rath Oxenſtjerna an Hjärne ſich wendend das Wort — „weiß der Herr Archiater beſſer als irgend ein Anderer, wie unſer theurer Monarch ſich befindet, und vermag uns die Aufklärung zu geben, die wir ſo lebhaft wünſchen.“

„Hätte nicht Ew. Excellenz es gefallen, dieſe Frage an mich zu ſtellen“ — verſetzte Hjärne — „ſo würde ich mich unterſtanden haben, Ihren hochgräflichen Excellenzen den Herrn Räthen mit einer gleichen beſchwerlich zu fallen. Wenn wie eben geſagt ward, keine Briefe gute Briefe ſind, ſo dürfen wir die beſten Hoffnungen für das Wohlbefinden Sr. Majeſtät hegen, da weder der Arzt noch der Miniſter das Geringſte davon wiſſen.“

Beſchämt ſenkte Graf Oxenſtjerna die Augen. Stenbock machte ein verdroſſenes Geſicht. Hohnlächelnd flüſterte die Gräfin Oxenſtjerna letzterem in's Ohr: „Das war eine naſeweiſe Wahrheit, Couſin; aber dennoch Wahrheit, und zweifelsohne wüßte Frau Piper, wenn ſie hier wäre, mehr als ich, die ich mit dem titulirten erſten Miniſter vermählt bin.“

Weniger aus Neugierde als um der Unterhaltung fortzuhelfen, nahm jetzt die Reichsräthin Beata Sparre das Wort:

„Unſer werther Wirth, den Se. Majeſtät ſo vielfach beſchäftigt, dürfte uns vielleicht mit friſcheren Zeitungen über jenen Gegenſtand beſchenken als irgend ein Anderer.“

„Zwar habe ich ſogar heut“ — erwiederte Teſſin — „die Ehre gehabt, ein eigenhändiges Schreiben von Hochdemſelben zu erhalten, aber es enthält nichts über die Geſundheit und das Ergehen Sr. Majeſtät, ſondern nur den Befehl das Zelt abzunehmen, welches im weſtlichen Viereck aufgeſchlagen iſt und im Thiergarten aufzurichten, um es zu lüften, ſo wie Sr. Majeſtät auf

einer dazu hierher geſandten Jacht ein kleines Zelt nach Kungsöhr zu ſchicken.“ *)

„Nun Gott ſei Dank! Das beweiſt, daß unſer gnädiger König noch einige Zeit abweſend zu ſein beabſichtigt, und ſo lange er dies thut und Zeit und Luſt beſitzt ſeine Gedanken mit geringfügigen Dingen und den Körper mit Bewegung in der freien Luft zu beſchäftigen, ſo lange ſcheint ſein Geiſt und ſeine Geſundheit in erwünſchtem Zuſtande.“

Kaum hatte Hjärne die vorſtehenden Worte auszuſprechen vermocht, als eine Botſchaft vom Schloſſe anlangte mit dem Befehl für ihn, unverweilt bei dem Könige ſich einzufinden, der ſo eben, ſehr unwohl, nach der Stadt zurückgekehrt ſei.

Der Donnerkeil zerſplittert nicht ſchneller einen Baum, als dieſe ſchreckenerregende Botſchaft die Gäſte auseinandertrieb. Nicht allein Archiater Hjärne ſchob im Nu ſeinen Stuhl vom Tiſche und verſchwand, ſondern auch der Reichsmarſchall und Graf Oxenſtjerna ſchickten ſogleich nach ihrem Wagen und fuhren noch vor dem Schluſſe der Mahlzeit auf das Schloß. Bald folgte ihnen auch Teſſin.

Noch in ſeinen Reiſekleidern mit Stiefel und Sporen hatte der Monarch ſich auf das Bett in ſeinem Schlafgemach geworfen. Unter gewaltſamem Erbrechen beugte er ſich herunter nach dem Fußboden, während

*) Aus einem eigenhändigen Schreiben Carl's XI an Teſſin vom 24. Juli 1696, im Beſitz des Verfaſſers.

seine Stirne auf Hård's Arm ruhte. In dieser Stellung fand Hjärne, als er ankam, den erhabenen Kranken. Sogleich traf er Anstalt, daß der König entkleidet wurde, untersuchte Puls und Zunge und verordnete lindernde Arzeneien. Allmählig ließ das Erbrechen nach und der Leidende konnte Athem schöpfen. Nun erst fand Hjärne Gelegenheit den König auszufragen über die Beschaffenheit seiner Leiden und was ihrem Ausbruch vorhergegangen sei. Der Kranke klagte über Schwere im Unterleib, Ekel, Schlaflosigkeit mit schmerzhaften Ausleerungen. Keinen besonderen Anlaß, keinen Diätfehler wußte er anzugeben, noch konnte Hjärne dergleichen erforschen.

Während diese Untersuchung stattfand, stand der Staatssecretair Piper einsam in einer Fenstervertiefung. Seine spähenden Blicke prüften, was aus den Umständen des Königs erhelle und schienen die Gedanken des Arztes durchdringen zu wollen. Zugleich musterte er mit Aufmerksamkeit jede Person, die in dem Schlafgemache erschien, um auszumitteln, ob sie als förderliche oder hindernde Figuren in dem Schachspiele seines Lebens zu rechnen wären.

Nachdem die Schmerzen sich vermindert und die Erbrechungen aufgehört hatten, wurde dem vertrauteren Hofzirkel der Zutritt zu dem Schlafgemache gestattet. Außer sich vor Betrübniß sank die verwittwete Königin in die Arme des Kranken und war nahe daran, ihn mit Zärtlichkeitsbezeugungen zu erdrücken und in ihren Thränen zu ertränken. Hjärne war genöthigt, sie ernstlich daran zu erinnern, wie gefährlich für sie und

den König solche Gefühlsausbrüche seien. Die sämmtlichen Räthe, Einer nach dem Andern, fanden sich ein, bedauerten und sprachen ihre Wünsche aus, und wurden Alle gnädig empfangen. Dazwischen beklagte Carl sich laut über Verhärtungen im Unterleibe und brennende Schmerzen.

Als er unter den Aufwartenden Tessin gewahr wurde, winkte er diesen heran und ließ sich von ihm einige Erläuterungen geben in Betreff der großen Bauunternehmungen, die Carl zu jeder Zeit, krank oder gesund, mit immer gleicher Wärme umfaßte.

Als der König danach an die Uebrigen seine Rede richtete, zog sich Tessin nach dem Fenster zurück, wo Piper stand.

„Was, in Jesu Namen, hat Se. Majestät betroffen?“ flüsterte ängstlich und besorgt Tessin.

Piper zuckte die Achseln und flüsterte zurück: „Uns Andern ist es ein Räthsel; aber dort (auf Hjärne zeigend) der Schwager des Herrn Kammerherrn vermag es vielleicht zu lösen.“

Nach einiger Zeit drang Hjärne darauf, daß alle Anwesenden sich entfernen sollten. Der König, dessen Augenlieder von Müdigkeit und Mattigkeit schwer wurden, bedurfte, nachdem die Schmerzen ihn verlassen, der Ruhe und schlummerte sogar ein, noch ehe das Schlafzimmer sich leerte, in welchem nur Doctor Ziervogel als Wache bei dem Kranken zurückblieb. Beim Fortgehen zog Hjärne in einem Nebenzimmer den Stallmeister Hård bei Seite und forderte ihn auf, genau Rechenschaft darüber zu geben, was mit dem Könige

sich zugetragen habe von dem Augenblick an, wo er die Hauptstadt verlassen, bis dahin, wo er zuerst unwohl sich gefühlt, namentlich in wie weit er etwas Ungewöhnliches oder was er nur allein gekostet, genossen habe.

„Wahrhaftig, auf nichts kann ich mich besinnen, was der König allein gekostet haben sollte, es müßte denn das heilige Abendmahl sein," versetzte Hård in dem ihm eigenen drolligen Tone.

„Bei meiner Ehre! eine überraschende Neuigkeit" — rief Hjärne betroffen aus — „so fern es nicht ein eben so unerklärlicher Scherz ist. Hat Se. Majestät während seines kurzen Verweilens auf dem Lande das heilige Abendmahl begangen?"

„Mit den heiligen Sacramenten wie mit des Königs erhabener Person scherze ich nie" — nahm der Stallmeister nicht ohne Heftigkeit das Wort — „und da der Priester und der Arzt das angeborne Recht haben, ihre Nase in Alles zu stecken, so werde ich dem Herrn Archiater wahrheitsgetreu den ganzen Verlauf berichten. Als wir auf der Fortreise durch Westerås kamen, blieben wir dort auf dem Schlosse einen Tag zu Gast bei dem Landeshauptmann Baron Policarpus Cronhjelm. Der Adel, die Beamten, Bürger und Grundbesitzer aus der Gegend warteten in Unterthänigkeit unserem gnädigen Könige auf und der Bischof mit seinen Consistorialen blieb natürlich nicht aus. Gott weiß, worin es der hochwürdige Herr versehen oder wodurch er unsere gnädige Majestät erzürnt hatte, aber so jämmerlich habe ich noch niemand herunter machen sehn, als den Herrn Doctor bei jener Gelegenheit und das, wie gesagt,

in Gegenwart ſeiner geſammten Stiftsgeiſtlichkeit. Er wurde bald roth bald bleich, ſtammelte und murmelte eine Maſſe kaum hörbarer und unzuſammenhängender Worte, bis zuletzt der König, der erſchrecklich böſe war, ihm zu ſchweigen und ſich fortzupacken befahl. Der Biſchof ward mit einem Wort behandelt, als wäre er keinen Wiſchlappen werth, und Allen that es um ihn leid, manche ſchämten ſich ſeinetwegen. Wie er ging, blickte er wie ein Tiger um ſich und ein halbes Wunder war's, daß ihn nicht auf der Stelle der Schlag rührte, ſo glühend roth war er bis unter die Haare. Als wir ſpäter nach Strömsholm kamen und Se. Majeſtät die Sache ein paar Nächte über beſchlafen hatte, fing es an ihn zu gereuen, den Prälaten ſo übel zugerichtet zu haben. Er geſtand ſelbſt, das Verfahren ſei ungerecht, unpaſſend, hart und übereilt geweſen. Aber was vor einer ſo zahlreichen Verſammlung von Leuten geäußert war, ließ ſich nicht ungeſagt machen und der König wünſchte zwar den Biſchof wieder aufzurichten, jedoch natürlicherweiſe ohne ſich ſelbſt zu erniedrigen. Eines Morgens rief mich der König in ſein Schlafzimmer. Er war allein und ſagte: »Laſſe Dein Pferd ſatteln, Guſtav Hård und reite nach Weſterås. Grüße dort Doctor Carléſon von mir und ſage ihm, ich hätte das Vorgefallene vergeſſen; er ſolle ein Gleiches thun, am nächſten Dienſtag Morgen hierher nach Strömsholm kommen und Kelch und Patene mitbringen; ich wünſche aus Seiner Hand das heilige Sacrament zu empfangen.« Ich gehorchte und der Biſchof ebenfalls, aber ſein Ausſehen war finſter und ſein ganzes Weſen verſchloſſen und ver-

ſtimmt. Se. Majeſtät empfing ihn freundlich, der hochwürdige Herr aber ſchien keine andere Sprache im Munde zu haben als nur »Ja« und »Nein«.

»Und er reichte Sr. Majeſtät das Abendmahl«, fiel Hjärne lebhaft ein.

»Allerdings« — erwiederte Härd — »als ihn aber nachher der König ein oder mehrere Tage bei ſich behalten wollte, ſchützte er Amtsgeſchäfte vor, die er ohne Nachtheil nicht aufſchieben könne. Se. Majeſtät bat ihn hierauf ſelbſt in Gottes Namen zu reiſen; der Herr Archiater kennt des Königs Weiſe, daß ihm der Dienſt über Alles geht und daß er lieber ſich ein Vergnügen verſagt, als Verſäumniß im Amte geſtattet.«

»Genug, Herr Stallmeiſter, und Dank für die Aufklärung« — verſetzte Hjärne in tiefes Nachdenken ſinkend.

»Ich fühle mich höchlich verbunden, daß es dem Herrn Archiater gefällt, meine Erzählung alſo zu bezeichnen. Wüßte ich noch mehr, ſo . . .«

»Deſſen bedarf es nicht«, fiel Hjärne ihm auf's Neue in's Wort, indem er dem Stallmeiſter eine kurze Verbeugung machte und dann langſam und voller Gedanken nach Teſſin's Wohnung zurückkehrte.

Die Mittagsgeſellſchaft war geſprengt. Der königl. Rath Graf Oxenſtjerna hatte in ſeiner Eigenſchaft als Kanzleipräſident vollauf zu thun, um ſowohl die Geſandten auswärtiger Mächte beim ſchwediſchen Hofe, wie die in den fremden Ländern accreditirten diplomatiſchen Agenten Schwedens von der eingetretenen Krankheit des Königs zu benachrichtigen und in Hinſicht auf

den wahrſcheinlichen Erfolg zu beruhigen. Der Reichsmarſchall Graf Stenbock, als höchſter Hofbeamte, mußte bei Hofe anweſend ſein, um alles auf den Fuß zu bringen, den des Königs ſchwere und unerwartete Erkrankung nothwendig machte. Die Gräfin Oxenſtjerna begab ſich zur verwittweten Königin, um dieſe zu tröſten und zu zerſtreuen, denn ſie gehörte zu den erklärten Günſtlingen Hedwig Eleonora's, deren Vorſtellungen die Königin gern lauſchte und vertraute. Die Wirthin ſelbſt hätte gern ihre Schweſter zu ihrer vormaligen Gebieterin begleitet, aber ihre Pflichten gegen ihre andere Schweſter, die Reichsräthin Sparre, welche den Hof nicht mehr beſuchte, und andere, von den Gäſten noch anweſende Damen, feſſelten ſie an das Haus.

Die Krankheit des Königs war, wie natürlich, der Gegenſtand der Unterhaltung für den übrigen Abend, und wurde es um ſo mehr, als Archiater Hjärne auf kurzen Beſuch zurückkehrte, um die Zeit hinzubringen, die er zur ungeſtörten Ruhe für den erhabenen Leidenden nöthig erachtete. Beſtürmt ward er mit Fragen und Vermuthungen über die Urſache, Beſchaffenheit, den wahrſcheinlichen Ausgang der Krankheit u. ſ. w. Hjärne gab nur ausweichende, zerſtreute, oft unwirſche Antworten. Für den, der ihn näher kannte, waren auch dieſe bedeutungsvoll. Seine mürriſche Stimmung ſtand nämlich in nahem Zuſammenhange mit ſeiner Ueberzeugung von einer groſſen und drohenden Gefahr. Auch wurde er nicht eher die dringenden Fragen der Gäſte los, als

bis er in tiefe Gedanken versank und Ort und Umgebung völlig vergessen zu haben schien. Die übrigen Anwesenden sahen bald ein, daß er nicht vermocht werden könnte, die Aufklärungen, welche man wünschte, zu geben; und da er keineswegs geneigt schien an dem Gespräch Theil zu nehmen, so überließ man ihn bald seinen stillen Betrachtungen, und vergaß allmählig fast ganz, daß er sich in der Gesellschaft befand.

Der Letzte, der an dem Abend erschien, war der Wirth selbst. Als er das Schlafgemach des Königs verlassen hatte, war er in einem der Nebensäle mit dem Staatssekretär Piper zusammengetroffen und hatte mit diesem lange über dasjenige gesprochen, was ihnen beiden gemeinsam auf dem Herzen lag. Für Tessin waren dies, nächst dem Zustande des Königs, die großen ihm übertragenen Bauunternehmungen, welche er nächst seinen eigenen Angelegenheiten, oder richtiger gesagt, als den wesentlichsten Theil der Letzteren, Piper's Gewogenheit anempfahl.

Kaum hatte Tessin die Runde unter seinen Gästen machen können, als Hjärne Hut und Stock nahm, um zu gehen.

»Ich will weder, noch kann oder darf ich länger Dich aufhalten, da höhere Pflichten und das theure Leben des Königs Dich rufen« — äußerte Tessin zu seinem Schwager, dem er nach der Garderobe gefolgt war, um einige Worte unter vier Augen mit ihm sprechen zu können. — »Aber Du weißt, wie ich unseren theuren Monarchen verehre, weißt, wie sehr ich Ursache habe, ihn zu lieben, und kennst meine unverbrüchliche Ver-

ſchwiegenheit. Sage mir daher offen und ohne Rückhalt: was bedeuten dieſe brennenden Schmerzen in den Eingeweiden? Und was liegt dem Könige im Magen?“

„Die Reduction und ſchmachvolles Unrecht gegen ehrliches Volk mit dem Knochen in der Naſe“, *) erwiederte lakoniſch Hjärne.

*) Tradition unter Hjärne's Nachkommen.

Funfzehntes Kapitel.

Lange schwebte Carl zwischen Leben und Tod, und sein Anhang zwischen Furcht und Hoffnung. Kein Heilmittel vermochte das langsam zehrende Fieber zu heben oder die hinschwindenden Kräfte wieder herzustellen. Brennender Schmerz wüthete in Carl's Eingeweiden und vergebens strengten Archiater Hjärne und Doctor Ziervogel alle ihre Wissenschaft an, die Qual zu lindern.

Als eines Tags die beiden Aerzte allein bei dem Kranken waren, äußerte dieser mit Blicken, die mehr sagten und fragten wie Worte: »sagen Sie mir, was ist es nach Ihrer Meinung, das so gräßlich mich plagt?«

Ziervogel schwieg und schien verlegen.

Nach kurzem Besinnen antwortete Hjärne nicht ohne Bitterkeit und in seiner gewohnten freien Weise: »aufrichtig gesprochen sind es der vielen armen Wittwen und vaterlosen Kinder Thränen und Seufzer, um der

Reduktion willen vergoſſen, die Ew. Majeſtät nun quälen.«

Einige Augenblicke ſchwieg Carl nachdenklich; dann fragte er auf's Neue, ohne über die vorige Antwort Verdruß zu verrathen: »meinen Sie, daß ich Unrecht that mit der Reduktion?«

»Ganz gewiß, Ew. Majeſtät« — erwiederte mit Entſchloſſenheit Hjärne — »es iſt durchaus zu hart dabei verfahren.«

Carl ſeufzte und rief aus: »Dann verzeihe Gott denen, die dazu mich verleiteten!«

»So denkt und ſpricht ein gerechter Monarch« — ergriff Hjärne mit Wärme das Wort — »und mögen Ew. Majeſtät in Uebereinſtimmung damit handeln, wenn Gott Ihnen Geſundheit und ferneres Leben verleiht!«

»Aber wenn ich ſterbe« — fuhr Carl fort bei einem neuen Anfall der Schmerzen, der ſein Gemüth verhärtete — »ſo iſt mein letzter Wille und Befehl, daß mein lebloſer Leichnam geöffnet werde, damit es zu Tage komme, was für wunderliche und ſeltſame Dinge in meinem Magen, wo ich ſtets die größte Plage und Qual empfinde, zu finden ſind. Gelobt mir bei dem allwiſſenden Gott, dieſem meinem Wunſche nachzukommen.«

Mit einem Eide verpflichteten ſich die Aerzte, das Begehren des Königs zu erfüllen.

Faſt gleichzeitig traten jetzt der Staatsſekretär Piper und der Oberhofprediger Wallin in das Schlafgemach; letzterer auf Befehl, um die Beichte des ſterbenden Monarchen zu empfangen und Abſolution ihm

zu ertheilen; Piper um eine Bittſchrift der geſammten Ritterſchaft und des Adels in Liefland um Freigebung ihrer fünf gefangenen Abgeſandten zu überreichen.

»Ich ſchenkte ihnen bereits das Leben, das ſie verwirkten« — rief Carl mit angeſtrengter Stimme und während der Zorn in ſeinen matten Augen aufloderte — »weitere Gnade ihnen zu gewähren, wäre kleinmüthig und ein gefährliches Beiſpiel für Rebellen. Schreiben Sie meinen abſchlägigen Beſcheid auf das Geſuch und laſſen Sie mich künftig nichts mehr von der Sache hören, die meine ganze Galle in Aufregung bringt und meine Schmerzen vermehrt.«

Stillſchweigend und kalt ſteckte Piper die Schrift der Liefländer wieder in die Taſche und nahm andere Papiere hervor, deren Inhalt er am Bette des Königs ſtehend in der Kürze vortrug: Carl ertheilte bei jeder Sache ſeine Befehle, dann nickte er freundlich Piper zu, welcher ſich verbeugte und entfernte.

Während der Oberhofprediger jetzt hinter den Schirm trat, der das Lager des Königs umgab, äußerte dieſer, daß er mit ſeinem Seelſorger allein ſein wolle. Alle Uebrigen, welche in dem Schlafgemache ſich aufhielten, zogen ſich hierauf in das anſtoßende Zimmer zurück.

»So, würdiger Doctor« — ſagte Carl, indem er nicht ohne Mühe im Bette ſich aufrichtete — »beginnen Sie denn in Jeſu theurem Namen Ihr heiliges Amt.«

»Iſt aber in dieſem Augenblicke Ew. Majeſtät Sinn dazu geſtimmt« — nahm Wallin mit feierlichem Ernſte das Wort — »und iſt mein Herr und König bereit, eben ſo gewiß ſeinen Nächſten zu verzeihen,

welche gegen ihn fehlten, als er selbst den Wunsch hegt, Vergebung von dem allmächtigen Gotte zu empfangen?«

»Ja!« — seufzte mit gefalteten Händen und gen Himmel gerichteten Blicken der König.

»Doch aber« fuhr Wallin fort — »sandten Ew. Majestät so eben neue Zornesbotschaft an die armen im Gefängniß schmachtenden Liefländer und schlugen ohne Erbarmen ab die heißen Fürbitten ihrer Landsleute?«

Carl schwieg einige Augenblicke. Schaam, Verdruß, Andacht kämpften in seinem Innern. Dann sagte er lebhaft und ausweichend: »Wenden wir unser Gespräch und unsere Gedanken ab von weltlichen Dingen, Doctor Georg! zu diesen gehört die Staatsangelegenheit, auf welche Sie hindeuten. Nur geistliche Speise und Trost ist es, deren ich in meiner jetzigen traurigen Lage bedarf.«

»Doch um jener theilhaftig werden zu können ist ein versöhnlicher Sinn auf Seiten Ew. Majestät unerläßliche Bedingung« — äußerte mit Nachdruck Wallin. — »Was ihr wollt, daß euch die Leute thun sollen, das thuet ihnen auch, lehrt unser geliebter Heiland selbst. Unfehlbar wünschen Ew. Majestät, daß die Millionen Unterthanen, welche Ihrem Scepter gehorchen, vergessen mögen, worin ihnen Unrecht geschehen ist; möge deshalb auch mein Herr und König denen verzeihen, die gegen ihn fehlten.«

»Die Liefländischen Hochverräther haben keinen Grund, sich zu beklagen« — wandte Carl kurz ein —

„das Geſetz hat ſie dem Beil überwieſen und meine Gnade allein iſt es, der ſie das Leben verdanken.“

„Nur halbe Begnadigung war es, Ew. Majeſtät, da der Richtblock in mehrjähriges Gefängniß verwandelt wurde“ — bemerkte Wallin. — „Völlige Gnade aber iſt es, welche Sie, Herr und König auf Erden, von dem König im Himmel, dem Könige aller Könige, erbitten, vor deſſen Thron der Herrlichkeit Ew. Maſtät vielleicht in kurzer Zeit treten werden, um nach Gebühr Rechenſchaft zu geben und die vergängliche irdiſche Krone niederzulegen. In ſeiner Waagſchaale der Gerechtigkeit wiegt jede erpreßte Thräne mehr als alles Gold der Erde, alle Macht dieſer Welt. Die getrockneten Thränen aber ſtrahlen als koſtbare Perlen in der Krone des ewigen Lebens.“

„Laſſen Sie Piper zurückrufen“ — ſchluchzte Carl mit gerührter Stimme — „ich will Befehl geben, die Liefländer auf freien Fuß zu ſetzen. Möge Gott mir vergeben, wie ich ihnen vergebe!“

„Amen!“ — fügte der Oberhofprediger hinzu, indem er ſeine Hände über dem Haupt des Königs ausbreitete — „Der Herr ſegne und behüte Ew. Majeſtät: er laſſe ſein Angeſicht leuchten über Ihnen und ſei Ihnen gnädig, er erhebe ſein Angeſicht auf Sie und gebe Ihnen ewigen Frieden.“ *)

*) Auf Carl's Todtenbette wirkte Wallin Gnade für die gefangenen Liefländer aus, die an demſelben Tage auf freien Fuß geſtellt wurden, an welchem der König ſtarb.

Bei ruhiger Gemüthsverfaſſung, die an ihrem Theile beitrug die Schmerzen zu lindern, glimmte nach dem Empfange des heiligen Abendmahls hier und da ein Hoffnungsfunke auf für Carl's Wiedergeneſung. Carl wandte dieſe Stunden dazu an, um für jeden Fall ſein Haus zu beſtellen und an ſein Reich und für ſeinen Sohn zu denken. Er beſtätigte ſein vier Jahre vorher errichtetes Teſtament, traf weitere Beſtimmung über die Regierung des Reichs während der Minderjährigkeit ſeines Sohnes und befahl noch einmal ausdrücklich, daß ſein Leichnam nach dem Tode geöffnet und unterſucht werden ſollte, damit man den eigentlichen Grund ſeines raſchen Hinſcheidens entdeckte, falls letzteres der Ausgang ſeiner Krankheit ſein werde. Unzweideutig zeigte ſich bald, daß dieſer nur der Tod ſein werde.

„Ein Regent muß wiſſen, wann ſein Ende naht“ — meinte Urban Hjärne — „und unſere Pfalz-Zweibrücken'ſchen Könige, ebenſo wie ihre Vorgänger vom Waſa-Stamme, haben ſich auf dem Schlachtfelde daran gewöhnt, dem Tode furchtlos in's Antlitz zu ſchauen. Deshalb erheiſcht unſere Pflicht, ohne Umſchweife dem Könige zu ſagen, wonach er ſich zu richten hat.“

Die anderen Aerzte ſcheuten ſich vor einer ſo peinlichen Obliegenheit. Hjärne unterzog ſich ihr deshalb auf eigene Hand mit derjenigen Beſtimmtheit, wie die dringenden Umſtände ſie erheiſchten und geſtatteten.

Mit Geiſtesſtärke und ergeben, nahm Carl in der Woche, welche der heiligen vorherging, die Todesbotſchaft entgegen. Die ganze Charwoche hindurch wurde

in seinem Schlafgemach gepredigt. Am grünen Donnerstag hielt er selbst seine Auflösung für nahe bevorstehend und ließ deshalb seine Mutter, die verwittwete Königin, so wie seine drei Kinder, den Kronprinzen und die Prinzessinnen Hedwig, Sophia und Ulrica Eleonora vor sein Bett kommen. Er nahm von ihnen den zärtlichsten und rührendsten Abschied, dankte und segnete Hedwig Eleonora für ihre mütterliche Gesinnung und die große Sorgfalt, die sie ihm von der Stunde seiner Geburt bis zu seiner letzten erwiesen, pries ihre Güte vor Gott und Menschen, bat sie um Verzeihung, wo er in seinen jüngeren Jahren gegen sie gefehlt, endlich empfahl er ihrer ferneren treuen Obhut seine Kinder, sein Volk und das Land. Den Kronprinzen ermahnte er vor Allem zur Gottesfurcht und Tugend und warnte ihn, sich ausschließlich weltlichen Dingen zuzuwenden.

Die sechzigjährige Mutter des Sterbenden, so wie seine sechszehn- und seine neunjährige Tochter zerflossen in Thränen.

Das frühzeitige Ableben dieses Königs während der ersten Jünglingsjahre seines einzigen Sohns hatte verhindert, daß die in erblichen Staaten zwischen dem Regenten und dem Nachfolger gewöhnliche Eifersucht aufkeimte, Wurzel schlug und zu einer Scheidemauer zwischen Beider Herzen erwuchs. Ein Band inniger Liebe ohne Nebenberechnungen verknüpfte sie und mit gegenseitigem ungeheuchelten Kummer sahen Beide wie dieses Band nun zerrissen wurde.

Am Tage darauf, am Charfreitage, ließ der König

zuerſt die geſammten königlichen Räthe, dann ſeine nächſten Diener, einen nach dem andern vor ſich kommen. Allen dankte er für ihre Treue und ihren bewieſenen Dienſteifer, reichte ihnen ſeine matte Hand und nahm in den beweglichſten Worten von ihnen Abſchied. Es war ein Auftritt, geſchaffen dem Felſen Thränen zu erpreſſen und ſo verhärtet war kein Gemüth, daß es nicht in Theilnahme und Trauer ſich auflöſ'te bei dem Anblicke des großen Königs, der ſchon mit dem Fuße im Grabe die Schmerzensqualen beherrſchte und eben ſo gefaßt wie rührend jedem der Umſtehenden einzeln Lebewohl ſagte. Nachdem dieſer erſchütternde und für die fliehenden Lebensgeiſter ermüdende Abſchied vorüber, brachte Carl den Reſt des heiligen Tags mit Andachtsübungen zu.

Eine Nacht unter zerreißenden Schmerzen folgte. Früh am Morgen vor Oſtern ließ der König zu dem Staatsſekretär Piper ſenden.

Kaum hatte dieſer zu hoffen gewagt, daß der König noch lebe, um ſo erſtaunter war er, daß Carl in den Händen des Todes noch ſeine Gedanken für Regierungsgeſchäfte zu ſammeln vermochte. Hals über Kopf eilte Piper zu ſeinem ſterbenden Beſchützer.

Carl winkte ihn an das Lager heran und ſagte: „Gott hat mir vergönnt, einige Stunden länger zu leben, als man geglaubt, um Ihnen und durch Sie meinem Sohn und dem Reich nützlich werden zu können. Ich erwarte in jedem Augenblick meines Sohns und meiner Frau Mutter Ankunft, dann werde ich mich näher erklären, was ich meine.“

Nicht lange ließen die verwittwete Königin und der Kronprinz auf ſich warten. Als ſie hinter dem Bettſchirm traten, zog ſich Piper ehrfurchtsvoll einige Schritte zurück, der König aber winkte ihm mit der Hand, an dem Bette ſtehen zu bleiben.

„Ihr ſeht hier“ — nahm nun Carl mit matter Stimme und indem er zuweilen einhielt, um Athem zu ſchöpfen, das Wort — „einen lebenden Beweis (er zeigte dabei auf Piper) der Unſicherheit menſchlicher Berechnungen ... Ich war geſonnen für das Glück dieſes Mannes Sorge zu tragen ... bitter bereue ich jetzt ... dies nicht raſcher gethan zu haben ... aber ich wünſche und binde es als meinen letzten Willen auf Euer Gewiſſen ... daß Sie, meine Frau Mutter, und Du, mein Sohn, nach meinem Tode ausführen ... was ich ſelbſt nicht vollbrachte.“

„Ich gelobe es, ſo weit ich dazu im Stande bin“ — verſetzte Hedwig Eleonora, indem ſie Piper ihre Hand zum Kuſſe reichte.

„Auch ich“ — fügte lebhaft und entſchieden der Kronprinz hinzu.

„Ich danke Euch, meine theure Mutter, mein geliebter Sohn“ — fuhr der König fort — „nicht allein um meinet- und ſeinetwegen, ſondern in gleich hohem Maaße um Euret- und des Landes willen ... Er iſt ein brauchbarer und thätiger Geſchäftsmann, auf den Du Dich verlaſſen kannſt, mein Sohn! ... ich machte ihn zum Vertrauten meiner Pläne ... Deshalb müſſen auch Sie, Piper, vor Gott und Ihrer Obrigkeit hier

geloben ... nur meiner Frau Mutter ... der Regentin ... und meinem Nachfolger zu offenbaren, was Sie wissen, daß ich im Sinn hatte ... in Betreff der Anstellung dieses und jenes Beamten ... geben Sie mir darauf Ihre Hand!"

Als Piper sich näherte, um dem König die Hand zu reichen, ließ Carl im Bette sich aufrichten und umarmte Piper bewegt und mit zitternden Armen

Während dies geschah, erschien Tessin, der in der Krankheit des Königs die Erlaubniß hatte, unangemeldet in das Schlafgemach zu treten. So eben kam Hjärne, nachdem er behülflich gewesen war den König im Bette aufzurichten, hinter dem Schirme hervor. "Wie steht es?" fragte ihn Tessin.

"Se. Majestät ist im Begriff den Grafenbrief und die Bestallung als königlicher Rath für Piper zu unterzeichnen," erwiederte Hjärne spöttisch.

Tessin stutzte. Dann sagte er: "Daß diese wohlverdienten Auszeichnungen früher oder später ihm widerfahren würden, habe ich lange erwartet, aber in diesem Augenblicke, muß ich gestehen, überraschen sie mich. Aber Gott sei gedankt, daß Se. Majestät im Stande ist, die Feder zu führen."

"Das habe ich nicht gesagt" — versetzte Hjärne — "Du legst, wie ich sehe, meine Worte zu sehr nach dem Buchstaben aus. Der König hat bei dieser Gelegenheit weder geschrieben, noch zu schreiben nöthig gehabt, weder seinen Vertrauten mit einer bestimmten höheren Würde beliehen, noch zu beleihen gedurft; aber

in Gegenwart der verwittweten Königin und des Kronprinzen hat er Piper an ſein Herz gedrückt und laut ihm ein Dienſtzeugniß ertheilt, welches nach meinen Begriffen ebenſoviel iſt, als wenn er Namen und Siegel unter ein Patent für die vorhin gedachten Würden gefügt hätte.«

Sechzehntes Kapitel.

Am zweiten Oſtertage ließ der König auf's Neue den Oberhofprediger zu ſich berufen. „Ich fühle“ — äußerte Carl mit matter Stimme zu ihm — „daß mein Ende mit raſchen Schritten ſich naht. Noch einmal wünſche ich der Gnadenmittel theilhaftig zu werden und dann verlaſſen Sie mich nicht früher, als mein Leben erloſchen iſt.“

„Gewiſſenhaft werde ich dieſe heilige, obgleich ſchmerzliche Pflicht erfüllen,“ antwortete Wallin.

Und die Vorbereitungen zu dem feierlichen Acte wurden getroffen.

Zuerſt hielt der Prälat eine kurze, doch erbauliche Predigt über das Evangelium des Tags, welche Carl aufmerkſam und andächtig anhörte.

Dann reichte ihm Wallin das Sacrament und der ſterbende Monarch empfing dies nicht im Bett, ſondern ſtehend auf dem Fußboden mit matten und zitternden Knieen, mit der innigſten Erbauung. Mit laut

erhobener Stimme las Carl selbst das Sündenbekenntniß und mehrere Gebete; und erst als der Gottesdienst beendet war, bestieg er wieder sein Lager. Der Oberhofprediger Wallin ließ sich auf einem Stuhl dicht am Bette nieder, legte die rechte Hand auf die Brust des Königs, der sein Haupt gegen Wallin's linken Arm lehnte. Auf der anderen Seite neben dem Kopfkissen des Königs saß Archiater Hjärne. Seine scharfen, düsteren Blicke waren ausschließlich auf den Sterbenden gerichtet, und sahen nur mitunter rasch und verstohlen nach der goldenen Taschenuhr, die er in der einen Hand hielt. Von Zeit zu Zeit befühlte er den ungleichen, immer matter werdenden Puls und fuhr mit der freien Hand flüchtig über die Stirne des Königs, aus der kalter Schweiß zu tröpfeln begann. Auf der einen Seite zu den Füßen des Königs saß der Kammerherr Baron Gustav Cronhjelm (später Reichsrath und Graf), auf der anderen, diesem gegenüber, der Arzt Ziervogel. Schmerzen und Angst ließen Carl nicht immer still liegen; zuweilen warf er sich quer über das Bett und rief: „ich sage Euch, der Tod ist bitter.“

Unter entsetzlichen Qualen schritten der Tag und der König ihrem Ende zu. Minuten und Pulsschläge wetteiferten in Langsamkeit. Gegen Abend fragte der König, im Todeskampfe stöhnend: „wie lange soll ich so hier noch ausstehen?“

„In zwei Stunden hat Jesus Erlösung gewährt“, erwiederte Hjärne tief gerührt im Anblicke der unaussprechlichen Qualen, die er zu lindern nicht vermochte.

Die Seelenkräfte verließen Carl nicht eher als mit dem letzten Hauche, ebenso wenig sein Wohlwollen gegen seine Günstlinge und seine Kälte gegen diejenigen, welche an eine andere Grenze seiner Macht als das Leben erinnerten. An einer Oeffnung des Schirms um sein Lager wurde er den Stallmeister Hård gewahr, welcher vorkuckte, um noch einmal seinen gnädigen Beschützer und erhabenen Genossen zu sehen. Der König winkte ihn zu sich heran und reichte ihm die Hand mit den Worten: „Leb wohl, Gustav Hård ... Dank für jeden Tag, den wir zusammen verbrachten ... Gott lasse uns einander wiederfinden in seinem Reiche!“

Und damit drückte er das Haupt des laut schluchzenden Stallmeisters an seine Brust.

Die Nachricht von dieser unvorbereiteten Audienz spät am Abende am Krankenbette, war kaum in den Saal gelangt, wo die königlichen Räthe, sich gegenseitig ablösend, schon seit dem Anfange der heiligen Woche in Erwartung des Ausgangs, den die Krankheit des Königs nehmen werde, sich aufhielten, als sie es für ihre Schuldigkeit hielten, je einige in dem Schlafgemache des Königs zu erscheinen. Der Reichsmarschall Stenbock und der Kanzleipräsident Oxenstjerna waren die ersten, welche dem Schirm sich nahten; kaum aber zeigten sie sich dort, als der König eine abweisende Gebehrde mit der Hand machte und leise äußerte, daß er die übrigen Augenblicke seines Lebens in Ruhe zubringen wolle.

— — — Die letzte Stunde schlug. Carl seufzte teif, und mit diesem Seufzer floh das Leben aus der

abgezehrten Hülle. Das erbleichende Haupt sank herab auf den Arm des Oberhofpredigers und mit dem lauten Gebet: „Der Herr Jesus nehme Deinen Geist auf“ drückte Wallin der königlichen Leiche die Augen zu.

„Die Uhr ist zehn Minuten auf Zehn und wir schreiben heut den 5. April“ sagte feierlich ernst Hjärne, und steckte die Uhr ein.

Dann zu Wallin sich wendend, fügte er hinzu: „Einer von uns muß Ihre Excellenzen benachrichtigen, daß der Landesvater zu seinen Vätern versammelt ist. Ich habe noch mit dem Körper zu thun, das Amt des Seelsorgers aber hat aufgehört, sobald die Seele entflohen ist.“

„Ich weiß das und werde die Todesbotschaft überbringen“, erwiederte Wallin und entfernte sich.

Die königlichen Räthe waren in lebhaftem Gespräch über die bevorstehende traurige Catastrophe und deren wahrscheinliche Folgen, als der Oberhofprediger in den Saal trat. Der königliche Rath Graf Dietrich Wrangel bemerkte ihn zuerst und eilte ihm mit der Frage entgegen: „Wie steht es jetzt darinnen?“

„Der große König hat so eben vollendet“, antwortete mit gerührter Stimme Wallin.

Allgemeiner Aufstand im Rathssaale. Die sämmtlichen Senatoren eilten in das königliche Schlafgemach, und betrachteten zumeist mit blutendem Herzen den leblosen Leichnam des Alleinherrschers.

Von der Leiche Carl's XI begab ſich der Reichsmarſchall zur verwittweten Königin, um dieſe von dem Todesfalle in Kenntniß zu ſetzen. Hjärne und Wallin begleiteten ihn, damit ſie zur Hand wären, falls leibliche Hülfe oder geiſtlicher Troſt ſich erforderlich zeigten.

Hedwig Eleonora war vor Kummer und Krämpfen bettlägerig von dem Augenblicke an, wo jener feierliche Abſchied an dem Krankenbette des Königs, ihres Sohns, ihr Gemüth ſo gewaltig erſchüttert hatte, daß ihr eigenes Leben in Gefahr gerieth. Sie wußte, daß nichts mehr zu hoffen war — dennoch ſank ſie in Ohnmacht, als jene traurige Zeitung ihr verkündigt wurde. Nachdem Hjärne ihr die Ader geöffnet, erholte ſie ſich allmählig. Im Namen der Religion ermahnte Wallin ſie, nicht zu verzweifeln, und nachdem ſie zu einiger Beſinnung gekommen, hatte der Reichsmarſchall einen weiteren Troſtgrund bereit in der bekannten letztwilligen Beſtimmung des Königs, wonach die verwittwete Königin noch einmal den Vorſitz in einer vormundſchaftlichen Regierung führen ſollte.

Hedwig Sophie war das einzige der Kinder des Königs, auf welches das Hinſcheiden des Vaters einen faſt eben ſo tiefen und ſchmerzlichen Eindruck machte wie auf die Großmutter. Ströme von Thränen bedeckten die Wangen der jungen Prinzeß, krampfhafte Seufzer hoben ihre Bruſt. In dieſer fand ſich mehr die Weichheit ihres mütterlichen, des Oldenburgiſchen Geſchlechts, wogegen Carl's Gemüth von Pfalz-Zweibrücken'ſchem Granit war. Ulrica Eleonora beſaß

die ſcharfe Kälte ihrer Großmutter, obſchon ſie wenig von dieſer geliebt wurde.

Der erſte Gedanke der Prinzeſſin Hedwig, nachdem ſie ſich geſammelt, war, die Leiche des Vaters zu ſehn. Carl ſtimmte damit aus Gefühl und die kleine Ulrica aus kindlicher Neugierde überein. Die verwittwete Königin hörte ihr Geſpräch und äußerte:

„Wenn meine Kräfte es geſtatten, ſo will ich Euch morgen Geſellſchaft leiſten. Gemeinſchaftlich wollen wir dann betrachten und beweinen die theueren Ueberreſte der Stütze, die wir verloren haben.“

„Ich kann es weder für räthlich erachten, daß Ew. Majeſtät ſich der Aufregung eines ſo erſchütternden Auftritts ausſetzen“ — wandte Archiater Hjärne ein, welcher ſich noch in dem Zimmer von Hedwig Eleonora befand — „noch iſt jener Plan Morgen ausführbar, denn nach der ausdrücklichen Beſtimmung ſeiner Hochſeeligen Majeſtät muß dann die königliche Leiche geöffnet werden.“

„Wohlan, ſo begeben wir uns ſogleich dahin, meine Schweſtern“ — rief Carl entſchloſſen aus. — „Folgt mir!“

„Ex ungue leonem“ murmelte Hjärne vor ſich hin, während ſeine Augen den Hinausgehenden folgten, welche zu dem Schlafgemache Carl's ſich verfügten.

Dort fanden die Letzteren den Staatsſecretair Piper, beſchäftigt damit, die Behältniſſe des Königs zu verſiegeln. Ehrfurchtsvoll grüßte derſelbe, ſetzte aber dann ſein Vorhaben fort.

Der junge Carl ſchien überraſcht. „Was machen Sie da?“ fragte er ernſt, doch nicht unfreundlich.

„Ich bewahre für Ew. Majeſtät“ — der gereifte Staatsmann legte Gewicht auf die Titulatur — „die Erläuterungen, welche dero Hochſeeliger Herr Vater nur für ſeinen hohen Nachfolger beſtimmt hatte und die ſonſt unvermerkt veruntreut werden könnten; unterthänigſt bitte ich um gnädigen Befehl, nur in Ew. Majeſtät eigener hoher Gegenwart die Siegel brechen zu dürfen.“

„Wohl! dazu gebe ich ſehr gern meine Einwilligung,“ antwortete Carl; dann wandte er ſich von Piper ab und nahte mit ſeinen Schweſtern ſich dem Lager, auf welchem der lebloſe Körper ſeines Vaters ruhte.

In demſelben Augenblicke trat der Oberhofprediger ein, ein aufgeſchlagenes Gebetbuch in der Hand haltend. Ein ehrfurchtgebietender Ausdruck der Erbauung beſtrahlte ſein Antlitz und ſeine ganze Haltung ſtimmte zur Andacht. Als er hinter den Schirm trat, knieten Carl und die Prinzeſſinnen an der Leiche nieder, lehnten ihr Haupt an die kalte Stirne und die kalten Hände derſelben und alle übrigen im Zimmer Anweſenden, hielten in ihrer Beſchäftigung ein und falteten die Hände zum Gebet. Mit lauter Stimme betete Wallin über dem Todten und ſchloß damit, daß er den Verſammelten den Seegen ertheilte.

Nur der lebloſe Gegenſtand der tiefen Rührung, welche Alle durchdrang, blieb kalt während dieſes herzzerreißenden Auftritts.

Was dabei jedoch zuvörderſt Aufmerkſamkeit verdiente und dieſe auch bei dem klugen Staatsmanne Piper

ungetheilt und ausschließlich fand, war die fromme Stimmung des jungen Fürsten und die zähmende Gewalt, welche des Prälaten Gebet über dessen sonst unbändigen, fast an Wildheit grenzenden Sinn ausübte.

Nach geschlossenem Gebete entfernte sich der Oberhofprediger, Carl und die Prinzessinnen kehrten nach ihren Gemächern zurück und Piper beendigte sein Geschäft. Die Aerzte Hain und Emrich aber nahmen Platz neben dem Sterbebette, um die Nacht über bei der königlichen Leiche zu wachen.

Am folgenden Tage wurde, wie Carl bei seinen Lebzeiten selbst angeordnet hatte, die Leiche von dem Archiater Hjärne, Doctor Ziervogel und den beiden vorhin genannten Aerzten geöffnet. Gegenwärtig dabei waren die beiden königlichen Räthe Hans und Axel Wachtmeister. Als Ursache des Todes ergab sich eine Menge unnatürlicher Verhärtungen, Gewächse und scharfer Flüssigkeiten im Magen und in den Eingeweiden.

Siebzehntes Kapitel.

Nächſt ſeinen eigenen großen Naturanlagen hatte Teſſin dem wirkſamen Fürworte Lindſchöld's für ſein Aufſteigen zu danken, und unter ſeinen vielen vortrefflichen Eigenſchaften war Erkenntlichkeit nicht die geringſte. Er ſuchte deshalb auch dem Schwager Lindſchöld's, dem Aſſeſſor Cronſtröm, ſich nützlich zu erweiſen, welcher ſchon mehrere Jahre agent avoué des ſchwediſchen Hofs in Paris geweſen war, — auch während der Zeit, wo Schweden ordentliche und außerordentliche Geſandte an dem Hofe in Verſailles gehabt hatte — und endlich und bis zu ſeinem Tode anerkannter Envoyé bei dem letzteren blieb. Teſſin's Bemühungen für dieſen Cronſtröm gingen weit zurück. Einige Beiſpiele aus den letzten Lebensjahren Carl's XI mögen hier angeführt werden.

In einem Briefe Teſſin's an Cronſtröm vom 6. Juni 1694 kommt folgende Stelle vor:

— — »allors je ne manqueraij de trouver l'occasion de montrer â sa Majestè ce que vostre lettre contient en suedois. Mad:me la Comtesse Oxenstiern vous faites faire mille compliments sur le chapitre de sa françoise, ell' a prise la lettre en question qu'elle a montr'è M:r le Comte d'Oxenstiern, et la dessus on a fait beaucoup de contestations de sa bienviellance, et bien loin de n'avoir jamais eu les moindres pensées â vous nuire, il s'offre â tout ce que sera dans son pouvoir, affin que la suite vous puisse confirmer le contraire, de ce que la medisance a pû forger — — M:r Piper me disoit la vielle de son depart, que le Roy lui avoit parlè sur vostre suject, en disent, qu'il faut qu'il soit un joly homme, puisque tout ce qui vient de Paris generalement en dit du bien. — —

Ein Brief vom 25. Mai 1696 iſt faſt ausſchließlich Cronſtröm's Intereſſen gewidmet. Es heißt darin unter anderm:

»Il y a quelques jours que Sa Maj:tè le Roy m'ordonna de vous remettre la cy incluse de 2240 escus de France et quoy que cette gratification n'est pas de toutte la consequence que je la souhaitterois, neant moins il faut compter, qu'elle s'est faite de la meilleure grace du monde, car 1:o le Roy en a fixè la somme luy mesme presque sans qu'aucun autre l'aye projectè, ce que ne se fait pas souvent dans ce pays icy. 2:o Je l'ay tellement occupé pendant quèlque temps avec divers models et ouvrages de nos François, que Sa Maj:tè par propre mouvement l'a mis sur le tapis, 3:o Comme M:r le Comte Wrede estoit seulement present

avec moij chez le Roy, lors que se fut determinè Sa Maj:tè ordonna à Mr. le Comte Wrede de se faire donner un billet de Banque, qui au lieu de mille ducats en or devoit contenir 2100 Escus, ce que se fit le mesme soir, lors que Sa Maj:tè me le donna pour vous le remettre par le billet de change qui suit. 4:o Quand le Roy veut prevenir l'emposture des envieux il donne toujours le present en billet de Banque, affin que personne ne scache qui le recoit, et affin que de malintentionnès ne puissent rien briguer contre ceux que Sa Maj:tè veut distinguer par leur vertu et merites. 5:o Quoy M:r le Comte Wrede et M:r Piper sont fort de vos amys et ayent toujours donnès les meilleures impressions du monde, neant moins M:r le Comte Wrede en ceçy n'a fait que presque simplement suivre les ordres, et M:r Piper n'y estoit pas present, de sorte que cett' indifference faira all' avenir les meilleurs effects du monde, ce que la suite faira bien connoistre. 6:o Il faut compter que la première entrèe dans ce pays icy est plus difficile que dans aucun endroit du monde, particulierement lors si je le dois dire, que la medisance a deja forgè de certaines impressions qui demande du temps pour estre insensiblement deracinèes. — — Aussy touttes ces raisons alleguèes vous doivent persuader, Monsieur, que cecij ne doit estre pris que pour un prelude de l'avenir, ou il faut aussi considerer que nos climats sont un peu plus contrairs aux gros presents, que celluy que vous respirez.«

Keiner verſtand es beſſer als Teſſin, Zeit und Weiſe für eine Angelegenheit abzupaſſen, um ſie ange-

nehm zu machen und ihr Erfolg zu verſchaffen. Hören wir ihn ſelbſt in einem Briefe an Cronſtröm vom 9. October 1696.

— — »Comme le Roy m'avoit ordonnè de faire faire des etuys des pistolets pour accompagner cett' housse brodèe, dont j'ay parlè dans mes precedentes, outre un' autre pareille que j'aij eu l'ordre de faire pour Son Altesse Royale, j'ay eu d'assez bonnes raisons pour traisner de laivrer jusques à la recette de vostre derniere, et comme j'ay eu vostre eclarcissement et que j'ay trouvè l'occasion si favorable pour presenter les pistolets de vostre part, j'ay crû de ne la point devoir negliger. Ce fust jeudy passè que je me trouvois auprez de Sa Maj:tè lors qu'il n'y avoit que S. A. Royalle seule dans la chambre, mesme que le verrou fust tirè devant la porte, et comme je ne craignois point d'estre interrompû, et que le Roy ce jour là estoit d'un tres bon humeur, je commencois par luy montrer les desseins du carosse de M:r Berain et à les expliquer selon vos lettres, dont Sa Maj:tè fut en touttes sortes de manieres tres satisfaite, ou l'on n'a pas manquè d'estaler les soins et les empressements que vous marquez en tout ou il s'agit de son service. Aprez je montrois la liste des statues, et la prix de ce que l'on souhaittoit de faire venir pour le carrosse en question, et tout fut fort approuvé et d'abord consenty. Aprez cela je produisois quelques equipages que j'avois fait faire pour ses chevaux de manege qui furent fort propres, et à la fin ces housses brodèes ou les pistolets estoient cachès dessous, et comme le Roy s'en appecreut, il me demandat ce que c'estoit? sur quoy je reppliquois, qu'on me

les avoit envoyès de Paris, en luy montrant les armes, les trois couronnes, le chiffre et les attributs, qui pouvoient faire remarquer qu'ils estoient faits à dessein pour luy, le Roy en les contemplant les louast fort, et je ne manquois pas de faire assez connoistre que la properté de leur travail surpassoit le prix de ceux qui pourroient paroistre bien plus riches, et que celluy qui les avoit fait faire estoit assez instruit, que le goust de Sa Maj:tè donnoit plutot dans la simplicitè et l'entente de la chose que dans une richesse excessive, particulierement là ou cela n'estoit point requise. Le Roy me disoit: »ils sont extremement propres et bien travaillès; c'est sans doutte Cronström qui les a fait faire et combien en a t'il payè?« La dessus je respondois, que vous me les aviez envoyé dans le dessein d'estre presentès à Sa Maj:tè si j'y trouvois du jour, et quoy que vous apprehendrez fort que l'hardiesse de presenter une pareille bagatelle ne fut mal interpretèe, neantmoins que vous m'aviez marquè, que rien au monde ne vous rejouiroit plus que si Sa Maj:tè les voulût aggréer comm'une des moindres marques du zele et de l'attachement que vous fairiez connoistre en tout ou l'on s'aggreeroit de vous employer. Le Roy m'ordonnast donc de vous en remercier, en me disant, »qu'il faudra trouver l'occasion a luy faire quelque plaisir à nostre tour,« je respondais, que j'osois bien garantir, qu'il n'y avoit rien au monde, qui le tient plus au coeur, que le service de Sa Maj:tè Voyla comme cela se finist, et de la maniere comme vous estes quit de vos pistolets, je suis bien sûr que l'occasion n'a pû estre plus favorable pour faire vostre

cour, mais si par la j'ay fait la mienne auprez de vous, en ne produisent que des sujects qui vous ont à charge c'est ce que j'ignore, cependant j'espere que la suite produira des bons effects, et ce qui m'a d'autant plus persuadè de les presenter de vostre part c'a estè que peu devant la nouvelle arrivast de l'abjuration que le Prince Gustave avoit fait à Rome de sa religion*), ce que le Roy mesme me disoit, de sorte qu'aprez cela je ne me serays pas facilement chargè de les presenter de sa part. Les Princesses ses soeurs reviennent de l'Allemagne, et entre nous dit, l'aisnée est deja comme promise avec le Grand Gouverneur de la ville**): Le Prince Adolphe se trouve icy, et vous aurez la bontè de vous consulter vous mesme, ce que vous voulez qu'on fasse de ses pistolets dont le Prince Gustave vous vous a encore chargè.«

Kaum hatte Teſſin's und Cronſtröm's gemeinſamer Beſchützer, Carl XI, die Augen geſchloſſen, als Teſſin in einem Briefe, deſſen von ſeiner Hand geſchriebenes Concept vor uns liegt, Cronſtröm eine Ueberſicht gab über die damalige Lage der Dinge, die klarer und anſchaulicher iſt, als eine mehr als ein Jahr-

*) Guſtav Samuel, Sohn des Herzogs Adolph Johann und ſeiner Gemahlin, der Gräfin Elſa Eliſabeth Brahe, geb. 1670, wurde Katholik und nahm nach Carls XII Tod 1718 das Herzogthum Pfalz-Zweibrücken in Beſitz.

**) Die Pfalzgräfin Catharina (Couſine Carl's XI) vermählte ſich 1696 mit dem königl. Rath und Oberſtatthalter Grafen Chriſtoph Gyllenſtjerna.

hundert ſpätere künſtliche Beſchreibung es vermöchte. Dieſer Brief, wie die übrigen mit diplomatiſcher Genauigkeit wiedergegeben, lautet folgendermaaßen:

»Stockholm ce 7:e d'Avril 1697.

Monsieur.

Depuis trois semaines j'aij tremblè chaque fois que j'aij voulû mettre la main à la plume pour vous escrire, et cela a estè dans lapprehensiõn de vous allarmer de mauvaises nouvelles, qui m'en avoit detournè jusques au moment que le coup fatal qui depuis sept semaines nous a menacè tous succeda avanthier, lors qu'un peu devant les dix heures du soir nostr' Auguste Roij par la providence de Dieu resigna ce monde icij. Je ne m'aurois pas çrû assez malheureux de respirer le jour, qu'il auroit falla vous donner une aussi funeste nouvelle, dont toutte l'Europe sera touchée: Car il faut avouer que dans les conjunctures presentes cette perte commune paroist plus irreparable que jamais, tant pour la gloire du Roijaume que pour la félicité de tous ses sujects, dont je suis un de moindres, mais qui en partage peut estre autand que qui ce soit. Je scays que vous y serez mesme plus sensible que je ne voudrois, mais encore en seriez vous bien plus desolè si touttes les vertues d'un aussij Grand Prince, qui estoit si Maistre de ses passions vous eussent données de si fortes impressions dans l'idèe, comm' à ceux qui ont jouis des graces de le voir continuellement, ce qui m'accable encore dans tout ce malheur, est, que nous avons estè privès de notre bon Roij, dans le temps qu'on se flattoit de vous attirer les marques, les plus evidentes de

ces graces, mais l'homme propose et Dieu dispose. Quoij que le funeste coup de se voir privè d'un aussi benigne Roij ne scauroit que desoler tous ses sujects, neant moins il faut s'assujettir à la volonté de Dieu, par la quelle voije l'on ne doit jamais dans ses malheurs désesperer d'une heureuse resource.

Comme la memoire m'en est encore trop freche, et que je me vois accablè de mille choses et particulierement pour le Mausolè que l'on doit faire dans la nouvelle Chapelle du Chatteau ou le corps sera exposé jusques à la veille de l'enterrement ainsij il faudra differrer le reste pour un' autre fois. Je vous diraijs seulement que hier au matin dans la chambre de la Reine Mere (qui se trouve all' heur qu'il est encore bien indisposè) le Testament fut ouvert en presance de Son Altesse Roijalle et du Senat entier, lequel estoit escrit de la propre main de feû nostre Roij ou sa derniere volontè decide que la Reine dorenavant assistera, au Senat comme dans sa minoritè, y ayant deux voix, et pour tuteurs y ont estès nommès ceux qui suivent, mais sans aucun autre titre de Regence. 1. M:r le Comte Oxenstern presidera enticrement à la Chancellerie tant pour les affaires du paijs que pour le dehors. 2. M:r le Comte Christoffer Güllenstern aura direction touschant la milice, et comm' il y a un Conseiller du Roij qui manque dans le nombre l'on choisira un President pour le Conseil de la guerre le quel sera apparament le Lieutenant-General Nils Güldenstern. 3. M:r le Comte Wrede aura l'inspection de l'Admirantè puisque l'Admiral-General Wachtmeister ne scauroit estr'eloignè de

Carlscrone. 4. Le Comte Wallenstedt sera pour la Chambre de comptes, et 5. le Comte Güllenstolpe pour la justice: et au Parlement et â la Chambre des comptes il y aura d'autres Presidents qui ne sont pas encore nommès. Ce changement dans le Gouvernement vous surprendera sans doutte particulierement touchant M:r le Compte Wrede et le Compte Wallenstedt, mais les plus penetrants soustiennent cette choix extremement fine, ou personne auparavant n'auroit jamais pû penetrer la moindre chose. Comme la Regeance autre fois s'est donnèe certaines licences, qu'on a trouvè necessaires d'estre supprimèes, aucun tuteur ne doit plus estre President, affin que l'un tienne l'autre en bride, mais comm'un President ne scauroit disposer de la moindre chose sans le consentement des tuteurs, ainsij il faut point croire que ce changement soit prejudicieux au Compte Wrede puisque il n'y a d'autre difference qu'entre donner et recevoir les ordres. Son Altesso Royalle est deja traittè en Roy et tout luy donne deja le titre de »Majestè,« il assistera au Senat, pour recevoir d'autant plus de lumiere dans les affaires, avant que de prendre la regeance, ce que sera sans doutte dans deux ans d'icy. Aujourdhuy il sera decidè s'il soussignera ou non; la Diete sera bientot publicè, et six mois se consumeront bien avant que l'enterrement se fasse. Au reste vous comprenderez les particularités de la maladie de feu nostre Roy par la cy incluse, que M:r Hjärne, premier Medicin du Roy, m'a fort instamment priè de vous recommander, puisque l'interret de toutte la maison Royalle y partage.

Il faut avouer que ce changement attirera bien de suite, cependant je me promets avec l'aide de Dieu que, si nous gardons la paix nos affaires iront de mesme, c'est de quoy j'ay asseuré tous nos ouvriers François puisque le Roy mesme et les cinq tuteurs surnommes m'en ont donnès touttes les assuerences, et ce qui est assez remarquable, est que feu nostre Roy le mesme jour qu'il mourût, aprez avoir communiè le matin, soussigna à quattre heures l'apprez disnè trois ordre pour moy, qui me servent de decharge en touttes les choses ou je n'avois point d'ordre par escrit par avance, ou les gages pour nostre fondeur et mouleur sont comprises dont la change de 410 Escus sera remise au premier ordinaire pour servir a ce qu'il avoient esté destinès du commencement.

J'ay oublié de vous faire remarquer que la deference d'estre tuteur et rester President dans la Chancellerie n'est accordée qu'au Comte Oxenstern, marque d'une distinction particuliere pour ses merites: J'espere que l'un et l'autre sera plus en estat de vous estr' util que jamais. Parmy les cinq seigneurs que j'ay cités je puis compter sur les premiers quattre, et j'espere que le dernier ne me voudra point nuire, scachant que je m'attache qu'a ce qui peut s'estendre à la gloire de la patrie.

Nostre jeun Roy paroit fort porté pour les sciences, et je me trompe fort s'il ne donnera dans le goust de la magnificence, en peu des années ses nopces et d'autres sujects de divertissements pourront aussy fournir quelque suject d'aggréement.

Au reste il faut remettre pour un'autre fois a vous respondre á vos amples lettres du No. 40 et 41 dont il vous a plu de m'honorer et je vous prie de compter entierement que je ne cesserays jamais de cooperer dans tout, ce qui me sera possible all'agréement qui vous auroit esté dù dès longtemps *). Dieu vous conserve, et je suis plus passionnement que jamais

Monsieur

Vostre tres humble et très obéissant Serviteur.

N. Tessin.

P. S. Les dernieres nouvelles du vaisseau St. Anne estoient, qu'il se trouvoit alors á Marstrand. — Des que je saurois l'accord avec M:r Demaux l'argent vous sera remboursè, mais pour le graveur il vaudra mieux de remettre la partie pour un autre temps: en attendant il n'y a qu'a continuer avec la tapisserie des actions du feu nostre Roy et de mesme avec les statues, puisque l'on m'a assuré que feu le Roy a ordonnè severement que l'on ne doit point negliger de poursuivre touttes ses entreprises.«

Noch mehr treten Teſſin's eifrige Bemühungen für das Beſte des Schwagers ſeines verſtorbenen Gönners in dem nachfolgenden Briefe hervor. Dieſer verdient hier um ſo mehr einen Platz, als er theils Zeugniß giebt von Teſſin's feſtem Willen, der ſich von keinen Widerwärtigkeiten und Schwierigkeiten überflügeln ließ, theils

*) Bezieht ſich auf Cronſtröm's Wunſch, als ſchwediſcher Miniſter in Paris accreditirt zu werden.

eine Schilderung des unglücklichen Ereigniſſes enthält, welches ſowohl das alte wie das begonnene neue Schloß zerſtörte, eine Schilderung, die um ſo größere Theilnahme erweckt, als ſie von dem Baumeiſter ſelbſt herrührt. Teſſin ſchrieb:

Stockholm ce 12:e de May 1697.

Monsieur,

Ces jours passès je m'estois flatté de vous dire aujourdui bien des choses, mais la suite de ma lettre vous faira assez connoistre le suject qui m'en detourne, Cependant je ne puis pas m'empecher de vous mander, que les ballots du carrosse sont à la doûane, ou je n'ay pas encore eû le temps de les faire ouvrir, mes statues et tailles douces sont bien conservées, Mons:r Piper est fort content de ce qu'il a eû, Mons:r Aubry paroit fort joly homme, comm'aussi M:r l'Anglois, ils m'ont rendûs tous les desseins en question, hormis le livre des Devis des battiments du Roy, qu'ils disent, que leur quittence faira connoistre, qu'ils ne l'ont jamais eûs, Tous ses beaux desseins fournissent assez de matiere pour un ample discours, mais cette fois icy je ne toucheray que legerement la bordure de nos tentures, ou je trouve cele la plus belle, ou les renommées se trouvent assisses sur des nuës, les quelles interrompent fort joliment ce grand ciel uny des pareils sujects, et comme chaque moitiè de la pièce colorée est diversifiée je prefereray par la mesme raison ce costé ou un enfent attache des festons au coin à la Couronne Royalle au dessus du grand cartouche; au millieu il faudra 8 bijglass, au lieu des quattre; dans la frise les ellotopes sont bien

mais les triglifes excedent fort la largeuer, qui selon les regles de l'Architecture leur est convenable, sur quoy je vous prieray de consulter M:r Berain. Dans les ovalles en haut de colonnes l'on pourra mettre des differentes devises, et au milieu du chiffre du feu Roy l'on marquera XI.

Ce jeudi passè, le Roy se trouvant chez la Reine, ou les cinq Seigneurs de la Tutele estoient assemblès pour deliberer sur plusieurs affaires, aprez avoir par avance, bien preparé le chemin, auprez d'un chacq'un et particulierement auprez nostre jeun Roy j'eus l'occasion tres favorable pendant prez d'un' heur' et demie de temps de leur montrer tous les desseins que M:r Aubry avoit apportès, qui me fournissoient assez de sujects de dire mille choses sur vostre chapitre et comm'un chaqu'un estoit deja informé que je ne disois rien dans d'autre but que de vous faire justice, je puis aussy vous asseurer qu'un chaqu'un parloit aussy advantageusement sur vostre sujet, qu'il n'y avoit pas un seul qu'y trouvoit la moindre chose à redire, il fut donc resolù, que l'on poursuiveroit entierement avec tous les desseins que feu nostre Roy avoit entrepris et que l'on remetteroit avec cet ordinaire mille escus pour un petit avancement de nos tentures, avec deux milles escus, qui furent en attendant decidès pour une petite recompence de vos soins, et ce que me rejouissoit plus que tout le reste, c'etoit que le Roi mesme poussoit tout plus que tout le reste, quoy que personne n'y contredisoit la moindre chose, mais plutot un chaqu'un y contribuoit, mais surtout M:r le Compte Oxenstiern, le Compte Wrede et M:r Piper, le Roi mesme proposa, de vous faire

toucher jusques à quelqu'autr' ouverture 1200 escus par an, la Reine y consentoit fort, et M:r le Compte Oxenstiern le souttenoit beaucoup, mais il y en avoient qui disoient, que l'on fairait bien, de ne point graver l'estat par quelque nouveautè, mais bien plutot par des presents, que des choses annuelles, et que dans un couple des années Sa Majestè seroit en plein pouvoir d'augmenter ces gages mentionné jusques au double, mesme ce qui ne seroit pas trop pour une personne de tant des merites, qu'on n'avoit deja que trop negligé. Aquoy l'on s'arresta, et je compte ces marques de generositè du Roy, et ces sentinents de tout ce qui se trouvoit present presqu'autant comme si la pension eut estèe accordée car sur cela une bonne suite ne manquera pas; Tout fut mis dans le protocol, et j'eus l'ordre de fournir à la Chancellerie par escrit la matiere que l'on pourroit inserer dans les ordres pour vostre present, ce qui fut rendu le lendemain au matin à M:r Piper, qui en donnoit les ordres à M:r Feif: de sorte que tout estoit preparè pour vous remettre infailliblement les deux changes comm'aujourdhui, mais cela sera s'il plait à Dieu au premier ou second ordinaire, selon ce que M:r Piper m'a asseurè, mesme je vous conseilleray par avance d'en remercier le Roy aussi bien que la Reine et si vous le trouvez à propos aux autres Seigneurs de la tutele, de tout ce que je vous ay fait connoistre que l'on a decidè en vostre faveur mais sans aucunnement toucher le present du feu Roi. Les comissions iront toujours en augmentant et j'espere la recompense de mesme, puisque l'on a resolù de pousser le batiment du chateau entier

à vive force, et l'on faira venir plus des ouvriers que jamais; autre fois c'estoit par inclination seule, mais à cet heure par force, Vous serez surpris, Monsieur, si apres un si grand discours, mesme qui paroit d'un si grand sang froid je vais vous dire une nouvelle, la quelle je souhaite quelle ne vous surprenne trop; tachez de vous survaincre en cela comme je l'ay fait, Toutte l'Europe sera consternée d'entendre avec cet ordinaire: que si peu de temps aprez la perte d'un si bon et grand Roy, nous avons encore estés sujects au desastre de voir le Chateau presqu'entier mis en cendre sans savoir comment. Ce vendredy passé fut ce jour fatal ou le feu prit sur les deux heures de l'aprez disnè au millieu du tois dans le vieux battiment au dessus de la salle de la Diete, et dans un temps presque calme, fit un si grand ravage, qu'à moins d'une demie heure tous les toicts et presque tous les appartements furent si remplys de la fumée, qu'un chaqu'un n'avoit presque le temps que pour se sauver, la nouvelle Chapelle et tous les beaux apartements y ont estès mesme si sujects, qu'à peine en voit on que les vestiges, Deux chambres du feu Roy dans l'estage du millieu, une partie de l'entresolle avec quelques chambres de l'appartement terrain ont estèes sauvèes dans le nouveau battiment, tou le reste est consommè, hormis les deux grandes murailles de la grande façade comm'aussi vers la cour, sont restées encore si droites, que j'espere de les pouvoir réparer cett' année encore, ou du moins les mettre âll'abrij des injures de l'hyver qui vient, tout le reste du chateau se rase presentement et l'on va former un dessein plus

ample et' plus regulier qu'anparavant; Comme l'on a resolû de me fournir tout l'argent necessaire pour le redresser en peu de temps, j'espere que cela se pourra faire c'il plait â Dieu en six années de temps, quoy que l'homme propose et Dieu dispose. Cett'année sera employée pour redresser le nouveau battiment et renverser tout le reste, comme aussi pour le ramas des materiaux, la 2:de année pour tous les fondements en mesme temps, la troisieme pour le premier estage et l'entresolle, la 4:eme ieme pour les deux autres estages, la cinquieme pour les corniches et toicts tout all'entour du chatteau, et la sixieme pour les induits et la couleur, comm'aussy pour oster les echaffauts. En attendent nos ouvriers Français finiront le dedans du costè que j'espere de couvrir cett année, les ornements, statues, basreliefs, jassis, portes, chambranles etc. se prepareront aussy en attendant pour le reste du chatteau.

Voyla Monsieur au point ou nous sommes reduits, je vous estime heureux de ce que vous n'en avez point estè le temoin occulair comme moy *), je ne suis pas de plus

*) Bei H. Schützenkranz Mißgeschicke der schwedischen Könige S. 175 heißt es über den Brand des Schlosses:

„Am 13. Mai sollte die Beisetzung des Königs in der Schloßkirche stattfinden. Während man mit den Vorbereitungen zu diesem solennen Acte beschäftigt war, brannte am 7. Mai das königliche Schloß ab. Nachmittags gegen 2 Uhr kam das Feuer aus. Niemand bemerkte es früher, als bis die Flamme aus dem Kupferdache schlug, so daß innerhalb einer Stunde bis drei

flegmatiques, cependant graces à Dieu j'ay supporté deux des plus grands desastres qui me pouvoient survenir avec plus de fermetè que je n'arvois pù croire moy mesme, quand l'on s'assujettit a la volontè de

---

alten Schloßflügel ſämmtlich in Brand ſtanden: der vierte, welchen des Hochſeeligen Königs Majeſtät von Grund aus aufführen ließ und der eben fertig geworden war, wurde erſt gegen Abend vom Feuer ergriffen. Die nächſte Sorge war die königliche Leiche zu retten; hierzu war viel Ueberlegung nothwendig; ein beherzter Trabant mit Namen Mocklin, ſoll mitten durch das Feuer geſprungen ſein und die Leiche des Königs in Sicherheit gebracht haben. Als beſonders bemerkenswerth verdient angeführt zu werden, daß unter den wenigen Zimmern, die nicht ausbrannten, die Kammer ſich befand, wo die Leiche ſtand. In großer Eile ward die Leiche im königl. Stalle niedergeſetzt, aber auch von dort mußte man ſie vor dem Feuer in Sicherheit bringen, endlich wurde ſie ..., auf den Reductions-Tiſch! gelegt! . . ."

Elers in ſeiner Beſchreibung von Stockholm Th. I. S. 333 berichtet:

"König Carl XI war am 5. April 1697 geſtorben und am 6. Mai brach eine heftige Feuersbrunſt im königl. Schloſſe aus, die man erſt gegen 2 Uhr Nachmittags gewahr wurde, und das ganze Schloß mit dem Thurm Drei Kronen und der eben vollendeten herrlichen Schloßkirche brannte ab. Nur wenige Räume, die Schloßkanzlei, die königl. Rentkammer und ihre Gewölbe, die Schatzkammer (in einem der alten Schloßgewölbe, der Elephant genannt, ſoll Carl XI einen Schatz von 60 Tonnen Gold geſammelt gehabt haben), ſowie die Wohnungen und Räume, welche das Kammerkollegium, die Kammerreviſion, das Reductions- und Staatscontor innehatten, blieben erhalten; von wichtigen Acten

Dieu, l'on ne se trouvera jamais desolé. La Cour a passée une nuict dans la maison du Comte Oxenstjern. Le lendemain le Roy fut voir dans le voisinage le Model du chatteau de Copenhagne (lequel est prest pour estre envoyé d'ici) ou il se plaisoit fort, mesme il fut resolû de n'y ceder aucunement en magnificence, acetheur l'on se trouve a Carlberg en attendant que la maison de Bonde se prepare pour la demeure de la Cour pendant six ou sept années de temps, le College de la Chambre avec son Archive, comme aussi le Stats-Contoir restent en bas du chatteau dans le noveau battiment, la Chancellerie à la maison de la noblesse, le Parlement à la maison du Comte Cillie, et le Conseil de la Guerre dans celle de M:r Wrangel.

Dès que le temps me le permettera je vous en pourrays dire d'autres particularités, je suis plus accablé que jamais, cependant rien ne me detournera de vostre agreable commerce, et de la passion extreme, avec la quelle je serais sans cesse

Monsieur

Vostre tres-humble et tres obeissant Serviteur

N. Tessin.

---

und Urkunden des Archivs wurde der größere Theil geborgen, so auch die größten Kostbarkeiten aus den Zimmer Ihrer Majestät und ein geringer Theil der Bibliothek. Die Leiche des Königs, welche noch in seinem Schlafgemache stand, das von dem Feuer gänzlich verschont blieb, ließ man sogleich vom Schlosse herunter und nach dem vormals dem Reichsdrosten Gr. Peter Brahe ge-

P. S. Comme toutte la ville la estée consternée dans ce dernier embrassement, tout ce qui a estè dans les environs du chatteau a estè obligè de ce precautionner, c'est ce que fait que je n'ẽ retrouve point le N:o de ma derniere, et que j'ay recommencè par N:o I. Je vous prieray de faire de mesme, puisqu'-aussy bien nous aurons dorenavant assez de nouvelles matieres, j'espere que vous aurez receù ma derniere avec le billet de change de 400 escus. Le peintre de Drottningholm m'a dit il y a huit jours qu'au dernier rouleau il y avoient eüs trois tableaux des actions du Roy, un autre est achevé depuis, lequel sera envoyé par la premiere occassion. La statue de la Diane paroist plus belle que l'Apollon, ou il y a aussy de pieces rapportées, je souhaitterois bien qu'il y en eût pas tant all'Atalante, puisque touttes ces figures vont estre exposées all'air.«

---

hörigen Hauſe ſchaffen, von wo ſie am Abende nach der Ridderholmskirche gebracht wurde.«

Achtzehntes Kapitel.

Unter einem schwarz sammtnen mit Silberfransen eingefaßten Thronhimmel und in zwei in gleicher Art bezogenen und verzierten Lehnstühlen saßen im Reichssaale des Schlosses Carlberg an dem oberen Ende eines langen Tisches, über den eine bis auf den Fußboden herabhängende schwarze Sammtdecke mit Silberschnüren besetzt ausgebreitet war, die verwittwete Königin, jetzt die Regentin des Reichs und neben ihr zur rechten Seite der minderjährige König. Die fünf Mitvormünder, die königl. Räthe Grafen Oxenstjerna, Gyllenstjerna, Wrede, Gyldenstolpe und Wallenstedt nahmen zu beiden Seiten des Tisches Stühle ohne Rücklehne ein und der Staatssecretair Piper stand am oberen Ende des Tisches zwischen den Sesseln der Majestäten und Oxenstjerna's, um die Sachen vorzutragen und bei der Hand zu sein, die Befehle des Vorsitzenden zu empfangen. Alle waren in tiefer Trauerkleidung, welche der bejahrten Fürstin bei ihrer stolzen

Haltung, bleichen Geſichtsfarbe und ihren ſtarren Antlitzzügen ein ſtrenges und abſtoßendes Ausſehn gab.

„Se. Majeſtät, mein hochgeliebter Enkel und unſer Aller gnädigſter Herr und König“ — nahm Hedwig Eleonora das Wort — „ehrt heute die Verſammlung mit ſeiner hohen Gegenwart, um ſelbſt die von meinem Kammerherrn, dem Hofarchitecten Teſſin, als fertig angekündigten Zeichnungen zu dem neuen Schloſſe in Augenſchein zu nehmen und unſeren Berathungen über dieſen Gegenſtand beizuwohnen. Wenn es Ihnen recht iſt, meine guten Herren Mitvormünder, ſo geſtatten wir alſogleich Teſſin, der ſeine Ankunft bereits unterthänigſt hat melden laſſen, gnädigen Vortritt.“

Nachdem er ſchnell einen fragenden Blick auf ſeine Collegen geworfen hatte, antwortete Oxenſtjerna in der Uebrigen Namen: „Unſere Gedanken ſtimmen ganz und gar mit denen Ew. Majeſtät überein.“

Piper, welcher, während dies vorging, ausſchließlich damit beſchäftigt geweſen war, in den Blicken des jungen Königs deſſen Meinung — die einzige, welche nicht eingeholt wurde — zu leſen, entfernte ſich auf erhaltenen Wink und kehrte nach Verlauf einiger Minuten in Begleitung Teſſin's wieder zurück. Letzterer trug die Zeichnungen unter dem Arm und breitete ſie dann auf dem Tiſche aus, an deſſen unterſtem Ende er ſtehen blieb.

„Komm näher, mein Freund!“ — rief Carl feurig — „wir können die Zeichnungen in ſo weiter Entfernung nicht genau unterſuchen und Großmutter muß auf ihrem Stuhle ſitzen.“

Mißvergnügen färbte die Wangen der verwittweten Königin und ziemlich ſtreng äußerte ſie: »Deine kindliche Beſorgniß, theuerſter Enkel, läßt Dich vergeſſen, daß kraft Teſtaments Deines hochſeeligen Herrn Vaters ich es bin, die während Deiner Minderjährigkeit das Wort in der Regierung führt. Indeſſen treten Sie näher, Teſſin! und bringen die Zeichnungen beſſer zu uns heran.«

Der junge König ſchien auf die Zurechtweiſung ſeiner erhabenen Großmutter nicht Acht zu geben; deſto mehr aber Piper, aus deſſen Blicken die Freude der Berechnungen leuchtete, eine Freude, die keineswegs gleichbedeutend iſt mit derjenigen, welche man gemeinlich Schadenfreude nennt.

Die Unterſuchung der beiden ausführlichen Zeichnungen Teſſin's zu dem neuen Schloßbau und deſſen Umgebungen wurde nun vorgenommen. Mit tiefer Sachkenntniß und von Begeiſterung für ſeinen Gegenſtand durchdrungen, erklärte der große Baumeiſter jeden Punkt und gab genügende und gründliche Erläuterungen auf jede Frage. Außerordentlich und ungetheilt war die Zufriedenheit ſowohl mit dem Werke wie mit dem Meiſter. Ohnehin fühlte Hedwig Eleonora ihre Eigenliebe dadurch geſchmeichelt, daß ſie die erſte Beſchützerin dieſes ſchöpferiſchen Genie's geweſen war. Carl's jugendlicher Sinn glühte auf vor Freude bei der Vorſtellung aller der Größe, aller der Ehre, die er beſchreiben hörte. Oxenſtjerna freute ſich der Erfolge, welche dazu beitrugen, die Kluft des Rangs und der Geburt zwiſchen ihm und dem Schwager zu vermin-

dern und Piper rechnete auf einen unſchuldigen und den ſeinigen zu unterſtützen bereitwilligen Einfluß bei dem jungen Monarchen. Kurz: Teſſin wurde von und im Angeſicht der Regentſchaft mit Lobeserhebungen überſchüttet und ſeine beiden Zeichnungen wurden auf der Stelle gutgeheißen, und auch ſogleich mit einem genehmigenden Vermerk der Regierung verſehen.

„Erwarte mich unten im Garten; ich habe Dir etwas zu ſagen,“ flüſterte Oxenſtjerna halblaut zu Teſſin, als dieſer ſeine Zeichnungen zuſammenrollte und ging.

Er hatte ſich kaum entfernt, als der junge König, dem Piper unbemerkt einige Worte zugeflüſtert hatte, ſich haſtig mit der Frage an die verwittwete Königin wandte, ob ſie es nicht für angemeſſen halte, bei der jetzigen Gelegenheit Teſſin mit einem beſonderen Gnadenbeweiſe zu erfreuen?

„Du nimmſt mir das Wort aus dem Munde, mein Herr Enkel!“ — verſetzte dieſe, ohne ſich weiter zu beſinnen, zufrieden, daß der Vorſchlag ihrem Gutbefinden anheim geſtellt wurde, und eifrig keinen ſich zuvorkommen zu laſſen, da ſie wohl einſah, daß die Sache, einmal auf die Bahn gebracht, nicht fehlſchlagen könne. Sie, Herr Graf Oxenſtjerna, dürften am Beſten wiſſen, welche Auszeichnung Ihrem Schwager die willkommenſte ſein möchte.“

Oxenſtjerna entſchuldigte ſich mit Teſſin's bekannter Anſpruchsloſigkeit, welche dieſem niemals erlaubt habe, auch nur andeutungsweiſe einen dahin zie-

lenden Wunsch zu äußern. Oxenstjerna, als durchaus unvorbereitet, wagte daher nicht eine bestimmte Antwort auf die Frage Ihrer Majestät zu geben.

Inzwischen hatte Piper auf's neue und heimlich Carl etwas zugeflüstert. Eifrig fiel dieser ein: da Tessin jetzt die höchste Probe seiner Meisterschaft in der Baukunst abgelegt habe, so wäre es wohl auch in der Ordnung, ihn mit dem höchsten Amte seines Berufs zu begnadigen.

Hiermit bezeigten sich alle fünf Mitvormünder einverstanden.

Ueberrascht von so viel staatsmännischer Weisheit bei dem unmündigen Monarchen (Piper's Einflüsterung war ihr entgangen) schloß sich auch die Regentin jener Ansicht an: kannte aber nicht mit Gewißheit das Amt, welches das höchste Ziel der Baukünstler ausmache. Sie befragte darüber Ihren hohen Mündel, ohne übrigens das Höhnische einer solchen Frage zu ahnen.

Natürlich blickte Carl auf Piper. Sogleich bemerkte dieser mit erheuchelter Gleichgültigkeit, Se. Majestät meinten vermuthlich das Amt des Oberintendanten.

„Sehr richtig" — versetzte Hedwig Eleonora, aus den zustimmenden Gebehrden ihrer Mitvormünde abnehmend, daß es sich also verhielt, wie Piper angab. — „Lassen Sie uns demnach Tessin zum Oberintendanten mit dem diesem zustehenden Gehalte und Range ernennen."

„Was das Gehalt anbelangt," — nahm Graf Brede das Wort — „so ist dies unbestimmt, und

hängt von der königl. Majeſtät Gutbefinden ab, da die Ernennung nicht in Folge eingetretener Erledigung erfolgt, ſondern gegenwärtig das Amt als ein neues betrachtet werden kann.«

»Gleichermaaßen muß ich bemerken« — fügte der königl. Rath und Kanzleipräſident hinzu — »daß der Rang der in Frage ſtehenden Stellung eben ſo unbeſtimmt iſt. Wir haben ſomit in jeder Beziehung durchaus freies Feld. Aber gerade deshalb glaube ich mich der Berathung darüber entziehen und auf jede Aeußerung verzichten zu müſſen, da der Gegenſtand ſo nah meinen eigenen Schwager betrifft.«

Einſtimmig erklärten ſowohl die verwittwete Königin und die übrigen Mitvormünder, daß Oxenſtjerna kein Bedenken hegen dürfe, an der Berathung Theil zu nehmen. Teſſin's Beförderung ſei bereits entſchieden, Alle wünſchten ihm Vortheil und Auszeichnung, und Oxenſtjerna diene eher der Regentſchaft als ſeinem Schwager, wenn er mit ſeinem erleuchtenden Rathe beiſtehe.

Ueber den Gehaltsbetrag ward man alsbald einig; in Bezug auf den Rang aber wurden lebhafte Differenzen durch den jungen König hervorgerufen. Letzterer miſchte ſich eifrig in die Berathung und verlangte mehrere Mal, auch nachdem bereits der Beſchluß gefaßt, dem Oberintendanten Obriſten-Rang beizulegen, daß deſſen Rang mit dem der Hofmarſchälle gleichgeſtellt werde. Als die verwittwete Königin, welche gern durchſcheinen ließ, daß ſie die erſte Veranlaſſung zu Teſſin's Glück geweſen ſei, bemerkte, wie ſehr dies dem

jungen Könige am Herzen lag, begann sie schwankend zu werden, und war im Begriff sich der Ansicht ihres erhabenen Mündels anzuschließen. Oxenstjerna, Gyllenstjerna und Wrede gaben durch Stillschweigen ihre Einwilligung zu erkennen; jedoch Gyldenstolpe, der eigene Gouverneur des minderjährigen Fürsten, wandte mit seinem gewohnten unerschütterlichen Ernste ein, daß die Regierung während der Minderjährigkeit des Königs nicht weiter gehn dürfe, als eben beschlossen worden sei, wenn sie nicht ebenfalls, wie dies bei der nächstvorhergegangenen vormundschaftlichen Verwaltung sich ereignet habe, Bemerkungen und Nachreden sich bloßstellen wolle. Uebernehme künftighin der volljährig gewordene Regent selbst das Staatsruder, so bliebe ihm frei, nach eigenem Gutbefinden auch hierin zu entscheiden. Bis dahin könnte füglich und müßte die Verleihung des in Frage gestellten höheren Rangs anstehen."

Gyldenstolpe's Meinung wurde von Wallenstedt (dem Oheim seiner Gattin) unterstützt, und damit es nicht den Anschein habe, als ließe er sich von verwandtschaftlichen Rücksichten leiten, stellte Oxenstjerna anheim, bei den gegen die Verleihung jenes höheren Rangs während der vormundschaftlichen Regierung geäußerten Bedenken, diese Verleihung bis dahin auszusetzen, wo Se. Majestät mündig geworden sein würde."

"Also möge es sein" — nahm Hedwig Eleonora das Wort welche nicht zu befürchten brauchte, ihrem Ansehen als Regentin etwas zu vergeben, wenn sie sich

der ausgesprochenen Ansicht der Majorität anschloß; und indem sie an den Kanzleipräsidenten sich wandte, fügte sie hinzu: — „Sie, Herr Graf, beauftrage ich, Ihren Schwager von unserem Beschlusse in Kenntniß zu setzen. Und zugleich vergönne ich ihm, als Zeichen meiner persönlichen Gnade die Wahl, auch an meinem Hofe den Oberintendanten-Titel zu erhalten, oder auch fernerhin den eines Kammerherrn zu führen, jedoch mit der Bedingung, daß er nur dann Dienst thue, wenn es ihm bequem sein sollte.“

„Nicht genug kann ich im Namen meines Schwagers meine unterthänige Dankbarkeit für die ihm von Ihren Majestäten bezeigte Gnade, so wie meine Erkenntlichkeit gegen meine Collegen, Ihre Excellenzien, die Herren Räthe, aussprechen“ — äußerte Oxenstjerna. — „Nur ad notitiam erlaube ich mir noch eine Frage, die: in wie weit die bewilligte Gehaltserhöhung alles das umfassen soll, was Tessin künftig für seine Arbeiten zu fordern hat, oder ob diese, wie es unter der Regierung des hochseeligen Königs der Fall war, als solche zu betrachten sein möchten, für welche besondere Gebühren in Anrechnung zu bringen sind.“

„Wenn die Regierung in dieser Beziehung von dem gegebenen Beispiele des hochseeligen Königs abwiche, so würde dem ausgezeichneten Manne statt der beabsichtigten Belohnung Nachtheil zugefügt werden“ — bemerkte Graf Wrede.

Dies sahen auch die übrigen Mitvormünder ein und die verwittwete Königin erklärte, während aus den

Augen des jungen Königs Freude leuchtete, es ſolle auch ferner Alles ſo gehalten werden, wie zu der Zeit Ihres hochſeeligen Herrn Sohnes *).

---

*) Je scay que vous n'interpreterez point mal si je ne vous caché point la grace que le Roy me fist le mesme jour, de me donner le caractere de sur Intendent de touttes les maisons et jardins de Sa Maj: tè comme aussy ce que peut regarder ses meubles, avec 1000 escus d'augmentation sur les gages que j'ay eu auparavant, et le rang alternatif avec les Colonels, et ce que me peut rejouir le plus, est que cela s'est fait avec tout l'aggrèement du monde, mesme jusques la que Sa Maj: tè le Roy m'a voulu donner le rang ègal avec le Marechal de la cour, ce qu'il avoit reiterè plusieurs fois et ce que quelques autres lui avoient conseillès de differer jusques à ce qu'il monte sur le throne. Comm' un homme sans aucune ambition est à blamer, ainsy je scays fort bien qu'il seroit encore moins pardonnable de ne la borner, et je vous asseure que rien ne m'inquiete sur le chapitre là, mesme je ne serois pas assez foible d'en avancer la moindre syllabe, si ce n'estoit a un amy qui m'eut donné des epreuves si fortes de sa bienviellance, comme vous l'avez fait; et ou je n'aurois jamais un plaisir plus essentiel que de vous voir eslevè au degrè que je le souhaitterois.

Il m'a aussy estè accordè que mes ouvrages seront toujours regardès avec des gratifications à part, comme Sa Maj: tè feu le Roy l'a fait. Ce que je vous supplieray pourtant de mesnagèr, comme aussy ce que je

Piper erhielt den Befehl, die Beſtallung aufzuſetzen, in welcher jedoch jene beſonderen Zuwendungen nicht erwähnt werden ſollten.

Der kluge Staatsmann verbeugte ſich und ſchwieg. Er überſchaute die ſämmtlichen anweſenden hohen und höchſten Perſonen mit dem Blicke des Schachſpielers, der ſo eben, trotz der Uebermacht des Gegners an Figuren, matt geſetzt hat.

Teſſin wandelte indeß, in Betrachtungen verſunken, auf und ab in den hohen Laubgängen des Luſtſchloſſes, deren grüner Rahmen den klaren Spiegel des großen Teichs einfaßt. Feiſte ſchwerfällige Karauſchen, von dem flimmernden Tanz der Sonnenſtrahlen aus dem weichen Polſter ihres Lagers gelockt, hielten ſchwimmend auf der Oberfläche ihre gemächliche Jagd auf Inſekten, die in ihre Nachbarſchaft ſich verirrten. In kühnen Trampolinſprüngen, wie Silber hoch über der glatten Scheibe des Teichs erblinkend, tummelten Plötzen und andere kleinere Fiſche von beweglicherer Art und luſtigerem

---

viens de citer par avance. Sa Maj:tè la Reyne m'a fait offrir le mesme caractere dans son service, ou de garder celluy de chambellan, en faisent la garde quand je voudrois, ainsy je me suis arrestè au dernier."

Aus einem Briefe Teſſin's an Cronſtröm vom 12. Juli 1697.

Sinne ſich herum und beflügelte Sängerſchaaren, welche als Zuſchauer in den Logenreihen der Bäume umher Platz genommen hatten, zwitſcherten ihren Jubel darein.

Sobald die Sitzung der Regierung geſchloſſen war, ſuchte der königl. Rath und Kanzleipräſident Oxenſtjerna ſeinen Schwager auf, und beide ließen ſich auf einer Bank im Schatten der belaubten Bäume nieder.

„Dein gedrücktes Ausſehen, lieber Schwager“ — begann Oxenſtjerna im Tone freundſchaftlichen Vorwurfs — „paßt ſchlecht zu allen den Erfolgen, welche Dir heute zu Theil wurden. Wären Deine Zeichnungen verworfen worden, ſtatt genehmigt zu ſein, hätteſt Du Tadel an der Stelle von Lob, den Abſchied ſtatt Beförderung erhalten, Du könnteſt nicht ſauertöpfſcher ausſehen.“

Und nun berichtete der Kanzleipräſident, was hinſichtlich Teſſin's beſchloſſen worden war.

„Ungeachtet meiner natürlichen Freude über ſo große Beweiſe der Gnade, für welche Ihren Majeſtäten und Euren Excellenzien ich meines Herzens lebhafteſte Dankbarkeit nie genugſam ausdrücken kann“ — verſetzte Teſſin — „möge es doch Ew. Excellenz nicht Wunder nehmen, wenn ich, der ich gegenwärtig ſo viel Eiſen im Feuer habe, ein wenig beſorgt erſcheine.“ „Die „eine Seite des Schloſſes in Stand zu ſetzen, während „alles Uebrige niedergeriſſen wird: gleichzeitig das neue „Stallgebäude zu vollenden und das vom Könige ange„kaufte Haus des verſtorbenen Reichsmarſchalls Wrangel ſo weit herzuſtellen, daß der Hof es mit dem Ende

»des bevorſtehenden Monats bewohnen kann, während des »laufenden ein ganzes Stockwerk und ein neues Dach »aufzuſetzen, dies Alles und dazu noch die Einrichtungen »für das auf den 24. November angeſetzte Begräbniß »des Königs, fällt mir faſt allein zur Laſt und zwar »während ich mit den zwei Planzeichnungen zu dem neuen »Schloſſe zu thun gehabt habe, welche Ew. Excellenz ſo »eben ſelbſt in Augenſchein zu nehmen und gut zu heißen »geruhten. Alles dies zuſammen genommen, macht, daß »ich oft ſelbſt nicht recht weiß, was ich thun ſoll, wenn »ich mit ſo vielen verſchiedenen Dingen mich den lieben »langen Tag über geplagt habe*).«

»Wohl wahr« — fuhr Oxenſtjerna fort — »und ſicherlich giebt es in ganz Schweden Keinen außer Dir, der einer ſolchen Laſt gewachſen iſt; ich hoffe aber auch, der Lohn wird zu ſeiner Zeit der Mühe und der Verantwortung, die Du übernommen haſt, entſprechen, wir ſcheinen dazu jetzt auf gutem Wege. Möchte Gott geben, daß ich eben ſo gewiß für den Augenblick etwas Beſſeres als Hoffnungen bereit hätte für Deinen Schützling, unſeren beſcheidenen Cronſtröm in Paris! Ganz beſtimmt will und werde ich nach meinen Kräften ihm helfen, ſo bald ſich Gelegenheit findet; denn er iſt ein brauchbarer, aufmerkſamer und zuverläſſiger Mann, der lange unentgeltlich und jederzeit rechtſchaffen gedient hat. Und ohnehin bin ich ihm perſönlich noch beſonders

*) Die mit » bezeichnete Stelle iſt wörtlich aus einem Briefe Teſſin's an Cronſtröm vom 12. Juli 1697 überſetzt.

verpflichtet für die Sorge, welche er von freien Stücken sich erboten hat für meine Söhne zu tragen, wenn diese auf ihrer bevorstehenden Reise ins Ausland Paris besuchen werden.«

»Das stimmt völlig mit dem überein, was er mir geschrieben hat,« versetzte Tessin. — »Er betheuert, daß ihm nichts mehr am Herzen liegen werde, als den jungen Grafen einen Dienst zu leisten, ihnen den Aufenthalt in Paris angenehm zu machen, zugleich aber auch Ew. Excellenz und die Frau Gräfin über die Befürchtungen wegen der Versuchungen und Verführungen zu beruhigen, denen Jugend und Unerfahrenheit in Paris mehr als irgend wo anders ausgesetzt ist.«

»Der Ehrenmann!« — rief Oxenstjerna aus. — »Wäre die Zweibrückensche Stelle, auf die er, wie ich weiß, sein Augenmerk hat, etwas werth, so sollte die Sache bald entschieden sein, aber mit ihr würde die Aussicht auf etwas Besseres versperrt sein und die Gehalte von dort sind so elend, daß Keiner damit auskommen kann. Der Kanzler selbst bezieht nicht mehr als 500 Rthlr. und hiermit stehen die übrigen Besoldungen im Verhältniß. Er thut gescheuter, bis auf weiteres mit den Aufträgen Sr. Majestät fortzufahren, welche sich beständig vermehren, und es kann gar nicht fehlen, daß in Kurzem ein anständiges jährliches Gehalt damit verbunden werden wird. Unterdeß werde ich nicht ermangeln, Acht zu geben, wenn etwas Vortheilhafteres sich darbietet.«

»Es würde unpassend sein« — räumte Tessin ein — »wenn ich mir ein Urtheil über die Brauchbar-

keit der Ew. Excellenz untergeordneten Beamten erlauben wollte. Ich erwähne deshalb auch nur mit Beziehung auf die jungen Grafen, daß ihnen der Minister Palmquiſt in Paris vermuthlich weder Nutzen noch Vergnügen ſchaffen kann. Vielleicht wäre es möglich, dieſen anderweit zu placiren und ſo für Cronſtröm Raum zu gewinnen."

"Schon lange lag dies in meinem Plane" — erwiederte Oxenſtjerna. — "Ich ſetzte eben ſo wie die Meiſten, und wahrſcheinlich auch Åkerhjelm ſelbſt voraus, daß dieſer letztere von ſeiner langwierigen ſchweren Krankheit ſich nicht erholen werde und dann war meine Meinung, Palmquiſt, der jedenfalls von ſeinem Poſten in Frankreich zurückgerufen zu werden wünſcht, in die Kanzlei zu verſetzen, und es ſo zu veranſtalten, daß der wackere Cronſtröm ſein Nachfolger werden könnte. Åkerhjelm's unerwartete Geneſung hat einen Strich durch dieſe Rechnung gemacht, der Sache kann aber ebenfalls dadurch abgeholfen werden, daß Se. Majeſtät eines Tags Åkerhjelm zum Kanzleirath ernennt, wodurch dann eine Vacanz für Palmquiſt entſtehen würde."

"Geſtatten mir Ew. Excellenz in meinem nächſten Briefe an Cronſtröm mich offen gegen dieſen über jene Ausſichten auszuſprechen?" — fragte Teſſin. —

"Ich erſuche ſogar meinen Schwager, ſich damit zu bemühen" — erwiederte Oxenſtjerna. — "Durch meinen Sohn werde ich ſpäter auch ſelbſt dem Ehrenmanne einige Zeilen ſenden."

Hiermit ſchloß die Unterredung. Die beiden Schwäger begaben ſich nach dem Platze vor dem Schloſſe, wo Graf Oxenſtjerna in ſeinen Wagen ſtieg und zur Hauptſtadt zurückfuhr. Teſſin begab ſich hinauf zu den königl. Gemächern, um dem Könige und der Regentin ſeinen Dank für die erhaltene Beförderung abzuſtatten.

Neunzehntes Kapitel.

Raſtlos ſchritten die Vorbereitungen für die Beſtattung des verſtorbenen Königs vorwärts. Am 10. April (1697) erließ die vormundſchaftliche Regierung ein Schreiben an das Staatscontor des Inhalts: da es nöthig ſein möchte, je eher je lieber gehörige Anſtalten zu treffen zu dem Begräbniſſe „Sr. Majeſtät Unſeres in Gott ruhenden hochgeliebten Herrn Vaters glorreichen Andenkens,“ ſo werde dem Staatscontor anbefohlen, zu den dazu ſowohl in der Schloß- wie in der Riddarholmskirche nöthigen Einrichtungen 2000 Rthlr. Silbermünze zur Dispoſition der Hofkaſſe zu ſtellen. Der Kammerherr Teſſin ſei angewieſen, dieſe Summe dort gegen ſeine Quittung zu erheben und zu dem gedachten Behufe zu verwenden, und ſei ihm ohne weitere Rechnungslegung geſtattet, ſeine eigene Quittung ſpäter gegen die der Handwerker, welche er für die Arbeit anzunehmen nöthig fände, auszutauſchen.

Ungeachtet Teſſin's Befugniß, das Erforderliche für die bevorſtehende Trauerfeierlichkeit anzuordnen und einzurichten durch den obigen Erlaß genugſam ausgeſprochen war, ſo hielt es doch die vormundſchaftliche Regierung ſowohl der Würde des Verſtorbenen, wie ihrer eigenen Stellung angemeſſen, Teſſin jenen Auftrag in förmlicherer und nachdrücklicherer Weiſe zu ertheilen, zumal der junge Monarch täglich den lebhaften Wunſch zu erkennen gab, daß nichts für eine des Ruhmes ſeines verſtorbenen Vaters würdige Feier des Leichenbegängniſſes außer Acht gelaſſen werden möchte. So wurde denn eine beſondere Ordre für Teſſin ausgefertigt, die Anſtalten zu dem Begräbniſſe zu beſorgen, eine Maaßregel, welche die Verantwortung und den Tadel von den Vormündern ab und auf Teſſin wälzte, Falls bei jenen Anſtalten etwas verſäumt wurde oder mißglückte. Auch durchſchaute Teſſin nur allzuwohl, daß dies die heimliche Abſicht der ſchmeichelhaften Verfügung war, ſeinen Eifer vermehrte es nicht, aber verdoppelte ſeine Wachſamkeit. Bald zeigte ſich, daß die anfänglich beſtimmten Geldmittel für den Zweck nicht ausreichten, Teſſin verlangte deshalb mehr, und ſeinem Antrage wurde bereitwillig und wohlwollend entſprochen. Die Zurüſtungen beſchränkten ſich nicht auf die Verzierung der Kirche; ſowohl die Treppe, welche zu dem königl. Grabgewölbe hinabführte, als auch ſelbſt die Riddarholmsbrücke mußten für den Anlaß erweitert werden.

Am 24. November 1697, dem Tage, an welchem Carl XI 42 Jahre früher das Licht der Welt erblickte, wurde ſein Begräbniß begangen. Um von letzterem dem

Leſer einen einigermaßen vollſtändigen Begriff zu geben, bedienen wir uns im Texte der Beſchreibung von Schützenkranz*) und fügen einige von Teſſin berichtete Einzelnheiten in den Noten hinzu.

Die Riddarholmskirche war im Innern ganz und gar mit ſchwarzem, mit Silberſpitzen verzierten Tuche ausgeſchlagen. Unter einem prächtigen Ueberdache war das Castrum doloris errichtet, an welchem ſich verſchiedentliche Sinnbilder und Geſtalten auf weißem Satin in Silber und Gold geſtickt, befanden.

Unter dem Thronhimmel ruhte die königliche Leiche, um ſie herum lagen die Regalien und der Strumpfband-Orden. Die Kirche war mit ſchönen Gemälden geſchmückt, verſchiedene Kriegsthaten mit ſchönen Denkſprüchen darunter darſtellend, und mit ſehr koſtbaren Pyramiden, rund herum brannten Lampen, welche ſich, Schlangen gleich, umherwanden, und außerdem viele Hundert verſilberte Wachslichte in zierlichen Kronleuchtern**).

---

*) Aus deſſen Werke: unglückliche Schickſale ſchwediſcher Könige.

**) „La relation du Mauzolè et de la decoration funebre du feu Roi se copie presentement pour vous estre envoyée par la poste d'aujourdhuy, si elle peut estre achevée, puisque elle est assez ample; je l'ay composè à la haste, sans autre reflexion que celle de la justesse, ainsy elle demande d'estr' all' avenir un peu plus adjustee. Tous les desseins en sont formés et l'on commence à les finir, il y a bien plus d'ouvrage qu'à ceux de feu la Reine, et pour plus d'entente ou les va colo-

An verſchiedenen Orten in der Stadt waren Kanonen aufgepflanzt bis zu einer Anzahl von 500, dazu hatte man zwei Schiffe aus Carlskrona kommen laſſen, um, während die Leiche in die Gruft geſenkt wurde, Salven zu geben.

---

rer et fort proprement achever, comme de mesme ceux des autres ceremonies. La Gloire avec les quattre cylindres dont la relation parle, fit par sa grande clairtè plus grand effect, qu'on ne scauroit croire, et ce qui augmentoit la beautè en touttes choses, c'estoit la derniere propretè et richesse dont le tout estoit executè. Touts les trophées d'armes estoient de ronde bosse, finys comme si'ls avoient estèes de marbre, et tout le reste en proportion." — — Aus einem Briefe Teſſin's an Cronſtröm vom 5. Januar 1698.

„Cellecy n'est que pouraccompagner les inscriptions cy incluses touchant les qualtre costés de la Piramide, ou j'ay marquè au sommet de chacqu'une le corps de la devise, affin de scavoir auquel des desseins chaqu'une des inscriptions se rapporte Ces inscriptions avec leurs devises poroissoient touttes claires sur un fond tout noir, puisque la Pyramide en dedans estoit toutte remplie des lampes et au reste peinte sur un taffetas dans une couleur approchante au feu, et tout le reste noircy, ce que seroit à souhaitter, qu'on pût exprimer dans la gravûre, mais ce que demandera bien de la justesse a cause de la petitesse des lettres; mais aussy sans cela la beauté ny la verité n'en seroient pas si bien exprimées." — — Aus einem Briefe Teſſin's an Cronſtröm vom 28. Sept. 1698.

Am Morgen des Begräbnißtages ſammelte ſich die Bürgerſchaft in Compagnieen; ſämmtlich wie die Garde ſchwarz gekleidet, ſtellten ſie ſich ſo wie dieſe an den beſtimmten Plätzen auf. Gegen Ein Uhr fanden ſich das Corps diplomatique und die Meiſten, welche dem Zuge nicht folgten, in der Kirche ein. Alles trug lange Trauermäntel und die Damen waren faſt bedeckt mit weißem Linnen. Der Ceremonienmeiſter wies Jedem ſeinen Platz an.

Gegen drei Uhr erreichte der Trauerzug die Kirche. In ihm befanden ſich der König, die verwittwete Königin und beide Prinzeſſinnen; die jüngſte, Ulrica Eleonora, war damals noch nicht volle zehn Jahre alt. Alle vier Reichsſtände, ſämmtlich in tiefer Trauer, folgten den königlichen Herrſchaften.

Nach gehaltener Leichenpredigt, welcher die Worte aus dem zweiten Buch der Chronica Cap. 31, V. 20. 21: »Alſo that Hiskia im ganzen Juda und that was gut, recht und wahrhaftig war vor dem Herrn ſeinem Gott. Und in allem Thun, das er anfing, am Dienſte des Hauſes Gottes nach dem Geſetz und Gebot, zu ſuchen ſeinen Gott, das that er von ganzem Herzen, darum hatte er auch Glück«, zu Grunde lagen, hoben zwölf hohe Beamte der Krone die Leiche von dem Castrum doloris herunter und trugen ſie zuerſt rund herum in der von einer unzählbaren Menge von Wachskerzen und Fackeln reich erleuchteten Kirche, dann ſetzten ſie dieſelbe in dem dazu beſtimmten Gewölbe in einen koſtbaren Sarg, der neben dem von Carl's vier Jahr früher dahingeſchiedener Gemahlin geſetzt ward. Während

der Niederſenkung in die Gruft wurden auf gegebenes Zeichen die Kanonen gelöſ't, zuerſt die um die Kirche herum aufgeſtellten, dann die Kanonen in der Stadt und auf den Schiffen. Hierauf folgten die Gewehrſalven der Bürgerſchaft und der Garde, und lange fortgeſetztes Läuten von allen Glocken der Hauptſtadt. Schaupfennige von Gold und Silber wurden theils unter die in der Kirche Anweſenden vertheilt, theils unter das Volk ausgeſtreut. Sie ſtellten auf der einen Seite Carl's XI Bild, auf der andern eine untergehende Sonne dar, mit der Ueberſchrift: „toto mirabilis orbi.“

Thränen waren überhaupt Carl's XII Sache nicht, aber die Zeit trocknet ohnehin die meiſten, wenn, wie es bei Carl XI der Fall war, zwiſchen dem Tode und dem Begräbniſſe mehr als ein halbes Jahr verfließt. Doch als Vater liebte, als König verehrte, als Held bewunderte der junge Monarch mit dem ganzen Ernſte ſeines Gemüths ſeinen dahingeſchiedenen Vorgänger, der ihm Platz gemacht hatte, bevor ſich das bei dem erblichen Königthum gewöhnliche Streben nach der Nachfolge auch nur in dem jungen Sinne ſeines Sohns einzuniſten vermochte, wenn dieſer ja zu einer ſolchen Leidenſchaft neigt. Durchdrungen wie die beiden letzten Carle aus dem Hauſe Pfalz-Zweibrücken von dem Grundſatz der Alleinherrſchaft, daß das Reich ihnen gehöre, daß es von Gott ihnen verliehen ſei, war es natürlich, daß die perſönlichen Geſinnungen der Fürſten, ihre Gunſt, wie ihre Ungnade ſich vererbten. Denn da ſie der Staat waren, ſo war alles, was ge-

ſchah, Gutes oder Böſes gegen ſie perſönlich gerichtet und der Nachfolger hielt ſich berechtigt ebenſo Rache zu üben an den Widerſachern ſeines Vorgängers, wie deſſen Günſtlinge zu belohnen. Nun zu ſolchen Beweggründen noch Carl's eigene Zufriedenheit mit der künſtleriſch geſchmackvollen Anordnung des Trauergepränges bei dem königlichen Leichenbegängniſſe, ſo wie die Bewunderung kam, welche das Publikum derſelben zollte, war der erſte Gedanke Carl's die Belohnung des Meiſters.

Es wurde nach Teſſin geſandt. Als er in das Cabinet des Königs eingelaſſen war, fand er dieſen mit Piper allein, beide an einem Tiſche ſitzend, auf dem große Haufen von Dukaten, Carolinen und Bankzetteln lagen.

„Sie finden mich bei einem lumpigen und beſchwerlichen Geſchäft“ — redete Carl den Oberintendanten an, indem er ihm ſcherzhaft lächelnd die Hand reichte. — „Dies elende Geld zu zählen, iſt ſonſt meine Sache nicht: Piper aber beſteht darauf, daß es ein nothwendiges Uebel ſei, damit man weiß, was man geben kann und nicht hinter's Licht geführt wird von denen, welche bezahlen und verwalten ſollen. Nehmen Sie ſich einen Stuhl, ſetzen ſich neben mich und helfen uns; ſo kommen wir um ſo eher mit unſerer einförmigen Beſchäftigung zu Ende und ich kann etwas Anderes und Beſſ'res vornehmen.“

Teſſin gehorchte. Nachdem das Geld überzählt und die einzelnen Summen mit einem geſchriebenen Verzeichniſſe, das Piper vorlas, verglichen worden waren, ſchob der König ſeinen Seſſel vom Tiſch und

ſagte: „Nun, mein lieber Teſſin! Sie haben bei dem traurigen Anlaß, den das Begräbniß meines hochſeeligen Herrn Vaters gab, als ein ganzer Mann Ihre Ernennung zum Oberintendanten gerechtfertigt. Als König wie als Sohn danke ich Ihnen, und nicht minder will ich in beiden Eigenſchaften Sie belohnen. Wenn Sie Morgen früh Piper beſuchen, mögen Sie gegen ihn Ihre etwaigen Wünſche ausſprechen.“

„Ew. Majeſtät hoher Beifall, erhabene Zufriedenheit und Gnade gewähren mir mehr als hinreichende Belohnung für das, was ich bei jener traurigen Gelegenheit meiner Pflicht gemäß that“ — erwiederte mit Wärme Teſſin. — „Ueber meine Pflicht hinaus, that ich, konnte ich nichts thun. Und wäre mir geſtattet bei einem ſo theuren Gegenſtande etwas zu erwähnen, was mich perſönlich betrifft, ſo ſind meine unterthänigen dankbaren Verpflichtungen gegen den hochſeeligen König ſo groß, ſo unauslöſchlich, daß ich bei aller Anſtrengung während meines ganzen Lebens außer Stande wäre, ſie zu tilgen.“

„Sie ſprechen wie Sie handeln, und ich zähle auf Sie, wie mein verſtorbener Vater es that“ — verſetzte Carl. — „Sein Sie verſichert, daß ich Sie nicht vergeſſen werde, auch wenn Ihre ſchöne Beſcheidenheit Ihnen verbietet, ſelbſt etwas zu begehren.“

Zeitig am folgenden Morgen ſtand Teſſin in dem von Clienten bereits überfüllten Vorgemache Piper's.

Er durfte jedoch nicht darauf warten, vorgelaſſen zu werden, denn für Jemand, der ſo überhäuft mit Aufträgen für den Hof und ſo beliebt dort war, wie Teſſin, ſtand zu jeder Zeit die Thür des Miniſters offen.

„In Wahrheit“ — begrüßte Piper, deſſen ſpöttiſche Mienen eine gewiſſe Ueberraſchung verriethen, den Eintretenden — „ich hatte nicht auf das Vergnügen gerechnet, ſobald den Beſuch des Herrn Oberintendanten zu empfangen. Sie lehnten geſtern jeden Gnadenbeweis ſo entſchieden ab, daß Se. Majeſtät, welche vermuthlich den Herrn Oberintendanten beim Wort nehmen, unterlaſſen haben, mir in jener Beziehung Befehle zu geben, und ich geſtehe, daß ich eben ſo verſäumte deshalb zu fragen; noch heute Vormittag werde ich aber an das gnädige Verſprechen erinnern und bitte den Herrn Oberintendanten nur, mir ſeine Wünſche gütigſt anzuvertrauen.“

„Es ſchmerzt mich tief, ſo grauſam verkannt zu ſein“ — verſetzte Teſſin mit der Röthe verletzten Selbſtgefühls auf den Wangen. — „Mein Bewußtſein ſpricht mich frei von Verſtellung gegen meinen König ſowohl, wie von Verfolgung eigennütziger Abſichten bei dem Herrn Staatsſecretair. Ganz etwas Anderes, mir durchaus Unerklärliches iſt es, was mich veranlaßt, dem Herrn Staatsſecretair mit meiner Gegenwart beſchwerlich zu fallen, Etwas, das mich eben ſo betroffen gemacht, wie in Verwunderung geſetzt hat. Als ich geſtern Abend mein Schnupftuch herauszog, fielen einige zuſammengewickelte Papiere aus der Taſche, als ich nachſah, waren es mehrere Bankzettel, zuſammen 10000

Rthlr. an Werth. Wem dieſe bedeutende Summe gehört, wie ſie dahin gekommen und in welcher Abſicht, iſt mir ein Räthſel, das ich vergebens zu löſen verſuchte, das mich aber in die höchſte Beſtürzung verſetzt hat. In größter Eile wünſchte ich dieſe Sache dem Herrn Staatsſecretair zu berichten, um ſie vor Sr. Majeſtät zu bezeugen, falls das geheimnißvolle Paquet Zettel, ſo unbegreiflich mir das auch iſt, zu denen gehören ſollte, welche wir geſtern in dem Arbeitszimmer des Königs gemeinſchaftlich abzählten, und von ſeiner Majeſtät vermißt werden möchte.«

Während Teſſin ſprach, verwandelte ſich der Ausdruck bitteren Hohnes in Piper's Geſicht, in den eines ſchlauen Lächelns. Er verſetzte: »Aha! Nichts Anderes? Nun, dieſes Räthſel getraue ich mir in einer durchaus befriedigenden Weiſe zu löſen. Mehr als einmal bin ich ſelbſt ähnlichen Abentheuern bei der Rückkehr aus dem Cabinet des Königs ausgeſetzt geweſen. Die Bankzettel ſind eine Zeichenſprache, deren unſer edelmüthiger Monarch nicht ſelten ſich bedient, um ſeine hohe Zufriedenheit zu erkennen zu geben und er beluſtigt ſich dann mit der Vorſtellung von der Ueberraſchung und Verlegenheit der Beſchenkten.«

»Sollte dies möglich ſein!« — rief Teſſin lebhaft aus — »ich falle wie aus den Wolken. Ja auf keine andere Weiſe kann es ſich zugetragen haben und nicht genug vermag ich dem Herrn Staatsſecretair meine ehrfurchtvollſte Erkenntlichkeit für die mir gewordene unverhoffte Aufklärung auszudrücken. Wie

aber ſoll ich nach Gebühr und den Gefühlen meines Herzens entſprechend, Sr. Majeſtät meine unterthänige Dankbarkeit bezeigen? Geruhen Sie mir auch in dieſer Hinſicht guten Rath zu ertheilen.“

„Der beſte Rath, den ich Ihnen zu geben im Stande bin“ — verſetzte Piper — „iſt, daß Sie unverweilt bei dem König ſich einſtellen, ſelbſt ihm zuerſt Ihre Beſtürzung, dann Ihren Beſuch bei mir, endlich die Erklärung, mit welcher ich Ihnen an die Hand gegangen bin, berichten. Die Erzählung, je ungeſchminkter, deſto beſſer, wird unſeren allergnädigſten Herrn beluſtigen, der ohnehin, nächſt Gott am meiſten die Wahrheit liebt, und ich wette, er wird mit ungetheilter Aufmerkſamkeit und großem Vergnügen den beſchreibenden Theil der Vorſtellung des Herrn Oberintendanten anhören, aber ſogleich Sie unterbrechen und ſelbſt von etwas Anderem zu reden anfangen, ſobald Sie die Saiten der Dankbarkeit berühren.“

„Welch edelgeſinnter Fürſt! ich eile mich zu ſeinen Füßen zu werfen.*)“

---

*) „Charles XII etoit généreux et bien faisant. Mon père à son retour de la Cour, a trouvé, plus d'une fois, en vuidant ses poches, des billets de Banque d'une somme honnête, que le Roi y avoit glissé. Je serois honteux de le dire, si ce Prince n'eut donné qu'à ses favoris; mais son coeur le portoit à la liberalité; et c'est un trait qui fait partie de son caractere.“

Aus dem Tagek. des jüng. Teſſin vom 29. Juni 1758.

Mit dieſen Worten entfernte ſich haſtig Teſſin. Piper folgte ihm mit ſeinen Leopardenaugen, bis die Thür ſich ſchloß, dann murmelte er vor ſich hin: „Auf Leben und Tod iſt dieſer einer der Unſrigen. Auf ihn kann in jedem Falle der König zählen . . . und ich.“

Zwanzigstes Kapitel.

Von dem ersten Augenblicke der Minderjährigkeits-Regierung begriffen diese und Piper gegenseitig, daß sie zu einander in einer falschen Stellung sich befanden. Aus Geburtsvorurtheilen blickte Hedwig Eleonora mit Verachtung auf den Emporkömmling herab, und mit Unwillen nahm sie, wie ihre Mitvormünder gewahr, daß es Piper völlig gleichgültig war, was sie dachten, und daß sein ganzes Streben darauf zielte sich in den Besitz des Vertrauens ihres erhabenen Mündels zu setzen. Unter den Vormündern waren die beiden Vettern Gyldenstolpe und Wallenstedt entschieden abgeneigt gegen Piper gesinnt. Lindschöld's Nachfolger in der Eigenschaft als Gouverneur des Prinzen, reizte es Gyldenstolpe's Verdruß und Neid, daß vor seinen eigenen Augen ein Anderer und Untergeordneter, der früher nie in irgend welchem Verhältnisse zu dem erlauchten Schüler gestanden hatte, sich vertraulich an dessen Lehrer, den Staatssecretair Polus, mit welchem

Gyldenſtolpe keineswegs im Einverſtändniß war, anſchloß und in Verein mit dieſem Untergebenen des Gouverneurs ihm die Ergebenheit und das Zutrauen des erhabenen Jünglings entwendete; gleichzeitig aber erweckte es ihm auch in politiſcher Beziehung lebhafte Beſorgniſſe, um ſo mehr, als Gyldenſtolpe Carl's Geſinnung und Neigung ſehr wohl und vielleicht beſſer kannte, wie Carl ſelbſt. Bei dieſem war die hochgeſinnte Freigebigkeit ſeines mütterlichen Geſchlechts, des Oldenburgiſchen und das nachgiebige Wohlwollen gegen ſeine Umgebung zu innig gepaart mit der von ſeinem väterlichen, dem Pfalz-Zweibrückenſchen Geſchlechte ererbten Halsſtarrigkeit, als daß nicht der Schlüſſel zur Schatzkammer und ein überwiegender Einfluß demjenigen ausſchließlich zu Gebot ſtehen mußte, dem es einmal geglückt war, Carl's Vertrauen zu erwerben. Grade dieſer Umſtand ſpornte auf der einen Seite Gyldenſtolpe's Bemühungen, die Zügel, welche der letzte Wille des verſtorbenen Königs in ſeine und der Mitvormünder Hand gelegt, ſo lange wie möglich feſtzuhalten, auf der andern Seite aber auch Piper's Beſtreben, um jeden beliebigen Preis, und ohne Zeitverluſt dieſe Zügel in die Gewalt des funfzehnjährigen Fürſten zu ſpielen. Gyldenſtolpe war indeß zu klug, um Alles gegen Alles zu wagen. Er wirkte daher nur im Stillen der Würdigkeitserklärung entgegen, und nachdem der König, von Piper angetrieben, lebhaft den Wunſch äußerte, ſelbſt zu regieren, und der vorſichtige Oxenſtjerna, auf die Zeichen der Zeit achtend, dem Plane bei der verwittweten Königin das

Wort redete, welche gegen denſelben eben ſo viel Abneigung wie Vertrauen zu dem fürſprechenden Kanzleipräſidenten hatte, machte Gyldenſtolpe aus der Nothwendigkeit eine Tugend, und ſchwieg. Auch Gyllenſtjerna ſchwieg, jedoch aus Gleichgültigkeit in Bezug auf den Ausgang der Sache. Er hatte in ſeinen Aemtern als Rath und Oberſtatthalter ein genügendes Feld für die Wirkſamkeit und den Einfluß, welche er wünſchte, und glaubte, um Beides ſich zu ſichern, nicht der königl. Vormundſchaft zu bedürfen, zumal er mit einer Pfalzgräfin aus dem eigenen Geblüt des Königs vermählt war.

Während ſomit dieſe vier Vormünder als entwaffnete Widerſacher von Piper's Plänen zu betrachten waren, konnte Piper in dem fünften eine bereite Hülfe für deren Durchführung erwarten. Graf Wrede's Empfehlung hatte Piper's Glück bei dem verſtorbenen Monarchen gemacht; ſie waren und blieben Freunde, und Graf Wrede ſah ſehr wohl ein, wozu dieſe Freundſchaft ihm nützen würde, wenn mit ſeiner Mitwirkung Piper den jungen unerfahrenen Fürſten vor der Zeit in den Beſitz der unbeſchränkten Macht und ſich ſelbſt in den unbeſchränkten und ungetheilten Beſitz des Vertrauens des Monarchen ſetzte.

Durch eines der ſeltſamſten Zuſammentreffen von Umſtänden wurde Piper bei jener Gelegenheit von ſeinem geſchworenen Feinde, gegen den er ſelbſt unauslöſchlichen Haß hegte, in die Hände gearbeitet. Eben ſo durch den hiſtoriſchen Namen ſeines Geſchlechts, wie durch eigenen perſönlichen Ruf, ſeine glänzenden Kriegs-

thaten, ſein überlegenes ſtaatsmänniſches Geſchick, ſeine geſellſchaftliche Stellung und das Beſtreben fremder Mächte ihn in ihre Dienſte zu ziehen, war der königl. Rath und Feldmarſchall Graf Bjelke der natürliche Vereinigungspunkt, um welchen der ſchwediſche Adel — wohlverſtanden vom alten Stamme — ſich ſchaarte, zumal Bjelke's Anſichten in ſchnurgradem Widerſpruche ſtanden gegen das Ausſaugungsſyſtem der Reduction, und die Energie ſeiner Seele vermuthen ließ, daß er bereit ſein werde, dieſe Anſichten durch die That geltend zu machen.

So war auch ſein Plan, bei deſſen Durchführung er auf Hedwig Eleonora's bekannte Anhänglichkeit an die alten Geſchlechter rechnete. Auch hätte Hedwig Eleonora nichts lieber gewünſcht, als für den Preis einer längeren Regentſchaft, die ihrer Eitelkeit in hohem Maaße ſchmeichelte, jenes Wohlwollen wirkſam bethätigen zu können. Um die Sache zur Entſcheidung zu bringen, war nur nöthig, daß zwei der Mitvormünder mit ihr übereinſtimmten. In dieſer Beziehung nahm Bjelke für ausgemacht an, daß Oxenſtjerna, ſelbſt ein Opfer der Reduction und einem der urſprünglich verfolgten Grafengeſchlechter angehörig, freudig und mit Eifer die Gelegenheit ergreifen werde, ſeinen eigenen und jener Grafengeſchlechter Wohlſtand wieder herzuſtellen; ja er hielt es ſogar für glaublich, daß Gyllenſtjerna, wenngleich Glied eines Geſchlechtes, aus deſſem Schooße der Reductionsplan ausging, und ſelbſt einer der thätigſten Begründer der Alleinherrſchaft, nachdem er den Keilen ihrer Ungnade perſönlich ausge-

. ſetzt war, und nachdem die Reduction eine Ausdehnung und einen Umfang erreicht hatte, die ſein eigenes Vermögen bedrohten, gern mithelfen werde, den Bach zu hemmen, ehe er zum reißenden Fluß anſchwölle. Doch Oxenſtjerna wollte ſich auf ein ſolches gewagtes Spiel nicht einlaſſen. Zwar mißtraute er für den Augenblick nicht dem Erfolge, aber er beſorgte Nachtheil für die Zukunft, ſobald der mündig gewordene König, wie zu vermuthen war, auf den Antrieb ſeines und ſeines Vaters gemeinſamen Günſtlings Piper, ſich angelegen ſein laſſen würde, das Werk ſeines Vorgängers aufrecht zu erhalten. Nur allzufriſch war in Oxenſtjerna's Andenken das Schickſal, welche die nächſtvorhergegangene vormundſchaftliche Regierung gehabt hatte. Ohnehin war ſeine vorſichtige Staatskunſt die des Friedens, der Aufrechthaltung des Status quo ſowohl mit den ausländiſchen Mächten wie innerhalb des Landes. Mit Oxenſtjerna's Weigerung, den beabſichtigten Plan zu unterſtützen, wurde dieſer in der Geburt erſtickt; nicht aber Bjelke's Eifer für deſſen Durchführung, eben ſo wenig ſein Unwillen über das, was er als Feigheit bei dem greiſen Staatsmann betrachtete. Seine Bemühungen ſtrandeten an Piper's Gegenbeſtrebungen, ihn verdächtig und verhaßt bei dem jungen Könige zu machen, und dieſen zu bewegen, das Werk ſeines Vaters zu erhalten; aber noch vor ſeinem eigenen Falle glückte es Bjelke, den Staatsplan zu ſtürzen, welcher ſiebzehn Jahre Schwedens Glück und Oxenſtjerna's Ehre ausgemacht hatte.

Dieſe Spaltungen in dem eigenen Schooße dre vormundſchaftlichen Regierung und deren nächſter Umgebung erleichterten das von Piper angefachte Streben des königl. Jünglings, volljähriger Regent zu werden, ſo wie Piper's Thätigkeit für dieſen Zweck. Alle hofften, ſich des Vertrauens des unerfahrenen Fürſten bemächtigen zu können und dann zu erreichen, was ſich unter der vormundſchaftlichen Regierung nicht erlangen ließ.

Bei dieſer Lage der Dinge traten die Reichsſtände zuſammen, um bei dem Begräbniſſe des verſtorbenen Königs zugegen zu ſein. Piper begann ſogleich ſeine Bearbeitungen, und Carl gab Allen, die ihm nahten, ſeine Wünſche zu erkennen. Da dieſen zur großen Verwunderung der Reichstagsdeputirten von den Vormündern ſelbſt nicht widerſprochen wurde, ſo gab man mehr und mehr dem Gehör, was der junge Fürſt ſo lebhaft erſtrebte und ſein Vertrauter ſo angelegentlich bevorwortete.

Eines Morgens, ſo zeitig, daß Teſſin noch nicht vom Lager ſich erhoben hatte, überraſchte ihn Piper mit ſeinem Beſuch.

„Um den Herrn Oberintendanten in ſeinen vielen und wichtigen Beſchäftigungen nicht zu ſtören“ — nahm Piper das Wort — „habe ich noch vor Tagesanbruch mich eingeſtellt. Von Ihrer bewährten Freundſchaft darf ich hoffentlich für dieſe weitgetriebene Vertraulichkeit Entſchuldigung erwarten, zumal mein Anliegen in doppelter Beziehung den Dienſt des Königs betrifft, für

welchen im ganzen Lande niemand gefunden wird, der eifriger darin wäre, als wir.«

»Der Herr Staatssecretair hat zu befehlen« — entgegnete mit gespannter Aufmerksamkeit Tessin. — »Der Besuch ist so schmeichelhaft für mich, daß ich mir eifrig angelegen sein lassen werde, seinen Zweck zu befördern. Es handelt sich, wie ich begreife, um keine Sache des Vergnügens.«

»Allerdings nicht, wiewohl ich hoffe, daß der Ausgang für Jeden und zumal für uns Beide, erfreulich sein wird« — fuhr Piper fort. — »Ohne Zweifel haben Sie bereits unter der Hand vernommen, daß mit Gottes Hülfe und unter Mitwirkung wohlgesinnter Menschen die Minderjährigkeitsregierung auf dem letzten Loche pfeift? Unser junger allergnädigster Herr, der schon weiser ist als mancher ergraute Monarch, will, das Land bedarf es und die Vormünder selbst sind auch dazu bereit, von der Gewalt zu Gunsten desjenigen abzustehen, dem sie von Rechtswegen zukommt; nur die erhabene Großmutter, welche gern für ihr ganzes Leben Regentin genannt werden möchte, ist dagegen. Die Meisten unter den Mitgliedern der Reichsstände, welche ich über diese Frage selbst an den Puls fühlte oder fühlen ließ, nehmen den Vorschlag mit offenen Händen an, um sie aber an ihr Wort zu binden, bevor der officielle Antrag gemacht wird, ist für heut Abend eine vorbereitende Versammlung bei Axel Sparre anberaumt; ich hoffe dort auf Ihre Gegenwart und Mitwirkung zählen zu dürfen.«

Beſorgt und verlegen erwiederte Teſſin:

„Ich darf mir ſchmeicheln, daß meine unterthänige Liebe, mein brennender Eifer für die theure Perſon Sr. Majeſtät, ſowie meine unbeſchränkte verehrungsvolle Ergebenheit für den Herrn Staatsſecretair über jedes Mißtrauen erhaben ſind, zumal dieſe meine Geſinnung nur das Echo der Gnade, welche der König mir zu erweiſen geruht, und der Gunſt iſt, die der Herr Staatsſecretair mir ſtets bezeigt hat. Möchte es Ihnen aber genehm ſein, das Zarte meiner Stellung zu beherzigen, wenn, wie Sie eben erwähnten, Ihre Majeſtät die verwittwete Königin, an deren Hofe ich noch jetzt beamtet bin, die meine erſte Wohlthäterin geweſen iſt, und bei welcher auch meine Gattin Kammerfräulein war, gegen den Plan ſich erklärt hat. Die Dankbarkeit und Ergebenheit für den König gebieten mir mich zu bemühen, ſeinen Wunſch zu befördern, die gleichen Gefühle für die verwittwete Königin verbieten mir, gegen ihre Abſichten aufzutreten. Unter ſo verwickelten Verhältniſſen verlangt eben ſo die Klugheit wie der Anſtand, daß ich von Staatsangelegenheiten mich entfernt halte. Der Herr Staatsſecretair verſteht dieſe beſſer, weiß ſie beſſer zu pflegen, als ich und die meiſten Anderen. Daher geſtatten Sie mir mich in den mir geſteckten Grenzen zu halten, und nur an meine eben ſo überhäuften wie wichtigen Berufsgeſchäfte zu denken. Daß mein eigener Vortheil näher an eine Regierungsform ſich anſchließt, bei welcher ich nur mit Sr. Majeſtät und dem Herrn Staatsſecretair zu thun bekäme, als an eine ſolche, wo ich ſechs Regenten zu gehorchen und mit ihnen zu ver-

handeln habe, brauche ich einem ſo tiefblickenden Manne wie Sie Herr Staatsſecretair gegenüber nicht hinzuzufügen.“

Piper war in hohem Grade mit Teſſin's Antwort zufrieden, namentlich auch deshalb, weil ſie Gleichgültigkeit für Einmiſchung in Staatsangelegenheiten bewies und Piper mithin nicht zu beſorgen hatte, daß er in Teſſin eine Schlange an ſeinem eigenen Buſen aufzöge.

„Ihre Gründe billige ich völlig“ — äußerte er denn — „und wir wollen nicht weiter über die Sache ſprechen, bevor ſie zur Entwickelung gediehen iſt. Aber die Volljährigkeitserklärung hat eine Folge, welche Sie ſehr nah angeht und hierüber eigentlich wünſchte ich mir Ihre Meinung zu erbitten. Sobald Se. Majeſtät ſelbſt die Regierung übernommen haben werden, kommt natürlich die Krönung und Huldigung an die Reihe. Sind Sie bereit, hierzu die Anſtalten in Ordnung zu haben?“

„Mit Gottes Gnade, ja!“ — entgegnete lebhaft Teſſin. — „Aber menſchlichen Blicken erregt der Gedanke Schwindel, an zwei ſo gewaltige Zurüſtungen in ſo kurzer Zeit nach dem königlichen Begräbniſſe, und während von dem Schloſſe nur wenige niedergebrannte Ueberreſte daſtehen, ſich zu wagen. Gewiß brauche ich nicht hinzuzufügen, daß ich alle meine Kräfte anſtrengen werde, um ſo viel an mir liegt, die Feſtlichkeiten ihrem Zwecke würdig einzurichten.“

„Niemand zweifelt hieran“ — nahm Piper freundlich das Wort. — „Aber für uns Beide iſt es von

Wichtigkeit, daß Sie mir offen und bestimmt sagen, wie viel Zeit zwischen dem Begräbnißacte und der Krönung erforderlich ist, um die Anstalten für die letztere zu beendigen. Denken Sie ein wenig darüber nach, vor Allem aber, und darauf zähle ich, so wie der Herr Oberintendant auf meine Freundschaft rechnen kann, bleiben Sie auch dem Könige gegenüber fest bei dem Zeitraume stehen, den Sie mir jetzt angeben. Sein Sie versichert, daß sehr viel, Ihr ganzes Glück sogar, von der Erfüllung dieses meines Verlangens abhängt.«

Tessin besann sich einige Augenblicke. »Die Zeit für die Reisen zwischen hier und Upsala miteingerechnet . . .«

»Streichen Sie diese aus Ihrer Berechnung, Herr Oberintendant« — unterbrach ihn Piper — »denn die Feierlichkeit wird hier in der Hauptstadt begangen werden.«

»In weniger als vier Wochen, nachdem das königliche Begräbniß stattgefunden hat, getraue ich mich in keinem Falle die Vorbereitungen für die Krönung und Huldigung in Ordnung zu haben« — antwortete Tessin.

»Also ein Monat, und dabei bleibt es; denken Sie daran, Herr Oberintendant« — ermahnte ihn Piper ernst und nachdrücklich. — »Was wir jetzt mit einander sprachen, bleibt unter allen Umständeu zwischen uns. Glücken meine Absichten, so dürfte ich Ihnen noch oft und in vieler Beziehung nützlich sein können, glücken sie nicht, so möchte es dem Herrn Oberintendanten wenig frommen, im Besitze meines Vertrauens gewesen zu sein.«

Piper empfahl ſich, und unter Betheuerungen ſeines Eifers und ſeiner Verſchwiegenheit begleitete ihn Teſſin bis hinaus auf den Hausflur.

Alles ſchlug indeß nach den Wünſchen des ſpitzfindigen, unternehmenden Günſtlings und ſeines heftigen Beſchützers aus. Zum erſten und letzten Mal wurde die verwittwete Königin, Regentin in der Regierung, deren Vorſitz ſie führte, überſtimmt. Dies geſchah bei der Frage über die Fortdauer der Regentſchaft, und Piper hatte bei der wirklichen oder vorgeblichen Unpäßlichkeit des Hofkanzlers Bergenhjelm die unſchätzbare Freude, die Mündigkeitserklärung König Carl's XII in Vorſchlag zu bringen.

Den meiſten und ernſteſten Widerſtand fand der Vorſchlag beim Prieſterſtande, gleichwohl aber ging er bei ſämmtlichen Reichsſtänden durch, denn bei einer vorgängigen Privat-Berathung hatte man ſich von ſo vielen Ja-Rufen überzeugen können, daß es für eine leichtlich in Erinnerung kommende Minorität gefährlich geweſen ſein würde, Nein zu ſagen.

Anfänglich glaubte Piper, mit Sicherheit nicht einmal auf den Land-Marſchall rechnen zu können. Hierzu war urſprünglich der Generallieutenant Freiherr Nils Gyllenſtjerna, der ſpäter nacheinander Graf, königlicher Rath, Feldmarſchall und Präſident im Kriegscollegium wurde, ernannt worden; er fiel indeß in eine heftige und ſchwere Krankheit, und ſo mußte man ſich nach einem andern, der den Vorſitz in den Reichsſtänden

führte, umſehen. Die Wahl traf den Landeshauptmann Freiherrn Nils Gripenhjelm. Als Sohn eines von Carl X auf ſeinem Sterbebette ſelbſt dazu auserſehenen Lehrers Carl's XI unterlag Gripenhjelm's Anhänglichkeit an den jungen Monarchen keinem Zweifel; anderer Seits aber war er für ſeine Perſon Hedwig Eleonoren zu Dank verpflichtet, denn ſie war es geweſen, die bei der früheren vormundſchaftlichen Regierung den Adelsbrief unterzeichnet hatte, kraft deſſen Gripenhjelm (der Vater) aufhörte „Finelius“ zu heißen.

In dem Plenum Plenorum, wo der Landmarſchall Freiherr Gripenhjelm im Namen und Auftrage der Stände das Wort führte, wurde Hedwig zunächſt dafür, daß ſie die Stände zur Theilnahme an dem königlichen Begräbniſſe berufen, ſodann für die Vormundſchaft der Dank der Stände ausgeſprochen. Auf dieſe Einleitung folgte ein zierliches „Anſuchen“, es möge Sr. Majeſtät gefallen, ſelbſt die Regierung zu übernehmen.

Carl hatte ſo die doppelte Freude: er ſchien dem Wunſche des Volks zu willfahren, indem zugleich der Wunſch in Erfüllung ging, den er ſelbſt am lebhafteſten hegte.

„Sie, mein beſter Freund, ſind es, dem ich für das Geſchehene zu danken habe“ — äußerte er mit Wärme zu Piper, als dieſer ſpäter zum erſten Mal bei dem volljährig erklärten Herrſcherjüngling ſich einfand, und indem er ihn zugleich umarmte. — „Eilen Sie mir zu ſagen, womit ich Sie belohnen kann; zu Allem, was es ſein möge, gebe ich meine Zuſtimmung.“

„Ew. Majeſtät fernere Gnade und hohe Zufriedenheit ſind die höchſte und einzige Belohnung, nach der ich ſtrebe“ — entgegnete der ſchlaue Staatsmann. — „Zwar hege ich auch in dieſem Augenblick einen unterthänigen Wunſch, aber dieſer bezieht ſich ausſchließlich auf das Beſte meines theuren Königs, worauf alle meine Bemühungen, alle meine Gedanken gerichtet ſind.“

„Was meinen Sie?“ fragte Carl, deſſen feurige Augen in denen Piper's leſen zu wollen ſchienen.

„Reichstag und Alleinherrſchaft vertragen ſich eben ſo wenig, wie Oel und Waſſer“ — verſetzte mit eindringlicher Betonung der Günſtling. — „Ew. Maj. Unterthanen haben, ſo lange die Stände verſammelt ſind, einen gefährlichen Spiegel vor Augen, indem ſie manche kitzliche Einwürfe, und möglicher Weiſe Verſuche des Widerſtands ſogar gegen den beſtimmt ausgeſprochenen Willen Ew. Majeſtät erblicken. Das iſt eine vortreffliche Gelegenheit für diejenigen, welche im Trüben zu fiſchen ſuchen, und die Ränkeſchmiede haben offenes Feld, die königliche Gewalt zu beſchneiden. Der Herr Rath Graf Bjelke zum Beiſpiel . . .“

„Er iſt ja einer unſerer tapferſten Heerführer“ — fiel der König ihm heftig in's Wort.

„Seine Verdienſte als Krieger bin ich weit entfernt zu beſtreiten“ — verſetzte liſtig Piper. — „Auch haben fremde Mächte dies zu ſchätzen gewußt. Hätte Ew. Majeſtät hochſeeliger Herr Vater nicht ſein Herrſcherwort geſprochen, ſo ſtände in dieſem Augenblicke das tapfere Schwerdt Sr. Excellenz ſeinen ariſtokratiſchen Freunden in Venedig, nicht aber ſeinem von Gott eingeſetzten, allein gebietenden und befehlenden Monarchen zu Ge-

bot .... Jedenfalls, allergnädigſter Herr, wenn Ew. Majeſtät ein glückliches und von Haus aus friedliches Regiment führen wollen, trennen und entlaſſen Sie jene Zänker je eher je lieber. Begannen doch die Prieſter ſogleich zu mucken, als ſie das Recht Ew. Majeſtät, von jetzt ab ſelbſt zu regieren, anerkennen ſollten.«

Der königliche Jüngling verſank in tiefes Sinnen. Piper hatte ſeinem Nachdenken ein bisher unbekanntes Feld geöffnet.

»Die Macht, welche Gott mir verlieh, werde ich vertheidigen und ſei es auch gegen die ganze Welt« — rief er endlich mit flammenden Blicken aus — »und ſobald meine Krönung ſtattgefunden hat, werde ich den Reichstag auflöſen. Oder meinen Sie nicht, daß ich alſo verfahren ſoll?«

»Ich theile ganz die Anſicht Ew. Majeſtät« — erwiederte Piper — »falls jener erhabene Act in einem der nächſten Tage mit der ihm gebührenden Pracht ſtattfinden kann Dies liegt außerhalb der Grenzen meines Urtheils. Die Vorbereitungen ſind Sache des Oberintendanten. Geruhen Ew. Majeſtät ihn rufen zu laſſen; der eben ſo geſchickte wie thätige und Ew. Majeſtät ergebene Mann wird den nöthigen Aufſchluß geben können.«

»Wohlan, ſchicken Sie auf der Stelle zu Teſſin!« befahl der junge Monarch.

Der Befehl war kaum gegeben, auch erfüllt, und Piper hatte ſich noch nicht entfernt, als bereits Teſſin in das Cabinet des Königs trat und von dieſem ſogleich mit der Frage empfangen wurde: wie viel Tage

er bedürfe, um die Anſtalten zu der Krönung in Ordnung zu bringen? „Je kürzere Zeit Sie zu den Vorbereitungen verwenden“ — fügte der König hinzu — „deſto größeres Vergnügen machen Sie mir.“

Piper heftete einen ſcharfen und prüfenden Blick auf Teſſin, als dieſer anwortete: „um den Wünſchen Sr. Majeſtät zu entſprechen, wolle er gern auf Eſſen und Schlaf verzichten und auf das Aeußerſte ſich anſtrengen; deſſen ungeachtet würde, um die Anſtalten zu einem ſolchen feierlichen Acte in würdiger Weiſe treffen zu können, mindeſtens ein Monat vergehen zwiſchen dem königlichen Begräbniſſe und der Krönung, wenn dieſe in der Hauptſtadt gefeiert werden ſolle und noch längere Zeit, je nach der Entfernung des Orts, Falls Se. Majeſtät eine andere Stadt als Stockholm dazu beſtimmten.“

„Das iſt ſehr böſe,“ äußerte Carl mit finſterer Miene; in Piper's aufgeklärtem Geſicht las man dagegen: „Gut geantwortet.“

„Je kürzere Zeit, deſto beſſer: deshalb beſtimme ich die Hauptſtadt zum Ort der Krönung.“

Indem Carl dies ſagte, ſchienen ſeine ſeelenvollen Blicke in Piper's Augen Billigung ſeiner Meinung zu ſuchen und zu erhalten.

„Folglich“ — fuhr der König, nachdem Teſſin ſich entfernt hatte, fort — „muß ich den Reichstag noch mindeſtens einen Monat, bis meine Krönung bewerkſtelligt ſein kann, beſtehen laſſen.“

„Dies beruht durchaus auf Ew. Majeſtät eigenem gnädigem Gutbefinden“ — verſetzte Piper — „und je nachdem Ew. Majeſtät ein ruhiges Regiment oder die

Gegenwart einiger hundert Personen mehr bei der Krönung am wichtigsten erachten. Die Krönung kann mit derselben Pracht vor sich gehen, mögen die Stände versammelt sein oder nicht. Ja ich wage sogar die unterthänige Bemerkung, wie die Erhabenheit Ew. Majestät und die Stellung der Stände als nichts Anderes als Unterthanen in noch schärferen Farben hervortreten würde, wenn ihr und unser Aller allergnädigster Herr und König für gut befände sich nach Auflösung des Reichstags krönen zu lassen, und zur Anwesenheit bei der Krönung nur eines und das andere Mitglied der Reichsstände aus besonderer Gnade einzuladen."

Carl besann sich aufs Neue einige Secunden. Dann erklärte er, daß er Piper's Ansicht billige und die Stände unverzüglich entlassen wolle.

Dieser Beschluß des Königs, welcher alsbald kundgethan wurde, machte einen Strich durch viele und tiefe Berechnungen. Nachdem die Opfer und Widersacher der Reduction ihre auf die Geneigtheit der verwittweten Königin-Regentin gestützte Hoffnung an der Unschlüssigkeit und Furcht der Mitvormünder scheitern gesehen, hatten sie zur Auflösung der vormundschaftlichen Regierung und Mündigkeitserklärung des Königs hülfreiche Hand geleistet, theils in der Hoffnung, auf den jungen unerfahrenen Monarchen einwirken und ihn leiten zu können, theils weil sie auf das Mißvergnügen bauten, was eine solche Maßregel bei den Ständen, zumal beim Priesterstande, wo man in großer Zahl und am eifrigsten und lautesten dagegen sprach, finden werde. Ohne Zweifel — meinten die mit Bjelke Gleichdenkenden —

werden sie bereit sein, eine Vorstellung am Throne wegen Hemmung der aussaugenden und untergrabenden Untersuchungen zu unterstützen, und schwerlich dürfte die erste Bitte der Reichsstände abgeschlagen werden.

Für die Anhänger dieser Meinung war die plötzliche Auflösung der Reichsversammlung ein Donnerschlag. Sie ahnten, daß es ein Kunstgriff von Piper war. Ohne zu bedenken, daß eine Krönung auch in der Abwesenheit der Stände vor sich gehen könne, sprachen sie in dem Reichtagsbeschlusse den unterthänigen Wunsch aus, Se. Majestät bald als einen gesalbten König des Reichs zu erblicken *).

Piper lachte im Stillen über diesen ohnmächtigen Versuch der Stände, bald wieder ein Wort mitsprechen zu können, und als Carl die Frage an ihn richtete, wie seiner Ansicht nach der König diesen Antrag beantworten müsse: erwiederte Piper: „Durch die That, allergnädigster Herr! Sie bitten unterthänigst, daß Ew. Majestät sich bald zum König salben lassen möchten, es ist also, zumal es mit Ew. Majestät eigenen hohen Wünschen übereinstimmt, das Beste, dies so bald es nur irgend in angemessener Weise geschehen kann, zu bewerkstelligen. Da sie nicht einmal ihrer eigenen Gegenwart bei der Feier erwähnt haben, so können sie folglich auch Nichts dagegen einwenden, wenn sie zu derselben nicht berufen werden. Gebe Gott, daß Ew. Majestät sie niemals wieder-

*) Reichtagsbeschluß vom 29. November 1697.

zuſehen und von ihren Klagen beunruhigt zu werden brauchen.“

Carl nickte dem Rathe des Günſtlings Beifall zu. Die Stände wurden entlaſſen und nur wenige ihrer Mitglieder mit dem Befehle begnadigt, bei der bevorſtehenden Krönung anweſend zu ſein.

Mit faſt kindiſcher Luſt ſehnte ſich Carl nach der Feierlichkeit, und freudiges Herzklopfen erregte ihm Teſſin's Anzeige, daß Alles dazu in Ordnung ſei. Damit die unbegrenzte Macht und der unbeſchränkte Wille des Königs, den heimlichen Einfluß verhüllend, einem Jeden auf die überzeugendſte Weiſe in das Auge ſpringen möchte, beredete Piper den König, der Huldigung den Salbungsact vorangehen zu laſſen, und bei letzterem ſich ſelbſt die Krone auf das Haupt zu ſetzen. Beides geſchah. Teſſin ordnete und ſchmückte für die Huldigungs-Ceremonie den Platz vor dem Palaſte, welchen Guſtav Adolph dem Statthalter auf Schloß Jönköping, Lars Sparre ſchenkte, und der, nachmals von der Krone wieder eingelöſ't, von Chriſtina dem berühmten Feldherrn Wrangel geſchenkt wurde, deſſen Erben ihn auf's Neue an die Krone verkauften, als der Schloßbau 1697 die ſchwediſche Regentenfamilie in ihrer eigenen Hauptſtadt obdachlos machte, von welcher Zeit ab bis zu der etwas über ein halbes Jahrhundert ſpäteren Vollendung des neuen Königsſchloſſes dieſer Palaſt, in dem jetzt das Svea-Hofgericht, das Kammercollegium und das Staatscontor ſich befinden, von den Mitgliedern des königlichen Hauſes bewohnt wurde,

und deshalb noch heute „das Königshaus“ genannt wird.

Am Tage nach der Huldigung verrichtete der Erzbiſchof Svebilius in der gleichfalls von Teſſin herrlich geſchmückten Kirche den Salbungsact. Kaum hatte der 74jährige Prälat — der eben genannte Erzbiſchof Svebilius — mit thränenerfüllten Augen und vor Alter zitternden Händen ſein heiliges ſinnbildliches Amt verrichtet, als der 15jährige König, welcher während der Ceremonie nicht minder gerührt erſchien, ſich haſtig erhob, und mit Augen, aus denen Stolz, Feuer und Muth flammten, kühn umherblickend, ſchnell und entſchieden die Krone ergriff, welche der Erzbiſchof ſo eben aufnahm, um die Krönung zu vollenden, und ſie ſelbſt ſich aufs Haupt ſetzte.

Ein Blitzſtrahl, der die Kirche entzündet, hätte nicht größere Ueberraſchung und Betroffenheit hervorbringen können, als dieſe bedeutungsvolle Abweichung von dem üblichen und auch diesmal kundgemachten Ceremoniel. Die königlichen Räthe, beſonders der Feldmarſchall Bjelke und der Reichsmarſchall Stenbock wechſelten beredte Blicke; überall in der Kirche vernahm man Flüſtern. Nur auf vier von den Ervormündern ſchien die Sache keinen Eindruck zu machen. Deſto bedenklicher ſah der fünfte — Gyldenſtolpe — aus, und ſeine ſcharfen Blicke ſuchten Piper.

Aus deſſen Augen ſtrahlte triumphirende Freude, wie ſehr er ſich auch zu verhüllen bemühte, was in ſeinem Innern vorging. Gyldenſtolpe's Blicke ſuchte

er zu vermeiden, dagegen aber in den Gesichtern der übrigen Anwesenden den Eindruck zu erforschen, welchen das Benehmen des jungen Alleinherrschers hervorrief, bereit, wenn er später von ihm selbst befragt würde, seinen Absichten gemäß ihn auszulegen.

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

In aufgeregter Stimmung trat Archiater Hjärne in das Zimmer der Rathsherrin Teſſin, wo dieſe allein ſaß in einem gepolſterten Seſſel mit hoher Rücklehne, vor ſich Luther's Kirchenpoſtille aufgeſchlagen auf einem kleinen Nähtiſche. Bei Hjärne's Ankunft, hielt ſie im Leſen ein, nahm die Brille von der Naſe und legte dieſe als Zeichen in das Buch, welches ſie dann leiſe zumachte, während ſie Hjärne willkommen hieß und ihm einen Stuhl ihr gegenüber anbot.

„Außer dem Thürwächter und meiner Schwiegermutter ſelbſt“ — begann Hjärne — „iſt ja kein menſchliches Weſen im ganzen Hauſe zu finden. Die Herrlichkeit iſt längſt vorbei und ich rechnete darauf, den Schwager zu Haus zu treffen.“

„Sein Fehler iſt es nicht, lieber Urban, daß Du ihn nicht triffſt“ — verſetzte die Rathsherrin. — „Kaum hatte er das Ueberkleid abgelegt, ſo erging eine Bot-

ſchaft an ihn von dem jetzt ſogenannten „Königshauſe“ und Hals über Kopf mußte er hinauf zu unſerer neuen Majeſtät, die mit ihm ſprechen wollte. Meine Schwiegertochter aber habe ich den lieben langen Tag nicht geſehen, denn von der Kirche aus hat ſie ſich auf erhaltenen gnädigen Befehl zu Ihrer Majeſtät der verwittweten Königin begeben. Die Kleinen draußen in der Kinderſtube und ich ſind die Einzigen, welche während der Feſtlichkeiten zu Haus blieben. All das übrige Geſinde hat ſich davon gemacht, um die ſchönen Dinge zu ſehen und noch iſt keiner von ihnen Allen zurückgekehrt. Aber Gott möge zum Guten wenden, was hier paſſirt iſt und was uns etwa noch Schlimmeres bevorſteht. Gleich nachdem Nicodemus zum Königshaus fortgeeilt war, erzählte mir das Kindermädchen, das auf einige Augenblicke heimlich zur Thürwache hinuntergegangen war, um Neuigkeiten von der Krönungsfeſtlichkeit aufzuſchnappen, des Königs Roß habe ſich vor den „ſieben Höllenpforten*)“ aufgebäumt und es ſei da die Krone von ſeinem eben gekrönten Haupte gefallen. Als Seine Hochgräfliche Excellenz der ſeelige Reichsdroſt de

*) „Das Thegner'ſche, jetzt dem Handelsmann Petterſen gehörige Haus wurde vordem „Sju Helvites portar“ (Sieben Pforten der Hölle genannt). Dieſe Benennung rührt davon her, daß in dem Hauſe eine für ſehr böſe verrufene Wittwe mit Namen Hellwig wohnte, weshalb man das Haus, welches ſieben Thüren hatte, „Sju Helvites portar“ nannte.“ Eigenhändige Aufzeichnung des Reichsrathes Gr. Teſſin des jüng.

la Gardie während des Krönungszugs des Hochseeligen Königs Perrücke und Reichsapfel verlor, bedeutete dies alles das Unglück, was von Stunde an über ihm und dem ganzen Adel des Landes einbrach. Und daß Se. Majestät selbst die gesegnete Krone verlor und noch dazu an einer Stelle, die den Namen von dem Eingange zu dem Reich des Bösen führt, kann nichts Anderes bedeuten als Böses sowohl für den Gesalbten des Herrn, wie für sein ganzes Reich.«

Mit einem tiefen Seufzer begleitete die Rathsherrin das Gesagte, während sie zugleich mit gefalteten Händen gen Himmel blickte.

»Schnick schnack! — murmelte Hjärne, der zerstreut die Erzählung der Alten angehört hatte — und nur soweit wahr, als die Krone zwar von dem Kopf des Königs gefallen ist, aber nicht auf der Königsstraße, sondern auf dem Hauptkirchenberg, und was das Wunderzeichen bedeutet, kann ich bei meiner ewigen Seeligkeit erklären, wenn es der Frau Schwiegermutter gefällig ist zu hören.«

»Ei großer Gott, wie gern möchte ich das wissen« — rief die Rathsherrin eifrig aus — »aber ist es nicht Sünde, sich in Gottes Geheimnisse einzudrängen und werden meine schwachen Nerven es auch ertragen können, was Du zu sagen hast?«

»Dafür giebt es stärkende Tropfen in allen neun Apotheken Stockholm's und das Recept schreibe ich gratis« — erwiederte lächelnd Hjärne. — »Das Bäumen des Pferdes und das Fallen der Krone bedeu-

ten ... halten Sie Ihr Ohr her, Frau Schwiegermutter! ich fürchte, daß uns irgend wer belauschen möchte.«

»Keine Sorge, Herr Schwiegersohn! Wir sind unter vier Augen und die Thür ist zu .... Nun, was bedeutet denn das Bäumen des Pferdes und das Fallen der Krone?«

»Daß der Stallmeister, der das Roß einritt, einen Zopf bekömmt, und obendrein, wenn der Apfel nicht weit vom Stamme fällt, ein paar tüchtige Schläge mit der Ofengabel.«

»Pfui, schämen Sie sich, mit heiligen Dingen und alten Leuten so Scherz zu treiben« — schalt unwillig und verletzt die Rathsherrin. — »Doch es geschieht mir Recht. Ich mußte wissen, daß, wer so bald die Liebe zur Tochter vergißt, auch die Achtung, welche er der Mutter schuldig ist, nicht lange im Gedächtniß behalten kann.«

»Nun, nun, Frau Schwiegermutter, nehmen Sie einen unschuldigen Scherz nicht so böse auf« — bat Hjärne, von der Bemerkung der Rathsherrin betroffen und dabei ergriff er ihres Widerstandes ungeachtet eine ihrer vertrockneten runzlichen Hände und führte sie an seine Lippen. — »Sie kennen mich ja so lange, daß meine Possen Sie nicht verletzen müßten? Gott gebe, daß hier keine schlimmeren Vorboten zu einer stürmischen Regierung vorhanden sein möchten, als ein unbändiges Roß und die heruntergefallene Krone. Hätte der König nicht den Einfall gehabt, sie sich selbst aufzusetzen und hätte das, wie es sonst in der Welt geschah, geschickteren Hän-

den überlaſſen, ſo würde die Krone ſchon etwas feſter geſeſſen haben.«

»Meinſt Du, lieber Schwiegerſohn?« — unterbrach ihn die Rathsherrin eben ſo ſchnell verſöhnt, als Sie in Zorn gerathen war. Doch konnte ſie nicht umhin, Hjärne für ſeine Spötterei eins abzugeben und fuhr daher fort: »Alte Sitten muß man heilig und alte Leute in Ehren halten und wer das unterläßt, muß dafür zu ſeiner Zeit büßen, möge er vornehm oder gering ſein.«

»Dank für den Denkzettel« — verſetzte lächelnd Hjärne. — »Das nenne ich bezahlt und quittire dankbarlichſt; und damit wäre denn für diesmal unſere Rechnung abgemacht. Doch ſieh da! der Schwager in höchſteigener Perſon. Du kommſt bei meiner Seele gerade zur rechten Zeit, um Frieden zwiſchen mir und der Schwiegermutter zu ſtiften.«

Teſſin kehrte ſo eben vom Schloſſe zurück. Mit freudeſtrahlendem Geſicht reichte er Hjärne die Hand, hieß ihn willkommen und umarmte dann voll Entzücken ſeine Mutter.

Aufmerkſam betrachtete ihn Hjärne. »Du biſt ſo aufgeräumt, lieber Schwager!« — nahm er das Wort — »daß Du ohne Zweifel irgend eine angenehme Nachricht mitbringſt: vielleicht eine Widerlegung des häßlichen Gerüchts, das einen ſo widerigen Eindruck auf das Publikum macht, und deſſen wahren Zuſammenhang zu erfahren ich mich bei Dir einfand.«

»Später will ich Dich um nähere Erklärung bitten, was Du meinſt« — erwiederte Teſſin. — »Zuvörderſt

aber wünſche ich, daß Du Dich mit mir freuſt über mein Glück und die mir widerfahrene ausgezeichnete Gnade. Seine Majeſtät haben in Gegenwart Ihrer erhabenen Frau Großmutter mir Ihr beſonderes Wohlgefallen mit meinen Veranſtaltungen bei dem Huldigungsacte und der Salbungsceremonie zu bezeigen und auf Anlaß deſſen den Rang des Oberintendanten zu dem der Hofmarſchälle zu erhöhen geruht, und Ihre Majeſtät die verwittwete Königin hat ſich in den huldreichſten Ausdrücken damit einverſtanden erklärt.«

»Segne Gott die gnädigen Majeſtäten!« bat mit thränenerfüllten Augen die Rathsherrin.

»Von Herzen Glück, theuerſter Herr Schwager« — ſagte Hjärne, ihm freundlich die Hand ſchüttelnd — »Du wirſt jetzt ſo verzweifelt vornehm, daß es wohl bald mit der Brüderſchaft zwiſchen uns aus iſt.«

»Einen ſo bitteren Scherz hätte ich wahrlich an einem ſo freudigen Tage nicht erwartet« — erwiederte ernſt Teſſin. — »Wenigſtens mit meinem Wiſſen und Willen gab ich Dir keine Veranlaſſung dazu; und ich hoffe, daß Du aufhörſt, aus einem ſolchen Tone zu ſprechen.«

»Da wir uns ſomit plötzlich auf ernſtem Gebiete befinden — nahm Hjärne, nicht ohne eine gewiſſe feierliche Strenge wieder das Wort ſo dürfteſt Du als unmittelbar von Hofe kommend wohl im Stande ſein, mir diejenige Aufklärung zu geben, um derentwillen ich hierher gekommen bin. Du ſtehſt in täglicher Berührung mit dem allmächtigen Piper und wirſt von ihm gehört haben, ob der ehrwürdige Probſt Boethius wirklich ge-

fangen hierher geführt worden iſt und als Majeſtätsverbrecher behandelt werden ſoll.“

„Leider iſt dies nur zu allzuwahr“ — antwortete die Achſel zuckend und mit finſterer Stirne Teſſin. — „Iſt es aber auch klug und eines Seelſorgers würdig, in dem Augenblicke, wo unſer junger Monarch auf den eigenen Wunſch der Reichsſtände das Ruder des Reichs übernimmt, ſeine Predigt mit dem Spruche einzuleiten: „Wehe dem Lande, deſſen König ein Kind iſt?“ Und daß die Bemerkungen, die Boethius an den königl. Rath Grafen Gyldenſtolpe über das Kirchengeſetz vom Jahre 86 und den Reichstagsbeſchluß von 93 mit dem Antrage eingeſandt hat, ſie Sr. Majeſtät zu übergeben, der ſie dann, wie er meinte, der letzt verſammelten Prieſterſchaft überweiſen ſollte, höchſt verfänglich geweſen ſein müſſen, beweiſt ſchon der Umſtand, daß Se. Excellenz, obgleich auch nicht eben zufrieden mit der gegenwärtigen Lage der Dinge, weder verbergen, daß er dieſe verbrecheriſche Schrift erhalten, noch ſich der gerichtlichen Belangung von Boethius widerſetzen durfte.“

„Letzteres nimmt mich keineswegs Wunder“ — bemerkte mit Bitterkeit Hjärne. — „Die Großen ſind jetzt um ihre Haut beſorgt und fürchten die Peitſche in Piper's Hand. Möge der Ausgang nun ſein, welcher er wolle, ſchon der Verſuch iſt ſchändlich und ein Fleck auf dem Beginn dieſer Regierung.“

„Großer Gott, wird das Unglückszeichen ſo bald Wahrheit!“ — fiel die Rathsherrin ein, welche bis dahin ſtillgeſchwiegen hatte, „und faſt vergeſſen von

den beiden Schwägern, die Unterhaltung derſelben mit angehört hatte. Sichtbar erhöhte dieſer Ausruf die Verlegenheit Teſſin's und ſeine Bemühungen, Alles in einer Weiſe zu erklären, welche ſeiner Mutter Unruhe, wie Mißvergnügen benähme, erpreßten ſeiner Stirne mächtige Schweißtropfen. Hjärne ward dies kaum gewahr, ſo nahm er davon Veranlaſſung, Teſſin ſpöttiſch aufzufordern, ſich den Schweiß von der Stirne zu wiſchen.“

Mechaniſch zog dieſer das Schnupftuch aus der Taſche, aber vergaß ſeine Abſicht, als Hjärne rief: „Was fiel da eben aus Deiner Taſche an den Boden?“

Es war ein Paquet Bankzettel, 10000 Reichsthaler enthaltend.

„Was hat das zu bedeuten, daß Du mit einer ſo anſehnlichen Summe Gelds Dich trägſt, mein Herr Schwager, und doch ſo wenig darauf Acht haſt?“ fragte überraſcht Hjärne.

„Eben ſo beſtürzt würdeſt Du mich finden, als Du ſelbſt es biſt“ — erwiederte Teſſin, indem er das Geld aufnahm, flüchtig überzählte und dann in die andere Taſche ſteckte — „wenn es das erſte Mal wäre, daß unſer freigebiger und edelmüthiger Monarch mich auf dieſe unverhoffte Art mit Wohlthaten überhäufte.“

Und nun erzählte er von dem in gleicher Weiſe bei dem Begräbniſſe des verſtorbenen Königs erhaltenen Geſchenke und von ſeiner Unterredung auf Anlaß deſſen mit Piper.

Die Rathsherrin vergoß Thränen der Freude bei Teſſin's Bericht, Hjärne aber heftete ſcharfe Blicke

auf ſeinen Schwager. Als dieſer geendet, nahm der Archiater ſehr ernſt das Wort:

„Ich billige ſowohl Deine Freude, wie Deine lebhafte Dankbarkeit für die vielen und erklecklichen Gnadenbeweiſe, mit denen unſer junger Monarch Deine großen Verdienſte und unendliche Mühe vergilt. Sie zeigen zugleich, wie Du höchſten Orts in ganz beſonderer Gunſt ſtehſt. Laß nun ſehen, daß Du Deinen Einfluß gebrauchſt — ich dringe nicht darauf, daß Du dich an Se. Majeſtät ſelbſt wendeſt, das würde vielleicht unpaſſend ſein und übel aufgenommen werden — aber an ſeine rechte Hand, den Staatsſecretair Piper, wende Dich, bei ihm ſprich für den armen Boethius, deſſen ſchlimme Behandlung böſes Blut weckt und üble Folgen haben könnte. Nicht allein einem achtungswerthen Lehrer und Hausvater, ſondern der Obrigkeit ſelbſt und dem ganzen Lande würdeſt Du einen Dienſt damit erweiſen und mit reichem Seegen würde es Gott an Dir und allen Deinen Unternehmungen vergelten.“

„Entſpräche mein Vermögen in einem ſolchen Falle meinem guten Willen“ — verſetzte nicht ohne Verlegenheit Teſſin — „ſo ſollte keinerlei Bedenklichkeit mich abhalten, das Aeußerſte zu wagen für die Rettung einer Perſon, von deren Unſchuld ich überzeugt wäre. Aber zunächſt kenne ich zu wenig die Sache ſelbſt, und hege zu viel Achtung vor den Richtern, welche ſie prüfen ſollen, um mich auf ein mir fremdes Gebiet zu wagen; zweitens würde mein unzeitiges Vorwort zu nichts Anderem dienen, als mir das gerechte Mißfallen der Obrigkeit zuzuziehen, und dies würde zum dritten und letzten

die Folge haben, daß wenn ich auch von der Beſchäftigung mit den Schloßbauten nicht völlig getrennt würde, doch die Neigung für dieſelben höchſten Orts ſich abkühlte, und das Werk, mit dem ich mein Weſen, meinen Namen verwachſen fühle und das mir lieber iſt als das Leben, Abbruch erleiden könnte. Ich hoffe, daß mein Schwager, der ſelbſt mit ſo lobenswerthem und brennendem Eifer für ſeine Wiſſenſchaft lebt, das Gewicht dieſer meiner Gründe einſieht.«

»Gegen die letzteren geſtatte ich mir keine Einwendung« — erwiederte Hjärne trocken, während ſeine Mundwinkel ſich ſpitzten und ein verhaltenes Hohnlächeln auf ſeinem Geſicht ſchimmerte — »und habe die Ehre mich dem fortdauernden geneigten Andenken meines theueren Schwagers, des Herrn Oberhofintendanten und meiner Frau Schwiegermutter unterthänigſt zu empfehlen.«

Hiermit und das Wort »Hof« bitter betonend, entfernte ſich eilig der Archiater.

Zwei und zwanzigſtes Kapitel.

Niemals herrſchte in Schweden größere Ungewißheit über das bevorſtehende Regierungsſyſtem, wurden feinere Pläne geſponnen, größere Anſtrengungen gemacht, um dieſem Richtung zu geben, als in den erſten Wochen von Carl's XII Regierung. Daß Piper früher oder ſpäter den Talar und eigenen großen Einfluß erhalten werde, war leicht zu ahnen. Niemand aber konnte vorausſehen, daß er, und nur er, ſich des ausſchließlichen Vertrauens des jungen Monarchen bemächtigen, daß er im Stande ſein werde, ſowohl den ergrauten Staatsmann Bengt Oxenſtjerna, wie den gefeierten Feldherrn Nils Bjelke daraus zu verdrängen, daß er ferner, Beide überliſtend, nachdem er zuerſt mit Bjelke's Unterſtützung Oxenſtjerna's Staatsſyſtem geſtürzt hatte, den heimlichen Aerger des Kanzleipräſidenten zum Hebel benutzen würde, um das Beil über Bjelke's Haupt zu erheben, mit des Letzteren Falle dem Beſtehen der

Reduktion das letzte Siegel aufzudrücken und der alten Aristokratie Schwedens den Gnadenstoß zu geben.

Auf die Verheißungen der verwittweten Königin sich stützend, hatten die königl. Räthe, der Reichsmarschall Stenbock und der Feldmarschall Bjelke darauf gerechnet, während der Minderjährigkeit des Königs dem gewaltsamen Verfahren der Reduktion Einhalt zu thun. In dieser Hoffnung fanden sie sich getäuscht und, wie sie wenigstens glaubten, hauptsächlich durch die vor Schatten selbst sich fürchtende Vorsicht des Grafen Oxenstjerna. Ihre nächste Sorge war deshalb, sobald nur der junge König die Regierung selbst angetreten hatte, den Kanzleipräsidenten unschädlich zu machen, und ihm die Hände dergestalt zu binden, daß er, um sich selbst an der Spitze der auswärtigen Angelegenheiten erhalten zu können, genöthigt wäre, ihren Absichten sich anzuschließen und sie zu unterstützen. So lange hinsichtlich der Verhältnisse zum Auslande das System befolgt wurde, was zu seiner Ehre und zum Besten des Reichs die letzten neunzehn Jahre von Carls XI Regierung genau beobachtet war, fand Oxenstjerna sich genugsam stark und heimisch in seiner Rolle, um alle andere Beihülfe, außer dem Vertrauen des Monarchen entbehren zu können; als aber dies wankend und das System umgestoßen wurde, gerieth Oxenstjerna plötzlich auf ein ihm fremdes Feld, wo er das Bedürfniß der Unterstützung von Seiten Anderer fühlte. Sein politisches System bestand darin, sich von dem eroberungssüchtigen Frankreich, ohne mit ihm zu brechen, in einer Art freundschaftlicher Entfernung zu halten, den fried-

liebenden Mächten, welchen die Aufrechthaltung des Westphälischen und Nimwegischen Friedensschlusses besonders am Herzen lag, sich nah anzuschließen, sowie, um einen zuverlässigen Bundesgenossen zur See zu haben, mit den Generalstaaten in Bündniß zu treten; ein Bündniß, dem sich bald der Kaiser und mehrere andere deutsche Mächte anschlossen.

Von diesem System äußerte Bjelke zu Stenbock: es sei die Festung des Alten, dieser müsse aus seinen Verschanzungen getrieben werden, ehe irgend etwas Entscheidendes in der Reductionsfrage ausgerichtet werden könnte.

Stenbock theilte diese Meinung, erklärte sich aber durch die Verwandtschaft mit der Gräfin Oxenstjerna behindert, in anderer Weise gegen deren Gemahl aufzutreten, als mit seiner Stimme in der Rathsversammlung, wenn dort die Bundesfrage zur Berathung komme.

„Mehr bedarf es auch nicht“ — bemerkte Bjelke — „Um das Spiel gewonnen zu haben, bleibt jetzt übrig, Wrede, der mein uralter Freund ist, aber seine Rechnung dabei findet, auch des allvermögenden Günstlings Freund zu sein oder wenigstens zu scheinen, so wie den jungen Fürsten für unsere Ansicht zu gewinnen, und zwar den König durch Piper.“

„Durch Piper!“ — rief erstaunt und unwillig der Reichsmarschall aus und nahm dabei eine mehr als gewöhnlich grade und steife Haltung an — „wir, mit unserem Namen, unserer gesellschaftlichen Stellung, unserem über jeglichem Mißtrauen erhabenen Rufe, sollen uns erniedrigen, einem unserer Untergebenen, einem

Emporkömmlinge, der, wie man behauptet, von Raub lebt, Complimente zu machen! Haſt Du nicht mehr wie einmal ſelbſt geſagt, Herr Piper ſei Dein geſchworner Feind?«

»In Staatsangelegenheiten kenne ich keine perſönlichen Freunde oder Feinde — erwiederte kalt Bjelke. — Für unſeren Zweck bedürfen wir ſeiner jetzt. Das Wie laſſe meine Sorge ſein. Mit uns Beiden und Wrede auf der Scene und Piper hinter den Couliſſen, muß Oxenſtjerna fallen und der König unſer Mann werden. Dann ſchmieden wir das Eiſen, ſo lange es warm iſt, bringen die Reductionsfrage auf's Tapet, und Oxenſtjerna, der jetzt unſere Stärke kennt, muß ſich uns anſchließen. Piper iſt hier unſer natürlicher Gegner. Um ſo viel beſſer! Wir ſind zu ſtark in uns ſelbſt, haben außen zu viel Anhang, um nicht ſeinen Widerſtand zu beſiegen und damit gleichzeitig ihn ſelbſt zu ſtürzen. Hier alſo iſt es grade, wo ich als geübter Feldherr unſern eigentlichen Feind erwarte.«

»Wie aber willſt Du eine Unterhandlung mit dieſem Menſchen einleiten, ohne unſer Anſehen bloßzuſtellen und vor dem Baal die Kniee zu beugen?« fragte bedenklich Stenbock.

»Dies Alles nehme ich auf mich« — verſetzte Bjelke — »nur darauf gieb mir Dein Wort, daß Du mich in der Rathskammer und wo ſonſt Deine Mitwirkung für unſere Zwecke nöthig iſt, unterſtützen willſt.«

„Hier haſt Du meine Hand“, ſagte der Reichsmarſchall, indem er ſie ihm ernſt und mit Würde reichte.

Am Tage nach dieſer Unterredung, Vormittags, hielt der Wagen des königl. Raths Grafen Bjelke vor dem Hauſe des Ober-Ceremonienmeiſters Sparfvenfeldt.

Umgeben von arabiſchen, perſiſchen, türkiſchen, armeniſchen, ſyriſchen, coptiſchen, griechiſchen, ſlavoniſchen, moldauiſchen, chineſiſchen, japaniſchen, epirotiſchen und andern ſeltenen Büchern mehr, und damit beſchäftigt ſie ordnen, um ſie an die Univerſitäts-Bibliothek in Upſala zu ſchenken, hatte der gelehrte Mann, welcher vierzehn Sprachen mit Fertigkeit ſchrieb und ſprach, als ihm der vornehme Beſuch gemeldet wurde, kaum Zeit den Morgenrock mit ſeinem Hauskleide und die Nachtmütze mit der Allongeperücke zu vertauſchen, als ihn bereits Graf Bjelke in ſeinem Arbeitszimmer überraſchte. Sparfvenfeldt ergoß ſich in Entſchuldigungen, Bjelke bat ihn jedoch ſein Ceremonienmeiſteramt zu vergeſſen und unbeſorgt um die Etikette zu ſein, indem er hinzufügte: „Als Sie mich vor einigen Jahren in Hamburg mit Ihrem Beſuche erfreuten, nahm ich Sie an, ehe ich mich angekleidet hatte. Der Wunſch, bald Ihre Geſellſchaft zu genießen, verurſachte damals von meiner Seite dieſe kleine Unregelmäßigkeit, und aus demſelben Beweggrunde zwinge ich Sie jetzt, einen gleichen Fehler zu begehen, wenn eine derartige Läpperei durchaus ſo genannt werden ſoll.“

„Ew. Excellenz ſind zu gütig, daß Sie ſich an alles Andere, nur nicht an den Abſtand zwiſchen uns erinnern, gleichwohl entſcheidet dieſer hier allein, was das Richtige oder Falſche ſei“, erwiederte Sparfvenfeldt.

„Was Sie Abſtand zu nennen belieben, dürfte doch viel geringer ſein als es ſcheint,“ — nahm Graf Bjelke mit einnehmendem Lächeln das Wort — „und eine der Veranlaſſungen meines heutigen Beſuchs iſt grade hierüber zuverläſſige Aufklärung zu erhalten. Ich war geſtern bei meinem Amtsgenoſſen, dem Reichsmarſchall. Sie Herr Ober-Ceremonienmeiſter wiſſen, daß er ein edler Herr, Freund der ſchönen Künſte, der Wiſſenſchaften, der Gelehrſamkeit und folglich auch von Ihnen, daß er aber ein wenig ſtolz auf ſeine Ahnen iſt. Die Rede kam unter Anderem auch auf Ihre ausgedehnten Reiſen im Auslande und das Vergnügen, welches der hochſeelige König daran fand, Ihren Erzählungen zuzuhören, wenn Sie Sr. Majeſtät in Kungsöhr aufwarteten, und ich erwähnte Perinſkjöld's Angabe, daß Ihre Abkunft von ſchwediſchen, däniſchen und polniſchen Königen ſich herleiten laſſe. Den Reichmarſchall ſetzte dies in Erſtaunen und ich mußte verſprechen, ihm darüber zuverläſſige Auskunft zu verſchaffen.“

„Sehr ſchmeichelhaft iſt es für mich, daß Ew. Excellenzien einiges Gewicht auf einen mich betreffenden derartigen Umſtand legen“ — verſetzte Sparfvenfeldt. — „Allerdings hat mein vertrauter Freund, der Kanzleirath Perinſkjöld eine ſolche Stamm-

tafel*) eigenhändig aufgeſetzt. Doch begreife ich nicht, wie dies Ew. Excellenz hat bekannt werden können. Denn daß ich nicht . . .«

»Sie haben mehr Freunde und Bewunderer, als nur Perinſkjöld, mein beſter Ober-Ceremonienmeiſter« — unterbrach ihn ſchmeichelnd Bjelke — »damit Sie ſich jedoch nicht vergeblich mit Vermuthungen bemühen, der franzöſiſche Ambaſſadeur brachte es in einer großen Geſellſchaft zur Sprache, jedoch, wie es für einen Ausländer ſehr natürlich iſt, ohne über die Geſchlechtsableitung Rechenſchaft geben zu können.«

»Fürwahr, ſehr ſeltſam!« — rief Sparfvenfeldt aus — »Ja, Se. Excellenz Graf d'Avaux hat mich jederzeit mit beſonderer Freundſchaft beehrt.«

Jetzt war es Graf Bjelke geglückt, das Geſpräch auf den Punkt zu bringen, wohin er es gebracht wünſchte, und von welchem aus er in unverdächtiger Weiſe zu demjenigen, was ihm auf dem Herzen lag, übergehen konnte. Er fuhr alſo fort:

»Es iſt ein Glück für den armen Ambaſſadeur, daß er ein Mann von ſo hoher Bildung iſt, der den Werth des Umgangs mit Gelehrten und Künſtlern zu ſchätzen weiß. Ohne Teſſin, Perinſkjöld und den alten Ehrenſtrahl, der jetzt, auch als Künſtler, auf dem Letzten liegt**), vor Allem aber ohne Sie, Herr Ober-Ceremo-

*) Dieſe Stammtafel befindet ſich noch im Beſitze der Nachkommen Sparfvenfeldt's.

**) Ehrenſtrahl ſtarb am 23. October 1698 in ſeinem 70. Jahre.

nienmeister, der Sie ohnehin durch Freundschaft und gesellschaftlichen Rang ihm näher stehen: wie unerträglich würde Graf d'Avaux nicht der Aufenthalt in Stockholm sein, wo gegenwärtig das Hofleben so wenig darbietet, und wo seine Rolle als Gesandter bisher von einer nicht verdienten Bedeutungslosigkeit war. Er kann dem Gefühl großen Unbehagens dabei nicht entgehen und es würde sehr viel Gleichgültigkeit gegen seine diplomatischen Geschäfte, oder vielmehr sehr wenig Vertrauen zu dem Urtheil seiner Freunde verrathen, wenn er sich nie eine Aeußerung der Unzufriedenheit mit dem politischen System entwischen ließe, dem das schwedische Cabinet grade in Bezug auf Frankreich gefolgt ist."

Die Richtung, welche Bjelke der Unterredung gab, erweckte bei Sparfvenfeldt die Besorgniß, es möchte die Absicht sein, andere als gelehrte und alltägliche Dinge aus seinen vertraulichen Gesprächen mit dem Ambassadeur zu erforschen Ausweichend antwortete er, sie sähen zu gut das Zarte ihrer gegenseitigen Stellung als schwedischer Unterthan und Gesandter einer fremden Macht ein, um das Gebiet der Politik zum Gegenstande ihrer Unterhaltung zu machen. Ohnehin wisse Se. Excellenz Graf d'Avaux, welch' tiefe Verehrung er (Sparfvenfeldt) für Se. Excellenz den Kanzlei-Präsidenten hege, mit welcher Gunst dieser ihn jederzeit beehrt habe, und wäre ein zu feiner Diplomat, um gegen eine solche Person Mißvergnügen zu äußern, wenn er dies überhaupt fühlte.

„Ihre Klugheit und Gewissenhaftigkeit, Herr Ober-Ceremonienmeister, verleugnen sich nie" — äußerte hier-

auf Graf Bjelke — „und ſind über alles Lob erhaben. Eben ſo wie Sie ſchätze ich die vielen und großen Verdienſte meines würdigen Amtsbruders, Sr. Excellenz des Grafen Oxenſtjerna, ſehr hoch. Allein die Staatskunſt wäre keine Kunſt, wenn ſie nicht nach wechſelnden Verhältniſſen verſchieden angewandt werden müßte. Läßt es ſich doch denken, daß unſer greiſer Staatsmann ſelbſt, von dieſer Wahrheit durchdrungen, von einer andern Seite eine Aufforderung wünſcht, ein Syſtem auszugleichen, bei welchem er ſich aus Ehrfurcht vor dem erhabenen Beifall, mit dem der hochſeelige König daſſelbe geſtempelt hat, verhindert findet, aus eigenem Antrieb Aenderungen in Vorſchlag zu bringen. Unter ſolchen Verhältniſſen als Vermittler aufzutreten, iſt ein dreifacher Dienſt, ein Dienſt, der dem König und dem Reich, dem Kanzlei-Präſidenten ſelbſt, und dem Ambaſſadeur geleiſtet wird.“

„Unleugbar eine ſchmeichelhafte Rolle für den, der ſich ihr gewachſen und ſich würdig fühlt, ſie auszuführen; doch ſtrafbar dummdreiſt wäre es von jedem Andern, in ein ſo gefährliches Spiel ſich einzulaſſen,“ bemerkte Sparfvenfeldt trocken.

„Auch kenne ich nur eine Perſon, die zu einem ſolchen Unternehmen im Stande wäre“ — erwiederte Bjelke — „weniger vielleicht durch ihre Eigenſchaften, wie durch ihre Stellung: ich meine den Staatsſecretär Piper, ihn, der täglich, ja ſtündlich mit Sr. Majeſtät allein arbeitet. Es wäre nur nöthig, daß Sie, Herr Ober-Ceremonienmeiſter, dem Ambaſſadeur einen

Wink hinsichtlich der Nothwendigkeit gäben, Piper zu gewinnen.«

»Wie dies möglich sein sollte, ist mir ein Räthsel«, versetzte unbefangen Sparsvenfeldt.

Graf Bjelke lächelte. »Keinem von uns kommt zu, es zu lösen« — sagte er — »aber die Diplomaten kennen gewöhnlich das ganze Lied, wenn man den Anfang singt, und das allgemeine Gerücht spricht ja in jener Beziehung ziemlich laut ....*) Inzwischen beschwöre ich Sie bei Allem, was heilig ist, nur im Vorbeigehn und als von Ihnen selbst ausgehend, das eben unter uns Gesprochene zu erwähnen, und mich in dasjenige nicht einzumischen, was Sie, Herr Ober-Ceremonienmeister, dem Ambassadeur sagen möchten. Er könnte sonst verletzt werden und Verdacht schöpfen, ich machte darauf Anspruch, ihm für sein Handwerk Lehren zu geben. Um keinen Preis in der Welt möchte ich in ein gespanntes Verhältniß zu einer so achtungswerthen Person gerathen .... Aber jetzt von andern Dingen. Vielleicht wissen Sie schon, daß wir hohen Besuch aus Holstein hier erwarten, und unsere älteste Prinzeß nicht mehr lange behalten dürften.«

»Ich hörte bereits dergleichen« — erwiederte Sparsvenfeldt — »wußte indeß nicht, weder daß die Sache entschieden, noch daß sie so nah wäre.«

---

*) Es war damals eine fast sprüchwörtlich gewordene Redensart, daß man Piper's Hand schwer machen müsse, um Etwas beim Könige durchzusetzen.

„Ja, ſie iſt völlig ſicher“ — nahm Bjelke das Wort — „es ſteben dann eine Menge Feſte bei Hofe und Bankette bei den Räthen bevor. Sehr beklage ich die beſcheidene Frau Piper, von der man ſagt, daß ſie äußerſt eitel ſei. Sie dürfte ſchwerlich daran Theil nehmen können, nicht weil es ihrem Manne an dem nöthigen Range fehlte, ſondern in Ermangelung eines wohlverſehenen Juwelenkäſtchens. Zum Glück iſt ſie nichts weniger als hübſch, fände alſo irgend wer ſeine Rechnung dabei, jenem Mangel abzuhelfen, ſo würde er damit keineswegs die Eiferſucht ihres Mannes erwecken .... Leben Sie wohl für diesmal, Herr Ober-Ceremonienmeiſter. Hoffentlich ſprechen Sie bald Ihren Freund, den Ambaſſadeur. Grüßen Sie ihn dann tauſendmal. Erzählen Sie ihm, was ich Ihnen heut anvertaute, aber erwähnen Sie, Herr Ober-Ceremonienmeiſter, meiner nicht als Gewährsmann.“

Der königl. Rath, Graf Bjelke, empfahl ſich und der Ober-Ceremonienmeiſter Sparfvenfeldt begleitete ihn herunter an den Wagen.

Drei und zwanzigstes Kapitel.

In dem Reichssaale zu Carlsberg, wo der Leser bei einer früheren Gelegenheit die verwittwete Königin Regentin das Wort führen sah, während Carl XII kurzer Minderjährigkeit, finden wir jetzt diesen selbst an dem obersten Ende des Tisches unter einem Thronhimmel sitzend, von dem gesammten Rath umgeben, um über die wichtige Bündnißfrage zu berathen. Die Meisten hielten diese Versammlung für eine reine Formalität, welche nur mit dem ausdrücklichen Beifalle des Königs ein Staatssystem besiegeln sollte, das seit der Zeit, wo im Juni 1680 Graf Bengt Oxenstjerna, in der Eigenschaft als Kanzleipräsident die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten übernahm, strenge befolgt worden war und Schwedens Glück ausgemacht hatte. Der greise Staatsmann, welcher dem Könige zunächst an dessen rechter Seite saß, hegte selbst diesen Glauben. Neben dem Monarchen, an dessen linker Seite, stand der Staatssecretair Piper. Seine scharfen,

liſtigen Blicke ſchienen ſich Mühe zu geben, in den Mienen jedes Einzelnen der um den Tiſch Sitzenden die innerſten Gedanken derſelben zu leſen.

Nachdem Carl einen fragenden Blick auf Piper geworfen, der mit einer bejahenden, aber zugleich ehrfurchtsvollen Verneigung des Hauptes antwortete, erklärte der König mit einigen kurzen, aber klaren und beſtimmten Worten (über die er mit Piper, der ſie ihm Wort für Wort vorgeſchrieben hatte, übereingekommen war), er habe heut den Rath berufen laſſen, um das Syſtem zu beſtimmen, das künftig in Bezug auf die auswärtigen Mächte befolgt werden ſolle; es ſei ſein Wunſch und Befehl, daß jeder der königl. Räthe frei und ohne Rückſicht auf die bisher beobachtete Politik, ſeine Anſicht ausſpreche; dem Grafen Oxenſtjerna, als dem Aelteſten im Rathe und als Kanzleipräſidenten, käme es aber zu, ſich zuerſt zu äußern.

Stenbock und Bjelke, Wrede und Piper wechſelten während der Rede des Königs Blicke heimlichen Einverſtändniſſes. Oxenſtjerna begann nun, im Vertrauen auf ſeine lange Erfahrung, ſeinen großen Ruf, ſeine erprobte und geprieſene Staatskunſt, und in glücklicher Unbekanntſchaft mit der dieſe Staatskunſt grade jetzt bedrohenden Verſchwörung, aus einem langen ſchriftlichen Aufſatze, den er ſchon geraume Zeit, um ihn bei erſter Gelegenheit, wo die Bündnißfrage in dem verſammelten Rathe aufs Tapet gebracht werden würde, zu benutzen, in der Taſche trug und nun mit ſtotternder nnd murmelnder Stimme, ſo daß man kaum das fünfte Wort verſtand, vortrug, die Gründe des politi-

ſchen Syſtems zu entwickeln, das Schweden ſeit dem Friedensſchluß mit Dänemark ununterbrochen befolgt, eines Syſtems, bei dem das Reich ſich wohl befunden, in deſſen Durchführung Sr. Majeſtät hochſeeliger Herr Vater ſeine Ehre geſucht habe, und von welchem er (Oxenſtjerna) hoffe, daß es bei fernerem Beifalle des erhabenen Sohns und Nachfolgers noch für längere Zeiten gleich heilſame Früchte tragen werde.

Oxenſtjerna's Auseinanderſetzung hatte bei mehrfachen Verdienſten einen zwiefachen Fehler: den, für einen ſechzehnjährigen lebensfrohen Fürſten zu lang und zu gründlich zu ſein; ſtatt, wie ſie beabſichtigte, zu feſſeln, ermüdete und zerſtreute ſie die Aufmerkſamkeit des Königs. Carl gab ſich auch nicht einmal Mühe, zu verheimlichen, wie langweilig er ſie fand, ſondern gähnte, warf ſich im Seſſel herum und ſprach zuweilen ziemlich laut mit Piper.

Der Kanzleipräſident war zu ſehr erfüllt von ſeinem Gegenſtande, um auf das allzujugendliche Betragen des Königs, ſo wie auf die aus den Augen ſeiner Collegen leuchtende Schadenfreude Acht zu geben. Als er ſchwieg, fiel Carl raſch und heftig ein: „Sind Sie endlich fertig?“ Und kaum hatte Oxenſtjerna, nicht ohne Beſtürzung über dieſe wenig ermunternde Weiſe des jungen Fürſten bejahend geantwortet, ſo wandte ſich der Monarch zu den übrigen königl. Räthen und äußerte nach Abrede mit Piper: „iſt etwas gegen das von dem Herrn Kanzleipräſidenten ſo eben Angeführte zu erinnern?“

Dieſe Aufforderung des Königs benutzte Graf Bjelke zu einem kurzen, doch beredten und lebhaften mündlichem Vortrage. Er pries zunächſt die Ehre, welche dem Könige, und die Vortheile, welche dem Reiche durch den eben geſchloſſenen Frieden in Ryswik, wo Se. Majeſtät durch die Achtung, die Freundſchaft und das Vertrauen Frankreichs das ehrende Mittleramt gehabt habe, erwachſen ſeien. Dann tadelte er die Kälte, welche Schweden jenem älteſten Bundesgenoſſen bezeigt, auf den doch der große Heldenkönig Guſtav Adolph und das Muſter eines Staatsmanns, Axel Oxenſtjerna ſich geſtützt, als ſie für Europa Gewiſſensfreiheit erkämpft und der ſchwediſchen Krone neue herrliche Landſchaften unterworfen hätten.

Ehrbegierde und Heldenmuth flammten auf in den großen und klaren Augen des königl. Jünglings und entſchloſſen rief er aus: „Ja, mit Frankreich will ich näheres Bündniß eingehn.“

Auf Bjelke's und ſeiner politiſchen Freunde, eben ſo auf Piper's Angeſicht ſchimmerte Freude, während Wolken der Betrübniß Oxenſtjerna's Stirne bedeckten. Beſcheiden und ehrerbietig, aber mit der Kraft der Ueberzeugung ſuchte er ſein und des verſtorbenen Königs Staatsſyſtem zu vertheidigen.

„Ich habe Ihnen meine Meinung geſagt, und ich bin es, der den Tractat ſchließt,“ unterbrach ihn ſtreng der neue Monarch.

Noch einmal, mehr überraſcht, wie entmuthigt, durch dieſe ungewohnte Anrede, verſuchte der Kanzleipräſident zu überzeugen und zu überreden, aber Carl

fuhr ihn heftiger und spöttischer als das erste Mal an: „Wie, sagte ich Ihnen nicht, daß ich mit Frankreich Bündniß schließen will?“

Und als Oxenstjerna's Verwandter und Nachfolger, Carl's XI vertrauter Minister über diese unerwartete und unverdiente Behandlung betroffen, eine weitere Antwort wagte und damit begann seine Kühnheit und Zudringlichkeit zu entschuldigen, hinderte ihn der König fortzufahren und ertheilte ihm den demüthigenden Befehl zu schweigen.

Es war das erste, aber nicht das letzte Mal, daß der in öffentlichen Geschäften und ehrenvollen Aemtern ergraute Staatsmann auf eine so verletzende Weise behandelt wurde. Er mußte nachmals mitunter sehr bittere Demüthigungen erfahren. Bei dem vorigen Könige pflegte er allein, nur in Begleitung eines Secretairs, sich einzufinden, die Geschäfte vorzutragen und die Sachen abzumachen; jetzt erhielt er Befehl, es solle das im Kanzleicollegium geschehen und die Sachen dann im Senat abgemacht werden. In der Unterhaltung mit Anderen als sein Günstlingen war der König wortkarg und verschlossen, bei der Mittagsmahlzeit sprach er fast kein Wort, und wenn er gegessen hatte, zog er sich mit Piper auf sein Zimmer zurück, und ließ keinen, weder Oxenstjerna noch einen Anderen herein. Der Kammerpage war seine liebste Gesellschaft und nach diesem war Piper der erklärte Günstling. Einst war die Thüre nach dem anstoßenden Zimmer halb offen und der alte Mann (Oxenstjerna) wartete einige Stunden draußen, um mit dem Könige zu sprechen. Als letz-

terer ihn gewahr wurde, ſchlug er die Thür zu. Ein anderes Mal, als Graf Bengt nach Roſersberg fahren wollte und mit beredten Worten die Anmuth der dortigen Gegend pries, fragte Carl XII ihn trocken: „Aber warum bleiben Sie da nicht für immer?“

Mit Bengt Oxenſtjerna's Einfluß war es alſo vorbei, ſein Anſehn herabgeſetzt und offene Ungnade bedrohte ihn. Indeß grade dieſer Zuſtand der Erniedrigung, die ſchimpfliche Begegnung, die er erfuhr und geduldig ertrug, die Bedeutungsloſigkeit, zu der er herabſank, ſchützten ihn vor weiteren Verfolgungen und erhielten ihn im Amte, welches unter ſolchen Verhältniſſen ferner zu bekleiden, ſein Selbſtgefühl — um nicht Ehre zu ſagen — ihm geſtattete.

Sobald die oben erzählte Berathung im Senat geſchloſſen war, machte Carl den königl. Räthen eine kurze Abſchiedsverbeugung und winkte Piper, ihm nach ſeinen Gemächern zu folgen. An der Thüre aber trat Bjelke an den König heran und bat um eine Privat-Audienz. Carl reichte ihm freundlich die Hand und nahm ihn mit ſich in das nächſte Zimmer, deſſen Thüre Bjelke raſch hinter ſich zumachte, und das grade, als Piper im Begriff ſtand, ihnen zu folgen. Einige Augenblicke beſann ſich Piper, kehrte aber dann um, als er bemerkte, daß die Aufmerkſamkeit ſämmtlicher Senatoren auf ſeine Perſon gerichtet war. Doch purpurroth vor Verdruß wurde ſein Geſicht, und er eilte in den Garten, um den Verdruß zu verbergen und abzukühlen.

Der königl. Rath Graf Bjelke ſuchte inzwiſchen zu ſeinem eigenen, und dem gemeinſamen Vortheile ſeines Standes ſeinen Sieg zu verfolgen, und den Einfluß, welchen er bei dem jungen Könige errungen zu haben glaubte, noch mehr ſich zu ſichern. Nachdem er in Bezeugungen der Dankbarkeit und in Lobeserhebungen über den von Carl in Bezug auf die künftigen Verhältniſſe Schwedens zu den fremden Mächten ſo eben gefaßten Beſchluß ſich ergoſſen, bat und beſchwor er ihn, ein milderes Verfahren hinſichtlich deſſen zu beobachten, was die innere Lage des Reichs betreffe. Se. Majeſtät hätten Gelegenheit, vielfache unverſchuldete Leiden gutzumachen, eine Menge in Armuth verſunkener Familien wieder aufzurichten und die Thränen Tauſender von Unſchuldigen zu trocknen, wenn ſie die Reduction einſtellten, was davon bereits ausgeführt, neuer und ſtrenger Unterſuchung unterwerfen ließen und jedem das wiedergeben, was ihm ungeſetzlicher und unbilliger Weiſe genommen wäre.

„Die Reduction iſt, wie man mir geſagt hat, eine Großthat meines hochſeeligen Vaters“ — bemerkte Carl unbefangen — „und ſeine Ehre iſt ja die meinige!“

„Doch von allen Großthaten des erhabenen Heldenkönigs Guſtav Adolph“ — verſetzte mit Feinheit Bjelke, indem er ſich daran erinnerte, wie entſcheidend vorher bei der Berathung über die auswärtige Politik die Erwähnung des Vorbilds jenes Fürſten geweſen ſei — „genießt keine gleichen Ruhm als ſeine edle Weisheit, das Unrecht ſeines verſtorbenen Vaters gut-

zumachen, und heilenden Balſam in die Wunden zu gießen, welche deſſen allzu ſtrenge, um nicht zu ſagen, grauſame Staatskunſt ſchlug. Hätte er nicht grade ſolche Perſonen, welche ſein Vater und Vorgänger gehaßt und verfolgt, beſonders begünſtigt und mit Gnadenbezeugungen überhäuft, ſo möchte die ſchwediſche Krone ſchwerlich auf ſeine Tochter vererbt und von dieſer auf das Haupt Ew. Majeſtät verewigten Herrn Großvaters übertragen worden ſein.“

Carl beſann ſich ein wenig, dann erwiederte er: „Ich werde die Sache überlegen,“ was mit andern Worten hieß: er werde Piper um Rath fragen.

Dies hatte Bjelke vorausgeſehen und dies grade war es, dem er vorzubeugen wünſchte. Nachdem er alle ihm zu Gebote ſtehenden Gründe hervorgekehrt, um im Voraus der Wirkung derjenigen zu begegnen, von denen er vorausſetzte, daß ſie Piper in Bereitſchaft haben möchte, und nachdem er vor Vorſtellungen ſolcher Perſonen gewarnt, welche bei allen Mißbräuchen der Reduction nichts zu verlieren gehabt, ſondern dieſe vielmehr zum Hebel für ihr eigenes Glück benutzt hätten, empfahl er ſich.

Während ſeiner einſamen Wanderung in den Laubgängen des Parks übte der ſchlaue und berechnende Piper ſeinen Scharfſinn in Bezug auf die Stellung des Königs zu jedem Einzelnen der Senatoren. Auf ſeinem Todtenbette hatte Carl XI vorhergeſehen, und daſſelbe ahnte auch ſein und ſeines Nachfolgers gemein-

samer Günstling, daß man sofort eifrig sich bemühen werde, Carl XII dahin zu bestimmen, daß er seine Regierung mit durchgreifenden Reformen in dem Reductions-Werk begönne, welches Piper, zunächst von dem eigenen Vortheile angetrieben, zugleich aber auch aus, von langen Zeiten her eingeimpftem Hasse gegen den alten Adel und aus Gefühlen der Dankbarkeit gegen seinen verewigten königl. Wohlthäter in seiner ganzen bisherigen Ausdehnung aufrecht zu erhalten sich berufen fühlte. Die beleidigende Weise, in welcher der König Oxenstjerna begegnet und die feige Unterwürfigkeit, womit dieser jene ertrug, gewährten Piper die Ueberzeugung, daß seinen Plänen Oxenstjerna niemals im Wege stehen, und eben so wenig seinem Einflusse gefährlich sein werde. Piper beschloß deshalb, Alles aufzubieten, Oxenstjerna auf seinem Platze zu erhalten, und eben hierdurch zu verhindern, daß ein mehr zu fürchtender Nebenbuhler und Widersacher da Posto fasse, zumal Piper nach der Versöhnung zwischen Oxenstjerna und dem Tessinschen Ehepaare und bei der jetzt zwischen diesen Verwandten bestehenden Freundschaft, in Tessin, der seinen Glückswagen an den Piper's befestigt hatte, einen weiteren Anhalt bei dem Kanzleipräsidenten zu besitzen glaubte.

Um so glühender war Piper's Wunsch, Bjelke zu stürzen, als dieser umstrahlt von dem Glanz seiner Thaten und durch die Sicherheit und Freiheit seines Wesens augenscheinlich eine anziehende Kraft auf den königl. Jüngling ausübte, und, glückte es ihm das

Vertrauen des Monarchen zu gewinnen und in deſſen Gunſt feſten Fuß zu faſſen, unfehlbar und unwiderruflich Piper verdrängt und den Emporkömmling mit der ganzen Rache des alten Adels erdrückt haben würde. „Fällt Eins der Häupter dieſer Vermeſſenen“ — dachte Piper — und eben ſo tief als erniedrigend, „ſo werden die Uebrigen der Ligue abgeſchreckt und zahm gemacht werden.“

Unter ſolchen Betrachtungen und Vorſätzen kehrte Piper, mehr und mehr über Bjelke's langes Zwiegeſpräch mit dem Könige beunruhigt, und von immer brennenderem Haſſe und Neide gegen ſeinen furchterweckenden Nebenbuhler um die Gunſt des Monarchen erfüllt, zum Schloſſe zurück.

An der Treppe hielten Oxenſtjerna's und Bjelke's Wagen, und Piper langte eben dort an, als Oxenſtjerna im Begriff ſtand, in den Wagen zu ſteigen. Sie begrüßten einander, Oxenſtjerna höflich aber kalt, Piper auf das Verbindlichſte, indem er zugleich herantrat, um dem Kanzleipräſidenten in den Wagen zu helfen. Dieſe Aufmerkſamkeit ſetzte Oxenſtjerna in Verwunderung, er fixirte Piper ſcharf und fragte ihn, ob er dies als Theilnahme an der ihm widerfahrenen Ungnade oder als Spott anzuſehen habe?

„Betrachten Ew. Excellenz es gefällig als einen Beweis meines aufrichtigen Beſtrebens, das Feuer zu löſchen, wenn ein liſtiger Ränkeſchmidt aus dem Funken der Uebereilung die lichte Flamme anzufachen bemüht iſt“ — verſetzte Piper mit Nachdruck. —

„Kann ich darauf rechnen, auch wenn jemand mit jüngeren Kräften mich überholen will, fragte Oxenſtjerna auf Bjelke's Wagen deutend.

„Grade dann mehr als je“ — war Piper's Antwort.

„So leben Sie wohl, Herr Staatsſecretair! zählen Sie auf mich bei allen Ihren Unternehmungen.“

Mit dieſen Worten nahm Oxenſtjerna von Piper Abſchied und winkte ſeinem Kutſcher zu fahren.

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Nachdem Graf d'Avaux dem Könige von Schweden einen ſchmeichelhaften und freundſchaftsvollen Brief von ſeinem greiſen königl. Gebieter überreicht hatte, worin dieſer Carl ſeinen Dank ausſprach und ihm Glück wünſchte zu den ehrenvollen Erfolgen ſeiner Vermittlung*), hielt er es für ſeine Schuldigkeit, mit irgend

*) „Je crois que le lecteur ne sera pas faché de trouver ici le discours que le Comte d'Avaux, ambassadeur du Roi Tres Chrêtien, fit au jeune Roi de Suède en lui rendant la lettre de Sa Majestè, qui le remercioit et le félicitoit de l'heureux succès de sa mediation. „Sire," dit le Comte a Charles XII, „l'intérêt que prend le Roi, mon Maitre, a tout ce qui regarde Votre Majestè, lui fait voir avec un sensible plaisir la gloire qu'elle s'est acquise au commencement de son regne, par l'heureux succès des soins qu'elle a pris pour le retablissement de la paix en Europe . . . Les siècles

einer Feſtlichkeit, die in der ſchwediſchen Hauptſtadt Aufſehen machte und dem Hofe in Verſailles vortheilhaft berichtet werden könnte, ſowohl den Friedensſchluß, wie das nähere Bündniß zwiſchen ſeinem und dem Hofe in Stockholm zu feiern. Weniger indeß geſchaffen für das geſellſchaftliche Leben, wie für das Geſchäftszimmer — grade deshalb hatte Ludwig XIV ihn vorzüglich paſſend gefunden für das ernſte und von Eitelkeit freie Leben, was in Carl's XI letzten Jahren an dem ſchwediſchen Hofe herrſchte — und gewohnt ſeine Zerſtreuung mehr im Schooße der Wiſſenſchaften und ſchönen Künſte als in heiterem und geräuſchvollem Zeitvertreib zu ſuchen, gerieth er wegen der Beſchaffenheit des Feſtes, das er zu geben beabſichtigte, in Verlegenheit. Seine Sorgen vertraute er dem Oberceremonienmeiſter. Dieſer wies ihn an den von ſelbſt ſich verſtehenden Ordner der Luſtbarkeiten bei Hofe: Teſſin. Auch übernahm Sparfven-

---

précédens ont fait voir les Suedois terribles les armes à la main: il etoit réservé au siècle de Votre Majesté de nous les faire voir sous une autre figure, appliqués à ajuster les differens qui avoient mis tout l'Europe en combustion. On voit par ce grand ouvrage de la paix que la nation suédoise n'a pas moins d'habilité dans les affaires, que de valeur à la guerre." Son discours finit par une magnifique prédiction de tous les hauts exploits de ce monarque et pour la felicité de ses peuples." Histoire memorable, des guerres entre les Maisons de France et d'Autriche, par Rousset. T. III. p. 127. 128.

feldt, im Namen des Ambaſſadeurs mit Teſſin über die Sache zu ſprechen, und deſſen Antwort d'Avaux mitzutheilen.

Dieſe fiel nach einigem Beſinnen dahin aus; wenn der Ambaſſadeur mit etwas in Schweden Ungewöhnlichem überraſchen wolle, was ohne Zweifel dem höchſten Cirkel und ſelbſt den königl. Perſonen, Falls ſie der Einladung zu folgen geruhen möchten, beſonderes Vergnügen bereiten würde, ſo müſſe er die Aufführung eines Schauſpiels veranſtalten. Teſſin verſprach, dazu ſein Theater zu leihen und den jungen Törnquiſt*),

---

*) „Während ſeiner Studentenzeit formirte er (Törnquiſt, nachmals Adelkrantz genannt) mit mehreren Cameraden, eine ſchwediſche Comödien-Truppe, bei der er den Harlequin ſpielte; auch ſchrieb er verſchiedene Comödien, die ich oft unter ſeinen Büchern geſehen habe. Da mein Vater bemerkte, daß er Luſt und Neigung zum Zeichnen hatte, ſo nahm er ihn in ſein Haus und unterrichtete ſelbſt ihn in der Architectur. Er wurde ein guter Planzeichner aber niemals ein irgend großes Genie. Da dem Oberintendanten jederzeit überlaſſen war, über das für Coviſten und Conducteure beſtimmte Geld zu disponiren, ſo gab ihm mein Vater davon und empfahl ihn weiterhin dem Könige Carl XII zu einer Penſion für Reiſen ins Ausland. In Frankreich hat er von ſeiner Geſchicklichkeit keine andere Probe gegeben, als daß er ein Project am Louvre ausführte, wegen deſſen ſich König Ludwig XIV an meinen Vater gewandt hatte. Für ſeine Mühe bekam Herr Törnquiſt eine Goldkette. Nach kurzem Aufenthalt im Auslande kehrte er in die Heimath zurück, und Carl XII begnadigte ihn mit Aemtern und mit dem Adel, alles nur auf

welcher in seinem Hause verweilte, zu bestimmen, mit Einigen seiner Freunde als Schauspieler aufzutreten.

Der Vorschlag wurde angenommen und das Fest arrangirt. Die ganze vornehme Welt beiderlei Geschlechtes ward eingeladen. Obschon die Trauer des verstorbenen Königs noch nicht abgelegt war, so wurde doch für den Gesandten Frankreichs eine Ausnahme gemacht. Der junge Monarch, der sowohl durch Ludwigs XIV oben erwähntes Handschreiben, wie durch die von dem Gesandten bei der Uebergabe gehaltene Rede sich geschmeichelt fühlte, versprach, selbst und mit seinen beiden Schwestern das Bankett zu verherrlichen, sowie auch seine Großmutter zu bestimmen, Theil an dem Feste zu nehmen.

Alles fiel nach den Wünschen des Ambassadeurs aus. Seine Gemächer waren gefüllt — überfüllt von Allem, was die schwedische Hauptstadt Glänzendes an Rang, Geburt, Reichthum, Schönheit besaß. Zur Belustigung der Gesellschaft wurde auf der mit Tessin's Coulissen in dem größten Saale aufgeschlagenen Schaubühne das Gelegenheitsstück „Die Löwengrube“ so genannt in Veranlassung von Carl's XI Geburtstag am 25. November 1689, aufgeführt, welches derselbe Törnquist noch als Student mit einigen seiner damaligen Cameraden auf dem ersten Theater Schwedens gab.

---

das unterthänige Vorwort meines seeligen Vaters.“ Aus dem ungedruckten Tagebuch des Reichsraths Gr. C. G. Tessin vom 10. Dec. 1756.

Inzwiſchen ſtieg hier und da an dieſem Himmel der Luſt ein und die andere Wolke auf und verhüllte die Sonne der Freude. Dieſe Wolken zertheilten ſich nicht mit der Abendgeſellſchaft und entluden ſich nachmals in Folgen, auf welche wir bei mehr als einer Gelegenheit zurückkommen dürften. Mit der Erlaubniß des Leſers verweilen wir deshalb ein wenig bei der unbedeutenden Quelle dieſer Folgen.

Alles was nur die Reduction in den Juwelenſchreinen des Adels übrig gelaſſen hatte, ſchmückte an jenem Abende die Frauen und Töchter der Vornehmen. Mehr als ſonſt muſterten ſie einander, um zu entdecken, was einer Jeden aus dem allgemeinen Schiffbruche zu retten geglückt war. Wer es nicht wußte, daß ein ſolcher Schiffbruch vorangegangen war, hätte bei der glänzenden Pracht, welche auf dieſem Bankette entwickelt wurde, gewiß keine Ahnung davon gehabt. Ueberall rauſchte Seide, flatterten Spitzen, wogten echte Federn, funkelten edle Steine. D'Avaux ſelbſt träumte ſich zurückverſetzt in die Säle von Verſailles. Jede neue Erſcheinung verdunkelte die frühere. Neugierde und Staunen ließ Augen und Zunge keine Minute Ruhe. Aber Nichts ſchien mehr der Erwähnung und Bewunderung werth, als der Staatsſecretair Piper hineintrat, ſeine Gemahlin am Arm führend. Den erſten Eindruck, den ihr Anblick auf ſämmtliche Damen machte, war allgemeines Staunen, dieſem folgte ein faſt eben ſo allgemeiner Unwillen. Keine Dame war in der ganzen Geſellſchaft, die ſich mit Frau Piper weder an Menge, noch an Auswahl, Neuheit und Koſtbarkeit des Schmucks meſſen

konnte. Man mochte anfänglich ſeinen Augen nicht trauen; kaum aber hatte man ſich überzeugt, daß die blendende Pracht, von welcher ſie umſtrahlt wurde, nichts weniger als Blendwerk war, ſo machten ſich in Flüſterungen und halb lauten Reden die giftigſten Bemerkungen und der bitterſte Tadel Luft. „Da ſehen wir, welchen Weg die Kleinodien nahmen, die man durch die Reduction uns geraubt hat“ — äußerten die Einen. — „Darum alſo, damit Herr Piper mit der Schatzkammer nach Gefallen ſchalten und walten könne, mußte der funfzehnjährige König für mündig erklärt werden“ — meinten Andere. — „Sagen Sie lieber, daß wir hier den Schlüſſel zu dem heutigen Feſte und der nahen Freundſchaft mit Frankreich haben. Wahrſcheinlich iſt unſer Wirth gezwungen geweſen, zu den Koſtbarkeiten der Frau Piper beizuſteuern“ — verſetzten Dritte. — Darin aber kamen die Meiſten überein, daß es unvorſichtig, wenn nicht unverſchämt wäre, in dieſer Weiſe das allgemeine Urtheil heraus zu fordern, zu reizen und ihm zu trotzen.

Die verſtohlenen höhnenden Blicke und die verzogenen Lippen verriethen dem Piper'ſchen Ehepaare genugſam die Art der Aufmerkſamkeit, welche es erregte. Die bekannte Gunſt des Königs ſchützte es vor perſönlichen Beleidigungen. Ueberall wurde ihm mit ſchlüpfriger oder kalter Höflichkeit begegnet; nur die bis zur Kleinlichkeit getriebene Sorge ſowohl der Herren wie der Damen, ihren Rang zu beobachten und wo nur irgend möglich dem vermeſſenen Paare zu erkennen zu geben, daß die Hochſitze bei dem Bankette nicht ihm ge-

bührten, ließ das Streben und den Vorſatz zu demüthigen wahrnehmen.

Erſt die Ankunft des Königs, der verwittweten Königin und der Prinzeſſinnen, lenkte die Aufmerkſamkeit von dem Piper'ſchen Paare ab. Aber neue Verwicklungen entſtanden. Während des Schauſpiels, das ſich Carl's beſonderen Beifall gewann, wünſchte dieſer zuweilen, ſeiner Gewohnheit gemäß, Beobachtungen und Urtheile Piper mitzutheilen und deſſen Urtheil einzuholen, aber hier hatte die Etikette eine Scheidemauer zwiſchen dem Günſtling und dem Monarchen errichtet. Hier ging es nicht wie im Senat an, ſich von den königl. Räthen abzuwenden, und ſeine Rede an den Staatsſecretair zu wenden. Hier bewachten jene ihre Vorrechte beſſer, oder richtiger geſagt: was die Staatsverfaſſung nicht zu bewirken mochte, gelangt dem Salonton. Carl war genöthigt, Piper jedesmal ausdrücklich heranzurufen, wenn er mit ihm reden wollte. Sonſt war er eingeſchloſſen von dem Kreiſe der königl. Räthe, der auswärtigen Geſandten, der Generäle u. ſ. w.

Während der König ſeiner Seits die Unbehaglichkeit des Rangunterſchieds empfand, welche ihn abhielt ſich vertraulich Piper mitzutheilen und deſſen Aeußerungen einzuziehen, entſpann ſich noch auf einer anderen Seite im Schooße des Königshauſes Unfrieden.

Obwohl kaum zehn Jahre alt, gährte doch ſchon in den Adern der Prinzeſſin Ulrica Eleonora das Pfälziſche Blut. Frühzeitig der Mutter beraubt, hatte ſie aus dem eigenen Munde ihrer Großmutter und durch

ihre Bedienung den Glanz und die Vorrechte ihrer königl. Herkunft kennen lernen, und von ihrem Vater und deſſen Umgebung die Lehren unbeſchränkter Macht predigen hören. Auf ihren noch unentwickelten Verſtand (welcher auch in ſeiner höchſten Ausbildung nie ſehr weitreichend und durchdringend war) machte dies einen unauslöſchlichen und tiefen Eindruck und nährte Anſprüche, welche, als ſie in Colliſion mit denen Anderer geriethen, Haß und Rachſucht hervorbrachten. Zwar wurde ihr jederzeit und von Allen mit der Aufmerkſamkeit begegnet, welche ihr in der Eigenſchaft als Tochter und Schweſter eines Königs gebührte, und niemals hatte ſie, allein anweſend, Urſache, unzufrieden mit dem Benehmen zu ſein, was gegen ſie beobachtet wurde. Anders aber war es, wenn ſie ſich in Geſellſchaft ihrer Schweſter, der Prinzeß Hedwig Eleonora, befand. Dann merkte ſie den unverkennbaren Unterſchied zwiſchen der Huldigung, welche man ihr lediglich aus Pflicht, und derjenigen, welche man freiwillig und aus eigenem Antriebe der Schweſter darbrachte. Dieſe Vergleichung verwundete Ulrica Eleonora um ſo mehr, als ungeachtet ihres ſtarken Selbſtgefühls, ſie doch die Ueberlegenheit ihrer Schweſter ſich nicht zu verbergen vermochte. Noch mehr verſtimmten Ulrica Eleonora die äußeren Vorzüge und das einnehmende Weſen Hedwig Eleonora's und gern ließ ſie gegen jeden, der nur zuhören mochte, ihren Verdruß in kleinlichen Anſpielungen aus auf ein Gebrechen, womit ihre Schweſter behaftet war, und welches dieſe oft mit ſeltener

Geſchicklichkeit zu verbergen wußte.*) Im Uebrigen lag in der Tiefe von Ulrica's Seele die Pfälziſche Unbeugſamkeit. Hatte ſie einmal gegen Jemand Unwillen gefaßt, ſo war ſie um ſo ſchwerer zu verſöhnen, als ihr Herz dazu kein Bedürfniß fühlte und ihr Verſtand für die Auffaſſung und Erwägung von Gründen zu ſchwach war.

Die verwittwete Königin machte ſtets einen in die Augen ſpringenden Unterſchied zwiſchen ihren beiden Enkelinnen und zwar zu Gunſten der Aelteren, nach deren Tode ſie dieſelbe Vorliebe auf den Sohn derſelben, den Herzog Carl Friedrich von Holſtein übertrug. Nur mehr wurde dadurch das Bilſenkraut des Haſſes in Ulrica Eleonora's Buſen genährt, mit ihrem ganzen Weſen wuchs es zuſammen und gedieh unglücksſchwanger bis zum letzten Hauche ihres ſonſt in jeder Hinſicht unfruchtbaren Lebens.

Daß der Bruder ſich mehr an die ihm im Alter näher ſtehende Schweſter anſchloß, bekümmerte Ulrica bei Lebzeiten ihres Vaters wenig; nachdem aber Carl König geworden war, fand ſie ſich durch ſeine größere

*) „Die ſeelige Herzogin von Holſtein Hedwig Sophia, König Carl's XI älteſte Tochter, hatte an jeder Hand zwei vollſtändige Daumen, was ſie ſehr geſchickt zu verbergen wußte, indem ſie mit ihren übrigens ſchönen Händen jederzeit ſehr behende und geſchwind handtirte. Dieſe Ueberflüſſigkeit der Natur haben wenige Menſchen bemerken können; daß ſie aber eine ſchöne, angenehme freundliche und tugendhafte Fürſtin war, iſt allgemein bekannt.“ Teſſin und Teſſiniana.

Vertraulichkeit mit Hedwig Eleonora zurückgesetzt, und dies machte sie insgeheim Beiden abgeneigt. Besonders verdroß es sie, daß die ältere Schwester einen größeren Hofstaat und zahlreichere Bedienung erhielt, was namentlich bei dem Bankett des französischen Ambassadeurs auffällig wurde. Dem Unwillen darüber verbarg sie in ihrem kindischen Herzen, dort reifte er mit den Jahren zu unauslöschlichem Groll gegen das Haus, mit welchem sich ihre Schwester verband, später übertrug sie ihn, zu geringer Freude für sich selbst, noch weniger aber zum Glück Schwedens, auf den einzigen Sprößling des Carolin'schen Blutes.

Diese Streifwolken, von denen wir jetzt sprachen, verdunkelten jedoch nicht den Himmel der Lust für den ganzen Abend. Alle fanden das Fest eben so prächtig, wie geschmackvoll, eben so kostbar, wie angenehm. Alle bezeugten dem Wirthe ihren Dank und ihre Bewunderung und besonders auch die königl. Herrschaften gaben ihren Beifall in den schmeichelhaftesten Ausdrücken zu erkennen.

Nach seinem Pallast zurückgekehrt, begab sich der König zwar zu Bett, aber zu beschäftigt waren seine Gedanken mit den Erlebnissen des verflossenen Tags, um dem Schlaf sich hingeben zu können. Bald richteten sich seine Gedanken auf die prächtigen Dinge, die er gesehen, das Vergnügen, das er genossen hatte; bald spielte ihm seine aufgeregte Phantasie noch einmal das aufgeführte Stück vor; bald sann er auf eine Weise, wie er die Scheidewand der Etikette zerbreche, welche die ganze Schaar der damaligen höchsten Reichsbeamten

zwiſchen ihn und den Günſtling ſtellte, und ihn des Vergnügens beraubte, dieſen beſtändig an ſeiner Seite zu ſehen. Nach langem Hin- und Herüberlegen beſchloß er endlich, was wir im nächſten Capitel mittheilen werden. Dann ſchlummerte er gleich ſchnell und tief ein, als in ſpäteren Zeiten nach ausgeſtandenen Kriegsmühen und gewonnenen Siegen.

Fünf und zwanzigſtes Kapitel.

Ueberzeugt davon, daß die Verhältniſſe am klarſten ſich darſtellen, wenn Augenzeugen, die der Werkſtatt der Ereigniſſe nah ſtanden, dieſe ſchildern, laſſen wir über den Verlauf der Dinge den Oberintendanten Teſſin berichten und geben zu dem Zweck eine wortgetreue Ueberſetzung desjenigen, was er davon in ſeine gemeinlich franzöſiſch geſchriebenen Briefe an den ſchwediſchen Geſandten in petto zu Paris, Cronſtröm, einfließen ließ.

Stockholm den 5. Januar 1698.

„Die Menge unvorhergeſehener Beſchäftigungen, mit denen ich die ganze Zeit her überhäuft geweſen bin und die mir kaum zum Athemholen Zeit ließen, hat eine ſolche Verwirrung in unſeren ganzen Briefwechſel gebracht, daß ich hoffe, Sie werden es mir nicht übel deuten, wenn ich wieder mit einer neuen Nummer beginne, in der Erwartung, künftighin mehr Regelmäßigkeit als bisher beobachten zu können. Ihr letztes vom 20. De-

cember erhielt ich vor nun zwei Tagen und fand darin das Verzeichniß der Ambaſſadeure und Miniſter, welche kürzlich bei den fremden Höfen ernannt worden ſind, ich bin Ihnen dafür höchlich verbunden. Man muß geſtehen, daß man König von Frankreich ſein muß, um ein Dutzend dieſer Leute in einem Ruck zu machen.“ —

„Da Herr Baron Juhl dieſen Nachmittag um drei Uhr ſeine erſte Audienz und Herr Boſe, ſächſiſcher Geheimer Rath und Envoyé extraordinaire des Königs von Polen um vier Uhr ſeine Abſchieds-Audienz bei dem Könige haben, außerdem zu gleichem Zwecke um fünf Uhr der Brandenburgiſche Präſident Herr Bartold ſich einfinden wird, und da ich bei dieſen Audienzen gegenwärtig ſein muß, ſo habe ich nur Zeit mich bei einigen Veränderungen aufzuhalten, welche ſich in den letzten Tagen an unſerem Hofe ereignet haben. Zunächſt erwähne ich jedoch, daß Herr Graf Donau, welcher in Privatgeſchäften ſchon faſt ein Jahr hier verweilte, von dem Churfürſten von Brandenburg zum Envoyé an unſerem Hofe ernannt worden iſt und in dieſen Tagen Audienz erhalten wird. Dieſe Ernennung iſt auch eine Folge der Veränderungen, welche nach Herrn Danckelmann's Fall eingetreten ſind.“

„Um aber auf das zurückzukommen, was ich ſagen wollte, ſo hat Se. Majeſtät Herrn Piper, der beſonders wohl bei Höchſtdenſelben angeſchrieben ſteht, ſeit drei Wochen ſo zu ſagen, faſt damit verfolgt, ihm einen höheren Rang zu geben; Herr Piper bat aber fortwährend den König ihn damit zu verſchonen, ſowohl um neidiſchen Verläumdungen zu entgehen, als um der

übelwollenden Deutung, daß er ſich den Edelmuth eines jungen Fürſten zu Nutze machen wolle, nicht ausgeſetzt zu werden. Am verwichenen Freitag ſchickte der König ein eigenhändiges Billet an Herrn Polus, des Inhalts: er ſolle ſogleich ein Schreiben an Piper aufſetzen, in welchem dieſer zum königl. Staats Rath, Staatsſecretair und Kanzleirath mit Beilegung derſelben Würde, derſelben Vorrechte, deſſen Gehalts, wie der übrigen königl. Räthe, zugleich aber unter Beibehaltung der Beſoldung als Staatsſecretair und ſeiner bisherigen Geſchäfte ernannt werde. Sobald Herr Polus das Billet des Königs erhalten hatte, eilte er zu Seiner Majeſtät um anzufragen, in wie fern es nicht ſtatt des ſonſt nicht gebräuchlichen Titels „königl. Staatsrath,“ beſſer wäre blos bei dem gewöhnlichen „königl. Rath“ zu bleiben? Se. Majeſtät erwiederte, daß er Piper nicht ohne Abſicht dieſe Benennung gegeben und daß Polus ſich nach der ihm bereits ertheilten Anweiſung zu richten habe. Dieſer gemäß wurde dann auch das Schreiben aufgeſetzt. Gleich nachdem es der König in die Hände bekommen hatte, das war um 4 Uhr am Neujahrstage, ſchlug er es in reines Papier ein und legte es in ſeinem Cabinet unter andere Papiere auf den Schreibtiſch von Herrn Piper, um dieſen deſto angenehmer zu überraſchen. Als Herr Piper kam, ging der König hinaus, und da er wieder in das Cabinet zurückkam, ſah er, daß das reine Papier fort, das Schreiben aber nicht erbrochen war, und fand Herrn Piper höchſt beſtürzt und in Ungewißheit, was es bedeute. Der König ermunterte ihn darauf das Schrei-

den zu öffnen, und nachdem Herr Piper es geleſen und ſeine unterthänige Dankbarkeit bezeugt hatte, befahl ihm der König, ſofort ein ähnliches Schreiben an Herrn Polus aufzuſetzen, der darüber noch mehr überraſcht und beſtürzt war, als Herr Piper. Beide Schreiben wurden nicht früher bekannt als bei der Predigt, die am Sonntag gehalten wurde, und bei welcher der König ihnen befahl unter ſeinen Rathsherren Platz zu nehmen. Sie können ſich das Erſtaunen der Leute leicht vorſtellen. Am Mittag ließ der König Beide an ſeiner Tafel ſitzen, und als ſie ſich entfernten, fuhren ihre Wagen bei der Treppe vor und die Wache trat in's Gewehr. So endigte dieſer Tag; am folgenden war ein ſo großer Zulauf von Leuten zu Herrn Piper, daß dieſer ſich kaum zu retten wußte. So hat er nun die höchſte Würde erreicht, nach der er ſtreben kann, und nimmt, wenn man Alles erwägt, was zu ſeinem Departement gehört, ohne Widerrede die einflußreichſte Stelle ein, die je ein Privatmann in unſerm Lande inne hatte. Alle Ehrenmänner freuen ſich darüber, während die Andern von Neid geplagt werden. Da er wohlgeſinnt iſt, ſo hält man ſich verſichert, daß er die ihm von dem Könige erzeigte Gnade nicht mißbrauchen wird, über welche ſich zu freuen er um ſo mehr Veranlaſſung hat, als Alles nur auf des Königs eigenen Antrieb geſchehen iſt. Obgleich Herr Polus nicht mehr die nöthige geiſtige Kraft beſitzt, ſo iſt er doch ein Mann von Kenntniſſen und rechtſchaffenem Charakter, und da er das Glück gehabt hat die Studien des Königs zu leiten, ſo hat man

ihn dieſelben Vorzüge genießen laſſen wollen, wie ſeinen Vorgänger.«

»Die Aemter bleiben nur perſönliche. Sie führen den Titel »Excellenz« und alle königlichen Räthe, die künftighin ernannt werden, ſollen ihnen nachſtehen und die gewöhnliche Benennung »königlicher Rath« beibehalten.«

»Iſt je ein Fürſt in ſeinem ſechszehnten Jahre klug, fein und zurückhaltend geweſen, ſo iſt es wahrlich der jetzige König. Die Abgeſchliffenſten können ihn nicht erforſchen. Er behauptet ſeine königliche Autorität und begegnet jedem Einzelnen mit eben ſo viel Ernſt wie Milde. Stets iſt er guter Laune, ſcherzt gern, jedoch nur auf ſeine Koſten und kann keine Menſchen dulden, die von anderen ſchlecht ſprechen. Er iſt ſehr wohlthätig und giebt im Großen. Was Mannhaftigkeit und Kühnheit anbelangt, ſo beſitzt er hiervon viel zu viel und es wäre zu wünſchen, daß er ſich etwas mehr ſchonen möchte. Er muthet ſich zu viel zu; aber dieſes große Feuer bedarf ſeine Zeit. Er iſt groß, ſtark gebaut, hoch und ſehr gut gewachſen und ich glaube nicht, daß er mit ſeiner Verheirathung lange warten wird. Du moins ne se laissera-t-il point prescrire à la consommation, car il en parle tout aussy juste comme s'il avoit estè marié il y a cinquante ans.«

»Da Se. Excellenz Graf Oxenſtjerna die großen Wege geht, ſo wird er ſich ſtets erhalten und durch ſeine eigenen Verdienſte geltend machen. Herr Graf Wrede iſt bei dem Könige ſehr gut angeſchrieben. Was Herrn Grafen Gyldenſtolpe anbetrifft, ſo weiß

man nicht recht, wie ſeine Actien ſtehen; aber es ſpricht faſt keiner von ihm. Er war ſtets geſchworner Widerſacher der Herren Piper und Polus, ſo daß er keinen Theil an ihrem Glück hat. Herr Axel Wachtmeiſter verbleibt Präſident des Kriegskollegiums mit Beibehaltung der Erhöhung ſeines Gehalts, welches ſich auf faſt 3000 Rthlr. beläuft.« — — —

Carl XII gehörte nicht zu denjenigen, die bei irgend Etwas auf dem halben Wege ſtehen bleiben. Unterm 31. December 1697 ernannte er Polus und Piper zu königlichen Staatsräthen und bereits am 3. Januar 1698 erhob er Beide gleichzeitig zu Freiherrn und Grafen, — Polus, um die jähe Erhöhung Piper's zu maskiren. Auch fand der 64jährige Greis, reich nur an Kindern, deren er 15 an der Zahl hatte, ſich mehr beſchwert als geſchmeichelt durch das Uebermaaß der Gnade. So heißt es in Teſſin's Brief an Cronſtröm vom 12. Januar 1698:

— — »Seit meinem Letzten hat ſich keine andere Veränderung zugetragen, als daß die Herren Piper und Polus Grafen geworden ſind; aber der Letztere ſehr gegen ſeinen Willen, zumal er Grund hat zu beſorgen, daß es ihm bei ſeinen vielen Kindern eines Tags zu ſchwer werden könnte.« — —

»In dem kleineren Piper'ſchen Hauſe, dem gegenwärtigen Kriegskollegium, was zu jener Zeit der von Tag zu Tag reicher werdende Günſtling bewohnte, welcher auch ein größeres Haus, das jetzige ſogenannte v. Peterſenſche an der Mönchsbrücke beſaß — war dagegen die Freude groß. Zwar wurde für Piper

ſelbſt der Grafen-Name durch den Titel Excellenz verſchlungen, ſo wie das Licht der Sterne in dem Scheine des Monds untergeht; aber ſeine Gemahlin genoß in vollem Maaße die Freude der Eitelkeit, Gräfin genannt zu werden, was ſie letzthin auf dem Bankett des Ambaſſadeurs ſchmerzlich vermißt hatte, wo ungeachtet des koſtbaren Glanzes, der von ihrem Anzuge ſtrahlte, die in dieſer Beziehung verdunkelten Gräfinnen mit gerümpften Naſen ſie über die Achſel anſahen.«

»Woran wir nun zunächſt zu denken haben« — äußerte ſie zu ihrem Manne, nachdem der erſte Erguß der Freude über das erlangte Glück vorüber war — »ſind die Schnüre an unſerer neuen Livrée und das Grafenwappen an den Wagenthüren. Du könnteſt Dich deshalb wohl an Teſſin wenden, der ſich gewiß auf dergleichen verſteht und darin die Zuflucht des ganzen Hofs iſt.«

»Ich habe ihn nicht geſehen« — verſetzte Piper mit finſterer Stirn — »ſeitdem Se. Majeſtät mir dieſen erneuerten Beweis ihrer unſchätzbaren Gnade zu bezeigen geruhten. Der Herr Oberintendant ſcheut vielleicht das Gedränge und wenn dies der Fall ſein ſollte, hat er auch ſehr gut daran gethan, ſich in den letzten Tagen von meinem Vorgemach fern zu halten.«

»Merkwürdig, da er ſonſt immer der Erſte zu ſein pflegte, uns Aufmerkſamkeit zu erweiſen« — verſetzte die neue Gräfin. — »Sollte etwa ſeine hoffärtige Schwägerin, die Gemahlin Deines Amtsgenoſſen Oxenſtjerna, ihn zu der jetzigen Verſäumniß beſtimmt

haben? Gewiß berſtet ſie vor Verdruß, dieſe alte neidiſche Ränkemacherin. Jede Minute neulich auf dem Bankett des Ambaſſadeurs fürchtete ich, ſie würde in Ohnmacht fallen, als ſie meine Juwelen zu ſehen bekam.«

»Sprechen wir von etwas Anderem« — unterbrach ſie Piper, indem er die Farbe wechſelte. — »Der Polniſche Senator Caleſchi reiſt in einigen Tagen. Der König hat ſeine Gründe, ihm Angenehmes zu erweiſen, und wir müſſen ihm deshalb ein Abſchiedsdiner geben, von dem in Dresden und Warſchau geſprochen werden kann.*) Schon dieſen Vormittag laſſe ich die Gäſte einladen.«

---

*) „Ce que, malgré moy, m'a privé mecredy passé de l'honneur de vous escrire a esté le repas que M:r le Comte Piper allors donna au S:r Caleschi, Senateur de Pologne, lequel a beaucoup de merites, et a esté receû dans ce pays icy avec une distinction assez particuliere, Comme j'ay esté obligé de me trouver à tous ces repas qu'on luy a donné, je l'ay d'autant moins pû éviter chez M:r le Comte Piper. Il prend aujourdhuy son audience de congé, et partira demain ou apres demain pour Carlscron avec deux yaktes du Roy et de la à Coppenhague, d'ou il ira sur une des fregattes du Roy de Dannemark en Hollande et apres en Angleterre; il presse extremement son voyage, puis qu'il a l'ordre du Roy de Pologne et de la Republique, de se trouver pour la Diete en Pologne, vers la fin du mois de Juin; mais aprez il prétent de revenir icy.“ —

Die Gräfin verſprach, daß Alles nach Piper's Wünſchen angeordnet werden ſolle und ſchickte ſogleich, nachdem der Graf in ſein Arbeitszimmer ſich verfügt hatte, zu dem Haushofmeiſter.

Es währte nicht lange, ſo ließ Teſſin ſich anmelden. Gegen Gewohnheit mußte er auf die Vorlaſſung warten, und wurde mit einer gewiſſen vornehmen Feierlichkeit aufgenommen. Aber die alte Vertraulichkeit ſtellte ſich bald wieder her, als Teſſin erklärte, er habe mit ſeinem Gratulationsbeſuch gewartet, bis er einen Entwurf zu dem Grafen-Wappen für Piper erdacht und angefertigt, den er jetzt mitbringe und übergebe.*)

---

*) „Je vous envoye cy-inclus l'exquisse des armes que j'ay formé pour M:r le Comte Piper, dont il est fort satisfait. S'ils ne sont pas blassonés dans la derniere justesse, il faut le pardonner: depuis que je me suis fait instruire dans l'art heraldique à mon premier voyage à Paris, ces sont les premiers que j'ay inventé, du moins je ne croys pas, que vous y trouverez beaucoup de confusion, au lieu que la plus part de nos armes font d'un vray gallimathias sans rime et sans raison. Par l'Abeille de l'un dans l'autre, sur le champ dor et azur, la pensée est, que comme l'abeille naturellement n'est portée que pour produire le miel, ainssy des qu'un grand Seigneur est en pouvoir de bien faire, son instinct ne doit rouler que dans la douceur, quoy que quand l'on ne le laisse pas agir selon ces mouvements là, il a de quoy se vanger

Von dieſer Aufmerkſamkeit, welche ihm Zeitverluſt, Umſchweife und Verlegenheit erſparte, angenehm überraſcht, wälzte Piper als erſten Beweis ſeiner Dankbarkeit auch die weitere Bemühung wegen Livrée und

---

et de se faire ressentir, de mème que l'Abeille; les trois Estoiles sont allegoriques aux trois charges, qu'il possede; les Aisles d'en haut en forment la renommèe et comme le Laurier n'apprehende aucun foudre, l'on a choisy les Aigles pour des supports, d'autant plus que cet oiseau approche au plus le soleil, outre que je ne scaurois souffrir cette espece de branchissages que nous faisons d'ordinaire all'entour de nos armes, dont les couleurs ne font qu'une confusion avec ce qui est blasonnè ou au lieu de cela les couleures qui sortent hors de celles dans l'art heraldique, relevent et distinguent d'autant plus les armes mesmes." — —

Aus einem Briefe Teſſin's an Cronſtröm vom 26. Januar 1698.

— — „Je vous envoys cy joint le changement des armes pour le comte Piper, il n'y en a point d'autre que celluy de la Cycogne à la place de l'Abeille quoy que l'Abeille, tout en haut reste. J'avois bien songè au Cartouche et aux Lambrequins d'en haut, mais cela faisoit trop de confusion, et une couleur un peu obscure entre les Casques ne fait que d'autant plus relever le reste." — —

Aus einem Briefe Teſſin's an Cronſtröm vom 23. März 1698.

Siegel auf Teſſin, der Beides wie gewöhnlich durch Cronſtröm in Paris beſorgen ließ.*)

*) „Jay promis à M:r le comte Piper aussy bien qu'a M:dme la Comtesse de vous consulter sur le chapitre de leur livrée, l'on la souhaitteroit propre, et en mesme temps modeste, l'on donn'assez dans le carmoysy ou il y divoit avoir du bleu et du blanc dans les gallons, pourtant ou le bleu devroit dominer, c'est à dire, un gallon comme de vellours bleu profilè de blanc, ou la couleur de drap bleuatre avec des gallons rouches et blanc, ou des premiers gallons sur un drap de couleur de paille. Comme l'on choisit d'ordinaire les couleurs selon celles qui se trouvent dans les armes, j'ay cru que le dessein vous seroit necessair, et comme l'on a le dessein de s'arrester toujours à la suite à une livrèe stable, on y voudroit volontiers raffiner au commencement. Ainsy comme vous estes all'endroit ou l'on en voit mille differentes, vous les obligerez fort par quelqu'eclaircissement sur ce chapitre là, et particulierement par quelques echantillons des gallons. L'affaire presse un peu puisqu'entre Pasques et Pentecostes l'on quittera la livrèe noire comme l'on croit." — —

Aus einem Briefe Teſſin's an Cronſtröm vom 26. Januar 1698.

— — „M:r le comte Piper m'a prie de vous faire ses compliments et de vous assurer de ses services en tout ou il s'agira de luy, il vous a bien de l'obligation touchant les echantillons pour ses livrées, il est portè de suivre vos advis en tout, mais l'on ne veut encore rien decider avant l'arrivèe de l'autre gallon dont

Während im Laufe der Zeiten durch die veränderte Richtung der Denkweiſe die Actien der Wappen mit jedem Tage fallen, ſteht gleichwohl das Gräflich Piper'ſche noch als ein Andenken an die Erfindung eines

---

vous faites mention, outre qu'il n'y a rien qui presse, puisque personne scait encore quand le deuil cessera, si cela sera de mesme comme pour feue la Reine, cela ne sera que ses Pentecostes à une an." — —

Aus einem Briefe Teſſin's an Cronſtröm vom 23. März 1698.

— — „M:r le comte Piper vous est tres redevable des derniers gallons, dont il a choisy celluy, ou il y a le plus de noir, qui reuscira comme je croys parfaitement bien, il m'a prié de vous faire mille compliments là dessus, mesme de vous recommender la gravûre de ses armes en cachet, qu'il souhaitteroit d'une grandeur mediocre, et qu'il fût gravé de trois costès, du meilleur ouvrier qui se trouve. L'un sera simplement all'imitation des armes, que je vous ay envoyé, hormis le changement de la cycogne, dont je vous envoys cy-inclys les desseins, ou il y aura à remarquer, que la cycogne d'en bas se trouve un peu trop reculè dans le dessein, de sorte qu'il faira mieux estant un peu avancè; all'autre costè l'on voudroit les armes simples, c'est a dire, qu'au lieu des supports il y eût un cartouche all'entour avec une couronne dessus; le troisieme contiendroit son Chiffre qui est C. P. mesme l'on croit que l'acier sera le plus convenable, aussy bien pour la gravure que pour la durèe, ce que l'on remet dans

gefeierten Künſtlers und Staatsmanns, und als ein Schlüſſel zu der ſinnbildlichen Zeichenſprache der Wappenlehre.

---

vostre propre arbitre, dans l'espoir que vous vous en voudrez bien charger." — —

Aus einem Briefe Teſſin's an Cronſtröm vom 5. April 1698.

— — „J'envoys aujordhui les empruntes des cachets a M:r le Comte Piper, elles sont fort jolies, et viennent fort apropos, puisque je les employrois touttes trois à la peinture de son carosse, dont je me suis chargé; il est juste que les 350 Pfd. soient rendus, car il suffit de la peine dont vous vous comblez, dont il ne voudra pas abuser; quoy qu'il ma fort prié, le jour devant son depart, de vous faire ses compliments et de vous prier de luy faire faire deux perruques creppées du meilleur maistre de Paris, il en a fait faire icy mais qui coiffent extremement mal, leur couleur doit estre presque noir quoy que pas tout à fait." — —

Aus einem Briefe Teſſin's an Cronſtröm vom 23. Auguſt 1698.

Sechs und zwanzigſtes Kapitel.

Auf dem durch blutige Erinnerungen berüchtigten großen Markte der Hauptſtadt, auf welchem Carl VIII 1437 das Haupt des Reichsraths Erik Puke unter dem Henkerbeile fallen ließ und Carl XI 1605 das edle Blut des Reichsraths Hogenſchild Bjelke vergoß und grade auf derſelben Stelle, wo eine überbaute Waſſerleitung jetzt die vier platten mit den Ziffern 1-5-2-0 bezeichneten Steine verdrängt hat, die den Schauplatz von Chriſtiern's gräßlich berühmtem Blutbad bezeichneten, wurde im erſten Jahre von Carl's XII Regierung ein neuer Auftritt des Schreckens und des Mitleids vorbereitet. In der Einſamkeit der Nacht hörte man das Geräuſch von Arbeitsleuten, das Gepolter von Zimmerſtücken und Brettern, die herangeſchleppt wurden, den Ton der Hammerſchläge auf die Nägel und das klangloſe Krachen von den Hieben der Aexte in das Bauholz. In den Häuſern um den Markt herum bemerkte man bald eine Rollgardine aufziehen, bald ein

Fenſter verſtohlen öffnen; alle Zugänge zum Markte aber waren mit Wache geſperrt, welche die, die Arbeitsleute behindernde Neugierde in Entfernung hielt.

Man wunderte ſich, ahnte, ſtaunte, ſo lange die Sache im Dunkel vorging, aber von Grauſen und Entſetzen wurde man befallen, als der erſte Strahl des Tags ein Schaffott beleuchtete. Sobald es vollendet war, wurde der Platz dem Publicum wieder geöffnet, und nur der kleine Platz, auf welchem das erwartete gräßliche Schauſpiel ſtattfinden ſollte, war dicht mit Bewaffneten umſtellt.

„Wer und wo iſt das Opfer? Und wann ſoll es vor ſich gehn?“ flüſterte die Menge.

„Gewiß ſoll irgend eine Hexe verbrannt werden; ſteht doch zwiſchen dem Richtblock und dem Futteral, in dem das Henkerbeil ſteckt, ein Feuerfaß dort auf einem Klotz, um das Feuer zur Hand zu haben.“

Je weiter der Tag vorſchritt, deſto mehr wimmelte es auf dem freien Theile des Platzes und auf den angrenzenden Straßen von neugierigen Haufen. Alle Fenſter, ſelbſt die Bodenluken, füllten ſich mit Zuſchauern und aus den meiſten Schornſteinen kuckten Schornſteinfegermützen hervor. Nur ein Haus, an der nördlichen Ecke der Kaufmannsſtraße, ſchien öde; alle Fenſterladen im Erdgeſchoß waren verſchloſſen, alle Fenſtergardinen in den übrigen Stockwerken heruntergelaſſen. Dies Haus beſaß und bewohnte der königliche Rath und Feldmarſchall Graf Nils Bjelke.

War er fortgereiſt und hatte das Haus öde zurückgelaſſen? . . . Oder wandte er ſeine Blicke voll Ab-

ſcheu ab von einer Scene, die zu viel Aehnlichkeit mit dem Mord hatte, den Carl IX in dem gemißbrauchten Namen der Geſetze an einem der glänzendſten Angehörigen Bjelke's einſt verübte?

Nach langem Harren und großer Ungeduld von Seiten der Wartenden wogte den Großkirchenberg hinan eine unzählbare Volksmenge. Bei der Kirche angelangt, hielt ſie ſtill, und zwiſchen einer doppelten Reihe von Soldaten mit gezogenen Schwertern unterſchied man eine rieſige Geſtalt mit üppigem graugeſprengtem auf die Bruſt herabhängendem Bart und langem die Schultern bedeckendem Haar, in prieſterlicher Kleidung, mit Mantel und Kragen. Die Hände waren mit Ketten am Rücken feſtgebunden. Als der Zug ſtill hielt, ging ſie ſichern Schritts und mehr ſtrenger als gedrückter Haltung, unter dem Vortritt des Befehlshabers der Wache und in Begleitung von zwei Soldaten in die Kirche.

„Großer Gott des Himmels! Ein Prieſter?“

„Ja freilich Boethius — er, der aufrühreriſche Dinge gegen den König ſchrieb und an dem Krönungstage Sr. Majeſtät gefangen genommen und hierhergeführt wurde. Das Svea-Hofgericht hat ihn verurtheilt, Leben, Ehre und Gut zu verlieren. Das ſoll jetzt vollſtreckt und ſeine Schrift vom Henker verbrannt werden, vorher aber ſoll der arme Sünder beichten und Abſolution empfangen drinnen in der Sacriſtei.“

„Und darum iſt das ganze Domkapittel zuſammengetreten? .... nun ja, wenn es Einem von ihren Leuten gilt, da muß es, kann man ſich denken, ein bischen feierlich zugehen!“

„Nun deshalb grade nicht: aber er ſoll, eh' er Abſolution bekömmt, angehalten werden, ſeine Irrlehren wegen der vermeintlichen Sünde des Bluteſſens und der Unnöthigkeit des Bartſcheerens abzuſchwören.“

„So, von der Sorte iſt er. Dann wär's paſſender, ſtatt zum Henkerbeil zu greifen, ihn in eine Blutwurſt zu ſtecken und zu barbieren.“

„Du darfſt nicht vergeſſen, daß er an dem Geſalbten des Herrn ſich vergriffen hat. Wenn Boethius zehn Köpfe beſäße, er müßte ſie alle laſſen.“

„Daß er ſich davor nicht fürchtet, deſſen ſei ſicher. Sie haben ihm vergebens Gnade vorgeſpiegelt, wenn er ſeine Schriften widerrufen und Abbitte thun wolle. Lieber läßt er den Nacken ſpringen, als daß er gegen ſeine Ueberzeugung handelt. Seinen Sarg hat er ſchon beſtellt und auch den Text zur Leichenpredigt ausgewählt, die nun wohl auf dem Hochgericht über ihn gehalten werden wird.“

Während mit Geſprächen dieſer Art die Zuſchauer draußen ſich die Zeit vertrieben, verſuchte das in der Sakriſtei der Domkirche verſammelte Domkapitel alles Mögliche, um Boethius zur Reue und Nachgiebigkeit zu bewegen; aber eben ſo ſtreng und ſtolz blieb er im Angeſicht des Todes, wie damals, wo er Kraft ſeines heiligen Amts ſich berufen glaubte, der Staatsgewalt die Ungehörigkeit vorzuhalten, gegen die Regeln der Klugheit, den Nutzen des Staats und des verſtorbenen Königs feierlich verkündeten letzten Willen das Scepter rathlos der Macht eines wilden und unerfahrenen Jünglings zu überlaſſen.

So ſchritt man zum Aeußerſten, riß den Mantel von Boethius Schultern und den Prieſterkragen von ſeinem Halſe und ließ ihn in dieſer Verfaſſung den Weg zum Hochgericht fortſetzen.

Boethius Haltung während dieſes kurzen Zugs war die eines Märtyrers. Streng und feierlich ſeine

Miene, flammend ſeine Blicke, ruhig jede ſeiner Bewegungen. Er beſtieg das Schaffott, wie einſt Jacob Molay das Blutgerüſt betrat.

Nachdem er dort angelangt, verlas der Richter vor der verſammelten Menge mit lauter und deutlicher Stimme das über Boethius gefällte Todesurtheil. Mit finſterem und betroffenem Schweigen ward es vernommen. Nur der Verurtheilte allein, in Gedanken vertieft, ſchien kalt und gleichgültig dabei zu ſein. Erſt bei der Beſtimmung am Schluſſe, wonach vor Vollſtreckung der Todesſtrafe die verbrecheriſche Schrift von dem Büttel — verbrannt werden ſollte — da erſt erwachte Boethius gleichſam und ſchien mit glühender Aufmerkſamkeit auf dasjenige Acht zu geben, was ſich um ihn zutrug.

Der Scharfrichter trat nun heran und löſte ihm die Ketten, ein Henkersknecht ergriff die für verbrecheriſch erklärte Schrift, zündete ſie an allen vier Ecken an und warf ſie auf ein Feuerfaß, wo ſie, einen ſchwarzen hochaufwirbelnden Rauch verbreitend, ganz und gar von den Flammen verzehrt wurde.

Unwillen und Begeiſterung malten ſich abwechſelnd in Boethius Augen. Nachdem das Verbrennen vorüber, knüpfte er ſein Halstuch auf, reichte es dem Scharfrichter und gab ſelbſt den Wink, ihm damit die Augen zu verbinden.

Grabesſtille, und die Aufmerkſamkeit des Jägers bemächtigten ſich in dieſem Augenblick der zuſchauenden Volksmenge.

Mit verbundenen Augen faltete Boethius die Hände, und das Haupt auf die Bruſt geſenkt, betete er ſtill.

Seine Andacht theilte ſich den Umſtehenden mit. Unwillkührlich nahmen Alle die Hüte ab, und richteten die Augen betend zum Himmel.

„Vater dein Wille geschehe!“ seufzte mit frommer Ergebung Boethius. Dann reichte er die Hand dem Scharfrichter, zum Zeichen, daß er nun bereit sei, das Haupt auf den Richtblock zu legen.

Da plötzlich rief donnernd eine Baßstimme: „Gnade!“ Ein Leibtrabant drängte sich eilfertig durch die dichten Haufen. Die Hände über dem Kopf haltend, schwang er in der einen ein weißes Schnupftuch, in der anderen ein Papier, auf welchem man das königliche Siegel in Wachs wahrnahm.

Die Menge machte dem Abgesandten, so weit es anging, Platz, dann aber drängte sie sich aufs Neue noch dichter zusammen, um den Wortlaut der Botschaft zu vernehmen.

Das Beil schlich wieder in sein Futteral; die Binde ward Boethius Augen abgenommen; laut wurde die königliche Begnadigungsurkunde verlesen: die Todesstrafe war in lebenslängliches Gefängniß auf der Festung Nöteborg verwandelt.

„Lebenslängliches Gefängniß!“ seufzte der Gefangene zweifelnd das Haupt schüttelnd, was vorzuziehen wäre: der augenblickliche Schmerz des Todesstreichs oder jahrelanges Leiden ohne andere Grenze als die des Todes.

Die umstehende Menge begrüßte das Begnadigungsplacat mit einem schallenden:

„Es lebe der König!“

Ende des zweiten Theils.

Berichtigungen.

S. 99 Z. 16 v. o. lies Staffund statt Sassund.
S. 110 Z. 7 v. o. „ Straspredigt statt Hofpredigt.
S. 248 Z. 5 v. u. „ Mündigkeitserklärung statt Würdigkeitserklärung.
S. 302 Z. 3. 4. v. o. „ für den verstorbenen König statt des verstorbenen Königs.

Geringere Versehen wolle der geneigte Leser selbst verbessern.

Gedruckt bei C. Feister.

Bayerische Staatsbibliothek München

Das

Haus Teſſin

zur Zeit der

Alleinherrſchaft und der Freiheit.

M. J. von Cruſenſtolpe,

Verfaſſer des Mohren oder das Haus Holſtein-Gottorp in Schweden; Carl Johann und die Schweden u. ſ. w.

Dritter Theil.

Aus dem Schwediſchen.

Berlin, 1849.

Verlag von F. H. Morin.

Staatsbibliothek München

Erſtes Kapitel.

Piper hatte jetzt eine Höhe des Einfluſſes und der äußeren Ehre erreicht, wo ihm nichts mehr zu erſtreben übrig blieb. Es galt nun die Kunſt, ſich auf dieſer Höhe zu erhalten und darauf waren denn auch alle ſeine Bemühungen gerichtet. Mit Augen, die der Trieb der Selbſterhaltung ſchärfte, ſpähte er mißtrauiſch nach allen Seiten, ob irgendwo Gefahr ihm drohe, und nur Eines nahm er wahr, was lebhafte Beſorgniß in ihm erweckte, in dieſem Einen aber vereinigten ſich der wachſende Muth des alten Adels und die Hoffnungen der Feinde der Reduktion auf den Wiedergewinn des Verlorenen. Es war das überdies Piper's langjähriger erklärter Feind, der Königl. Rath und Feldmarſchall Graf Nils Bjelke, und um ſo gefährlicher war dieſer für den Günſtling, als ſein kriegeriſcher Ruhm eine gewiſſe Anziehungskraft auf den jungen Fürſten ausübte. Alles dies machte einer Seits Piper's Beſchluß, um jeden Preis der Welt Bjelke zu ſtürzen,

unwiderruflich, anderer Seits bewog es ihn, bei der Ausführung seines Plans mit der größten Vorsicht zu Werke zu gehen.

Zunächst gab Piper dem Kanzleipräsidenten Oxenstjerna zu verstehen, daß der Sturz seiner Staatspolitik und das neue Bündniß Schwedens ausschließlich Bjelke's Werk sei. Er schürte in dem alten Staatsmanne die Gluth verwundeten Selbstgefühls und des Verdrusses, und fachte zur Flamme an den Funken des Hasses und der Rachsucht, bis endlich Oxenstjerna versprach, Piper in seinem Plane Bjelke zu stürzen behülflich zu sein.

Um das gewünschte Ziel zu erreichen, war vor Allem nothwendig, in des Königs Augen die Lorbeern zu verdunkeln, welche Bjelke's Haupt und Schwerdt schmückten. Piper nahm deshalb jeden Anlaß wahr, daran zu erinnern, daß die meisten derselben nicht im Dienste des Vaterlandes erworben seien, während Oxenstjerna für sein Theil beständig auf die enge Vertraulichkeit anspielte, welche lange Zeit zwischen Bjelke und fremden Mächten obgewaltet habe. Unaufhörlich wiederholt, begannen diese absichtlichen Andeutungen auf Carl's feurigen unerfahrnen Sinn Eindruck zu machen. Mit Scheu und Mißtrauen sah er auf Bjelke und Piper fand sich bald genöthigt alle seine Feinheit anzuwenden, um den König von einem vorzeitigen Ausbruch seines Mißvergnügens abzuhalten, von dem er hoffte, daß es je länger im Innern des Königs verborgen desto festere Wurzeln dort fassen werde.

Weder Piper noch Oxenstjerna machten Tessin zum Vertrauten hinsichtlich ihrer Pläne gegen Bjelke, aber dennoch begann jener Verdacht zu schöpfen. Er bemerkte, wie hin und wieder Aeußerungen des Unwillens und schimpfliche Bemerkungen über den erfahrnen Rathsherrn und Feldherrn dem Könige entfielen; sah wie Piper zuweilen seinen Feind mit höhnischen Tigerblicken betrachtete, nahm selbst dann und wann in verstohlenen Blicken Oxenstjerna's eine gewisse Schadenfreude wahr. Zwar erschien Bjelke noch in der Rathsversammlung, wurde noch von Oxenstjerna sowohl wie von Piper eingeladen, und sah an seiner Tafel noch viele Leute. Aber Tessin, der jederzeit den Wechsel des Wetters innerhalb seiner Atmosphäre aufmerksam beobachtete, blieb es nicht verborgen, daß ein Sturm sich zusammenzog gegen den Helden-Senator und er machte Cronström in folgenden Worten davon Mittheilung:

„Stockholm, den 2. Februar 1698.

— — — Gestern Mittag hatte ich die Ehre bei Herrn Grafen Bjelke zur Tafel zu sein, dessen Hochachtung für Ihre Verdienste jederzeit im Steigen ist; aber unter uns gesagt, beklage ich unendlich das Schicksal eines Herrn von so vielen großen Eigenschaften wie den seinigen; denn ich besorge höchlich, daß ihm Böses bevorsteht, was schon die ganze Zeit her droht, jetzt noch im Keimen ist, aber dereinst unheilvoll zu Tage kommen wird. Aus dem Grunde meines Herzens will ich wünschen, daß er sich besser aus dem Spiel ziehen möge, als ich fürchte.“ — — —

Mehr und mehr zog sich das Unwetter zusammen. Am 9. Februar 1698 schrieb Tessin an Cronström:

— — — »Was meine Reise nach Berlin anbetrifft, so weiß ich noch nicht, wie es damit wird, denn es sind so viel Gründe dafür und dagegen, daß ich mir kaum selbst mehr Rath weiß. Vor etwa vier oder fünf Tagen sprach Herr Graf Bjelke mit mir darüber und zeigte mir zwei neuere Schreiben Seiner Majestät in dieser Angelegenheit. — Ich wünsche sehr, daß Graf Bjelke's Sachen eine andere Wendung nehmen möchten, als sie gegenwärtig sich anlassen, fürchte aber mehr als je für einen schlechten Ausgang; die beiden neuerdings eingesetzten Commissionen scheinen nichts Gutes für ihn zu bedeuten, auch hat er sie sich sehr zu Gemüthe gezogen und seine Niedergeschlagenheit nimmt von Tag zu Tag zu. Indessen bitte ich Sie sehr vorsichtig mit demjenigen zu sein, was ich Ihnen in Betreff Bjelke's mittheile.« — — —

In dem Maaße, wie die Aussichten für Bjelke sich verfinsterten, zogen sich die Anhänger des Hofs oder richtiger diejenigen, welche auf Piper ihre Hoffnungen bauten, von Bjelke zurück. Auch Tessin fing an sich in gewisser Entfernung von dem augenscheinlich in Ungnade Gefallenen zu halten, und da er wußte wie Bjelke zur Zeit seines Einflusses Cronström begünstigt hatte, und was für vertrauliche Mittheilungen die natürliche Folge davon gewesen waren, beeilte er sich Cronström vor einer Fortsetzung solcher Mittheilungen zu warnen.

— — — »Was den Herrn Grafen Bjelke betrifft —

ſchrieb er am 8. März 1698 — werde ich künftiger ausführlicher ſein. Für jetzt kann ich Ihnen nur ſagen, daß Sie meiner Meinung nach nicht übel thun werden, ihm gegenüber einige Vorſicht zu beobachten, denn ſeine Angelegenheiten, ſtatt ſich zu verbeſſern, werden täglich ſchlimmer.“ — — —

Ohne Kenntniß des Mißgeſchicks, welches ihren Vater bedrohte, waren die Söhne des Grafen Bjelke auf einer Reiſe im Auslande und hielten ſich grade damals zu Paris auf, wo ihnen Cronſtröm, ſowohl aus natürlichem Wohlwollen gegen Landsleute, als auch im eigenen Intereſſe um ſich bei vornehmen Perſonen, welche Einfluß beſaßen, beliebt zu machen, ſein Haus angeboten hatte und mit väterlicher Sorgfalt ſich ihrer annahm. Die Verfolgung ihres berühmten Vaters ſetzte Cronſtröm bei ſeiner Stellung zu den jungen Grafen in eben ſo große Beſtürzung wie Verlegenheit und er begehrte Rath von Teſſin. Beide waren gleich behutſame Segler auf dem Meere des Glücks. Teſſin antwortete ihm am 5. April 1698:

— — — „Des Grafen Bjelke's Angelegenheiten befinden ſich faſt noch in derſelben Kriſe; doch iſt man nicht geneigt an einen üblen Ausgang zu glauben. Für gewiß hält man, daß mit dem Baldigſten eine Commiſſion nach Pommern*) ſich begeben wird, um dort gewiſſe Unterſuchungen anzuſtellen, die man für

*) Bjelke war General-Gouverneur von Pommern und Kanzler der Akademie in Greifswald.

unumgänglich hält. Ich finde nicht, daß man nöthig hätte seinen Herrn Söhnen ganz und gar auszuweichen, wenn man nur ein wenig Vorsicht beobachtet.« ——

Endlich entlud sich die schwarze Gewitterwolke, welche über dem Haupte des tapfern Feldherrn so lange geschwebt hatte. Wir lassen Tessin als Augenzeuge den Verlauf in einem Briefe an Cronström vom 17. April 1698 schildern:

— — — »Sie haben Recht, mein Herr, es zeigt sich wenig Wahrscheinlichkeit, daß Graf Bjelke seine frühere Stellung je wieder erlangt. Zu meinem Leidwesen muß ich ihnen mittheilen, daß er sich gegenwärtig als Gefangener in dem Hause des verstorbenen Grafen Lindschöld, wo er wohnte, befindet, und zwar wurde er am verwichnen Donnerstag Morgens um zehn Uhr, am Tage nach der Ankunft des Herzogs von Holstein, verhaftet. Nachdem an demselben Morgen der König in seinem Cabinet mit einigen Herrn vom Rath die Sache erwogen hatte, befahl er dem Oberst vom Regiment Garde, einen Capitain und Lieutenant mit einem Unteroffizier und zwölf Gardisten zu Bjelke zu senden, mit der Weisung, daß der Capitain und der Lieutenant abwechselnd Tag und Nacht in seinem Zimmer sich aufhalten sollten, und daß Niemand, nicht einmal die Frau Gräfin, seine Gemahlin *), anders als

*) Graf Bjelke war vermählt mit Eva Horn, einer Tochter des berühmten Feldherrn, Reichsmarschalls Grafen Gustav Horn.

in ihrer Gegenwart und mit lauter Stimme mit ihm reden dürfe. Sie mögen sich selbst eine Vorstellung von ihrer Bestürzung machen. Beide Ehegatten sind fast außer sich. Keiner weiß, was den so plötzlichen Beschluß veranlaßt hat, der um so unerwarteter war, als die Commission nach Pommern sich begeben hatte und jeder glaubte, daß bis zu ihrer Zurückkunft die ganze Sache auf sich beruhen würde. — Sobald ihm durch den Capitain Nummers seine Verhaftung angekündigt war, gab Graf Bjelke seinen Degen ab, und da er im Voraus aller seiner Titel beraubt worden ist, so hat man ihn nur durch einen Capitain die Verhaftung ankündigen lassen wollen. — Einige Augenblicke später stellte sich der Herr Kriegsrath Fahlström zugleich mit Herrn Smedman ein, um Bjelke's Papiere in Beschlag zu nehmen, was auch mit denen des Sekretairs in Bjelke's Kanzlei geschah, welcher in einem Hause grade gegenüber wohnte. — Alle Welt ist in hohem Grade erstaunt über das Schicksal und den so plötzlichen Sturz eines Mannes, der bisher immer vom Glück begünstigt gewesen war. Noch vermag man nicht völlig zu durchschauen, was ihm bevorsteht, und worin eigentlich sein Verbrechen besteht; doch glaubt man allgemein, daß es gegen den Staat gerichtet gewesen, obgleich er selbst fortdauernd seine Unschuld betheuert. Was bis jetzt unter seinen Papieren gefunden worden ist, soll eher für als gegen ihn zeugen.“ — — —

Was Tessin unerklärlich erschien, oder was er wenigstens als ihm unerklärlich vorgab: Bjelke's Verhaftung am Morgen nach der Ankunft des Herzogs von

Holſtein in Stockholm, iſt gleichwohl unſchwer zu begreifen. Piper fürchtete, daß die Anziehungskraft, welche Graf Bjelke's Ueberlegenheit auf dem Schlachtfelde ſowohl wie im Cabinet und in den Hofſälen ausübte, ihm einen neuen Freund, eine neue Stütze an dem fremden Fürſten erwerben und daß er mit deſſen Hülfe, ſtatt in die ihm von Piper unter dem Beiſtande Oxenſtjerna's gegrabene Grube zu ſtürzen, unverſehends neuen Einfluß gewinnen und Piper's eigenen Fall alsdann bewirken möchte. Es war deshalb keine Zeit zu verlieren. „Jetzt oder nie“, dachte Piper — ſo wagte er denn den letzten Sturm auf den jungen leichtgläubigen Monarchen, ſetzte Alles auf einen Wurf .... und gewann.

Nichts iſt betrübender und für die menſchliche Natur erniedrigender, als wahrzunehmen, wie vorzüglich in einer abſoluten Monarchie Alles nach der Sonne der Hofgunſt ſich richtet, wie mit deren Untergange jedes Gefühl für Menſchenwerth, für große Eigenſchaften und glänzende Verdienſte verſchwindet, und wie man diejenigen, welche in Ungnade fallen, eben deshalb todeswürdigen Verbrechern gleich achtet. Selbſt Teſſin war nicht frei von dieſer häßlichen Schwäche. „Was Herrn Bjelke betrifft — ſo ſchrieb er unter Anderm am 18. Mai 1698 an Cronſtröm — ſo verſchlimmert ſich ſein Zuſtand von Tag zu Tag, ſo daß ſelbſt diejenigen, welche noch ſeine Parthei zu nehmen ſcheinen, den Wunſch hegen, er möchte ſterben. Alle Welt flieht jetzt eine Berührung mit ihm. Sämmtliche an ihn eingehenden Briefe werden in Gegenwart der bei ihm

Wache habenden Offiziere eröffnet und mit jedem Tage scheint seine Lage verzweifelter zu werden. Der Tag seiner Erscheinung vor dem Hofgericht ist noch nicht bestimmt; die Anklage ist aber auf folgende drei Hauptpunkte gerichtet: 1) auf Majestätsvergehen, 2) auf Hochverrath und 3) darauf, daß er das Interesse des Königs seinem eigenen Vortheile jederzeit nachgesetzt habe. Herr Heerdhjelm hat den Auftrag, vor dem Hofgericht als Ankläger gegen ihn aufzutreten. Vor Bjelke's Erscheinen dort wird man ihm die drei Anklagepunkte bis in alle Einzelnheiten hinein ausgeführt zustellen, damit er sich auf die Beantwortung gehörig vorbereiten kann. Man glaubt, daß mehr als 30 Punkte gegen ihn aufgestellt werden. — Es ist am Besten, jede Verbindung mit seinen Söhnen aufzuheben; denn man kann nicht wissen, wie weit falsche Beschuldigungen Uebelgesinnter gehn, welche oft nicht einmal der Unschuld schonen." — — —

Cronström war zu besorgt um Glück und Gunst, um sich dergleichen zweimal sagen zu lassen; ängstlich aber wegen seines früheren einschmeichelnden Benehmens gegen den Grafen Bjelke, so lange dieser ein mächtiger Mann war, so wie wegen der Gunst, die ihm Bjelke immer bezeigt hatte, eilte er sein beklommenes Herz gegen Tessin auszuschütten. In jener Beziehung hatte indeß Cronström nichts zu befürchten. Nicht gegen den Glücksritter, der den Mantel nach dem Winde trug, nur gegen den kühnen unbeugsamen Aristokraten, gegen den stolzen Nebenbuhler hatte Piper seine Minen angelegt. Dazu besorgte Cronström

bereitwillig und zu Piper's vollkommener Zufriedenheit alle Aufträge deſſelben in Paris; es waren ferner die Söhne von Oxenſtjerna und Wrede Cronſtröm's Gäſte in der fremden Hauptſtadt und wurden von ihm in die große Pariſer Welt eingeführt und Wrede war außerdem ihm von Alters her beſonders gewogen — Teſſin's vorſichtige, aber wirkſame Bemühungen zu Cronſtröm's Beſten nicht zu vergeſſen. Auch beeilte ſich Teſſin die Beſorgniſſe ſeines Freundes zu zerſtreuen und ſchrieb unterm 8. Juni 1698:

— — — „Mit Herrn Bjelke (ſo nannte jetzt, nach dem Falle, Teſſin ohne Umſchweife den Grafen und früheren Königlichen Rath, Feldmarſchall und General-Gouverneur) ſteht noch Alles beim Alten. Was ich eben geſagt, muß Sie überzeugen, daß wenn es auch Uebelgeſinnte giebt, dieſe nichts haben ausrichten können; es genügt völlig, in Allem ein reines Gewiſſen zu haben.“ — —

Die Vorſicht ging ſo weit, daß ſelbſt Bjelke's Namen in den Rechnungen, welche Cronſtröm an Teſſin ſandte, nicht mehr vorkommen durfte. Teſſin beſchränkte indeß ſeine Theilnahme für Cronſtröm nicht auf herzloſe Ermahnungen, alle Verbindung mit dem früheren Gönner abzubrechen; er vertheidigte auch Cronſtröm gegen andere Glücksritter, welche ſich durch Verläumdungen und Angebereien einzuſchmeicheln ſuchten. „Bjelke — heißt es in einem Briefe Teſſin's an Cronſtröm vom 14. Dezember 1698 — iſt bis jetzt nicht mehr als einmal von dem Hofgericht verhört worden. Se. Majeſtät hat die Gnade gehabt, ihm

alle Zeit, die er nur bedarf, zu ſeiner Vertheidigung zu geſtatten und alſo eilt er damit nicht. Man erzählt, unter den Briefen, die er aus Pommern erhalten, befänden ſich mehrere in Chiffern geſchriebene, deren Deutung er nicht angeben wolle; Andere wieder behaupten, er habe ſich erboten den Schlüſſel dazu mitzutheilen, ſobald man es wünſche; ſo weiß man alſo noch nicht recht, wie die Sache zuſammenhängt. Doch ſprach vor ungefähr vierzehn Tagen Major Palmquiſt davon mit mir in dem Vorzimmer des Königs und äußerte gehört zu haben, daß alle jene Briefe nur von Schweden geſchrieben ſeien, wobei er Sie, Herrn Canterſtein und Andere nannte. Im erſten Augenblick überraſchte mich das allerdings ſehr; indeß da ich weiß, daß er eben nicht zu Ihren beſondern Freunden gehört, ſo gab ich ihm zur Antwort, daß es jederzeit die Art übelwollender Perſonen ſei, ehrliche Leute anzuſchwärzen; daß ich Sie beſſer als irgend ein Anderer zu kennen glaube, und daß ich für jede Ihrer Handlungen einſtehen wolle; dabei äußerte ich ferner den Wunſch, daß die Schuldigen alle entdeckt werden möchten. Er erwiederte mir, daran zweifle er nicht. Hierbei blieb es. Ich geſtehe, die Sache erregte mir einige Beſorgniß; doch habe ich Sie nicht damit beunruhigen mögen.“ — — —

Das Jahr 1699 ging ohne eine Veränderung in dem Schickſal des Grafen Bjelke zu Ende. Aufmerkſame Beobachter der Zeichen der Zeit und der Schwankungen des Glücks ſchöpften aus der langen Windſtille etwas Muth, ſo daß ſie wagten, Bjelke wenigſtens

von seinen Kindern Nachricht zu verschaffen. Unterm 15. Juli 1700 schrieb Tessin an Cronström:

— — — „Ich habe Frau Ebba Sparre nicht abschlagen können, Ihnen Beigeschlossenes an ihren Herrn Bruder zu übersenden, um dessen Weiterbeförderung sie, eben so wie Herr Bjelke, welcher in großer Unruhe um seine Söhne ist und sehnlichst nach Nachricht von ihnen verlangt, angelegentlich bittet. Der Offizier, welcher bei Bjelke die Wache hat, übergab mir den Vorschriften des Königs gemäß den Brief. Man sagt, daß Bjelke sich sehr wohl befinde. Gott weiß, was er sich für Hoffnungen machen kann: doch glaubt man seine Sache werde bald entschieden sein, so daß man einmal das Ende davon erlebt.“ —

— — — „In Betreff des Herrn Bjelke — heißt es in einem weiterem Briefe Tessin's an Cronström vom 19. September 1700: — werde ich auf das aufmerksam sein, was Sie mir sagten. Ich bin nicht der Meinung, daß man ihm in Kleinigkeiten hart begegnen müsse; denn man kann nicht wissen, wie es mit ihm noch wird. Es thut mir leid zu hören, daß seine Söhne sich in Zerstreuungen verlieren und in so schlechten Händen befinden.“ — — —

Als auch nach dem Verlaufe von weiteren zwei Jahren Bjelke's Lage immer dieselbe war, glaubte Cronström ohne Gefahr, wenn auch nicht die früheren Verhältnisse erneuern, doch wenigstens einige noch unabgemachte Angelegenheiten mit ihm beendigen zu können. Er schrieb deshalb unter Tessin's Adresse an den gefangenen Magnaten. Ersterer aber hatte nichts

Eiligeres zu thun, als ihn unterm 28. März 1703 auf die Gefahr seines nicht gehörig erwogenen Unternehmens aufmerksam zu machen. „Ihren Brief an Herrn Grafen Bjelke — schrieb Tessin — habe ich nicht gewagt abzugeben, weil schon der Titel sehr üble Folgen hätte herbeiführen können. Ich habe deshalb den Brief vernichtet.“ — — —

Endlich riß der unsichtbare Faden, an dem Jahre lang das Damoclesschwerdt über dem Haupte des Grafen Bjelke geschwebt hatte. Die Hand des Präsidenten des schwedischen Hofgerichts, des königlichen Raths Grafen Wallenstedt, hielt ihn bisher. Wallenstedt war Piper's Todfeind, wenig besser aber auch gegen Bjelke gestimmt. Deshalb mochte er weder Piper zu Gefallen Bjelke aufopfern, noch auch zu Bjelke's Rettung beitragen; er wandte daher alle ihm zustehenden Mittel und seinen ganzen Einfluß an, um die Entscheidung des Prozesses so lange wie möglich hinzuziehen.

Tessin befand sich folglich im Irrthum, wenn er bei Gelegenheit von Wallenstedt's Tode in einem Briefe an Cronström vom 18. November 1703 äußert:

— — — „Herr Graf Wallenstedt ist nach viertägiger Krankheit vorgestern Morgen gestorben. Seine Krankheit bestand in Stichen in der Seite. Er war Graf Piper's geschworner Feind. Sein Todesfall dürfte mancherlei Veränderungen herbeiführen. Bjelke's Sache wird sich in Folge dessen anscheinend noch länger hinziehen, doch glaube ich eben nicht, daß er selbst sich diesen Verlust sehr zu Herzen nehmen wird. Von den Meisten wird Graf Falkenberg als Wallenstedt's Nachfol-

ger genannt, Andere glauben wieder aus verschiedenen Gründen, Graf Gyldenstolpe werde die Stelle erhalten.“ — — —

Ein Jahr später, nachdem Graf Bjelke's Haft sechs volle Jahre gewährt hatte, heißt es in einem Briefe Tessin's an Cronström vom 27. December 1704:

— — — „Die Verhöre mit dem Grafen Bjelke sind geschlossen und man glaubt, daß das Urtheil in vierzehn Tagen verkündigt werden wird. Die Sache drohte noch länger sich hinzuziehen, aber mit Rücksicht auf Bjelke's Übelbefinden beschloß das Hofgericht in seiner Wohnung zusammenzutreten. Viele sind um sein Schicksal besorgt, allein Herr Präsident Falkenberg ist ein so anerkannt redlicher Mann, daß jeder überzeugt sein kann, es werde nur Gerechtigkeit geübt werden.“ — —

Monate verflossen gleichwohl ehe das Urtheil in dieser mißlichen Sache erging. Am 20. Mai 1705 schrieb Tessin an Cronström:

— — — „Bjelke's Abgesandter war schon drei Tage vor dem Abgange der Post bei dem Kriegsheere angelangt, ohne daß man hätte erfahren könne, welches Schicksal ihm bevorstehe. Wie man allgemein glaubt, kann er irgend einen günstigen Erfolg beim König nur von Gott erwarten.“

Von diesem Augenblick an that Tessin Bjelke's und dessen Sache in seinen Briefen an Cronström weiter keine Erwähnung. Nur im Vorbeigehn schreibt er unterm 30. September 1705:

— — — „Künftigen Dienstag wird auf Sahle-

ſtad die Hochzeit des Generallieutenant Mörner mit Bjelke's Tochter gefeiert werden. Man glaubt faſt allgemein, daß dieſe Heirath ihm nicht zum Vortheil gereichen werde.« — — —

Teſſin's vorhin gedachtes Stillſchweigen hatte ſeine triftigen Gründe. Er ſtand in großer Gunſt bei Karl XII. und war zu eng mit dem Piperſchen Ehepaare verbunden um ſich weiter mit einer Sache zu befaſſen, die dem alleinherrſchenden Monarchen und deſſen allmächtigen Günſtlinge zur Unehre gereichte.

Nach geſchloſſener Unterſuchung und gepflogener Berathung hatte endlich das Hofgericht den Grafen Bjelke freigeſprochen. Dieſer Ausgang der Sache gefiel dem Könige nicht und noch weniger Piper. Dieſer that Alles, ſeinen Beherrſcher gegen die Richter aufzubringen, dann ihn zu vermögen, ihrem Gewiſſen und dem Geſetz gegenüber das Gewicht ſeines Herrſcherſchwerdts in die Wagſchale zu werfen, und leider nur allzugut glückte es Piper dieſen Schandfleck des Unrechts, der Willkühr und Gewalt auf Karls XII. Regentenruhm zu drücken. Ein Eilbote wurde aus dem Läger in Pohlen nach Stockholm abgefertigt, mit dem Befehl, bei Vermeidung von Ungnade und Ahndung die Freiſprechung zu widerrufen und Bjelke in Übereinſtimmung mit Heerdjelm's Schlußanträgen zu verurtheilen.

Die feigen Sclaven in dem Gerichtsſaal bebten, bingten mit Eid und Gewiſſen — und gehorchten! und ſo verurtheilte das Svea-Hofgericht Graf Bjelke zum

Verluſt — — — des Lebens, der Ehre und ſeines Vermögens!!!

Doch nicht Bjelke's Blut, nur deſſen Ehre und Vermögen waren es, nach denen Piper trachtete, Bjelkes Ehre um einen Feind zu brandmarken und einen Nebenbuhler auf immer zu entwaffnen, Bjelke's Vermögen, um ſich und Andere damit zu bereichern.

Tiefer, unvermutheter, unverdienter fiel nie ein Privatmann, als der königliche Rath Graf Bjelke. Und welches Spiel des Schickſals! Lindſchöld, die rechte Hand Karls XI. war der treue Freund und die ſichere Stütze Bjelke's und zwar mit gutem Wiſſen und Willen des Königs, und Piper, welcher Lindſchöld in der Gunſt und in dem Vertrauen des Königs nachfolgte, wurde Bjelke's unverſöhnlichſter Feind.

Wo Piper von ſeinem eigenen Vortheile angeſpornt wurde, waren ſeine Feinheit und ſeine Berechnungen bewundernswerth. Die Gefahren ſehr wohl erkennend, welche für die Ruhe Schwedens aus der Hinrichtung eines auf ſolche Weiſe verurtheilten Mannes von ſolchen Verdienſten und ſolchem Ruhme auch im Auslande, und von ſolchen Familienverbindungen erwachſen konnten, wirkte er die Begnadigung Bjelke's von der Todesſtrafe aus. Im Übrigen aber war er, und mit glücklichem Erfolge, für die Aufrechthaltung des unnatürlichen Urtheils bemüht. Dabei war die Beute die Hauptſache, und in ihrer Vertheilung eben bewies er ſeine Meiſterſchaft, indem er Alles ſo einzurichten wußte, daß für die Zukunft nie ein Erſatz in Frage kommen konnte.

Sahleſtad und Thureholm (damals Gäddeholm genannt) blieben dem unglücklichen Bjelkeſchen Ehepaare als Entſchädigung für dasjenige, was die Gräfin in die Ehe eingebracht hatte. Das Schickſal, welches häufig mit Leidenſchaften und Berechnungen ſein Spiel treibt, vereinigte ſpäter durch das Band der Ehe Bjelke's Sohn mit Piper's Tochter. Dem Sohne aus dieſer Ehe ſchenkte Piper's Wittwe als Pathengeſchenk das alte Bjelkeſche Stammgut Stureſorß, und in dankbarem Gedächtniß hierfür ließ eben dieſer Sohn, der Reichsrath Graf Nils Adam Bjelke im Parke einen Tempel mit dem Medaillon und dem Wappen der Gräfin Piper und einer lateiniſchen Inſchrift zu ihren Ehren errichten. Von dem übrigen geraubten Bjelkeſchen Vermögen wurden 100,000 Rthlr. zur Erhöhung der für den Hofſtaat der verwittweten Königin ausgeſetzten Summe beſtimmt — ein ſehr ſchlau ausgedachter Plan von Piper, denn er band ihr damit die Hände, wenn je die Rede davon ſein ſollte, Bjelke Erſatz für das jetzt Verlorene zu gewähren. Hedwig Eleonora war zu wenig ſcharfſinnig, um die Schlinge zu merken und ihr heimlicher Rath war damals bereits geſprengt. Die Gräfin Oxenſtjerna war Wittwe geworden und hatte ſich vom Hofe zurückgezogen und der Reichsmarſchall Stenbock ſtarb eben zu jener Zeit. Zwei Perſonen gab es zwar noch, von denen behauptet wird, ſie hätten Hedwig Eleonora, bis das Alter ihre Gefühle erſtarrte, in der Stille über den frühzeitigen Verluſt ihres Gemahls getröſtet. Der Eine war ihr Obermarſchall, der Königl. Rath und Präſident Graf Carl

Gyllenſtjerna, der andere Teſſin, der jenem nach einiger Zeit im Herzen und Bett der Königin folgte, wodurch ihr heftiger Zorn über Teſſin's Vermählung ſich theilweiſe erklären läßt. Aber Gyllenſtjerna hütete ſich wohl auf Ungnade und Verfolgungen es ankommen zu laſſen, um einem Feinde der Reduction und Alleinherrſchaft, Beides Staatsgrundſätze, die zu nicht geringem Theile das Werk von Gyllenſtjerna's waren, behülflich zu ſein: und daß Teſſin ſollte gewollt oder gewagt haben einen Rath zu ertheilen, der Piper hätte mißfallen können — wie wäre das möglich geweſen! Die ſchlaueſte Berechnung Piper's lag jedoch darin, daß er den größten Theil des Bjelkeſchen Raubs zur Fortſetzung des Stockholmer Schloßbaues feſtſetzte. Es war nun im allgemeinen Intereſſe, daß es bei der Beſchlagnahme von Bjelke's Vermögen blieb, in gleicher Weiſe wie unter der früheren Regierung das Eintheilungswerk die hauptſächlichſte Stütze für die Reduction war. Scheinbar anſpruchslos, in Wirklichkeit aber, um deſto raſcher in den Beſitz ſeines Antheils zu kommen und ihn für eintretende Fälle leichter in Sicherheit bringen zu können, ließ ſich Piper von Bjelke's geraubtem Gute nur deſſen Silberzeug geben, was indeß nicht ermangelte von ziemlich hohem Werthe zu ſein.

Wie verſchieden kriegeriſcher und politiſcher Muth iſt, davon bot Graf Bjelke ein neues Beiſpiel. Europa hallte von ſeinen Thaten wieder, und kalt ſchaute er auf dem Schlachtfelde dem Tode ins Auge. Doch im Rathe und wo es galt, offen Antlitz gegen Antlitz denen

zu widerſprechen, die die Gewalt beſaßen, war er meiſtentheils ſchüchtern und ſtumm.

Nach ſeinem Falle verbarg er ſich auf Sahlſtad den Blicken der Welt, nahm an ihren Fehden und Ränken keinen weiteren Antheil und beſchäftigte ſich faſt ausſchließlich mit Andachtsübungen.

Zweites Kapitel.

Um dem Leſer eine einigermaaßen vollſtändige Überſicht über die Mittel und Wege zu geben, auf welchen es Karl's XII. allvermögenden Günſtlinge gelang einen gefürchteten und gehaßten Nebenbuhler von dem Gipfel des Glücks in den Abgrund des Verderbens zu ſtürzen, ſind wir genöthigt geweſen die Zeitordnung zu überſpringen. Der Leſer möge deshalb entſchuldigen, wenn, indem wir jetzt ſie wieder aufnehmen, ein oder der andere Umſtand Erwähnung findet, welcher auf, im Vorhergehenden bereits berührte Ereigniſſe hindeutet.

Zwei Bediente in ſeiner mit glänzenden Schnüren beſetzter Livrée waren ſchon zeitig am Morgen in Graf Piper's Garderobe beſchäftigt den Aufwartung Machenden und Beſuchenden beim Ablegen des Überkleids zu helfen. Man erblickte dort bunt durcheinander Amtsbrüder des Grafen, Präſidenten der Collegien, Landeshauptleute, Oberſten, Diener der Kirche und des Hofs,

Bittſteller, die noch keine Stelle im Staat einnahmen, und Glücksritter natürlich aus allen Ständen und Verhältniſſen.

An der Thür, die zu Piper's Cabinet führte, ſtand ein Kammerdiener, der ſich nur rührte, um die Thür zu öffnen und wieder zu ſchließen, aus deſſen Munde man nichts Anderes hörte, als die laut ausgeſprochenen Namen und Titel derjenigen, welche zur Audienz bei dem Fetiſch des Orts vorgelaſſen wurden. Die Namen wurden dem Kammerdiener durch die halb geöffnete Thür von einem im Cabinet befindlichen Secretair zugeflüſtert. Dieſer führte die Eingelaſſenen je nach den Umſtänden und dem Befehl des Grafen, in deſſen Schlafzimmer oder begab ſich ſelbſt hinein, worauf dann Piper in das Cabinet trat, um mit den Aufwartenden zu ſprechen. Der Rang und die Wichtigkeit der Angelegenheit beſtimmten gemeinlich die Ordnung für den Eintritt in das Allerheiligſte des Günſtlings. Hatte der Graf keine Zeit und war die Menge der Audienzſuchenden allzugroß, ſo kam es wohl vor, daß nachdem ein oder der andere vorgelaſſen war, der Graf ſelbſt in das Vorzimmer hinaustrat, eine ſchnelle Runde durch die Verſammlung machte und dieſe im Allgemeinen abfertigte; glücklich alsdann der, welcher die Beſchaffenheit ſeines Anliegens andeuten und ſich die Zuſage erwirken konnte, daſſelbe bei gelegenerer Zeit ausführlicher vortragen zu dürfen!

An dem Morgen, wo wir jetzt den Leſer bitten, einen Blick in das Vorzimmer des Grafen Piper zu werfen, war die Verſammlung darin eben ſo groß wie glänzend.

Alle mußten auf den Vortritt warten, ſogar der Oberceremonienmeiſter Sparvenfeldt, der ſich auf beſondere Einladung eingefunden hatte und der Oberintendant Teſſin, welcher wegen ſeiner bekannten vielen und wichtigen Amtsgeſchäfte ſonſt in der Regel auf der Stelle empfangen wurde.

Keiner von Beiden verrieth jedoch irgend welche Ungeduld. Den Einen hatte ſein Amt durch eine Reihe von Jahren in den Gewohnheiten des Hofs und der Günſtlinge deſſelben heimiſch gemacht, und der Andere war gewiſſermaaßen in ihnen und für ſie auferzogen. Deſto mehr aber wurde die Geduld des Archiater — oder wie er in der Liſte des perſönlichen Hofſtaats des Königs genannt wird „Ober-Leib-Medicus“ — Hjärne, auf die Probe geſtellt. Präſident der Behörde, welche die Aufſicht über das Medicinalweſen führte, war es in Sachen dieſer, nicht in einer Privatangelegenheit, weshalb er mit dem alle Geſchäfte vortragenden und faſt allein entſcheidenden Miniſter zu ſprechen wünſchte.

„Was ſoll das bedeuten, daß kein Menſch heute vorgelaſſen wird?“ Mit dieſer Frage wandte ſich Hjärne, als ſeine Geduld endlich erſchöpft war, an Teſſin.

„Ihre Excellenzen die Herrn Grafen Oxenſtjerna und Piper ſind bei einer Berathung,“ erwiederte Teſſin trocken.

„Aha!“ — brach Hjärne aus — „vermuthlich gilt es dann der Haut des armen Grafen Bjelke.“

Teſſin warf ſeinem Schwager einen unzufriedenen Blick zu und ließ ſich, ohne ihm weiter zu antworten, in ein Geſpräch mit Sparfvenfeldt ein.

Plötzlich stürzte mehr als daß er hineintrat ganz athemlos ein Mann von mittleren Jahren, langem und magerem Wuchse mit gelber Gesichtsfarbe und grauen eingesunkenen Augen in das Vorzimmer. Ohne jemand zu beachten oder zu grüßen, ging er rasch auf den Kammerdiener an der Cabinetsthüre zu, flüsterte ihm ein paar Worte ins Ohr — und wurde eingelassen.

„Was sagte ich doch eben? — bemerkte mit spöttischem Lächeln Hjärne halblaut gegen Tessin. — Heerdhjelm ist ja hier wie Kind im Hause, und während wir Andern hier sitzen können, bis wir alt und grau werden, geht er unangemeldet hinein.“

Nach Verlauf weniger Minuten wurden die Flügelthüren des Cabinets mit großem Geräusch aufgerissen und der Königliche Rath Piper trat selbst in das Vorzimmer. Er war im Morgenkleide und anscheinend sehr in Gedanken; seine schlauen Augen irrten flüchtig über die Versammelten hin, während er dieselben mit einer leichten Verbeugung und einem gezwungenen Lächeln begrüßte. Er entschuldigte sich dann im Allgemeinen, daß eine Angelegenheit von größter Wichtigkeit ihn in diesem Augenblicke zu Sr. Majestät riefe. Bei einer andern Gelegenheit hoffe er dem Vertrauen, womit sie ihn beehrten, besser zu entsprechen, und es sollte ihm ein Vergnügen sein, ihnen so viel in seiner Macht stehe zu dienen.

Hierauf neigte er aufs neue sein Haupt zum Gruße und zog sich dann in seine Zimmer zurück.

Ein dumpfes Gemurmel entstand im Vorzimmer, als der Graf sich entfernt hatte. Hjärne

fluchte zwiſchen den Zähnen und eilte von dannen. Während auch Sparfvenfeldt und Teſſin im Begriff ſtanden ſich fortzubegeben, trat Piper's Secretair an ſie heran und erſuchte ſie zu verweilen, weil ihnen Se. Excellenz noch etwas zu ſagen wünſchte.

Nachdem Piper ſich angekleidet, um nach Hofe ſich zu begeben und nur Sparfvenfeldt und Teſſin noch im Vorzimmer ſich befanden, erſchien er dort wieder.

„Ich habe Ihnen eben ſo wichtige wie erfreuliche Nachrichten mitzutheilen, meine Herren — nahm Piper das Wort — freilich werden ſie Ihnen manche Mühe verurſachen. Se. Hoheit der Herzog von Holſtein kommt in wenigen Tagen hierher; mit der heutigen Poſt iſt ſogar die Botſchaft gekommen, daß er bereits in Schweden gelandet und ſo werden wir ihn nach Verlauf von vier oder fünf Tagen hier erwarten können. Er ſoll mit ganz beſonderer und ſogar mit bei weitem größerer Auszeichnung als ſonſt bei ähnlichen Gelegenheiten üblich iſt, empfangen werden. Das Garderegiment ſoll die Wache thun. An dem Tage, wo er hierher kommt, ſoll die geſammte Bürgerſchaft unter den Waffen ſein; während ſeiner ganzen Reiſe ſollen an allen Orten, wo er ſich aufhält, 50 Mann zu Pferde und 100 zu Fuß Wache thun u. ſ. w. So iſt Sr. Majeſtät hoher Wille und Befehl. Sie, Herr Ober-Ceremonienmeiſter, wollen die Güte haben ſogleich daran zu gehn und die Ordnung zu entwerfen, welche bei dem Einzuge zu befolgen iſt. (Lächelnd) Ich hoffe, daß Sie bald eine noch größere und noch angenehmere Mühe aus Anlaß dieſes fürſtlichen Beſuchs in unſerer Hauptſtadt haben werden. Es ver-

ſteht ſich von ſelbſt, daß das von Ihnen entworfene Ceremoniel dem Gutbefinden Sr. Excellenz des Reichsmarſchalls unterſtellt wird, welcher das Programm unter ſeinem Namen ausfertigen läßt. Gut aber würden Sie gleichwohl thun, Herr Ober-Ceremonienmeiſter, wenn Sie mir vorher Ihren Entwurf vertraulich mittheilten, da Se. Majeſtät mir Ihre Abſichten meiſt erkennen zu geben geruhen.«

Sparfvenfeldt verneigte ſich und verſicherte ſeine Bereitwilligkeit und ſchuldigen Gehorſam.

»Sie, Herr Oberintendant! — fuhr Piper, Teſſin freundlich auf die Schulter klopfend fort — werden nach alter Gewohnheit bereit ſein mit einigen Hoffeſten von Ihrer prächtigen Erfindung das Königliche Haus und deſſen theure Gäſte zu unterhalten. Wohl iſt der Herzog von Holſtein jetzt ein entfernterer Anverwandter, doch habe ich ſtarken Anlaß zu der Vermuthung, das verwandtſchaftliche Band werde bald enger geknüpft und auf das ſchönſte beſiegelt werden. Ich bin eben ſo davon überzeugt, daß Sie, Herr Oberintendant, die Ihnen erwachſende Mühe nicht ſcheuen werden, wie ich die ſichere Hoffnung hege, daß Ihre Anſtrengungen nicht unbelohnt bleiben.«

Teſſin betheuerte ſeinen unterthänigen Eifer und Graf Piper kehrte wieder in ſeine inneren Gemächer zurück.

In Piper's Cabinet ſaß indeß in einer Unterredung mit dem Reviſions-Secretair Heerdhjelm begriffen, der Kanzlei-Präſident Graf Oxenſtierna. »Nun bin ich völlig zu Ew. Excellenz Dienſten — äußerte bei

ſeiner Wiederkunft Piper — und mit Ihrer gütigen Zuſtimmung begeben wir uns ſogleich zu Sr. Majeſtät und nehmen dieſen ehrlichen Freund hier mit uns.“

„Da mein Wagen bereits angeſpannt vor Ew. Excellenz Thür hält, können wir uns ja um Zeit zu ſparen ſeiner bedienen“, verſetzte Oxenſtjerna.

Das Anerbieten ward angenommen. Alle Drei ſetzten ſich in den Wagen und der Kutſcher erhielt den Befehl nach dem Königlichen Schloſſe zu fahren.

Drittes Kapitel.

Friedrich IV., regierender Herzog von Holstein-Gottorp, war auf zweifache Weiſe mit dem damals in Schweden herrſchenden Pfaltz-Zweibrückenſchen Hauſe verwandt. Die verwittwete Königin Hedwig Eleonora war ſeine leibliche Vaterſchweſter und die zuletzt verſtorbene Königin Ulrica Eleonora ſeine Mutter-Schweſter. So konnte es nur natürlich erſcheinen, daß er in der ſchwediſchen Königsburg willkommene Aufnahme fand, wäre dazu auch nicht noch eine beſondere Veranlaſſung geweſen. Aber auch an dieſer fehlte es nicht. Er hatte im Stillen Erkundigung einziehen laſſen, wie eine Bewerbung um die Hand der älteſten ſchwediſchen Prinzeß aufgenommen werden würde und der Vorſchlag hatte wohlwollende Aufnahme gefunden. Der junge Alleinherrſcher, ohne männliche Genoſſen ſeines Gleichen auf ſeiner einſamen Höhe, von der er, nachdem die alte Ariſtokratie gebrochen und entfernt worden war, nur im Staube kriechende Unterthanen erblickte, freute ſich, je-

mand zu finden, dem er sich anschließen konnte, ohne durch die Chinesische Mauer der gesellschaftlichen Unterschiede behindert zu sein. Zwar war Carl nur 16 und Friedrich 27 Jahre alt, aber an Uebermüthigkeit (um uns eines gelinden Ausdrucks zu bedienen) des Wesens nahm man keinen Unterschied zwischen ihnen wahr. Der Herzog gab sich nicht nur zum Theilnehmer aller wilden Streiche des Königs her, sondern übertraf diesen sogar in halsbrechenden und mitunter verderblichen Entwürfen.

Nie war ein fremder Fürst mit solcher Pracht, solchem Glanze in Schwedens Hauptstadt empfangen worden, als der junge Herzog von Holstein. Er schien selbst davon eben so sehr überrascht, wie geschmeichelt. Gleichwohl war ihm die Herzlichkeit, das warme Wohlwollen noch von größerem Gewicht, welches seiner im Inneren der Königsburg wartete. Wir deuteten vorhin die Beweggründe zu Carl's Freude und Huld an. Mit Rührung schloß Hedwig Eleonora einen neuen Sproß ihres Bluts an ihre Brust und sah mit Freude eine Vereinigung zwischen dem Brudersſohne und der Enkelin. Hedwig Sophia's Herz klopfte heftiger, klopfte von nie gefühlter Freude bei dem Anblicke des jungen Fürsten, der so liebenswürdig in Aussehn und Manieren, so angenehm und ungezwungen im Umgange und eben so sanft und einschmeichelnd gegen das schöne Geschlecht, wie verwegen, derb und wild in Gesellschaft mit Personen seines eigenen Geschlechts war. Nur die zehnjährige Prinzeß Ulrica-Eleonora sah mit scheuen Blicken auf den neuen Verwandten; denn dieser schien

ſie faſt nicht zu bemerken, begegnete ihr mit Gleichgültigkeit und behandelte ſie nur wie ein Kind. Der Groll darüber keimte in ihrem verſchloſſenen Sinne und da ſie weder ihrer Großmutter noch ihrem Bruder gegenüber offen zu zeigen wagte, wie ſehr ihr der Herzog mißfiel, ſo entſchädigte ſie ſich damit, in der Tiefe ihrer Seele das Feuer des Haſſes zu bergen und zu nähren.

Während Carl ſich der Freundſchaft und dem vertraulichen Umgange mit ſeinem jungen Vetter hingab, folgte Hedwig Eleonore mit ſcharfem Ohr und ſicher forſchendem Auge jedem Worte, jeder Miene, jedem Blicke, die zwiſchen Friedrich und Hedwig Sophia gewechſelt wurden, und mit Vergnügen nahm ſie wahr, wie von der erſten Stunde ihrer Bekanntſchaft an das Herz der Prinzeß ſich der Liebe öffnete. So gab es denn kein Hinderniß mehr für die beabſichtigte Verbindung und um den Zwang der Etiquette im Umgange zu mildern und zugleich dem Herzoge eine beſtimmtere Stellung zu geben, faßte Hedwig Eleonore den Beſchluß die Verlobung und deren Veröffentlichung zu beſchleunigen.

„Weißt Du, hochgeliebter Herr Enkel! — äußerte ſie unter vier Augen zum Könige — daß es ſowohl deiner Schweſter, wie dem Herzoge, unſerem werthen Verwandten, die größte Freude bereiten würde, wenn Du ſie beide je eher je lieber für Verlobte erklärteſt. Und da es doch jedenfalls in Deinen Abſichten liegt, daß Hedwig Sophia's Hand dieſem unſerem Verwandten angehören ſoll“ ....

„So will ich noch heute Morgen die Verlobung vor ſich gehen laſſen“ fiel Carl feurig und entſchloſſen ein.

Und ſo geſchah es denn auch.

Alle, welche Zutritt bei Hofe hatten, ſtrömten herbei, um ihren Glückwunſch abzuſtatten. Es war ein Gelaufe, ein Gedränge, ein Durcheinander von Freudenbezeugungen, welches die verwittwete Königin verjüngte, die erhabene Braut entzückte, dagegen die bei dieſer Gelegenheit faſt überſehene jüngere Prinzeß verdroß, den König beläſtigte und den Herzog ermüdete.

Indeß machten ſich die beiden Letzteren bald davon los und ſuchten ſich mehr als nützlich und anſtändig war für die erlittene Pein ſchadlos zu halten.

Teſſin, zu deſſen Geſchmack und Erfindungsgabe der geſammte Hof unbeſchränktes Vertrauen beſaß, wurde im Namen des Königs von Piper beauftragt, die Ehrengeſchenke zu beſorgen, mit denen Carl die Verlobten überhäufte. Je mehr Hedwig Sophia ſich an jenen erfreute, deſto böſeres Blut machten ſie bei Ulrica Eleonora. Und die kleineren Geſchenke, welche dieſe von ihrem zukünftigen Schwager erhielt, beſänftigten ſie um ſo weniger, als ſie dieſelben nur für Biſſen anſah, die vom Tiſche des reichen Mannes abfielen.

Mit einem geringeren Maaße von Leichtſinn würde der junge Herzog unter allem dem Wohlwollen haben erliegen müſſen, mit dem er in Schweden überhäuft wurde. Kaum die Schlafzeit blieb ihm für ſich. Dazu mußte er wie ein Täuberich mit ſeiner hohen Braut girren, welche zwar ſeine Neigung gewann, aber der Unterſchied zwiſchen einer erſten Liebe, wie der ihrigen und einem Herzen, das eben ſo oft entzündet geweſen, als die ſchnell aufflackernde Flamme wieder erloſchen

war, konnte nicht anders als auf höchſt beſchwerliche Weiſe dem jungen Fürſten ſich fühlbar machen.

Die verwittwete Königin, zu jeder Zeit und gegen Alle ſtrenge in ihren Forderungen hinſichtlich der ihr gebührenden Aufmerkſamkeiten, nahm um ſo mehr die Zeit und Geſprächigkeit des Herzogs in Anſpruch, als ſie jetzt zum erſtenmal ſeit einem Jahrzehend eine langerſehnte Gelegenheit fand, ihre ſehr natürliche Neugierde über das Land zu befriedigen, in dem ſie geboren und auferzogen war, und deſſen Regentenfamilie zu ihren nächſten Blutsverwandten gehörte.

Ließ aber die Liebe der Braut und die gnädige Huld der verwittweten Königin dem Herzoge Zeit, Athem zu ſchöpfen, ſo wartete ſeiner wieder die Freundſchaft ſeines Königlichen Schwagers, welche nicht bloß Erwiederung und Vertrauen, ſondern auch Gemeinſchaftlichkeit in Vergnügungen und Zerſtreuungen verlangte. Und wie man weiß, waren dieſe nicht von gewöhnlicher Art, ſondern von halsbrechender Verwegenheit, bald grauſam und wild, bald dergeſtalt anſtößig, daß ſie einen Sackträger des 19ten Jahrhunderts hätten erröthen machen können.

Und endlich Feſte und Bankette zu Ehren des fremden Fürſten, Beſuche von Hofleuten und Staatsmännern, die ſchon ſeine Zimmer belagerten, ehe er noch den Schlaf aus den Augen hatte.

Was würde er nicht haben opfern mögen für das Glück *weniger* geliebt, weniger aufgeſucht, weniger gefeiert zu ſein!

Aber die Mitgift . . . die Königstochter . . . . die

Möglichkeiten der Zukunft und die eröffnete Aussicht auf einen Königsthron . . .

Endlich schlug für den Herzog die Stunde der Belohnung und er stand am Ziel seiner Wünsche — dem einzigen, was er wenigstens für jetzt als solches zu betrachten wagte.

Ein Eilbote wurde an den Erzbischof Svebilius in Upsala mit dem Befehle gesandt, sich sofort in der Hauptstadt einzufinden, und am 12. Juni 1698 wurde auf Carlberg ohne alle Pracht das Beilager gefeiert. Die Trauung ward von dem Erzbischofe eine halbe Stunde vor der Abendmahlzeit verrichtet. Von den Königlichen Räthen war außer dem Reichsmarschall keiner zugegen und auch dieser war nur als zum Hofe gehörig und ohne den Marschallsstab anwesend. Im Uebrigen waren nur Damen eingeladen. Nach der Tafel begab man sich an die Spieltische, und um Mitternacht war Alles zu Ende. Die Anzüge des Herzogs und seiner Gemahlin, der Herzogin, waren von schwarzem Tuch mit spanischen Silberspitzen besetzt; alle Uebrigen trugen leichte Trauer, welche noch ein Jahr dauern sollte.

Noch einige Tage brachten die Neuvermählten auf Carlberg in der größten Stille bei ihren Anverwandten zu. Dann kehrte eines schönen Abends der ganze Hof nach der Stadt zurück, wo für das Herzogliche Paar in dem Hause von Christer Bonde dicht bei dem Königshause Wohnung bereitet war.

Viertes Kapitel.

„Ich begann wahrlich zu argwöhnen, Du hättest mir den Streich gespielt, lieber Pincier und wärst bereits nach Gottorp zurückgereist — äußerte lachend der Herzog, während er dem, mit seinem Anzuge beschäftigten Kammerdiener einen Wink gab, das Zimmer zu verlassen, und fortfuhr sich zu rasiren — die Uhr auf dem Ritterholmsthurm schlug eben Sieben und schon eine volle Stunde habe ich auf Dich gewartet.“

Hofrath Pincier — ein lebenslustiger Geselle von dem doppelten Alter des Herzogs, in dessen röthlichem Vollmonds-Gesicht nichts anderes den schlauen Fürstenlenker verrieth als nur die schwarzen brennenden Augen, deren Feuer er gemeinlich durch einen Schleier erkünstelter Zerstreutheit zu verdecken suchte, welcher aber augenblicklich verschwand, sobald sein eigener oder der Vortheil seines Fürsten in Frage kam — Hofrath Pincier war bei dem jungen Herzog von Holstein Alles in Allem, geheimer Rathgeber in Staatsan-

gelegenheiten, vertrauter Genoſſe in Ausſchweifungen, Geldverwalter und Handſecretair; und indem er den Kern der Macht der glänzenden Schaale des Rangs vorzog, vermied er es den Neid der Holſteiner mit prunkenden Titeln zur Unzeit zu reizen und beherrſchte ſtatt deſſen unter der anſpruchsloſen Benennung eines Hofraths ſehr lange den Herzog und durch ihn das Holſteinſche Land.

„Ich bin überraſcht, Ew. Hoheit ſchon auf zu finden — bemerkte mit leichtem Spott der Hofrath — bei einem neuvermählten Fürſten glaubte ich jederzeit zu früh zu kommen.“

„Neuvermählt! — rief der Herzog aus. — Wo iſt Dein Verſtand geblieben, Pincier? Ich bin ja ſchon ſeit vollen acht Tagen wohlbeſtallter Ehemann! Welches Weib in meinem ganzen Herzogthum hätte mich wohl für fähig gehalten, eine ſo lange Probe ſiegreich zu beſtehen?“

„Ihre Königl. Hoheit die Prinzeſſin von Schweden iſt auch keine von den leichten Eroberungen, an die Sie bisher gewöhnt waren, gnädiger Herr — verſetzte Pincier. — Ihretwegen, der Mitgift wegen, welche ſie Ihnen zugeführt und wegen des noch bei Weitem Wichtigeren, woran man jetzt in Schweden noch nicht denkt, was aber, wenn das Glück gut iſt, das Schickſal künftig in Ew. Hoheit Hände ſpielen kann, lohnt es wohl der Mühe und wird es nothwendig von alten Gewohnheiten abzugehen. Die Schweden ſind ein ernſthaftes Volk. Man muß des Landes Sitte beobachten, wohin man auch kommt.“

„Aha, ich merke; der Herr Hofrath will heut den Schulmeiſterrock anziehen — nahm der Herzog höhniſch das Wort — und das ſchon ſo zeitig am Morgen und nachdem er vermuthlich die halbe Nacht bei einer leckren Tafel verpraßt und die andere Hälfte dazu benutzt hat, die Schlinge nach einer der Hofdamen meiner Gemahlin auszuwerfen. Keine Heuchelei, Alterchen! Für alle anderen Thorheiten haſt Du meine Verzeihung im Voraus, dieſe aber wäre im Stande uns für immer zu trennen . . . Jetzt aber zu etwas Anderm!“

Der Herzog, der inzwiſchen ſich fertig raſirt hatte, ſchellte nach dem Kammerdiener, welcher das Barbierzeug von vergoldetem Silber mit dem Holſteinſchen Wappen auf dem Deckel des Kaſtens fortnahm.

Sobald ſich der Kammerdiener wieder entfernt hatte, fuhr der Herzog fort:

„Man hat die Saiten der Mitgift und Ausſteuer noch nicht berührt, ungeachtet ich geſtehen muß, daß ſie grade diejenigen ſind, die für meine Ohren den beſten Klang haben. Dagegen ſteht auf dem kleinen Tiſche dort eine Chatoulle, welche die Ehrengeſchenke der hohen Großmutter meiner Gemahlin und meines großmächtigſten Schwagers enthält; Du magſt dich damit unterhalten ſie zu beſchauen und zu verzeichnen.“

Der Hofrath ließ ſich dies nicht zweimal ſagen. Er beeilte ſich den Inhalt der Chatoulle in Augenſchein zu nehmen und ergoß ſich in Bewunderung und Lob über den ausgeſuchten Geſchmack und großen Werth der Koſtbarkeiten.

Der Herzog, in ſeinen Morgenrock gehüllt, warf

ſich nachläſſig auf das Sopha, ſtreckte ſich aus und gähnte.

„So — ſprach er — mein theurer Hofrath! Nun habe ich Dir gezeigt, wie meine Actien in der Familie ſtehn. Berichte Du mir dagegen, was man in der Hauptſtadt von meiner Perſon und meiner Vermählung ſpricht. Während der acht Tage, die wir uns nicht ſprachen, mußt Du mancherlei Bekanntſchaften gemacht und allerhand Geſchwätz aufgeſchnappt haben.“

„Leider viel mehr als ich gewünſcht und mir hätte vorſtellen können — erwiederte Pincier mit einem Seufzer. — Es gereicht weder meinem gnädigen Herrn, noch dem Könige in dieſem Lande zum Beſten.“

„Ehrfurcht vor gekrönten Häuptern, Herr Hofrath! das bitte ich mir aus, wenn Dir Dein eigener Kopf lieb iſt — fuhr mit verſtelltem Zorn der Herzog auf — laß hören, worüber man ſich beſchwert?“

„Man beſchwert ſich über den unbändigen Sinn des jungen Monarchen, über ſeine wilden Sitten und grauſamen Beluſtigungen — verſetzte Pincier. — Außer den gefährlichen Bärenjagden kennt er ja kein größeres Vergnügen, als mit dem Pferde über mächtige Holzhaufen zu ſetzen, wobei er zuweilen ſo entſetzlich ſtürzt, daß es ihm, von Armen und Beinen zu ſchweigen, den Hals koſten könnte, und auf ſchwachem Eiſe zu fahren, das, wenn er kaum hinüber iſt, bricht, und faſt alle ſeine Spiele ſind gleich verwegen. Man ſchaudert vor der gräßlichen Freude, die er darin findet, Bauerpferden den Kopf abzuhauen, und bezahlt er ſie auch den Beſitzern mit dem Doppelten des Werths, ſo zeigt er doch

jedenfalls eine abscheuerregende Luſt am Blutvergießen. Man ſtaunt über die Widerſprüche in ſeinem Weſen. Im einen Augenblick findet man ihn bereit mit Richtblock und Rad ſeine Macht und Majeſtät zu vertheidigen und im andern ſtellt er ſich hinten auf die Schlittenſchienen und jagt wie ein Wahnſinniger in geſtrecktem Galopp und unter wildem Geheul durch die Straßen ſeiner eigenen Hauptſtadt — ja es wird ſogar behauptet — er ſei einſtmals am hellen lichten Mittag völlig nackt ausgeritten.«

»Haltet ein, Herr Hofrath — donnerte der Herzog — wollte ich Dich meinem großmächtigſten Herrn Schwager als Erzähler aller dieſer ſchönen Sachen angeben, ſo würde ſicherlich Dein Hals das Schickſal der Bauernpferde theilen, wobei aber meine Entſchädigung wohl auf das beſchränkt bleiben würde, was ich etwa an Gehalt ſparte. Da ich indeß Deiner noch bedarf, ſo will ich Deine unehrerbietigen Aeußerungen über den Geſalbten des Herrn verſchweigen und Dir ſtatt deſſen erzählen, wie er ſelbſt vor einigen Tagen einem gleich unverſchämten Munde wie dem Deinigen einen Knebel anlegte. Ich befand mich in dem Zimmer vor dem des Königs, die Thüren zu demſelben ſtanden halb offen, einer ſeiner Räthe . . . wenn ich mich recht erinnere, ſo heißt der dummdreiſte Schlingel Wall . . Wallen . . . Wallenſtoff . . .«

»Wallenſtedt, vielleicht?« berichtigte Pincier.

»Ganz richtig, ſo iſt ſein Name — verſetzte der Herzog. — Nun alſo Herr Wallenſtedt hatte die Kühnheit und bat um Erlaubniß, dem Könige im Ver-

trauen das Urtheil des Volks über dasjenige mittheilen zu dürfen, was Herr Wallenstedt Possen zu nennen sich unterstand. Der König, großmüthig, ließ ihn ausreden. Als er aber geendet, nahm der König das Wort und sagte: „zur Belohnung für Deine Aufrichtigkeit werde auch ich Dir sagen, was man im Vertrauen mir berichtet hat, nehmlich, daß Du der größte Hundsfott in meinem Reiche seist und daß man sich wundere, warum ich nicht schon längst Dich hätte hängen lassen.“ .... Avis au lecteur auch für Holsteinsche Unterthanen: Ha! ha! ha! .... Doch wir kommen völlig von unserem Gegenstande ab, nicht das Urtheil des Volks über seinen eigenen Monarchen, sondern über mich wünschte ich zu wissen.“

„Ew. Hoheit geruhen heut nicht in der Stimmung zu sein, mich mit Geduld anzuhören — wandte Pincier ernst ein — und was ich anzuführen habe, ist zu wichtig und von zu zarter Natur, um mit Heftigkeit oder Scherzen zurückgewiesen zu werden. Es möchte daher am Besten sein“ ...

„Daß der Hofrath augenblicklich meinem Befehl gehorcht — unterbrach ihn hitzig der Herzog — sogleich und ohne Umschweife will ich wissen, was die Leute von mir zu sagen haben.“

„Man hatte gehofft“ — nahm Pincier mit einem gewissen feierlichen Ausdrucke das Wort, — daß der eilfjährige Vorsprung meines gnädigen Herrn an Alter und Welterfahrung ein Compaß für die Aufführung des jungen Königs sein, diese zähmen, mildern, kurz in jeder Beziehung verbessern werde. Statt dessen hat man mit Erstaunen wahrgenommen, wie Ew Hoheit alle seine

Einfälle willig unterſtützen und ſelbſt daran Theil nehmen. Ja man ſoll Sie ſelbſt, gnädiger Herr, im bloßen Hemde durch die Straßen der Hauptſtadt dicht hinter dem Könige haben reiten ſehen.«

»Es war bei derſelben Gelegenheit — murmelte der Herzog gleichgültig, während er mit einem goldnen Zahnſtocher ſeine Zähne reinigte — wo Se. Majeſtät ſplitternackend ritt. Wir hatten einige Gläſer im dreißigjährigen Kriege erbeuteten Tokaiers mehr als ſonſt beim Frühſtück getrunken und bedurften der Bewegung und Abkühlung . . . Doch weiter.«

»Als beſondere Gnade würde ich es betrachten, wenn Ew. Hoheit mir geſtatteten zu anderen Gegenſtänden überzugehn — fuhr Pincier fort. — Was ich bisher anführte, kann den Unwillen meines gnädigen Herrn erregt haben. Die Fortſetzung meines Berichts, wenn ich dazu gezwungen würde, möchte Ew. Hoheit vielleicht verletzen.«

»Du verſtehſt, wie ich merke, die Kunſt meine Neugierde zu reizen. Eile nun auch, ſie zufrieden zu ſtellen.«

Mit dieſen Worten richtete ſich der Herzog halb im Sopha auf und fixirte Pincier ungeduldig und ſtrenge.

»Böſe Zungen breiten aus — fuhr dieſer fort — daß grade Ew. Hoheit es ſeien, welche den jungen unbedachtſamen Monarchen zu dieſen Thorheiten verleiteten und aus zuverläſſiger Quelle weiß ich ſogar, daß der Däniſche Geſandte, welcher, der nahen Verwandtſchaft ungeachtet, den Anweiſungen ſeines Herrſchers

gemäß es nicht besonders wohl mit Ew. Hoheit meint, geäußert hat, es sei die Absicht meines gnädigen Herrn, daß König Carl bei seinen Narrheiten sich den Hals bräche oder wenigstens seine Gesundheit zerstöre.«

»Der Unverschämte, Ehrlose — rief in gewaltiger Gemüthsbewegung der Herzog aus. — Nehme ich nicht selbst, wie Du eben wahrheitsgetreu bemerktest, an allen jenen Abentheuern Theil, die man für gefährlich auszugeben beliebt? . . Nein, wäre Schwedens Scepter auch erledigt, ich möchte nicht herrschen über so giftige Verleumder!«

»Ein schönes, Ew. Hoheit würdiges Geständniß, — jedoch ein außeramtliches — wandte Pincier listig ein. — Glücklicherweise ist kein Beschluß zu fassen, bevor der Casus eintritt. Aber auf jeden möglichen Fall ist es höchst nothwendig, daß Sie, gnädiger Herr, zuverlässige Diplomaten bei den bedeutendsten, insbesondere bei den mit Schweden befreundeten Höfen haben.«

»Aha! — rief fast erstickend vor Lachen — dergleichen überraschende unerklärliche Sprünge von den ernstesten Gegenständen zu den leichtfertigsten Possen und umgekehrt, bildeten eine Eigenthümlichkeit dieses Fürsten — der Herzog, indem er sich völlig im Sopha aufrichtete — Tausend Dukaten gegen Einen, mein treuer uneigennütziger Hofrath bettelt in diesem Augenblick entweder für seine kranke Mutter und sehnt sich danach Burgunder in Versailles, Tokaier in Wein oder anspruchslosen Porter in Windsor zu trinken, oder will sich für irgend einen Schützling verwenden, der ihm

indiſche Vogelneſter oder circaſſiſche Jungfrauen . . . natürlich ächte . . verſprochen hat.«

»Gottorps Keller und Küchen ſind unter Ew. Hoheit weiſem und geſegnetem Regiment allzu berühmt, als daß ich mich von ihnen fortſehnen ſollte — verſetzte Pincier lachend. — Die tauſend Dukaten freilich wird mein gnädiger Herr behalten, denn in der That habe ich ein unterthäniges Anſuchen in Betreff eines Holſteinſchen Geſandten bei Louis le Grand.«

»Wie ich doch meine Leute kenne! — fiel ihm der Herzog triumphirend ins Wort. — Darf ich fragen, wem der Herr Hofrath ſeinen Schutz verſprochen?«

»Verſprochen nichts Anderes, als Ew. Hoheit unterthänigen Vortrag über die Sache zu halten; und das iſt wohl die Meinung meines gnädigen Herrn? verſetzte Pincier ſchlau. Ich ſpeiſte geſtern bei dem Hofintendanten Teſſin, der beſonders wohl bei Hof angeſchrieben ſteht, er bat mich Ew. Hoheit vorzuſchlagen, zu Ihrem Geſandten am franzöſiſchen Hofe mit Titel und Gehalt einen ſeiner Freunde anzunehmen, der ſchon lange in Paris verweilt und dort eine Menge Aufträge des Königs zu deſſen völliger Zufriedenheit ausgeführt haben ſoll.«

»Wie heißt der Menſch?« fragte der Herzog nachläſſig.

»Cronſtröm.«

»Ja ſo . . . Nun wir wollen künftig weiter davon reden.«

Eben jetzt trat der Kammerdiener ins Zimmer und meldete den Königl. Rath Grafen Wrede.

„Er ist mir willkommen!“ nickte der Herzog dem Kammerdiener zu und wandte sich dann an Pincier, indem er sagte: „Du mußt wissen, Graf Wrede ist von Alters her mein Freund und erzeigte mir schon zu den Zeiten meines hochseeligen Vaters kleine Dienste, als mein hochseeliger Schwiegervater in Schweden regierte.“

Mit herzlicher, ungekünstelter Freundlichkeit empfing auch der Herzog den schwedischen Rathsherrn, erinnerte ihn an das Wohlwollen, was er ihm, dem Herzoge, vor mehreren Jahren erwiesen, indem er auf sein Fürwort die Anstellung eines Holsteiners im schwedischen Dienste bewirkt habe, und fügte hinzu, wie er es nie vergesse, wenn Jemand seine Wünsche befördere.

„Es ist mir eben so schmeichelhaft, versetzte Graf Wrede — daß Ew. Hoheit geruhen eine solche Kleinigkeit in huldreichem Andenken zu bewahren, als ich mich freue das Glück zu haben ein Werkzeug heute zu sein, Ihnen, gnädiger Herr, ein weit größeres und wesentlicheres Vergnügen zu bereiten. Der König, mein Herr, hat mir befohlen Ew. Hoheit zu benachrichtigen, daß im Staatscomptoir 100,000 Thaler in hartem Gelde zu Ihrer Verfügung bereit liegen, welche Se. hochseelige Majestät in ihrem Testamente Ihrer Königlichen Hoheit, Dero erhabener Gemahlin bestimmt haben, und außerdem 50,000 Thaler gleichfalls in hartem Gelde, welche unser jetzt regierender allergnädigster König Ihrer Königlichen Hoheit als Mitgift und Aussteuer verehren.“

„Wahrlich das Geld kommt mir verdammt gut zu

Paß!« rief der Herzog aus, das Unſchickliche, in ſolchen Worten die königliche Botſchaft zu beantworten, nicht bedenkend; doch in demſelben Augenblicke noch nahm er wahr, wie Pincier die Augenbrauen runzelte und das Haupt ſchüttelte; er merkte ſeine Uebereilung, und drückte nun in der Hofſprache ſeine frohe Ueberraſchung, ſeine tiefe Erkenntlichkeit aus, hinzufügend, daß er unverweilt bei dem Könige ſich einfinden werde, um dieſem ſelbſt ſeine dankbaren Geſinnungen auszuſprechen.

Als Wrede ging, begleitete ihn der Herzog bis zur äußeren Thür ſeines Vorzimmers, Hofrath Pincier bis auf den Flur.

Kaum war der Herzog wieder allein mit ſeinem Vertrauten, ſo ließ er ſeiner Freude freien Lauf, rieb ſich die Hände, ſprang deckenhoch, zupfte Pincer an den Ohrläppchen und klopfte ihn mit ſolchem Nachdruck auf die Schultern, daß dieſer faſt zuſammenbrach.

»Um Gotteswillen — äußerte dieſer warnend und verletzt in jeder Bedeutung des Worts, — bezähmen Sie dieſe ausgelaſſene Freude, gnädiger Herr! Ich rede nicht von dem Unſanften in ihren Liebkoſungen; aber kommt man hier zu Lande dahinter, daß Ew. Hoheit acht Tage nach der Hochzeit das Ehebette verlaſſen, um die Mitgift zu berechnen, dann möchten die Actien Ew. Hoheit bei Hofe ſowohl wie beim Volke bedeutend fallen.«

Der Herzog ſtutzte.

„In der That, ich glaube, der Schulmeiſter hat nicht unrecht — rief er aus. — Wohlan, indem ich mich jetzt hinauf zum Könige begebe, bevollmächtige ich Sie, Herr Hofrath, das Geld auf dem Staatscomptoir in Empfang zu nehmen und zu quittiren.

Fünftes Kapitel.

Große Betrübniß herrſchte in der ſchwediſchen Königsburg: das neuvermählte herzogliche Paar rüſtete ſich zur Abreiſe nach Holſtein. Es war Hedwig Sophia's erſte Trennung von dem väterlichen Hauſe und daher nicht zu verwundern, daß ihr weiches, weibliches Herz ſchmolz. Zwar machte die Strenge ihres Gemüths und das Eis der Jahre Hedwig Eleonora minder empfindſam, aber auch ſie konnte ſich nicht ohne Schmerz grade der Geſellſchaft desjenigen Enkelkindes beraubt ſehen, an das ſie vorzugsweiſe ſich angeſchloſſen hatte, und Niemand vermochte die Leere auszufüllen, welche die Abreiſe der Herzogin in ihrem ohnehin ſchon ſo gelichteten Familienkreiſe verurſachte.

Keiner jedoch war mehr davon ergriffen und empfand die Trennung bittrer, als der junge König. Wenn wir, auf künftig mitzutheilende Zeugniſſe uns ſtützend, auch nicht unbedingt die Beſchuldigung unterſchreiben, daß Carl XII. das weibliche Geſchlecht ver-

abſcheut habe *), ſo ſteht doch jedenfalls feſt, daß er nie für ein andres Weib gleich zärtliche Empfindungen hegte, wie für ſeine älteſte ihm gleichaltrige Schweſter. Das Band unſchuldiger Zuneigung, welches Beide vereinte, ward ſchon in der Wiege geknüpft und erſt im Tode gelöſt. Carl hatte frühzeitig ſein Herz in zwei Theile getheilt. Die eine Hälfte ſchenkte er ſchon in der Kindheit an Hedwig Sophia, die andere verwahrte er unangewandt bis zu ſeinem ſechszehnten Jahre. In dieſem Alter machte er die Bekanntſchaft des Herzogs, ſeines Schwagers, und ihm ſchenkte Carl die andere Hälfte ſeines Herzens. Unter wilden und verwegenen Streichen keimte und gedieh eine Freundſchaft, deren reife Frucht, wiederum ſechszehn Jahre ſpäter, der Heldentod für Beide war.

---

*) Bruzelius ſagt in ſeiner ſchwediſchen Geſchichte: „Die Frauenzimmer war Carl auf jede Weiſe zu vermeiden bemüht, ſo daß es ihm eine Plage war, mit ihnen zu reden“. — Als Veranlaſſung zu der Scheu des königlichen Helden vor dem ſchönen Geſchlechte erzählt man, Carl ſolle in der erſten, ausgelaſſenen Periode ſeines Lebens auf offener Straße in Upſala auf eine unanſtändige Weiſe die Tochter eines Profeſſors angetaſtet, und dieſe in der Betroffenheit Allerhöchſtdemſelben ein Paar tüchtige Ohrfeigen gegeben haben. Dieſe Seiner Majeſtät angethane Beſchimpfung, welche zu rächen Schaam und Erkenntniß des Unrechts ihm verwehrten, hätten ihn ſo verdroſſen, daß er mit ſeinem felſenfeſten Willen ſich vorgenommen habe, von Stund an jeden Umgang mit Frauenzimmern zu fliehen.

So befand sich das herzogliche Paar in dem Besitze von Carl's ganzem Herzen und dieser fühlte, wie es ihm mit der Abreise der Schwester und des Schwagers entrissen ward.

„Denkt daran, daß Euer Bruder in Stockholm sich bangt und sehnt — sprach er mit thränenden Blicken, da er sie in der Stunde des Abschieds an seine Brust schloß — wir müssen einander alle Jahr wiedersehen. Alle Jahre werdet Ihr mich besuchen: das wünsche ich; das müßt ihr mir versprechen.“

Hedwig schluchzte ein Ja und Friedrich besiegelte das Versprechen mit einem Handschlag.

Der Herzog fand sich mehr geschmeichelt als unterhalten durch seinen Aufenthalt in Schweden. Man sieht und fühlt im 27ten nicht wie im 16ten Lebensjahre. Die tollen Unternehmungen, an denen er Theil nahm, die er zuweilen selbst erfand und vorschlug, machten ihm wenig Vergnügen, er beabsichtigte damit nur seinen Schwager zu gewinnen und sich ihm unentbehrlich zu machen. Der Herzog fühlte sich gewissermaßen in der Hauptstadt beengt, die nicht die seinige war; spürte oder vermuthete eine Art Aufsicht über sein Thun und Lassen, die ihn beschwerte; schätzte sich glücklich, die Hand der liebenswürdigen schwedischen Prinzessin zu besitzen — und sehnte sich zurück zu seinem Harem in Gottorp.

Der Leser möge somit selbst die Gefühle des Herzogs bei der Abreise ermessen.

Außer denen des Herzogs gab es noch zwei Augen, die in der Stunde der Trennung trocken blieben:

Ulrica Eleonora's. Kaum vermochte sie ihre Freude über die Entfernung der gefeierten Schwester zu verbergen und die Kälte der Ueberlegenheit, womit ihr der Schwager jederzeit begegnete, vermehrte ihren heimlichen Unwillen gegen Beide. Ihr kindlicher Sinn öffnete sich dem Genuß der Eitelkeit, künftighin allein Prinzeß von Schweden zu sein und allein als solche behandelt zu werden. Der Seufzer, welcher ihrer Brust sich entwand, als sie die Schwester und den Schwager in den Reisewagen steigen sah, wurde bei Hof als das letzte Lebewohl eines beklommenen Herzens gedeutet, aber es war der Herold der Freude, die ihre Fesseln in der erleichterten Brust gebrochen hatte.

Aber noch waren nicht alle Steine des Anstoßes hinweggeräumt, welche ihren Unwillen erregten, noch hatte sie eine harte Probe zu bestehen. Die verwittwete Königin und der König konnten sich nicht entschließen, von den Gegenständen ihrer Zärtlichkeit sich zu trennen, so lange es noch möglich war einen Schimmer von ihnen auf schwedischem Boden zu erblicken.

Fast im letzten Augenblicke ward daher beschlossen, die Mitglieder der königlichen Familie sollten dem herzoglichen Paare bis Carlskrona folgen, dort mit diesem einige Tage verweilen und dann zurückkehren, die verwittwete Königin über Wadstena nach Gripsholm, um dort den König zu erwarten, der seinen Weg über Gothenburg zu nehmen beabsichtigte.

Während der ganzen Reiſe ſetzten die beiden Schwäger ihre tollen Beluſtigungen und verwegenen Unternehmungen fort. Noch der letzte Ort ihres Zuſammenſeins wurde zum Schauplatz halsbrechender Uebungen auserſehen. Bei einem Spatzierritt in Carlskrona erblickten ſie einen großen Haufen Bauholz. „Dieſer ſcheint wie für uns beſtellt — ſagte lachend der Herzog — Prüfen wir was unſere Pferde taugen. Laß uns darüber hinwegſetzen!“

„Gern — erwiederte, ohne ſich zu beſinnen, der König — und ich werde zuerſt reiten.“

Aber indem Carl ſeinem Pferde die Sporen gab, ergriff der unſterbliche Gründer von Carlskrona, der Königliche Rath und General-Admiral Graf Hans Wachtmeiſter mit feſter Hand die Zügel und ſagte: „Nein, Ew. Majeſtät werden nicht reiten.“

Erſtaunt und unwillig rief der Herzog: „Was? Sie wagen es Ihren König zu hindern?“

Kalt verſetzte Wachtmeiſter: „Ew. Hoheit können ſelbſt dorthin reiten, wenn es Ihnen gefällig iſt; allein mein König wird nicht nach Ihrem Willen handeln.“

Mit zornentflammten Blicken ſchrie der Herzog: „Wiſſen Sie nicht, mit wem Sie ſprechen?“

„Ich weiß es — entgegnete Wachtmeiſter mit Ruhe und Würde — weiß, daß ich mit dem Herzog von Holſtein ſpreche; aber auch Ew. Hoheit mögen ſich erinnern, daß Sie mit dem Kön. Rath Grafen Wachtmeiſter reden. Mein König kann ſo reiten, daß er ſich den Hals bricht und vielleicht denken Ew. Hoheit alsdann

König von Schweden zu werden, aber nie soll das geschehen, so lange ich Hans heiße und dieser hier sitzt."

Dabei schlug Wachtmeister an das Schwerdt an seiner Seite. Der König warf sein Pferd herum, klopfte Wachtmeister auf die Schulter und sagte: „Nein, nein, lieber Alter, sei nicht böse, ich werde nicht dahin reiten."

Während der Fortsetzung des Ritts war der Herzog verschlossen und wortkarg.

„Was fehlt Dir, Friedrich — fragte der König, als sie nach ihrer Wohnung zurückgekehrt waren — Deine muntere Laune ist ja ganz und gar fort. Ich verstehe Dich nicht."

„Und ich noch weniger Ew. Majestät! — versetzte ziemlich barsch der Herzog. — So von einem Unterthanen mich mißhandeln und sich selbst eine solche Gardinenpredigt gefallen zu lassen!"

„Es ist ein alter, tapferer und verdienter Mann, ein Freund meines hochseeligen Vaters und mir sehr ergeben, und er verging sich nur aus übertriebenem Eifer. Deshalb habe ich Nachsicht mit ihm."

„Besaß nicht auch Graf Bjelke das Vertrauen des hochseeligen Herrn Vaters Ew. Majestät" fuhr der Herzog bitter fort.

Der König wechselte die Farbe und schwieg einige Augenblicke. Dann reichte er dem Herzog die Hand mit den Worten: „Laß uns gegenseitig den ärgerlichen Auftritt vergessen. Wir haben für jetzt genug an der Bitterkeit der bevorstehenden Trennung. Wenn Du mich im nächsten Jahre besuchst, reiten wir um die Wette,

falls Du Luſt haſt, über Kirchthürme, dann aber ziehen wir weder Alte, noch Königliche Räthe in unſere Geſellſchaft.“

Die beiden Schwäger ſanken ſich in die Arme und Alles war auf den alten Fuß wiederhergeſtellt.

Mit Leidweſen ſah der Hofkreis die theils wirkliche, theils erheuchelte Betrübniß, welche der Abreiſe des herzoglichen Paars folgte. In der letzten Hälfte von Carl's XI. Regierung waren es höchſtens dann und wann ein Ringelrennen, Jagdreiſen und Trinkgelage auf Kungsöhr, welche mit den Andachtsübungen abwechſelten. Die Frömmigkeit, wenigſtens die äußerliche, fuhr fort auch unter Carls XI. jungem Nachfolger ſich geltend zu machen, ebenſo wurde die Jagd, und mit noch größerem Eifer betrieben und auch die Eß- und Trinkgelage auf Kungsöhr florirten; geſellſchaftliche Vergnügungen dagegen, auf deren Wiederbelebung man bei dem Eintritte der neuen Regierung gehofft hatte, blieben nach wie vor verbannt; dagegen wurde man mit Beſtürzung Zeuge der tollſten Streiche, welche nicht nur mit der Würde des Purpurs unvereinbar waren, ſondern ſelbſt gegen gute Lebensart und Bildung verſtießen. Und jetzt ward das Maaß voll durch die Betrübniß, welche die Abreiſe der theuren Verwandten in dem Sinn des Königs und der verwittweten Königin zurückließ. So ſah der arme Hofkreis einer Zukunft entgegen, welche noch freudenleerer und verdrießlicher zu werden drohte, als die bisherige langweilige Periode.

Grade zu dieſer Zeit traf die Nachricht ein, daß Graf d'Avaux zurückberufen und an ſeine Stelle Graf Guiscard zum Ambaſſadeur bei dem Hof in Stockholm ernannt worden ſei. In dieſem Wechſel des Geſandten lag eine feine Aufmerkſamkeit und tiefe Berechnung. Obgleich ſchon in den Netzen der Maintenon und der Jeſuiten befangen, bewahrte ſich Ludwig XIV. ſeinen überlegenen Tact in Allem, was nicht mit der Kirche zuſammenhing, und durch welchen er ganz beſonders ſich den Beinamen des »Großen« erworben hat. Als er d'Avaux nach Schweden ſandte, waren alle Verſuche dieſen Staat in ein Bündniß mit Frankreich zu verflechten, an Bengt Oxenſtjerna's Vorſicht und Carl's XI. feſtem Willen geſcheitert. Ludwig mußte zufrieden ſein, wenn die Eintracht zwiſchen beiden Mächten aufrecht erhalten wurde und Schweden ſich nicht in die Arme der Gegner Frankreichs warf. Dies war die Grenze für die Wirkſamkeit des franzöſiſchen Ambaſſadeurs, ſo lange Carl XI. regierte. Aber für dieſen Zweck fand es Ludwig unnütz Geld zu verſchwenden. Für den ernſten ſchwediſchen Fürſten, der keine eigene Tafel hielt, ſondern an der ſeiner Mutter ſpeiſte, der, einfach in ſeiner ganzen Lebensweiſe, mit Vorliebe Gelehrſamkeit, Wiſſenſchaften und theilweiſe auch die ſchönen Künſte umfaßte: für dieſen paßte in jeder Beziehung d'Avaux, der ſparſam lebte, am liebſten mit geiſtig gebildeten Perſonen umging und deſſen Formen und Neigungen mit denen des ſchwediſchen Königs faſt ganz übereinſtimmten.

Aber mit Carl's XI. Tode trat eine weſentliche

Veränderung mit den Verhältnissen in Schweden ein, besonders nachdem es Ludwig geglückt war das Oxenstjernasche System zu stürzen und ein enges Bündniß mit dem neuen Monarchen zu schließen. Zwar hatte d'Avaux das Verdienst, dies für seinen Monarchen durchgesetzt zu haben. Aber Ludwig dachte sich, daß gesellige Vergnügungen und Zerstreuungen für den jungen Fürsten Hauptsache sein würden, und daß er ihn auf diese Weise am leichtesten und sichersten an seine Absichten und Vortheile ketten werde — und für diesen Zweck, oder richtiger für die Mittel, durch welche derselbe erreicht werden sollte, war d'Avaux nicht geschaffen, dagegen Guiscard mit seinem liebenswürdigen Leichtsinne, seinen einnehmenden geselligen Formen, seinem Geschmack an Vergnügen und Zerstreuungen, seiner Liebe zu Pracht und glänzendem Leben, seiner Gleichgültigkeit endlich gegen Geld, grade der rechte Mann.

Cronström versäumte nicht, Tessin von dem bevorstehenden Ambassadeur-Wechsel, sobald etwas davon in Paris verlautete, zu benachrichtigen, und was er daraus folgerte, mitzutheilen.

Und Tessin, der täglicher Zeuge der Muthlosigkeit und des Leidwesens der Hofleute war, und bei allen Gelegenheiten, wo es sich darum handelte, durch irgend eine Veranstaltung die langweilige Einförmigkeit zu unterbrechen, die damit verbundene Last neben seinen übrigen vielen Geschäften zu tragen hatte, dachte in größter Stille und aus eigenem Antriebe daran, dem Hofe und sich den bevorstehenden Ambassadeurswechsel

zu Nutze zu machen. So antwortete er Cronström am 23. August 1698:

— — — „Alle Welt spricht so viel Gutes von Herrn Grafen Guiscard, daß er sich nur die gute Meinung, die man von ihm bereits gefaßt hat, zu erhalten braucht, um überall willkommen zu sein. Graf Stahrenberg steht im Begriff abzureisen, wodurch die Wohnung des verstorbenen Reichsadmirals Stenbock auf Schiffsholm frei wird. Gestern wurde mir gesagt, daß man dabei sei, eine Wohnung für Herrn Grafen Guiscard zu miethen. Wäre dies der Fall, so könnte unstreitig kein passenderes Haus in der ganzen Stadt gewählt werden. Von allen andern Bequemlichkeiten abgesehn, ist im oberen Stock des Hauses ein großer sehr hoher Saal, und dabei ist mir etwas in den Sinn gekommen, was ich Ihnen anvertrauen möchte, zugleich aber bitte ganz unter uns zu lassen. Sie erwähnten gegen mich, daß Herr Graf Guiscard ein sehr prachtliebender Herr sei, der Gefallen daran finde und auch in der Lage sei, auf großem Fuße zu leben; nach andern Erzählungen soll er sogar Zerstreuungen sehr ergeben sein. Wenn er eine Truppe französischer Schauspieler mit sich hierher führte, so würde er sich alle Welt hier gewinnen und vor allen andern Ambassadeuren auszeichnen, die wir bisher gehabt haben. Ich glaube, daß auch Herr Bonrepos eine solche Truppe nach Kopenhagen führte, so wie, daß Schauspiele etwas ziemlich Gewöhnliches bei französischen Gesandten sind. Es wäre daher durchaus nichts Unpassendes und die Kosten würden wahrscheinlich nicht sehr beträchtlich

ſein, überdies kann ſich ein Miniſter hier zu Lande in vielem Anderen ſehr einſchränken. Dies Alles ſchreibe ich zwar unter uns, aber doch in der Abſicht, daß Falls Sie eine Möglichkeit erblicken uns ein ſolches Vergnügen zu bereiten, Sie um ſo lieber das Ihrige dazu beitragen. Nach einer ſo langen Trauer, deren hier jeder nach Verlauf mehrerer Jahre müde iſt, würde eine Unterhaltung wie jene ſehr zu Paß kommen.“

Je mehr ſich Teſſin die Sache überlegte, deſto mehr wurde er in ſeiner Anſicht von der Nothwendigkeit eines Theaters in Stockholm beſtärkt. Am 21. September 1698 ſchrieb er darüber weiter an Cronſtröm:

— — — „Sollte der Plan, den ich in meinem Letzten berührte, uns mit Herrn Grafen Guiscard eine Schauſpielertruppe zu verſchaffen, nicht glücken, ſo müßte man auf andere Mittel und Wege bedacht ſein; denn alle Welt wünſcht eine ſolche Truppe hier zu haben und ſie möchte für den Hof um ſo nothwendiger ſein, als in Ermangelung ihrer jede Art der Unterhaltung fehlt.“

Eine Reiſe zwiſchen Stockholm und Paris, welche jetzt an einem Tage beſchloſſen und am nächſten ausgeführt werden kann, erforderte im 17ten Jahrhundert ſowohl zur Vorbereitung wie unterwegs geraume Zeit. Schon im Auguſt 1698 war d'Avaux's Zurückberufung bekannt, aber erſt im April 1699 verließ er Schweden. Es geſchah dies nicht ohne Bedauern von ſeiner Seite und von Seiten der Gelehrten und Männer der Wiſſenſchaft, mit welchen d'Avaux während ſeines

Aufenthalts in Stockholm in Berührung gestanden hatte: besonders herzlich und warm war der Abschied zwischen ihm und Sparfvenfeldt.

Daß Bengt Oxenstjerna der Abreise d'Avaux's mit heimlicher Freude entgegen sah, wird dem greisen Staatsmanne, dessen Einfluß und Politik durch diesen Gesandten untergraben worden waren, Niemand verargen. Gleichwohl schieden sie von einander mit der äußeren Verbindlichkeit, welche Diplomaten, auch wenn sie Feinde sind, gegen einander zu beobachten gewohnt sind. Dagegen gab es im Rathe zwei andere Männer, welche sich auf jede Weise bemühten, ihre Personen und die letzte Zeit von d'Avaux Aufenthalt in Stockholm diesem so angenehm wie möglich zu machen, damit er von ihnen und von Schweden einen vortheilhaften Eindruck nach Frankreich mitnähme. Der Eine war Graf Wrede. Er rechnete darauf, daß d'Avaux seinen in Paris damals verweilenden Söhnen die Höflichkeit vergelten werde, welche man ihm in der schwedischen Hauptstadt erzeigte. Der Andre: Graf Piper, dem daran lag, daß d'Avaux in sein Vaterland zurückgekehrt den Kanal und die Mittel verschweigen möchte, deren er sich bedient hatte, um die Bündnißangelegenheit durchzusetzen. Beide, Wrede wie Piper, wetteiferten, sich für ihn bei dem jungen Könige zu verwenden, welcher jedenfalls selbst auf d'Avaux Werth legte und jederzeit geneigt war, durch Thaten das Wohlwollen zu bekräftigen, was er in Worten zu erkennen gab.

Den Verlauf schildert Tessin in einem Briefe den Cronström vom 3. Mai 1699 folgender Maaßen:

— — — »Ich muß Ihnen auch erzählen, daß Graf d'Avaux morgen vor 14 Tagen von hier abgereist ist, zufriedener als je. Die herkömmlichen Ehrengeschenke an Ambassadeurs bei unserm Hofe bestehen in 2,600 Reichsthalern: statt ihrer bekam d'Avaux 2,000 Dukaten und drei Tage später schickte ihm der König noch durch Herrn Schantz Goldmedaillen zu einem Werthe von 1,200 Dukaten. D'Avaux war um so mehr darüber erstaunt als er so etwas durchaus nicht erwartet hatte. Die Erwiederung des Königs bei seiner Verabschiedung war so schmeichelhaft, wie sie sich d'Avaux nur hätte wünschen können, kurz ich glaube, er wird sich jederzeit sehr zufrieden mit Schweden bezeigen, wozu er auch in jeder Hinsicht Ursache hat. Die Herrn Grafen Wrede und Piper haben viel zu den letzten Geschenken, die er erhielt, beigetragen, wiewohl man sagen muß, daß die Freigebigkeit des Königs weiter geht als Anderer Einwirkungen. Herr Graf Guiscard wird bei diesem Allem mit Gewißheit auf einen guten Empfang zählen können, um so mehr als alle Welt glaubt, daß er gefälliger und umgänglicher sein werde als sein Vorgänger. Dies bleibt, wie ich hoffe unter uns.« — — —

Sechstes Kapitel.

Bei der Rückkehr vom Königshause in später Nacht gab der Reichsmarschall sichtbar aufgebracht, mit barschem Tone Befehl, der dienstthuende Hofmarschall solle den folgenden Morgen um 7 Uhr zu ihm berufen werden.

Das Harren im Vorzimmer, bis die Aufwartenden zur Audienz verstattet wurden, war in des Grafen Stenbocks Hause jederzeit ein sicherer Gradmesser dafür, ob er den Personen, die er empfing, wohlwollte, oder mit ihnen unzufrieden war. Daher wußte der Hofmarschall, welcher unterlassen hatte mit dem Schlage sieben bei seinem stolzen Vorgesetzten sich einzufinden und ehe er vorgelassen wurde, die Thurmuhr der nächsten Kirche Acht schlagen hörte, daß ihm ein Verweis bevorstand, vergebens aber quälte er sich zu errathen, was die Veranlassung sein, und worin er gefehlt haben möchte. „Immerhin, — dachte er bei sich — wird die Pein nur kurz sein, noch vor Neun Uhr muß ich auf das Schloß, Se. Excellenz sei nun ungnädig oder gnädig"

Und als er endlich in das Bibliothekszimmer, wo Stenbock grade ſeine Chocolade zu ſich nahm, eingelaſſen wurde, begann der Hofmarſchall ſogleich mit jenem Schlußpunkt ſeiner Gedanken.

„Ich ſtehe wie auf Nadeln, oder wie zwiſchen zwei Feuern — ſprach er — indem ich den ſchuldigen Gehorſam gegen Ew. Excellenz mit dem Befehle Sr. Majeſtät, um halb zehn Uhr das Reiſefrühſtück in Ordnung zu haben, zu vereinigen wünſchte.“

„Das Reiſefrühſtück! — wiederholte überraſcht der Reichsmarſchall, während er die Chocoladentaſſe von ſich ſchob. — Davon iſt mir bis jetzt nichts gemeldet und doch ſollen von mir die Befehle an diejenigen des Hofperſonals ausgehen, denen die Gnade zu Theil wird, von der Geſellſchaft zu ſein. Und wohin geht die Reiſe? wenn Sie ſonſt im Stande ſein ſollten, dieſe Frage zu beantworten.“

„Nach Kungsöhr, gnädiger Herr — erwiederte der Hofmarſchall — und wie mir geſagt worden iſt, werden nur ſehr Wenige aus der gewöhnlichen Umgebung den König begleiten. Dagegen habe ich als Begleiter nennen hören: Axel Hård, Schlippenbach, Douglas, Lindemeyer, Mellin, Stjernkors, den Pfarrer Brunnerus. . . .*)

*) Zu Theilnehmern an den Ausſchweifungen, von welchen in dieſem Capitel die Rede iſt, ſind (mit Ausnahme von Hård) abſichtlich ſolche Perſonen gewählt worden, welche in dem ſpätern Kriege ihrem Vaterlande oder ihrer Religion abtrünnig wurden.

Baron Wollmar Anton Schlippenbach war einer der

„Alſo Knaben und Pfaffen — fiel hohnlachend Graf Stenbock ein. — Wahrlich, das muß man ſagen,

---

Lieſländiſchen Abgeſandten, welche 1692 nach Stockholm kamen, um gegen die Reduction zu proteſtiren. Als Carl XI. den Proteſt mit einem Hochverraths Proceß beantwortete, befreite ſich Schlippenbach dadurch, daß er eidlich erhärtete, keinen Theil an der Schrift ſeiner Landsleute zu haben. Während der Kriege Carl's XII. wurde er zum Generalmajor befördert, trat aber nach der Schlacht bei Pultawa heimlich in die Dienſte des Czaren gegen das Verſprechen von Generallieutenantsgehalt und mit der Bedingung einſtweilen — als Spion — unter den Schwediſchen Gefangenen zu bleiben. Als ſein falſches Spiel ruchbar ward, äußerte er bei einer Mittagsmahlzeit, wenn er je etwa gegen König Carl, oder Schweden oder gegen das thäte, was einem ehrlichen Manne gezieme, ſo möchten ebenſoviel tauſend Teufel in ſeine Seele und ſeinen Leib fahren, als Weintropfen im Glaſe wären . . in derſelben Stunde aber ſetzte er ſich in den Reiſewagen nach Petersburg. (Nordberg, Geſchichte Carl's XII.)

Graf Guſtav Otto Douglas war ein würdiger Schwiegerſohn von Schlippenbach. Douglas war Carl's XII. Leibtrabant, als er bei Putrawa gefangen wurde; einige Jahre ſpäter nahm er ruſſiſche Dienſte, wurde Landeshauptmann von Finnland und drückte und preßte die dortigen Bewohner. Während einer Mittagsmahlzeit, die er am Oſterfeſt 1719 gab, gerieth er mit einem ruſſiſchen Generalgewaldiger in Wortwechſel und erſtach ihn auf der Stelle. Czar Peter verurtheilte ihn zur Feſtungsarbeit und ſah ihn ſelbſt mit dem Schubkarren arbeiten. Später erhielt er ſeine frühere Stelle wieder, wurde weiterhin zum General-Lieutenant, dann zum General en Chef und endlich zum General-Gouverneur von Reval befördert. Der letzteren Stelle ward er entſetzt, weil er einen lieſländiſchen Edelmann hatte prügeln laſſen.

eine ſchöne Geſellſchaft für einen König. Natürlich ſind auch Sie, Herr Hofmarſchall, Einer der Auserwählten?"

„Dieſe Gnade iſt mir weder jetzt, noch je zuvor widerfahren" gab der Hofmarſchall ungekünſtelt zur Antwort.

„Es wäre ſonſt ganz in der Ordnung geweſen" — verſetzte bitter Stenbock — „man hätte alsdann auf eine der Gäſte würdige Bewirthung rechnen können."

„Ew. Excellenz mögen gnädigſt verzeihen — erwiederte der Hofmarſchall — aber ich muß aufrichtig geſtehn, daß ich den eigentlichen Sinn dieſer Aeußerung Ew. Excellenz nicht zu faſſen vermag."

„Dann will ich mich deutlicher erklären — nahm Graf Stenbock wieder das Wort. — Mit Staunen und Mißvergnügen habe ich geſtern wahrgenommen, wie es an der Tafel Sr. Majeſtät an Eingemachtem und an Wein fehlte und ich habe nicht unterlaſſen können, den Herrn Hofmarſchall auf das Anſtößige einer ſolchen Vernachläſſigung bei Anordnung der Tafel aufmerkſam zu machen."

„Wäre der Fehler der meinige — fiel der Hofmarſchall ihm in die Rede — ſo verdiente ich ohne Zweifel die ſchärfſte Zurechtweiſung, allein an dieſer Unregelmäßigkeit trage ich eben ſo wenig Schuld, als . . . ich bitte mir den Vergleich zu geſtatten, . . Ew. Excellenz ſelbſt; nur das Eine habe ich mir vorzuwerfen, daß ich verſäumt habe Ew. Excellenz, als meinem hohem Vorgeſetzten von dem Sachverhältniß ſofort Anzeige zu machen."

„In jedem Falle bleibt es ein Fehler — bemerkte Graf Stenbock, während er einen Ton ſcharfer Strenge

und eine noch ſtolzere Haltung wie gewöhnlich annahm — wen aber trifft die Schuld der ſtattgefundenen Nachläſſigkeit?“

„Es iſt etwas, was ſich nicht laut ſagen läßt — erwiederte der Hofmarſchall. — Nachdem der Tiſch gedeckt war und ich alles in Augenſchein genommen hatte, ließ ich ſogleich den Kellermeiſter Conrad Müller und den Küchenmeiſter Carl Stenhagen zu mir rufen. Beide erklärten übereinſtimmend, Se. Majeſtät habe ein paar Stunden vor der Abendmahlzeit zu ihnen geſchickt und ihnen in höchſteigener Perſon befohlen, es ſolle das Feinſte an Wein und Eingemachtem*) eingepackt und

*) Carl XII. aß, was ihm vorkam, am liebſten fette und nahrhafte Speiſen, jedoch auch Gemüſe und Obſt. Auch Eingemachtes liebte er, und ſeine Schweſter Hedwig Sophia pflegte ihm deshalb während ſeiner Feldzüge eingemachte Pommeranzen-Schaalen und Aehnliches zu ſchicken. Bruzelius Geſch. von Schweden.

Da eine contraſignirte Nachricht von dem Geſchmack eines gekrönten Haupts zu den Seltenheiten gehören möchte, ſo theilen wir nachſtehenden Königlichen Erlaß an Teſſin mit:

„Carl von Gottes Gnaden u. ſ. w. Unſeren gnädigen Gruß u. ſ. w. Wir ſehn aus Eurem Schreiben an unſeren Staatsrath Grafen Piper, wie bei dem Hofſtaate in Stockholm zur Zeit nur zwei Köche ſich befinden, welche unmöglich hinreichen, um die Speiſen für den Hof zu bereiten. Dazu hat der Kammerherr Klingenſtjerna von dem Obermarſchall verlangt, daß der eine davon, mit Namen Podwin, hierher kommen möchte, was wenn es geſchehe, wegen der Köche große Verlegenheit dort machen würde, zumal es keine guten giebt, welche lutheriſch oder

noch im Laufe der Nacht nach Kungsöhr geſchickt werden. Nachdem ich dies erfahren, erſchien mir's am räthlichſten, die Augen zuzumachen und das Weitere dem Schickſal zu überlaſſen."

Eine Wanduhr ſchlug Neun. Der Hofmarſchall fuhr fort:

„Ew. Excellenz werden es nicht ungnädig aufzunehmen geruhen, wenn ich jetzt genöthigt bin, mich zu entfernen. Es iſt Zeit danach zu ſehen, daß das von Sr. Majeſtät befohlene Reiſefrühſtück zur beſtimmten Stunde in Ordnung iſt."

„So leben Sie denn wohl, lieber Hofmarſchall! . . . Knaben und Pfaffen! Wahrlich eine würdige Geſellſchaft für einen König! Die Unterhaltung wird auch danach ſein," murmelte der Reichsmarſchall, während er ſeinem Kammerdiener ſchellte, um dieſem wegen ſeines Anzugs für den Tag Befehle zu geben.

---

reformirt ſind, und man bei Hofe nicht wagt katholiſche Köche anzunehmen, obzwar Ihr vermuthet, daß von ihnen nichts zu beſorgen ſtehe, wenn man nur gehörige Precaution in der Küche braucht. Da Uns nun bewußt iſt, daß Klingenſtjerna den bemeldeten Podwin hierher bat, ſo kann dieſer dort bleiben; und weil Wir auch nicht irgend beſonderen Geſchmack an den franzöſiſchen Gerichten finden, indem wir mehr die Speiſen lieben, welche von guten ſchwediſchen Köchen bereitet ſind; alſo erachten wir es für unnöthig, katholiſche anzunehmen, und hat man ſich bei eintretendem Bedürfniß guter ſchwediſcher Köche zu bedienen.
— — — — Im Lager bei Thorn den 15. Juli Anno 1703.
Carolus. C. Piper.«

Im Marſtalle lärmte, brummte, zankte, fluchte, ſchwor der Stallmeiſter Guſtav Hård, theilte ſogar Hiebe mit ſeiner Reitgerte aus, und das ſchon des Morgens um 7 Uhr, und obwohl die Abreiſe des Königs erſt um 10 vor ſich gehen ſollte.

Eine halbe Stunde vor der zur Reiſe beſtimmten Zeit fand ſich ein Verwandter von ihm, Axel Chriſtoffel Hård, der nur wenige Jahre älter als der junge Monarch, von dieſem kürzlich zum Kammerherrn ernannt worden war, und beſonders gut bei dem Könige angeſchrieben ſtand, im Marſtalle ein. Axel war in Reiſekleidern, mit Stulpſtiefeln und mächtigen eiſernen Sporen, in einem Leibrock mit aufgeſchlagenen Schößen. Auf ſeinem Kopf hatte er einen runden grauen Hut mit breitem herabhängenden Rande, in der Hand eine Reitpeitſche. Höflich, doch gleichgültig begrüßte er ſeinen älteren Verwandten, machte dann pfeifend eine ſchnelle Runde durch den Stall, klopfte hier ein Roß an die Weichen, brachte dort ein Zaumzeug in Ordnung, was ihm nicht recht ſaß, und ſprach im Vorbeigehn mit Mienen und Ton eines Herrn vom Hauſe zu der Stallbedienung.

Hård der Altere blickte ſeinen jungen Verwandten von der Seite an, wurde mehr und mehr nachdenklich, immer finſterer in Blick und Ausſehn, und verlor endlich gänzlich alle Geduld, was eben ſo viel bedeuten wollte, als wenn ein heftiges Gewitter im Anzuge iſt, denn innerhalb des Marſtalls übte Guſtav Hård unbeſchränkte Gewalt und betrachtete ſich als Alleinherrſcher.

„Hört guter Freund da — ſchrie er jetzt mit gellender Stimme, ſo daß jeder Stallknecht ſchon einen Vorgeſchmack der Peitſche zu haben glaubte — was zum Teufel habt ihr im Stalle zu thun? Packt Euch Eures Wegs und das augenblicklich, oder ich laſſe Euch durch einen meiner Burſchen zeigen, wo die Thüre iſt, denn hier will ich, hol mich der Teufel, nichts von Windbeuteln und von Extra-Naſen wiſſen, die nicht hier hergehören.“

Axel wurde ärgerlich und zornig; nicht über die beleidigenden Grobheiten des Alten, über welche er unter vier Augen gelacht haben würde, ſondern darüber, daß die ganze Stallbedienung den Schimpf mit anhörte und mit aufgeſperrten Augen ihn begaffte.

„Wer ſpricht hier von nicht hergehören? — fiel Axel Hård in gleichem Tone ein. — Der König hat dieſen Morgen allergnädigſt geruht mich zum dienſtthuenden Stallmeiſter zu ernennen, mit dem ausdrücklichen Befehl, daß ich allein die Vorkehrungen treffen und ihn als Stallmeiſter auf der Reiſe nach Kungsöhr begleiten ſolle.“

Guſtav Hård fuhr ſich über die Stirn, rieb ſich die Augen, glaubte nicht richtig gehört zu haben, vielmehr zu träumen, eilte auf Axel zu und packte ihn feſt mit beiden Händen an, um ſich zu überzeugen, es ſei wirklich ein Menſch von Fleiſch und Bein, und kein Spiel der Einbildung, was er vor ſich habe.

„Alſo kein Geiſt — rief er nach angeſtellter handgreiflicher Unterſuchung aus und ſchien mehr über dieſe Gewißheit als darüber beſtürzt, daß er einen Spuck vor

ſich zu ſehen geglaubt hatte. — Wahrlich er iſt mein eigener Verwandter, der Jüngling Axel Chriſtophel Hård. Und Dein Vorgeben iſt kein Scherz und Sr. Majeſtät ſollte Dich wirklich in mein Amt eingeſetzt haben?"

„Mit Gott und ſeinem Könige treibt man keinen Scherz — erwiederte nicht ohne eine gewiſſe Feierlichkeit in Ton und Haltung und mit lauter Stimme, damit ſeine Worte von dem geſammten Perſonal der Stallbedienten verſtanden werden möchten, Axel. — Wenn mein Onkel die gnädige Vollmacht zu ſehen wünſcht, (dabei zog er dieſelbe aus der Taſche) hier iſt ſie, mit der eigenen Unterſchrift und dem Siegel Sr. Majeſtät verſehn."

„Und mit Piper's Namen auch — murmelte Guſtav Hård zwiſchen den Zähnen, während er die Urkunde ſorgfältig durchlas. — Burſchen, die noch nicht trocken hinter den Ohren, verdrängen jetzt überall ältere Leute, die ihre Sache verſtehen und in ihrem Geſchäft heimiſch ſind. . . . . Ich ſehe (fügte er dann laut hinzu), es hat mit der Ernennung ſeine Richtigkeit; aber von der Vertheilung der Dienſtgeſchäfte unter uns ſteht kein Wort in der Vollmacht."

„Darüber wird zu ſeiner Zeit das Nöthige beſtimmt werden. — Aber Se. Majeſtät hat meinem Onkel die Beſchwerde des heftigen Ritts, der heut bevorſteht, allergnädigſt erſparen wollen, ihn deshalb der Pflicht der Begleitung enthoben und ſtatt deſſen mir befohlen, den Stallmeiſterdienſt während dieſer Reiſe zu verſehen."

Ohne weiter ein Wort zu ſagen, drückte mit einem

heftigem Schlag Guſtav Hård ſich den Hut ins Geſicht, pfiff, brach ſeine Reitpeitſche entzwei, warf die Stücken davon in den nächſten Winkel und eilte ſchnellen Schritts aus dem Stalle.

Axel Hård ertheilte nun gelaſſen und ruhig die nöthigen Vorſchriften und grade als die Thurmuhr der Hauptkirche ½ auf 10 ſchlug, ritt er an der Spitze der Bereiter, Stallpagen und Reitknechte aus dem Königlichen Marſtalle hinauf auf den Platz unter dem Schloſſe.

Alles in der Umgegend von Kungsöhr wunderte und bekreuzte ſich, kein Fremder aber durfte ſich dem Königlichen Schloſſe nahen, wo der Monarch ſich aufhielt, der wildeſte unter den wilden Geſellen, die nun ſchon den vierten Tag ſchwelgten, lärmten, und in den verwegenſten Unternehmungen, den unſinnigſten Streichen einander zu übertreffen ſuchten. Verirrte ſich einer, der von dem tollen Treiben, welches in dem Luſtſchloſſe und deſſen Umgebung herrſchte nichts wußte, oder den unbezwingbare Neugierde trieb, ſelbſt Zeuge des Unweſens zu ſein, in jenen durch die Anweſenheit des Königs geheiligten, aber von Vernunft und Anſtand in den Bann erklärten Zauberkreis, ſo ward der Unvorſichtige eine Zielſcheibe der ärgſten Poſſen und glücklich konnte er ſich preiſen, wenn er mit heilem Leibe und nur mit Spott und Hohn überhäuft davon kam. Auch wurde Kungsöhr in dieſen Tagen wie ein verpeſteter Ort von Allen geflohen, welche wußten, wie es dort zuging.

Vor Allem galt es, bei den Pokalen ſich hervorzuthun; denn ſchon am erſten Mittag wurden bei Paukenklang, Trompetenſchmettern und ſchallendem Hurrahruf alle kleineren oder was man gewöhnliche Gläſer nennt, ausgemuſtert und zertrümmert. Je mehr das Blut von den hitzigen Getränken glühte, je mehr das Hirn im Taumel des Rauſches verſchäumte, deſto unſinnigere Thaten wurden vorgeſchlagen, deſto halsbrechendere Unternehmungen erſonnen.

Das Einzige, was Carl ſeiner wilden Bande nicht geſtattete, war mit Brunnerus Scherz zu treiben. Auch im berauſchten Zuſtande bewahrte der junge Monarch ſeine unverbrüchliche Ehrfurcht vor den heiligen Dingen, zu welchen er auch die Diener des göttlichen Worts zählte. Wenn Douglas, Schlippenbach und die übrigen Tollköpfe ſich nicht erkühnten ihren frechen Spott mit dem Prieſter zu treiben, ſo entzogen ſie ſich wenigſtens allem Umgange mit ihm, begrüßten ihn nur ganz kalt und thaten als ob er nicht da wäre. Nur der Stallmeiſter Axel Hård begegnete ihm freundlich und ſuchte bei Tafel ſeine Nachbarſchaft, gleichſam als ob er das unſchickliche Benehmen der Übrigen gutmachen und ausgleichen wollte. Dem Könige entging dies nicht und er bezeigte ihm darüber ſein Wohlgefallen, nicht mit Worten, aber mit der ſtrahlenden Beredtſamkeit ſeines klaren offnen Blicks.

Bei der Mittagstafel am vierten Tage drang Schlippenbach auf Waffenübungen im Schießen nach einem beſtimmten Ziele.

Der Vorſchlag wurde mit Zutrinken und Händeklatſchen aufgenommen.

„Auf was aber ſollen wir ſchießen?“ fragte Mellin.

„Se. Majeſtät hat Ueberfluß an Bauern und Büdnern — fiel höhniſch lächelnd Douglas ein — mit wenig Verſtand und großen Köpfen. Man wagt dabei nicht das Ziel zu verfehlen. Ich mache mit Schlippenbach und Lindemeyer einen Streifzug, und bei meiner Offizierparole noch vor Abend fiſchen wir einige Dutzend Bauerhähne auf und binden ſie auf dem Schießſtand feſt.“

Stürmiſcher Beifall und Salven folgten Douglas alberner Rede. Der König machte Beidem ein Ende, indem er ſagte:

„Euch Allen unterſage ich, meine getreuen Unterthanen zu mißhandeln. Ich ſelbſt werde für ein Ziel Sorge tragen. Hier, Axel Hård (der König nahm aus ſeiner Taſche einen kleinen Beutel von grüner Seide und Gold gewirkt und warf ihn dem Stallmeiſter über den Tiſch zu) 150 Dukaten. Reite in der Nachbarſchaft herum und erhandele ein Dutzend abgetriebener abgehunderter Pferde. Schaffe ſie ſchnell hierher und ſpare nicht mit dem Gelde.“

Axel Hård ſchob den Stuhl vom Tiſch und eilte fort, den Befehl zu vollſtrecken.

Sobald ſich der König und ſeine Gäſte von der Tafel erhoben hatten, wankte ein jeder nach ſeiner Waffe und die ſogenannten Waffenübungen nahmen ihren Anfang. Carl ſelbſt ſtand auf ſehr unſicheren

Füßen, und war nahe daran vor Lachen über die berauſchte Bande umzuſinken, über welche er in eigener hoher Perſon den Befehl führte, und welche hin und her ſchwankend, kaum mehr im Stande war ein Commandowort zu verſtehen.

Bald ward man dieſes Zeitvertreibs müde. Allgemein äußerte ſich das Verlangen nach Hård's Rückkehr mit den auserſehenen Schlachtopfern und machte ſich in der gewöhnlichen lärmenden Art Trunkener Luft. Als er endlich eintraf und zehn jener armen Geſchöpfe mitbrachte, empfing ihn tobender Jubel — ein würdiges Präludium für das bevorſtehende mörderiſche Feſt.

Der Platz zum Schießen ward gewählt, die Carabiner wurden ſcharf geladen und die zur Zielſcheibe beſtimmten Pferde ſollten einzeln vorgeführt und an einem kurzen Zügel von einem Stallbedienten gehalten werden. Der König ſelbſt wollte den erſten Schuß thun. Er ſetzte 25 Dukaten als Belohnung für denjenigen aus, der das Thier vor den Kopf treffen würde, ſo daß es ſogleich fiele und ſtürbe; dagegen ſollte derjenige, der das Thier nur verletzte oder vorbeiſchöſſe, fünf Dukaten Strafe zahlen, und dieſe fünf Dukaten ſollten denen zu Theil werden, welche nach beendigtem Schießen die Mühe hatten, die erſchoſſenen Pferde fortzuſchaffen. Als die Stallknechte die Zubereitungen ſahen, die trunkenen Geſpräche der Schützen anhörten und die Lebensgefahr ermaaßen, den Todesopfern ſo nah zu ſtehn, weigerten ſie ſich zu gehorchen.

„Feige Lumpen!“ — ſchrie Schlippenbach —

Als ob euer Leben mehr werth wäre als das der andern Kracken!«

»Und eine schöne Kriegszucht unter Unterthanen! — höhnte Douglas. — Tel maitre tel valet, sagt ein französisches Sprüchwort. Möchte Ew. Majestät nicht erlauben, daß wir nach einigen Bechern schickten, um die Gesundheit des Stallmeisters Hård zu trinken?«

»Dafür, daß er die Mühe gehabt hat, uns die Zielscheiben zu schaffen, ja freilich! — versetzte Carl, der die böse Absicht von Douglas nicht durchschaute und sie unbewußt milderte — Pagen! schnell her mit Bechern und Flaschen!«

Ich wage es unterthänigst für die mir anscheinend zugedachte Gnade zu danken — rief seinen Unwillen bezwingend Axel Hård — wenigstens so lange bis ich sie verdient habe und der erste Probeschuß geschehen ist. Denn ich selbst werde das Pferd halten und wenn man gesehen hat, daß dies geht, wird sich keiner weigern meinem Beispiel zu folgen — auch nicht die Herren Douglas und Schlippenbach, wenn es den Stallbedienten an Muth fehlen sollte.«

Damit nahm er dem ihm zunächst stehenden Stallknechte die Zügel aus der Hand, führte das Roß in die Schußlinie und hielt es dort mit ausgestrecktem Arm.

Der König lächelte beifällig über die Antwort sowohl wie über die schnelle furchtlose Entschlossenheit.

»Wohlan, meine Freunde! — rief er, während er den Hahn des Carabiners spannte, das Gewehr an das rechte Auge erhob und zu visiren begann — Laßt uns anfangen!«

„Der ſchwediſche Thron ſteht auf unſichren Füßen — flüſterte Douglas Schlippenbach ins Ohr — ſieh nun, wie der Carabiner hin und her ſchwankt .. nun der Tokaier ſchmeckte ihm auch heut Mittag ganz beſonders.“

Ein Blitz aus einer Wolke von Pulverdampf — — ein Knall, den das Echo verdoppelte — — und mit losgeriſſenem Zügel ging das als Zielſcheibe benutzte Roß durch. — —

Schwimmend in ſeinem Blute lag Axel Hård leblos ausgeſtreckt auf dem Boden. — — —

Alle ſtürzten herbei, die Gäſte des Königs ſowohl wie die Diener bunt durch einander. Kaum achtete man auf die Gegenwart des Monarchen, obwohl er mitten in dem Gedränge, niedergebeugt über die Leiche ſeines Stallmeiſters, daſtand.

Der Schuß hatte die Schläfe der rechten Seite getroffen und augenblicklich getödtet.

„Wenigſtens hat er ſich nicht lange zu quälen brauchen,“ flüſterte Schlippenbach Douglas zu.

„Und ſelbſtgethan iſt jederzeit wohlgethan,“ verſetzte dieſer mit einem ſataniſchen Zuge um den Mund.

Ausſchweifung und Mord vereinigten ſich hier zu einem ſchrecklichen Bilde, in welchem vor Allem der Königliche Mörder der Betrachtung werth war.

Der entſetzliche Gedanke, einem ſeiner treuſten geliebteſten Diener, einem Jünglinge von erprobter Treue und bewährtem Muthe das Leben geraubt zu haben, machte augenblicklich Carl eben ſo nüchtern, als er es war, bevor er das erſte Glas an ſeine Lippen geführt

hatte, und das Bewußtſein, ein ſchimpflicher Rauſch ſei die Veranlaſſung geweſen und habe die ſonſt ſchußgewohnte Hand unſicher gemacht, flößte ihm einen ſolchen Abſcheu vor der Trunkenheit ein, daß er den Beſchluß faßte, ſich von dieſer Art von Zerſtreuungen für immer fern zu halten.

Ein Beſchluß, ein Vorſatz von Carl XII. — wer möchte an ſeiner Ausführung zweifeln?

Während Alle in dichtem Kreiſe niedergeſchlagen die blutige Leiche umſtanden, kam der Pfarrer Brunnerus, der dem Waffenſpiele und den ſo bald und traurig beendeten Schießübungen von einem Fenſter des Schloſſes aus zugeſchaut hatte, in Eile herbei und führte den Feldſcheer des Orts mit ſich, den er ſogleich Hals über Kopf aufgeſucht hatte.

Der Feldſcheer unterſuchte die Wunde und den Verwundeten und fand nichts anderes mehr zu thun, als die Leiche fortzuſchaffen, welche in ein Zimmer des Schloſſes getragen wurde.

Düſter und verſchloſſen begab ſich der König in ſeine Gemächer zurück, ließ Brunnerus rufen und ſchloß ſich eine ganze Stunde mit ihm ein. Es war eine Stunde der Reue und Andacht, der aufrichtigſten, ernſteſten in ungeheuchelter Bußfertigkeit abgelegten Beichte und der rührendſten Verzeihung.

Und als Carl nun mit ſeinem Gewiſſen und ſeinem Seelſorger die Rechnung abgeſchloſſen hatte, ließ er in den Eßſaal, den Tummelplatz der Ausſchweifungen jener Tage die Theilnehmer an denſelben berufen.

„Rüſtet Euch — äußerte er in befehlendem Tone —

in meine Hauptſtadt zurückzukehren, um nie mehr in meiner Geſellſchaft Kungsöhr wiederzuſehen. Vergeßt, wenn es möglich iſt, was hier vorgefallen, und möge nie ein Wort darüber Euren Lippen entſchlüpfen, ſo fern ihr Euch meine Gewogenheit zu erhalten wünſcht.“

Dann, ohne eine Erwiederung abzuwarten, kehrte Carl in ſein Cabinet zurück, deſſen Thür er hinter ſich ſchloß. Auf ſeinem Tiſch lag eine aufgeſchlagene, von Brunnerus ſo eben geliehene Bibel.

„Nun hat's Lied ein Ende, wie's im Sprüchwort heißt“ — äußerte verſtohlen Schlippenbach zu Douglas, während Beide den Saal verließen. — „Wir thäten jetzt eben ſo gut ohne Weiteres in's Kloſter zu gehen.“

„Oder zum Teufel,“ ſagte mit boshaftem Hohnlachen Douglas. — „Mönch werde ich nimmer, aber gelingt's den Schwarzröcken Schweden in ein Kloſter umzuwandeln, dann wende ich mich mit meinem Degen anderswohin.“

„Ein Wort, Bruder!“ — verſetzte Schlippenbach.

„Topp! Topp!“ erwiederte Douglas.

Siebentes Kapitel.

Die Glocken auf St. Jacob waren verſtummt, der Begräbnißact vorüber und der Trauerzug von der Kirche zurückgekehrt. Man hatte das von dem Könige freigebig ausgeſtattete Leichenbegängniß des Stallmeiſters Hård begangen.

Finſteres Schweigen herrſchte nicht nur während der feierlichen Trauer-Ceremonie, ſondern auch unter der zuſchauenden Volksmenge und im Sterbehauſe, in welchem ſich jedoch kein naher Anverwandter des Verſtorbenen befand. Es hatte das Gerücht ſich verbreitet, daß ein Geheimniß mit Axel Hård's Ende verknüpft ſei, und ſchon der Umſtand, daß Viele dieſe Lenzblume des Lebens in der Fülle der Jugend und Geſundheit kurz vor der Luſtfahrt nach Kungsöhr, von wo man an ihrer Stelle eine Leiche zurückgebracht hatte, geſehen, erregte Aufſehn und weckte Beſtürzung. Die Eingeweihten ſchwiegen oder ſpeiſ'ten zudringliche Frager damit ab, daß ſie ihnen gegen das Gelübde des Stillſchweigens

vertrauten, wie der verstorbene Stallmeister während der Jagd so unvorsichtig mit seiner Büchse umgegangen sei, daß der Schuß unversehends losgegangen und ihn getödtet habe, und zwar in solcher Nähe des Königs, daß Allerhöchstdesselben kostbares Leben in der größten Gefahr geschwebt habe. Die uneingeweihten Anhänger des Königs ahnten, daß es mit der Sache nicht richtig sei, hüteten sich aber zu fragen, indem sie wohl wußten, die Antwort werde sie entweder auf einen falschen Weg führen oder aber keine angenehme Aufklärung gewähren und sie dadurch in größere Verlegenheit bringen, als wenn sie über den Vorfall in Dunkelheit blieben. Natürlich aber stimmten sie eifrig und laut in die Segnungen und das Lob ein, welches der große leichtgläubige Haufe dem Edelmuth und der Freigebigkeit des geliebten Landesvaters spendete, der seinem dahingegangenen treuen Diener ein so prächtiges Leichenbegängniß ausgerichtet hatte.

Auf den Befehl und im Auftrage des Königs übte der Verwandte des Verstorbenen, der Stallmeister Gustav Hård, die Pflichten des Wirths im Trauerhause. Er sah mehr verdrießlich wie betrübt aus. Augenscheinlich kämpften streitige Gefühle in seinem Innern, was dies aber für Gefühle waren und welches von ihnen den Sieg davontragen würde, ließ sich unmöglich errathen.

Zufällig trafen mit ihm, als er sich so eben von den übrigen Leichengästen getrennt hatte, Tessin und Hjärne zusammen. Zum erstenmale sprachen sie sich seit der Rückkehr des Königs von Kungsöhr und einige Worte über den traurigen Todesfall konnten ohne Unhöflichkeit

unter Perſonen nicht vermieden werden, welche durch ihren Dienſt bei Hofe ſo lange in täglicher Berührung mit einander geweſen waren.

„Ein eben ſo unerwartetes wie betrübendes Ereigniß, Herr Stallmeiſter! — ſagte Teſſin, indem er theilnehmend die Hand des Alten drückte. — Aber gleichwohl ein Glück im Unglück, daß der werthe Verſtorbene nicht eine trauernde Wittwe und Kinder hinterläßt.“

„In gewiſſer Weiſe, ja — verſetzte in rauhem Tone der Stallmeiſter — es giebt freilich Burſchen genug, ſogar jüngere wie er, die toll genug ſind und ſich vor der Zeit verheirathen.“

„Die edelmüthige Hand, die ſolche Sorge für die Leiche trug, würde noch weniger die Hinterbliebenen des ſo plötzlich Entriſſenen haben Noth leiden laſſen“ bemerkte Hjärne.

Der Stallmeiſter Härd war zu wenig ſcharfſinnig und allzuſehr mit ſeinen Pflichten als Wirth beſchäftigt, um die bittere Abſicht in Hjärne's Äußerung zu merken. Teſſin aber, der ſeinen Schwager genugſam kannte, fürchtete, er werde nach dieſer Einleitung deutlicher werden, zupfte ihn deshalb leiſe und unbemerkt am Rock, entfernte ſich aber zugleich raſch, indem er ihm einen warnenden Blick zuwarf, um nicht in Verlegenheit zu gerathen, falls Hjärne die Warnung nicht achtend die eingeſchlagene Bahn des Geſprächs fortſetzen werde.

Jedoch war Teſſin's Vorſicht für diesmal unnöthig; denn es war keineswegs die Abſicht ſeines Schwagers, wie das Sprüchwort ſagt: die Klauen in die Wunde zu legen, und Härd's Aufmerkſamkeit wurde auch bald

nach anderen Seiten hin von den vielfachen Obliegenheiten des Tages in Anſpruch genommen.

Am andern Morgen nach Axel Hård's Begräbniß ward Teſſin frühzeitig zum Grafen Piper beſchieden. Das Vorgemach deſſelben war gegen Gewohnheit leer, denn er hatte für den Tag alle Beſuche ſich verbeten. Dagegen traf Teſſin in Piper's Cabinet den Grafen Wrede. Beide, Piper wie Wrede, ſahen ſehr aufgeregt und beſorgt aus.

„Verzeihen Sie, beſter Herr Oberintendant — nahm Piper das Wort — wenn ich im Vertrauen auf Ihre alte Freundſchaft Sie zu mir bitten ließ. Die Sache aber geht Sie in doppelter Beziehung an, als eifriger Diener des Königs, und als den eigentlichen Stützpunkt des guten Geſchmacks hier zu Lande. Ohne zerſtreuende Unterhaltung würde unſer geliebter König von dem Übermaaße der Regierungsgeſchäfte völlig erdrückt werden. Reiſen nach Kungsöhr nehmen zu viel von Sr. Majeſtät koſtbaren Zeit in Anſpruch und Allerhöchſtdieſelben haben bei ihrer Rückkehr vor einigen Tagen zu erklären geruht, daß dieſe Ausflüge für die Zukunft eingeſtellt bleiben ſollten. Wir bedürfen aber ein kleines Gegengewicht gegen die Geſchäftsſorgen. Allzu einförmig und zu wenig unterhaltend iſt das Leben in unſerem Kreiſe und bei Hofe. Deshalb iſt Sr. Excellenz Wrede und ich auf den Gedanken gekommen, ob es nicht möglich ſein möchte, eine Schauſpielertruppe zu gewinnen. Sr. Majeſtät ſchienen bei dem Bankett des franzöſiſchen Ambſſaadeurs an dieſer Art von Vergnügen beſonderes Behagen zu finden. Wenn Sie unſere

Ansicht theilen, Herr Oberintendant, so werden wir drei gemeinschaftlich Sr. Majestät zu bewegen suchen, die Anschaffung einer solchen Truppe zu befehlen. Was meinen Sie, mein theuerster Freund zu unserm Plan?"

»Er schmeichelt meiner Eigenliebe in doppelter Beziehung — erwiederte Tessin — denn ich wagte bereits aus eigenem Antrieb durch Creutström in Paris dem kürzlich ernannten Ambassadeur Grafen Guiscard den leisen Vorschlag machen zu lassen, eine Schauspielertruppe mit sich hierher zu bringen, um durch sie den König und den Hof zuweilen zu unterhalten. Es macht mich stolz, daß Ew. Excellenzen meinen Plan zu billigen geruhen.«

»Um so mehr also — versetzte Piper — dürfen wir darauf zählen, daß Sie, mein bester Oberintendant, keine Gelegenheit unbenutzt lassen werden, um die gnädige Einwilligung Sr. Majestät zu erlangen. Wir halten aus mancherlei Gründen die Sache für so wichtig, daß der schlechten Zeiten ungeachtet Graf Wrede für die Beschaffung der erforderlichen Geldmittel Sorge tragen will.«

Graf Wrede stimmte Piper's Aeußerung völlig bei und Tessin zögerte natürlich eben so wenig seine eifrige Unterstützung zu verheißen.

»Damit Sie aber nicht etwa künftighin mir Vorwürfe machen, Herr Oberintendant — bemerkte Piper lächelnd — so darf ich nicht unbemerkt lassen, daß die Oberleitung des Theaters, wenn wir so glücklich sein sollten es zu Stande zu bringen, nur Ihnen übertragen

werden könnte. Würden Sie auch dieſe Mühe zu übernehmen bereit ſein?«

»Ich bin zu allen Zeiten bereit, nach meinem beſten Vermögen mich zu beſtreben, die Befehle Sr. Majeſtät und Ew. Excellenzen gewiſſenhaft zu erfüllen,« erwiederte Teſſin.

»Nun denn ſo iſt die Sache abgemacht, und laſſen wir uns den weiteren Fortgang jeder an ſeiner Stelle nach Möglichkeit angelegen ſein!«

Damit ſchloß Piper das Geſpräch über das Schauſpiel und ging zu anderen Gegenſtänden über.

Wir laſſen jetzt Teſſin den weiteren Verlauf der Theaterangelegenheit in folgendem Briefe an Cronſtröm vom 29. März 1699 berichten.

»Vor einiger Zeit ſchrieb ich Ihnen, daß ich Sie über die franzöſiſche Schauſpielertruppe nicht eher etwas wiſſen laſſen würde, als bis dieſe Frage beſtimmt entſchieden ſei, und jetzt bin ich in Verlegenheit wegen der unvorhergeſehenen Mühe, die Ihnen dieſe Sache verurſachen wird durch den plötzlichen Beſchluß, der darüber gefaßt worden iſt, und von dem Sie das Nähere aus dem beigefügten königlichen Erlaſſe und dem Hildebrandſchen Wechſel von 1000 Reichsthaler auf Herrn Helliſyant in Paris erſehen werden.«

Die Herrn Grafen Wrede und Piper haben ſeit einiger Zeit unverdroſſen und mit vereinten Kräften hieran gearbeitet, ſowohl des Vergnügens des Königs und ſeiner Unterthanen wegen, als um dem Hofe Zerſtreuung zu bereiten, womit man einen Anfang machen zu können glaubt, dem Hofleben mehr Glanz und Mun-

terkeit zu verleihen und die von der Masse der Geschäfte, welche hier größer ist als in irgend einem anderen Lande der Welt, fast gänzlich niedergedrückten Geister zu beleben. Immer aber ist etwas dazwischen gekommen, bis vorgestern, wo ich Gelegenheit fand, die Zustimmung Sr. Majestät unter den Bedingungen zu erwirken, welche der königliche Erlaß enthält und welche ich mich bestrebt habe so vortheilhaft wie möglich für die Truppe zu machen, so daß ich ihr statt 4000 Rthlr. hiesiger Münze 5000 verschafft habe, welche 16000 Livres jährlich ausmachen, wenn man den Carolin einem französischen Livre gleichrechnet; der Carolin gilt aber beim Wechseln gegenwärtig mehr als ein Livre. Den von Sr. Majestät zugestandenen Vergünstigungen habe ich noch außerdem hinzuzufügen, daß man sich sichere Hoffnung machen kann in unserer Stadt mehr zu gewinnen, als Paris ausgenommen an irgend einem andern Orte; denn man ist hier auf diese Art von Neuigkeit außerordentlich begierig und fast alle Welt versteht französisch, wenigstens diejenige Welt, welche bezahlen mag, um ein französisches Schauspiel zu sehn, nach dem hier bereits lange große Nachfrage war.

Es giebt hier zwei Ballhäuser, deren Lage Sie kennen, nur ist die enge Gasse, welche dahin führte und welche nicht zuließ, daß ein Wagen vor der Thür des großen Ballhauses vorfuhr, gegenwärtig zu einem offenen Platze umgewandelt, der fast doppelt so groß ist wie Norrmalms Markt.

Das große Ballhaus hat 100 Fuß Länge, 40 Fuß 3 Zoll Breite und 28 Fuß 4 Zoll Höhe; das kleine

83 Fuß Länge, 36 Fuß Breite und 27 Fuß 4 Zoll Höhe, zwei Fuß auf eine Elle hieſigen Maaßes gerechnet. Im Königshauſe wird der groſse Saal für den Zweck benutzt werden können. Er iſt im Hauptgebäude belegen, eine groſse Treppe führt zu ihm und er hat von zwei Seiten Eingänge. Dieſer Saal ſtöſst unmittelbar an die Gemächer des Königs und ſcheint ſo vortheilhaft für einen ſolchen Zweck, als nur irgend ein Saal ſein kann. Er iſt 100 Fuß lang, 42 Fuß breit und 27 Fuß 8 Zoll hoch. An der Theaterſeite befinden ſich drei bis vier Zimmer zum Ankleiden, Aufbewahren der Mantelſäcke u. ſ. w. Ich habe Ihnen alle dieſe Umſtände auseinanderſetzen zu müſſen geglaubt, um etwaigen Hinderniſſen und Verzögerungen zuvorzukommen, namentlich auch, um vor Ankunft der Truppe nach den Wünſchen derſelben das Theater in Ordnung zu bringen, damit keine Zeit verloren gehe, denn darauf kommt es ganz beſonders an. Sie müſſen nehmlich wiſſen, mein Herr, daſs Ihre Hoheiten der Herzog und die Herzogin von Holſtein dieſen Sommer hierher kommen werden, und zwar in Begleitung des Prinzen von Sachſen-Gotha und deſſen Gemahlin und einer Prinzeſſin von Anſpach. Das Mitkommen der letztgenannten iſt indeſs noch nicht völlig ſicher. Da der König den Wunſch hegt ſeinen hohen Gäſten irgend ein Vergnügen zu bereiten, ſo iſt dies die eigentliche Triebfeder zu dem Auftrage an Sie, obwohl ich ſelbſt nicht begreife, wie Sie in ſo kurzer Zeit, als nöthig iſt, damit zu Stande kommen werden. Denn ſpäteſtens um Johannis müſſen ſie hier ein. Laſſen wir uns die

gegenwärtige Gelegenheit entschlüpfen, so sehe ich keine Möglichkeit, künftighin je die Sache in Ordnung zu bringen und unser Hof würde so langweilig bleiben, wie er es während einer schon so langen Reihe von Jahren war. Alles was zum Hof gehört, überhaupt die ganze Welt würden Sie sich also verbinden, wenn es durch Ihre Vermittelung gelänge, dem Hofe ein anderes Ansehn zu geben. Ohne Ihr Geschick und Ihre Willfährigkeit würde ich aber auch an einem günstigen Erfolge ganz und gar verzweifeln, und ich bitte Sie, Ihr Aeußerstes zu thun. Sicherlich wird Herr Graf de Guiscard nicht ermangeln Ihnen behülflich zu sein, denn er wird selber Theil an dem Vergnügen haben, und alle anderen Minister würden sich ihm dafür dankbar verpflichtet fühlen, daß er Ihnen mehr Zutritt bei Hofe verschafft, als Sie bisher hatten.

Meine Weitläuftigkeit in der Sache darf Sie nicht Wunder nehmen, denn ich sehe voraus, daß künftig keine Zeit sein wird, darüber ausführlich zu briefwechseln.

Gestern sprach ich mit den Schwägerinnen des Herrn Baron Liljeroth, und diese versicherten mir, die Truppe in Haag sei elend, dagegen befände sich eine von ziemlichem Ruf in Dinant. Indeß Alles hängt von Ihrer Wahl ab, denn Sie verstehen den Werth der Truppe besser als alle Andern zu beurtheilen.

Viel Zeit würde gewonnen werden, wenn der Principal der Truppe sich entschließen möchte, vorauszukommen. Die Uebrigen könnten sich in Havre einschiffen, wo es niemals an Fahrzeugen nach dem Sund

fehlt, und von da entweder mit einem andern Schiffe oder auch zu Lande hierher kommen.

Zu wünschen wäre, daß man eine Truppe fände, die eben so tüchtig im Trauerspiel wie im Lustspiel. Und da Sie wissen, wie in der Regel auf die Geschicklichkeit und Schönheit der Schauspielerinnen besonderer Werth gelegt wird, so hoffe ich, daß Sie hierauf Rücksicht nehmen.

Ich bin nicht ermächtigt, über die 5000 Thlr. hinauszugehn, folglich muß ich Sie bitten bei diesen zu bleiben; sollte es aber zufällig auf 4 bis 500 Thlr. mehr ankommen, so müßte man zusehn, auch diese anzuschaffen, um neue jedenfalls sehr verdrießliche Schwierigkeiten zu vermeiden.

Außer dem Antheil, welchen alle Welt daran nimmt sie hier zu sehen, habe ich noch meinen besonderen Vortheil dabei, denn ich bin der nächste Nachbar des Ballhauses, und ginge es an, für meinen kleinen Hausstand, und zumal für meine Kinder eine kleine Loge vorzubedingen, so würde mir das, aufrichtig gesprochen, nicht unangenehm sein, indeß darf dies keineswegs irgend ein Hinderniß bei der Uebereinkunft abgeben. Aber da die Schauspieler hier nur mit mir zu thun haben werden, so möchten sie selbst vielleicht nicht unzufrieden damit sein.“

Wir unterbrechen Tessin's Brief, um die Aufmerksamkeit unserer Leser auf das Besondere zu lenken, was wir bei allen schwedischen Beamten nach der Reduktion, unter der Alleinherrschaft der beiden Carle finden, darauf nehmlich, daß jene jederzeit den eigenen

Vortheil im Auge haben, Etwas, das nach und nach zu einem offenen Erpreſſungsſyſtem ausartete. Sogar der redliche Nicodemus Teſſin verſchmähte es nicht, ſich auf Koſten der fremden Künſtler eine kleine Begünſtigung auszumachen.

Wir laſſen ihn fortfahren:

„Fände man es angemeſſen, aus Frankreich ein paar Dekorationen für das Hoftheater mitzubringen, was gut wäre, ſo würde man ſich wegen einer Vergütung dafür einigen können; was aber die Garderobe anbetrifft, ſo müſſen ſie wie dies auch anderwärts Sitte iſt, ſelbſt dafür ſorgen. Doch ich überlaſſe Alles Ihrem Gutbefinden, und wünſche einen glücklichen Erfolg, der dazu beitragen würde, Se. Majeſtät von Ihrem guten Willen in Allem, was Demſelben zum Vergnügen gereicht, vollſtändig zu überzeugen.

Sie fragen mich vielleicht, auf wie viel Jahre man die Truppe verpflichten ſolle? Ich glaube, daß zwei hinreichen möchten, zweifle aber durchaus nicht, daß man ſie länger behält, und bin ſicher, daß ſie mit der Zeit ihr Auskommen hier finden würde. Sollte ſie grade um Johannis nicht kommen können, ſo wäre das kein Grund, ihre Abreiſe zu hindern, denn ich nehme für ganz beſtimmt an, daß die oben genannten Prinzen und Prinzeſſinnen einen guten Theil des Jahres hier verweilen werden. Vor Allem aber iſt nöthig, daß die Truppe gut iſt, denn nichts würde verdrießlicher ſein, als in dieſer Beziehung Vorwürfe zu hören.

Auch muß man dieſelbe wiſſen laſſen, daß wenn der Hof zwei oder drei Wochen abweſend geweſen iſt,

die zwei Tage, welche sie jede Woche verpflichtet ist vor dem Hof zu spielen, um einen dritten vermehrt werden.“

Den heftigen und wilden Sinn des jungen Monarchen von der Neigung zu rohen Zerstreuungen, welche dahin geführt haben würden, ihn verhaßt zu machen und die Sitten zu verderben, abzuwenden, war das hauptsächlichste und lobenswerthe Bestreben Piper's, und auch Tessin lag nächst seinen Bauten nichts so sehr am Herzen als die Theaterangelegenheit. Die Last und Schwierigkeit bei der Anschaffung der Truppe traf Cronström. Aber dessen Eifer und Verlangen, sich dem Könige und den Günstlingen desselben angenehm zu machen, besiegten alle Hindernisse. Schon unterm 12. April 1699 schrieb Tessin an ihn:

— — — Ich kann folglich heut nur die Ehre haben, Ihnen diese wenigen Zeilen zu schreiben, um Alles zu bestätigen, was mein Letztes in Betreff der Schauspieler enthält, und um Sie zu ersuchen, Alles aufzubieten, damit dieselben so schleunig als es sich thun läßt kommen, denn es hängt mehr davon ab, als die Zeit erlaubt Ihnen zu sagen. Ich bin entzückt, aus Ihrem letzten Briefe zu entnehmen, daß eine Truppe zu haben ist. Es wäre gut, wenn sie so zahlreich werden könnte, als der in meinem Früheren angegebene Preis irgend gestattet. Sowohl Tänzer wie Tänzerinnen wären sehr willkommen. Was die Musikanten betrifft, so werden dieselben wie ich glaube hier zu Lande Geld verdienen, denn wir haben in Wahrheit fast keine einzige gute Geige. Vor Allem aber ist es meiner Ansicht

nach nothwendig darauf zu ſehen, daß die Comödie eher vollſtändig wird, als die Oper und la Comédie à demi. Die Zahl kann zu jeder Zeit vermehrt werden. Von mehreren Seiten iſt mir geſagt worden, daß Baron, ſeitdem er vom Könige entlaſſen ſei, eine eigene Truppe zu bilden beabſichtige. Die Möglichkeit, eine Perſon von ſeinem Geſchick im Trauerſpiele zu gewinnen, iſt wohl eher zu wünſchen als zu hoffen, obzwar ich gewiß bin, keine franzöſiſche Schauſpielertruppe würde es je bereuen hierher gekommen zu ſein. Der Gedanke, wo möglich ein paar, für die Größe unſeres Saals paſſende Dekorationen kommen zu laſſen, iſt ſeit meinem letzten Briefe nur noch lebendiger in mir geworden, und eben ſo fühle ich mich in meinem Wunſche beſtärkt, daß der Chef der Truppe vorauskommen möchte, um Alles in Ordnung zu bringen.«

»Mit großer Freude« — heißt es in einem weiteren Briefe Teſſin's an Cronſtröm vom 24. Mai 1699 — habe ich aus Ihrem Letzten erſehen, daß Sie an einem glücklichem Erfolge wegen der Schauſpieler nicht zweifeln, daß die in Metz über die Bedingungen nicht hinausgehen, nnd daß uns in Ermangelung von etwas Beſſerem dieſe wenigſtens nicht entgehen werden. Aber in Unruhe bin ich über meine neuliche Aeußerung, daß eine wohl geübte Truppe für regelmäßige Stücke hier willkommener ſein werde als eine Truppe, die ſich in Stücken mit Divertiſſements auszeichne, denn es macht Sie zaghaft abzuſchließen. Ganz und gar gehe ich jetzt auf alles das ein, was Sie in dieſer Beziehung und insbeſondere in Betreff der Tänzer und Tänzerinnen

vorſtellten, denn für alle diejenigen, welche die Sprache nicht verſtehen, hat das Ballet eine größere Anziehungskraft, und würde ſowohl dem Hofe wie dem übrigen Publikum Vergnügen machen, zumal ich keinen Ort kenne, wo man mehr Gefallen am Tanz fände, als hier zu Lande. Somit überlaſſe ich Alles ohne Ausnahme Ihrer Wahl und Ihrem Geſchmacke. Sr. Majeſtät habe ich zu verſtehen gegeben, daß man von der Truppe nicht Alles erwarten könne, was ſich bei mehr Zeit und unter günſtigeren Umſtänden hätte erwarten laſſen, daß man aber künftig noch immer verbeſſern könne, und der König iſt ſehr zufrieden mit allem was Sie hierüber geäußert haben.“ — —

Nachdem bei den Theatertruppen in Dünkirchen, St. Omer, Straßburg und Bordeaux Anfragen geſchehen waren, wurde man endlich mit der in Metz (die in Haag hatte ſich wegen innerer Zwiſtigkeiten aufgelöſt, und die Brüſſeler Truppe, welche in großem Anſehn ſtand, erfreute ſich in ihren Verhältniſſen ſolcher Vortheile, daß es nicht der Mühe lohnte an ſie zu denken) einig, zumal der Chef derſelben, Roſidor, bedeutenden Ruf als Schauſpieler genoß. Unterm 28ten Mai 1699 überſandte Teſſin vorläufig an Cronſtröm einen Wechſel auf 1786 Rthlr. 2 Stüber, zu deren Zahlung das Staatscomptoir vom Könige unmittelbar angewieſen worden war. Teſſin benutzte die Gelegenheit bei Ueberſendung des Wechſels, um noch ganz beſonders an die Tänzer und Tänzerinnen und wenigſtens eine gute und ſchöne Schauſpielerin zu erinnern. „Beeilen Sie — fügte er ſchließlich hinzu —

deren Abreiſe ſo viel als möglich, denn unſtreitig möchte Se. Majeſtät während der Anweſenheit J. K. H. der Herzogin von Holſtein mehr Gefallen an dieſem Vergnügen finden als nach ihrer Abreiſe.«

In einem anderen Briefe an Cronſtröm (vom 12. Juli 1699) erwähnt Teſſin einer Geſellſchaft in Stockholm, welche ſeit einiger Zeit erſt um 8 Uhr Abends zu ſpielen anfinge, und eben deshalb, weil um dieſe Stunde alle Welt von Geſchäften frei ſei, unerhörten Zulauf habe. „Es würde unſrer Schauſpielertruppe nicht ſchaden, wenn ſie dieſelbe Zeit wählte, welche auch in ganz Italien bei Opern üblich iſt. Was das Spielen an den Sonntagen betrifft, ſo beſorge ich, zumal für den Anfang, große Hinderniſſe, denn unſre Geiſtlichen möchten allzuſehr dadurch verletzt werden. Für die Apoſteltage hoffe ich aber die Erlaubniß auszuwirken.“

Endlich wurde unterm 4. Auguſt 1699 durch einen vor dem Königl. Notariate in Paris zwiſchen Cronſtröm einer Seits und Roſidor mit ſeiner Truppe anderer Seits geſchloſſenen förmlichen Contract die Theaterangelegenheit völlig in Ordnung gebracht.*) Große

*) Der Contract enthielt nebſt Einleitung und Zuſätzen 21 Punkte. Nach dem 1ten ſollte die Truppe aus 7 Schauſpielern, 5 Schauſpielerinnen, 4 Perſonen für den Geſang, 4 für den Tanz, 4 Violinſpielern und Hautboiſten und einem Decorateur beſtehen. Im 2ten wurde der Truppe eine jährliche Penſion von 18,000 Livres, zahlbar in Stockholm und von dem Tage ihrer Abreiſe aus Metz ab zugeſichert. 21⅓ Mark Schw. Münze

Freude herrſchte darüber am ſchwediſchen Hofe, aber dieſe Freude währte nicht lange, denn gerade zu der Zeit, wo

---

ſollten auf jeden franzöſiſchen Thaler und dieſer wieder zu 60 Sous tournoise gerechnet werden. Im 3ten wurde der Truppe ein Reiſegeld von 18,000 Livres bewilligt. Der 9te Punkt ſtellte ſie unter die Aufſicht des Oberintendanten Teſſin. Da die geſammte Truppe ſich zur katholiſchen Lehre bekannte, ſo wurde ihr im 10ten ungeſtörte Andachtsübung zugeſichert. Im 7ten Punkt hieß es, die Truppe ſollte auf die Dauer ihres Kontrakts allein und mit Ausſchließung Anderer Luſtſpiele in Stockholm aufführen dürfen. Mittelſt des 12ten Punkts wurde die Dauer des Kontrakts auf 2 Jahre beſtimmt. Wenn nach dieſer Zeit der König die Truppe verabſchiedete, ſo ſollte ſie noch ein dreimonatliches Tractament erhalten; wenn aber nach Ablauf der contractlichen Zeit die Truppe ſelbſt zurückkehren wollte, ſo empfing ſie nur [illegible] zwei Monate Tractament. Im 13ten Punkte behielt ſich der König vor, diejenigen von der Truppe, welche ihm nicht gefielen, zurückzuſchicken, doch nur je zwei auf einmal, und die Zurückgeſchickten ſollten Reiſeentſchädigung und das bedungene Gehalt von der Abreiſe aus Schweden ab bis zur nächſten Faſtnacht erhalten. Durch den 17ten Punkt verpflichtete ſich die Truppe, vor Sr. Majeſtät allezeit in ſauberen und anſtändigen Kleidern zu erſcheinen, und von Zeit zu Zeit neue je nach der veränderten Mode anzuſchaffen. In einem Zuſatz zum Kontrakt werden die Namen des Perſonals der Truppe folgendermaaßen aufgeführt: Schauſpieler: Roſidor, Toubelle, Rozely, Deſoy, Duchemin, Troche, Chalon; Schauſpielerinnen: Roſidor (Mutter und Tochter), Aubert, Rozely, Duchemin, Toubelle; Muſikanten: Despas, Delamotte, Mavian, Mamſell Aubert die jüngere; Tänzer: Besnard, Picard, Le Roy, Dupré; Violinſpieler: Cail-

die Nachricht von der baldigen Ankunft der Schauſpieler aus Paris eintraf, vernahm man aus Holſtein die

---

lart, der Knabe Klerc, zwei andere Violinſpieler und ein Decorateur. Der Kontrakt wurde vom Könige genehmigt und mit deſſen eigenhändiger Unterſchrift verſehen. Die Beſtätigung iſt »Stockholm, den 22. Auguſt 1699« datirt, und in ſchwediſcher Sprache abgefaßt, der Kontrakt ſelbſt franzöſiſch und auf ſchwediſchem Stempelpapier geſchrieben.

Der Seltſamkeit wegen wollen wir hier noch das erſte »Repertoire« des Hoftheaters mittheilen:

»La mort de Pompé, de Mr. de Corneille; et L'après souper des auberges, de Mr. Hauteroche (3me feste.)

Cleopatre, de Mr la Chapelle; et le Deuil, de Mr. Hauteroche (le lundy).

La coquette, de Mr. le Baron (le jeudy).

La mort d'Agamemnon, de Mr. Dassezan; Le petit homme de la foire, de Mr. Rousin (le lundy).

Le Grondeur, de Pellaprat; et le baron de la Croste, de Mr. Poisson (le jeudy).

Tiridale, de Mr. de Capistron; et le Cartel, de Guillot (le lundy).

Le Négligent, de Mr. de Revière; et les Precieuses ridicules, de Mr. de Molière (jeudy).

Regulus, de Mr. de Pradon; l'ombre de Molière, de Mr. Brecourt (le lundy).

Le Festin de Pièrre, de Mr. de Molière (le jeudy).

Les Valets nouvellistes, de Mr. Rosidor (le samedy).

Priame et Thisbé, de Mr. de Pradon; La serenade, de Mr. Pellaprat (le lundy).

Les Bourgeoises à la mode, de Mr. Daucourt (le jeudy).

erſten Poſaunenſtöße der Däniſchen Feindſeligkeiten, welche in kurzer Zeit das Signal zu einem allgemeinen Friedensbruche wurden.

Zwar tröſtete man ſich möglichſt lange mit der trüglichen Hoffnung einer ſchnellen Beſeitigung der entſtandenen Mißhelligkeiten. „Mit großer Freude — heißt es in einem Briefe Teſſin's an Cronſtröm vom 16. Auguſt 1699 — vernehme ich, daß die Sache mit den Schauſpielern in Metz nunmehr in aller Form entſchieden und abgemacht iſt. Es iſt mir das um ſo angenehmer, als die verabredeten Bedingungen ſehr billig zu ſcheinen und man ſich damit ſchmeicheln darf, die Geſellſchaft hier zu ſehen, ehe der Herbſt zu weit vorgerückt iſt, in welcher Jahreszeit die Truppe ohnehin eine ſchlechte Fahrt zur See haben würde. Sehr wohl thaten Sie, eine gute Opernſängerin zu engagiren; ſie wird eine große Zierde für das Schauſpiel ſein, zumal wenn ſie gut gewachſen iſt. Jeder, der die Oper geſehen, iſt auf ihren Namen begierig. Glückt es Ihnen mit den beiden Tänzerinnen, ſo wird das Vergnügen

---

Medeé, de Mr. de Lonchepierre; et »Je vous prend sans vert“ (le lundy).

Le Chevalier à la mode, de Mr. Daucourt (le jeudy).

Ariadne, de Mr. de Corneille; le Medecin volant, de Mr. Boursault (le lundy).

Le misantrope, de Mr. de Molière (le jeudy).'

Héraclius, de Mr. de Corneille; le concert ridicule de Mr. de Pellaprat (le lundy).

L'Etourdy, de Mr. Molière (le jeudy).“

noch größer und ich meine ſchon das Lob zu hören, was Ihnen hier überall für den ſo glücklichen Erfolg Ihrer Bemühungen geſpendet werden wird. Für mein perſönliches Theil bin ich Ihnen noch mehr als alle Andern verbunden, ſowohl der Loge, als der Mühe wegen, die Sie ſich für meine Kinder gemacht haben. Vortrefflich iſt es, daß Herr Roſidor ſich entſchloſſen hat, vom Sund aus den Landweg nach Stockholm zu wählen, er wird dadurch zur Beſchleunigung der Vorbereitungen beitragen. Man iſt gegenwärtig im Begriff, das Dach auf das Ballhaus zu legen, und ich hoffe, daß die Truppe bei ihrer Ankunft in jeder Beziehung zufrieden ſein ſoll."

„Sie wundern ſich, mein Herr, daß ich meinen Brief mit Schauſpiel und Vergnügen beginne, während Sie ohne Zweifel ſchon von dem plötzlichen Aufbruch unſrer Truppen und den Vorgängen in Holſtein unterrichtet ſind. Doch man hofft, daß alles in Freundſchaft ausgeglichen werden wird, und beunruhigt ſich daher nicht. Möge Gott in der Zukunft alles Böſe von uns abwenden, und uns die Glückſeligkeit des Friedens genießen laſſen. Denn bei der Art und Weiſe, wie heut zu Tage Kriege geführt werden, dienen ſie nur dazu, beide ſtreitende Theile zu verderben."

Inzwiſchen verrieth der nordiſche Alcides immer mehr Sehnſucht nach dem Zeitvertreibe des Theaters und Teſſin bezeugte in einem Briefe vom 26. September 1699, daß der König große Ungeduld hinſichtlich der Ankunft der Truppe zeigt. Das eben zu dieſer Zeit für die Hofkapelle ausgefertigte Reglement giebt nicht

nur einen Beweis von der damaligen Liebhaberei des jungen Königs, sondern auch von der seltenen Arbeitskraft, Fähigkeit und der großen Gewandtheit, welche Piper, ungeachtet eines Alters von 50 und einigen Jahren in allen Zweigen des Staats- wie des Hoflebens an den Tag legte.

Achtes Kapitel.

Unter dem gährenden Schaume wilder brausender Zerstreuungen zuerst, blutiger Kriegsthaten später, ruhte in der Tiefe von Carl's XII. Seele immer eine brennende Wißbegierde, und sich Aufklärung zu verschaffen, mit eigenen Augen Dinge zu sehen, die ihm am Herzen lagen, verlor er sich selbst überlassen nie die Geduld. Nur wenn Personen, denen er unbedingt Vertrauen geschenkt, sein Urtheil mißleiteten und seine Sehkraft trübten, versagte er Gegengründen sein Ohr und ermüdete bei langen Auseinandersetzungen. Wem er sich einmal angeschlossen, brauchte an Auszeichnungen und Belohnungen nicht zu erinnern. Verschwenderisch theilte er diese in Geld und Ehrenbezeugungen aus, indem er gleich unbedacht mit dem beweglichen Inhalte der Schatzkammer, wie trotz Christina mit den Krongütern wirthschaftete. Verstanden seine Günstlinge sich darauf, den richtigen Zeitpunkt abzupassen, so wurde es ihnen leicht, auch für ihre Freunde Vortheile auszuwirken.

Bayerische Staatsbibliothek München

Einer von denen, die ſich darauf verſtanden, war Teſſin. In einem Briefe an Cronſtröm vom 8. Juni 1698 erzählt er, wie am Dienſtage nach dem Beilager des herzoglichen Paars zu Carlberg, wo der geſammte Hof ſich damals aufhielt, der König ganz allein nach der Stadt gekommen ſei, und ſogleich beſchloſſen habe, nach dem Schloſſe zu fahren, und den Bau in Augenſchein zu nehmen. „In dem Wagen befand ſich außer Se. Majeſtät nur Graf Wrede und ich. Von Morgens 8 Uhr bis Mittag fuhren wir umher, auch nach der neuen, bei der Rennbahn erbauten Gießerei und zu einigen unſrer franzöſiſchen Bildhauer. Die Bildſäule des farneſiſchen Hercules gab mir Anlaß, theils Sr. Majeſtät zu ſagen, daß man ein Dutzend ähnlicher Statuen in Kurzem erwarte, theils von unſren Tapeten zu ſprechen, um endlich alle die Beſchwerde aufs Tapet zu bringen, welche Sie damit gehabt haben, womit ich einige Hindeutungen auf den Stand Ihrer Privatangelegenheiten verband. Herr Graf Wrede unterſtützte mich vortrefflich, indem er in Erinnerung brachte, daß Se. Majeſtät ſchon während der Minderjährigkeit geneigt geweſen, Ihnen ein Jahrgehalt von 1200 Rthlrn. zu geben, daß dies aber bis dahin aufgeſchoben worden ſei, wo Se. Majeſtät ſelbſt die Regierung übernommen haben würde, und daß es gerade jetzt ganz beſonders der Gerechtigkeit entſpräche, Ihnen dies Jahrgehalt auszuſetzen. Da ich an dieſem Tage eine vorzüglich gute Laune bei dem Könige wahrnahm, ſo bemerkte ich ſogleich, daß es einem gewöhnlichen Edelmanne ſehr ſchwer falle, mit weniger als 1500 Rthlrn.

in Paris ſich durchzuſchlagen, worauf der König dieſe augenblicklich und zugleich mit dem Titel eines „Secretairs für die Privat-Aufträge Sr. Majeſtät" bewilligte. Und ſoll in die Beſtallung ſelbſt aufgenommen werden, daß dies nur in Erwartung von etwas Beſſerem geſchehe, und daß die Zahlung mit nächſtem Johannis beginne. Herrn Grafen Piper, der geſtern zum erſtenmale nach ſeiner Krankheit aus war, erzählte ich das Vorgefallene, und er war damit ſehr zufrieden, und verſprach mir, wo möglich noch dieſen Abend die Beſtallung expediren zu laſſen. Dies iſt Alles, was für Sie hat gethan werden können, mein Herr. Von ganzem Herzen hätte ich gewünſcht, es möchte zehnmal mehr ſein, doch man muß bedenken, daß es nirgends ſchwieriger iſt als bei uns, das erſte Amt zu erhalten, daß es aber ſpäter auch deſto leichter geht, empor zu ſteigen. Haben Sie die Güte, mit dem Eheſten an die Herren Grafen Wrede und Piper zu ſchreiben, und ihnen zu danken, und laſſen Sie es den Anſchein haben, als ob ich Ihnen geſchrieben, daß ſie allein Alles ausgewirkt. Herr Graf Oxenſtjerna iſt nach Roſenberg gereiſt, weiß alſo noch nichts davon."

Unſtreitig war Cronſtröm ein Mann von Geſchick und Verdienſt, und die unabläſſigen Bemühungen zu ſeinen Gunſten mußten auf den Sinn des jungen Monarchen wirken. „Eines Freitags — berichtet Teſſin in einem Briefe vom 2. Februar 1698 — kam im Kabinet des Königs in Gegenwart des Reichsmarſchalls und des Grafen Gyldenſtolpe, der zufällig anweſend war, obwohl er ſich weniger als ſonſt zeigt, ich weiß

nicht wodurch die Rede auf Sie. Der König äußerte sogleich, ich theile Ihnen seine eigenen Worte mit: „Alle Menschen sagen, er sei ein über alle Maaßen artiger Mann.“ Der Herr Reichsmarschall nahm diesen Faden sogleich auf, und Sie können sich wohl vorstellen, daß alle Anwesenden ohne Ausnahme darin einstimmten, und so wurde selbst angeführt, daß Sie durch den freien Zutritt bei dem dortigen Hofe dem Dienste und Vortheile Sr. Majestät mehr nützten, und daß Sie mit günstigeren Blicken betrachtet würden als Palmquist. Der König hörte Allem sehr aufmerksam zu, und nahm es sich, wie man zu sagen pflegt, ad notam.“

Es lag in der Natur der Sache, daß Carl bei seinem brennenden Hang zu Kriegsthaten und seiner glühenden Liebe für den Ruhm, das Andenken an die Heldenthaten seines Vaters mit Begeisterung hegte und pflegte.

„Am Tage vor der Abreise des Hofs — schrieb Tessin am 23. August 1698 — erhielt ich einen langen schriftlichen Befehl des Königs mit dem Auftrage, um welchen Preis es sein möge zwei bis drei gute Kupferstecher zu verschreiben, um die Feldschlachten in Kupfer zu stechen, welche in die Geschichte des verstorbenen Königs, welche Se. Majestät besonders prächtig ausgestattet wissen will, aufgenommen werden sollen, wovon ich Ihnen künftig mehr sagen werde.“

Aus einem spätern Briefe Tessins (vom 28. September 1698) geht hervor, daß die Kupferstiche zu Carl's XI. Geschichte dem berühmten Le Clerc aufgetragen wurden. Den Befehl hierzu gab Carl, als

er im Begriff war, nach Kungsöhr zu reiſen, um dort in der Stille und unbemerkt das heilige Nachtmahl begehen zu können.

Gegen die wilden, berauſchenden Zerſtreuungen, in welche er ſich ehedem gerade auf dieſem Luſtſchloſſe zu ſtürzen pflegte, ſpringt um ſo ſchärfer, vortheilhafter und unerwarteter das Vergnügen in die Augen, welches der ſechszehnjährige königliche Jüngling in der ſtillen Betrachtung der Erzeugniſſe menſchlicher Cultur und und deren Erklärung und Erläuterung durch ſachverſtändige Männer ſuchte und fand.

„Se. Majeſtät der König — ſchrieb Teſſin an Cronſtröm unterm 28. December 1698 — findet groſſes Vergnügen an Künſten und Wiſſenſchaften. Schon ſeit drei Wochen bringt er alle Feſttage vom Schluß des Gottesdienſtes bis zur Abendmahlzeit damit zu, daß er in einigen Büchern mit Kupferſtichen und Holzſchnitten blättert, wo dann die verſchiedenen Gegenſtände tauſendfachen Anlaß zu Geſprächen geben, und da er nicht abläßt zu fragen, ſeine Kenntniſſe von Allem, was Groſſes in Europa vorhanden iſt, ſich ſehr erweitern. Ich verſichere Sie, keine Perſon in Schweden zu kennen, welche mehr im Stande wäre, ein ſolches Geſpräch zu unterhalten und einſichtsvollere Fragen zu thun als Se. Majeſtät. Am dritten Tage nach dem Feſt, wo Nachmittags keine Predigt gehalten wurde, durchſahen wir von Mittag an bis Abend Alles, was ich von Zeichnungen und Kupferſtichen über Verſailles and deſſen Umgebungen beſitze. Es machte Sr. Majeſtät unbeſchreibliches Vergnügen. Alles was ich ihm von Frank-

reich berichte, erregt seine Theilnahme, besonders aber dasjenige, was den König dort betrifft.«

Tessin kommt auf diesen Gegenstand noch ausführlicher in einem Briefe vom 11ten Januar 1699 zurück. »Der König unterhält sich jeden Nachmittag, sobald der Gottesdienst zu Ende, bis zur Abendmahlzeit damit, in meiner Sammlung von Holzschnitten zu blättern, was Gelegenheit zu tausendfältigem Gedankenaustausche giebt. Unmöglich ist es, Ihnen einen Begriff von dem Scharfsinne und der klugen Weise zu geben, mit welcher dieser Fürst bei seinem jugendlichen Alter nach Allem fragt, und man kann sagen, er ist im Besitze aller erdenklichen Tugenden. Gebe nur Gott, daß sein großer unerschrockner Muth ihn nicht abhalte, etwas mehr Rücksicht auf seine Gesundheit zu nehmen. Denn Keiner ist, der nicht voraussähe, daß dies einer der größten Könige wird, den Schweden je hervorgebracht hat; denn er ist durch und durch hochgesinnt. Er wird sehr prachtliebend, und hört nur gern von dem sprechen, was groß und riesenhaft ist. Man geht damit um, von Arboga und Köping alle Trabanten mit ihren Rossen hierher zu verlegen und auf der Schiffsholminsel Casernen und Ställe für sie einzurichten, was dem Hofe nicht wenig Glanz bringen wird. Se. Majestät ist sehr begierig von Allem was den französischen Hof betrifft, unterrichtet zu werden und was die Fragen, die Sie an mich gerichtet haben, anbetrifft, so glaube ich, daß Sie dem Könige ein besonderes Vergnügen bereiten würden, wenn Sie, etwas groß und in Farben, die königliche Leibwache zumal die großen Musquetire und Leib-

trabanten für ihn zeichnen ließen, nur müßte es mit der größten Genauigkeit geschehen. Ich bitte Sie darauf bedacht so wie überzeugt zu sein, daß Sie sich hierdurch mehr als durch Alles Andre in Gunst setzen werden."

Daß sich Tessin hierin nicht täuschte, ist aus einem Briefe vom 16. August 1699 ersichtlich, wo es heißt: „Die Zeichnungen von der Leibwache und den großen Musquetiren haben vielen Beifall gefunden, und Se. Majestät wünscht in derselben Art Leib- und Haustruppen abgebildet zu erhalten, um sie in einen Band binden zu lassen."

Tessin versäumte keine Gelegenheit seinen entfernten Schützling bei dem jungen Monarchen in Erinnerung zu bringen.

„An demselben Abende, wo ich Ihren Brief empfing — schrieb er am 2. März 1698 — hatte ich Gelegenheit, dem Könige Ihr Postscriptum vorzulesen und ihm die weitläuftigen Briefe zu zeigen, welche Sie in Angelegenheiten seines Dienstes an mich schreiben, und Se. Majestät schien sehr damit zufrieden. Der Herr Generalmajor Fröhlich, welcher allein zugegen war, kann dies bezeugen."

Während der Osterfeiertage nahm der König seinen unschuldigen Weihnachtszeitvertreib wieder auf und ließ sich jeden Nachmittag von 4 bis 8 Uhr Tessin's Sammlungen und Zeichnungen zeigen.

Cronström, welchen die Furcht quälte, bei dem jungen Monarchen nicht gut zu stehn, wurde von Tessin (unterm 22. Februar 1699) mit folgenden Worten getröstet:

„Sie haben keinen Anlaß ſich zu beunruhigen, denn die gnädige Geſinnung, welche Se. Majeſtät für Sie hegt iſt eher im Steigen wie im Fallen. Die Zeichnungen von den Musquetiren der Leibwache u. ſ. w. thuen gute Wirkung, nur bitte ich, vergeſſen Sie nicht die Grenadiere, denn der Herzog von Holſtein hat zwei Zeichnungen davon hierhergeſandt, welche aber nicht den gehofften Beifall gefunden haben. Außerdem kann es Ihnen von Nutzen ſein, zu wiſſen, daß in dieſen Dingen der König begierig iſt alles bis auf das kleinſte zu kennen, und nie hat man einen ſo fragelustigen Fürſten geſehn, wie ihn.“

Während der Regierung Carl's XI. war es Cronſtröm gelungen, die unpaſſende Schmeichelei zu hintertreiben, welche der Herzog de la Feuillade auf Koſten des ſchwediſchen Monarchen auf eine zu Ehren Ludwig's XIV. errichtete Säule hatte eingraben laſſen wollen, und ſo verdienſtlich und ehrenvoll dies auch für Cronſtröm war, ſo hatte doch nicht einmal ſein eigener Schwager, Carl's XI. ſonſt allmächtiger Günſtling, der Kön. Rath Graf Lindſchöld, gewagt, den König davon zu unterrichten, aus Beſorgniß, daß es ihn zu ſehr aufreizen möchte. Mit der ihm eigenen vorſichtigen Feinheit berührte Teſſin bei einem vertraulichen Unter Vier Augen mit dem Könige, dieſen Punkt.

„Geſtern als ich mit dem Könige allein war — ſchrieb Teſſin am 14. December 1698 — kam auf die Ehrenſäule die Rede, welche der Herzog de la Feuillade dem Könige von Frankreich hatte errichten laſſen. Se. Majeſtät fragte angelegentlich nach dem Basrelief,

welches man auf dem Sockel hatte anbringen laſſen wollen und das für Schweden wenig ſchmeichelhaft geweſen ſein würde. Ich ließ merken, daß ich zwar einige Kenntniß davon hätte, daß ich mich aber des Gegenſtandes nicht mehr erinnerte und nur ſo viel beſtimmt wüßte, daß während der Abweſenheit unſrer Miniſter die Sache nur durch Ihre Bemühungen rückgängig gemacht ſei, womit Se. Majeſtät ſich ſehr zufrieden zeigte. Es wäre zu weitläuftig alles zu ſchreiben, was bei dieſer Gelegenheit über Sie geſprochen wurde. Inzwiſchen hege ich die Hoffnung daß der vortheilhafte Eindruck, den Se. Majeſtät von Ihnen bereits empfangen hat, ſich ſtets vergrößern wird. Ich ſagte dem Könige, daß ich mit dieſer Poſt an Sie ſchreiben würde, um Näheres ſowohl über Ihre Bemühungen das beabſichtigte Relief zu hintertreiben als über das jetzt an dem Sockel befindliche, was ſich auf die anderen Mächte und beſonders auf Spanien bezieht, zu erfahren, und Se. Majeſtät äußerte, daß ihm dies Vergnügen machen würde. Es wäre daher gut, wenn Sie ſo ſchleunig als möglich mir alle Einzelnheiten darüber mittheilten, und wenn es Ihnen gefällig wäre in ſchwediſcher Sprache, was Ihnen künftig zum Nutzen gereichen wird.«

Cronſtröm erſtattete den gewünſchten Bericht, und auf letzteren bezieht ſich die folgende Aeußerung in dem Briefe Teſſin's vom 22. Februar 1699:

»Am Sonntage hatte ich Gelegenheit, Ihren Bericht dem Könige vorzuleſen und mit ihm umſtändlich über das Basrelief zu ſprechen. Se. Majeſtät bezeigte ſich mit der erhaltenen Auskunft ſehr zufrieden und ich

wage Ihnen die Versicherung zu geben, daß Sie sich dadurch sehr in Gunst gesetzt haben und daß die Genauigkeit ihres Berichts sehr gefallen hat. Nichts hat darin verletzen können, zumal ich zu verstehen gab, daß die drei Personen außer den französischen Ministern keine andern sein könnten als der Dänische, der Brandenburgische und der Lüneburgische Minister, und so hat fast nichts darin beleidigend sein können. Sr. Majestät hat den Dienst sehr wohl eingesehen, welchen Sie bei dieser Gelegenheit dem Vaterland auf eine so unverkennbare Weise geleistet haben. Außerdem kann ich ferner versichern, daß der König sich einen so hohen und großen Begriff von dem Könige von Frankreich gebildet hat, daß er ihn nicht für fähig hält irgend eine Zügellosigkeit dieser Art, deren Schimpf eher auf den Erfinder zurückfallen würde, als daß er irgend wen anders träfe, zu gestatten, zumal wenn dabei Undank die Stelle von Erkenntlichkeit einnähme."

Inzwischen langte der neue schwedische Ambassadeur in Stockholm an. Seine Person und wie er vom Könige aufgenommen wurde, beschreibt Tessin in einem Briefe vom 16. August 1699 folgender Maaßen:

„Vor ungefähr 14 Tagen ist Herr Graf Guiscard hier eingetroffen. Ich habe mehrmals die Ehre gehabt, ihn zu sehen, sowohl bei ihm, wie bei mir. Sein Benehmen ist weit ungezwungener wie das seines Vorgängers und es hat allen Anschein, daß sein Benehmen hier allgemein gefallen wird, besonders da er gegen alle Welt sehr offen und artig erscheint. Sein Vorgänger d'Avaux sagte von ihm: Guiscard wäre der Mann,

um einen und denſelben Auftrag an zwanzig Perſonen zu gleicher Zeit zu geben, ohne ſpäter daran zu denken. Er iſt ſehr beſchäftigt mit der Einrichtung ſeiner Wohnung, und wartet nur auf ſeine Pferde, um ſeinen Einzug zu halten. Seine Audienz bei dem Könige währte faſt zwei Stunden, und am Tage darauf ſprach der König wieder eine ganze Stunde mit ihm, was bei dem Grafen d'Avaux nie vorkam, ungeachtet beſondere Veranlaſſung dazu geweſen wäre, da dieſer den König mit Kriegshiſtorien hätte unterhalten können, ein Gebiet, auf dem ſich Se. Majeſtät grade in ihrem Element befindet. Die Schilderung, welche Graf Guiscard dem franzöſiſchen Hofe von unſerm Könige gegeben hat, iſt wie ich glaube, und nach dem, was er ſelbſt ſagt, ſehr vortheilhaft geweſen. Wenigſtens hat er mir betheuert, daß man kein ſchöneres Geſicht als das Sr. Majeſtät ſehn könne, und daß er nicht vermöchte ſeine Gefühle in dieſer Beziehung genügend auszudrücken. Der Sohn des Grafen iſt ſehr geſetzt und vorgeſchritten für ſein Alter und man bedauert allgemein, daß er uns ſo bald verlaſſen wird. Ich hoffe, daß unſre Truppe um ſo viel weniger getadelt werden wird, als dieſe Herrn jetzt ſehr erzürnt ſind auf die im Haag und ſie Narren ſchelten, die ihr eignes Beſtes nicht verſtänden; Stockholm ſcheine ihnen etwas ganz anderes als Haag zu ſein und ſie würden künftig genug Veranlaſſung haben, ihre Thorheit zu bereuen.«

»Herr Graf Guiscard brachte am letzten Sonntage — ſo heißt es in einem Briefe Teſſin's vom 26. September 1699 — faſt eine ganze Stunde bei dem

Könige zu, zugleich mit dem Chevalier Harsfeld, wobei ich als Dollmetſcher diente. Es ſteht zu vermuthen, daß Graf Guiscard ſich mehr als irgend ein Andrer in Gunſt ſetzt. Vorgeſtern gab er ein prächtiges Damenſouper, bei dem auch meine Hausfrau die Ehre hatte zu ſein.«

Genugſam hatte Teſſin die Launen des jungen Monarchen ſtudirt, um einzuſehn, wie dieſer im Gegenſatze zu ſeinem verewigten Vater den Geldwerth der ihm erwieſenen Artigkeiten wenig oder gar nicht beachtete, deſto mehr aber darauf ſah, ob ſie ſeinen Neigungen genehm waren. Der aufmerkſame Hofmann hatte nicht ermangelt ſeinem entfernten Freunde und Schützling davon Mittheilung zu machen und dieſer wußte ſich danach zu richten. Mit einer Sendung Tapeten, welche für Rechnung des Königs aus Frankreich anlangte, traf eine beſondre Kiſte für Teſſin ein mit von dieſem verſchriebenen Gemälden, Zeichnungen, Kupferſtichen und Büchern und dieſen beigefügt ein Bild und ein Buch, um Beides, wenn die Umſtände ſolches geſtatteten, dem Monarchen zu Füßen zu legen.

Sobald Teſſin ſich dieſes Auftrags entledigt hatte gab er ſeinem Freunde Nachricht. Unterm 19. Juli 1697 ſchreibt er: »Nachdem ich geſtern Abend die Tapeten gezeigt hatte, ließ ich den König Ihr kleines Bild ſehn, und da es ihm zu gefallen ſchien, erwähnte ich wie Sie mir vertraut hätten, daß Sie ſich beſonders glücklich ſchätzen würden, wenn Se. Majeſtät daſſelbe als Geſchenk anzunehmen geruhen möchten. Der König

nahm es sehr wohl auf, und äußerte mit besonderer Gewogenheit, daß er auf irgend ein Mittel denken müsse, Ihnen nun auch seiner Seits eine Freude zu machen. Das Bild wurde darauf in sein Cabinet gebracht. Heute früh wurde der König durch das Buch überrascht, welches seine eigne Geschichte betrifft, und welches ich unter den Büchern in seinem Cabinet etwas hoch und so vortheilhaft aufgestellt hatte, que ça trompoit tout à fait. Alles darin hat ihm eben solches Vergnügen gemacht und die zwei kleinen Bücher sind daher in gleicher Weise gnädig entgegengenommen worden.«

Ohne noch die Wolken zu beachten, welche mehr und mehr den ausländischen Horizont trübten, sah man mit Besorgniß in der nächsten Umgebung Nebel aufsteigen. Wie fast immer, so war es auch jetzt das Geldwesen, was den Kopf schwer machte. Piper hatte seine triftigen Gründe, um bei den Sturmläufen seines freigebigen Beschützers gegen die Schatzkammer, welche von Carl XI. mit Eifer und auf rechte oder unrechte Weise gefüllt, schon vor dem Ausbruch des Krieges geleert war — eine neue Bekräftigung des Satzes: »Unrecht Gut gedeiht nicht gut« — die Augen zuzumachen. Zwar spürte man noch keinen Abbruch in den Vergnügungen und Zerstreuungen. Mit vorsichtiger Klugheit wußte Tessin mit seiner Thätigkeit für die ihm übertragenen großen und wichtigen Bauten den zwar untergeordneten, aber nicht minder kitzlichen Beruf zu verbinden, für die Unterhaltung und die Lustbarkeiten des Hofs zu sorgen.

Erst achtzehn Jahr, lebensfroh fast mehr als es sich

gebührt, und begierig nach Genüssen, die nicht selten zu roh und zu gefährlich waren, um Anhänger zu gewinnen, sah man Carl bei dem Anbruche des achtzehnten Jahrhunderts in trockene Berechnungen über Mittel und Wege vertieft, kostbare Unternehmungen zu betreiben, ohne kostbaren Zeitvertreib Abbruch leiden zu lassen. „Se. Majestät — schrieb Tessin am 17. Febr. 1700 an Cronström — hat den größten Theil der letztverflossenen Tage im Staatscomptoir zugebracht, wo die gegenwärtigen Verhältnisse hinreichenden Stoff zum Nachdenken geben. Gebe Gott, daß wir einmal die entsetzlichen Ausgaben los werden möchten, in welche uns ein Tag nach dem andern verwickelt, damit wir mit mehr Lust an andere Sachen denken könnten. So lange die Finanzangelegenheiten nicht in Ordnung sind, habe ich es für unzweckmäßig gehalten, von den Ehrengeschenken für Sie zu sprechen; sein Sie aber überzeugt, daß ich den ersten günstigen Augenblick nicht unbenutzt lassen werde. Wo es um Geld sich handelt, muß man hier zu Lande, so lange der Etat noch nicht regulirt ist, stets auf ablehnende Mienen gefaßt sein, und mein ganzes Leben hindurch habe ich mich so wenig abschläglichen Bescheiden wie möglich ausgesetzt, suche sie vielmehr so viel ich kann zu vermeiden. Wie mißlich die Sachen stehn, davon diene als Beweis, daß Ihr Quartal nicht sogleich bezahlt wird. Herr Graf Wrede hat sich aber gestern dieser Angelegenheit angenommen, und mir die Versicherung gegeben, daß das Geld spätestens zu Ende des Monats gezahlt werden solle.“

Nichts indeſſen konnte Teſſin's Eifer für den Schloßbau, mit dem er ſeinen Namen innig verflochten hatte, dämpfen, und weder den König noch deſſen Günſtling ließ er los, bevor ſie nicht, aller Bedrängniß und alles Mangels ungeachtet, die Mittel zur Fortführung des großen Werks angewieſen hatten.

Neuntes Kapitel.

In dem Arbeitszimmer des Königs saß eines Morgens der Königl. Rath Piper und schrieb an einem mit Papieren bedeckten Tische. Die Thür nach einem Kabinet dicht vor dem Schlafgemach des Monarchen, war halb geöffnet. Als eben die Uhr sechs schlug, trat Tessin aus dem Audienzsaaale in das Arbeitszimmer.

Ohne sich vom Stuhl zu erheben, reichte Piper Tessin die Hand, und sagte, indem er ihm freundlich zunickte:

„Der König, der noch nicht aufgestanden ist, befahl mir, als wir gestern Abend uns trennten, um diese frühe Stunde zu Ihnen zu schicken, damit Sie ohne Verzug daran gehn könnten, verschiedene Zimmer hier im Palaste zu meubliren, welche Se. Hoheit der Herzog von Holstein benutzen soll. Es ist Ihnen überlassen, zu dem Zweck was Ihnen gut dünkt anzuschaffen, und ich habe bereits einen Befehl an das Staatscomptoir zur Unterschrift für Se. Majestät aufgesetzt, Ihnen

was Sie verlangen zu zahlen, nur thut Eile Noth, denn bereits heut Nacht iſt der Lieutenant von den Trabanten Oberſt Horn von Gottorp zurückgekehrt, und aller Wahrſcheinlichkeit nach bringt er die Nachricht von der nahe bevorſtehenden Ankunft des herzoglichen Paars.“

„Sollen nur Ihre Hoheiten ſelbſt im Palaſte wohnen?“ fragte Teſſin.

„Ja — erwiederte Piper. — Nach der Abſicht Sr. Majeſtät ſoll der Reichsmarſchall für die Einquartierung des Gefolges in der Stadt Sorge tragen . . . Aber da kommt ja Graf Horn. So werden wir denn über den erwarteten hohen Beſuch alle Auskunft erhalten, die wir wünſchen und bedürfen.“

Piper ſprang vom Tiſch auf und ergriff des kaum eingetretenen Horn's Hand, indem er ihn bat, nur gleich zu berichten, was er in Holſtein und von dem Gottorpſchen Hofe in Erfahrung gebracht habe. Zugleich gab er Teſſin einen Wink heranzutreten, um an dem Geſpräche Theil zu nehmen.

Arvid Bernhard Horn änderte in Nichts ſeine feſte Haltung bei dem vertraulichen Empfange des Günſtlings. Die römiſchen Geſichtszüge behielten ihren ſtolzen Ausdruck. Nur ſchien er ſich zu bemühen, vor den ſchlauen Blicken Piper's die Schlauheit zu verbergen, welche aus ſeinen eigenen ſchimmerte.

„Die Ankunft Ihrer Hoheiten iſt jeden Augenblick zu erwarten — nahm Horn das Wort — Und wenn Ew. Excellenz die Liſte von denen, die auf der Reiſe folgen, zu ſehn wünſchen. . . .“

„Geben Sie her — unterbrach ihn Piper — Eben auf dieſe warten wir.“ Horn überreichte ihm das Verzeichniß und Piper las halblaut:

„Geheime Rath von Pincier, mit zwei Bedienten .... Geheime Rath (murmelte Piper, indem er die Stirne runzelte) Herr von Pincier iſt alſo im Range geſtiegen, ſeit wir zuletzt das Glück hatten, ihn hier zu ſehen und vermuthlich auch im Einfluſſe nicht geſunken ... (Im Leſen fortfahrend) Graf von der Rath nebſt zwei Bedienten; Kammerrath Holmer und ein Bedienter; Kammerjunker Schulz, Trabanten Lieutenant Daldorf, jeder mit ſeinem Bedienten, ſogar der Oberkammerdiener Becker und der Kammerpage bringt einen Bedienten mit; drei andere Pagen; vier fürſtliche Bedienten; ein Koch mit zwei Gehülfen und ein Kutſcher: zuſammen ſechs und zwanzig Perſonen ... Nun wahrlich, Se. Majeſtät, unſer allergnädigſter König und Herr, reiſt nicht ſelten mit weniger zahlreichem Gefolge.“

„Ew. Excellenz haben erſt das halbe Verzeichniß geleſen — bemerkte mit unterdrücktem Lächeln Horn — hier iſt die Liſte von dem Gefolge Ihrer Königlichen Hoheit der Herzogin.“

Horn zog die Liſte hervor und übergab ſie. Piper ſchüttelte den Kopf und las:

„Die Hofmeiſterin; vier Fräulein mit zwei Kammerfrauen; Mamſell Juliana mit ihrem Mädchen; das Kammerfräulein der Hofmeiſterin; die Wäſcherin Ihrer Hoheiten; ein Kammerjunker; ein Kammerpage; ein Page; Ihrer Hoheiten Schneider; vier Bedienten;

drei Bedienten der Hofmeiſterin und der übrigen Hofdamen und ein Bedienter des Kammerjunkers; in Allem drei und zwanzig Perſonen. Folglich, die vorigen dazu gerechnet, neun und vierzig, Ihre Hoheiten ſelbſt natürlich nicht mit eingeſchloſſen. (Spöttiſch zu Teſſin) Ihr Vetter, der Reichsmarſchall wird eine liebe und nicht kleine Mühe mit der Einquartierung haben, Herr Oberintendant .... Doch was giebt es ſonſt Neues aus Gottorp, Graf Horn! So Gott will befinden Ihre Hoheiten ſich in erwünſchtem Wohlſein?«

»Seine Hoheit befinden ſich vortrefflich — erwiederte Horn — was Ihre Hoheit betrifft, ſo macht das künftige Glück Holſteins und der Glanz der herzoglichen Krone dieſe und jene Unterbrechung in Dero blühendem Geſundheitszuſtande nöthig.«

»Ah! — verſetzte Piper, indem er lächelnd ſich die Hände rieb — dann ſteht ein koſtbares Pathengeſchenk unſres hochgeſinnten Monarchen an den erhabenen Seitenſprößling und ſtehen werthvolle Gnadenbeweiſe für Höchſtdeſſelben treue Diener in Ausſicht.«

»Handelte es ſich um Seitenſprößlinge in einer andren Bedeutung — bemerkte mit höhniſchen Mienen Horn — ſo würde die am reichſten ausgeſtattete Schatzkammer für Pathengeſchenke nicht ausreichen; denn Seine Hoheit der Herzog iſt im wahren Sinne Vater ſeines Volks ... wenigſtens desjenigen Theils davon, der ſein Leben ſchönen Müttern zu danken hat.«

»Reden Sie deutlicher, Herr Graf — unterbrach ihn haſtig und forſchend Piper — Und vor Allem laſſen Sie gewiſſe kleine Abentheuer vor der Vermäh-

lung ruhn; Sie wollen doch von einem regierenden Fürſten nicht verlangen, daß er eben ſo lebe wie ein verſchorener Mönch?«

»Es iſt nicht meine Sitte — äußerte verletzt und mit Wärme Horn — Abweſende und am wenigſten hohe Perſonen anzuſchwärzen oder geſchwätzig zu ſein; ich würde gegen Ew. Excellenz nichts davon erwähnt haben, was gleichwohl in Holſtein in Jedermanns Munde iſt, wenn es nicht dazu diente, die Tugend und den Verſtand Ihrer Königlichen Hoheit, der unvergleichlichen Herzogin, in ſo viel helleres Licht zu ſtellen. Um ſich einzuſchmeicheln, hatte eine unbeſonnene Hofdame Ihre Königliche Hoheit von der fortgeſetzten Untreue des Herzogs nach ſeiner Heimkehr nach Gottorp in Kenntniß geſetzt; mit Verachtung und Ungnade aber wies die edle Fürſtin das Geſchwätz zurück, äußerte nie wieder etwas Aehnliches hören zu wollen, und begegnet ihrem Gemahl mit derſelben Ergebenheit, demſelben Vertrauen wie vorher.«

Während Piper ſich in Bewunderung und Lob über das Benehmen der Herzogin ergoß, und Teſſin darin einſtimmte, ließ ſich ein leiſes Geräuſch in dem anſtoßenden Cabinet vernehmen. Piper gab Teſſin und Horn einen verſtohlenen Wink, indem er haſtig flüſterte: »Der König iſt darin« und ſofort das Geſpräch auf einen gleichgültigen Gegenſtand zu lenken begann.

Nicht lange, ſo trat der König in das Zimmer. Nur im Vorbeigehen mit flüchtiger Neigung des Kopfes

und mit ernſtem aber freundlichem Blicke grüßte er Piper und Teſſin und ging ſogleich auf Horn zu.

„Es iſt mir lieb, Sie wiederzuſehn, Graf Arvid! beſonders da Sie gute Nachrichten aus Holſtein von meiner geliebten Schweſter und meinem Schwager mit ſich führen. Wie bald kann ich hoffen, die Meinigen hier zu ſehn?“

„Ihre Hoheiten befinden ſich in allem nur erwünſchbaren Wohlſein und bereits auf der Reiſe. Ich habe meine Reiſe, ſo viel es ſich nur irgend thun ließ, beſchleunigen müſſen, damit ich hinreichenden Vorſprung gewönne, um zu Ew. Majeſtät Füßen die frohe Botſchaft niederzulegen. Das Verzeichniß der Perſonen in dem Gefolge Ihrer Hoheiten habe ich ſo eben Sr. Excellenz dem Herrn Grafen Piper übergeben.“

„Danach ſind es an der Zahl 49 Perſonen, befehlen Ew. Majeſtät, daß ich die Liſte vorleſe?“ äußerte Piper.

„Nicht doch! — verſetzte der König. — Es iſt nur meine Schweſter und mein Schwager, die mir am Herzen liegen. Händigen Sie das Verzeichniß dem Reichsmarſchall ein, damit er, unſrer Abrede gemäß, um Wohnung für das Gefolge Sorge trage, Herr Rath!“

„Wohnung und Koſt — fügte Piper hinzu. — Auch wegen der letzteren dürfte Ew. Majeſtät dem Herrn Reichsmarſchall zu befehlen geruhen, die nöthigen Veranſtaltungen zu treffen. Denn da ſich die Zahl der täglich bei Hofe zu Beköſtigenden um 50 vermehrt, müſſen bei Zeiten die erforderlichen Maaßregeln genommen werden.“

Carl nickte beifällig und wandte sich zu Tessin:

„Auf Sie verlasse ich mich, daß die Wohnung für meine geliebten Verwandten dieser würdig ist, und eben so auch die Wagen bei dem Einzuge, denn ich will daß der letztere in jeder Beziehung prächtig werden soll.“

„Es würde gut sein — bemerkte fein zurechtweisend Piper — wenn Ew. Majestät dem Herr Oberintendanten gestatteten, darüber mit dem Herrn Reichsmarschall, der die bei solchen hohen Gelegenheiten zu beobachtende Ordnung festzustellen pflegt, zu berathen.“

„Sehr gern — gab der Monarch zur Antwort — nur geschehe es so, daß die ganze Welt sieht, wie sehr ich meine Schwester nnd meinen Schwager liebe und ehre. . . . . Hören Sie, Graf Arvid! Sie sagten, daß es mit der Gesundheit der Meinigen Gottlob! gut stehe. Aber ist auch ihre Stimmung gut? Ist mein Schwager eben so munter wie früher, sieht meine Schwester eben so vergnügt aus, ist sie eben so gesprächig und aufgelegt zu Scherz wie sonst?“

Den letzten Theil der Frage sprach Carl mit vor tiefer Bewegung zitternder Stimme, während seine seelenvollen Augen in denen Horn's erforschen zu wollen schienen, ob seine Worte mit seinen Gedanken übereinstimmten.

Nach einer tiefen Verneigung legte Horn die Hand auf das Herz und betheuerte, mit offenem Blicke dem des Königs begegnend, daß das herzogliche Paar zufrieden und in der besten Stimmung schiene, und laut erklärt habe, daß nichts Andres zu seinem Glücke fehle,

als dies in der Gesellschaft seiner erhabenen schwedischen Verwandten genießen zu können.«

»Nun, Gott sei Dank! — rief Carl mit gefalteten Händen und zum Himmel gerichteten Augen aus — Sie können sich nicht mehr nach dem Wiedersehn sehnen als ich ..... (Lächelnd) Sie, mein lieber Tessin, mache ich dafür verantwortlich, daß es an abwechselnden Vergnügungen nicht fehlt, auf daß meine Schwester und mein Schwager nicht allzubald nach Gottorp zurückzukehren wünschen.«

»In Allem was von mir abhängt, allergnädigster Herr und König, wird nichts unterlassen werden, was zu Ihro Majestäten und Ihro Königlichen Hoheiten erhabenen Vergnügen gereichen kann,« war Tessin's Antwort.

»Sie bedürfen der Ruhe nach einer so beschleunigten Reise, Graf Arvid! — fuhr Carl fort — So leben Sie denn für jetzt wohl! Morgen erwarte ich Sie wieder in der Ausübung Ihres Dienstes bei meinen Trabanten zu sehn.«

Sobald Horn sich entfernt hatte, richtete Carl wiederum seine Rede an Tessin.

»Schreiben Sie mit nächster Post an Cronström, er solle bei dem vorzüglichsten Künstler in Paris ein Siegel von Agath, in Gold eingefaßt und reich mit Diamanten verziert, bestellen. Das Siegel soll drei Seiten haben, auf der einen das schwedische und holsteinsche Wappen von Lorbeern umgeben, auf der andern die gekrönte Namenschiffer meiner Schwester der Herzogin, und auf

der dritten irgend einen ſchönen Denkſpruch, worüber ich noch mit Ihnen berathen will. Das Siegel mag koſten was es will, nur mache ich zur Bedingung, daß es vorzüglich gut gemacht iſt und daß ich es bald bekomme. Es iſt ein kleines Andenken, mit dem ich meine Schweſter Hedwig Sophie zu überraſchen gedenke. Auch das Futteral muß ſo nett und zierlich wie nur möglich werden. Haben Sie mich verſtanden?«

»Vollkommen Ew. Majeſtät,« erwiederte Teſſin, indem er ſich tief verneigte.

»Meine gute, tugendhafte, geliebte Schweſter! — fuhr der König fort. — Kein Glück giebt es, das ſie nicht verdiente, und nichts was ich nicht würde thun wollen, um es ihr zu verſchaffen. Was ich fühle und denke, kann ich nicht beſſer ausdrücken als damit, daß ich ſie mehr liebe als mich ſelbſt, und ihren Gemahl ebenſo wie mich ſelbſt. Und ſo werden ſie ſich natürlich auch gegenſeitig lieben, und wenn Horn verſichert, daß meine Schweſter heiter und vergnügt iſt, ſo gehen die Uebereilungen des Herzogs keinen Andern etwas an.«

Piper und Teſſin wechſelten verſtohlen Blicke, ohne zu antworten. Augenſcheinlich war's, der König hatte in ſeinem Cabinet die Aeußerung Horn's über die Ausſchweifungen des Herzogs gehört. Um dieſem zarten Gegenſtande und der peinlichen Lage zu entgehen, in welche ſich Piper und Teſſin bei der Berührung dieſer Saite eingeengt fanden, fragte der erſtere, ob es der gnädige Wille Sr. Majeſtät ſei, daß

er dem Monarchen bei der zum Empfange der hohen Reiſenden beabſichtigten Reiſe nach Schoonen folgen ſolle. Und als der König dies bejahte, bat Piper um die Erlaubniß nach Hauſe eilen zu dürfen, um ſich zur Abfahrt vorzubereiten. Teſſin nahm von dem Auftrage mit dem Siegel Vorwand, um ſich gleichfalls ſchleunig von dannen zu machen.

Zehntes Kapitel.

Eine größere Zahl von Gästen war noch nie zu einem Bankett auf dem Königlichen Schlosse geladen worden, als am 23sten October 1699, wo Hedwig Eleonora ihr 63stes Lebensjahr vollendete, und nie hatte man sich mit größeren Ansprüchen und Hoffnungen auf ein schönes und glänzendes Fest eingefunden, denn der König, welcher dasselbe zu Ehren seiner erhabenen Großmutter, der verwittweten Königin, gab, bewirthete noch überdies fremde fürstliche Personen: das ihm so theure Herzoglich Holsteinsche Ehepaar und den Prinzen von Wolfenbüttel mit seiner Gemahlin.

Aber nur eine unerträgliche Hitze, unerhörtes Gedränge, steife Pracht, Ueberfluß an Erfrischungen, Unterhaltung zum Einschlafen, und eine Einförmigkeit in Allem fand man, daß man hätte davonlaufen mögen!

„Selten ist in den Versailler Sälen die Gesellschaft zahlreicher — äußerte mit feinem Spotte der Ambassadeur Guiscard zum Oberceremonienmeister

Sparfvenfeldt, welcher letztere faſt athemlos den Schweiß von der Stirn ſich abtrocknete — Eine entſetzliche Beſchwerde muß es ſein, ein ſolches Feſt anzuordnen, und in der That, ich beklage Sie eben ſo ſehr wie ich Sie bewundre.«

»Der Herr Graf wenden ſich damit nicht an den rechten Mann — verſetzte Sparfvenfeldt kurz — ich für meine Perſon habe nicht das Geringſte mit der Zurüſtung des Feſtes zu thun gehabt, und bin wie Ew. Excellenz nur als Gaſt hierher befohlen. Der Oberintendant Teſſin hat dieſe Dinge zu beſorgen und ihm gebührt die Ehre eines glücklichen Erfolgs.«

»Das iſt etwas Andres — nahm Guiscard mit verächtlichem Lächeln wieder das Wort — verzeihen Sie, Herr Oberceremonienmeiſter, aber ich glaubte, daß dergleichen wie es bei uns der Fall iſt zu Ihrem Amte gehöre. Inzwiſchen gaben Sie mir eine neue Veranlaſſung, die Selbſtverleugnung zu bewundern, mit welcher Sie den Auftrag, die Ehre und den zu erwartenden Dank einem Andern abtreten.«

Ein Kammerherr unterbrach das Geſpräch. Der König hatte nach dem Ambaſſadeur geſchickt, weil er mit ihm zu ſprechen wünſche, und Graf Guiscard eilte, dem Rufe zu gehorchen.

Der Herzog von Holſtein, welcher bis dahin im Geſpräch mit ſeinem erhabenen Schwager begriffen geweſen, entfernte ſich augenblicklich, als Guiscard herantrat. Seine Blicke ſuchten Pincier, der ſich alsbald durch das dichte Gedränge der Gäſte nach der Fenſtervertiefung durcharbeitete, wo der Herzog Poſto gefaßt hatte.

„Vermuthlich haben Ew. Hoheit Etwas zu befehlen,“ begann der Geheime Rath, während er umherspähte, ob sich irgend ein Lauscher in der Nähe befände; denn aus dem Aussehn des Herzogs schloß er auf schlechte Laune bei diesem, und wußte von alten Zeiten her, daß er es nicht der Mühe werth hielt, seine böse Stimmung zu verbergen oder einen Ausbruch derselben zurückzuhalten.

„Vermuthlich, ja — gähnte der Herzog und dehnte sich. — Einer langweiligeren Geschichte als diesem Hoffeste bin ich Zeit meines Lebens nicht ausgesetzt gewesen. Ich habe wahrhaft Unrecht gehabt, mich über die Last der Regierungssorgen in Holstein zu beklagen; federleicht sind sie gegen die Bürde der Unterhaltungen, welche in dem Palaste meines großmächtigsten Schwagers Sitte sind, wo vor Kurzem die sämmtlichen Hofdamen — ich möchte glauben auf ein heimliches verabredetes Zeichen — wie von dem Zauberspuk eines bösen Geistes verjagt, auf einmal verschwanden.“ —

„Um Gotteswillen denken Sie daran, daß alle Worte und Mienen Ew. Hoheit an diesem Abende genau beobachtet, geflissentlich hinterbracht und im glücklichsten Falle nur nicht entstellt werden — warnte mit gesenkter Stimme Pinciar. — Das Bankett ist ja zu Ehren der eignen Großmutter Ihrer Gemahlin angestellt, gnädigster Herr, und um die gesammte hohe Familie und Ew. Hoheit selbst zu unterhalten.“

„Ungefähr so wie man einen Hund beim Kegelspiel unterhält — rief der Herzog vor Hohn und vor Verdruß lachend. — Das Bankett ist eine eben so geistreiche wie angenehme Erfindung, und ich bin ein wenig neu-

gierig, die Bekanntſchaft des Erfinders zu machen, um gelegentlich recht handgreiflich das Wiedervergeltungsrecht gegen ihn zu üben.“

„Sollte es Ew. Hoheit Vorſatz ſein, in dieſem Tone an dieſem Orte und in ſolchem Kreiſe fortzufahren — ſagte Pincier ernſt — ſo bin ich gezwungen mich ſogleich zu entfernen. Lieber ſetze ich mich einer vorübergehenden Ungnade aus, gnädigſter Herr, als daß ich Ew. Hoheit ſelbſt den bedenklichen Folgen eines Scherzes Preis gebe, der von hundert aufgeſperrten Ohren aufgefangen und übel gedeutet werden kann.“

„Keine Gardienenpredigt, bitte ich mir aus, Herr Schulmeiſter! — verſetzte nach kurzem Beſinnen der Herzog — Ich bin unbeſchränkter Regent und nicht minderjährig. Sich ſelbſt zur wohlverdienten Strafe und Andern zum warnenden Beiſpiel verbanne ich den Geheime Rath Pincier von meinem Angeſicht auf volle vier und zwanzig Stunden, ſofern ich in dieſer Zeit von dem traurigen Vergnügen hier habe ausſchlafen können.“

Und ohne eine Antwort abzuwarten, wandte ſich der Herzog an den Prinzen von Wolfenbüttel, welcher, um ſich die Langeweile, die er gleichfals fühlte aber vorſichtiger als der Herzog weder in Worten noch in Mienen verrieth, möglichſt zu vertreiben, eine Runde durch die Gemächer gemacht hatte.

Mittlerweile traf Pincier mit Teſſin zuſammen und die Anordnungen des Abends kamen natürlich ſogleich zwiſchen ihnen zur Sprache.

„Erſt geſtern Abend gaben mir Se. Majeſtät Ihren hohen Willen und Wunſch zu erkennen, Ihrer

Majeſtät der verwittweten Königin und den weither kommenden erhabenen Gäſten heute ein Feſt zu geben — ſagte Teſſin. — Die Kürze der Zeit geſtattete nicht, Alles ſo anzuordnen, wie es ſich geziemt und wie ich gewünſcht haben würde. Doch, findet man dieſen Abend nicht angenehm, ſo wird er wenigſtens nicht lang werden; denn Se. Majeſtät haben das Souper bereits um 9 Uhr befohlen.«

»Das vorgerückte Alter Ihrer Majeſtät macht dieſe Vorſorge preiswürdig und ohne Zweifel fügt ſich ihr jeder mit Vergnügen« — verſetzte Pincier fein.

»Vor Allem — fuhr Teſſin fort — erbitte ich mir von Ihrer Freundſchaft, Herr Geheime Rath, daß Sie die Mängel der heutigen Veranſtaltung bei dem Herzoge, Ihrem Herrn, gütigſt entſchuldigen. Ihre Königliche Hoheit die Herzogin iſt ſchon von ihrem zarteſten Alter an gewohnt, bei uns Schweden durch die Finger zu ſehen und wir dürfen alſo den Muth haben, auf die milde Nachſicht der verehrungswerthen Fürſten zu rechnen; doch Se. Hoheit der Herzog iſt noch nicht heimiſch genug hier, daß wir von dem edlen Fürſten eine gleich gnädige Aufnahme und gleich ſchonende Beurtheilung unſrer wohlgemeinten Abſichten hoffen dürfen.«

»Wäre mir Ihre Anhänglichkeit an die Königliche Familie, deren Mitglied zu ſein der Herzog, mein Herr, nunmehr die Ehre hat, nicht allzu bekannt, Herr Oberintendant — verſetzte Pincier in echtem Hofmannstone — ſo möchte ich Ihnen Vorwürfe darüber machen, daß Sie dem Urtheil und der Denkungsart Sr. Hoheit

ſo wenig Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Kaum fünf Minuten ſind es her, wo er ſelbſt mir anzuvertrauen geruhte, wie er an dieſem angenehmen Abende Nichts zu wünſchen übrig fände. Nimmt er nicht die Gelegenheit wahr dies auszuſprechen, ſo vermeidet er nur den Anſchein einen Beifall aufdringen zu wollen, der ſich überall unaufgefordert ſichtbar macht.«

Teſſin war ſelbſt ein zu alter Hofmann, um nicht Pincier's Artigkeiten nach ihrem wahren Werthe zu würdigen, ſtellte ſich aber deſſenungeachtet eben ſo geſchmeichelt wie befriedigt.

Der König, welcher inzwiſchen ſein Geſpräch mit dem franzöſiſchen Ambaſſadeur beendet hatte, ließ Teſſin zu ſich rufen und machte dadurch für dieſen und für Pincier ein erwünſchtes Ende der gegenſeitigen Verſtellung und Bemühung, einander hinters Licht zu führen.

»Es iſt Zeit — ſagte Carl — und die Herzogin, meine Schweſter bedarf vielleicht der Ruhe. Sehen Sie zu, daß, was geſchehen ſoll, bald geſchehe.«

»Sobald das Souper angerichtet iſt, allergnädigſter Herr! wovon der Hofmarſchall unverzüglich unterthänige Anzeige machen wird,« gab Teſſin zur Antwort.

Und kaum hatte Teſſin dieſe Antwort gegeben, ſo erſchien der Hofmarſchall, ſtieß, indem er ſich vor dem Könige, der verwittweten Königin und den übrigen fürſtlichen Perſonen dreimal tief verneigte, mit dem Stab auf den Boden und meldete, daß die Tafel für

Ihre Majeſtäten und die Königlichen und Fürſtlichen Hoheiten angerichtet ſei.

Der König bot der verwittweten Königin, der Prinz von Wolfenbüttel der Herzogin von Holſtein, der Herzog der Prinzeß von Wolfenbüttel und der Reichsmarſchall der Prinzeß Ulrica Eleonora den Arm. Ihnen folgten der Ambaſſadeur, die Königlichen Räthe und die übrigen Gäſte paarweiſe und nach dem Range. Der Zug wurde von Muſikanten, die einen Triumphmarſch ſpielten, eröffnet und nahm ſeinen Weg nach dem Schlafgemache der Prinzeß Ulrica — einem der größten Gemächer des Palaſtes, — welches für dieſen Abend zum Speiſeſaale diente. Es war zu dem Zwecke eben ſo geſchmackvoll geſchmückt wie reich erleuchtet, und die unter koſtbaren Zierrathen, vergoldetem Silbergeſchirr, leckeren Gerichten und Weinen faſt erliegende Tafel hatte die Geſtalt eines Hufeiſens oder Zickzacks. Die Bedienung verſahen Hofdamen, als Zigeunerinnen verkleidet und in netten und koſtbaren Anzügen. Jede von ihnen hatte ihr billet d'avanture, deſſen Inhalt die Lachmuskeln der Gäſte in Bewegung ſetzte, und das fein und unbemerkt in die Hände der verwittweten Königin geſpielt wurde, ſobald es nur zu irgend einer ſchmeichelhaften Anſpielung auf dieſe benutzt werden konnte.

Erſt jetzt klärte ſich jede Stirne. Die Geſpräche unter den Tiſchnachbarn wurden lebhaft, munter, ſcherzhaft. Nur an der Tafel ſeines Monarchen hatte Graf Guiscard ſolche Leckereien genoſſen, ſo ausgeſuchte Weine getrunken, und unerſchöpflich war er in Worten

des Lobs über die Bewirthung und die seltene Bedienung. Nicht minderes Gefallen zeigte der Herzog von Holstein, wiewohl er schlechter als irgend ein anderer bedient wurde. Denn gegen einen vorgesetzten oder weggenommenen Teller suchte er stets einen Händedruck, eine Berührung mit den Füßen oder Knieen auszutauschen, und begleitete diese Handgreiflichkeiten mit so kühnen brennenden Blicken, so ausgelassenen Bemerkungen, daß der Gegenstand derselben, bald erschrocken, bald beleidigt, weniger an die Bedienung des Herzogs, als an die eigene Sicherheit dachte.

Bedächtiger und fleißiger kostete Geheimerath Pincier von dem Moste des Vergnügens; kein Leckerbissen entging seinem prüfenden Gaumen, kein Glas leerte er auf einmal, sondern nippte es aus, nachdem der Wohlgeruch der Traube zuvor die Kennernase des Günstlings passirt hatte; keine Zigeunerin reichte ihm die Schüssel, ohne mit einem beifälligen Lächeln, einer passenden Artigkeit und mit einer achtungsvollen aufmerksamen Verneigung begrüßt zu werden. Keiner ward deshalb auch besser bedient, als er, und Pincier theilte mit Guiscard die Auszeichnung, der Löwe des Banketts zu sein.

Nach dem dritten und letzten Gange gab der Hofmarschall, welcher während der Mahlzeit am untersten Tischende gestanden hatte, auf einen Wink des Königs, mit seinem Stabe das Zeichen, worauf sich Carl erhob, das Wohl seiner Großmutter ausbrachte und wie alle übrigen Gäste stehend sein Glas leerte. Dann begab sich die Gesellschaft in derselben Ordnung wie vor-

her, und gleichfalls unter den Klängen eines Festmarsches in das Gesellschaftszimmer zurück.

Die vor der Mahlzeit herrschende verdrossene und langweilige Stimmung hatte jetzt einer freudigen und belebten Platz gemacht. Alles war aufgeräumt und in der besten Laune.

„Nie erinnere ich mich eine so angenehme Stunde bei Tafel zugebracht zu haben — sagte im Vorbeigehn Graf Guiscard zu Teſſin. — Nur eine Ausstellung ließe sich gegen die sonst so glückliche Veranstaltung machen.“

„Ew. Excellenz gütige Nachsicht beschränkt die Ausstellungen auf eine einzige — erwiederte Teſſin über den offenherzigen Tadel des Ambassadeurs erstaunt und neugierig zu wissen, worin dieser Tadel bestehen möchte — erlauben Sie mir zu fragen, welcher Mangel es ist, der Ihren Blicken aufgefallen ist, Herr Graf?“

„Der Fehler ist allein die Kürze der für den Genuß des so ausgesuchten Vergnügens vergönnten Zeit — antwortete verbindlich Graf Guiscard. — Ich bedaure, daß das angenehme Souper vorüber ist, zumal ich meinen Wagen erst in einigen Stunden bestellt habe.“

„Daran thaten Ew. Excellenz sehr wohl — erwiederte Teſſin — denn Ihre Majestäten und Hoheiten dürften sich noch nicht so bald in ihre Gemächer zurückziehen.“

Kaum hatte der Ambassadeur Teſſin verlassen, als Geheime Rath Pincier an diesen herantrat und gleich artig wie fein, seine Zufriedenheit mit dem ver-

anſtalteten Feſte ausſprach, indem er hinzufügte, daß ſeine Aeußerungen nur der Wiederhall der Meinung des Herzogs, ſeines Herrn ſei. Auch er beklagte die kurze Dauer des Vergnügens, wurde aber von Teſſin mit der Verheißung eines noch größeren, welches bevorſtände, vertröſtet.

Und worin dies beſtand, zeigte ſich bald. Kaum hatten die Gäſte nach beendigter Tafel das für dieſe Gelegenheit zum Speiſeſaal eingerichtete Schlafzimmer der Prinzeß Ulrica verlaſſen, ſo verſchwand Alles, was auf jenen Zweck deutete, und das Zimmer wurde mit eben ſo verſchwenderiſcher Pracht und dem ausgeſuchteſten Geſchmack zu einer neuen Beſtimmung in Ordnung gebracht. Nachdem Alles fertig war, machte Teſſin dem Könige davon Anzeige, welcher aufs Neue ſeiner Großmutter den Arm bot, und in gleicher Ordnung wie zur Tafel kehrten überraſcht und erſtaunt die Gäſte zu dem verzauberten Saale zurück. Dieſer war, wie der erſte Blick zeigte, zum Theater umgeſchaffen, und ſo wie die königlichen und fürſtlichen Perſonen ihre Plätze eingenommen hatten, flog der Vorhang vor einem Alkoven in die Höhe, der zu einer zwar kleinen aber zierlichen Bühne eingerichtet war. Nachdem die Capelle des Königs im Verein mit den Muſikern der franzöſiſchen Schauſpielertruppe die Ouverture zu einer Oper geſpielt hatte, trat Mademoiſelle Aubert auf und ſang unter Begleitung von zwei Sängern einige Stücke aus Opern, welche auf das Feſt des Tags bezogen werden konnten. Sowohl ſie wie die Baßſänger erndteten allgemeinen Beifall, ungeachtet ihre Rollen

der theatraliſchen Unterſtützung ganz beſonders bedürftig waren. Der Vorhang fiel, um den Zuhörern Gelegenheit zu geben, ihren Urtheilen Luft zu machen.

„Eine ſehr einnehmende Muſik,“ äußerte die Herzogin von Holſtein zur verwittweten Königin.

„Und ſehr ſchöne Worte,“ meinte Hedwig-Eleonora.

„Die Baßſtimme gefällt mir am meiſten,“ bemerkte der König.

„Nie habe ich eine klangvollere Stimme, als die der Sängerin, gehört — behauptete die Prinzeß von Wolfenbüttel — ſie tönt wie ein Silberglöckchen.“

„Und welche Kunſt — fügte der Prinz, ihr Gemahl, hinzu — wahrhaft bewundrungswerth ſind dieſe Läufe, dies Aushalten der Töne.“

„Aber häßlich iſt ſie wie der Teufel und mager wie ein Zaunpfahl — murmelte der Herzog von Holſtein laut genug um vom Grafen de Guiscard verſtanden zu werden, welcher ſogleich erwiederte:

„Ew. Hoheit haben vollkommen Recht. Ihr Geſang würde noch mehr entzücken, wenn man die Augen beim Hören zumachte.“

„Bei einer Sängerin, ſollte ich meinen, iſt die Schönheit Nebenſache — ſagte Pincier. — Ich höre lieber eine häßliche Sängerin, die wie eine Nachtigall ſingt, als eine ſchöne mit Stimme und Kunſt einer Krähe.“

„Heuchler!“ flüſterte ihm der Herzog ins Ohr.

Wieder ging der Vorhang in die Höhe und die

franzöſiſche Schauſpielertruppe führte das Luſtſpiel »le Mariage forcé« auf.

Toubelle, im Komiſchen unübertrefflich, bereitete den Zuhörern ein wahres Lachfeſt und wurde mit Beifallsbezeugungen überhäuft, welche auch Roſidor und ſeiner Tochter freigebig geſpendet wurden.

»Dieſe ſieht wenigſtens erträglich aus,« meinte der Herzog. »Ce n'est cependant que la beauté du diable, Monseigneur! — wandte der Ambaſſadeur ein — à 30 ans elle sera hideuse.«

»Sehr wohl möglich — erwiederte der Herzog — ihretwegen werfe ich weder den Handſchuh hin noch nehme ich ihn auf; doch verglichen mit der eben ſo geprieſenen Sängerin, erſcheint ſie mir jedenfalls als eine Göttin.«

Der erſte Akt war zu Ende, ohne daß der Vorhang fiel. Es begann nun ein Zwiſchenſpiel, welches Alles Vorhergegangene verdunkelte. Auf der Bühne erſchien eine Schaar niedlicher Hirtinnen, und führte mit großer Anmuth und Lebendigkeit einen ländlichen Tanz auf. Und als dieſer geendet, ſchwebte mit luftigen Schwingen graziös in jeder Bewegung und mit einem, Freude, Schönheit und Jugend ſtrahlenden Geſicht Mademoiſelle La Marre hervor.

Die angenehme Ueberraſchung bei ihrem erſten Anblick ließ anfangs Alles verſtummen und in die geſpannteſte Aufmerkſamkeit verſinken. Als man ſich aber von der Macht des erſten Eindrucks erholt hatte, erhob ſich der lauteſte Beifallsſturm, der bei den hohen Anweſenden Anſtoß hätte erregen können, hätten ſie nicht ſelbſt den Anfang damit gemacht. Von den Damen

hörte man nichts Andres als: »welche Unſchuld in ihrem Weſen! welche Leichtigkeit in ihrem Tanze! welcher Geſchmack im Anzuge!« während die Herren wetteiferten, die Gluth der ſchwarzen Augen, den Purpur der vollen Lippen, die Perlenreihen der Zähne, die Liebesgrübchen der Wangen, und dieſe Liebeshügel in den halb verhüllenden, halb verrathenden Banden des Schnürleibs, den zarten ſchlanken Wuchs, dieſen Terpſichoren geraubten Fuß zu preiſen.

Am wenigſten freigebig mit Worten des Lobs waren der Herzog von Holſtein und Pincier; aber ihre verſchlingenden Blicke ließen la Marre keine Secunde aus den Augen, und als ſie verſchwand, war es auch mit ihrer Aufmerkſamkeit für das Theater zu Ende. Beide wurden nachdenklich und gaben zerſtreute Antworten.

Nach dem Schluß des Luſtſpiels: eine neue und angenehme Überraſchung für den erhabenen Gegenſtand des Feſtes. Während auf der Bühne auserwählte Geſänge aus Opern geſungen wurden, traten die Zigeunerinnen zu der verwittweten Königin heran und überreichten ihr auf Kiſſen Ehrengeſchenke des Königs, neun an der Zahl, aus in Gold gefaßten und mit Edelſteinen reich geſchmückten Urnen von Agath, Bergkryſtall und Ähnlichem beſtehend, der Freigebigkeit würdig, welche Carl jederzeit übte. Mehr als entſchädigt für dieſe fühlte ſich der junge Monarch durch die Zufriedenheit ſeiner Großmutter und die Bewunderung aller übrigen Anweſenden.

Jetzt erſt nahm derjenige Theil des Banketts ſeinen

Anfang, der meiſtentheils die einzige Zerſtreuung derartiger Feſte ausmacht. Als die Hofgeſellſchaft in die Geſellſchaftsſäle zurückkehrte, empfing ſie eine muntere Tanzmuſik und der Ball, welcher bis zum frühen Morgen währte, wurde von dem Könige mit der Herzogin von Holſtein, dem Herzoge mit der Prinzeß von Wolfenbüttel und dem Prinzen mit der Prinzeß Ulrica Eleonora eröffnet.

Alle, den franzöſiſchen Ambaſſadeur mit einbegriffen, betheuerten nie in ihrem Leben einem gleich angenehmen und unterhaltenden Feſte beigewohnt zu haben. Der König äußerte darüber unbeſchreibliche Freude und gab warm und offen zu erkennen, daß man für die Erfindung und Anordnung allein Teſſin zu danken habe.

„Nun ſo wollen wir ihm auch recht von Herzen danken,“ lächelte mit einnehmendem Wohlwollen die Herzogin, und in ihre Worte ſtimmten alle Uebrigen ein.

„Der Oberintendant Teſſin ... wo mag er nur ſein?“ ging es durch den Hofkreis von Mund zu Mund.

Der König lächelte und ließ ſeine Gäſte eine gute Weile vergebens fragen und ſich wundern. Endlich gab er ihnen ſelbſt den Schlüſſel zu dem Räthſel. Teſſin übte an einer andern Stelle des Palaſtes gaſtliche Pflicht gegen die Schauſpielertruppe, welche er im Auftrage des Königs mit einer leckeren Mahlzeit bewirthete.*)

*) Die ganze Beſchreibung des Hoffeſtes iſt wörtlich aus einem Briefe Teſſin's an Cronſtröm vom 1. November 1699 überſetzt.

„Folglich iſt unter ſeinen Gäſten auch die Zauberin la Marre“ war der erſte Gedanke des Herzogs von Holſtein, und ſich dorthin zu begeben, der zweite. Sogleich beauftragte er einen von ſeinen Pagen, ſich über den Weg nach dem Eßſaal der Truppe zu unterrichten, und ein anderer Page erhielt den Befehl, Pincier zu ſagen, er ſolle den Herzog in dem Zimmer neben dem Trabantenzimmer erwarten.

Beide Pagen kehrten eilig zurück und der erſte meldete, daß er ſeinen Auftrag ausgerichtet habe, der Andre hatte jedoch vergeblich überall nach dem fürſtlichen Günſtlinge geſucht.

„Er wird ſich heimlich davon gemacht haben, um auszuſchlafen — murmelte der Herzog zwiſchen den Zähnen. — Mein guter Pincier altert vor der Zeit... Nun bei der ausſchweifenden Lebenweiſe des Patrons nimmt das eben kein Wunder... Page (fügte der Prinz laut hinzu), ſchaffe mir augenblicklich den Grafen von der Rath hierher.“

Dies geſchah. Ohne Säumen fand ſich der Graf, nach Pincier der Nächſte im Vertrauen des Herzogs, ein, und von dem Pagen geführt, verfügten ſich Beide ſo unbemerkt es ſich thun ließ von den Königlichen Gemächern nach den der Schauſpielergeſellſchaft eingeräumten Zimmern.

Der hohe Beſuch erregte dort allgemeine Ueberraſchung und Aufregung. Und nicht weniger erſtaunt war der Herzog, als ſein erſter nach La Marre ſuchender Blick auf den Geheime Rath Pincier fiel, der hinter ihrem Stuhl ſtand und mit der ſchönen Tänze-

rin zwiſchen jedem Biſſen, den ſie zum Munde führte, vertraulich ſcherzte.

Die ganze Truppe erhob ſich auf einen Wink Teſſins vom Tiſche. Teſſin ging dem Herzog entgegen und bezeugte ihm im eignen und im Namen ſeiner Gäſte den unterthänigen Dank für die unerwartete Ehre ſeines Beſuchs. Der Herzog, mehr beläſtigt als erfreut durch die Aufmerkſamkeit, welche ihm ſomit erwieſen wurde, äußerte den Wunſch, daß man ohne weiteres mit der Mahlzeit fortfahren und ſeine Anweſenheit nicht beachten möge.

Und ſo nahmen denn Alle mit alleiniger Ausnahme von Pincier ihre früheren Plätze wieder ein. Pincier aber las in den zornigen von Eiferſucht und Begierde flammenden Augen ſeines Herrn den Befehl, dieſem ſeinen Platz zu überlaſſen, und indem er fürchtete dem Sturme nicht entgehen zu können, ging er ihm lieber unerſchrokken entgegen als daß er ihn vor dem Ausbruche noch wachſen und ſtärker werden ließ. Er trennte ſich alſo von La Marre und trat an den Herzog heran.

„Bei Ihrem ſo vorgerückten Alter — begrüßte ihn dieſer mit höhniſcher Kälte und abſichtlich ſo laut, daß es im ganzen Zimmer gehört werden und La Marre's Aufmerkſamkeit erregen ſollte — und für alle Ihre Gebrechen, Geheime Rath Pincier, iſt das Nachtwachen ſchädlich. Gehen Sie, ich erlaube es, ſogleich nach Hauſe und legen ſich.“

„Ich eile zu Ew. Hoheit Gemahlin, um die gnädige Erlaubniß zu melden und von ihr Gebrauch zu machen, ſofern Ihre Königliche Hoheit nichts ferner zu befehlen

haben ſollte« erwiderte eben ſo laut und in gleichem Tone Pincier.

Der Herzog biß ſich in die Lippe, ſtampfte auf den Boden und beſann ſich einige Minuten, während ſeine Blicke Pincier durchbohren zu wollen ſchienen. »Bleib, alter Narr!« — flüſterte er ihm dann ins Ohr — aber ſtellſt Du Dich mir in den Weg oder verräthſt Du etwas von der Sache. . . .

»So habe ich binnen vier und zwanzig Stunden Stockholm zu verlaſſen und nach Gottorp oder noch weiter mich zu packen,« fiel Pincier mit tiefer Verbeugung ein.

»Kann man doch nicht zehn Minuten lang ernſtlich böſe auf dieſen Menſchen ſein — rief der Herzog lachend aus — ſo wollen wir noch einmal Frieden ſchließen. Die Bedingungen haſt Du eben gehört.«

Als der Günſtling die Wiederkehr der guten Laune ſeines Herrn bemerkte, flüſterte er ihm die Warnung zu, ſeiner Regentenwürde unter einer Bande von Abentheuern nicht zu vergeſſen. Pincier, ein Fremdling hier zu Lande, könne ohne Erniedrigung hinter dem Stuhle einer Tänzerin ſtehen, aber der Schwager des Königs in dieſem Lande dürfe ſein Anſehn nicht wegwerfen.

Aber er predigte tauben Ohren. In der nächſten Minute bog ſich der Herzog über die Rücklehne von La Marre's Stuhl und dieſe wußte durch Worte und Blicke des Prinzen, daß Sie entzückend und er entzückt ſei.

Das Mädchen lachte, antwortete ungezwungen und nicht ohne Witz und warf zuweilen verſtohlene Blicke heimlichen Verſtändniſſes quer über den Tiſch nach dem

Sänger Peltier, als ob Sie in deſſen Geſicht Beifall oder Tadel wegen der Art und Weiſe zu leſen ſuche, mit der ſie die Artigkeiten des Herzogs aufnahm.

„Glaube mir, ſchönes, angebetetes Mädchen! — ſo ſchloß dieſer ſeine glühende Liebeserklärung — aber glaube nur dem, was ich oder was mein treuer Kammerpage Dir in meinem Namen ſagt. Auf ihn, und nur auf ihn können wir Beide uns verlaſſen. Er wird ſich unterrichten wo Du wohnſt, und Dir einen Schmuck von Brillanten überbringen als einen geringen Anfang der Beweiſe, welche ich Dir von meiner Ergebenheit und meinem Danke für das Vergnügen zu geben wünſche, das Du uns Allen heute Abend ſchenkteſt.

„Ew. Hoheit ſind mehr als gnädig — unterbrach ihn lachend La Marre. — Aber werde ich auch annehmen dürfen, was Ew. Hoheit mir verſprechen? Ich wohne bei dem Oberintendanten Teſſin, deſſen Kinder ich im Tanzen unterrichte. Vielleicht muß ich ihn um Rath fragen.“

„Um Gotteswillen das nicht! — fiel der Herzog lebhaft ein — Alles, verſtehe mich, bleibt unter uns.“

„Nun und der Kammerpage?“ fragte ſchalkhaft den Herzog fixirend La Marre.

„Liſtige Kleine! Du haſt Recht; er bleibt unſer einziger Vertrauter; aber auch der einzige, daran denke, und mißtraue allen Andern.“

„Sogar dem Geheime-Rath Ew. Hoheit,“ fragte La Marre wie vorhin.

Ihm am meiſten von Allen.“

„Wenn Ew. Hoheit geſtattet — ſtörte hier Teſſin

das Gespräch — so schlage ich unterthänig vor, auf das Wohl des erhabenen Gegenstands des Festes, Ihrer Majestät der verwittweten Königin, zu trinken.«

»Ich trinke auf das La Marre's,« flüsterte der Herzog dieser ins Ohr und leerte dann das Glas, welches man ihm auf einem Brette von Silber darbrachte.

»Nun einen Becher unterthänigen Danks für Seine Majestät den König!« fuhr Tessin fort.

»Und für Ew. Hoheit« — sprach mit gesenkter Stimme La Marre, während sie mit niedergeschlagenen Augen, die die Wölbung des Augenlieds und der Schatten der langen dunkeln Augenbrauen noch schöner erscheinen ließ, dem Herzoge eine tiefe Verbeugung machte.

Es gab keinen Vorwand mehr, sich noch länger von dem Königlichen Bankette entfernt zu halten. Von den Seinen so wie von Tessin, der der Schauspielertruppe im Allgemeinen eine gute Nacht wünschte, gefolgt, kehrte daher der Herzog zum Tanzsaale zurück, wo seine Abwesenheit nur von seinem Schwager und seiner Gemahlin bemerkt worden war. Beide speiste er ab mit einer scherzhaften Beschreibung der Gesellschaft, zu der ihn die Neugierde gelockt und die er so eben besucht habe.

»Nicht wahr, Pincier — sagte der Herzog zuletzt — so etwas haben wir in Gottorp noch nicht gesehen. Was uns in Stockholm Freude macht, muß sich an die Holsteinsche Luft gewöhnen, . . . vorzüglich um meiner geliebten Gemahlin ein Vergnügen zu gewähren.«

Dabei ergriff der Herzog Hedwig Sophia's Hand und führte sie mit erheucheltem Entzücken an

ſeine Lippen. Die Herzogin nickte lächelnd, während Sie ihren Gemahl ſanft auf die Wange klopfte.

Bei dem Anblicke dieſer Zärtlichkeit ſtrahlten des Königs Augen vor Freude.

Der Reſt des Balles war ein ſchmeichelhafter Triumph für Teſſin. Zuerſt dankten ihm die königlichen und fürſtlichen Perſonen. Der Monarch und die Herzogin von Holſtein baten ihn dringend es ſo zu veranſtalten, daß ſie das Vergnügen bald genöſſen, die ausgezeichnete Schauſpielergeſellſchaft auf dem gehörig eingerichteten Hoftheater zu ſehen. Die Königlichen Räthe, der Ambaſſadeur und die Ranggenoſſen Teſſin's von beiderlei Geſchlecht bezeugten ihm ihren Beifall und Dank mit Worten, die übrigen, über deren Lob er erhaben war, mit der ſtummen aber eben ſo verſtändlichen Beredſamkeit, welche freudeſtrahlende Geſichter verdolmetſchen.

Eilftes Kapitel.

Erſter Auftritt.

(Zimmer des Herzogs von Holſtein.)

Der Herzog (auf einen erbrochenen Brief zeigend, den er unwillig fort auf den Tiſch wirft): Das ſieht aus als ſollte es ernſthaft werden, lieber Pincier! Meinem Couſin, dem Könige von Dänemark und Norwegen hat es gefallen mit Heeresmacht die Schanzen zu zerſtören, welche ich an den Grenzen meines Herzogthums zum Schutz und Trutz gegen übermüthige Nachbarn habe aufführen laſſen. Ein himmelſchreiendes Unrecht iſt es, ein Eingriff in meine Hoheitsrechte, den ich zu dulden nicht geſonnen bin, ſo lange mein Arm noch ein Schwerdt zu führen vermag, ein Schimpf, der auf meinen großmächtigſten Schwager ſelbſt zurückfallen würde, wenn er mich in meiner gerechten Rache nicht unterſtützte.«

Geheimerath Pincier: »Die Verhältniſſe hier zu Lande und die Anſichten der hieſigen Regierung ſind mir nicht genug bekannt, um ein Urtheil zu wagen über den

geringern oder größeren Beiſtand, auf den Ew. Hoheit von Schweden aus zu rechnen haben werden, wenn es unglücklicherweiſe zum offnen Friedensbruch zwiſchen Holſtein und Dänemark kommen ſollte. Geruhen aber Ew. Hoheit ſich zu erinnern, wie ich jederzeit zur Fügſamkeit und nachgiebiger Sprache gegen den däniſchen Hof gerathen habe, und wie ich namentlich und ſo lange bis mir bei Androhung der Ungnade Stillſchweigen auferlegt wurde, grade die Anlegung dieſer Schanzen widerrieth, welche leider einen ſo bedenklichen Bruch herbei führen dürften.«

Der Herzog (ſpöttiſch lachend): »Alles ſehr richtig; denn eher vermöchte man einen Tiger zu zähmen als meinen hochweiſen Geheimerath zu bewegen, die Schulruthe aus der Hand zu legen. Indeß ſei für jetzt außer Sorgen. Dieſe Sachen mache ich mit meinem großmächtigſten Schwager allein ab und miſcht er ſich mit in das Spiel, und kenne ich die Schweden recht, ſo wird unſer hochmüthiger däniſcher Couſin zu Kreuz kriechen und ſich aufs Bitten legen müſſen, wie dies in den Zeiten meines hochſeligen Schwiegervaters und deſſen Herrn Vaters glorreichen Andenkens der Fall war . . . Nun aber zu andern Dingen. Das fürſtlich Wolfenbüttelſche Paar kehrt in einigen Tagen nach Deutſchland zurück und der König hat verſprochen ihnen zuvor noch eine prächtige Maskrade zu geben. Natürlich nehme ich an dem Feſte Theil und habe beſchloſſen mich als Türke zu kleiden.«

Pincier (ſpöttiſch einfallend): »Ew. Hoheit ſind ſtets ein Ritter vom alten Stamme, der unerſchrocken zeigt, was er im Schilde führt. Vermuthlich beabſich-

tigt mein gnädiger Herr im Gefolge ſeines Harems zu erſcheinen?«

Der Herzog (ihn ſcherzhaft anfahrend): »Fall' mir nicht in die Rede, alter Sünder! ... Ich habe dieſe Tracht gewählt, weil meine Gemahlin mir zu verſtehen gab, daß ſie als Türkin ſich kleiden wolle ... Nun, Geheimerath Pincier! iſt das nicht ein Beweggrund, ſo ſittſam und nachahmenswerth, daß der Papſt ſelbſt mich deshalb für würdig halten würde, mir auf ein Jahrzehend wenigſtens, Verzeihung meiner Sünden zu ertheilen? ... Aber grade weil die Herzogin mir mitgetheilt hat, wie ſie ſich zu kleiden gedenke, beſorge ich, daß ſie dieſe Tracht nur einige Zeit beibehält und dann eine andre in Bereitſchaft hat und über dieſe mußt Du mir vor der Maskerade Gewißheit ſchaffen.«

Pincier: »Ew. Hoheit meinen, daß Ihre königliche Hoheit mir anvertrauen werde, was ſie Ihnen ſelbſt verheimlicht?«

Der Herzog: »Narr! das glaube ich freilich nicht. Dagegen aber beſitzt die Hofmeiſterin ihr ganzes Vertrauen: ihr Rath beſtimmt, wie meine Gemahlin ſich maskirt, und da die Hofmeiſterin eine von denen iſt, mit welchen Du in Ermangelung von etwas Beſſerem tändelſt, und die Du mit dem Feuer Deines zuſammengeſchrumpften Herzens betrügſt, ſo wird ſie kein Geheimniß vor Dir haben, wenn Du Dir angelegen ſein läßt, ſie auszuforſchen. Die Frauenzimmer ſind einmal Alle ſo beſchaffen. Der Dienſt, den ich von Dir verlange, koſtet Dir nur eine Liebeslüge und Liebkoſungen, bei denen ſie keine Gefahr läuft.«

Pincier: „Wer kann ſo vieler und ſeltener Verbindlichkeit widerſtehn. Gelänge es mir nur ſie bei der Hofmeiſterin nachzuahmen, ſo wäre ich ſicher, daß mein Auftrag glückte. Ausführen werde ich ihn in jedem Falle und nicht an meinem Willen, an meinen Bemühungen wird es liegen, wenn er fehlſchlägt. Meinen Eifer kennen Ew. Hoheit von alten Zeiten.“

Der Herzog: „Gut, ich rechne auf ihn auch bei dieſer Gelegenheit.“

Pincier: „Nur eine wohlgemeinte Bitte in Ihrem Intereſſe, gnädiger Herr! Geben Sie böſen Zungen keinen Vorwand, ſich auf Koſten Ihrer ehelichen Treue zu ergehen, ſo lange Ew. Hoheit ſich hier befinden. Denken Sie daran, daß Ihre Gemahlin das volle Herz ihres erhabenen Bruders ausſchließlich beſitzt, und daß die Freundſchaft des ſchwediſchen Königs es iſt, welche Holſteins Rettungsbrett ſein wird, Falls die unglücklichen Schanzen einen Friedensbruch herbeiführen.“

Der Herzog (ungeduldig): „Marſch Schulmeiſter!“

Zweiter Auftritt.

(Derſelbe Ort.)

Der Herzog (ſeinem Kammerpagen ein Futteral von rothem Saffian und eine mit dem Namen und Siegel des Reichsmarſchalls verſehene Eintrittskarte zur Hofmaskerade übergebend): „Bitte ſie, dieſe Lumperei,

eine Juwelenſpange, welche ihr für die Maskerade zu Paß kommen wird, einſtweilen zu Gut zu halten, und ſage ihr, alle Masken die mit einer ſolchen Eintrittskarte verſehen wären, würden in die königlichen Gemächer eingelaſſen, keiner aber und wäre es auch ein königlicher Rath oder deſſen Frau, kämen ohne die Karten zu zeigen durch die Wachen. Sage ihr ferner, ich würde zuerſt als Türke, dann als Matroſe, zuletzt im ſchwarzen Domino mit weißer Maske erſcheinen, bei jeder dieſer Trachten aber eine amaranthfarbene Bandroſe auf der linken Bruſt tragen, und an dieſem Zeichen werde ſie mich erkennen. Sie möge mir durch Dich ſagen laſſen, wie ſie ſich maskiren werde: am beſten wäre es ſie erſchiene im gleichen Domino und mit gleicher Maske wie ich, in jedem Falle ſolle ſie eine amaranthfarbene Bandroſe an die linke Bruſt heften, damit ich ſie daran wiedererkennen könne. Vor allem muß ſie ſich hüten von irgend einem Andern erkannt zu werden, ohne Barmherzigkeit würde ſie fortgewieſen werden und eine Unterſuchung, wie ſie ſich in den Hofkreis habe einſchleichen können, würde nicht ausbleiben und nicht weniger unangenehm für mich wie für ſie werden. Sie müſſe deshalb ihren natürlichen ſchönen Wuchs ſo viel als möglich entſtellen, ſich mit weniger Anmuth bewegen und ſich bemühen ihren luſtigen Gang ſchwerfällig zu machen. .... Dies für ſie, nun noch etwas allein für Dich. Bringe vorſichtig das Geſpräch auf den Geheimerath Pincier und ſuche zu erforſchen, ob er ſie zu beſuchen pflegt, beſonders aber, ob ſie Werth auf ſeine Beſuche legt. Meine Gnade und Dein weiteres Fortkommen

hängen davon ab, wie Du meine Befehle ausführſt und ich erwarte ſchleunigen und vollſtändigen Bericht von dem Erfolge.«

Der Kammerpage: »Ew. Hoheit Wille wird genau und pünktlich erfüllt werden.«

Der Herzog: »Noch ein Wort: Verſchwiegenheit in Allem und gegen Alle. Triffſt Du auf Deinen Wegen mit dem Geheimerath Pincier zuſammen, ſo ſind es deine Geſchäfte, nicht meine, in denen Du gehſt, begreife wohl! Aber hüte Dich, er iſt ein wachſamer, mißtrauiſcher und liſtiger Patron, der ſchwer zu betrügen iſt. Läßt Du Dich bei dieſer Gelegenheit von ihm fangen, ſo rechne nimmer wieder auf einen Beweis meiner Gunſt.«

Der Kammerpage (ſich tief verneigend): »Eher werde ich mich in Stücken hauen laſſen, als irgend wem, wer es auch ſein möge, die Beſchaffenheit meines Auftrags und wer mich geſandt, zu verrathen.«

Der Herzog (beifällig nickend): »Das iſt brav. Und wenn Deine Sendung mit glücklichem Erfolge gekrönt wird, ſo ſtehen am Tage nach der Maskeradennacht ein oder ein paar Dutzend Dukaten zu Deinem Dienſt.«

Der Kammerpage (ergreift heftig die Hand des Herzogs und küßt ſie): »Sie ſind ſchon ſo gut, wie in meiner Taſche, gnädigſter Herr!«

Der Kammerpage entfernt ſich haſtig. Der Herzog ſieht ihm nach, ſchüttelt den Kopf und ruft mit höhniſchem Lächeln aus: »Noch ein Kind, trotz ſeiner fünf und zwanzig Jahre! Der Beſitz der däniſchen In-

ſeln würde mich nicht glücklicher machen, als ihn der Gedanke an die lumpigen Dukaten macht, die ich ihm verſprach .... wenn die Bezaubernde mein wird.“

Dritter Auftritt.

(Schlafgemach der Gräfin Stenbock, vermählten Teſſin).

Archiater Hjärne: „Dieſe Unpäßlichkeit iſt von einer Bedeutung, vielmehr ſtehe ich dafür, daß meine gnädige Schwägerin binnen 48 Stunden kerngeſund ſein ſoll, aber grade Vorſicht iſt für einige Zeit von Nöthen: ein Rückfall könnte ernſthafte Folgen haben, und ich muß wünſchen, daß die Schwägerin ſich noch wenigſtens drei Wochen von dem Zwange und der Schwüle größerer Geſellſchaften fern hält.“

Teſſin: „So wäre alſo an die Hofmaskerade nicht zu denken?“

Hjärne: Denken ſo viel der Schwägerin beliebt, notabene: hier zu Hauſe in ihrem Schlafzimmer.“

Gräfin: „Warm gekleidet und im bequemen Domino, ſollte ich meinen, könnte ich mich wohl auf kurze Zeit dahin begeben und unbemerkt wieder nach Hauſe fahren, ſobald ich mich ermüdet fühlte. Was meinen Sie zu dieſem Plane, Schwager?“

Hjärne (lebhaft): „Daß er aus dem Tollhaus kommt, und wenn die Schwägerin ſich ſelbſt den Tod geben will, ſo komme ich, ſtrafe mich Gott! nicht auf ihr Begräbniß.“

Die Gräfin: „Mein Gott wie gräßlich können Sie übertreiben, Schwager!“

Teſſin: „Du erſchreckſt Sie durch und durch in der beſten Meinung, lieber Urban! Es genügt, daß Du Nein ſagſt und ich ſtehe Dir dafür, Hedwig giebt ohne Murren das gehoffte Vergnügen auf.“

Die Gräfin (mild): „Glauben Sie nicht, Schwager, daß Sehnſucht nach Hofe und Hang nach Zerſtreuungen mich erfüllt. Aber die Hoffeſte haben jetzt für mich einen ganz anderen Werth; Nicodemus iſt es, der ſie anordnet, wie ſie nie hier zu Lande früher geſehn wurden, und deshalb, lieber Schwager, werden Sie es nicht wunderbar finden, wenn dieſe Feſte eine ganz beſondere Anziehungskraft für mich haben.“

Teſſin (ſeine Gattin umarmend und ihre Stirn küſſend): „Gutes, geliebtes Weib!“

Hjärne (Beide theilnehmend betrachtend): „Dennoch ſteht mein Verbot feſt. Kenne ich den Herrn Schwager recht, ſo hat er noch genug neue Hofbeluſtigungen in Bereitſchaft, an denen die Schwägerin, wenn ſie ganz geſund iſt, Theil nehmen kann; aber woher er alle dieſe Dinge hat, das weiß er nur ſelbſt und unſer Herr im Himmel.“

Teſſin (lachend): „Ohne Nachdenken und ein wenig Anſtrengung wird wenig oder nichts in dieſer Welt ausgerichtet. So manches Jahr habe ich geſammelt, gekauft, geſchenkt bekommen, verſchrieben von allen Höfen Europa's, wo Feſte gegeben werden, genaue Beſchreibungen von dieſen, und beſonders hat mich Cronſtröm in Paris auf meinen Wunſch umſtändlich

von allen Feſtlichkeiten und Luſtbarkeiten in dieſem Heimathlande der Vergnügungen unterrichtet.*) Es

*) Nicodemus Teſſin's bedeutende Sammlungen über Feſte, Bankette, Maskeraden, Einzüge, Ceremonien u. ſ. w. wurden nach dem Tode ſeiner Söhne zerſtreut. Einiges davon befindet ſich im Beſitz des Verfaſſers. Als Beiſpiel der Gründlichkeit, mit welcher Teſſin bei der Veranſtaltung von Luſtbarkeiten zu Werke ging, mögen folgende Auszüge aus ſeinen Briefen an Cronſtröm dienen:

„Comme M:r le Comte d'Avaux m'avoit communiquè un petit journal qu'il avoit recù de M:r le Marquis d'Anjou sur le chapitre de ce qui s'est passè tous ces jours du mariage de la duchesse de Bourgogne, ou j'aij trouvè que le Roij s'estoit divertij au Portique, therme que je ne connoissois point, mais depuis qu'il m'en a informé quel espece de jeu que c'estoit, l'envie m'a pris de vous en demander un pour nostre cour, puisque je crois que cela luij serviroit d'un grand amusement, et d'autant plus de surprise, que personne scait encore ce que c'est. M:r. le Comte d'Avaux me disoit qu'il avoit l'envie d'en faire venir un luij mesme, mais s'il y avoit moijen de le prevenir, cela me seroit d'autant plus agreable, pouveu que la mer ne le fasse point dejetter, puisque cela demand' une grande justesse." (Brief vom 12. Januar 1698).

— — — Je trouve ce masque de Scaramouche semé de masques differentes fort bizarre, mais je vous supplie de me mander au plutot comment estoient les bras et les jambes, car ca me pourroit servir pour la feste des trois Roijs pour la quelle j'aij ebauché une

geſchah anfänglich nur meines eigenen Vergnügens wegen, oder wenn man will aus einer närriſchen Sucht;

---

pensée d'une feste chinoise, que j'espere aura bien de l'approbation, mais vous m'obligerez sensiblement en m'envoijant au plutot dans des lettres tout ce qui se pourra pratiquer à la haste dans cette matiere et particulierement des desseins ou estampes concernant leurs divers habilements tant pour les hommes que pour les femmes à la chinoise" — — (Brief vom 22. November 1699).

— — — Des que S. A. R. la Duchesse d'Holstein sera accouchée jay songé à une feste tout à fait opposée à celle cij, là on il n'ij aura aucune richesse n'ij aucunes pierreries, mais tous deguisés en habits le plus grottesques q'uon se puisse imaginer, ainsy vous me fairez un tres sensible plaisir, de me procurer tout ce qui pourra trouver en pareil genre, particulierement pour les habits aussy bien que pour la decoration s'ils s'en trouvent des desseins, et je crois qu'une pareille rejouissance seroit tres particuliere, et fournieroit beaucoup de lieu pour exercer le genie, la fin de ce carneval vous fournira peut estre quelques pensée pour cela." — — — (Brief vom 17. Januar 1700).

— — — „Sur tout je vous recommends la copie du second tome des festes de la Savoye, qui me seront trop cheres. — — — Je n'ay rien de desseins des masques de feu S:r Jessey, et j'en souhaitterois bien, si l'occasion se trouve, sur tout en matiere des grottesques. Des jolies inventions pour des tables, des collations ou souppées en matiere des festins, me conviendroient souvent, s'il y a moyen d'en avoir." — — — (Brief vom 17. Februar 1700).

aber ſeitdem Se. Majeſtät an einer muntern Lebensweiſe Geſchmack zu finden begonnen hat und Freude, Fröhlichkeit und angenehmen Zeitvertreib an ſeinem Hofe zu ſehen liebt, ſind mir jene Sammlungen ſehr zu Statten gekommen, den einen Theil ahme ich treu nach, einen andern verändere ich oder ſtelle ich zuſammen, immer aber gebe ich etwas Neues von eigener Erfindung dazu.«

Hjärne: »Im Großen wie im Kleinen, in wichtigen Dingen wie in Scherz und Poſſen bleibt der Schwager ſtets ſich gleich, das heißt er iſt ein Andrer wie alle Uebrigen und immer bewundrungswerth. Wie es ihm aber hat gelingen können unſerm jungen Monarchen, der, wie man ja weiß, eben kein Meiſter in der franzöſiſchen Sprache iſt, Geſchmack an dem franzöſiſchen Schauſpiele beizubringen, begreife ich nicht.«

Teſſin: »Meiner Frau und meinem Schwager brauche ich nicht zu verheimlichen, daß ich am Abende vor der Aufführung das Stück dem Könige vorleſe und überſetze**), ſo daß er es vollſtändig kennt, wenn er es ſpäter auf der Bühne ſieht.«

**) — — — „Avanthier ou lundy passè la troupe des comediens francois firent leur ouverture sur le nouveau theatre du palais royal. Ils son fort reussys, tant au gré de toutte la cour que de tout les connoisseurs aussy bien qu'à la confusion d'une cabale que l'envie avoit formè, qui se devore acetheur soy mesme. L'on a jouè le joueur tout meslè d'aggrements, et le Roy l'a fort gouttè. M:r et M:lle Rosidor, Toubelle

Hjärne: „Nun freilich iſt mir klar, was mir vorher als Räthſel erſchien. Denn daß Maskeraden einen jungen Herrn in ſeiner Stellung, der Gefallen daran findet, unerkannt zu hören und ſehen, beluſtigen können, das verſtehe ich ohne Schwierigkeit.“

Teſſin: „Und doch liegt eben nicht die kleinſte Schwierigkeit darin, wie man es anſtellen ſoll, Se. Majeſtät unerkennbar zu machen; denn er iſt ſo vortrefflich gewachſen, daß alle Welt faſt im erſten Augenblick weiß, wer er iſt.*)

---

et du Chemin s'y sont fort signalès, demain on jouera l'Hercule avec la pètite commedie, Attendez moi sous l'orme; Sa Maj:tè veut faire venir encor' une chanteuse et danseuse pour le printemps qui vient, ainsy je vous prieray d'y songer en attendant. Quand on aura jouè deux ou trois fois, je fairois resouvenir au Roij sa promesse touchant vostre present, la vielle devant que l'on joue le Roij me fait lire la piece devant luij; ainsy il l'a goutt' aprez d'autant plus, et je vous assure, qu'il ij a guere des choses qu'il n'ij entende aussy bien que moij.“ — — —

Aus einem Briefe Teſſin's an Cronſtröm vom 22. November 1699.

*) — — — Je voudrois bien scavoit ce qui deguise le mieux une belle taille, car le Roy l'a si belle, que tout le monde le reconnoit presque d'abord. Si je ne me trompe pas, je me resouviens d'avoir vû autresfois un deguisement qu'on nommoit celluij de l'escrevisse, puisque la couleur en estoit toutte rouge,

Die Gräfin: »Ja, es iſt wahr: gewachſen wie der König, iſt die größte Schmeichelei, die man einem wohlgebildeten Manne ſagen kann.«

Hjärne (ſcherzend): »Nichts iſt ſo ſchlimm, daß nicht auch was Gutes dabei wäre, ſagt das Sprüchwort. Wäre die Schwägerin friſch auf und könnte auf der Hofmaskerade ſein, der Monarch würde vielleicht eine Eroberung machen.«

Teſſin: »Gott ſei Dank, daß Du ſcherzeſt, lieber Urban. Nichts überzeugt mich ſo ſehr als dies, daß Hedwig's Unpäßlichkeit von keiner Bedeutung iſt.«

Hjärne (ſpöttiſch lächelnd): »Und wäre ſie auch von Bedeutung, ſo giebt es doch ein Arcanum für alle Eure Leiden, das ſchneller als meine Recepte wirkt.«

Teſſin (nicht ohne Neugierde): »Und das wäre?«

Hjärne: »Der Balſam der königlichen Gnaden.«

Die Gräfin: »Railleur jusqu' aux dents!«

Vierter Auftritt.

(Zimmer der Tänzerin La Marre, einfach doch mit Geſchmack meublirt.)

Während man leiſe an die Thür klopfen hört, iſt ſie

---

d'un taffeta qui estoit extremement plissè, et dont la forme ne me reste plus dans la memoire, mais je scais bien que ca deguisoit fort, si vous scavez ce que c'est, vous m'obligerez de m'en toucher avec deux parolles s'il vous plaist." — — —

Aus einem Briefe Teſſin's an Cronſtröm vom 17. Januar 1700.

eifrig damit beſchäftigt, die Vorhänge vor einem Alkoven zuzuziehen, ſodann ſpringt ſie zur Thür, ſchiebt den Riegel zurück und ruft: „herein!“

Geheimerath Pincier (ergreift eintretend La Marre's Hand, welche ſie vergebens ihm zu entziehen ſucht und küßt ſie mit Entzücken): „Zauberin, ſind Sie allein?“

La Marre (mit erkünſteltem Unwillen): „Welche ſchlaue Frage! Bemerkten Sie nicht, daß die Thür verriegelt war?“

Pincier: „Eine Vorſicht in dieſen unſichern Zeiten, welche beweiſt, daß Sie eben ſo bedachtſam wie ſchön ſind. Glauben Sie nicht, daß ich Sie verleiten will, einer ſo löblichen Gewohnheit untreu zu werden.“

Pincier will die Thür wieder verriegeln, La Marre hindert ihn daran und ſchiebt ihn mit beiden Händen vor in das Zimmer.

La Marre (erzürnt): „Herr Geheime Rath! Sie vergeſſen ſich und wem Sie die Ehre erweiſen. Ich verbitte mir dieſe für die Zukunft, wenn Sie nicht die Güte haben wollen, ſich daran zu erinnern, daß dies Zimmer das meinige iſt.“

Pincer: „Bei Ihrem Anblick vergißt man Alles, nur nicht die Zauberkraft, der nichts zu widerſtehn vermag. Wären Sie minder liebenswürdig, ſo möchte Ihre Gegenwart der kalten Ueberlegung und dem ſteifen Ceremoniel mehr Raum gewähren.“

La Marre: „Sehr verbunden ... Das Ceremoniel würde erfordern, daß ich dem Herrn Geheimerath einen Stuhl oder einen Platz auf dem Sopha anböte,

aber vermuthlich haben Sie Wichtigeres zu thun, als die Zeit bei mir zu verplaudern, und je eher Sie die Güte haben mir zu ſagen, womit ich Ihnen dienen kann, deſto beſſer wird es für uns Beide ſein.«

Pincier: »Grauſame, können Sie ſo mich zurückſtoßen, mich, der ich kein größeres Glück begehren würde, als zu Ihren Füßen zu ſterben?«

La Marre (lachend): »Bewahre Gott! das ſchmeckt nach einem Trauerſpiel, von dem mein Geſchmack, wie mein Beruf gleich weit entfernt ſind! Haben Sie die Güte, auf jenem gepolſtertem Lehnſtuhle ſich niederzulaſſen, ſo können Sie wenigſtens bequem ſterben.«

Pincier: »Mit Ihrer Erlaubniß ziehe ich das Sopha vor, denn meine Wirthin iſt zu artig, um nicht an meiner Seite ſich niederzulaſſen, wenn ich mir dies als Beweis Ihrer Güte erbitte.«

La Marre (indem ſie auf dem Sopha Platz nimmt): »Es würde Mangel an Lebensart verrathen, lehnte ich eine ſolche Kleinigkeit ab, auf welche der Herr Geheime Rath Werth zu legen vorgiebt. . . . Aber ſagen Sie mir nun, welche beſondere Veranlaſſung mir das Glück verſchafft, Sie bei mir zu ſehn, heute, wo alle Welt hier zu Lande mit den Vorbereitungen zu der in dieſen Tagen bevorſtehenden, ſo viel beſprochenen Maskerade beſchäftigt iſt?«

Pincier (La Marre zärtlich anblickend und ihre Hand ergreifend): »Wenn dieſe grade es wäre, die mich hieher führte?«

La Marre (ſpottend): »Unmöglich! der Herr Geheimerath wird doch etwa nicht Unterricht im Tanze von

mir wünschen, um noch größeres Aufsehn bei Hofe als . . . als . . . als primo amoroso zu erregen; und zu sehr fühle ich meine Niedrigkeit, als daß meine Gedanken sich erkühnen sollten über die Grenzen des Hoftheaters hinauszugehn.«

Pincier (lebhaft): »Eben darin liegt der Fehler, holde Zauberin, daß Sie weder Ihren eignen Werth, noch den Eifer Ihrer Bewunderer genugsam kennen. Diese Maskerade verspricht etwas Außerordentliches zu werden, etwas, das bisher noch nie hier bei Hofe gesehn ist und wahrscheinlich künftighin nie wieder in diesem Lande gesehn werden wird. Für uns Fremde hat die Festlichkeit noch ein besonderes Interesse durch die Vergleichung, welche wir mit einer Maskerade in Stockholm und einer in Paris oder Gottorp anzustellen Gelegenheit haben.«

La Marre (kurz): »Alles sehr schön! aber was geht das mich an? Mag die Maskerade so prächtig, oder so elend ausfallen, wie sie will, in keinem Falle werde ich daran Theil haben.«

Pincier: »Ihre Theilnahme beruht einzig und allein auf Ihrem Willen. Wünschen Sie auf dem glänzenden Feste anwesend zu sein, so steht es Ihnen frei, und eben dies ist eine der Veranlassungen meiner Aufwartung.«

La Marre: »Aufwartung! . . . Gaukler! soll dies Schmeichelei oder Spott sein? Sie trauen zu sehr auf Ihr bekanntes Geschick, ein armes leichtgläubiges Mädchen zu bethören.«

(Sie schlägt ihn leicht auf die Backe, Pincier ergreift ihre Hand und küßt diese.)

Pincier: „Wie lange, La Marre, wird es Ihnen gefallen in dieſem Tone fortzufahren? Glauben Sie, daß ein wenig Ernſt Ihre ſchönen Lippen entſtellen würde?“

La Marre: „Sie machen mir im vollen Ernſte das Anerbieten, an der Hofmaskerade Theil zu nehmen?“

Pincier: „In vollem Ernſt! Und hier der Beweis: ein Talisman, der alle Thüren öffnet und den Paß durch alle Wachen frei macht.

(Pincier übergiebt ihr eine Eintrittskarte.)

La Marre (indem ſie die Karte nimmt und neugierig und mit Freude betrachtet): „Wirklich! . . . In der That, Herr Geheime Rath! Sie ſind ſehr gütig.“

Pincier (vergnügt): „Sehr glücklich ſollten Sie ſagen, wenn dieſe Kleinigkeit Ihnen einiges Vergnügen gewährt.“

La Marre (ungekünſtelt): „Das größte.“

Pincier (mit Feinheit): „Und ſo wäre es abgemacht: wir treffen uns auf der Maskerade?“

La Marre (zurückhaltend): „Das ſage ich nicht . . . wenn ich hingehn darf — wenn kein Hinderniß mich abhält . . . ſo . . . ſo (haſtig) glaube ich kaum, daß wir uns in dem Gedränge ſo vieler Menſchen wiedererkennen möchten.“

Pincier (wie vorher): „Auch daran habe ich gedacht. (Er zieht aus der Weſtentaſche einen Ring von Rubinen mit einem großen Diamanten in der Mitte und ſteckt ihn La Marre an den Finger.) Stecken Sie dieſen über den Handſchuh auf den vierten Finger der linken Hand vom Daumen ab gerechnet, ſo ich werde daran die Königin meiner Gedanken erkennen. Und daß ich für

meine Perſon auch ohne ein vorher verabredetes Zeichen mich Ihnen zu erkennen geben werde, bedarf wohl keiner Verſicherung.«

La Marre (betrachtet wohlgefällig den Ring, ſtreift ihn dann ſacht vom Finger und reicht ihn an Pincier): »Ich möchte ihn in dem Gedränge verlieren, und es wäre ein Verluſt, den ich ſchwer zu erſetzen vermöchte. Lieber werde ich zum Wiedererkennungszeichen einen meiner Ringe benutzen, die keinen beſondern Werth haben.«

Pincier (eindringlich): »Nein, ich beſchwöre Sie, nein! benutzen Sie grade dieſen Ring, er iſt natürlich der Ihrige von dem glücklichen Augenblicke an, wo er einen Ihrer Finger umſchließen durfte. Verlieren Sie den Ring auf der Maskerade, ſo mache ich mich anheiſchig, ihn zu erſetzen und bei Gott, Sie ſollen dann bei dem Tanſche nicht verlieren.«

La Marre (freudig doch nicht ohne Verlegenheit): »Ich weiß nicht, kann ich, . . . darf ich . . . die freigebige Güte des Herrn Geheime Raths mißbrauchen, die ich nicht vergelten kann . . .«

Pincier (lebhaft): »Vergelten können, wenn Sie nur wollen.«

La Marre (unüberlegt): »Auf welche Weiſe?«

Pincier (ſchlingt die Arme um ſie und drückt einen Kuß auf ihre Lippen): »Der Ring iſt mehr als bezahlt.«

La Marre (windet ſich aus ſeinen Armen, ſpringt vom Sopha auf, wirft unruhige Blicke nach dem Alkoven, und deutet ſtolz und mit erzürntem Geſicht auf die Thür): »Leben Sie wohl, Herr Geheime Rath!«

Pincier (ſchmeichelnd, in bittendem Ton): »Leben Sie wohl, La Marre! . . . er wird den Ring am Finger und die Eintrittskarte auf dem Tiſch vor dem Sopha gewahr): »A revoir!«

Fünfter Auftritt.

(Derſelbe Ort.)

In gröſter Haſt wirft La Marre Ring und Eintrittskarte in ein auf dem Tiſch ſtehendes Nähkäſtchen, verſchließt es und ſteckt den Schlüſſel in den Buſen, dann eilt ſie die Thür zu verriegeln und von der Thür zum Alkoven, bleibt aber, da ſie ein Klopfen an der Thür vernimmt, mitten im Zimmer ſtehn. Einige Augenblicke iſt ſie unſchlüſſig, während ſich das Klopfen wiederholt. Aufs neue aber eilt ſie zur Thür, ſchiebt den Riegel zurück und öffnet.

Der Kammerpage des Herzogs von Holſtein tritt ein.

La Marre (die ihn nicht kennt, tritt ſchnell einige Schritte zurück): »Wen ſuchen Sie, mein Herr?«

Kammerpage: »Die Schönſte unter den Schönſten, die Perle ihres Geſchlechts, die von den Damen bis zur Gelbſucht Beneidete, von den Männern bis zum Fieberrauſch Angebetete.«

La Marre (ungeduldig): »Kurz und gut?«

Kammerpage: »Mademoiſelle La Marre.«

La Marre: »So heiße ich allerdings, doch paſſen auf mich die Ungereimtheiten nicht, die Ihnen eben auszuſprechen beliebte. . . . Und Ihr Name, mein Herr?«

Kammerpage (mit hochtrabendem Bombaſt:)
„Les noms ne ſort riens à la chose;
On citoit quatre soeurs chez nous:
Angélique, Constance, Rose
Aimée, — est-il des noms plus doux!
Aimée étoit loin d'être aimable,
Rose avoit quarante printems,
Angélique faisoit le diable,
Et Constance avoit quatre amans.“

La Marre (mit ſteigender Bewundrung und Ungeduld): »Iſt es Ihre Abſicht, mein Herr, mit mir zu ſcherzen und Spaß zu treiben, ſo muß ich Sie bitten, dies gütigſt für einen andern Ort zu verſparen. Ich habe weder Zeit noch Luſt, mich auf ſolche Dinge mit einem Unbekannten einzulaſſen.«

Kammmerpage (lebhaft): »Wenn Sie erfahren, in weſſen Namen und in welchem Auftrage ich hier bin, ſo darf ich hoffen, daß Sie, meine ſchöne Mademoiſelle, das Geſpräch mit Vergnügen fortſetzen werden.«

La Marre (aufgebracht): »Sie wären im Stande den Frömmſten bis zum Gallenfieber zu reizen und den Verſtändigſten toll zu machen. Wer ſind Sie, Menſch! und wer, um meiner Sünden Willen, hat Sie hierher geſandt?«

Kammerpage (wie vorher): »Nicht um Ihrer Sünden Willen, vielmehr zur Belohnung für Ihre Tugenden, hat mein erhabener Herr, der regierende Herzog von Holſtein, der warme und mächtige Beſchützer jeder ſchönen weiblichen Eigenſchaft, mich als ſeinen bevoll-

mächtigten Ambaſſadeur hierher geſandt, und hier überliefere ich Ihnen mein Creditiv.«

(Der Kammerpage übergiebt an La Marre das Futteral mit der Juwelenſpange).

La Marre (nachdem ſie den Schmuck beſchaut): »Er iſt eben ſo koſtbar wie geſchmackvoll, doch verſtehe ich eben ſo wenig, weshalb Sie mir dieſen Schmuck zeigen, wie mir der Zweck Ihres Beſuchs klar iſt.«

Kammerpage: »Mein Zweck (ſeufzend) darf nur ſein, den Befehl meines hohen Herrn zu erfüllen, und der ſeinige iſt, daß die ſchöne Mademoiſelle La Marre dieſe Juwelenſpange als ein . . . nur vorläufiges geringes Zeichen ſeiner groſſen Gewogenheit annehmen, und ſich dieſes Schmucks bei der bevorſtehenden Hofmaskerade mit ihren übrigen Schmuckſachen bedienen möge.«

La Marre (mit verſtellter Ueberraſchung): »Behüte Gott! weiß ich doch nicht wie ich meine Dankbarkeit ausdrücken, auch nicht einmal, ob ich eine ſo unverdiente Gabe annehmen darf.«

Kammerpage: »Wenn Sie, wie ich hoffe, ſie zu verdienen wünſchen, ſo verlangt der Herzog keinen beſſeren Ausdruck Ihrer Dankbarkeit; und wenn ein Fürſt giebt, ſo rathe ich Ihnen ein für Alle Mal ſogleich anzunehmen; denn die Freigebigkeit derſelben gleicht dem Sonnenſchein der Hundstage; ehe man noch den Sonnenſchirm aufſpannen kann, hat man einen Regenſchauer auf dem Halſe.«

La Marre (lachend): »Sie ſcheinen in der That die hohen Herrn recht genau zu kennen. Ich will Ihren Rath daher befolgen und den Schmuck behalten und

bitte Sie, meinen geringen unterthänigen Dank Seiner Hoheit zu Füßen zu legen.«

Kammerpage: »Stände auch ſonſt mein Leben zu Ihren Dienſten, wenn Sie es befehlen, ſo darf ich doch dieſen Auftrag nicht übernehmen, ſchöne La Marre. Sie müſſen perſönlich dem Herzog ſagen, daß Sie den Schmuck empfingen und daß er vor Ihren ſchönen Augen Gnade gefunden habe.«

La Marre: Woran denken Sie, mein Herr! Ohne ſeinen und meinen Ruf zu gefährden, kann der Fürſt eben ſo wenig mich, wie ich ihn beſuchen.«

Kammerpage (mit ſpöttiſchem Lächeln): »Der keuſche Joſeph des alten Teſtaments war in dieſem Punkte nicht beſorgter als mein erhabener Gebieter, und die ganze Welt weiß, daß Suſanne im Bade weit weniger ſchamhaft war als La Marre. Dennoch wird eine Zuſammenkunft unvermeidlich ſein, um mündlich danken zu können — eine Höflichkeit, welche bei Seite zu ſetzen die bezaubernde Sylphide zu viel Lebensart beſitzt . . . und was den Ort der Zuſammenkunft betrifft, ſo erſcheint die bevorſtehende Hofmaskerade wie beſtellt dazu. Erlauben Sie mir daher, Ihnen eine Eintrittskarte anzubieten.«

La Marre (nach einigem Beſinnen mit erkünſteltem Erſtaunen): »Eine Eintrittskarte zur Hofmaskerade für mich! Seine Hoheit geruhen vermuthlich mit ihrer unterthänigen Dienerin zu ſcherzen.«

Kammerpage: »Keineswegs. Der Herzog rechnet ſogar darauf, Sie dort zu finden. Sie werden ihn an einer amaranthfarbenen Bandroſe auf der linken

Seite der Bruſt erkennen, und er erſucht Sie, daſſelbe Feldzeichen anzunehmen. Der Herzog iſt zugleich ſo beſorgt um Ihren Ruf, daß er Sie bittet, auf jede Weiſe und ſo viel nur immer möglich Ihren natürlichen Wuchs zu entſtellen, da Sie an dieſem auch unter der Maske eben ſo ſchnell erkannt werden würden, als wenn Terpſichore, Hebe oder Venus ſelbſt die Maskerade mit ihrer Gegenwart beehrten. So ungefähr lauteten die Worte des Herzogs.«

La Marre (geſchmeichelt): »Auf jeden Fall weiß ſie der Abgeſandte Seiner Hoheit geltend zu machen.«

Kammerpage (ſeufzt, heftet glühende Blicke auf die Tänzerin und ergreift ihre Hand): »Oh, wenn Sie wüßten, wie qualvoll es iſt, nur der Dolmetſcher eines Anderen ſein zu müſſen, während das eigene Herz brennt und drängt.«

La Marre (unruhige Blicke nach dem Alkoven werfend, und indem ſie zum Zeichen des Schweigens den Finger auf den Mund legt): »Nicht weiter, mein Herr! Sollte der Herzog von mir zu wiſſen verlangen, wie Sie ſeinen Auftrag ausrichteten, ſicherlich würde er es ungnädig aufnehmen, wenn er fände, daß Sie Ihre Vollmacht überſchritten hätten.«

Kammerpage (ſtutzt und faßt ſich): »Könnte La Marre grauſam genug ſein, die Herzen zu verrathen, welche die Pfeile ihrer Augen durchbohrten, ſo würde der treueſte Diener des Herzogs dieſelbe Gefahr laufen, wie ſein mächtiger Günſtling; ſchonen Sie den Einen, darf auch der Andere Nachſicht hoffen.«

La Marre: »Sie hüllen Ihre Gedanken in allzu geheimnißvolle Worte, als daß ich ſie verſtehen könnte,

vielleicht lohnt es auch nicht die Mühe. Ich habe nicht die Ehre, Seiner Hoheit Umgebung zu kennen, und aufrichtig gesprochen, kümmere ich mich wenig darum, wer seine Günstlinge sind.“

Kammerpage (forschend): „Und dennoch begegnete ich so eben auf Ihrer eigenen Treppe dem Vornehmsten unter ihnen.“

La Marre (mit erzwungenem Lachen): „Auf meiner Treppe! Sie könnten mich hochmüthig machen, mein Herr! Der Oberintendant Tessin hat mir ein Zimmer in seiner Wohnung eingeräumt. Folglich gehört auch ihm die Treppe, und eben so gelten ihm die Besuche der Vornehmen.“

Kammerpage (wie vorhin): „Ah! Also vom Oberintendanten Tessin kam Geheimerath Pincier?“

La Marre (mit angenommener Gleichgültigkeit): „Vermuthlich. Was weiß ich? Sie selbst ja sind es, die Sie mir erzählen, daß Sie ihn gesehen haben und ihm begegnet sind.“

Kammerpage (zärtlich): „Und wenn ich diese Zusammenkunft verschweige?“

La Marre (verletzt): „Thun Sie nach Ihrem Belieben. Ich habe übernommen, die Kinder des Herrn Tessin im Tanzen zu unterrichten, nicht aber seine Thürwächterin zu sein.“

Kammerpage: „Sie sind im vollen Ernst böse, sehe ich. Um so viel besser für meinen hohen Herrn. So scheint es wenigstens nicht sein gewöhnlicher Nebenbuhler bei den Schönen, der Geheimerath, zu sein, der hier ihm im Wege steht.“

La Marre (erkünſtelt): »Der alte Narr! Aber eigentlich ſollte mein Zorn Sie treffen, daß Sie auch nur einen einzigen Augenblick meinen Geſchmack durch die Beſchuldigung beleidigen konnten, daß ich jenem alten Schwätzer Gehör gebe.«

Kammerpage (die Hand La Marre's ergreifend und mit Entzücken küſſend): »Verzeihen Sie!«

La Marre (indem ſie ihn ſanft nach der Thür ſchiebt): »Und leben Sie wohl!«

Sechster Auftritt.

(Derſelbe Ort.)

Sobald der Kammerpage das Zimmer verlaſſen, verriegelt La Marre die Thür und legt das Ohr an das Schloß, um ſich zu überzeugen, daß er fort und kein Andrer im Anzuge ſei. Hierauf eilt ſie nach dem Alkoven, zieht heftig die Vorhänge zurück und ruft: »Peltier! endlich ſind wir allein.«

Der Sänger Peltier*): »Es iſt auch hohe Zeit.

*) — — — La Marre danse fort joliment, mais du reste ell' est d'un' etrange conduite; entre nous dit, elle est entierement entestée jusques à sa perte d'un certain chanteur, nommé Peltier, que Rosidor pris la peine de nous amener a la place d'un autre nommé Chaton, qui l'a vallu de beaucoup. Il ij en parmi la trouppe, qui m'en avoit comptè beaucoup de tout ce qui s'estoit passè au vaisseau quoique je n'aije pas

Denn ſchon fing ich an, meine einſame Zelle unerträglich zu finden.“

---

voulù adjouter trop de foij. Mais comme j'aij une vielle mere de 80 ans qui a estée fort malade tous ces jours passès, et qu'elle avoit sa chambre toutte attenante, elle s'est si peu menagèe qu'en presence de tout le monde qui ij passoit elle le garde seul chez elle, mesme entre les ridots, deux nuits de suite sous pretexte d'indisposition, qui n'estoit pourtant pas plus forte, que dès qu'elle scavoit que j'avois defendù à son amant de rester dans ma maison apréz les huit heures du soir, elle sortit le lendemain, et m'en parla avec plus d'effronterie que je n'aurois supportè sans vostre consideration. Je luij repliquoijs la mesme chose, que j'avois à elle la vielle devant, lors qu'il pretendoit de revenir la troisieme fois, que je ne pretendois pas d'eclaircissement sur le fait, puisqu'allors ca meriteroit cent coups de baston, mais qu'il suffisoit qu'ils avoient eus si peu d'egards aux apparences, qu'ils faisoient parler tout le monde. On vient de me dire qu'elle deloge aujourdhuij, ce que j'aij remis entierement dans son arbitre, puisqu'à peine a telle regardè mes enfants, mais ce que j'aij dit à son amant arrivera aussij, qu'il sera renvoyé un de ces jours, et elle pour penitence sera obligèe de rester dans la trouppe, jusques à ce que ses deux annèes soient issues, car il est injuste que les plaisirs de la cour patissent pour son caprice.“ — — —

Aus einem Briefe Teſſin's an Cronſtröm vom 17. Februar 1700.

La Marre (ſchmachtend): „Nicht unerträglicher, Du mein andres Ich, mein Alles! als ich dieſen grauhaarigen Liebhaber und dieſen verliebten Knaben fand, der kaum trocken hinter den Ohren iſt.“

Peltier (mit einem Lächeln der Ueberlegenheit): „Was den letzteren betrifft, ſo möchte ich eben nicht wetten, wie es geworden wäre, wenn Du mich nicht im Alkoven gewußt hätteſt.“

La Marre (giebt ihm einen leiſen Schlag auf die Backe): „Böſer Menſch! . . . Das iſt der Lohn dafür, daß ich während dieſer beiden langweiligen Beſuche nur Dich in Gedanken hatte. Man hat mir dieſe zwei Eintrittskarten zur Hofmaskerade aufgedrungen. Auch denke ich ſie beide oder keins von beiden zu benutzen.“

Peltier: „Wieder einmal ein Räthſel. Du weißt, daß ich ſie weder leicht noch gern rathe.“

La Marre: „Nun denn; die Eintrittskarten lauten weder auf ein beſtimmtes Geſchlecht, noch auf eine beſtimmte Perſon. Folglich können wir mit ihrer Hülfe Beide die Hofmaskerade beſuchen . . . . Verſtehſt Du jetzt?“

Peltier (mit froher Ueberraſchung): „Ein vortrefflicher Plan, liſtige Kleine! (umarmt und küßt ſie) Aber wie willſt Du den Herzog und den Geheime-Rath . . . und wie den Kammerpagen los werden?“

La Marre (ſich erzürnt ſtellend): „Von dem Pagen verbitte ich mir noch ferner zu ſprechen. Die beiden Andern vermeide ich, wenn ich das verabredete Erkennungszeichen nicht trage.“

Peltier (nachdenklich): „Das iſt gut und ſchön, reicht aber nicht aus. Vermiſſen die Mädchenjäger das verabredete Zeichen, ſo machen ſie auf Alles, was nur auf der Maskerade einen Gürtel trägt, Jagd, und ſo könnten Entdeckungen herbeigeführt werden, die uns in's Verderben brächten. Beſſer wär's, ſie auf eine falſche Spur zu locken. Wenn man zum Beiſpiel Jemand Anders beſtimmen könnte, das Erkennungszeichen anzulegen.“

La Marre (fliegt ihm an den Hals, und bedeckt ſeine Stirne, Augen und Mund mit Küſſen): „Du biſt die Krone aller Männer. Molière ſelbſt würde Dich um dieſen Gedanken beneiden. Laß uns die Köpfe zuſammenſtecken, um einen ſo glücklichen Plan würdig auszuführen.“

Pauſe. Beide denken nach.

Peltier (ſchnellt mit den Fingern): „Jetzt hab' ich's. Wir ſchreiben einen anonymen Brief an die Herzogin, und unterrichten ſie von der Botſchaft Sr. Hoheit an Dich.“

La Marre (ſchüttelt den Kopf): „Es wäre zu verwegen, und . . . und . . . und . . .“

Peltier: „Und auch zu undankbar, willſt Du ſagen. Nicht?“

La Marre (verlegen): „Das gerade nicht, aber . . .“

Peltier (erzürnt): „Nun dann erdenke ſelbſt was Beſſeres.“

La Marre (ſchmeichelnd): „Ereifre Dich nicht, mein Engel! Zur Hälfte gehe ich auf Deinen Vorſchlag ein. Wir ſchreiben zuſammen einen anonymen Brief an die Hofmeiſterin Ihrer Königl. Hoheit, und

laſſen ſie wiſſen, daß ſowohl der Herzog, wie der Geheime-Rath ein Rendezvous auf der Maskerade verabredet hätten, und welches die Erkennungszeichen wären, ſagen aber nichts von dem Gegenſtande ihrer Neigungen. Dem Schickſal möge dann das Weitere überlaſſen bleiben.«

Peltier (entzückt): »Vortreffliches, ſataniſches, bezauberndes Geſchöpf! Und während die beiden verſchmähten Liebhaber mit Gott weiß welcher Maske tändeln, wandeln La Marre und ihr begünſtigter Anbeter Arm in Arm im tiefſten Incognito umher, und genießen im Vergleich mit der theuer bezahlten Verirrung der beiden Narren doppelt ihr Glück.«

La Marre (lachend): »Das meine ich auch. Laß uns ſogleich mit dem anonymen Briefe an's Werk gehn.«

Peltier (drückt einen feurigen Kuß auf ihre Lippen): »Zuerſt noch dieſen, um die Denkkraft zu beleben . . . ſo, La Marre! Nun her mit dem Schreibzeug!«

Siebenter Auftritt.

(Schlafzimmer der Herzogin von Holſtein.)

Die Herzogin verſucht mehrere Kopfſchmücke von ächten Steinen vor einem großen Spiegel. Währenddeß tritt die Hofmeiſterin ein, mit einem erbrochenen Briefe in der Hand.

Die Herzogin: »Ich habe heut die Wahrheit des alten Sprüchworts kennen lernen: Wer die Wahl hat, hat auch die Qual. Schmuck vor Schmuck in meinem

Juwelenkäſtchen habe ich durchmuſtert, bis ich nun endlich und zuletzt mich für den großen Smaragd, von Diamanten umgeben, entſchieden habe. Ich denke, er wird ſich auf einem Turban von Purpur ganz gut ausnehmen.«

Die Hofmeiſterin: »Ohne Zweifel. Alles hängt davon ab, in wiefern Ew. Hoheit es vorziehen, Ihrem erhabenen Range gemäß zu erſcheinen und behandelt zu werden, oder unerkannt ſich unter die Menge zu miſchen und Entdeckungen zu machen.«

Die Herzogin (lachend): »Wenn ſolche zu machen wären auf einer Maskerade, die ausſchließlich für den Hofkreis beſtimmt iſt. Außerdem aber kenne ich die Gefallſüchtigen unſres Geſchlechts und deren Anbeter zu wenig, um an einer oder der andern im Vorbeigehen erhaſchten Heimlichkeit Vergnügen zu finden.«

Die Hofmeiſterin: »Es wäre möglich, Entdekkungen zu machen, die uns näher angingen und von größerem Gewicht wären. Hätten Ew. Hoheit nicht ein für alle Mal allzu ſtreng verboten, gewiſſe Dinge in Ihrer Gegenwart . . . .«

Die Herzogin (unwillig und unruhig einfallend): »Jene Auftritte in Holſtein hoffe ich in Stockholm nicht erneuert zu ſehn. Weh dem, der es wagte, mit loſen Anklagen Schatten auf einen Wandel zu werfen, der hier ohne Flecken ſein muß. Vergäße ſich mein Gemahl, meine erhabene Großmutter und der König, mein Bruder, würden es nie vergeſſen.«

Die Hofmeiſterin: »So verlangt nicht minder die Ruhe Ew. Königl. Hoheit, wie der eigene Vortheil des Herzogs genaue Unterſuchung, in wiefern das Miß-

trauen begründet iſt, oder die Beſchuldigungen heimtückiſche Verleumdungen ſind.«

Die Herzogin: »Sie reden zwar in verdeckten Worten, aber mit einer Sicherheit, die mich erſchreckt. Sprechen Sie ohne Umſchweife: was iſt vorgegangen? Aber was auch geſchehen ſein möge, nur mir darf es mitgetheilt werden: Für jeden Andern ſei der Ruf des Herzogs eben ſo heilig wie der meinige.«

Die Hofmeiſterin: »Ich bitte Ew. Hoheit ſich gnädigſt erinnern zu wollen, daß nicht ich die Angeberin bin. Pflicht und Ergebenheit für Ihre erhabene Perſon erheiſchen es von mir, mitzutheilen, was mir ſchriftlich berichtet worden iſt.«

Sie übergiebt der Herzogin den erbrochenen Brief.

Die Herzogin wechſelt die Farbe bei dem Durchleſen des Briefs, welcher anonym iſt und die Angabe der von dem Herzoge und dem Geheimen Rathe auf der Maskerade mit einer unbekannten Dame verabredeten Zuſammenkunft und der feſtgeſetzten Erkennungszeichen enthält.

Die Herzogin (ſeufzend, indem ſie den Brief zurückreicht): »Es ſcheint eigentlich den Geheime-Rath Pincier anzugehen. Auch wendet ſich der Unbekannte an Sie, die Sie lange als deſſen Verlobte betrachtet wurden. Wäre der Herzog in dieſe Sache mit verwikkelt, dann hat er leider! dem ſchlechten Rathe und Beiſpiel des Herrn Pincier dafür zu danken.«

Die Hofmeiſterin (lebhaft): »Ja, es iſt nur zu wahr, Pincier's Benehmen iſt eben ſo unerklärlich wie unverantwortlich. Nach neuen Eroberungen zu ja-

gen, während er ſich glücklich ſchätzen ſollte, ein Herz zu beſitzen, daß ihm ſo zärtlich ergeben . . . .«

Die Herzogin (lächelnd): »Verzeihen Sie, daß ich Sie unterbreche, meine Liebe! doch Sie verrathen ſich allzu ſehr, und ich liebe dieſe Art von Vertrauen nicht. Indeß befeſtigt es nur noch mehr bei mir die Ueberzeugung, daß der anonyme Brief darauf berechnet iſt, Ihnen, nicht mir einen Wink zu geben.«

Die Hofmeiſterin (verlegen und beleidigt): »So laufen Ew. Hoheit keine Gefahr, wenn Sie mit eigenen Augen ſehen, um volles Licht und ſichere Gewißheit zu gewinnen. (Tief ſeufzend.) Ich weiß bereits mehr als nöthig.«

Die Herzogin (mild): »Nun ſo ſei es! Wir wollen dem Unbekannten folgen. Zuerſt erſcheine ich auf eine Stunde in der bereits gewählten Tracht; dann hülle ich mich in einen Domino und hefte eine amaranthfarbene Bandroſe auf die Bruſt. Sie legen gleichfalls das Ihnen angegebene Erkennungszeichen an, und ſo wandern wir, jeder an ſeiner Stelle, auf Entdeckungen umher. Hoffentlich werden die meinigen keine ſein und die ihrigen will ich nicht wiſſen. Zu einer beſtimmten Zeit treffen wir uns wieder und nehmen unſre erſte Tracht wieder an. Was meinen Sie zu meinem Plan?«

Die Hofmeiſterin: »Ich würde genau denſelben unterthänigſt vorgeſchlagen haben.«

Die Herzogin: »So bleibt es dabei.«

Achter Auftritt.

(Die Maskerade.*)

Unter dem Gedränge Tauſender von Masken bemerkt man zwei ſchwarze Dominos, welche ſich auf einer Bank niederlaſſen.

---

*) Wir haben hier die beiden Hofmaskeraden zuſammengeworfen, von denen die eine Ende Juli 1699 und die andre Mitte Januar 1700 Statt fand. Wir fügen noch Einiges über dieſelben aus Teſſin's Briefen an Cronſtröm bei.

„J'aij este tellement occupè le mercredij passè puisque c'estoit à la veille de nostre maskerade, que je n'aij pas pu trouver allors le moment pour vous escrire, je suis ravij d'en estre quit avec tout l'applaudissement que jaurois pû souhaitter, le quel a surpassè l'attente — et tout ce que je m'aurois pû flatter, n'aijant eu que quattre jours de temps tout pour le dessein que pour l'execution, encore la ou il a fallu avoir tous les soins pour les tables et tout ce qui en depend, n'ayant eu personne qui m'aije pu soullager en aucune chose. Il suffit de dire que tout a extremement donnè dans le goust du Roij, et qu'il commence d'estre aussij sensible à ses sortes des plaisirs, qu'un Prince le puiss'estre, ce que manquera pas d'avoir sa suite, et dont tous ses subjects semblent se rejouir. Il n'ij a eu le moindre desordre en quoij que ce soit, et M:r. le Prince de Wolffenbüttel (qui partit deux jours apres, fort regalè et fort content) a dit ouvertement, qu'il n'avoit jamais encore vû une maskerade plus polie n'y

„Biſt du ſchon müde?“ fragt Peltier. — „Zum Umkommen“ — erwiedert La Marre. — Sobald du

---

mieux regiée; Il ij a eu du moins mille masques, l'un plus propre que l'autre. Le Roij estoit en petit bon homme mis à la chinoise, avec une grosse teste sur le ventre, *de sorte qu'il estoit impossible de le reconnoistre*, et son deguisement se pouvoit d'autant moins divulquer, que je l'avois fait faire aussij bien que cellaij de l'Egyptien, et que pendant qu'il s'habilloit cher M:r Horleman, ou il ij avoit un petit escailler derobbé qui donnoit dans le jardin, il n'ij avoit que moij, M:r Fouquet, M:r de Meaux et un tailleur, et personne d'autres de ces propres gens. La premier fois j'estois aussij en petit bonne homme, mais la second en muid, et si je l'ose dire fort bien adjusté, que c'estoit le masque, qui eut la plus grand' approbation. Je vous en aij l'obligation, puisque vostre relation des mascerades de Marlij m'en ont donnè l'ouverture, et comme je vois que ces sortes des choses se prattiqueront plus souvent, puisque la Reine m'a deja ordonnè d'ij songer pour Ulricsdahl, ainsij vous me feriez un tres sensible plaisir en me procurent des desseins et des inventions pour les grottesques et pour des festes galantes, et convenables pour nostre cour, ou les voix manquent, qui d'ordinaires sont à considerer comme l'ame en pareilles rencontres.“ — — —

Aus einem Briefe Teſſin's an Cronſtröm vom 2. Aug. 1699.

„Vous ne serez pas moins surpris de mon silence depuis plus de sinq semaines, que moij confus de tout l'accablement qui l'a causè, mais je suis persuadé, qui

ausgeruht hast, können wir nach Haus gehen.« — »Nein, nun ich einmal hier bin, sähe ich gern . . .« —

---

si vous eties en estat de le pouvoir concevoir, vostre propre idèe m'en tiendroit lieu d'excuse, car je puis protester en foij d'honnest homme que de ma vie je n'ay esté tourmenté comme depuis ma derniere, mais comme je me puis picquè d'honneur pour la reusite de la maskerade que j'avois projectè, je suis bien aise pour recompense de mes peines, qu'elle aije reuscij au grè de tout le monde, et comme la disposition entiere de tout m'a esté à charge j'aij lieu d'estre content, que l'honneur n'en soit du à personne d'autre.

Elle se fit avanthier à la plus belle soirée du monde pour la saison ou nous sommes et jamais ón n'a encore rien fait dans ce paijs icij d'approchant à cette feste, nij pour la richesse nij pour l'entente, si je l'ose dire moij mesme. — — — La salle rest' encore dans son estre pour servir pour un grand bal (pour tant sans deguisement) ce mercredij qui vient, qui est le jour de naissance de S. A. R. la Princesse cadette. Le Roij se travestit à la maskerade quattre fois de suite, et Sa Maj:té gouste ces sortes des divertissements autant qu'un Prince au monde le puisse faire, et si nous estions premierement asseurés de la paix il ij auroit bien des choses à faire, nous en aurons l'eclaircissement selon touttes les apparences, avant que quinze jours soient passès. — — — Ce qui m'a extremement occupé cette fois icij a estè, que j'aij donnè tous les desseins pour les habillements de ceux dont je vous envoijs la liste. — — — Mademoiselle vostre soeur

„Die Wirkung unſres anonymen Briefes?“ — „Auch das. Sie können uns hier nicht entgehn; an dieſer Stelle müſſen ſie vorbei . . . doch ſieh dieſe närriſchen Alten dort!“ . . .

Ein Paar als Alte maskirte im Geſpräch:

„Und Sie glauben, daß man mich nicht erkennt?“ — „Unter dieſer alten Geſtalt vermag Niemand einen achtzehnjährigen Monarchen zu erkennen, und keiner kann ahnen, daß dieſe plumpe Geſtalt eine der ausgezeichnetſten Geſtalten verhüllt, die Schweden aufzuweiſen vermag.“ — Gleichwohl will ich mich jetzt in einen Aegypter verwandeln und können Sie rathen weshalb?“ — „Nein Ew. Majeſtät.“ — „Sie ſind auch als Alter verkleidet, lieber Teſſin, ſpielen ihre Rolle viel beſſer als ich, und ich bin zu eitel, um von Ihnen verdunkelt werden zu mögen.“ — „Dann iſt nichts natürlicher, als daß ich forteile und ein anderes Coſtüm anlege.“ — Wie Ihnen gefällt, jedenfalls aber führe ich meinen Vorſatz aus. Folgen Sie mir auf der Hintertreppe zu Härlemann. Bei ihm will ich mich umkleiden, um auch ferner unerkannt zu bleiben.“

---

n'a pas voulu estre de la masquerade, car je l'avais fait sonder, mais je l'ai placée pour la voir le mieux que j'ai pu.“ — — —

Aus einem Briefe Teſſin's an Cronſtröm vom 17. Jan. 1700.

La Marre (Peltier's Arm ergreifend): „Siehst du den schwarzen Damendomino, der eben bei uns vorüber eilte?“

Peltier: „Jenen dort?“

La Marre: „Er trägt am vierten Finger der linken Hand über dem weißen Handschuh einen Rubinring. Ich möchte wohl wissen ob es die Hofmeisterin *selbst wäre.*“

Peltier: „Gewiß entweder sie, oder jemand, den sie zum Spioniren ausgesandt hat. Wir wollen ihn aufmerksam beobachten.“

La Marre (lebhaft): „Herrlich! der Herrendomino, welcher sich jetzt mit ihm in ein Gespräch einläßt, ist, ich wette darauf, mein verliebter Geheimerath.“

Peltier; „Ohne Zweifel! Wir müssen ihnen unbemerkt nachschleichen.“

Alle Welt sammelte sich um ein Faß, das langsam einherschritt und aus seinem Spund bald scherzhafte bald sinnreiche Antworten ertheilte, wenn es angeredet wurde. Man wunderte sich und rieth hin und her, keiner aber konnte Auskunft geben, wer die seltsame Maske sein möchte.

Endlich nahte sich ihm stolzen Schrittes ein spanischer Grand, dessen Gewand von edlen Steinen blitzte. Leise klopfte er an das Faß und sprach den Wunsch aus, daß es mit Xereswein gefüllt sein möge, sobald der Schmetterling aus der Puppe gekrochen sein werde.

Das Faß erwiederte, der ganze Hofkreis und also

alle Anweſenden würden dieſen Wunſch theilen, denn Sr. Excellenz Freigebigkeit und glänzende Art zu leben ſicherten Jedem der Geſellſchaft ſeinen Antheil daran. Er möge nur je eher je lieber den Wein verſchreiben.

„Sie geben mir den Excellenztitel: geſchieht dies aus Verſehen oder glauben Sie im Ernſt, daß er mir zukommt.“

„Er gebührt ihrer Maske als Grand von Spanien und ihrer Perſon als Frankreichs Ambaſſadeur. Nur Graf Guiscard kann ſich mit dieſer freien Würde bewegen und beſitzt jene feine Lebensart, welche zugleich verbindet und zurückhält.“

„Da Sie mich kennen, ſeltſame Maske, ſo verzeihen Sie, wenn auch ich um vertrauliche Mittheilung Ihres Geheimniſſes bitte. Wer alſo ſind Sie?“

„Einer der von Ew. Excellenz Urtheil Belohnung oder Tadel für dieſe Veranſtaltung erwartet.“

„Ah! .... der Oberintendant Teſſin. Nun tauſend Dank für das Vergnügen was Sie uns in ſo reichem Maaße heut Abend verſchafft und für die Schauſpieler, die Sie in dies Land einführten, und die zumal für uns Ausländer ein unſchätzbarer Behelf für müßige Abende ſind. Die Truppe entſpricht im Allgemeinen den Wünſchen, viele von der Geſellſchaft ſind ſehr gut und La Marre entzückend.“

„Ew. Excellenz ſind allzu nachſichtig. Ich weiß ſehr gut was fehlt: eine wahrhaft vortreffliche Prima Donna. *)

*) — — — „Une belle amoureuse nous servit fort necessaire dans la trouppe, mais il foudroit qu'elle fut

Könnte man eine ſolche herbeiſchaffen, es würde dabei auf einige tauſend Thaler nicht ankommen.“ *)

---

l'un et l'autre, et je vous prie de vous en informer, aussij bien que d'une personne qui fut propre pour dessigner et peindre en perspective, affin d'augmenter les decorations pour nostre theatre, ou Sa Majté se plaist fort, aussij bien qu'aux machines, et il n'ij a aucune doutte, si le bon Dieu nous fait garder la paix, que ces sortes des divertissements n'aillent toujours en augmentation. Ces jours passés on ne parloit que de la guerre, et tous les regiments eurent mercredy passé l'ordre de se tenir tous prets, pour pouvoir marcher all' instant des premiers ordres, mais depuis l'arrivée de la poste de hier il ij a de l'apparence que les choses s'appaissent.

— — — Aus einem Briefe Teſſin's an Cronſtröm vom 6. Dezember 1699.

*) — — — „Nous voijla en quelque maniere insensiblement glissé dans quelque plaisirs, de sorte que je ne vous scaurois exprimer comme la presence des comediens est desirée, et j'en suis d'autant plus en peine que vostre derniere fait encore connoistre quelques obstacles du costé de la trouppe de Metz, mais comme vous avez pris la peine d'y aller vous mesme, j'espere de les entendre bientot terminés, plutot que de differer plus longtemps, il ne faudra pas regarder a 2 ou 3000 ℔ de plus ou de moins, car je meurs d'impatience d'en voir bientot la fin.“ — — —

Aus einem Briefe Teſſin's an Cronſtröm vom 2ten Auguſt 1699.

„Wohlan, dann bin ich ihr Mann. Ich kenne den Direktor der Truppe in Brüſſel, einer der beſten in Europa, perſönlich, mit der nächſten Poſt werde ich an ihn ſchreiben, und ihm die nöthigen Aufträge geben, vorausgeſetzt daß Sie mir ganz freie Hand zum Abſchluß der Sache laſſen wollen.“

„Ew. Excellenz vermag ich meinen Dank für Ihre Güte nicht genugſam auszuſprechen, und geſtatten Sie mir, dieſelbe buchſtäblich benutzen zu dürfen.“

(Ein Seitenzimmer.) Zwei Dominos, ein Damen- und Herrn-Domino, ſitzen auf einem Divan, davor ſteht ein kleiner Tiſch, auf dieſem eine Schaale mit Confekt und zwei Gläſer Cyperwein. An der Thüre des anſtoßenden Zimmers lauſchen zwei ähnliche Domino's, die zuweilen in das Zimmer verſtohlen hineinkucken und unter ſich flüſtern, ohne jedoch von den erſteren bemerkt zu werden.

„Sie ſind eben ſo grauſam, eben ſo unbegreiflich, wie Sie bezaubernd ſind. Warum ſo einſylbig, ſo wortkarg, ſo zurückhaltend? Weshalb weiſen ſie Cyperns Traube und Indiens eingemachte Früchte, die ich Ihnen darbiete, zurück? Sind Sie der Maskerade müde? Um ſo viel beſſer. Nur durch Ihre Gegenwart hat ſie für mich Werth gehabt. Mein Wagen wartet an der Ritterholmsbrücke. Scheiden wir von dieſen leeren geräuſchvollen Zerſtreuungen, und eilen wohin Sie wünſchen, zu Ihrer oder meiner Behauſung oder zu irgend einem ſchönen Orte außerhalb der Hauptſtadt.“

„Ungetreuer! . . . Verräther!“

„Welch grauſame, ungerechte Beſchuldigung! O wie wenig kennen Sie die Allmacht Ihrer eigenen Zauberkraft. Den Damen des Hofs, die niemals ohne Masken von Schminke und Watte ſich zeigen, ihnen kann man mit gutem Gewiſſen untreu werden, denn nur zum Zeitvertreib und in Ermangelung eines Beſſeren, heuchelt man ihnen mit Worten eine Huldigung, der das Herz widerſpricht.“

„Schurke!“

„Ich begreife Sie nicht, und wenn irgend Etwas La Marre's Roſenlippen verunzierte, ſo wäre es ein ſo wenig feiner Scherz.“

„Wohl! ich werde prüfen wie weit Sie in der Verſtellungskunſt zu gehn vermögen. Nehmen Sie ab die Maske, und während ich Sie fixire, wiederholen Sie es, daß Sie nie früher liebten, nie einer Andern als La Marre ewige Liebe ſchworen.“

Geheime Rath Pincier (indem er die Maske ablegt): „mit Freude unterwerfe ich mich dieſer Probe, denn keine Andere als Sie habe ich geliebt und außer Ihnen kein anderes gleich liebenswerthes Weib gekannt.“

Die Hofmeiſterin reißt mit der einen Hand ſich die Maske vom Geſicht, mit der andern giebt ſie Pincier eine derbe Ohrfeige. „Verabſcheuungswürdiger!“

Die beiden Masken an der Thüre (La Marre und Peltier) ſchlagen ein helles Gelächter auf.

(Schlafzimmer des Herzogs von Holstein.)

Mit amaranthfarbenen Bandrosen auf der linken Brust sitzen zwei Domino's, ein männlicher und ein weiblicher auf dem Sopha.

„Endlich sind wir dem lärmenden Qualme und dem bunten Gedränge entronnen. Holsteins Herzog liegt zu Ihren Füßen, sein ganzes Herzogthum wird ein Gleiches thun, wenn Sie einwilligen, ihm dorthin zu folgen.“

„Und was würde die Herzogin dazu sagen?“

„Ihr Verstand ist bewundernswerth; sie schließt die Augen, wenn sie nicht schlafen kann. Ich würde einige Schwäche für Sie fühlen . . . wäre sie nicht meine Gemahlin.“

„Die arme Frau! . . . Daß Sie das Herz haben, gnädiger Herr, sie so grausam zu verwunden.“

„Pah, das sind kleine Wolkenflecken, wie sie in jeder Ehe vorkommen, und durch welche doch dann und wann die Sonne mehr oder weniger klar hindurchblickt. . . . . Doch lassen wir dies Gespräch und denken wir nur an die Freuden des Augenblicks. Und vor Allem befreien wir uns von den verdrießlichen Masken, gut genug um den Ausdruck unsrer Gefühle vor den lästigen Blicken der Neugierigen zu verhüllen, aber hier in diesem Allen unzugänglichen Zufluchtsorte nur im Stande, Ihre Anmuth zu verdecken und den Klang Ihrer Stimme zu entstellen.“

„Jetzt noch nicht . . . Noch bedarf ich der Erholung.“

„Welch sonderbarer Eigensinn.“

(Verſucht ihre Hand zu faſſen, die ſie ihm ſchnell und heftig entzieht).

„Nein! — ruft er aus — dieſe erkünſtelte Widerſpenſtigkeit kann ich nicht länger dulden. Bei dem Wiederſchein meiner Liebesgluth in dem Zauberſpiegel Ihrer Augen muß ich den Brand fühlen, der jetzt mich verzehrt, ihn tauſendmal verdoppeln, um ihn dann in Ihren Armidenarmen zu löſchen.“

„Welche Theaterphraſen!“

„Vergebens wenden Sie jetzt alle Ihre Verſtellungskraft, allen Ihren Vorrath von Launen auf. Wenn ich will, als Fürſt und als Liebhaber will, wirft man umſonſt Hinderniſſe in meinen Weg. Hinweg alſo mit der Maske! Oder ich reiße ſie entzwei, und Sie müſſen Sich dann mit Erſatz in Dukaten und Edelſteinen begnügen.“

„O Gott, ich Ärmſte!“

„Was bedeutet das? Sie weinen. Grund um ſo mehr, Sie von den läſtigen Banden zu befreien, damit Sie leichter Athem ſchöpfen können und der Gefahr des Erſtickens entgehen.“

(Reißt ihr gewaltſam die Maske ab, wankt, beſtürzt und wie vernichtet, einige Schritte zurück und ſtammelt:) „Hed . . . wig! . . .“

Die Herzogin, mit gebrochener Stimme: „Friedrich!“

Ohnmächtig ſinkt ſie auf das Sopha.

Der Herzog ſtürzt nach der Thür, um die Dienerſchaft in einem der Nebenzimmer zur Hülfe zu rufen, beſinnt ſich aber; ſchiebt den Riegel vor, ſpringt an

ſeinen Nachttiſch, füllt ein Glas mit Waſſer, und mit dieſem in der einen, mit einer Flaſche Riechwaſſer in der andern, eilt er zu ſeiner Gemahlin zurück.

Nachdem er ſie mit dem Riechwaſſer beſprengt hat, erholt ſie ſich und trinkt aus dem dargebotenen Glaſe. Vom Herzoge unterſtützt, richtet ſie ſich im Sopha auf, wo ſie an die Kiſſen gelehnt ſitzen bleibt.

Die Herzogin (in Thränen ausbrechend): „Ich bildete mir ein, Friedrich, es ſei ein Pfand wahrer Zuneigung, das ich unter meinem Herzen trage, und dieſer ſüße Gedanke machte zu gleicher Zeit meinen Stolz, meine Hoffnung, meinen Troſt aus. Aus dieſem glücklichen Traume bin ich zu einer bittern Wirklichkeit erwacht. Einſam, verſchmäht vielleicht verſpottet bin ich meinen Plagen. Möchte ſich der Himmel erbarmen und meine Entbindung ein erſehntes Wiederſehn mit meiner unvergeßlichen Mutter beſchleunigen . . .“

Der Herzog legt ihr die Hand auf den Mund, ſtürzt auf die Knie und ruft aus: „Wohin verirrt ſich meine zärtlich geliebte, meine gute verträgliche Hedwig? Ich habe gefehlt, das ſehe ich ein; aber Du ſtrafſt zu hart. Meine Zärtlichkeit für Dich, meine Bewundrung, ſind unverändert. Verirrungen einiger Augenblicke — Du ſelbſt haſt es früher nicht der Mühe werth gehalten ſie nur zu bemerken — ſollen ſie jetzt auf einmal zur Scheidewand werden zwiſchen unſrer reinen Liebe, unſerer feſten Zuneigung? Nein anbetungswürdige, angebetete Hedwig! ſo kann, ſo darf es nicht ſein.“

Er ſchließt ſie in ſeine Arme. Ihre Thränen vermiſchen ſich.

Pauſe von einigen Sekunden.

Die Herzogin: „Ich bin nicht ohne Schuld bei dieſem Anlaſſe. Durch die nur zu begründete Eiferſucht meiner Hofmeiſterin habe ich mich verleiten laſſen, Deine Schritte zu verfolgen und zu erforſchen, was Du mir aus Schonung verbergen wollteſt. Verzeih mir das, Friedrich! und ſei unbeſorgt vor einem Rückfall.“

Der Herzog: „Du vernichteſt mich. Ich, nur ich allein bin der Schuldige. Sage mir, welche Genugthuung Du verlangſt?“

Die Herzogin (mild): „Laß uns von keiner Genugthuung ſprechen. Aber einen Wunſch habe ich, und erwäge, ob Du ihn, um unſrer Beider willen, erfüllen magſt. Bewirke bei Teſſin, daß La Marre nie wieder auf dem Theater ſich zeigt, wenn ich unter den Zuſchauerinnen bin, und geſtatte Du ſelbſt ihr nie, daß ſie Holſtein beſuche.“

Der Herzog (verlegen): „Selbſt den Namen des Unglücksvogels kennſt Du!“

Die Herzogin: „Alles weiß ich. Aber laß uns abbrechen von dieſer verdrießlichen Sache; ich bin gewiß, Du willfahrſt meinem eben ausgeſprochenen Wunſch.“

Der Herzog: „Jetzt erſt ahne ich den ſataniſchen Plan des Teufels . . . oder ſollte Pinciér ſeine Finger mit im Spiel gehabt haben.“

Die Herzogin: „Du weißt, ich hege gegen ihn ein Vorurtheil wegen ſeines unverdeckten ausſchweifenden Lebenswandels. Diesmal aber iſt er nicht allein unſchuldig, ſondern ſelbſt ein Opfer der Ränke der Tänzerin, ich fürchte ſogar ein ſchlimmeres als Du; denn

meine Hofmeiſterin kennt keinen Scherz, wenn ihre Eiferſucht gereizt iſt.«

Der Herzog (entſchieden): »Gleich Morgen werde ich mit Teſſin reden, und ſetzt La Marre ihren Fuß auf Holſteinſchen Boden, ſo wird das Zuchthaus ihre Wohnung. Das ſchwöre ich nicht nur, ich gebe Dir auch mein Ehrenwort darauf.«

Die Herzogin: »Wenden wir unſre Gedanken von dieſem unerquicklichen Gegenſtande und kehren wir zur Maskerade zurück, wo unſre lange Abweſenheit bemerkt werden und Aufſehn erregen könnte. Alles Vorgegangene von heute Abend ſei vergeſſen — vergeſſen auf ewig. Vor Allem muß dafür geſorgt werden, daß der König, mein Bruder, und meine erhabene Großmutter nichts erfahren.«

Der Herzog (ſeine Gemahlin feurig küſſend): »Engel!«

Arm in Arm kehren ſie zu dem Maskerabenſaal zurück.

Neunter Auftritt.

(Zimmer des Königs).

Der König, indem er die Maske ablegt: »Es war eine in jeder Beziehung glückliche und unterhaltende Veranſtaltung. Sie haben mir ein großes Vergnügen bereitet, lieber Teſſin! und ich bin Ihnen ſehr verbunden.«

Teſſin verneigt ſich tief.

Der König: Der Herr Königliche Rath ſieht er-

müdet aus, und wahrlich das nimmt mich kein Wunder. Bin ich es doch ſogar, wiewohl um ſo viele Jahre jünger. Was ſoll nun nicht dieſer ſein (Teſſin lächelnd betrachtend), der alle Laſt der Anordnungen getragen hat. Alſo gute Nacht, meine Freunde! Leben Sie wohl, Herr Graf! Leben Sie wohl Baron Teſſin!«

Der König nickt ihnen gnädig zu und begiebt ſich in ſein Schlafzimmer.

Piper lächelte geheimnißvoll. Teſſin, verblüfft, fragt ob Se. Excellenz auf das Ungewöhnliche in der Abſchiedsbegrüßung des Königs Acht gegeben habe.

Piper! »Ungewöhnlich heut Nacht und vielleicht noch Morgen. Dann aber werden Sie ſowohl, Herr Oberintendant, wie alle Andern an dieſe Benennung ſich gewöhnen. Se. Majeſtät fand die Maskerade ſo beluſtigend und ſo vortrefflich angeordnet, daß er zum Beweiſe ſeiner gnädigen Zufriedenheit mich beauftragt hat, den Freiherrnbrief für Sie auszufertigen und zu ſeiner hohen Unterſchrift vorzulegen.« *)

---

*) — — — „Sa Maj:té m'en a temoigné tout le contentement imaginable et comme je scais que vous prennez part a tout ce que m'arrive, j'aij crû vous devoir advertir le premier, qu'entr'autres graces que Sa Maj:té m'a fait, le lendemain de la maskerade elle me fit dire, par M:r le Comte Piper, qu'Elle luij avoit ordonné de me former le brevet de Baron, chose qui m'a d'autant plus surpris que je n'ij songois aucunement, n'aijant jamais eu pareilles vanites en teste; mais comme cette grace part immediatement de Sa Majesté

Teſſin: »Ich bin ſo überraſcht, fühle, daß ich eine ſo große Gnade ſo wenig verdient habe, daß ich nicht weiß, wie es mir möglich ſein wird, meinen unterthänigen Dank dafür gebührend auszudrücken.«

Piper: »Am Beſten drücken Sie ihn durch neue, abwechſelnde und gleich angenehme Feſte, wie das von heute Abend war, aus, lieber Baron, und bahnen ſich dadurch zu gleicher Zeit den Weg zu neuen Gnadenbezeugungen. Seitdem wir angefangen haben ein wenig mit in der Welt zu leben, hat der Hof ſein düſteres Anſehn ganz verloren und Se. Majeſtät ſelbſt ſieht Alles in hellerem Lichte. Wir müſſen daher in dieſer Weiſe fortfahren.«

Teſſin: »Möchten wir die Seligkeit des Friedens ferner genießen« . . .

Piper (legt den Finger auf ſeinen Mund und blickt mit verfinſterter Stirn nach dem Schlafgemach des Königs): »Es fängt an ſpät zu werden oder iſt, wenn Sie wollen, Herr Baron, ſchon früh am Morgen. Wir

---

jaij subject de m'en rejouir, et comme tout ce qui depend de mon departement n'a jamais pû nuir à perſonne, j'espere aussij que l'envie aura d'autant moins de suject d'en formenter quelqu'imposture. Comme je scaijs que vous estes de mes amijs jaij crû ne vous le devoir celer, mais aussij je vous prie que ca soit entre nous, jusqu' à ce que la lettre soit formée."

(Brief Teſſin's an Cronſtröm vom 2. Auguſt 1699.)

Teſſin's Freiherrn-Brief iſt datirt vom 27. Juli 1699.

thun am klügſten, dem Winke Sr. Majeſtät zu gehorchen und die Ruhe zu ſuchen.«

Sie entfernen ſich.

Zehnter Auftritt.

(Bei Teſſin)

Hjärne: »Hochwohlgeborner Herr Baron, voreinſtiger Herr Schwager, geruhen dieſelben meinen ehrfurchtsvollen und herzlichen Glückswunſch entgegen zu nehmen!«

Teſſin: »Von Deiner aufrichtigen Theilnahme an Allem, was mich und die Meinen betrifft, bin ich überzeugt, wenn Du Dich auch nach alter Gewohnheit in ziemlich ſauerſüßer Weiſe ausdrückſt. Die Auszeichnung, zu der Du mir Glück wünſcheſt, war mir eben ſo unerwartet als ſie unverdient iſt.«

Hjärne: »Hätteſt Du nichts Andres in der Welt gethan, als Hofbälle, Bankette, Feſte und Maskeraden arrangirt, dann würde ich mit Dir über das Verdienſt oder Nichtverdienſt bei dieſer Erhöhung nicht ſtreiten. Aber unſre alleinherrſchenden hohen Monarchen haben ſehr häufig die Eigenſchaft, ſtarrblind zu ſein, wo es große und wahrhaft in die Augen ſpringende Eigenſchaften gilt, dagegen kleine Dinge haarſcharf zu bemerken.«

Teſſin (ihn unterbrechend): »Laß uns zu angelegeneren Dingen übergehen: wie befindet ſich Ihre Königl. Hoheit?«

Hjärne: »So gut wie es bei einer Frau möglich

iſt, die ſo eben falſche Wochen gehalten hat,*) (ſpöttiſch) doch ich will dem Herrn Schwager einen freundſchaftlichen Rath geben, falls er noch weiter in der Höf-

---

„Hier au matin j'aij retirè les deux ballots et la cassette des couleurs du battiment de M:r le Comte de Guiscard, les chapeaux et la perruque pour M:r Cronhjelm ij restent encore. Vers le soir j'aij montrè la piece de Malmö au Roy, tendue dans son antichambre, ou M:r le Comte Piper et le Lieutenant General Renschiöld estoient presents; on l'a trouvè parfaitement belle et Sa Majestè en a estèe tres satisfaite, ce qui a fournij lieu de dire à vostre advantage tout ce que l'on a dû, dont le Lieutenant Colonel Palmquist mesme fut tesmoin; et quoij, qu'entre nous dit, S. A. R. la Duchesse d'Holstein fit une fausse couche le lendemain de son arrivèe, neantmoins elle se fit porter en bas en chaise pour la voir, sur le recit que le Roij lui en avoit fait, la Reine, la Princesse de Wolffenbüttel avec le Duc d'Holstein et le Prince de Wolffenbüttel furent aussij advertijs pour la voir, et elle a eu un applaudissement universel, tant pour la finesse et la fabrique, que pour la richesse et la decoration de la bordure, et le Rolj ij a pris tant de goust que son impatience pour voir le reste va toujours en augmentant. Il est resolu de vous faire remettre au premier prochain 1500 escus pour la continuation de la tenture." — — —

(Aus einem Briefe Teſſin's an Cronſtröm vom 19. Juli 1699).

gunſt ſteigen will: den nehmlich, jenes häßlich klingende Wort nicht zu gebrauchen. Unſre gute Herzogin hat mir ſogar ſtrenge unterſagt, über die Art ihres Unwohlſein irgend etwas im Publicum verlauten zu laſſen. In der Hofſprache wird es nach Uebereinkunft: Flußfieber genannt.«

Teſſin: »Mit Gottes und Deiner Hülfe iſt alſo keine Gefahr zu beſorgen.«

Hjärne: »Keine andre, als daß, falls der Herzog ſich vor der Wiederherſtellung ſeiner Gemahlin den Hals bricht, Schloß Gottorp völlig neue Bewohner erhält.«

Teſſin: »Dein ſcherzender Ton beruhigt mich mehr, als Deine wenig tröſtlich klingenden Worte. Du kannſt Dich über meine Aengſtlichkeit in dieſer Beziehung nicht wundern. Das Holſteinſche Haus iſt jetzt faſt als eins mit unſerem eigenen Hauſe anzuſehn, und das Wohl Beider beruht einzig und allein auf der nie genug geprieſenen Herzogin.«

Hjärne: »Ja, ſo iſt es in der That; und da der Herr Schwager bei Beiden in ſo großer Gunſt ſteht, ſo kann es auch nicht fehlen, daß er irgend eine Anſtellung bei dem Holſteinſchen Hofe erhält.«

Teſſin: »Wenigſtens dürfte das nicht ohne mein Wiſſen und ohne meinen Willen geſchehen können, und eher würdeſt Du eine ſolche Anſtellung erlangen können als ich. Ich bin des Hofdienſtes müde, den ich bei unſerer verwittweten Königin zu verſehen hatte und habe

deshalb um meine Entlaſſung unterthänigſt gebeten und ſie erhalten.“ *)

*) — — — „All' egard de ma charge de chambellan je l'aij quitté des que j'aij eû le caractere de Sur Intendant, et depuis que le Roij m'a fait la grace de me faire mettre à sa table, je n'aij pas pû garder le caractere de chambellan, qui ne font que servir à table, dont mesme Sa Majestè la Reine, m'a bien voulu dispenser, en me donnant le mesme caractere de Surintendant à sa cour, et au reste comme mon rang est alternatif avec le Marechal de la cour et le Colonel du regiment des Gardes, je n'aij aucun lieu d'affecter celluij de Marechal, ni de Premier Chambellan, tant que le premier n'est què tres rarement mis à la table du Roij, et l'autre jamais (qui est donc le Comte Eric Stenbock auprez de la Reine), outre qu'entre nous dit, le Marechal n'a que 2000 escus de pension ou j'en aij en tout 3000 escus, sans les gratifications dont je jouis fort souvent, et les autres presque jamais; le present que le Roij fait le jour de l'an au Marechal de la cour est de 100 ducats, et le mien de la valeur de 1000 escus, ainsij vous voyez que j'aij guere de suject d'aspirer à ces charges là, dont je vous soupplieraijs pourtant fort de menager mes visees et mes interests. Quand il ij a quelque rejouissence extra ordinaire à la cour, je dispose depuis bien des annèes de toutte l'ordonnance mesme presque jusques au reglement de chacque plat, ainsij je n'aij aucun lieu d'envier les ordinaires aux autres. Pour qui'est de la charge de chambellan, je n'aij vois aucun aggrèement pour vous, car je trouve cela trop au dessous de vostre merite, et ce

Hjärne: »Das iſt ein ander Ding, liebſter Schwager! und der vernünftigſte Beſchluß, den ich in mehreren Jahren Dich faſſen ſah. Von ganzem Herzen wünſche ich Dir Glück, daß Du die glänzende Sklaverei des Hofdienſtes los biſt. Gäbe Gott, daß ich mich eben ſo zur Ruh ſetzen könnte!«

Teſſin: »So heißt Dich augenblickliche Laune ſprechen, lieber Urban! Deinem menſchenliebenden Herzen iſt ein ſolcher Wunſch fremd. Wie viele Leidende würden hülfloß werden, wenn Du Dich von Deinem Berufe losſagteſt. Die Aufwartung bei Hofe kann von

---

caractere n'est presentement soustenû que par la jeunesse, et si je l'ose dire avec fort peu d'aggréement, n'aijant de pension annuelle que 500 escus, et le rang au dessous d'un Lieutenant Colonel et avec cela sont ils tres rarement avancès, si ce n'est que quelque autre canal ij fournisse du chemin, ainsij s'il vous faut parler à coeur ouvert, je vous croijs deja bien au de la de tous les advantages que cela vous pourroit produire, et s'il n'y avoit autre raison là ou il ij en a tant pour vous employer à la premiere ouverture, celle seule vous doit persuader, que l'on est toujours bien aise de retirer l'extra ordinaire de l'estat, qu'on ne pourra nij ne voudra jamais faire, avant que de vous coucher sur quelque estat ordinaire, — c'est de quoij Messieurs les comtes de Wrede et Piper m'ont entierement asseurès.“ — — —

Aus einem Briefe Teſſin's an Cronſtröm vom 30. Auguſt 1699.

Jedem beliebigen Andern gleich gut besorgt werden. Zwischen dem Amte, das ich aufgegeben, und dem, welches Du innehast, findet kein Vergleich statt.«

Hjärne: »In gewisser Hinsicht doch, darin, daß zuweilen die hohen Patienten gegen den Arzt gleichen Ton annehmen wollen, wie gegen ihre Kammerherrn. Doch ich bin nie und in keinem Falle blöde, und fällt es unsrer guten Herzogin ein, sich meinen Vorschriften nicht bequemen zu wollen, so mache ich eines schönen Tags meinen unterthänigen Kratzfuß und damit basta.«

Tessin: »Um Gotteswillen denke daran, daß Ihre Königliche Hoheit die Lieblingsschwester unseres Königs ist. Wie Du es auch mit Andern machen willst, sie darfst Du ihrem Schicksale nicht überlassen.«

Hjärne: »Diesmal, habe ich Dir ja gesagt, ist keine andere Gefahr zu besorgen, als daß wir nicht zur Taufe kommen. Doch scheint auch für uns weniger ein Verlust als ein Aufschub bevorzustehn. Denn wenn nicht alle Zeichen trügen, dürfte der Holsteinsche Hof künftighin seine Zeit zwischen Gottorp und Stockholm theilen wollen.«

Tessin: »Nun, und welchen Schluß ziehst Du daraus?«

Hjärne: »Daß die theure Leibesfrucht in jedem Falle auf Schwedens Theil fällt, daß sie in Schweden geboren und von ihm ernährt wird.«

Tessin: »Unverbesserlicher Spötter!«

Letzter Auftritt.

(Derſelbe Ort.)

La Marre: „Der Herr Baron hat mich rufen laſſen?“

Teſſin: „Ja Mademoiſelle und einer ſehr unerfreulichen Veranlaſſung wegen. Ihre Aufführung“ . . .

La Marre (einfallend): „Ich habe weder ein Kloſtergelübde abgelegt noch mich in Schweden unter Vormundſchaft geſtellt.“

Teſſin: „Unterbrechen Sie mich nicht, freche Perſon! Daß Sie die Achtung vor ſich ſelbſt und vor Ihrem Geſchlecht vergeſſen haben, habe ich leider längſt bemerkt, daß Sie aber den mir gebührenden Reſpect außer Acht laſſen, dulde ich in keinem Falle; mein Recht über Sie zu befehlen iſt unumſchränkt. Alſo hören Sie mich zu Ende! Ihr Betragen iſt unverſchämt, und was ſchlimmer iſt, unverbeſſerlich. Nicht einmal den Schleier der Züchtigkeit ſuchen Sie über Ihr ſchändliches Leben mit dem Sänger Peltier zu breiten und nachdem ich ihm meine Thüren habe verſchließen laſſen, haben Sie allem Anſtande getrotzt und die Nächte außer dem Hauſe zugebracht. Ich kann deshalb nicht geſtatten, daß Sie länger hier wohnen und meine Kinder unterrichten, und muß Sie bitten noch vor Abend mein Haus zu verlaſſen. Nehmen Sie hier (indem er ihr einige zuſammengewikkelte Zettel übergiebt) den Reſt Ihres Gehalts für den verfloſſenen Monat.“

La Marre (trotzig): „Nicht ich bin es, der nach

Schweden und in das Haus des Herrn Baron zu kommen gesucht hat.“

Teſſin: „Daß Sie es verlaſſen müſſen, iſt Ihre eigne Schuld und wenn Sie Ihre Aufführung nicht ändern, ſo wird es Ihnen anderswo nicht beſſer als hier ergehn. Bei uns iſt Ihre Rolle jetzt zu Ende; das Hoftheater werden Sie ferner nicht betreten. Die hohen Perſonen, die dort zuweilen Zerſtreuung ſuchen, wollen durch den Anblick eines Frauenzimmers nicht beleidigt werden, das ſo ſeinen Ruf befleckt hat, wie Sie es thaten.“

La Marre (ſpöttiſch): „Nicht alle hohen Perſonen, damit tröſte ich mich, ſind dieſer Meinung, Herr Baron.“

Teſſin: „Alle, Mademoiſelle! Ihr Engagement hört gänzlich auf. Die nicht unbedeutenden Schulden, die Sie bei Ihrer unverantwortlichen Aufführung aufſammelten, werden bezahlt, ein neuer aber letzter Beweis der Großmuth Sr. Majeſtät gegen Sie. Se. Hoheit der Herzog von Holſtein fügt ein Gnadengeſchenk von 50 Dukaten hinzu (Teſſin überreicht ihr dabei eine kleine Geldbörſe) aber mit der ausdrücklichen Bedingung, daß Sie ſich niemals unterſtehn, den Fuß über die Grenze ſeiner Staaten zu ſetzen.“

La Marre (betroffen): „Der Herzog, ſagen Sie Herr Baron: der Herzog hat dieſe Bedingung geſtellt?“

Teſſin (mit Nachdruck): „Ja, Mademoiſelle! und um Ihrer ſelbſt bitte ich Sie dieſelbe ja inne zu halten, denn betreten Sie das Holſteinſche Gebiet, ſo haben Sie die ſchimpflichſte Behandlung zu gewärtigen. Se.

Hoheit hat bereits einen von dem Geheimerath Pinelier contraſignirten Befehl nach Holſtein geſandt, Sie gleich einer Metze in ein Zuchthaus zu ſperren, ſobald Sie ſich in ſein Land einzudrängen ſuchen.“

La Marre (erbleicht, holt tief Athem, dann, die Augen mit den Händen bedeckend, entfernt ſie ſich ſtill): „O Gott!“

Zwölftes Kapitel.

Die Gefahren, welche Holſtein bedrohten, machten auch den ſchwediſchen Staatsmännern die Köpfe ſchwer: nicht bloß der ſchlechten Stimmung wegen, welche die Verlegenheit eines nahverwandten Hofs verurſachen würde, ſondern faſt noch mehr deswegen, weil der junge König ſowohl aus Zuneigung für ſeinen Schwager und aus Eitelkeit, den Gemahl ſeiner geliebten Schweſter nicht ungeſtraft herabwürdigen zu laſſen, verſtehen ließ, daß wenn Dänemark ſich nicht eines Beſſeren beſänne, er ſich ernſtlich ins Spiel miſchen wolle.

Während die Holſteinſchen Angelegenheiten zwiſchen Krieg und Frieden ſchwebten, ſetzte der König ganz unbekümmert — denn Pläne, Vorausſicht, Berechnung waren ſeinem Weſen fremd — ſeine glänzenden Beluſtigungen und ſeine muntre Lebensweiſe fort. Gern und eifrig folgte man in den höchſten Kreiſen dieſem lockenden Beiſpiel und man hörte von nichts Anderm ſprechen als von

Banketten, Mahlzeiten, Bällen, Maskeraden und muntern Veranstaltungen aller Art.

„Die Menge von Bällen, die wir die Zeit her gehabt haben — schreibt Tessin am 17. Febr. 1700 an Cronström — hat mir entsetzlich viel zu thun gegeben, doch das Vergnügen, welches der Hof an ihnen fand, und der allgemeine Beifall, welchen alle Welt ihnen spendete, hat mich anderer Seits getröstet. Ich schicke Ihnen hierbei eine Beschreibung der letzten Lustbarkeit bei Hofe, man kann sie vorzugsweise prächtig nennen, und manch Andrer wie ich nähme gewiß Veranlassung, sich weitläuftiger darüber auszulassen. Zugleich sende ich Ihnen zur näheren Erläuterung einen Riß vom Schauspielsaale, mit den Veränderungen, wie das Fest sie nöthig machte.“

„Der am besten arrangirte und prächtigste von allen Bällen in der Stadt war der bei dem Grafen Piper. Er fand am vorigen Dienstag in dem großen gewölbten Saale des Schönfeldtschen Hauses statt. An jedem der elf Fenster an jeder Seite des Saales waren große Spiegel mit reichen Rahmen angebracht, und unter jedem Spiegel befand sich eine Pyramide Confect. Außer diesem Saale waren noch zwei andre geöffnet und mit Masken überfüllt. Der König und der Herzog von Holstein waren ganz gleich gekleidet; außer ihnen sah man noch zwei Personen, in Gestalt und Maskirung ihnen so ähnlich, daß man sie kaum unterscheiden konnte. Heut Morgen ist der König nach Kungsöhr abgereist, wo eine große Bärenjagd veranstaltet werden soll. Am Dienstag über acht Tage wird er wieder zurückerwartet.“

Pipers Bankette waren in gleicher Weiſe auf Politik wie auf Zerſtreuung berechnet. Piper hatte die Eigenthümlichkeiten ſeines jungen Gebieters aus dem Grunde ſtudirt und gefunden, daß dieſer, wenn er ſich einmal mit dem ganzen Eifer ſeines Gemüths einer Richtung zugewandt hatte, in dieſer Zeit für andre Dinge wenig Sinn hatte. Und darauf bauend hegte Piper die Hoffnung, den König an die kürzlich betretene Bahn der Vergnügungen ſo zu feſſeln, daß er ſich den Krieg aus dem Sinn ſchlüge. Daher ging der ſchlaue Günſtling allen Andern mit dem Beiſpiele der üppigſten wollüſtigſten Lebensweiſe voran, und trieb Teſſin an unaufhörlich neue, prächtige, muntre und abwechſelnde Unterhaltungen in Bereitſchaft zu haben.

Der löbliche Kunſtgriff glückte für einige Zeit und hätte vielleicht für immer vermocht den ſchlummernden Stahl in der Scheide feſtzuhalten, hätten nicht raubluſtige Nachbarn wie Ulyſſes doch aus verſchiedenen Beweggründen Sorge dafür getragen, dem Achill das verheerende Schwerdt zu zeigen, worauf er ein für alle Mal die Spindel wegwarf und die Vergnügungen an Lykomedes üppigem Hofe abſchwur.

Die Diplomaten derjenigen Monarchen, welche Böſes im Sinne führten, thaten inzwiſchen als ob nichts wäre, wechſelten Feſte und Gaſtmähler, lispelten Honig und lächelten Verſöhnlichkeit. „Es ſcheint — ſchrieb Teſſin am 22. November 1699 an Cronſtröm — daß die Holſteinſche Angelegenheit zur friedlichen Ausgleichung gelangen werde. Nachdem Herr Pincier Mittags bei dem Däniſchen Geſandten, wo auch ich die Ehre hatte

zu ſein, geſpeiſt hatte, reiſte er am folgenden Tage nach Holſtein und es ſteht zu vermuthen, daß ein Vergleich im Anzuge iſt.«

Aber was Pincier's ſchlaue Vorſicht auf der einen Seite aufbaute, riß auf der andern die eigne unbedachtſame Heftigkeit des Herzogs wieder ein. Er führte eine ſtolze Sprache, redete unabläſſig von der Selbſtſtändigkeit Holſteins und ſeinen Hoheitsrechten; ſagte daß er keine Complimente machen werde und deutete allzu verſtändlich auf den Rückhalt hin, auf den er in der Macht ſeines Schwagers zu rechnen habe. Die fremden Geſandten in Stockholm eilten dergleichen Aeußerungen, vergrößert und mit drohenden Bemerkungen vermehrt, ihren Höfen zu berichten. Es bedurfte dieſer Aeußerungen zwar nicht, um diejenigen Höfe, welche mit kriegeriſchen Plänen umgingen, zu beſtimmen, aber ſie beſchleunigten die Entwicklung dieſer Pläne oder ſie befeſtigten die noch zweifelhaften in dem Entſchluſſe, lieber zuvorzukommen, als ſich zuvorkommen zu laſſen: eine goldene Regel in der Staatskunſt, für deren Nichtbeachtung Schweden in mehreren Fällen hat büßen müſſen. Und während ſo der Leopard und der Adler in der allerſchönſten Bequemlichkeit zu einem lange beſchloſſenen Anfalle ſich anſchickten, ſchlummerte der Löwe, um ſeine Vertheidigung unbekümmert.

Während in Dänemark, Polen und Rußland die Geſchoſſe geladen wurden, lebte man in Stockholm luſtig und in Freuden. Alle Erfindungskraft Teſſin's war von Nöthen, um mit dem Reize der Abwechſelung und der Anmuth der Neuheit die Vergnügungen aus-

zuſtatten, deren Uebermaaß eher geeignet war, zu erſchlaffen und Gleichgültigkeit zu erwecken als zu beleben und zu ermuntern.

Als die Prinzeß Ulrica Eleonora (am 23. Januar 1700) ihr zwölftes Lebensjahr vollendete, gab die verwittwete Königin einen glänzenden Ball. Die Freude der erſteren kannte keine Grenzen, nicht bloß wegen des Feſtes, ſondern auch der Eitelkeit wegen, als die Heldin des Tags begrüßt zu werden. Mit dem ihr eigenen feinen durchdringenden Verſtande durchſchaute die Herzogin von Holſtein den ſtets verſchloſſenen Sinn ihrer jungen Schweſter, welcher jetzt der Freude, wie die Roſe dem Morgenthaue, ſich öffnete, und mit liebenswürdiger und ungezwungener Bereitwilligkeit gab ſie ſich her, die Eigenliebe Ulrica Eleonora's zu befriedigen. Sie ging ſelbſt mit dem Beiſpiel voran, der jüngeren Prinzeß zu ſchmeicheln und leitete fein und unbemerkt ihr den Schwarm zu, welcher gewöhnlich Hedwig Sophia ſelbſt ſeine angelegenen Huldigungdarbrachte — weniger ihres perſönlichen Werthes wegen, als um des Einfluſſes willen, den ſie, wie man glaubte, auf ihren königlichen Bruder ausübe.

Der Ordner des Feſtes, Teſſin, hatte der jungen Prinzeß, als er ihr am Vormittage ſeinen Glückwunſch abſtattete, im Namen ſeiner Hausfrau einen künſtlich gearbeiteten und reich verzierten Stuhl und im Namen von Cronſtröm in Paris einen Haarſchmuck von dem ausgeſuchteſten Geſchmacke und neueſter Erfindung zum Geſchenk überreicht. Ihr unſchuldiges kindliches Ver-

gnügen daran erfreute ſogar den König und er drückte ſowohl Teſſin wie Cronſtröm ſeinen Dank aus.

Je ſichtbarer auch bei dieſer Gelegenheit die gnädigen Geſinnungen der Königlichen Familie gegen Teſſin hervortraten, deſto beſorgter war dieſer, bei ſeinem Gönner, dem allmächtigen Günſtlinge, kein Mißtrauen aufkommen zu laſſen, als ſtrebe er dahin ihn zu übergehn und als wollte er mit eigenen Schwingen den Flug verſuchen. Teſſin hatte daher kaum ſeine Geſchenke der Prinzeſſin dargebracht, ſo beeilte er ſich ſchon, der Gräfin Piper ein gleiches Geſchenk von eben ſo hohem Werth und nicht minder ausgeſuchtem Geſchmacke zu überreichen.

Sobald ſich der Hof von dem Balle am Geburtstage der Prinzeſſin gehörig hatte ausruhen können, gab der König Teſſin Befehl wegen einer Maskerade. Der eifrige Miniſter der Vergnügungen ließ es nie bei einer Veranſtaltung bewenden, womit er ſchon einmal den Becher der Freude gefüllt und Beifall gewonnen hatte, jede von ihm geleitete Anordnung war in der That neu und reizte die Neugierde. Die eben erwähnte Maskerade findet ſich in Teſſin und Teſſiniana S. 290 — 293 umſtändlich beſchrieben und Teſſin ſchildert in einem Briefe an Cronſtröm vom 31. Januar 1700 die Anſtrengungen und Mühe, welche ihm die Vorbereitungen verurſacht hätten.

Während die Freude am lauteſten war in den für die Maskerade geöffneten Sälen trat eine Damenmaske an Teſſin heran und flüſterte ihm heimlich ins Ohr, daß ſie eine Privatunterredung für einige Minuten in

irgend einem Zimmer wünſche, wo ſie vor Ueberraſchung ſicher wären; es ſei kein leichtſinniges Abentheuer, in das ſie ihn verwickeln wolle, ſondern eine Sache von äußerſter Wichtigkeit, welche ſie ihm anzuvertrauen habe.

„Sonderbar — murmelte Teſſin, halblaut — dieſe Stimme, obzwar verſtellt, kommt mir nicht fremd vor. Erlauben Sie mir ſchöne Maske! zu rathen, wer Sie ſind?“

„Erkannt oder nicht, ich habe Ihnen — fuhr die Maske fort — etwas mitzutheilen, was eben ſo wichtig für die Familie Ihrer Gemahlin wie für das Reich iſt. Nur begleiten Sie mich zu irgend einem ſichren Orte, bevor wir bemerkt werden.“

Teſſin zögerte einige Augenblicke, um zu überlegen wohin er ſeine erkannte Unbekannte führen ſolle. Endlich entſchied er ſich für das eigene Cabinet des Königs, welches wie er wußte verlaſſen war und wo man am unbemerkteſten und am wenigſten Beſuchenden ausgeſetzt einige Augenblicke unter vier Augen zubringen könne. Er bot der Damenmaske ſeinen Arm und ſie wanderten nach dem beſtimmten Orte.

Aber wie ward er nicht überraſcht, als er die Thür zu dem ſonſt bei ähnlichen Gelegenheiten niemals verſchloſſenen Cabinet des Königs verriegelt fand und deutlich hörte, daß darin geſprochen wurde.

„Wir ſind zur unrechten Stunde gekommen — ſagte Teſſin zu ſeiner Begleiterin. — Vermuthlich iſt Se. Majeſtät im Begriffe ſich umzukleiden und möglicherweiſe befindet ſich auch Se. Hoheit der Herzog darin.“

»Schlecht gerathen — verſetzte mit einer gewiſſen Heftigkeit die Damenmaske — Der König wie der Herzog beluſtigen ſich jetzt auf das Beſte im Gewühl der Masken. Es ſind ihre zweiten Ichs, die Anſtifter alles Böſen, deren Schatten bloß jene hohen Perſönlichkeiten ſind, welche jetzt darinnen über unſer und über das Geſchick dieſes armen Landes beſchließen.«

»Um Gotteswillen, meine gnädigſte Schwägerin, ſprechen Sie leiſe — ermahnte Teſſin, ohne jedoch zu ahnen, wer, wenn nicht der Monarch ſelbſt und der Herzog, ſich im Cabinet aufhalte, aber als alter Hofmann Ohren in jeder Wand und Zungen in jedem Schlupfwinkel fürchtend — bedenken Sie wo wir ſind, und daß wir vielleicht jetzt nicht hier ſein dürften.«

»Nicht ich — bemerkte die Maske — habe dieſes Zimmer zu einer vertraulichen Unterredung ausgewählt und den Baron erſucht mich hierher zu begleiten. Aber da wir uns einmal hier befinden, ſo will ich ausſprechen, was mir auf dem Herzen liegt und Sie, Schwager, können eben ſo überzeugt ſein, daß diejenigen, welche da drinnen Rath pflegen, allzu vertieft in ihre Ränkeſchmiedereien ſind, als daß es Piper, wenn ihn das böſe Gewiſſen verlocken ſollte, nachzuſehn wer ſeine Schritte belauere, ſchlimmer zu Muth ſein werde, als mir, wenn er ſich Angeſicht zu Angeſicht der Gemahlin des Kanzleipräſidenten gegenüber fände.«

Die Gräfin Oxenſtjerna nahm die Maske ab und warf ſich nachläſſig in einen Lehnſtuhl, welcher der Thür des Cabinets grade gegenüber ſtand.

Teſſin, verlegener als ſich beſchreiben läßt, er-

innerte daran, daß ſeine Gegenwart als Ordner der Maskerade verlangt und daß er vom Könige anderswohin gerufen werden könnte. Er bat deshalb ſeine Schwägerin, ihm ſo ſchnell wie möglich ihre Befehle mitzutheilen.

„Nun wohl, Baron — nahm die Gräfin das Wort — während Sie mit ſo vielen Anſtrengungen, ſo groſſem Erfolge, ſo einſtimmigem Beifalle ſich um unſere Vergnügungen bemühen, an denen der junge Monarch immer größeres Gefallen zu finden ſcheint; während dieſer heitre Zeitvertreib bald beſchützt wird von dem klugen Staatsſyſteme, bald es beſchützt, das mein lieber Mann in einer ſo langen Reihe von Jahren zur Wohlfahrt und Ehre dieſes Landes aufrecht erhielt: während wir Alle nichts mehr wünſchen, als uns der Ruhe des Friedens zu erfreuen: läßt ſich jener begünſtigte Herr, der jetzt allein im Reiche ſchaltet und waltet, von dem Holſteinſchen Patron, gegen den der Herzog blind iſt, beſtechen, und Beide kochen einen Krieg jetzt zuſammen, ohne auch nur den Kanzlei-Präſidenten vorher gehört zu haben.“

„Ich will nicht behaupten, daß ich die Meinung meiner gnädigen Schwägerin richtig aufgefaßt habe — verſetzte Teſſin, indem er die Stirne runzelte — verſtehe ich ſie aber, ſo enthält ſie einen Irrthum von Ihrer Seite. Geheime Rath Pinceier reiſte nach Holſtein mit den friedlichſten Anerbietungen und den beſten Hoffnungen für eine gütliche Beilegung der Streitigkeiten. Wir erwarten täglich Nachrichten von dem Erfolge ſeiner Sendung“ . . .

„Dann wiſſen Sie nicht, lieber Baron — unterbrach ihn die Gräfin — daß Herr Pincier an dieſem Abende ganz unvermuthet zurückgekehrt iſt; daß er Piper ſogleich aufſuchte und daß der Kanzlei-Präſident noch bis dieſe Stunde von einer Sache nichts wüßte, welche vor allen Andern ihm hätte mitgetheilt werden müſſen, hätte nicht ein Zufall ihn in den Beſitz des Geheimniſſes geſetzt, welches man vor ihm zu verbergen geſucht hat.“

„Die Rückkehr des Geheime-Rath Pincier und was damit in Verbindung ſteht, iſt mir gänzlich unbekannt, wie ich bekennen muß — erwiederte Teſſin mit ſteigender Wärme — ſollte aber auch meine gnädige Schwägerin in dieſem Punkte Recht haben, ſo muß ich doch um ſo beſtimmter dem Urtheile über den Grafen Piper widerſprechen. Er liebt den Frieden vollauf ſo wie wir und thut mehr für deſſen Erhaltung, als wir Alle zuſammen genommen, davon habe ich verſchiedene unwiderlegbare Beweiſe.“

„Gehört die Verdrängung und Vernachläſſigung des friedlich geſinnten Kanzlei-Präſidenten mit zu dieſen?“ fragte die Gräfin bitter.

„Wenn Sie erlauben, hören wir auf von Staatsangelegenheiten zu ſprechen — gab mit ernſtem Tone Teſſin zur Antwort. — Sie liegen wenigſtens außer meinem Gebiete, und ich wage zu glauben, daß Se. Majeſtät in dieſer Beziehung durch die unterthänigen Rathſchläge Ihrer Excellenzen Oxenſtjerna und Piper auf die beſte Weiſe bedient iſt. Ich werde Alles was in meinen Kräften ſteht thun, um für mannigfal-

tige Zerſtreuungen zu ſorgen und wenn meine gnädige Schwägerin ſich an die Spitze der Behaglichkeit und Zufriedenheit des Hofkreiſes ſtellt, ſo wollen wir verſuchen den Frieden im Lande ſo lieb zu machen, daß wenn äußere Feinde nicht vermieden werden können, ſie wenigſtens mit vereinten Kräften bald zurückgewieſen werden mögen.«

In dieſem Augenblick wurde die Thür des Cabinets geöffnet und der Königl. Rath Piper trat in das Zimmer. Aus der Wärme, mit der er Teſſin die Hand drückte, der gezwungenen Artigkeit, mit welcher er die Gräfin Oxenſtjerna begrüßte, ließ ſich ſchließen, daß er vom Cabinet aus wenigſtens den Schluß der Unterredung gehört habe.

»Sie entſchuldigen ſicherlich, Frau Gräfin — ſagte Piper mit einer gewiſſen Schärfe im Ton — wenn ich die Gelegenheit dieſer unverhofften Begegnung hier benutze, Ihnen mit einer Beſtellung an Se. Excellenz, Ihren Herrn Gemahl beſchwerlich zu fallen. Da ich ſeine Gemahlin in der Nähe dieſes Gewimmels erblicke, kann ich als gewiß betrachten, daß ſich auch der Herr Kanzlei-Präſident auf der Maskerade befindet. Möchten Sie ihn erſuchen ſich unbemerkt je eher je lieber in dem Cabinet Sr. Majeſtät einzufinden, wo er mich und einen kürzlich angekommenen Fremden, der uns Allen nicht unbekannt iſt, antrifft? Es iſt von Wichtigkeit ſowohl für den Dienſt des Königs wie für Se. Excellenz und mich, daß wir mit einander Rath pflegen, ehe uns Se. Majeſtät befiehlt, unſre Meinung in einer gewiſſen delikaten Sache abzugeben. Für den

Herrn Kanzlei-Präſidenten genügen dieſe Andeutungen und da Staatsſachen allzu trockene Gegenſtände für Damen ſind, zumal bei den Klängen einer Maskerademuſik, ſo wage ich nicht die Frau Gräfin mit mehr Worten zu ermüden. Geſtatten Sie, daß das Geſpräch ein vertrauliches zwiſchen uns und Sr. Excellenz Ihrem Herrn Gemahl bleibe; denn was Baron Teſſin betrifft, ſo weiß ich von Alters her, daß man ſich auf ſeine Verſchwiegenheit wie auf ein bombenfeſtes Gewölbe verlaſſen kann.«

Mit einer kalten Verbeugung gegen die Gräfin Oxenſtjerna und einem freundlichen beredten Blick gegen Teſſin, wandte ſich Piper nach dem Cabinet zurück, deſſen Thüre er ſchloß.

Stillſchweigend reichte die Gräfin Oxenſtjerna Teſſin ihren Arm und Beide kehrten zu den Maskeradenzimmern zurück.

Dreizehntes Kapitel.

„Du biſt alſo der Meinung, dieſe dummen Streitigkeiten könnten nicht in Güte beigelegt werden und der Däniſche Hof ließe friedliche Geſinnungen durchſcheinen, nur um mich ſicher zu machen und dann deſto leichter die Schlinge um meinen Hals zuziehen zu können?“

Der Herzog warf, indem er dieſe Frage an Pincier richtete, nachläſſig die Maskentracht ab, ergriff eine auf dem Nachttiſche ſtehende Cryſtallflaſche, goß Riechwaſſer in die Hand und rieb ſich damit das Geſicht. Dann ſtürzte er ſich in einen hohen weich gepolſterten Lehnſtuhl, ſtreckte ſich, gähnte und ſtarrte zerſtreut auf Pincier, der mitten vor ihm ſtand.

„So und nicht anders iſt es leider — erwiederte dieſer. Und da Ew. Hoheit unter dieſen bedenklichen Verhältniſſen hauptſächlich auf Schwedens Hülfe ſich verlaſſen müſſen, ſo habe ich die günſtige Gelegenheit, welche die Hofmaskerade darbot, benutzt, um ohne Aufſehen gleich nach meiner Ankunft mich mit dem Grafen

Piper in Verbindung zu ſetzen. Von ihm hängt zuletzt Alles ab ....«

»Vermuthlich in demſelben Maaße, wie der Herr Geheimerath ſich einbildet das vornehmſte Triebrad der Holſteinſchen Staatsgeſchäfte zu ſein — fiel ihm ziemlich barſch der Herzog in die Rede. — Doch vielleicht ſchenkt eines ſchönen Tags mein großmächtigſter Schwager ſein hohes Vertrauen an einen Andern, und dann wendet man ſich nicht mehr an Herrn Piper. Es wäre das ein warnender Denkzettel für anmaaßende Günſtlinge und könnte auch anderwärts als in Schweden von heilſamer Wirkung ſein: oder nicht? ... Doch wie nahm Graf Piper die Nachrichten aus Holſtein auf?«

»Mit mehr Betrübniß und mehr Wärme als derjenige blicken läßt, deſſen Wohl und Wehe in erſter Stelle bei der Löſung dieſer kitzlichen Verhältniſſe betheiligt iſt — antwortete verletzt und ſtechend Pincier. Er erklärte, die Erhaltung des Friedens wäre der Vortheil des Königs, ſeines Herrn, das Bedürfniß des Landes, der Wunſch des Volks und das Augenmerk der Miniſter. Um mich zu überzeugen, daß dies nicht bloß ſeine Privatanſicht ſei, ſondern daß ſie von dem ganzen Senate getheilt werde, ließ er den Kanzlei-Präſidenten rufen, und wenn dieſer auch nicht weiter ging als Piper, ſo war doch eben ſo wenig mit ihm anzufangen.«

»So geht es — rief der Herzog ſpöttiſch aus — wenn der eine Sclave mit dem andern verhandeln ſoll. Indeß Dank für die Mühe, mein lieber Geheime Rath und nun gute Nacht! oder guten Morgen, was Sie nun für richtiger halten mögen. Wenn ich ausgeſchlafen

habe, werde ich ſelbſt mit meinem großmächtigſten Schwager unterhandeln, und ich wette, es ſoll mir beſſer glücken.«

»Das läßt ſich nicht bezweifeln — bemerkte fein und ſpöttiſch Pincier. — Vergeſſen Sie nur nie, daß wenn Schweden untergeht, Holſtein ſeine letzte Stütze verliert, und daß wenn die Schweden den Untergang ihres Landes auf Holſteins Veranlaſſung ſchrieben, damit die letzte Hoffnung Ew. Hoheit auf eine andere als die herzogliche Krone verſchwindet.«

»Schlafe ſüß, Schulmeiſter!« ſagte der Herzog, nickte, wandte ſich von Pincier ab und ſchellte ſeinem Kammerdiener.

Eine Stunde ſpäter ſchlief Friedrich ſo tief, daß ihn ein Erdbeben nicht hätte erwecken können. Geheime Rath Pincier's Gedanken dagegen waren ſo in Anſpruch genommen von den Gefahren, welche Holſtein bedrohten, und von einer Menge von Maaßregeln, welche die innere Verwaltung des Herzogthums von dem abweſenden Fürſten forderte, daß er weder Ruhe ſuchen noch finden konnte. Er brachte den Reſt der Morgenſtunden am Schreibtiſche zu, bis die Zeit gekommen war, wo er ſich nach einer Verabredung mit Piper zu neuen peinlichen Betrachtungen bei dieſem einfinden ſollte.

Sobald der Herzog aufgeſtanden war und ſich angekleidet hatte, eilte er zum Könige. Im Empfangzimmer traf er den General-Lieutenant Rehnſkjöld, welcher auf Audienz wartete.

»Das iſt mir eine angenehme Begegnung und ein gutes Vorzeichen für die Unterhandlung, die ich auf

eigne Hand gerade jetzt zu beginnen beabsichtige — sagte der Herzog und reichte dem General freundlich die Hand. — Wir haben uns früher einmal zusammen auf dem Schlachtfelde herum getummelt, als ich meine ersten Felddienste in den Niederlanden that. Jetzt dürfte es leicht meiner eignen Haut gelten und ich wünschte wohl dabei auf Ihr tapferes Schwerdt rechnen zu können.«

»Nichts Besseres könnte ich begehren, gnädigster Herr, als unter Ihrem Panier und für die rechtmäßige Sache Ew. Hoheit fechten zu dürfen — erwiederte Rehnskjöld. — Aber gegenwärtig, durch hohen Befehl im Dienste des Vaterlands festgehalten, muß ich verzichten, in fremde Dienste zu treten.«

»Das sollen Sie auch keineswegs — versetzte hastig der Herzog. — Meine Meinung ist, daß Sie, Herr General, an der Spitze eines schwedischen Kriegsheeres mir behülflich sein möchten, die Dänen aus Holstein zu verjagen, und hierüber will ich, wenn Sie es wünschen, sogleich mit meinem großmächtigsten Schwager reden.«

»Ich bin bereit zu gehen, wohin der Dienst und Sr. Majestät hoher Wille mich rufen — erwiederte Rehnskjöld. — Doch ich sehe voraus, Ew. Hoheit werden, ehe Sie Beistand von Schweden erlangen, einen nicht minder heißen Streit im Cabinet, als später auf dem Schlachtfelde zu bestehen haben.«

Der Herzog stutzte, sah Rehnskjöld scharf an, und rief aus:

»Es ist doch sonst nicht die Sitte des Königs hier zu Lande, im Voraus zu sagen, was er zu unternehmen

im Sinn hat. Sie ſind beneidenswerth glücklich, Herr General, daß Sie die Ehre haben, ſo tief in Sr. Majeſtät Vertrauen eingeweiht zu ſein.“

„Ew. Hoheit miſsverſtehen mich — bemerkte Rehnſkjöld. — Se. Majeſtät haben mir weder Ihre Abſichten zu erkennen gegeben, noch habe ich gewagt, ſie zu erforſchen. Was ich ſagte, bezog ſich auf Ihre Excellenzen, die eben jetzt im Cabinette ihre unterthänigen Rathſchläge abgeben und deren Abneigung vor einem gezogenen Schwerdte mir von Alters her bekannt iſt.“

„Pah! Nicht Andres alſo — fiel lebhaft heiter und ſpöttiſch der Herzog ein. — Ihr Ja gilt mir ſoviel als das Nein Jener, und der König ſelbſt iſt es, der einzig und allein entſcheidet. Folgen Sie mir hinein zu Sr. Majeſtät, Herr General, und Sie werden aus ſeinem eignen Munde den Beſchluß hören können. Die Verantwortung dafür, daß Sie ungerufen eintreten, nehme ich auf mich.“

Als Rehnſkjöld zu zögern ſchien, ergriff der Herzog ſeine Hand, öffnete die Thüre zum Cabinet und führte ihn mit ſich hinein.

Mit unverſtellter Herzlichkeit empfing der König ſeinen Schwager und lächelte freundlich über deſſen Entſchuldigung, daß er — ſo waren des Herzogs Worte — im Vorzimmer einen ſchwediſchen General zum Gefangenen gemacht habe und dieſen nun im Triumphe zu den Füßen des Königs führe. Dagegen vermochten die Königl. Räthe Oxenſtjerna und Piper, deren Berathung mit dem Könige durch die Ankunft des Herzogs und Rehnſkjöld's unterbrochen wurde, ihre Unzufrie-

denheit nicht zu verbergen. Das Geſicht des Kanzlei-Präſidenten zeigte beſonders Verlegenheit, wogegen Piper zuweilen erzürnte Blicke auf Rehnſkjöld ſchleuderte.

„Du kommſt wie gerufen, beſter Schwager — nahm Karl das Wort — denn gerade Deine Angelegenheiten beſchäftigen uns jetzt. Man ſagt, Du habeſt heute Nacht friſche aber unangenehme Nachrichten aus Deinen Grenzorten erhalten.“

„Man hat Ew. Majeſtät ſchlecht unterrichtet — erwiederte ſtolz und entſchieden der Herzog. — Ich habe heut Nacht beſſere Nachrichten aus meinem Herzogthum erhalten, als ich ſeit langer Zeit gewohnt war. Vorher war es ein elender Federkrieg, eine Fehde voll Liſt und endloſer Unterhandlungen, die nur dazu dienen, die Zeit zu verderben und die Galle zu reizen, jetzt endlich aber iſt die Scheide fortgeworfen und mit blanken Waffen wird der Streit ausgekämpft werden. So etwas nenne ich gute Nachrichten. Oder was meinen Sie, Herr General, der Sie ein Mann vom Handwerk ſind?“

„Daß ich unwerth wäre ihm anzuhören, wenn ich Ew. Hoheit Anſicht nicht beipflichtete.“

Rehnſkjöld begleitete ſeine Antwort mit einer tiefen Verbeugung und ſchielte dabei, indem ſeine Mundwinkel ſich höhniſch verzogen, auf Piper und Oxenſtjerna.

Carl's Augen flammten, ein wohlgefälliges Lächeln verbreitete ſich über ſein Geſicht und er nahm eine

Haltung an, gerade, wie die eines Feldherrn an der Spitze seiner Truppen.

„Eben so denke auch ich, Friedrich — äußerte er jetzt lebhaft. — Lange genug hast Du unterhandelt und Deine Sache ist eine gerechte. Gilt es, Du kannst auf mein Schwerdt, wie auf Dein eigenes rechnen.“

„Es giebt keine Worte für meinen Dank, aber jeder Tropfen Blut in meinen Adern ist Ew. Majestät Dienste geweiht. Möge unser Dänischer Cousin sich jetzt eines Besseren besinnen! Leicht könnte an ihn endlich die Reihe kommen, zu zittern, Etwas, wohin mich zu bringen ihm bisher nie glückte.“

Bei diesen Worten ergriff der Herzog die Hand des Königs und drückte sie mit Begeisterung an sein Herz. Im nächsten Augenblick schloß Carl seinen Schwager zärtlich in die Arme.

Mit stummer Aufmerksamkeit und sehr verschiedenartigen Empfindungen sahen Oxenstjerna, Piper und Rehnskjöld diesem Auftritte zu.

„Das Vertheidigungs- und Angriffsbündniß zwischen mir und dem Herzoge von Holstein ist nun geschlossen und in Ihrer Gegenwart genehmigt, Herr Kanzlei-Präsident — sagte Carl, zu Oxenstjerna gewendet. — Weitere Förmlichkeiten sind nicht von Nöthen. Mein Vater und mein Großvater gaben vor mir den Königen von Dänemark harte Nüsse zu knacken, und ich sehne mich nach Gelegenheit der Welt zu beweisen, daß ich kein entarteter Nachkomme meiner Ahnen bin.“

„Davon ist die ganze Welt bereits überzeugt — nahm Oxenstjerna das Wort. — Aber wenn Ew

Majeſtät Willens ſind, daß vermeſſene und unzuverläſſige Nachbarn dies erfahren ſollen, ſo iſt die Bündnißfrage von faſt eben demſelben Gewicht wie die Stärke der Kriegsheere.“ Die Böswilligen haben mehr wie einmal ihre geheimen Concerte formirt, um Schweden aus ſeinen conquetirten Provinzen zu delogiren, und in ſeine alten Grenzen zurückzudrängen; ſchon hatten ſie auch die Repartition unter ſich gemacht, doch die Experienz hat gezeigt, daß ſie ihren böſen Vorſatz nicht haben ausführen können, ſo lange Schweden die Aſſiſtenz der Seemächte zu erwarten gehabt hat und mit dieſen ſich gut ſtand, was zu jeder Zeit eine der vornehmſten Staatsmaximen Schwedens, ja der Grundwall ſelbſt von deſſen Sicherheit war, was Ew. Majeſtät glorreicher Herr Vater bei der früheren Holſteinſchen Reſtitutionsſache erprobt hat.“*)

Mit einem Lächeln der Ueberlegenheit warf der Herzog Rehnſkjöld einen ausdrucksvollen Blick zu und dieſer gab kopfſchüttelnd und lächelnd dem Herzog zu erkennen, daß er ihn verſtanden habe.

„Ueber was lachſt Du, Friedrich?“ fragte der König, indem er mit einer gewiſſen Verwunderung das heimliche Einverſtändniß zwiſchen dem General und dem Herzog gewahr wurde.

„Es kommt mir etwas ſeltſam vor, ich will es nicht läugnen — erwiederte der Letztgenannte — daß

*) Die mit Hälchen bezeichnete Stelle iſt einem Memoire Oxenſtjerna's vom 5. März 1702 den Krieg mit dem Czaar und mit dem Könige von Pohlen betreffend, wörtlich entnommen.

in Verbindung mit der Gerechtigkeit, welche der Herr Rath und die ganze Welt Ew. Majestät Muth widerfahren läßt, von einem nöthigen Bündnisse gesprochen wird, um Schweden den Rücken frei zu halten gegen das kleine Dänemark mit seinem unbrauchbaren Anhängsel, dem dürren Norwegen.«

Piper, welcher wußte, daß der Herzog Carl's zarteste Seite berührt hatte, indem er sein Vermögen, ganz Europa allein zu bezwingen, in Frage stellte, eilte den Kanzlei-Präsidenten, dessen Ansicht er bei dieser Gelegenheit theilte, zu unterstützen.

»Die Ankunft Ew. Hoheit — nahm Piper das Wort — unterbrach unsern unterthänigen Vortrag gerade bei dem wichtigen Punkte, wo wir der durch Eilboten hierher gelangten überraschenden und besorgnißerregenden Nachricht erwähnen sollten, daß der König von Pohlen, ohne Kriegsursachen und ohne vorherige Kriegserklärung in Liefland eingefallen ist, und daß die Festung Dünamünde capitulirt hat. Es steht daher nicht mehr Einer gegen Einen, wie Ew. Hoheit vorauszusetzen scheinen.*)

*) „Nous avons recû avant hier la continuation de la triste nouvelle, que le fort de Dünemünde s'estoit rendû par accord, dont tout a estè bien surpris, et l'on auroit du sujet d'en apprehender la suite, si ce n'estoit que l'injustice de la cause ne scauroit promettre une longe durèe à leur ravage. Tout ce que l'on se flatte encore, c'est que l'on aspere que les Moscovites ne s'en mesleront point outre que la plus part de Puis-

„Und was thut das — fiel Carl heftig ein — wenn man für eine gerechte Sache ficht, mag es auch Einer gegen Hundert ſein; ſo dachte der Heldenkönig, der bei Leipzig fiel und wie er, will ich handeln.“

Piper's Unterſtützung gewiß, faßte Oxenſtjerna

---

sances les plus considerables semblent s'interesser pour nostre satisfaction, puisque tout, du moins ouvertement, ne scauroit que dèsavouer la maniere estrange dont le Roij de Pologne a commencè ses actes d'hostiliè, sans aucun suject et sous le voille d'un' amitiè affectèe, dont ses armes doivent s'attendre peu de benediction. Je n'aij pas vû M:r le Comte de Guiscard depuis l'arrivèe de la poste de hier, mais on m'a dit qu'il doit avoir receû des lettres du Roij son maistre qui doivent estre touttes remplies des sentiments de generositè et dignes de sa perſonne en cet rencontre. Je luij aij parlè de nos orangers, il m'a dit qu'on n'avoit qu'à les addresses à luij, comm' un present qu'il avoit le dessein de faire a nostre Roij, et de prendre un passe port du Roij son maistre, pour cet effect, et qu'ainsij on les metteroit all' abrij de toutt' insultè, Messieurs les Comtes Wrede et Piper l'ont approuvès, le Roij l'a fort bien interpretè, mais il luj a parû que la chose ne meritoit pas tant des circonstances, cependant il ne la pas improuvè, ainsij vous aurez la bontè d'en user comme bon vous semblera, mais surtout il n faudroit point se servir d'aucun vaisseau suedois.“ — — —

Aus einem Briefe Teſſin's an Cronſtröm vom 4ten Auguſt 1700.

wieder Muth und sprach mit seiner gewöhnlichen Umständlichkeit:

„Dasselbe hat auch der nicht minder vorsichtige wie tapfere König Gustav Adolph der Große practisirt, welcher als er beim Antritte seiner Regiments drei mächtige Feinde vorfand, nehmlich Dänemark, Pohlen und Moskau, nicht mit allen auf einmal zu thun haben mochte, sondern den Einen nach dem Andern vornahm. Zuerst machte er mit Dänemark, obschon unter lästigen Conditionen Frieden; desgleichen fand er für gut, einen Waffenstillstand mit Polen zu schließen und wandte sich nun mit seiner ganzen Heeresmacht auf diejenige Seite, wo die meisten Vortheile zu erwerben waren, nehmlich gegen den Russen und conquetirte auf diese Weise zu gleicher Zeit Ingermannland und Kexholm. Da er aber merkte, daß König Sigismund in Polen nichts Gutes im Sinne führte, machte er Frieden mit den Russen, wandte sich dann gegen obbemeldeten König und obligirte ihn unter gewissen Bedingungen Liefland zu cediren; hätte auch noch mehr seine Conqueten gegen Polen poussiren können, da aber das Römische Reich in einen so gefährlichen Zustand gerathen war, daß causa communis nehmlich die geistliche und weltliche Freiheit periclitirte, so ordnete Se. Majestät das particuläre Interesse dem publiken unter, und nachdem Se. Majestät auch mit Pohlen (nehmlich unter den Conditionen, daß Se. Majestät unterdeß die Stadt Riga und Liefland in Possession behalten solle) einen neuen Waffenstillstand auf sechs Jahre geschlossen, daneben sich auch durch Erneuerung der Freundschaft Dänemarks versichert und sich so

zuerſt von allen ſeinen Feinden frei gemacht hatte, ging Se. Majeſtät nach Deutſchland herüber, um daſelbſt die evangeliſche Religion und des Römiſchen Reichs Stände von der Oppreſſion des Oeſterreichiſchen Hauſes zu erretten, welches damals (wie es jetzt Frankreich macht) nach der univerſellen Monarchie und nach der Oberherrſchaft über die andern Europäiſchen Puiſſancen trachtete. Se. Majeſtät hatte auch mit Gottes Seegen das Glück in einem ſo großen Vorhaben zu reüſſiren und nebſt der Religionsfreiheit die Ballance in der Chriſtenheit zu reſtituiren, acquirirte außerdem einige nützliche Provinzen im Römiſchen Reiche, welche Ew. Maieſtät noch beſitzen und brachte durch dieſe Expedition Schweden in eine Conſideration und in ein Anſehn, daß es nicht allein im Römiſchen Reiche, ſondern auch in der geſammten chriſtlichen Welt das arbitrium rerum hatte, was der höchſte Grad von Größe iſt, zu der ein König und Herr je gekommen iſt und kommen kann. Und zu ſo großen Avantagen wäre dieſer große König nie gekommen, wenn er ſich nicht wie geſagt per diviſionem in ſeinem nordiſchen Quartier von einem nach dem andern ſeiner Feinde frei gemacht hätte.“ *)

Während der langen Rede Oxenſtjerna's gähnte der Herzog, dehnte ſich und wechſelte ungeduldige Blicke mit Rehnſkjöld. Der König aber hörte ſie mit ungetheilter Aufmerkſamkeit an und rief, als Oxenſtjerna geendet hatte, aus:

„Wohlan, Gott wird uns helfen! Zuerſt ſprechen

*) Aus dem oben erwähnten Memoire Oxenſtjerna's.

wir mit dem Einen und dann mit dem Andern ein Wort. Ich hatte mir vorgenommen, keinen Krieg anzufangen; ſchließen aber will ich ihn nicht eher, als bis es meine Feinde gereuen ſoll.«

»An der Ausführung eines ſo edlen Unternehmens hoffe auch ich Theil nehmen zu dürfen — ſagte eifrig der Herzog. — Wenn Ew. Majeſtät mir dieſen Arm (der Herzog klopfte dabei Rehnſkjöld auf die Schulter) zu leihen geruhen, der mein erſter Lehrer im Kriegswerke war, um mein ererbtes Fürſtenthum von Feinden zu reinigen, ſo werde ich ſpäter mit meiner eigenen Perſon bezahlen, wenn Ew. Majeſtät dieſe für brauchbar halten auf der Kriegsbahn verwendet zu werden.«

»Ich willige ein — verſetzte Karl — unter der Bedingung, Dir ſelbſt in derſelben Weiſe zu helfen, wie Du mir ſpäterhin mit Deiner Klinge zu dienen verſprochen haſt. Als treue Waffenbrüder werden wir alle Wechſel des Geſchicks theilen. Bereitet Euch alſo, mir zu folgen, Rehnſkjöld. Euch beauftrage ich die Truppen auszuwählen, welche wir brauchen wollen, um zuvörderſt die Holſtein zugefügte Unbill zu rächen. Und damit mein Senat nicht Urſache habe, ſich zurückgeſetzt zu glauben, ſo wird Herr Rath Piper während des Feldzugs mir Geſellſchaft leiſten. Sie ſind doch damit nicht unzufrieden, Herr Graf?«

»Ew. Majeſtät geheiligter Perſon überall folgen zu dürfen — gab Piper zur Antwort — macht meine höchſte Ehre und mein größtes Glück aus.« Der ſchlaue Günſtling wußte das Gewicht des Einfluſſes zu ſchätzen, der eine nothwendige Folge des unausgeſetzten Zuſam-

menſeins unter vier Augen mit dem Alleinherrſcher, bei der Abweſenheit aller übrigen Senatoren in Bezug auf alle Regierungsgeſchäfte ſein mußte. Das er eine Trennung auf ewig von Angehörigen und Freunden, lebenslängliche Verbannung und lebenslängliches Gefängniß in ſeiner Begleitung haben werde, lag auſſer aller Vorausſicht, ja ſelbſt der entfernteſten Ahnung.

„So wäre Alles entſchieden — nahm der König wieder das Wort. — Aber geheim muß es gehalten werden bis die Zeit der Ausführung da iſt. So will ich.“

Vierzehntes Kapitel.

Der Beschluß eines thätigen Auftretens Schwedens in dem Zwiste zwischen Dänemark und Holstein machte auf alle, die Kenntniß davon erhielten, sehr ungleichen Eindruck. Noch unbekannt mit den Gefahren, denen er nachmals als er ihre Bekanntschaft gemacht hatte zu trotzen liebte, und um die Folgen für Volk und Land jetzt wie immer unbekümmert, dachte Carl an einen Feldzug mit derselben Gleichgültigkeit, wie an eine Jagdpartie. Das Frohlocken des Herzogs war eben so begreiflich wie ohne Grenzen. Er zweifelte keinen Augenblick mehr am Siege — und welcher Sieg, welche Ehre: die Selbständigkeit eines kleinen Fürstenthums gegen die Angriffe eines Herrschers über zwei Königreiche zu beschützen. In die Freude seines Günstlings und Rathgebers Pineier über den Beitritt Schwedens mischte sich jedoch eine gewisse Besorgniß, die Schweden möchten diese Hülfe nicht gern gewähren, deshalb von seinem Herrn sich abwenden, und dieser dadurch der

Aussichten beraubt werden, welche auf Schwedens schlecht gesicherte Thronfolge ihm offen standen. Der Kanzleipräsident Oxenstjerna sah mit Schmerz und Betrübniß, wie sein Friedenssystem vernichtet und das Vaterland auf die gefährliche Bahn des Kriegs unter der Leitung eines Jünglings geworfen wurde, dessen Fähigkeiten als Staatsmann und als Feldherr noch unerprobt waren. Piper berechnete auf der einen Seite die persönliche Gefahr an der Seite des Königs im Felde, auf der andern den unbegrenzten Einfluß, der ihm als alleinigem und begünstigtem Rathgeber eines unerfahrenen Fürsten zufallen mußte; er berechnete ferner einmal das Lästige der Abwesenheit, dann die Hoffnung auf baldige Beendigung des Kriegs und auf ein für seine Lebenszeit befestigtes Uebergewicht in den Regierungsgeschäften. Die verwittwete Königin fand zwar jede Störung im Hofleben und dessen Vergnügungen unangenehm, aber für die Wittwe Carl's X. und die Mutter Carls XI. konnte die Vorstellung eines Kriegs nichts besonders Abschreckendes haben.

Um so schmerzlicher wurde die junge Herzogin von Holstein davon berührt. Fürchtend ebenso für ihren Gemahl wie für ihren Bruder, die sie beide gleichsehr liebte, bebte sie bald vor den persönlichen Gefahren, denen jene sich aussetzten, bald vor den Verwickelungen in welche Beider Länder durch die Schwankungen des Kriegs gerathen konnten. Sie besaß ein zu feines weibliches Gefühl und war zu verständig, um sich jemals in die Regierungsangelegenheiten ihres Gemahls einzumischen; jetzt aber wo es seine eigene Sicherheit galt

fand sie kein Bedenken, ihn mit Bitten zu bestürmen und durch Thränen zu erweichen. Vielleicht wäre es ihr geglückt ihn zurückzuhalten, wenn nicht Pincier, mit den Launen seines Herrn genugsam vertraut, Mittel gefunden hätte, ihn der für seinen Ruf schädlichen Unthätigkeit zu entreißen.

Als der Herzog, nachdem der König seinen Beistand verheißen hatte, in aufgeräumter Stimmung diese gute Nachricht Hedwig Sophien mittheilte, rief er begeistert und indem er die Hände zusammenschlug aus: „nun endlich kann ich als selbständiger Fürst unter den übrigen Regenten Europa's auftreten, und Dänemark soll künftig zwei Mal die Zunge im Munde umwenden, bevor es in Holstein eindringt und dessen Herzog beleidigt!“

„Ich theile Deine Freude, geliebter Friedrich — erwiederte sanft die Herzogin — und habe ebenso wenig an der Bereitwilligkeit meines erhabenen Bruders, Deiner gerechten Sache kräftigen Beistand zu leisten, wie an der Tapferkeit meiner schwedischen Landsleute in der Ausführung der Befehle ihres Königs je gezweifelt Doch der Erfolg hängt nicht allein vom Muthe der Gehorchenden ab. Ich hoffe, daß Carl seine Hülfstruppen unter den Befehl irgend eines sieggewohnten Feldherrn stellt.“

„Sei unbesorgt. Dafür habe ich natürlich schon Sorge getragen. Rehnskjöld, ein alter erprüfter Krieger, und der mir besonders ergeben ist, wird mein nächster Mann,“ versetzte der Herzog.

„Wie soll ich Deine Worte verstehen — sagte mit

einer gewiſſen Aengſtlichkeit Hedwig Sophia. — Du wirſt doch nicht mit in das Feld ziehen wollen?«

»Könnteſt Du glauben ich möchte mich ſoweit vergeſſen, um hinter der Schildburg eines fremden Heeres herzukriechen und aus der Entfernung zuzuſehn, wie man für mein Beſtes in meinen Staaten kämpft!« rief mit Wärme der Herzog aus.

»Deinen Muth haſt Du ſchon bei ſo vielen Gelegenheiten hinreichend bewieſen — bemerkte Hedwig Sophia — daß Deine Abweſenheit kein falſches Licht auf Dich werfen kann; aber grauſam wäre es, wenn Du Deine Gattin in der Lage verlaſſen wolleſt, in der ich mich wie Du weißt befinde. Ich würde mich zu Tode weinen, und nicht das einzige Leben ſein, was Du dann auf Deinem Gewiſſen hätteſt.«

»Um Gotteswillen, mein theures Weib, nicht aus dieſem Tone! — bat ſo aufgeregt und beweglich der Herzog, daß die Herzogin bereute ſein Herz verwundet zu haben. — Zwiſchen meine Ehre und Liebe geſtellt, welche von dieſen ſoll ich aufopfern. Möge Dein eigner Bruder zwiſchen uns entſcheiden. Wenn er mit Dir meint, daß ich mein Schwerdt in der Scheide ruhn laſſen ſoll, während Andre für die Vertheidigung meiner Rechte bluten, dann will ich, wie Du es wünſchteſt mit gekreuzten Armen dem Streit zuſehn; aber verlangt auch er, daß ich mir ſelbſt und der Ehre der Verbindung mit Dir mich würdig zeige — dann, geliebte Hedwig, ziehe ich ins Feld und ſehen wir einſt uns wieder, kannſt Du ſtolz mich an Dein Herz drücken.«

Die Herzogin ſeufzte. Sie fand ihr Gemahl hatte

Recht und ſie kannte ihren Bruder zu gut, um nicht zu ahnen, daß er auch bei ihm Recht erhalten würde. Alles was ſie ſich verſprechen ließ, war, daß ſie ſelbſt und zuerſt dem Könige die Sache vortragen ſollte, und darauf ging der Herzog ein.

Wenn Carl je für ein menſchliches Weſen Schwäche fühlte, ſo war es für ſeine Schweſter Hedwig Sophie. Eine Bitte von ihr war kaum gethan, auch erfüllt, eine Thräne von ihr im Stande die ſonſt ſtets trockenen Augen dieſes Königs feucht zu machen. Man denke ſich daher Carl's Ueberraſchung, ſeine Stimmung, als eines Tags die Herzogin, in Thränen gebadet, ſich in ſeinem Cabinet einfand, und ihm mit dem Ausruf in die Arme ſtürzte: man wolle ſie ihres Gemahls berauben, allem aber könne abgeholfen werden, wenn nur der König es wünſche.

„Erkläre Dich deutlicher — bat Carl — denn noch iſt mir der Sinn Deiner Worte ein Räthſel.“

Die Herzogin geſtand was ihr auf dem Herzen lag, und beſchwor ihren Bruder, den Herzog zu überreden, von ſeinem Vorſatze, ins Feld zu ziehen, abzulaſſen.

Carl hörte ſie aufmerkſam und mit Theilnahme an. „Ich werde Deinen Auftrag ausrichten, theuerſte Schweſter, aber ich ſehe voraus, er muß mißglücken — gab der König zur Antwort. — Gälte es nur ſein Herzogthum, ſo könnte er anderswo Erſatz finden, aber ſich fern zu halten, während um ſeine Rechte gekämpft wird, würde auf ſeinen perſönlichen Muth Schatten werfen.“

„Seinen Muth hat er ja schon so oft an den Tag gelegt — wandte Hedwig Sophia ein. — Und gerade jetzt, wo ich in der freudigen Hoffnung lebe, ihm einen Nachfolger und Dir, mein theuerster Bruder, ein Pathkind zu schenken, jetzt sollte er mich verlassen in der ständlichen Sorge von seiner Verstümmelung oder seinem Tode zu hören.“

Arme Hedwig! — rief der König aus. — Doch beruhige Dich; ich will thun was ich kann; und da Du mich zu Gevatter gebeten hast, so werde ich selbst Sorge tragen, daß mein Pathe sein väterliches Erbe dereinst unverkümmert überkomme.“

Die Holsteinschen Angelegenheiten veranlaßten häufige Berathungen zwischen den beiden hohen Schwägern und deren Ministern. Bei der nächsten, die zwischen den ersteren stattfand, warf der König vorschlagsweise hin, der Herzog solle, bis der Streit über sein Herzogthum ausgekämpft sei, bei seiner Gemahlin in Stockholm bleiben.

„Wenn ich mich so feige bezeigte, würdest Du mich noch ferner als Schwager anerkennen?“ fragte Friedrich mit Nachdruck.

Carl stutzte, fand die Bemerkung unwiderlegbar, fiel dem Herzog um den Hals und belobte ihn unter den zärtlichsten Benennungen wegen seiner Kriegslust, seines Muths, seines Gefühls für Ehre.

„Das Schlimmste wird sein, Hedwig zufrieden zu stellen — meinte der König — wenn wir Beide, das Liebste was sie auf Erden hat, sie verlassen.“

„Wir Beide! — rief der Herzog aus. — Sollte

Ew. Majeſtät nicht wagen mir Ihre Truppen anzuvertrauen, da doch ein ſo erprobter General, wie Rehnſkjöld, mir zur Seite ſteht.«

»Kein Wort mehr davon; dieſe Sache iſt abgemacht — erwiederte ruhig aber ernſt der König. — Du willſt es keinem Andern überlaſſen, Deinen Streit auszukämpfen, und ſo will auch ich meine Tapfern ſelbſt in das Feuer führen. Was Hedwig betrifft, ſo laß uns mit ihr behutſam zu Werk gehn und ſie vorſichtig an den Gedanken unſrer Abweſenheit für einige Zeit gewöhnen. Um ſo angenehmer wird einſt das Wiederſehn ſein. Was wir vorhaben, bleibe einſtweilen unter uns allein. Wir, von Gott eingeſetzte Regenten, ſind es, die beſchließen, die Gehorchenden erfahren es zeitig genug, was ihnen zu thun obliegt.«

Wiewohl der Herzog ſeine Zuſtimmung ausdrückte, machte er doch am ſelben Tage Pincier Mittheilung. Eben ſo beſorgt um ſeine Ehre, wie für die Liebe glühend, eben ſo muthig wie leichtſinnig hegte dieſer Fürſt leidenſchaftliches Verlangen, ſich an die Spitze der Truppen zu ſtellen, welche ſeinen Streit mit dem übermüthigen Dänemark auskämpfen ſollten, und zitterte vor nichts, als daß ihm ſein Schwager darin zuvorkommen möchte. Dies war er geneigt dadurch zu verhindern, daß er ohne alle Vorbereitungen und in der Stille, Hals über Kopf nach ſeinem Land reiſte und über dieſen Plan wollte er jetzt den Rath ſeines Günſtlings vernehmen.

»Um Gotteswillen, gnädiger Herr, ſchlagen Sie ſolch unglückſeelige Gedanken ſich aus dem Sinn — er-

wiederte Pincier ernſt und beſorgt. — Es hieße Sie und den König unheilbar entzweien, der nie verzeihen würde, wenn Sie einen ſolchen Schritt unternähmen ohne ſeine Genehmigung und nachdem er verſprochen Ew. Hoheit wirkſam zu unterſtützen und Ihnen ſein Vertrauen über die Art und Weiſe geſchenkt hat. Zeigt er nur die geringſte Unzufriedenheit, ſo können Ew. Hoheit überzeugt ſein — denn ſo weit habe ich mich über die Stellung und die Verhältniſſe hier zu Lande unterrichtet — alle Perſonen von Einfluß würden eilen, die Gluth zum Schaden Ew. Hoheit anzuſchüren. Und denken Sie daran, wie gewaltſam Ihre K. Hoheit, die dem Zeitpunkte ihrer Niederkunft ſo nah iſt, davon betroffen werden würde. Ew. Hoheit liefen noch einmal Gefahr, eines Leibeserben verluſtig zu gehn, ja Sie würden vielleicht Ihre Gemahlin ſelbſt ins Grab bringen.«

Der Herzog verſank in Betrachtungen, während er den Geheime Rath ſcharf fixirte. »Fürwahr dieſe Vorleſung hört ſich ſo verſtändig an, daß ich ihr nur Eines allenfalls entgegenzuſetzen wüßte.«

»Und das beſtände worin, wenn ich in Unterthänigkeit fragen darf?« meinte Piper nicht minder neugierig, wie danach verlangend, jeden Einwurf zu widerlegen, der ſeinem Beſchützer zu irgend einen verderblichen Schritte verleiten könnte.

»Darin — gab der Herzog lächelnd zur Antwort — daß mein ſtaatskluger Geheime Rath unter dem Schleier aller dieſer Weisheit und Vorſorge für mein Wort vermuthlich den Plan verbirgt, hier in Stockholm blei-

ben zu dürfen, um irgend einen kleinen Liebeshandel fortzuſetzen, ha, ha, ha.«

Pinceier ſchüttelte mißmüthig den Kopf. »Dieſer Scherz war unter ſo bedenklichen Verhältniſſen in der That unerwartet, ich würde Ew. Hoheit Glück wünſchen, daß Sie in jeder Lage ſich die gute Laune bewahren, ſtände nicht zu beſorgen, daß Sie dadurch zu einer weniger überlegten Handlungsweiſe verleitet werden könnten.«

»Aha, der Herr Schulmeiſter wird zornig — verſetzte in ſeinem gewöhnlichen Tone der Herzog. — Nun denn, wie gewöhnlich muß ich derjenige ſein, der nachgiebt. Ich werde alſo den gegebenen Rath in Ueberlegung ziehn.«

»Und Ew. Hoheit verſprechen, keine Abreiſe von hier zu beſchließen, ohne ſich vorher darüber mit mir verſtändigt zu haben?« fiel Pinceier lebhaft ein.

»Ich bewundere Ihre Unverſchämtheit ... doch ich verſpreche was Sie wünſchen,« war die Antwort des Herzogs.

Funfzehntes Kapitel.

Eine beunruhigende Zeitung nach der andern traf ein. „Für die Beschreibung des Festes, welches die Frau Kanzlerin der Herzogin von Bourgogne gegeben hat, bin ich Ihnen höchlich verbunden — schreibt Tessin unterm 7. März 1700 an Cronström — man hat so viel von diesem Feste, so wie von dem des Prinzen erzählt, daß ich mich sehr verpflichtet fühlen würde, wenn ich eine getreue Beschreibung oder auch nur eine kleine Skizze davon erhalten könnte, obwohl ich an alle solche Sachen wenig denken sollte nach den bedauerlichen Nachrichten, die wir aus Liefland erhalten haben, und von denen Sie noch vor Ankunft dieses Briefs mehr wissen dürften, als ich ihnen gegenwärtig sagen kann. Dies Unglück hat lange gedroht, nun ist das Feuer angezündet. Gott weiß wie es gelöscht werden soll, denn alle Aussichten dazu bieten den seltsamsten Anblick. Wir werden sehn, was für Maaßregeln ergriffen wer-

den; die Nachrichten kamen geſtern und, ſo Gott will, können wir den König heut Abend zurück erwarten.“

„So wahr ich an ein Paradies glaube — heißt es in einem Briefe vom 21. März 1700 — ſchwöre ich Ihnen, unſre Stellung iſt nie mißlicher geweſen, als nach dieſen Mißhelligkeiten in dem Herzogthum Holſtein, welche nach den geſtrigen Neuigkeiten, ſtatt ſich zu vermindern, nur mit jedem Tage ſchwieriger werden. Sechs Monate ſchon ſind jetzt verfloſſen, während welcher die Ausgaben unglaublich und eben ſo groß waren, als wenn wir uns ſonſt mitten in einem Kriege befanden, weshalb vieles, was zu meinem Departement gehört, Zurückſetzung erfährt. Es hat dies nicht ſeinen Grund darin, daß S. M. der König nicht im höchſten Grade geneigt wäre, den Schloßbau zu befördern und ebenſo mit allem Uebrigen fortfahren zu laſſen; aber ich ſelbſt ſehe die Unmöglichkeit davon ein, falls es zu einem offenen Bruche kommt, wozu es allen Anſchein hat. Das Einzige, was tröſtend erſcheint, iſt, daß der Krieg vorausſichtlich nicht über ſechs Monate dauern kann. Endlich nach zwei Poſttagen haben wir hierüber manche Aufſchlüſſe erhalten. Se. Majeſtät hat einen Befehl an das Staatscomtoir unterſchrieben, daß alle unſre franzöſiſchen Arbeiter beibehalten, und daß Alles wie bisher gezahlt werden ſollte, um ihre Werkſtätten in Gang zu erhalten. Folglich wird dies keinen Abbruch erleiden und eben ſo auch nicht die franzöſiſche Schauſpielergeſellſchaft. Die Werkſtätten der Steinmetzen ſollen auch fortbeſtehen, für alles Uebrige aber kann man noch nicht ſtehen. Herr Graf Wrede

iſt täglich ſo mit Sorgen überſchüttet, daß ich es unpaſſend finde, ihn noch mehr zu plagen. Noch geſtern erinnerte ich ihn an Ihr Quartal. Er hat den beſten Willen, und bat mich Sie deſſen vollſtändig zu verſichern; aber die jetzigen Verhältniſſe erfordern noch etwas Geduld. Doch wird er Alles thun was möglich iſt. Die Flotte allein verſchlingt jeden zwölften Tag 150,000 Mark. Davon können Sie auf das Uebrige ſchließen. Ich bin ungeduldiger als Sie, ſowohl hierüber wie in Beziehung auf die Ihnen von Sr. Majeſtät verheißenen Ehrengeſchenke; aber der Zuſtand unſrer Finanzen macht es mir zur Pflicht vorſichtig zu Werke zu gehn, um mir keinen Abſchlag zuziehen, der zwar der erſte wäre, dem ich mich Zeit meines Lebens ausgeſetzt hätte. Ich geſtehe Ihnen, wenn ich die jetzigen Verhältniſſe hätte vorausſehen können, würde ich mich nicht ſo leicht in ſo große Ausgaben geſtürzt haben, wie ich ſie in dieſen verfloſſenen Jahren und zumal in dem letzten gemacht habe. Mein Haus koſtete mir unter uns geſagt und ſo wahr Gott lebt, über 100,000 Mark, das Hausgeräth nicht gerechnet; jetzt iſt Alles Gottlob ſo ziemlich fertig und ich rechne darauf als auf eine der größten Annehmlichkeiten für den Reſt meines Lebens. Sobald es meine Zeit erlaubt, ſchicke ich Ihnen die Zeichnungen. Vor einiger Zeit habe ich ein kleines Beſitzthum anderthalb Meilen von hier für 13,000 Mark gekauft, für das man früher 20,000 Reichsthaler geboten hat. Alle meine Gedanken würden ſich mit deſſen Pflege beſchäftigen, wenn wir die ſüße Ruhe des Friedens behielten, denn die

Lage iſt die angenehmſte die man hier zu Lande nur finden kann. Ununterbrochen kann man eine halbe Meile in einem Eichwalde ſpatzieren gehn und zur Winterzeit reiſt man in ¾ Stunden dorthin. Bekommen wir Krieg, ſo wird dieſer Ort oft meine Zufluchtsſtätte ſein.«

Wie ſehr häufig die größten Weltbegebenheiten in den größten Kleinigkeiten ihren Grund haben, ſo kann man hinwieder auch von den letzteren auf die wirkliche Lage der Dinge und darauf ſchließen, wie die erbliche Thronpuppe, erſcheine ſie auch in der Geſtalt eines eiſenköpfigen Carl's XII., geleitet, ſelbſt vernachläſſigt wird, wenn erfahrene Hände den Faden halten.

»Um auf die Pomeranzenbäume zurückzukommen — ſchreibt Teſſin in demſelben Briefe — ſo habe ich Erkundigung eingezogen, in wie weit man während der gegenwärtigen Kriſis deren Ueberſendung wagen kann. Der König antwortete mir ja: desgleichen die Herrn Grafen Piper und Wrede; doch man würde gut thun, ſich dabei keines ſchwediſchen Fahrzeugs zu bedienen ohne einen Paß einer ſolchen Macht, die ſie gegen üble Zufälle ſchützt.« — —

»Se. Majeſtät iſt mit Herrn Coxpel's Skizze ſehr zufrieden. Ich habe angefragt, ob das Bild vollendet werden ſoll. Der König ſagte ja und daß es dabei auf 200 Louisd'or nicht ankäme; dennoch wird es nach meiner Meinung gut ſein, die Sache noch etwas hinauszuſchieben.«

Der Unverſtand des übermüthigen Alleinherrſchers rechtfertigte mehr als zureichend den Verſtand derer,

welche ihn als Kind behandelten. Der übermüthige Unverstand Carl's war so riesengroß, daß er nicht einmal in seiner Jugend und Unerfahrenheit Entschuldigung fand. Das zumeist befleckt Piper's Ruf, daß er vor der Zeit die Macht in so ungeschickte Hände spielte und daß er von eigennützigen Absichten geleitet, der thörichten Verschwendung des jungen unerfahrenen Monarchen keinen Einhalt that, welche in zwei Jahren nach dem Tode des Reichshaushalters Carls XI. die aufgehäuften Schätze bis auf den letzten Pfennig verschlang. Und nachdem die Mittel so erschöpft waren, daß nicht einmal die laufenden jährlichen Ausgaben ausreichend bestritten werden konnten, nahm der junge Alleinherrscher begierig den Fehdehandschuh auf, machte sich, kalt gegenüber den Folgen und kalt dem Elende gegenüber, in das er sein armes Land und sein allzugetreues Volk stürzte, für jeden Vereinsvorschlag taub, vergeudete in plan- und endlosen Streifzügen das Blut seines tapferen Kriegsheers und bildete sich in maßlosem Glauben an die unmittelbare Leitung und Gunst der Vorsehung ein, Generalbefehle von Gott selbst als höchstem Befehlshaber zu empfangen.

Es nimmt deshalb nicht Wunder, daß ein Carl so ergebener und verpflichteter, zugleich so tiefblickender Hofmann wie Tessin, in seinem Briefe an Cronström vom 4. August 1700 äußert: „Ich hoffe der Krieg wird nicht über den Sommer hinaus dauern. Den größten Trost finden wir darin, daß unser König in all dieses Unglück unschuldig verwickelt worden ist.“

„Denn der Anfang des Kriegs war unvermeidlich

und vielleicht eben deshalb glücklich. Abgesehen von seiner warmen Freundschaft für das herzogliche Paar konnte schon aus staatlichem Gesichtspunkte der König von Schweden nicht zugeben, daß dem nahgelegenen Gebiete seines Schwagers von Dänemark Gewalt angethan wurde. Der Angriff gegen das letztere war staatsklug angelegt, denn er geschah im Bündniß mit den beiden Seemächten England und Holland. Dänemark war gewissermaßen geschlagen, noch ehe der Feldzug eröffnet wurde, und man zweifelte nicht daran, daß es lieber nachgeben werde, als zu gleicher Zeit mit drei so mächtigen Feinden zu thun zu haben.« Was das Herzogthum Holstein betrifft — schrieb Tessin am 20. Juni 1700 an Cronström — so schmeichelt sich alle Welt, daß eine Ausgleichung zu Stande kommt, und dann ist man um die Dinge in Liefland nicht sehr besorgt, wenigstens scheinen Alle darin übereinstimmen, daß dieser Krieg in höchstens einem Feldzuge beendigt sein werde. Zwei oder drei Monate können Alles entscheiden, inzwischen ist der Etat für dieses Jahr noch nicht gemacht und ich schmeichle mich damit, daß es Ihnen mit ihrem Gehalte nicht schlechter als mir und aller Welt ergehn wird; es hängt von der Gestalt ab, die die Sachen binnen Kurzem annehmen. Gebe Gott, daß dieser ganze Wirrwarr sich in eine Heirath für unsern König verwandle.«

Dänemark ward bald zur Nachgiebigkeit gebracht, Rußland durch seine weltberühmte Niederlage bei Narwa in Schrecken gejagt, und Pohlen, oder richtiger gesagt dessen auswärtiger König, besiegt. Aber weder

jener Schrecken wurde dazu benutzt einen vortheilhaften Frieden zu schließen, noch wurde bei dem Frieden, der nachmals mit Pohlen zu Stande kam, auf Schwedens Vortheil auch nur im Geringsten Rücksicht genommen. Mit despotischer Knabenhaftigkeit brachte Carl alles dies der Eitelkeit zum Opfer, die Krone von dem Haupte seines persönlichen Feindes zu reißen und „götterschön“ aber staatsverdammlich, sie dem zuerstkommenden zu schenken. Und mit schwedischem Blute, auf Kosten des schwedischen Wohlstands ward diese jämmerliche Herrlichkeit erreicht. Piper war es mehr um seinen einträglichen Platz als regierender Günstling, wie um seinen Ruf als Staatsmann zu thun, und noch von den Sümpfen der Ukräne aus regierte er Schweden, während er sich blind machte gegen den gänzlichen Mangel an Staatsklugheit, der sich in Allem kundgab, was nur der junge Alleinherrscher in Bezug auf seine Verhältnisse zu auswärtigen Mächten beschloß. Mit einem Fürsten, der sich als rechte Hand der Vorsehung betrachtete, der sich ausersehn glaubte in ihrem Namen das höchste Recht zu sprechen auf Erden, mit einem solchen Regenten ist freilich schwer auszukommen. Carl XII. war, mit dem Mehr des persönlichen Muths, der Gustav Adolph IV. des 18ten Jahrhunderts, und dieser mit dem Minder der Wildheit und dem Mehr der Klugheit, sich wenigstens irgend eines Bundesgenossen zu] versichern, der Carl XII. des neunzehnten. Aber Carl hatte Ludwig Lewenhaupt, Magnus Stenbock und Rehnskjöld zu Stützen; Gustav an ihrer Stelle Klingspor, Armfeldt und

Cederström. Carl hatte keinen Olof Cronstedt. Ohne Widerstreben blutete das schwedische Volk zu Carl's Zeiten während achtzehnjähriger unausgesetzter Kriege und fast neunjähriger immerwährender Niederlagen; während unter Gustav Widerwärtigkeiten kaum so vieler Monate hinreichten ihn und sein Geschlecht zum Versöhnungsopfer für das unerbittliche Schicksal zu machen. Beide Könige waren von den Grundsätzen der Alleinherrschaft durchdrungen, und keiner von Beiden begriff eine andere Staatskunst, als die unmittelbare Gnade Gottes und ihre gerechte Sache. Beide unterlagen daher auch denen, die sich besser auf weltliche Dinge verstanden.

Kehren wir aber zu dem Gliede in der Kette der Begebenheiten zurück, von welchem wir uns bei diesen Betrachtungen entfernt haben.

Sechszehntes Kapitel.

„Nun bei allen Teufeln! Hat ſich irgend eine neue Göttin unbarmherzig den Netzen des alternden Celadons entzogen oder iſt eine erwartete Ladung von indiſchen Vogelneſtern oder Cyperwein in die Hände von Seeräubern gefallen? — rief lachend der Herzog von Holſtein aus, als der Geheime Rath Pincier eintrat. — „Deine Stirne iſt ſo voller Runzeln, daß man die Wellen der Oſtſee oder die Laufgräben um eine Feſtung darauf zu ſehn meint.“

„Für meine eigene Rechnung habe ich keine Sorgen; meine ſchlafloſen Nächte und mühevollen Tage ſind allein dem Dienſte und den Angelegenheiten meines gnädigen Herrn gewidmet — gab Pincier beleidigt zur Antwort. — Es iſt wenigſtens nicht eben edelmüthig der Treue zu höhnen, mag ſie ſich auch, wie Ew. Hoheit jetzt anzudeuten beliebten, in einem verſtörten Ausſehn zu erkennen geben.“

„So viel ſchlimmer, wenn das ſaure Schulmeiſter

Geſicht meiner eigenen Haut gilt — verſetzte der Herzog, deſſen leichtfertige Laune augenblicklich umgeſtimmt wurde. — Iſt etwa Schloß Gottorp niedergebrannt? Oder ganz Holſtein von däniſchen Soldaten überſchwemmt?«

»Warum ſo düſtere Gedanken, gnädigſter Herr — fuhr der Geheimerath fort. — Giebt es kein Mittelding, nichts was zwiſchen dem Scherz mit aller Welt und der Furcht vor böſer Botſchaft läge?«

»Furcht! — wiederholte der Herzog, indem er heftig auf den Boden ſtampfte. — Nenne mir nicht noch einmal dies Wort, wenn es Dir lieb iſt, in meinen Dienſten zu bleiben. So habe ich mich doch nicht über die Beſchaffenheit der Nachrichten getäuſcht, welche Du mir zu überbringen haſt. Deshalb heraus damit! Ich will ſie ohne Umſchweife wiſſen.«

»Ew. Hoheit ſind heute in einer Stimmung, die mich erſchrecken würde, wenn ich ſo unglücklich wäre, irgend eine traurige Zeitung bringen zu müſſen — verſetzte Pincier. — Meine Botſchaft enthält eher einen Faden, der zu Gutem leiten könnte. Se. Däniſche Majeſtät findet ſich nehmlich eben ſo wie Ew. Hoheit durch den unterbrochenen Poſtenlauf beläſtigt und verlangt für eine däniſche Poſt freie Fahrt durch Holſtein wogegen der Holſteinſchen derſelbe Vortheil für die Däniſchen Staaten zuſtehen ſoll.«

»Höre ich recht? — rief angenehm überraſcht der Herzog. — Mein hoher Vetter in Koppenhagen zieht die Ohren ein, wird zahm und denkt an Unterhandungen. Ein ſichres Vorzeichen, daß das gute Verſtänd-

niß bald wieder hergeſtellt iſt .... Nun, der Vorſchlag Seiner Däniſchen Majeſtät wird, wie ſich von ſelbſt verſteht, genehmigt.«

»Noch nicht ſo eilig und unbedingt, möchte ich wünſchen, gnädiger Herr! — wandte Pincier ein. — Die ſchwediſche Regierung hat ſich der Sache Ew. Hoheit angenommen, in dieſen Streit mit Dänemark verwickelt und dadurch dieſelbe Ungelegenheit des gehemmten Poſtenlaufs zugezogen. Ew. Hoheit dürften deshalb ihren Vortheil nicht von dem Schwedens trennen; es möchte das zu böſes Blut geben und leicht Veranlaſſung ſein, daß Holſtein von ſchwediſcher Seite ſeinem Geſchick überlaſſen würde.«

»Und was wäre folglich zu thun?« fragte der Herzog eifrig.

»Ew. Hoheit dürften mir anbefehlen, Ihren Excellenzen Oxenſtjerna und Piper dasjenige mitzutheilen, was Sie ſelbſt, gnädiger Herr! gegen den König erwähnen, nehmlich ſowohl das däniſche Anerbieten, wie Ihre Geneigtheit, auf den Vorſchlag unter der Bedingung einzugehen, daß Falls es Sr. ſchwediſchen Majeſtät genehm wäre, Schweden in die Uebereinkunft mit eingeſchloſſen würde. Das iſt in der Kürze meine unterthänige Meinung, ſagte Pincier.

»Die mit der meinigen völlig übereinſtimmt — fiel der Herzog heftig ein — und da wir einmal dahin gekommen ſind ein wenig ernſt mit einander zu ſprechen, ſo will ich Dir offen geſtehen, ich ſehne mich von ganzer Seele danach dieſe unerträglichen Zänkereien bald beendet zu ſehn. Auf eine oder die andre Weiſe muß

die Sache entſchieden werden. Friede und Freundſchaft iſt natürlich das Beſte. Doch auch mit offnem Kriege bin ich zufrieden. Man tummelt ſich einige Monate auf dem Schlachtfelde herum; wird vielleicht verwundet oder todtgeſchoſſen ... nun einmal muß man ja doch ſterben ... ſchickt einige tauſend Feinde kopfüber und kopflos in die Ewigkeit, das iſt Alles. Dann kehrt man zu ſeinen Vergnügungen zurück, trinkt auf einen wohlgemäſteten Capaun ſeinen Burgunder, wälzt ſich unter Roſen, treibt mit Liebesgrübchen Scherz ... Was meinſt Du, Pincier?«

»Ich eile ſo ſchnell ich kann — verſetzte dieſer — Ew. Hoheit Befehl bei den Königlichen Räthen auszurichten. Dieſe werden natürlich nicht unterlaſſen, ihrem Monarchen davon Meldung zu machen, welcher inzwiſchen vermuthlich von Ew. Hoheit ſelbſt unterrichtet ſein wird.«

Der Herzog betrachtete Pincier einige Secunden mit Blicken ſtechenden Hohns.

»Aha! — rief er aus — der Herr Geheime Rath ſpielt nicht bloß die Rolle eines Weiſen und Unterweiſenden, ſondern auch eines Weltverächters. Ich wünſche zu dieſer plötzlichen und unerwarteten Umwandelung Glück. Sie wird meinem Dienſte zum Nutzen gereichen, der künftighin zeittödtenden Ausſchweifungen nicht nachzuſtehen braucht. Und wie wird die Hofmeiſterin meiner Gemahlin entzückt ſein, wenn ſie hört, daß der alte Sünder, an deſſen Beſſerung ſie ſchon ſeit Jahren verzweifelt, endlich auf den rechten Weg gekommen iſt.«

„Schlagen Sie mich, aber hören Sie mich an, gnädigster Herr! Die Umstände sind leider zu halsbrechender Natur, um von meiner Seite Scherz zu erlauben. Mein glühender Eifer für die Person Ew. Hoheit erheischt jetzt, daß ich mich ungetheilt dem Dienste widme. Sind die Schwierigkeiten überwunden, so wird keiner mehr bereit sein als ich zu der weit angenehmeren Beschäftigung mit Ew. Hoheit und meinen eigenen Vergnügungen zurückzukehren. Und nun gestatten Sie mir gnädigster Herr, daß ich mich sogleich zu Ihren Excellenzen Piper und Oxenstjerna begebe.“

Pincier begleitete diese Worte mit einem fragenden Blick auf den Herzog, der seinen Günstling mit einem dürren: „Mag geschehen“ verabschiedete.

Nachdem dieser sich entfernt hatte, beschäftigten sich die Gedanken des Herzogs weniger mit seinem bedrängten Volke und seinem von feindlicher Unterdrückung bedrohten Lande als mit der Abhängigkeit, in welcher er sich von Pincier fühlte, und die er aller Vorsätze ungeachtet nicht abzuschütteln vermochte. In der Abwesenheit des Günstlings geschah es nicht selten, daß der leichtsinnige Fürst den Beschluß faßte, auf eigene Hand zu regieren und Pincier fühlen zu lassen, daß er entbehrlich sei Kaum aber hatte Friedrich die lange, und an schwierigen und langweiligen Dingen reiche Vortragsliste überblickt, so war er zufrieden, diese Bürde auf starke und gewohnte Schultern wälzen zu können, und wenn später der glatte Günstling, welcher in der einen Stunde der Kopf und die Hand seines Beherrschers in Regierungsgeschäften war, in der an-

dern deſſen Läſte und Ausſchweifungen theilte, ſich einfand und mit ſeiner in langen Jahren geſchöpften Kenntniß aller Launen Friedrich's ſich einſchmeichelte, verwandelte ſich bei Letzterem die Luſt zu regieren in die Begierde, denjenigen zu höhnen und zu demüthigen, welcher für ihn die Laſt trug, damit der Günſtling wenigſtens in Etwas den Zügel fühlte.

Uebrigens war Friedrich eben ſo unerſchrocken und tapfer, wie der Wolluſt ergeben, und eben ſo gern verließ er eine leckere Tafel und ein reizendes Weib, um ſich in den Kampf zu ſtürzen, als er nach beendetem Kampfe zu den Genüſſen des Gaumens und der Liebe zurückkehrte.

Nur um Pincier zu beweiſen, daß er zuweilen aus ſich ſelbſt Rath ſchöpfte, eilte der Herzog nicht damit, ſeinem Schwager das Anerbieten Dänemarks mitzutheilen. Als er dieſen daher ſpäter am Tage beſuchte und erwähnte, daß er etwas Wichtiges, Angenehmes und Unerwartetes zu verrichten habe, erwiederte der König, daß er bereits durch den Kanzlei-Präſidenten und den Grafen Piper wiſſen, um was es ſich handle. „Indeß — fügte der Monarch hinzu — danke ich Dir herzlich, beſter Friedrich — für Deine freundſchaftliche Aufmerkſamkeit und ich werde ſie vergelten. Zum Austauſch will ich Dir eine Nachricht mittheilen, von der unſere Miniſter gefährlich viel Weſen machen, weil ſie zu einem raſchen und guten Ende der Zwiſtigkeiten mit Deinem zudringlichen Nachbar gereicht. Englands und Frankreichs Flotten ſind zu Deiner Unterſtützung im Anzuge. Da es mich ver-

droſſen haben würde, wenn Du nur Fremden für Erſatz zu danken gehabt hätteſt, ſo habe ich Befehl gegeben, daß meine Flotte ſich mit den beiden genannten Flotten vereinigen ſolle, auf daß die Befreiung Holſteins verwandten Waffen zugeſchrieben werden möge.«

Der Herzog fiel Carl um den Hals und drückte ihn feſt an ſeine Bruſt. »Ich danke Dir, großmächtigſter Schwager! — rief er lebhaft aus — faſt noch mehr für dieſen hochherzigen Gedanken, wie für die Hülfe ſelbſt. Ich wäre bereit geweſen, Dänemark aufs Neue den Krieg zu erklären, hätte ich nur fremden Bundesgenoſſen den Frieden zu verdanken. Jetzt kann ich ihn freudig und mit Erkenntlichkeit als eine Wohlthat von Dir annehmen, . . freilich, doch verkenne dieſe Offenherzigkeit nicht, wäre mir's lieber geweſen, wenn ich ſelbſt an dem Streite für meine Hoheitsrechte und die Selbſtändigkeit meines Lands hätte theilnehmen können.«

Mit ſchalkhaftem Lächeln reichte Carl ſeinem Schwager die Hand, indem er ſagte: »Ich liebe und ſchätze Dich doppelt, beſter Friedrich, für dieſe Geſinnung, welche einem Fürſten geziemt, und will Dir etwas vertrauen. Wir Beide wollen eines Tages dem Kriegsheere folgen. Aber die Vorbereitungen müſſen in der Stille geſchehen, um meine Großmutter und die Schweſtern nicht vor der Zeit zu beunruhigen. Der franzöſiſche Ambaſſadeur, der Dir gleichfalls wohl will, wird ſich in der Nähe des Kriegsſchauplatzes aufhalten, um bei den Unterhandlungen zur Hand zu ſein. Graf Guiscard iſt gegenwärtig in Carlscrona, wohin

er vorausgegangen iſt, um meine Flotte zu beſichtigen die einen Beſuch in der That verdient.«

Außer ſich vor Freude dankte der Herzog dem Könige in den zärtlichſten Worten und erklärte, daß er noch heute die nöthigen Befehle an ſeinen Geheimerath Pincier ertheilen werde.

»Aber an dieſen allein — machte der König zur Bedingung. — Wie Rath Piper der einzige iſt, dem ich mein Vertrauen ſchenke; denn ich habe beſchloſſen ihn mit mir zu nehmen, damit er während des Kriegslärms draußen beſorge, was die innere Verwaltung meines Reichs erheiſcht.«

Friedrich eilte nach ſeinen Gemächern, und ließ Pincier rufen, dem er ſein Geſpräch mit dem Monarchen mittheilte. Der Geheime Rath ſtimmte dem Herzog darin bei, daß man allen Anlaß habe, ſich über die Bereitwilligkeit des Königs, den Herzog ſo nachdrücklich zu ſchützen, zu freuen; doch als der Herzog darauf beſtand, ſich ſogleich zur Abreiſe fertig machen zu müſſen, war Pincier mit Gegengründen bei der Hand.

»Sie vergeſſen den gegenwärtigen Zuſtand Ihrer Königl. Hoheit, gnädigſter Herr! — ſagte er. — Ich will von dem Beleidigenden, Verletzenden nicht ſprechen, was ein ſo überraſchender Entſchluß plötzlicher Abreiſe ohne Wiſſen und Genehmigung Ihrer Gemahlin hätte, aber denken Sie an den Schrecken, die Sorge, die Beunruhigung wegen der Gefahren, denen Sie entgegengehn und wie leicht dieſe Ihrer Hoheit das Leben koſten, und wie dann alle Ihre Pläne, Ihre Hoffnungen für die Zukunft in Rauch aufgehn können. Schieben Sie

wenigſtens Ihre Abreiſe auf, bis die Niederkunft vorüber, Ihre Königl. Hoheit wieder geſund und kräftig genug iſt, um ohne Lebensgefahr ihren geliebten Gemahl in das Feld ziehn zu ſehn.“

„Wieder die alte Weiſe, mein lieber Schulmeiſter, die ich Dich ſchon ſo oft ſummen hörte — ſagte der Herzog in anfahrendem Tone. — Meinſt Du denn, es werde dem Herzog von Holſtein anſtehn, einem alten Weibe gleich an dem Bette ſeiner Gemahlin zu ſitzen und Fremde ihr Blut für die Vertheidigung ſeines Reichs und ſeiner Krone vergießen zu laſſen?“

„Ew. Hoheit ſind immer ſo heftig und ausſchließend in Ihrem Urtheil — verſetzte Pincier ruhig. — Außer Ihnen ſelbſt gnädigſter Herr, liegt Ihre Ehre keinem ſo ſehr am Herzen wie mir. Aber der Vortheil Ew. Hoheit, die glänzenden Ausſichten für die Zukunft Ihres Geſchlechts verlangen, daß vor Allem die Prinzeß Schweden ſich daran gewöhnt, Alles was Holſteiniſch iſt zu lieben, und ferner, daß die Schweden nicht irgend wie vor den Kopf geſtoßen werden. Wenn Ew. Hoheit ohne daß Ihre Gemahlin ſich darin ergiebt, abreiſen, wenn irgend ein Unglück dadurch entſteht, alle Gemüther hier zu Lande würden gegen denjenigen in Harniſch gebracht werden, der als die Urſache angeſehn wird — von dem Augenblick an lohnt es nicht mehr, an die Thronfolge in Schweden zu denken.“

„Daß der Satansmenſch immer Recht haben ſoll! — brummte der Herzog vor ſich hin. — Wohlan. Noch einmal will ich Ihr Ehrgefühl beſtürmen.“

Dies geſchah zuerſt unter vier Augen, dann in Gegenwart des Königs. Endlich wurde nach vielen

Thränen und langem Hin- und Herüberlegen bestimmt, daß der Herzog in größter Stille von Stockholm abreisen und bei den zu seiner Vertheidigung zusammengezogenen Truppen sich einstellen sollte, um die nöthigen Befehle zu ertheilen und den bevorstehenden Feldzug anzuordnen, dann aber nach Stockholm zurückkehren solle, um bei der Entbindung der Herzogin anwesend zu sein. Man schmeichelte ihr mit der Aussicht, daß es bei der bloßen Drohung des Kriegs und bei den Truppenzügen bewenden und zu einem wirklichen Ausbruche des Kriegs nicht kommen werde, zumal die Dinge im Osten eine beruhigende Wendung genommen hätten, Riga entsetzt worden, schwedische Truppen in Curland eingerückt seien, die polnische Republik sich gegen die Pläne ihres Königs erklärt habe und eine große Gesandtschaft vom Czar mit jedem Tage erwartet werde. „In jedem Falle bleibe ich bei Dir, bis Friedrich zurückkehrt," fügte der König hinzu und dies Versprechen erweichte und tröstete die Herzogin.

„So reise in Gottes Namen! — rief sie aus, indem sie schluchzend ihrem Gemahl in die Arme sank. — Und vergiß nicht bald zu dem wiederzukehren, was Du hier zurücklässt."

Mit einem raschen Entschluß trocknete sie die Augen, drückte einen glühenden Abschiedskuß auf die Lippen ihres Gemahls, und ihre Gefühle, wie das Geheimniß der Reise vor dem Hofe verbergend, sah sie ihren Gemahl mit einer Stärke des Gemüths scheiden, wie sie dem Pfalz-Zweibrückenschen Blute und der Schwester Carl's XII. geziemte.

Siebzehntes Kapitel.

Archiater Hjärne, der im Begriff war einen Krankenbesuch bei der Rathsherrin Tessin zu machen, welche an Schnupfen und Brustweh litt, hatte kaum Hut und Mantel ablegen können, als er schon von dem Tessin'schen Ehepaare mit Fragen über die Krankheit des Grafen Piper bestürmt wurde. Hjärne lächelte. „Das Unwohlsein der Schwiegermutter ist nicht von der geringsten Bedeutung, dennoch ist sie im Vergleich mit Sr. Hochgräflichen Excellenz todtkrank.“

Tessin machte große Augen. „Wäre es möglich? — äußerte er nachdenklich — was aber wäre die Veranlassung zu . . . zu . . .“

„Zu solchem Narrenspiel — fiel ihm Hjärne ins Wort. — Das weiß ich nicht, und eben darüber wollte ich den Schwager fragen, der ja in die innersten Geheimnisse des Hofs und dessen Schooßkinder eingeweiht ist.“

„Er wäre also nicht krank,“ wiederholte Tessin, indem er auf Hjärne's Anspielungen nicht zu achten schien.

„Eben ſo wenig als einer von uns Beiden.“

„Und ſeine Stimmung?“

„Ha, ha, ha! — lachte Hjärne. — Ich merke worauf Du hinwillſt. Du fürchteſt, Dein Gönner habe einen Anfall der Ungnadekrankheit bekommen. Aber tröſte Dich, Schwager! Während ich des Scheins wegen den angeblichen Kranken beſuche, ſpringen Hofbediente die Treppen auf und nieder, um über ſein Befinden Erkundigungen einzuziehn. Glaub mir, weder der König noch die Prinzeſſinnen und am wenigſten die verwittwete Königin würden dem Herrn Rathe ſo viel Theilnahme bezeigen, wenn ſeine Actien in ihrer Gunſt zu ſinken im Begriffe wären.“

„Darin haſt Du unwiderſprechlich Recht — bemerkte Teſſin mit aufgeheitertem Blick — und es freut mich von ganzem Herzen und ganzer Seele, daß Se. Excellenz nicht krank iſt, mögen auch die Beweggründe, es zu ſcheinen, ſein, welche es wollen.“

Alle in der Hauptſtadt wohnenden Beamten, Teſſin natürlich unter den erſten und den letzten, fuhren mittlerweiſe fort, dem Beiſpiele des Hofs folgend, Boten zu Piper zu ſchicken und nach ſeinem Befinden zu fragen. Auf Piper's Begehren ſchrieb Hjärne die Antworten vor, welche immer ſo geſtellt wurden, daß ſie weder die Beſorgniſſe vermehrten, noch neue Erkundigungen überflüſſig machten. Bald wurde Teſſin von Piper ſelbſt aus jeglicher Ungewißheit über ſein Befinden geriſſen. Piper ließ Teſſin zu ſich rufen.

„Ich weiß ſelbſt nicht wie ich mein Unwohlſein nennen ſoll — geſtand der Graf dem Oberintendanten

offenherzig ein. — Zumeiſt beſteht es, wie ich glaube, in den Sorgen und Geſchäften, welche nun einmal unvermeidlich ſind bei der bevorſtehenden langen und gefährlichen Reiſe ....“

„Reiſe! — fiel Teſſin ein — Wann und wohin gedenken Ew. Excellenz zu reiſen?“

„Hinge es von mir ab — ſagte Piper mit traurigem Lächeln — ſo verließe ich ſicherlich nicht die Hauptſtadt und noch weniger das Reich; doch ein höherer Wille, dem ich für Alles zu danken habe, und dem ich Alles aufzuopfern ſchuldig bin, hat ein Anderes beſchloſſen. Ich ſage Ihnen dies im Vertrauen, in ſo heiligem unverbrüchlichem Vertrauen, daß Sie auch nicht einmal Ihrer Gemahlin Mittheilung davon machen dürfen. Doch ich rechne auf Ihre Freundſchaft und bin von Ihrer Zuverläſſigkeit überzeugt.“

„Ew. Excellenz werden, wie ich mir ſchmeichle, nie Urſache haben dieſe Denkweiſe über meine Perſon und meine ehrfurchtsvolle Ergebenheit für Ew. Excellenz und Ihr Haus zu ändern“ erwiederte haſtig, und mit Ernſt Teſſin.

„Nun alſo — nahm Piper wieder das Wort — der König hat beſchloſſen, ſelbſt den Feldzug zu eröffnen. An welchem Tage er abreiſt, weiß ich nicht und es bleibt dies ſelbſt für die Königin und die Prinzeſſinnen bis zur letzten Stunde Geheimniß. Er will es ſo haben, um den Wehklagen und Bitten zu entgehen und beſonders auch um die Herzogin nicht zu beunruhigen, welche ihre Niederkunft erwartet. Er hat ihr verſprochen in jedem Falle Gevatter zu ſtehn und dies tröſtet

ſie, wiewohl ich unter uns geſagt bezweifle, daß es in Perſon geſchehen wird. Ich habe Befehl erhalten, Sr. Majeſtät während des Feldzugs zu folgen. Vielleicht zwingen mich Unpäßlichkeit und unumgängliche Vorbereitungen für ein längeres Fortſein noch einige Tage nach dem Könige hier zu verweilen, in jedem Falle reiſe ich ihm ſo ſchnell wie möglich nach. Gott allein weiß (Piper ſeufzte dabei tief) wie lange die Abweſenheit dauern wird, und ob wir einander überhaupt wiederſehn werden! Aber wie es auch kommen möge, ſo bitte ich Sie, Herr Oberintendant, daß ich Sie als mein zweites Ich hier in der Heimath anſehn darf. Alle Briefe an das Königliche Haus werden in einem Umſchlage an Sie kommen. Alles was ich wünſche und bezwecke, kurz alles was ich über die Angelegenheiten des Hofs und über Regierungsgeſchäfte denke, theile ich Ihnen, und allein Ihnen mit. Hegen Sie irgend in einem Punkte Zweifel und Bedenken, ſo wenden Sie ſich an meine Frau. Sie allein iſt im Beſitze meiner innerſten Gedanken: ihr Verſtand, ihre Verſchwiegenheit ſind Ihnen ja längſt bekannt.«

Teſſin machte eine bejahende Verneigung und Piper fuhr fort:

»Ich habe Feinde hier im Lande, ich weiß es, viele Feinde, die mir Verdruß bereiten könnten, wenn ſie Luft bekämen. Wachen Sie für mein Beſtes; geben Sie wenn es nöthig iſt meiner Frau einen Wink. Dagegen werde ich bei dem Könige Ihren und Ihrer Freunde Vortheil wahrnehmen. Verlaſſen Sie Sich darauf.«

»Werden Ew. Excellenz nicht ungeduldig — bat

Teſſin — wenn ich hier gleich Gelegenheit nehme an einen ihrer ergebenſten Diener zu erinnern und ihn dem Andenken und Schutze Ew. Excellenz anzuempfehlen.“

„Gewiß Cronſtröm?“ fragte Piper. Und als Teſſin dies bejahte, betheuerte der Rathsherr, daß er ihn im friſchen Gedächtniß habe, und nichts unterlaſſen werde, was zu ſeinem Beſten gereichen könne.

Einige Tage waren ſeit dieſer Unterredung zwiſchen Piper und Teſſin verfloſſen, als der ganze Hof eine Einladung zu einer Abendgeſellſchaft bei der verwittweten Königin erhielt. Der König hatte nehmlich den Wunſch geäußert, noch einmal vor der Niederkunft der Herzogin den Geſellſchaftszirkel derſelben, ſoweit nur der Raum und die Etikette geſtatte, verſammelt zu ſehn. Die Menge der Eingeladenen und deren Verwunderung waren gleich groß. Lange hatte man von nichts Anderem als von Kriegslärm und von drohenden Gefahren ſprechen hören und fand es ſeltſam, daß unter ſo bedenklichen Verhältniſſen der Hof ein Bankett gäbe. Dennoch ließ ſich Jeder die Annehmlichkeiten deſſelben wohl bekommen und man ſchmeichelte ſich mit der Hoffnung, daß das heitere Feſt ein Beweis für die glückliche Beilegung der Zwiſtigkeiten oder wenigſtens ein ſichrer Vorbote der mit Sehnſucht erwarteten Verſöhnung ſei. Doch als man von der Tafel aufgeſtanden und die Zeit gekommen war, wo man auseinander ging, nahm der König heitren aber zärtlichen Abſchied von ſeiner Großmutter und ſeiner Schweſter, indem er ihnen anzeigte, daß er am folgenden Tage die Hauptſtadt zu verlaſſen und in das Feld zu ziehn gedenke;

hierauf machte er ſich von den Armen ſeiner weinenden Angehörigen los und ſagte mit einigen freundlichen Worten dem ganzen Hofkreiſe Lebewohl.

Die bis dahin herrſchende Freude ward augenblicklich in Beſtürzung und Betrübniß verwandelt. Sogar die Kälte Hedwig Eleonora's ſchmolz und ſie vermiſchte ihre Thränen mit denen ihrer Enkelinnen. Die Herzogin von Holſtein in ihren liebſten Gefühlen auf das tiefſte verwundet, that ſich Gewalt an, um den König mit einer Standhaftigkeit zu ſtrafen, welche er allein, ſo wünſchte ſie, als Gleichgültigkeit betrachten ſollte. Aber als er, ſchon im Begriff den Saal zu verlaſſen, noch einmal umkehrte, um zum letzten Mal der geliebten Schweſter die Hand zu drücken und ihr zärtlich zuflüſterte, er werde die Abrede mit der Gevatterſchaft nicht vergeſſen, da ſtürzte plötzlich der erkünſtelte Damm zuſammen, den ſie ſelbſt dem Strom ihres Gefühls entgegen gethürmt hatte, und bittere Thränen erleichterten ihre beklommene Bruſt.

Zwar nicht ſeinen Vorſatz erſchüttert, aber doch ſein Herz fühlte Carl zerriſſen bei dieſer ſchmerzlichen Trennung. Es war ihm, als wäre er irgend einer peinlichen Lage entronnen, als er in ſein Zimmer zurückgekehrt war und ungeſtört von den Klagen der Seinigen und ſeiner Umgebung ſich mit den Vorbereitungen zur Abreiſe beſchäftigen konnte. Der größte Theil der Nacht wurde zur Ausfertigung von Befehlen, zum Unterſchreiben von Briefen, und zur Mittheilung mündlicher Vorſchriften an ſeine vertrauteſten Diener unter den Zurückbleibenden, vor Allen an Teſſin, verwandt.

Der unerfahrene Alleinherrſcher wollte, alle die Unternehmungen ſollten fortgeſetzt und nachdrücklich betrieben werden, welche unter friedlichen Verhältniſſen begonnen waren, und der eifrige Werkmeiſter gelobte, daß nichts, was auszuführen möglich wäre, verſäumt werden ſollte.

„Gegen dieſes Ihr Verſprechen will ich ein andres austauſchen — fügte der Monarch hinzu, indem er Teſſin lächelnd auf die Schulter klopfte. — Meine Siegeszeichen und Eroberungen an Kunſtſachen werde ich unmittelbar an Sie ſenden. Sie wiſſen am Beſten, wie dieſe geordnet und aufbewahrt werden müſſen. Was ich Ihnen aber eben ſagte, laſſen Sie unter uns bleiben, bis es zur Wirklichkeit wird. Leben Sie wohl!“

Carl nickte ihm freundlich Abſchied zu und Teſſin verließ aufgeregt das Schloß voll dankbarer Freude über das Vertrauen und die Gnade des Königs, aber auch voll Betrübniß über die Trennung, voll Unruhe über den Ausgang, voll Sorge wegen der vielen großen und weit ausſehenden Geſchäfte, die ſeiner Fürſorge und Verantwortung überlaſſen waren.

Das Erſtaunen und die Beſtürzung des Hofs verbreitete ſich auch über die Stadt, als dort am folgengen Morgen die Abſchiedsſcene der letzten Nacht verlautete, und man ſchließlich den Monarchen abreiſen ſah. Nur da Piper an deſſen Seite fehlte, tröſteten ſich viele mit der Vorſtellung, daß die Abweſenheit des Königs von kurzer Dauer ſein werde, zumal die Niederkunft der Herzogin ſobald ſchon zu erwarten war. Aber dieſer Troſt reichte nicht weit. Wenige Tage ſpäter ſtand auch der Reiſewagen des Grafen Piper

vor der Pforte seines Palastes. Tessin war der letzte außer seinen Angehörigen, mit dem er sprach, und noch von der Treppe aus winkte ihm Tessin mit seinem weißen Taschentuch Glückwünsche nach, als bereits der Wagen in vollem Trabe und mit lautem Geräusch die Straße herunterrollte. Hundert Sachen von größerer oder geringerer Wichtigkeit hatte der Graf bis zu seiner Zurückkunft aufgeschoben. Doch ach, diese erfolgte niemals, sowohl der König wie sein Günstling verließen jetzt Stockholm auf ewig; der Erstere, um mit dem Tode des Kriegers zu enden, der letztere, um, trotz aller Schätze, die er aufgehäuft hatte und seiner Familie hinterließ, unter Hunger und Armuth, mitten unter der entschiedensten Königsgunst im Gefängnisse und zwar in demselben Gefängniß zu verschmachten, welches er von der Gunst und Gnade seines Königs statt des Beils für den unglücklichen Priester Boethius ausgewirkt hatte, der nach wiedergewonnener Freiheit den gefangenen Rathsherrn überlebte.

Schmerz und Trauer verbreitete sich vom Königshause und der Behausung des Günstlings über die ganze Hauptstadt, als die Leibtrabanten und Garden mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele aus Stockholm zogen. *) Wie verschieden waren die Gefühle der

*) — — — „Le Roy partit ces jours passès avec le Duc pour la Scanie si opinement, que l'ose dire, que la Reine mesme et les deux Princesses n'en scavoient rien, que dans le moment qu'aprez soupèe il en prit le congé, j'ay estè tesmoin osculair de la consternation

Scheidenden und der Zurückbleibenden! In den Blicken der Krieger blank wie die entblößten Schwerdter, blit-

---

que cela a causè, il est vrai qu'on scavoit bien, qu'il avoit le voyage en teste, mais personne a pû croire que cela seroit sitot, l'on en serait encore plus inconsolable, si l'on ne se flattoit pas encore de son retour, pour le peu de temps que cela pourra estre; Ce qui paroist contribuer à cette esperance, est que la Duchesse d'Holstein est accouchée d'un prince, dont il aura hier receu la nouvelle à Carlscrona, et comme il ne luy faut que trois jours pour revenir, l'on espere que Sa Majestè s'y pourra d'autant plus facilement resoudre, qu'il y aura encore du temps de reste devant l'arrivée des trouppes là bas. Aujourd'hui le regiment des Gardes est decampè, ce qui a causè bien des allarmes dans la ville, et comme j'ay estè occupè, aujourd'hui par cet endroit là, je n'aurrois pas tout le temps de vous escrire qu'au premier prochain. Les gardes de corps marcheront lundy qui vient. Mr. le Comte Piper à cause de son indisposition, dont il est pourtant entierement revenû, est party ce matin; je luy ay fortement recommandè vos interets et il s'est entierement engagè pour cela. J'aurois occasion de l'en faire resouvenir d'autant plus souvent, que toutes les lettres du Roy pour la famille Royale me seront toujours addressées. Nous voyla embarquès, Dieu sait comme l'on en sortira, mais il est tres certain que devant l'issue de trois mois nous aurons bien de l'éclaircissement touchant nostre destinée; la plus part se flatte pourtant que la France, l'Angleterre et l'Hollande

zend wie die Bajonette im Sonnenlicht, glühten Muth, Heldeneifer, Siegesahnung, Ruhmbegier — Beuteluſt: die Augen der Daheimbleibenden, von Thränen geſchwollen, ſpiegelten die Bitterkeit der Trennung, die Verödung des Schlachtfelds, das Elend bevorſtehenden Unglücks. Die volkreiche Hauptſtadt erſchien plötzlich öde; keine Bankette am Hof; keine Feſte in den Wohnungen der Privaten. Kein Unterſchied weiter in der Lebensweiſe zwiſchen Vornehmen und Geringen, Reichen und Armen. Wie der Vornehme, der Hochgeſtellte, der Reiche, dieſer einen Sohn, jener einen Bruder oder Freund unter den verſchiedenen Graden der Offiziere beſaß, ſo ſchloſſen auch die dichten Reihen der niederen Soldaten gleiche Gegenſtände der Liebe und Sehnſucht für die geringen und unbemittelten Bürger in ſich ein. In allen Claſſen der Geſellſchaft mußte man ſich an die Abweſenheit — eine Abweſenheit, wo jeder Schritt mit Verſtümmelung oder Tod drohte — des Liebſten was man auf Erden beſaß, gewöhnen, und es war dieſe Zeit eine Periode allgemeiner Leiden, einförmiger Düſterheit, eine Periode von Seufzern und Thränen, von Gebeten und Segenswünſchen. Wie pochte nicht

---

agiront le concert pour la tranquillité du Nord, et que cette guerre ne scauroit durer qu'une campagne. La vielle du depart le Roy soussigna plusieurs lettres de consequence." — — —

Aus einem Briefe Teſſin's an Cronſtröm vom 25. April 1700.

ſo manches Herz laut vor Sorge, Furcht und Hoffnung, wenn Nachrichten von dem Schauplatze des Kriegs eintrafen. Welch' Entzücken hier, welche Verzweiflung dort, wenn das verhängnißvolle Siegel mit vor Angſt zitternden Händen erbrochen ward, und dieſe die eigene Ehre durch die eingelegte Ehre ihrer Angehörigen wachſen, jene ihre ganze zeitliche Seeligkeit durch den harten Schlag des Schickſals vernichtet fühlten, der ihr Liebſtes zu Boden geſtreckt hatte.

Sowohl der junge Regent wie ſein regierender Günſtling betraten jetzt eine für ſie Beide völlig neue Bahn. Aber in ganz verſchiedener Lage. Carl in den wildeſten Tagen ſeiner Jugend, abgehärtet und friſch, an halsbrechende Abentheuer gewöhnt, in denen er ſein höchſtes Vergnügen fand, hatte ein langes Leben — eine Ewigkeit für den achtzehnjährigen Jüngling, wenn er den Blick vorwärts wirft — vor ſich, reich an Hoffnungen verlangte er nach Ruhm, vertraute feſt auf den Sieg. Piper mit gebrochener Geſundheit in ſchon vollendetem 53ten Lebensjahre hatte den Genuß eines üppigen und trotz überhäufter Geſchäfte behaglichen Lebens gegen Mühen, Anſtrengungen und die Gefahren des Lebens im Felde, kurz mit einer Lebensweiſe vertauſcht, für die er nicht erzogen war, und die er bis dahin nicht verſucht hatte. Aber angeſpornt von der Sucht zu regieren und mit der Macht geizend, unterwarf er ſich Allem — und es glückte ihm Alles, bis ſeine Glücksſonne in derſelben Dämmerung unterging, die ihr Dunkel über die Thaten ſeines Beherrſchers ausbreitete. Getrennt vom Vaterland und den gewöhn-

lichen Werkzeugen für die Beschlüsse des Regenten, hatte sich Piper für Carl unentbehrlich gemacht, war unzertrennlich von ihm, und gab ihm weder in Kühnheit noch in Unempfindlichkeit für unerhörte Anstrengungen nach. So, als Carl im dänischen Kriege 1700 bei Seeland anlangte, und aus dem Schiffe sprang, um den Strand desto früher zu erreichen, sah man auch den alten Grafen Piper bis unter die Arme im Wasser.

Ueber die Folgen, welche dieser jugendliche Streich ihrem bejahrten Manne hätte zuziehen können, sich zu sorgen, blieb der Gräfin Piper keine Zeit, denn gleich darauf verbreitete in Schweden der Friedensschluß zwischen Holstein und Dänemark allgemeine Freude und die Hoffnung, die mit dem Kriegsheere ausgezogenen Angehörigen in Kurzem wiederzusehn. Nur für die junge Herzogin von Holstein war die Freude vollständig. Diese labte sich in dem Schooße ihrer schwedischen Verwandten an der befestigten Macht ihres Gemahl und dem erworbenen Ruhm ihres Bruders. Für alle Andern war die Freude nur von kurzer Dauer. Denn Carl fand seine Ehrbegierde durch den Erfolg eines Feldzugs nicht befriedigt, bei welchem auch seine Bundesgenossen England und Frankreich sich einen Theil der Ehre zuschreiben konnten. Er schlug daher, auch von andern Mächten darin bestärkt, die Friedensanerbietungen des Königs von Pohlen aus, und brannte vor Verlangen seine Waffen mit diesem zu messen. Von Dänemark zog er alsbald mit seinen siegreichen Truppen heim, ohne daß er die eben so günstige wie rechtmäßige Gelegenheit benutzt hätte, für Schweden auch nur ir-

gend einen Vortheil von dem beſiegten Dänemark auszuwirken. Es war dies der erſte gedankenloſe Schritt auf der Bahn eines unklugen und mißverſtandenen Edelmuths, welche dieſer romantiſche König von nun an ununterbrochen wandelte, zum Schaden des Volks und Lands, welches die Vorſehung ſeiner Obhut anvertraut hatte, und ſich ſelbſt zu keinem andern Nutzen, als daß er unreifes, im Dichterrauſche leichtfertig ausgeſtreutes, von nachdenkenden Menſchen aber verworfenes Lob einerndtete.

Die Ablehnung der Friedensanerbietungen des Königs Auguſt gab die Waffen in die Hände eines neuen Feindes — des Czaren von Rußland. — Der Streit mit dieſem zieht jetzt vor Allem unſre Aufmerkſamkeit auf ſich.

Achtzehntes Kapitel.

O mein Gott, welche Freudenbotſchaft! Kaum kann ich mich wieder faſſen.«

»Iſt der theure Frieden geſchloſſen?«

»Nein.«

»Iſt unſer gnädiger König zurückgekehrt?«

»Nein«

»Nun ſo hat wohl der König aller Heere und aller Könige König unſere Waffen mit einem herrlichen und entſchiedenen Siege geſegnet?«

»Vielleicht; allein ich weiß es nicht.«

»Aber was iſt es denn, was geſchehen iſt, — liebe Hedwig — fragte etwas ärgerlich die Rathsherrin Teſſin — ich mag nicht länger rathen und hoffe nicht, daß Du die Sitte der neuen Zeit mitmachſt und ein Vergnügen daran findeſt mit alten Leuten Scherz zu treiben.«

»Wie kann nur ein ſolcher Gedanke meiner Schwiegermutter in den Sinn kommen — erwiederte mit ſanf-

tem Vorwurf die Gräfin. — Die große Neuigkeiten besteht darin, daß unsre geliebte Herzogin von einem Prinzen glücklich entbunden ist.

„So — oh! Nun ja Kinder sind ein Segen Gottes wenn sie, wie die meinigen, gut arten. Der Allmächtige möge die hohe Mutter und ihr theures Kind in seinen Schutz nehmen. Es wird die Perle in der Freude des Königshauses sein, bis Se. Majestät selbst eine Braut sich erkoren hat. Gebe der Himmel, daß es damit nicht allzulange dauern möge. Nicodemus hat gute Zuversicht, aber der Schwiegersohn Hjärne scheint nichts davon hören zu wollen.“

„In unsern mißlichen Zeiten thut man am Besten sich Gott und der Obrigkeit anzuvertrauen, den Tag zu nehmen wie er kommt und nicht wie Martha für den folgenden Tag zu sorgen. Außerdem weiß ja die Schwiegermutter, daß die Herzogin des Königs Augapfel ist und er wird gewiß künftighin keinen Unterschied zwischen ihren und seinen eignen Kindern machen.“

„In Beider Adern fließt auch dasselbe Blut . . . Ich kann mir wohl denken, Nicodemus wird nun, nach alter Gewohnheit, wieder die Hülle und Fülle zu thun bekommen. Giebt es bei Hofe Freude, so hat er desto mehr mit Festen und Anordnungen aller Art zu schaffen. So lange die Kriegsposaune tönt, wäre es weit besser, sich in der Kirche zu versammeln, den lieben Gott zu bitten, daß er in seiner unermüdlichen Barmherzigkeit der Landplage Ende machen möge, den sündigen Leib zu casteien und an die Armen zu vertheilen, was jetzt zu lauter eitlen Dingen vergeudet wird.“

„So ungefähr dachte ich auch, aber Nicodemus riß mich aus diesem Irrthum. Er meint, es sei durchaus Pflicht für den Hof, auch wenn die Zeiten schlecht sind, auf großem Fuße zu leben. Es erfrische und ermuntre den betäubten Sinn des Volks und gäbe Hunderten von Menschen Gelegenheit, sich ihren Unterhalt zu erwerben, was natürlich viel besser ist, als sie bei dem Mangel andern Verdienstes an den Bettelstab zu bringen, und ihnen dann unzureichende Almosen hinzuwerfen.“

„Hat Nicodemus das gesagt?“

„Ja freilich,“

„Nun er versteht das besser als wir, wenn auch diese neuen Lehren weit über meine Fassungskraft gehen ... Doch sieh, da kommt er selbst und Schwiegersohn Hjärne mit ihm. Nun werden wir wenigstens zu wissen bekommen, wie es mit der fürstlichen Mutter und dem theuren Kindlein geht.“

Die beiden Schwäger hatten sich im Vorzimmer getroffen. Hjärne kam von der Herzogin; Tessin hatte einen Besuch bei der Gräfin Piper gemacht. Ihr Gespräch begann daher erst im Zimmer der Rathsherrin.

„Ich sehe es Deinem vergnügten Aussehn an, daß es mit dem Befinden Ihrer Königlichen Hoheit und des kleinen Prinzen nach Wünschen geht — nahm der Oberintendant das Wort. — Das ist ein großer Trost für das Land wie für das Königliche Haus. Und täuscht mich meine Hoffnung nicht allzusehr so wird es zugleich ein Magnet sein, der unsern geliebten Monarchen wenn auch nur auf kurze Zeit hierher zurückzieht.

„O Gott welch ein Freudentag!“ rief, indem ſie die Hände zuſammenſchlug, die Gräfin Hedwig aus.

„Das nennt man in der Schrift eine liebliche und frohe Botſchaft“ fügte mit einem frommen Seufzer die Rathsherrin hinzu.

„Und ich nenne es Schnickſchnack — fiel Hjärne heftig ein. — Der König lernt jetzt, was ein Krieg in Wirklichkeit zu bedeuten hat und ſein Sinn hat zu viel von dem Pfalz-Zweibrückenſchen Stahl, als daß er wenn es rings an allen Grenzen des Reichs donnert heimkehren ſollte, um ein Kind zu wiegen.“

„Se. Majeſtät — bemerkte ohne auf Hjärne's ſtechende Bemerkungen Acht geben zu ſcheinen Teſſin — hat beſtimmt verſprochen, bei ſeinem Schweſterſohn Gevatter zu ſtehn; ein Eilbote iſt bereits mit der Nachricht von der Geburt des Prinzen abgeſandt und die Herzogin verlangt, daß der König ſelbſt den Tag für die Taufe beſtimme. Auf ihren Wunſch habe ich außerdem die Gräfin Piper aufgefordet, ihren Gemahl zu bitten das Seinige zu thun, um Se. Majeſtät zu überreden, wenigſtens auf ein paar Tage hierher zurückzukommen. Zur Abreiſe nach Schonen und zurück und zum Aufenthalt hier ſind nicht mehr als acht Tage nöthig.“

„Das mag Alles gut und ſchön ſein — verſetzte Hjärne — aber ich bin und bleibe ein ungläubiger Thomas und glaube an die Rückkehr nicht früher, als ich ſie ſehe. Die Sache wäre mir gleichgültig, wenn ſie nicht anfänglich die Hoffnung zu ſehr ſteigerte — und

wenn nicht die wahrſcheinlich vergeblichen Hoffnungen ſpäter einen ſehr böſen Einfluß auf das Befinden der Herzogin ausüben möchten. Ich thue Alles was ich kann, um ſie auf das Ausbleiben ihres hohen Herrn Bruders vorzubereiten, und gut wär's, wenn das jeder thäte, der ihr nah kommt.«

»Was Schwiegerſohn Hjärne doch nicht Alles weiß und vorausſieht!« rief die Rathsherrin aus, während ſie Hjärne freundlich auf die Schulter klopfte.

»Was ich ſagte, liegt ſo auf der Hand, daß es ein blindes Huhn hätte finden können, erwiederte Hjärne trocken.

»Mag ſein — ſagte Teſſin ſcherzend — dennoch geſtehe ich offen, daß ich nicht auf das gekommen wäre, was ich jetzt, nachdem Du es klar ausgeſprochen haſt, nur zu wohl begreife. Deine Vorſchriften werde ich mir gewiſſenhaft zur Richtſchnur dienen laſſen und auch ſo viel an mir liegt, bei Andern Deine Abſichten befördern.«

»Dafür danke ich Dir aufrichtig — verſetzte Hjärne — ſowohl in meinem Namen wie unſrer guten Herzogin wegen. Sollte gegen mein Erwarten meine Vorſicht unnütz geweſen ſein, nun dann wird es leicht genug ſein, ſie mit der Freude des Wiederſehns vertraut zu machen, denn auch bei dieſer muß das Plötzliche vermieden werden.«

»Die Pracht wird wohl groß ſein bei der Taufe des Prinzen, mag der König dabei ſein oder nicht« — fragte unbefangen die Rathsherrin.

»Wie ſo? rechnet die Schwiegermutter in einem,

dieſer Fälle darauf, eine Einladung als Gevatterin zu erhalten?“ ſagte Hjärne lächend.

„Ja freilich — gab in ſcherzendem Ton aber doch nicht ohne einen Anflug von Verdruß die Alte zur Antwort. — Doch wenn Sie ſonſt einmal, mein ehemaliger Herr Schwiegerſohn, mir die Ehre erzeigen wollen, ernſthaft zu ſprechen, ſo will ich Sie wiſſen laſſen, daß mein Enkel, ſo klein er noch iſt, viel Gefallen an Pomp und Staat findet. — Er hat die Augen ſo auf, wenn er närriſchen Putz ſieht, daß er Alles aufs genauſte beſchreiben kann, was recht oft das Vergnügen meiner einſamen Stunden ausmacht. (Indem ſie ſich zum Oberintendanten wendet.) Richte es doch in jedem Falle ſo ein, lieber Nicodemus, daß der Knabe den Zug und auch die Taufe mit anſehn kann, wenn ſie in der Kirche ſtattfindet.“

„Ich werde ſehn, was ſich thun läßt — ſagte Teſſin — denn ich ſelbſt bin erſtaunt über die Wißbegierde und das Auffaſſungsvermögen des Kindes. Gewiß aus Carl Guſtav wird etwas Ungewöhnliches, ob in Gutem oder Böſem, ihm zum Heil oder zum Verderben, ſteht in der Hand der Vorſehung.“

„Der Herr erhört die Bitten derer, die auf ihn achten“, ſeufzte mit gefalteten Händen und mit zum Himmel gerichteten Blicken die Rathsmännin.

„Bei der Anleitung, die er von ſeinem Vater bekömmt, den Vorbildern, die er in ſeinem elterlichen Hauſe vor Augen hat, ſteht Alles Gute zu hoffen — bemerkte Hjärne. — Doch um wieder auf die hohe Kindbetterin zu kommen, die man vor jedem Uebermaaße

der Freude oder Trauer bewahren muß, ſo liegt mir daran, vom Schwager zeitig Nachricht zu erhalten, ſobald eine Antwort vom Könige eintrifft, mag er nun zur Taufe kommen oder ſich entſchuldigen, damit ich in beiden Fällen die Herzogin auf das, was ſie zu erwarten hat, vorbereiten kann.“

Teſſin verſprach es und Hjärne durfte nicht lange auf die Erfüllung des Verſprechens warten. Noch am ſelben Tage, wo der Eilbote bei dem Könige mit der Nachricht von der Geburt ſeines Schweſterſohns anlangte, wurde er wieder nach Stockholm zurückgeſandt und zwar mit einem in den zärtlichſten Ausdrücken abgefaßten eigenhändigen Schreiben des Königs, worin dieſer mit der Gefahr des Vaterlands und der Stimme der Ehre ſein perſönliches Ausbleiben entſchuldigte, jedoch darauf beſtand, als Hauptpathe aufgeführt zu werden, und gelobte, unter allen Verhältniſſen der zweite Vater ſeines Schweſterſohns zu bleiben.

Außerdem überbrachte der Eilbote einen Befehl an Teſſin, eine Toilette mit allem Zubehör, von maſſivem Gold und der feinſten Arbeit, die nur möglich wäre (auf die Koſten wurde keine Rückſicht genommen) anfertigen zu laſſen, um ſie der Herzogin von Holſtein als Gevattergeſchenk zu verehren.

„Sagte ich's Dir nicht — äußerte Hjärne — daß man ſich die Hoffnung auf die Rückkehr des Königs aus dem Sinn ſchlagen müßte? Gott ſei Dank aber, daß die Kriegskaſſe ſo voll iſt, daß der König ein Geſchenk von unbeſtimmtem Werth machen kann.“

Teſſin that als ob er auf das höhniſche Lächeln

nicht Acht gäbe, welches die letzten Worte Hjärne's begleitete, doch wurde seine Stirn wider Willen finster. Gern hätte er jedem Andern den Auftrag des Vertrauens überlassen, mit welchem er jetzt geehrt wurde.

Zwar vergoß die Herzogin bittere Thränen, als ihr die Nachricht mitgetheilt wurde, daß sie bei der Taufe ihres Sohns sich der Anwesenheit des Königs nicht zu erfreuen haben würde, und sie würde gegen diese Freude gern das kostbare Ehrengeschenk vertauscht haben, welches man ihr im Auftrags des Königs überreichte. Aber eingedenk des Gewichts der hindernden Gründe und der Pflichten ihres Pfälzischen Heldenbluts tröstete sie sich allmählig mit den neuen Lorbeern und glänzenden Erfolgen, welche in der Person des jungen Monarchen die Waffen ihres stolzen väterlichen Geschlechts krönten. Den Namen desselben und den Namen ihres Gemahls gab sie dem Prinzen und vereinigte so mit diesem Alles, was sie Liebes auf Erden besaß.

Als die Herzogin wieder hergestellt war, wurde die Goldtoilette in einem ihrer Gemächer ausgestellt und von dem Hofe in Augenschein genommen und bewundert. Nur lobende Urtheile über den großen Werth und die kostbare Arbeit waren zu hören. Die verwittwete Königin besaß nichts Aehnliches, sah aber mit unverminderter Freude ihren Liebling im Besitz eines solchen Schatzes.

Anders freilich verhielt es sich mit der jüngeren Prinzeß Ulrika Eleonora. Sie erblickte in dem so über die Maaßen kostbaren Geschenk einen neuen Vorzug, der ihrer Schwester zu Theil geworden und war

um so verdrießlicher darüber, als sie ihrem Unwillen nicht Luft machen konnte. Und selbst der Trost fehlte ihr irgend einen Fehler an dem beneideten Geschenke entdecken zu können. Und hätte sie wenigstens auf eine schmeichelhafte Antwort zu rechnen gehabt, wenn sie persönlich einen fragenden Blick auf den Spiegel warf! ...

Noch Einen gab es, dem das kostbare Ehrengeschenk den Kopf schwer machte und dies war Tessin. Die Auszeichnung bei der Ueberreichung des Geschenks die Gedanken des Königs verdollmetschen zu dürfen und den ersten Ausdruck der freudigen Ueberraschung der Herzogin zu empfangen, das mit dem Auftrage, die Toilette anfertigen zu lassen, ihm zu Theil gewordene Vertrauen, war anderer Seits mit der peinlichen und demüthigenden Verlegenheit verbunden, zwischen den unbemittelten bedrängten Handwerkern, die ihre Bezahlung verlangten, und der ausgeleerten Staatskasse, deren knappe Mittel nicht einmal zu den laufenden Ausgaben des Staats geschweige denn zu ungewöhnlichen ausreichten, den Vermittler machen zu müssen. Tessin ward dadurch in einen weitläuftigen und wenig angenehmen Briefwechsel mit dem Könige selbst verwickelt, welcher letztere es jederzeit leichter fand, die Zahlung einfach zu befehlen, als nach Weise seines Vaters und dessen Vorgängers anzuordnen, woher die erforderlichen Geldmittel genommen werden sollten; etwas, das bei der mehr und mehr bedrängten und entblößten Lage des Reichs eben die Hauptsache war.

Neunzehntes Kapitel.

Beim Beginn des achtzehnten Jahrhunderts bezahlte und blutete Schweden für Dänemarks Unterdrückung und Holsteins Befreiung in gleicher Weise, wie Dänemarks Zerstücklung und Norwegens Selbstständigkeit im zweiten Jahrzehend des neunzehnten mit schwedischem Blute und schwedischen Opfern erkauft ward. Weder im ersten Falle Carl XII., noch im letzteren die beiden letzten Carle bekümmerten sich darum Schweden irgendwie dafür schadlos zu halten, geschweige denn ihm Vortheile zu verschaffen: eine Handlungsweise, welche der Dichter vergeblich durch die Benennung „götterschön" zu vergolden gesucht hat, der Staatsmann und Bürger weiß sie nach ihrem wahren Gehalte zu stempeln.

Und während der unbärtige Alleinherrscher und sein ergrauter Günstling die Rechte Schwedens, und dessen Vortheile auf diese Weise Preis gaben, war es bereits dahin gekommen, daß, um den Kriegsbedarf aufzubringen, 5 bis 10 Procent von den Besoldungen der Beamten inne behalten werden mußten.

Der Feldzug gegen Dänemark war beendet, das Anerbieten eines gütlichen Vergleichs von Seiten des Königs von Pohlen, verworfen, und der Czar nach abgelegter Maske, als Feind in das schwedische Gebiet eingerückt. Carl mit seinen Schweden befand sich wieder auf schwedischem Boden. Piper schlug dem Könige vor, ob er es nicht angemessen fände, auch nur mit einem Besuche für einige Tage seine hohen Verwandten in Stockholm zu überraschen und zu erfreuen; aber Carl gab ihm kurz und bestimmt zur Antwort, mit keinem Fuß werde er seine Hauptstadt betreten, bevor er nicht die Feinde, welche ihn ungerechter Weise mit Krieg bezogen, bestraft und gezüchtigt habe.

Piper ließ sich das gesagt sein und hütete sich, für sein Theil Sehnsucht nach seiner Familie und seinem Hause zu verrathen. Hätte er um Erlaubniß gebeten, Stockholm auf kurze Zeit besuchen zu dürfen, sie wäre ihm schwerlich versagt worden. Aber die Möglichkeit war vorhanden, daß der König sich in einem solchen Falle an seine Abwesenheit gewöhnt und ihn bei seiner Rückkehr minder unentbehrlich gefunden hätte. Und lieber versagte sich Piper alles Andre, als daß er einen Einfluß auf das Spiel gesetzt hätte, den er höher schätzte als das Leben.

Carl zog inzwischen mit seinem Heere nach den Häfen in Blekinge, um von dort sich einzuschiffen. Die Ueberfahrt beschreibt späterhin der Reichsrath Freiherr Josias Cederhjelm folgender Gestalt:

„J. N. J.

Am 1. Octobris 1700, 9 Uhr Vormittags, reiste

Se. Königl. Majeſtät auf dem Schiffe Weſtmanland von Carlshafen ab. Das Schiff wurde vom Admiral Anckarſtjerna geführt. Zwiſchen 4 und 5 Uhr Nachmittags ſegelte ich mit dem größten Theile der Kanzleibeamten auf dem Schiffe Suecia von Carlshafen mit einem guten und förderlichen Südweſtwinde ab, welcher bis 3 Uhr Morgens continuirte, wo er ſich ein wenig nach Oſten wandte und ſo ſtark wurde, daß Capitain Heſſing aus der Richtung zu kommen fürchtete; hielt jedoch kräftig dagegen und ließ alle Segel aufſetzen, ſo daß er um 11 Uhr Land ſah und bald nach 12 Uhr bei der Curländiſchen Küſte anlangte. Dann ging es raſch weiter, ſo daß wir zu guter Zeit Daubnäs erreichten, wo Se. Majeſtät zugleich mit den Trabantenſchiffen Anker geworfen hatten und uns befahlen, daſſelbe zu thun. Sonſt hätten wir die Nacht weiter ſegeln können und wären am andern Tage nach Pernau gekommen. Der Generalmajor Poſſe, der auf Gottland war und am Sonntag, den 30ten September, aus Carlshafen abſegelte, war vom rechten Weg abgekommen, und langte endlich zur Nachtzeit bei unſerm Ankerplatz an.

Am 4. October gegen Mittag lichtete Se. Majeſtät zuerſt die Anker, und wir folgten damit ſogleich, legten uns dann wieder gegen Abend unter der Liefländiſchen Küſte vor Anker, ungefähr da, wo man Sorgkholm gegenüber hat. In Nacht erhob ſich ein ſtarker Sturm, ſo daß man am 5. October keine Hoffnung hatte, die Anker lichten zu können. Se. Majeſtät ließ den ſeinigen deshalb kappen, und der unſrige machte es allem

Glücke ſich von ſelbſt los; aber eh' wir ihn noch aufwinden konnten, wurden wir zwei Meilen fortgetrieben, und kamen erſt um 2 Uhr Nachmittags zum Segeln; holten jedoch glücklicher Weiſe Se. Majeſtät ein, welche etwa drei Meilen von Pernou geankert hatten, und ſegelten noch anderthalb Meilen näher heran, ehe wir die Anker auswarfen.

Am 6. October gingen wir noch mehr und ſo weit wir konnten heran. Um 9 Uhr ungefähr ließen wir uns ans Land ſetzen und um 11 Uhr kam Se. Majeſtät nach und beſtieg, während die Geſchütze gelöſt wurden, vom Schiffe aus die Jacht. Oberſt Camphauſen, Kommandant Swengel und der Statthalter Strokirch empfingen Se. Kön. Majeſtät an der Landungsbrücke und ließen während ſich Se. Majeſtät nach ihrer Wohnung begab, ſowohl die Geſchütze auf den Wällen, löſen, wie die Musquetire auf dem Markte feuern.

Der Bürgermeiſter und Rath hatten ſogleich die Ehre Se. Majeſtät zu bewillkommen, und der Secretär Steiner, die dritte Perſon im Rath, führte das Wort.

Alle bezeugten Freude über die glückliche Landung; doch bei manchen war eine geringere Freude wahrzunehmen, als ſich geziemt hätte.

Man hatte ſchon früher Nachricht, daß der König von Pohlen Riga quittirt, Lokenhuſen eingenommen, und ſich hinauf in das Dorpatſche begeben habe. Einige ſind der Meinung, es ſei in der Intention geſchehen, ſich mit dem Ruſſen zu verbinden, welcher Narwa

förmlich belagert hat; doch halten dies Andere, welche die Sache beſſer verſtehen, nicht für ausführbar; denn die feindliche Artillerie kann dort nicht fortkommen und iſt über Dünen zurückgeſchickt worden; der Marſch iſt zu lang und die Leute ſo ſchwach, daß man ſich nicht getrauen dürfte, das Dorpatſche auf irgend einer Seite zu paſſiren; kann auch in Ermangelung von Fahrzeugen und wegen anderer Hinderniſſe nicht durch Peipus gehn, und deshalb hält man es allein darauf abgeſehn, feſten Fuß und Rückhalt in Cokenhuſen zu faſſen und dann das Land ſo weit hinauf als möglich zu plündern und zu verheeren.

Bei einem Ausfall in Narwa ſoll man einige Ruſſen und darunter verkleidete Weibsleute zu Gefangenen gemacht haben; die Armee wird alſo nicht ſo formidable ſein, als ſie zahlreich iſt, das ſchlimmſte iſt, daß ſich der Czar Peter ſelbſt dabei eingefunden hat.

Hier in Pernau haben die Hirten ihre Heerden, die Profeſſoren die Studenten verlaſſen, zum nicht geringen Aergerniß und Schaden der Akademie, da auch docentes dem Exempel docentium gefolgt ſind. Se. Majeſtät war ſehr ungehalten darüber, ſo daß er ſie ſofort für unwürdig erklärt hat, je ein Amt in Schweden zu bekleiden: was den Profeſſoren Moberg und Ehrenſ..., welche allein auf ihrem Platz blieben, zu um ſo gnädigerer Erinnerung gereichen wird.

An demſelben Tage überbrachte Oberſt Ehrenſchanz die Nachricht vom General Wellingk, daß die Armee auf 12 Meilen weit bis Riga und Reval

ganz frei und ſicher ſei, daß aber die Wege unſäglich tief und ſchlecht ſeien.

Am 7. October war ein großer Nebel, ſo daß man mit dem Debarquement nicht früher als Mittags beginnen konnte.

Die Artillerie, welche von Calmar gekommen iſt, wird auf der Rhede liegen bleiben, indem es noch ungewiß, ob ſie nach Reval gehn wird, die Garde aber wird jetzt an das Land geſetzt, und ebenſo ein Theil der Trabantenpferde, von denen nicht über ein bis zweie gefallen ſind.

Am 8. wurde mit dem ans Land ſetzen der Trabanten und der Garden continuirt.

Wohin Generalmajor Arved Horn gekommen iſt, der auf demſelben Schiffe mit Axel Hård, Ramsvärd, Reutercranz, Gyntherſfeld und dem ganzen Marſtall des Königs war, hört man noch nichts, worüber man ſehr betrübt iſt. Er war jedoch bis zum 5. Morgens noch im Gefolge des Königs und der andern Trabantenſchiffe.

Nachmittags kam Generallieutenant Rehnſkjöld mit einigen Kompagnieen Dragonern und Generallieutenant Wachtmeiſter an.

Wäre auch Baron Cederhjelm's Handſchrift hier nicht zu Ende, ſo würde es doch unſre Abſicht nicht geweſen ſein, Schritt für Schritt den Kriegsbewegungen zu folgen, nachdem das Heer an den Küſten des zukünftigen Kriegsſchauplatzes gelandet iſt. Wir ſcheiden da-

her von unſren ſchwediſchen Kriegern, und laſſen ſie unter der Anführung ihres jungen und heldenmüthigen, aber unerfahrenen und unbeſonnenen Königs bis auf Weiteres ihr blutiges Werk verrichten und einen theuer erkauften Ruhm erwerben. Wir wenden ſtatt deſſen den Blick nach dem Vaterlande, das ſie in Trauer und Bedrängniß verließen, und welches nur hier und da durch Gerüchte von glänzenden Thaten und durch vergebliche Hoffnungen auf einen eben ſo erſehnten wie nöthigen Frieden Troſt fand. Nicht die Siege und Niederlagen des Schlachtfelds ſind es, welche in dieſen Skizzen geſchildert werden ſollen, ſondern ihr Eindruck und ihre Folgen in der ſeufzenden gebrochenen Heimath der Kämpfenden. Dahin lenken wir jetzt die Aufmerkſamkeit des Leſers zurück.

Zwanzigſtes Kapitel.

Um die in dem geſellſchaftlichen Leben der höheren Kreiſe eingetretene Einförmigkeit und Langeweile zu unterbrechen und Fremden, die ihre Karte bei ihnen abgegeben hatten, eine Höflichkeit zu erweiſen, gaben der Kanzlei-Präſident und ſeine Gemahlin ein großes Diner. Das Teſſin'ſche Ehepaar als nahe Angehörige, ſowie der Hausarzt Archiater Hjärne befanden ſich unter den Geladenen.

Die Gäſte waren ſchon längſt verſammelt, die Tafel angerichtet und nichts fehlte mehr — als der Wirth ſelbſt.

„In der That ich würde um eine Entſchuldigung für das lange Ausbleiben Oxenſtjerna's verlegen ſein — äußerte die Gräfin zur Geſellſchaft — nähme ich nicht für gewiß an, daß irgend eine neue Botſchaft von Sr. Majeſtät und dem Kriegsheere der Grund ſei. Vielleicht hat mein Mann, bevor er ſich nach Hauſe begiebt, der Königin ſeine Aufwartung machen müſſen.“

„Eine Nachricht aus Liefland könnte nur zufällig und auf irgend einem Umwege eingelaufen ſein — bemerkte der Reichsmarſchall, deſſen Stirn düſter wurde — denn der Senat hat ſich irgend einer Mittheilung Sr. Majeſtät ſeit deren Abreiſe dorthin noch nicht zu erfreuen gehabt. Wir dürfen uns damit tröſten, daß es uns nicht ſchlimmer, wie Ihrer Majeſtät und Ihren Königlichen Hoheiten ergeht, welche noch keine Zeile von der Hand des Königs erhalten haben, ſeit er in Carlshafen an Bord ging.“

„Der ruſſiſche Geſandte, welcher auf Befehl des Königs hinter Schloß und Riegel eingeſperrt iſt, weiß alſo von den Unternehmungen Sr. Majeſtät eben ſo viel, als die eigne Großmutter und die Schweſtern und Rathsherrn des Königs“, flüſterte Hjärne Teſſin ins Ohr.

Dieſer, ohne auf den bittren Einfall des Schwagers Acht geben zu ſcheinen, wandte ſich an den Köngl. Rath Grafen Wrede, mit der Frage: ob wohl das Quartal des Aſſeſſor Cronſtröm bald zu erheben ſein möchte?

„Sein Sie überzeugt, lieber Baron — erwiederte Wrede — daß ich Ihren Schützling in gutem Gedächtniſſe halte und daß ich gern für das Wohlwollen erkenntlich ſein will, welches er meinen Söhnen in Paris erwieſen hat, doch in dieſen ſchlechten Zeiten muß man Geduld haben.“

„Doch — nahm Teſſin wieder das Wort — hat Frau Gräfin Piper mir verſichert, es ſei, wie Se. Excellenz ihr Herr Gemahl ihr geſchrieben habe, bereits der Befehl Sr. Majeſtät an das Staatscontor abge-

gangen, das letzte fällige Quartal an Cronström zu zahlen.«

»Nun, da Sie so gute Quellen haben, Herr Oberintendant — verſetzte Rath Wrede lächelnd — ſo will ich Ihnen offen geſtehn, daß des Königs Befehl zur Zahlung richtig an das Staatscontor gelangt iſt; daß wir aber beſchloſſen haben, bis auf Weitres ihn geheim zu halten, damit nicht alle, welche ſich in derſelben Lage befinden wie Cronström herbeiſtrömen und auf ihn ſich berufend, die Berichtigung ihrer rückſtändigen Quartale fordern. Sie ſelbſt, lieber Baron, wiſſen wie verzweifelt es jetzt mit unſern Finanzen ſteht. Es iſt eben ſo wenig möglich, gegen Verpfändung von Silber und Gold die geringſte Summe zu leihen, als das Geld zurückzubekommen, was man bei der Bank oder bei Privaten eingelegt hat.«

»Was Ew. Excellenz zu äußern belieben, ſtimmt mit der wirklichen Lage der Dinge leider vollkommen überein. Ich wage kaum an die Zukunft zu denken.«

Teſſin wurde hier unterbrochen, die Ankunft des Wirths nahm jetzt ſowohl ſeine wie die Aufmerkſamkeit der übrigen Gäſte in Anſpruch.

»Ich bitte die Herrſchaften ſammt und ſonders tauſend mal um Verzeihung — nahm Oxenſtjerna das Wort — doch Nachrichten, welche von unſerm geliebten Könige eingetroffen ſind . . .«

»Nun endlich alſo ſind Nachrichten angelangt — fiel der Reichsmarſchall mit einer Heftigkeit ein, die man ſonſt bei ihm nicht gewohnt war. — Noch vor wenigen Stunden wußte man weder bei Hofe noch im

Senate von ſolchen Botſchaften, ſie müſſen daher ohne Zweifel an meinen Vetter als Kanzleipräſidenten unmittelbar gerichtet geweſen ſein.«

Oxenſtjerna's Weſen verrieth einige Verlegenheit als er erwiederte: »Unſer geehrter Amtsgenoſſe Graf Piper hat ſeiner Gemahlin umſtändliche Nachricht von Sr. Majeſtät und dem Kriegsheere zugehn laſſen und von ihr komme ich ſo eben.«

Die Gräfin Oxenſtjerna wechſelte die Farbe, biß ſich in die Lippen und ſchlug die Augen nieder. Der Reichsmarſchall nahm eine ungewöhnlich grade Haltung an und ſowohl Hohn wie Verdruß malte ſich in ſeinem Geſicht ab. Hjärne lächelte bedeutungsvoll. In allen Geſichtern drückte ſich gleichmäßig Verlangen aus die nähere Beſchaffenheit der Nachrichten zu kennen, wie Verwunderung über den Canal, durch welchen ſie den höchſten Kreiſen der Geſellſchaft zugegangen waren.

»Nicht genug alſo — äußerte die Gemahlin des Kanzlei-Präſidenten mit Bitterkeit — daß Gräfin Piper uns die Ehre ihrer Gegenwart heut verſagt hat; ſie hat uns auch nur allzu lange der Anweſenheit des Wirths beraubt. Wir haben jetzt ſo lange auf das Eſſen gewartet, daß ihre Mittheilungen, mögen ſie auch noch ſo angenehm ſein, zum Deſſert verſpart werden dürften.«

»So möge es ſein — gab Oxenſtjerna freundlich zur Antwort — Doch muß ich zuvor die Gräfin Piper entſchuldigen. Unfehlbar würde ſie uns mit ihrer Anweſenheit erfreut und beehrt haben, wenn nicht heut Abend noch ein Eilbote an Se. Majeſtät abgefer-

tigt werden ſollte, mit welchem ſie Briefe an ihren abweſenden Gemahl zu ſenden hat.«

Man begab ſich nun zu der unter koſtbaren Zierrathen und Leckereien an Speiſen und Getränken faſt brechenden Tafel. Trotz aller Sachen, die den Gaumen kitzelten und das Auge labten — und trotz aller Wendungen, welche die Wirthe und mehrere Gäſte der Unterhaltung zu geben ſuchten, um ſie in Gang zu bringen und zu beleben, blieb dieſe doch einförmig, kümmerlich und trocken, denn weder die feinſten Gerichte noch die lieblichſten Weine vermochten den Hunger und Durſt der Geſellſchaft nach den mit unbezwingbarer Ungeduld erwarteten Neuigkeiten vom Könige und vom Kriegsheere zu ſtillen.

Als unter dem Klange von Waldhörnern nun der dritte Gang der Mahlzeit begonnen hatte, der Tiſch mit ſüdländiſchen Früchten, Konfect, Eingemachtem, feinem Backwerke und Geléen bedeckt, und an jedem Ende der Tafel eine ungeheure Bowle von durchſichtigem chineſiſchen Porzellan aufgeſtellt und die Gläſer gefüllt und herumgereicht waren, erhoben ſich nach dem Vorgange des Grafen Oxenſtjerna alle Gäſte von ihren Stühlen und der Wirth brachte einen Toaſt auf den in das Feld gezogenen Monarchen und das Glück ſeiner Waffen aus.

Alle ſtimmten von Herzen ein, wiewohl mancher im Innern vor der Menge der Gefahren und vor der Rieſengeſtalt bebte, welche dieſe vaterländiſchen Wünſche zu Schanden zu machen drohte.

»Jetzt meine Herrſchaften — begann der Wirth —

ſcheint es mir an der Zeit zu ſein, daß ich Ihnen mittheile, was ich aus Liefland vernommen habe. Frau Gräfin Piper hatte Briefe vom 31. October und 21. November . . . .«

(»Und das Königliche Haus und der Senat haben während der Zeit nicht einen Buchſtaben vom Kriegsſchauplatz zu ſehn bekommen«, flüſterte der Reichsmarſchall der Wirthin zu, welche ſeine Tiſchnachbarin war.)

»Nach dem erſteren war Se. Majeſtät glücklich in Pernau angelangt, und wir haben um ſo mehr Urſache, uns darüber zu freuen, als dieſe Reiſe zu einer ſo weit vorgeſchrittenen Jahreszeit ſehr gefährlich ausſah. Am 17. October fing man ſchon an gegen Narwa zu ziehn, welches damals noch Stand hielt; und da der König von Pohlen bereits nach Warſchau umgekehrt iſt, ſo hofft man, daß Vergleichungsvorſchläge Aufnahme finden« . . .

(»Das gebe Gott!« rief wie im Chor die ganze Geſellſchaft.)

»Herr Graf Guiscard ſoll einen heftigen Sturm zu beſtehen gehabt haben; doch berichtet ein Schiffer, der von der Küſte gekommen iſt, daß er ihn auf der andern Seite des Meers getroffen habe, ich glaube alſo wohl, daß er ſeit 8 Tagen bei dem Könige angelangt iſt. Alle Ruſſiſchen Fahrzeuge, deren man habhaft geworden iſt, ſind ſequeſtirt worden und man hat auf ihnen ſehr beträchtliche Summen an Kupfer und Silber, wenigſtens an 300,000 Rthlr. gefunden.

(»Sieh nur wie ſehnſüchtig Se. Excellenz Wrede den Mund verzieht — bemerkte lächelnd Hjärne zu

Teſſin — das Geld wird gewiß mithofrei im Staatscontor einquartirt.“)

. . . „Der Brief vom 21. November lautet Gottlob auch nicht ſchlecht. Se. Majeſtät befand ſich 8 Meilen von Narwa, welches damals ſich noch hielt. Ein Treffen hatte ſtatt gefunden, in welchem die Moskowiter 2500 Mann verloren, während auf unſerer Seite nur 22 Mann gefallen waren. Graf Guiscard war in gutem Wohlſein im Hauptquartier eingetroffen.“

Die Mahlzeit wurde geſchloſſen, man ſtand vom Tiſche auf und die Gäſte, zu einzelnen Gruppen geſchaart, unterhielten ſich über die Nachrichten aus Liefland und über ihre Hoffnungen und Befürchtungen. Unterdeß bat der Wirth den Reichsmarſchall und den Königl. Rath Wrede, ihm in ſein Cabinet zu folgen, wo Oxenſtjerna, nachdem die Thüre wohl verſchloſſen worden war, begann:

„Ihnen, geehrteſte Amtsbrüder, habe ich Etwas zu vertrauen, was außerhalb des Senats noch nicht bekannt ſein darf. Ich kann meine Angſt nicht beſchreiben, nicht ſagen wie ich vor Neugierde brenne und vor Unruhe zittere wegen der Nachrichten, denen wir ſtündlich vom Kriegsſchauplatze entgegenzuſehn haben. Vor etwa 8 Tagen hat der König einen Angriff auf das Moskowitiſche Heer beſchloſſen. Dies ſoll 160,000 Mann ſtark ſein und ich brauche den Herren nicht zu ſagen, daß das Unſrige noch aus nicht mehr als 10,000 Mann beſteht. Deſſen ungeachtet hat der König, dem einſtimmigen Rathe aller Generale und ſeiner geſammten Umgebung ſchnurſtracks entgegen, feſt und unabänderlich

beſchloſſen, die Ruſſen in ihrer Feſtung anzugreifen und Gott allein mag wiſſen, wohin dieſer maaßloſe Plan Se. Majeſtät und ganz Schweden führen wird. Für Menſchenaugen ſieht es daher ſehr zweifelhaft aus und ohne eine beſondere Schickung der göttlichen Vorſehung weiß man nicht was uns bevorſteht. Gott verleihe uns ſeinen Beiſtand und beſchütze uns vor allen Gefahren, die uns zu drohen ſcheinen. Doch laſſen Sie dies unter uns bleiben.«

»In der That, eine höchſt bedenkliche, man möchte faſt ſagen verzweifelte Lage! — rief der Reichsmarſchall aus, während er aus ſeiner goldenen Doſe mit dem in Brillanten eingefaßten Bildniſſe der verwittweten Königin eine Priſe Spaniol nahm, von welchem ein Theil auf das koſtbare Halstuch mit weißen Brabanter Spitzen fiel. — Hätten nicht Abentheurer vor der Zeit die unbeſchränkte Macht in die Hände eines Fürſten geſpielt, der noch nicht trocken hinter den Ohren geworden iſt, ſo ſtänden die Sachen anders. Damals als ein ſchwediſcher Rathsherr noch etwas zu ſagen hatte, konnte nicht Alles ſo auf die Spitze getrieben werden, wie das jetzt geſchieht.«

»Unſer geliebter Monarch iſt tapfer und unerſchrocken, hat auch bereits ſein Probeſtück auf Seeland abgelegt — bemerkte entſchuldigend Herr Graf Wrede. — An ſeiner Seite iſt unſer Amtsbruder Graf Piper, deſſen unermüdlicher Eifer, unermüdliche Thätigkeit und große Erfahrung in Staatsangelegenheiten auch ſeine ärgſten Feinde anerkennen müſſen, und Graf Rehnſkjöld, ein bewährter Feldherr. Wäre nur die

Schatzkammer gut gefüllt, ſo ſchiene mir nichts zu befürchten; doch (Wrede zuckte dabei mit den Achſeln und ſchüttelte den Kopf) ich geſtehe, die Finanzen machen mir oft ſchlafloſe Nächte.«

»Unſre armen Beamten! — ſagte der Reichsmarſchall — von Monat zu Monat warten ſie in der Gefahr zu verhungern und bankerott zu werden vergebens auf ihre kuappen Quartale, und wenn ſie dieſelben endlich erhalten, müſſen ſie ſich 5 bis 10 Procent Abzug gefallen laſſen.«

»Alſo, meine geehrteſten Amtsbrüder! — fiel Graf Oxenſtjerna mit einer bei ihm ungewöhnlichen Schärfe im Tone ein — beginnen bereits die Früchte des neuen unter der jetzigen Regierung angenommenen Staatsſyſtems zu reifen. Ich ſuchte die Aufrechthaltung des alten, welches für Schweden unter dem großen Regenten Carl XI. ſo ſegensreich war, zu verfechten, doch meine Stimme war die des Propheten in der Wüſte, die Anſicht des Unglücksvogels Bjelke trug den Sieg davon. Die Suppe die man kocht muß man auch eſſen.«

Dieſe augenſcheinlich einen Vorruf enthaltende Andeutung ſetzte die beiden Gäſte in einige Verlegenheit. Der Reichsmarſchall half ſich und Wrede daraus, indem er daran erinnerte, daß man bei einer heiteren Geſellſchaft ſich nicht in tiefe politiſche Betrachtungen einlaſſen dürfe.

Die Königlichen Räthe kehrten daher zu den Gemächern der Gräfin Oxenſtjerna zurück und Geſpräche über gleichgültige Gegenſtände unterhielten die Geſellſchaft, bis ſie ſich empfahl.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Mit gemessenem Schritte und einer gewissen feierlichen Haltung trat die verwittwete Königin aus ihrem Schlafgemache, dessen Doppelthüren von dem diensthuenden Kammerpagen mit lautem Geräusch von innen aufgerissen wurden, in das daranstoßende Zimmer, wo der Kaffeetisch vor dem Divan bereitet und die beiden Pinzessinnen, ihre Enkelinnen, sie erwarteten. Die Herzogin von Holstein eilte ihr entgegen, küßte nach einer tiefen Verneigung ihrer Großmutter die Hand und bat sie das kleine Andenken nicht zu verschmähen, was sie ihr als Zeichen ihrer Ehrfurcht und Ergebenheit und zur Erinnerung an die hohe Bedeutung des Tags überreicht Es war dies eine für Hedwig Eleonoren's Nachttisch von Hedwig Sophia selbst von Seide und Gold gewirkte Decke in deren Mitte sich unter einer königlichen Krone die Namenschiffer der verwittweten Königin, und in jeder der vier Enden in einem Lorbeerkranze die Worte: „der vierte December“ (ein Jah-

restag, der damals schon ein Vierteljahrhundert hindurch freudig und dankbar von Schweden gefeiert wurde) befanden. Hedwig Eleonora dankte für die Aufmerksamkeit, rühmte die Arbeit, umarmte und küßte die Geberin. Nun trat Ulrica Eleonora heran, grüßte ehrerbietig, wurde zum Handkuß verstattet und bot ein kleines Kissen von weißem Sammt dar, in dessen vier Ecken die Namenschiffer der verwittweten Königin unter einer königlichen Krone mit Farben gemalt war, und in dessen Mitte in einem Kranze von Lorbeer die Worte standen: „der 4 December 1700.“

Hedwig Eleonora's Blicke bewölkten sich, und ob die Art, wie sie den Kopf bewegte, ein Zeichen des Beifalls oder der Unzufriedenheit sein sollte, war nicht leicht zu errathen. Doch berührte sie mit ihren Lippen die Stirn ihrer Enkelin, und sagte, nachdem sie einer Hofdame befohlen hatte, die Arbeiten der Prinzessinnen zu nehmen und am gehörigen Orte aufzubewahren, mit einem tiefen Seufzer: „Deine gute Absicht, liebe Ulrica, ist von der Hofmeisterin, welche Deine Arbeit hätte leiten sollen, schlecht unterstützt worden. Ich spreche nicht von der Ausführung — denn diese ist nicht übel — sondern von dem Plan selbst. Nichts habe ich dagegen, daß Du meine Namenschiffer dorthin gesetzt hast, und daß Du den Jahrestag des Siegs anbrachtest, den Dein großer Vater, mein seeliger Herr Sohn, glorreichen Andenkens, am höchsten von allen seinen Heldenthaten schätzte. Wie aber in des Himmels Namen, konntest Du, mein Kind, auf den unglücklichen Einfall gerathen, zu diesem ruhmvollen Jahrestage die Jahres-

zahl zu fügen, die wir jetzt schreiben? In die Lithanie gehört sie hin, nicht aber unter theure Erinnerungen. Der König, Dein Bruder, liegt in Fehde mit mächtigen Feinden und hat, seitdem er ins Feld zog, nichts von sich hören lassen. Entweder also ist es ihm schlecht ergangen oder er bekümmert sich nicht mehr um uns. In den Zeiten Deines hochseeligen Vaters oder Großvaters war das anders! . . . Doch der Kaffee wird kalt, ihr Kinder! setzen wir uns."

Und damit ließ sie sich in der Mitte des Divans nieder, zu ihren beiden Seiten nahmen die Prinzessinnen Platz.

Ulrica Eleonora unterdrückte ihre Thränen. Der Tadel der Großmutter betrübte sie weniger als daß er sie verdroß. Die Beweggründe zu dem Unwillen derselben über die auf dem Kissen gewählte Jahreszahl vermochte sie nicht zu fassen, und argwöhnte, daß er nur geäußert sei, um auf ihre Kosten der begünstigten ältern Schwester desto Angenehmeres zu erweisen. Tiefer und stärker faßte in Ulrica Eleonora's Seele die Abneigung gegen ihre Großmutter Wurzel.

Während man den Kaffee einnahm, trat der Reichsmarschall, kraft des ihm zugestandenen Vortrittsrechts unangemeldet ein und stattete der verwittweten Königin den gewöhnlichen Glückwunsch zum Jahrestage der Schlacht bei Lund ab. „Ew. Kön. Majestät — so schloß er — dürfte zu gestatten geruhn, daß ich bei dieser Gelegenheit allein den Gesinnungen des gesammten Hofs Ausdruck gebe, alldieweil Ew. Kön. Majestät

ſich die unterthänige Aufwartung verbeten haben, mit der ſonſt an dieſem denkwürdigen Tage der Hofſtaat en corps der Frau Mutter des großen Siegers ſeine Ehrfurcht zu bezeigen pflegt.«

»Ja, Graf Jan Gabriel! — verſetzte Hedwig Eleonora, indem ſie gnädig ihre Hand Stenbock zum Kuß hinhielt — Ich habe mir die Glückwünſche verbeten, weil ſie mir in unſrer jetzigen Lage wie Hohn vorkommen und verletzende Vergleichungen veranlaſſen. Auch die früheren großen Könige dieſes Reichs, mein Gemahl und mein Sohn, unternahmen langwierige Feldzüge; doch verfloß keine Woche, ohne daß ſie mir nicht durch Eilboten Nachrichten von ſich oder einige Zeilen von ihrer Hand ſandten. Aber ſie waren nicht vor der Zeit mündig geworden und zogen das Schwerdt nicht eher, als ſie den Scepter zu führen verſtanden. Zwei Monate ſind es nun ſchon, daß mein junger Herr Enkel nach Liefland ſegelte und noch habe ich keinen Buchſtaben weder von ihm noch über ihn geſehn. Verhüte der allmächtige Gott, daß kein Unglück geſchehn ſein möge, was man ſich etwa mir zu verhüllen bemüht.«

»Die Gräfin Piper iſt beſſer daran, als Ew. Majeſtät und der Senat — bemerkte mit gerunzelter Stirn und höhniſch verzogenem Munde der Reichsmarſchall. — Ihr Mann giebt ihr von Allem, was draußen geſchieht, genaue und umſtändliche Nachricht, und bei ihr holt ſich der Senat, ja ſelbſt der Kanzlei-Präſident den nöthigen Aufſchluß über das Ergehn des Königs und die Bewegungen des Kriegsheers. Unverzeihlich iſt's, daß ſie Ew. Majeſtät nicht unaufgefordert davon Mittheilung

macht, doch (die Achzelnd zuckend und mit einem verächtlichen Lächeln um den Mund) da es nicht ungewöhnlich iſt, daß Emporkömmlinge ſich in der ihnen fremden Sphäre nicht zu benehmen wiſſen, könnten Ew. Majeſtät ihr gnädigſt anbefehlen, ihrer unterthänigen Pflicht darin nachzukommen.«

»Ich kann nicht leugnen — erwiederte die verwittwete Königin — ſie hat von freien Stücken ſich erboten mich au courant des affaires zu erhalten: aber, Herr Graf, Ihnen geſtehe ich offen, ich finde es unter meiner Würde, durch die Hand Jener Nachrichten zu empfangen, die zuerſt und unmittelbar mir zukommen ſollten. Ich habe daher das Anerbieten der Gräfin Piper ausgeſchlagen, und theile lieber die allgemeine Unwiſſenheit, als daß ich mich einer Demüthigung unterwerfe und läſtige Verbindlichkeit mir auferlege.«

»Der hohen Geſinnung Ew. Majeſtät iſt das vollkommen würdig — ſagte der Reichsmarſchall. — Da alſo Ew. Majeſtät heut keine Cour geben, ſo iſt wohl auch von einem Bankette für heut Abend nicht die Rede?«

»Nein, Herr Graf! — gab die Königin zur Antwort — Teſſin kennt bereits meinen Willen, dieſen Tag in der Stille und in meinem engſten Kreiſe zuzubringen. Außer dem letzteren will ich heute Abend Niemand anders als Ihre beiden Couſinen, die Gräfin Drenſtjerna und Hedwig Teſſin ſehn.«

Der Reichsmarſchall ſtand im Begriff, ſich mit dieſem Beſcheide zu entfernen, als der dienſtthuende Kammerherr eintrat und meldete, der Großhändler Werner

Groen habe ſich in dem Vorzimmer Ihrer Majeſtät eingefunden und bitte um gnädige Audienz.

Bevor noch Hedwig Eleonora, die ebenſo überraſcht wie unwillig ſchien, antworten konnte, fragte in verweiſendem Tone der Reichsmarſchall den Kammerherrn: ob er nicht wiſſe, daß alle Verſchreibungen, Beſtellungen, Bezahlungen und Ähnliches für den Hof durch ihn (den Reichsmarſchall) gingen, und daß Ihre Majeſtät ſich nicht herablaſſe mit Kaufleuten Stockholms unmittelbar zu verhandeln?

„Keinen Augenblick — wandte der Kammerherr ein — habe ich Ew. Excellenz Vorſchriften außer Acht gelaſſen. Aber die gegenwärtige Gelegenheit macht eine Ausnahme; das Anliegen Groen's hängt mit ſeinem Gewerbe nicht zuſammen, und er wünſcht nur, Ihrer Majeſtät eine freudige Nachricht von dem König und dem Kriege unterthänigſt überbringen zu dürfen.“

Haſtig erhob ſich die Herzogin von Holſtein von dem Divan. „Nachrichten von meinem hohen Bruder, meinem Gemahl und dem Kriegsſchauplatz — rief ſie eifrig aus. — Um Gotteswillen, gnädigſte Frau Großmutter, vergönnen ſie dem geſegneten Boten ſogleich den Vortritt und laſſen ihn hineinführen.“

Faſt wären die ſtarren Etiketten-Vorurtheile der Königin der Neugierde, der Verwandtenliebe und den Bitten ihres Lieblings gewichen, wäre nicht der Reichsmarſchall mit den Worten dazwiſchen getreten:

„Es iſt unglaublich, daß Ew. Majeſtät, welche außer einer großen Feldkanzlei ihren vortragenden Staatsrath Piper bei ſich haben, mit Übergehung Ihrer Ma-

jestät und des Senats einem Kaufmanne der Hauptstadt sich hätten mittheilen sollen. Die Sache muß anders zusammenhängen. Mit Ew. Majestät Erlaubniß (der Reichsmarschall machte dabei der Königin eine tiefe Verneigung) werde ich selbst hinausgehn, den Mann verhören und Ew. Majestät weiteren Bericht erstatten.«

»Vielen Dank, Herr Graf Jan Gabriel — versetzte die Königin — für die Mühe die sie sich machen mir zu dienen. Ich verlange danach zu wissen was sie in Erfahrung bringen.«

Gefolgt vom Kammerherrn entfernte sich Stenbock. Die Herzogin brannte vor Sehnsucht die erwarteten Neuigkeiten zu vernehmen, unterstand sich sogar in behutsamen Worten der Königin Vorwürfe zu machen, daß sie bei dieser Gelegenheit nicht die Etikette bei Seite gesetzt, den Kaufmann sogleich eingelassen und selbst verhört habe.

Während der Zeit nahm Ulrica Eleonora weder an dem Gespräche Theil, noch bekümmerte sie sich um die Nachrichten aus Liefland. Stumm und mit saurer Miene saß sie auf dem Sopha, kaute an den Nägeln und hing im Stillen ihrem Unwillen nach über die Ungerechtigkeit ihrer Großmutter und deren Vorliebe für ihre ältere Schwester.

Nur wenige Minuten vergingen, so kehrte der Reichsmarschall zurück und ward, ehe er noch den Mund öffnen konnte, von der verwittweten Königin und der Herzogin mit Fragen über den Kaufmann und was dieser zu berichten habe, bestürmt.

»Ich würde — versetzte Graf Stenbock — das

Vorgeben des Kaufmanns Groen, daß er derjenige sei, welcher den Mitgliedern der Königlichen Familie die Kunde von einem glänzenden Siege und von Erfolgen, die die kühnsten Hoffnungen übersteigen, zu überbringen habe, für eine freche Erfindung halten, hätte ich nicht so eben in Erfahrung gebracht, daß ein Schiffer der Bote der wichtigen Nachrichten an den Senat sei. Mein Vetter und Amtsbruder, der Kanzlei-Präsident hat diesen seltsamen und in des Worts ganzer Bedeutung extraordinairen Envoyé, in seinem eigenen Wagen hieher auf das Schloß gebracht. Beide der Kaufmann und der Schiffer befinden sich in diesem Augenblicke in dem weißen Zimmer und Graf Oxenstjerna wird in wenig Sekunden die Ehre haben meine unterthänigen Aufführungen persönlich zu bestätigen.“

Der Reichsmarschall hatte kaum seine Rede geendet, so wurde der K. Rath Oxenstjerna angemeldet und sogleich vorgelassen.

„Se. Majestät hat die Moskowiter bei Narwa geschlagen, der Sieg ist eben so ruhmvoll wie vollständig und entscheidend,“ war Alles was der aufgeregte, vor Freuden zitternde Staatsmann im ersten Augenblicke herzustammeln vermochte, zugleich auch Alles was er wußte; denn Einzelheiten von der Schlacht und dem Siege kannte weder der Schiffer, noch war davon in den Briefen etwas enthalten.

„Und wie befindet sich der König?“ fragte mit einem Eifer, wie man ihn sonst selten bei ihr wahrnahm, die verwittwete Königin.

„Und wie der Herzog?“ fügte hastig und mit

Heftigkeit die Herzogin hinzu, ehe noch Oxenſtjerna Hedwig Eleonora's Frage beantworten konnte.

„Ohne Zweifel in erwünſchtem Wohlſein — verſetzte der Kanzlei-Präſident, nicht wenig verlegen, eingeſtehn zu müſſen, daß hierüber alle Nachrichten fehlten. — Wäre den hohen Herrn etwas begegnet, es würde ſolches leider bald genug und allgemein verbreitet ſein. Schlechte Zeitungen machen ſchnelleren und gröſeren Lärm von ſich als gute.“

„Laßt uns ſelbſt mit dem Kaufmanne und dem Schiffer reden“, flüſterte die Herzogin entſchloſſen der verwittweten Königin zu.

„Du haſt Recht, mein Kind — erwiederte dieſe laut — Wir gehn zu ihnen hinaus in das weiße Zimmer.“

Ohne aufgefordert zu ſein, ihnen Geſellſchaft zu leiſten, ſtand Ulrica Eleonora raſch vom Sopha auf und ſchloß ſich der älteren Schweſter an. Der Reichsmarſchall und der Kanzlei-Präſident, nach dieſen die anweſenden Hofbedienten folgten.

Die ſeltſame, ungewöhnlich feierliche Audienz währte nicht lange. Weder Groen noch ſeine Schiffer hatten andere Aufſchlüſſe zu geben, als Oxenſtjerna und Stenbock bereits mitgetheilt hatten. Als die Königl. Herrſchaften durch eine gnädige Kopfbewegung zu erkennen gaben, daß die Audienz zu Ende ſei, zog die verwittwete Königin einen werthvollen Brillantring von ihrem Finger und verehrte ihn dem Kaufmann, und die Herzogin löſte ihre Uhr von Gold und Emaille von ihrem Sammtgürtel und ſchenkte ſie dem Schiffer, der die tröſtende Nachricht überbracht hatte.

Eine eigene günstige Fügung des Schicksals war es, daß die erste Nachricht von dem herrlichen, außerordentlichen Siege bei Narwa an dem Jahrstage des für Jahrhunderte entscheidenden Siegs bei Lund in der Hauptstadt Schwedens eintraf. Aber während der Sieg des elften Carl die Selbständigkeit Schwedens befestigte und zur Begründung des Friedens wesentlich beitrug, hinterließ der des zwölften keine anderen Früchte, als einen bewundernswerthen, bewunderten und verführerischen Ruhm, der einen thörichten Uebermuth nährte, zu gefahrvollen fabelhaften Unternehmungen verleitete, das Reich im Verderben stürzte, herrliche Besitzungen von dem Herzen des Mutterlands losriß und den Frieden für Jahrzehende entfernte.

Kein Seherblick, keine Ahnung lüftete am 4. Dcbr. 1700 den Vorhang der Zukunft. Daher war an diesem Tage die Freude in Stockholm ungetrübt, anhaltend, bis auf die höchsten Gipfel der Entzückung getrieben. Ein einziger ungemessner Freudenrausch durchstürmte die Königsburg, die Paläste der Großen, die Hütten der Armen Der Zauberstab der Begeisterung löste für einen Augenblick alle Fesseln der gesellschaftlichen Unterschiede. Alter, Geschlecht, Rang, Reichthum, vergaßen alle Vorrechte, bis auf die Ehre Schweden zu sein. Keine besonderen Stände und Familien gab es; Alle gehörten zusammen, wo einer dem Andern nahte reichten sie sich vertraulich die Hände, sprachen mit einander, wechselten Freudenbezeugungen, Glück- und Segenswünsche. Das Band der Landsmannschaft vereinte

Alle, und die Liebe zum Vaterland feierte ihren herrlichſten Triumph. Zur Freude des Augenblicks geſellte ſich die Erinnerung an den Jahrstag, und ſo ward aus den Lorbeererndten von Lund und Narwa ein grünender Ehrenkranz um Schwedens Schläfe geflochten.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Tage und Wochen verflossen, ohne daß umständliche, genaue und zuverlässige Nachrichten aus dem Hauptquartier des Königs an die königliche Familie und die Regierung in Stockholm gelangten. Carl XII., auch in dieser Beziehung ein treues Vorbild Gustav's IV. Adolph, hielt sich keineswegs für verpflichtet, Neuigkeitskrämer für die Bewohner seiner Hauptstadt zu sein. Jedes neue Schiff, das von den jenseitigen Küsten kam, führte haufenweis unzusammenhängende Erzählungen von der berühmten Schlacht mit sich. Sie wurden aufgeschnappt, vergrößert, verschlungen, verbreitet und steigerten bis zur Uebertreibung die Vorstellungen von dem Siege, dem Waffenglück und den Erfolgen. Bald war der Czar selbst, bald sein ganzes Reich in die Hände der Schweden gefallen, bald Alles was Moscowit hieß, niedergemacht. Wenig fehlte, das man das schwedische Gebiet bis zur äußersten Grenze von Sibirien ausdehnte. Endlich kam ein und der andere Brief vom Kriegsheer

und aus der Feldkanzlei. Sie bestätigten was man gerüchtweise von der Schlacht und vom Siege gehört hatte, gaben aber übrigens den Dingen ihre natürliche Farbe wieder.

Das Publicum, seit uralten Zeiten an officielle Mittheilungen der Könige gewöhnt, besonders wenn es sich um Siege von ihnen handelte, wunderte sich je länger je mehr über das Stillschweigen des Siegers selbst, das wenig unähnlich demjenigen war, welches beobachtet zu werden pflegt, wenn eine Niederlage verhüllt werden soll. Allmählig ging die Verwunderung sogar über zu Zweifeln an der Art des Sieges. Die verwittwete Königin fühlte sich verletzt, die Herzogin von Holstein betrübte sich wegen der Gleichgültigkeit, welche ihnen wie dem ganzen Schweden in dieser Sache von dem Könige gezeigt wurde. Die Mitglieder des Senats sahen darin mit tiefem Verdruß einen neuen und in die Augen springenden Beweis ihres gesunkenen Ansehns. Der Reichsmarschall gab sein Mißvergnügen zuweilen offen zu erkennen, wogegen Oxenstjerna, der sich zu zeigen schämte, daß er, der in seiner Eigenschaft als Kanzleipräsident an der Spitze der auswärtigen Angelegenheiten stand, keine besseren Nachrichten aus dem Hauptquartier seines abwesenden Königs hatte, als der Geringste von dessen Unterthanen, seine Unwissenheit und seinen Unwillen über die letztere in einen Schleier erkünstelter Zurückhaltung hüllte.

In der Erwartung offizieller Angaben und des Berichts, welchen, wie man als abgemacht annahm, der König früher oder später selbst über die Schlacht bei

Narwa und alle ihre Einzelnheiten würde aufſetzen laſſen, ſchob man die allgemeinen Freudenfeſte auf. Doch machte ſich die allgemeine Freude überall und in tauſend Geſtalten Luft und die Umgebung des Throns mußte in dieſer Beziehung mit oder wider Willen mit gutem Beiſpiel vorangehn. Der Kanzleipräſident begann die lange Reihe der Ceremoniendiners, und ihm folgte der Reichsmarſchall. Wie bei Hofe überhaupt waren bei dieſer Gelegenheit der Oberintendant, der Oberhofprediger und der Oberleibmedicus des Königs von ſelbſt verſtandene Gäſte und gelegentlich fanden ſie neben einander an der Tafel Platz.

Das Geſpräch, welches ſich natürlich um das große Ereigniß drehte, veranlaßte Vergleichungen zwiſchen den Kriegsthaten gekrönter und nicht gekrönter ſchwediſcher Feldherrn aus dem verfloſſenen Jahrhunderte und der Rieſenthat, mit welcher der jetzt regierende jugendliche König den Tempel des Janus und das achtzehnte Jahrhundert eröffnet hatte. Daß der augenblicklich im Beſitze der Macht befindliche Fürſt bei dieſer Vergleichung gewinnen mußte, war in einer Geſellſchaft von Beamten der Krone unter einer abſoluten Regierung unvermeidlich, mochte auch im Stillen Einer oder der Andere die lauten Schmeicheleien Lügen ſtrafen.

So lange es dabei blieb, den Helden der Gegenwart bis in die Wolken zu erheben, miſchte ſich Hjärne nicht in das Geſpräch, ſondern aß, trank, und hörte zu. Als man aber zu vermeintlicher Ehre für den Helden des Tags den Zug über den Belt, die Schlacht bei Lund, den Sieg bei Leipzig, als Kleinigkeiten im Ver-

gleich mit der Schlacht bei Narwa ausmalte, verlor Hjärne völlig alle Geduld, und mit spöttiſcher Bitterkeit fragte er, wie man denn ſo viel wüßte, um den Verlauf bei Narwa zu beurtheilen, da noch keine offizielle Nachricht darüber angelangt ſei.

Des Archiaters kühne Frage überraſchte Alle, weckte bei Einigen Beſtürzung, erregte bei den Meiſten Verlegenheit. Um die ſeinige zu verbergen, wandte ſich Teſſin, ſehr mißvergnügt ausſehend, von dem Schwager ab und zu Wallin, den er über etwas aus dem in demſelben Jahre ſtattgehabten Feldzuge gegen Dänemark fragte, den der Hofprediger im Gefolge des Königs mitgemacht hatte.

Der von Hjärne hingeworfene Handſchuh mußte in einer ſolchen Geſellſchaft aufgenommen werden. Man berief ſich auf Privatberichte in Briefen von einer Menge von Perſonen, auf zwei umſtändliche Beſchreibungen von ein paar Gardeoffizieren und zweier Fremden, eines Deutſchen und eines Franzoſen, von der Schlacht.

War Hjärne einmal in den Zug gekommen, ſo hielt es ſchwer ihn zum Schweigen zu bringen. „Andre Zeiten, andre Sitten — fuhr er alſo in demſelben Tone fort — Se. Majeſtät hochſeeliger großer Vater und Großvater, ich erinnere mich deſſen genau, machten, wenn ſie im Felde waren, den zurückgebliebenen Mitgliedern der Königlichen Familie und den Herrn vom Rath jederzeit ungeſäumt von ihren Unternehmungen und den Kriegsbegebenheiten Mittheilung. Auch wußte das Volk damals warum es Gott und dem König

dankte, und wurde das Te Deum geſungen, ſo bekam man die eroberten Siegeszeichen mit eigenen Augen zu ſehn und von der Kanzel wurde eine vollſtändige Beſchreibung von dem Siege verleſen.«

»Das wird, wie ich hoffe, auch jetzt der Fall ſein, Herr Archiater, — bemerkte Wallin — wenngleich nicht ſo raſch; denn noch hat das Domkapitel keinen Befehl wegen des Te Deum erhalten.«

Hjärne's allzu wahrheitsgetreue Offenherzigkeit hatte bis dahin beſonders die beiden Schwäger Oxenſtjerna und Teſſin in Verlegenheit geſetzt. Der letztere, nachdem er ſich vergeblich bemüht, dem tadelnden Eifer des Archiater Einhalt zu thun, und hier und da ſeinen Urtheilen widerſprochen hatte, weniger um dieſe zu widerlegen, als um den Schein einer Billigung derſelben zu vermeiden, nahm nicht weiter an dem Geſpräche Theil. Der Kanzlei-Präſident dagegen glaubte in der Aeußerung des Oberhofpredigers den Faden zu finden, um der Unterhaltung eine mildere Wendung zu geben.

»Sie haben vollkommen Recht, Doctor Wallin, wenn Sie vorausſetzen, daß eine offizielle Erzählung von dem unſterblichen Siege unſres heldenmüthigen Königs dem Publicum bei derſelben Gelegenheit mitgetheilt werden wird, wo man dem höchſten Weſen das ſchuldige Dankopfer für jene glänzenden Erfolge darbringt. Mein werther Amtsbruder, Se. Excellenz Graf Piper hat ausdrücklich verſprochen, eine umſtändliche Beſchreibung von der gewonnenen Feldſchlacht an die Kanzlei einzuſenden.«

Graf Oxenſtjerna, der mit ſeinen Worten Alles wieder ins rechte Geleiſe gebracht zu haben glaubte, ſtieß jedoch gegen einen neuen Stein des Anſtoßes in der Empfindlichkeit des Reichsmarſchalls gegen die Rolle der Ueberlegenheit, welche Piper den übrigen Mitgliedern des Raths gegenüber ſpielte. Die Pflicht des Wirths und der Vorſicht geſtattete Stenbock nicht, an der eigenen Tafel und in einer zahlreichen Verſammlung von Gäſten ſeinem Unwillen Luft zu machen, doch verrieth ſich dieſer in ſeinem bewölkten Antlitz und in dem kurzen Tone, womit er das fatale Geſpräch abbrach.

Der erſte Gang der Mahlzeit war eben zu Ende, als in Reiſekleidern, welche die lange Reiſe etwas mitgenommen hatte, ein Leibtrabant ohne Umſtände in den Saal trat, höflich aber ſtolz den Wirth und die Gäſte grüßte und zwei mit dem Siegel des Königs verſchloſſene Briefe, den einen an Teſſin, den andern an Wallin übergab.

Die ſämmtlichen Tiſchgäſte machten große Augen. Der Reichsmarſchall winkte den Leibtrabanten zu ſich heran und ſtellte mit ihm ein Verhör über das Befinden des Königs und die Stellung des Heers bei der Abreiſe des Boten an, während Teſſin und Wallin die ihnen übergebenen Schreiben öffneten und durchlaſen. Als Graf Stenbock fertig war, ſetzte der Kanzlei-Präſident die Fragen fort, und als auch dieſer ſeine billige Neugier geſättigt hatte, nahm ſich dieſer oder jener von der Geſellſchaft die Freiheit nach Verſchiedenem vom Kriegsſchauplatze und nach Perſonen zu fragen, die ihnen dort theuer waren. Bereitwillig ließ der

Leibtrabant dies lange, zuweilen ſogar kleinliche Verhör mit ſich vornehmen und antwortete unbefangen und beſtimmt. Mittlerweiſe flüſterte der Reichsmarſchall einem von der Bedienung etwas ins Ohr und als er glaubte, daß der Trabant genugſam Rede und Antwort geſtanden habe, und daß man ihn nicht länger mit Fragen peinigen dürfe, befahl er denſelben in ein Seitenzimmer zu führen, wo eine Mahlzeit für ihn bereitet wurde.

Mit lauter Stimme, damit man ihn an der ganzen Tafel hören möchte, ſagte jetzt der Oberhofprediger zu Hjärne:

„Ehre ſei Gott und unſerm geliebten Könige! ich bin im Stande, wenigſtens in einer Beziehung die Beſorgniſſe des Herrn Archiater zu zerſtreuen. Se. Majeſtät hat mir ihren hohen Willen erkennen zu geben geruht, daß in Veranlaſſung des außerordentlichen Siegs bei Narwa das Te Deum abgehalten werden ſoll, und was dieſe bevorſtehende große kirchliche Feierlichkeit noch beſonders erhöhen wird, Se. Majeſtät hat ſelbſt die Bibeltexte ausgewählt und beſtimmt, welche beim Gottesdienſte zur Anwendung und Auslegung kommen ſollen.“

Teſſin wollte eben ein Wort hinzufügen, als Aller Aufmerkſamkeit ſich plötzlich auf ein lautes Getöſe auf der Straße richtete. Ein Bedienter, welcher ausgeſchickt wurde, um Nachricht über das einzuziehen, was vorginge, kam nach wenigen Minuten mit der Antwort zurück, daß eine unzählige Volksmaſſe in Bewe-

gung ſei und unter unaufhörlichem Hurrahrufen das Haus des Oberintendanten Teſſin umſtände.

Alle Blicke wendeten ſich jetzt auf dieſen, anfänglich mit Beſtürzung, gleich darauf aber mit Erſtaunen, denn Teſſin, ohne erſchreckt oder überraſcht zu ſcheinen, ſagte mit lächelndem Geſicht: er begriffe das Benehmen des Volks und fände es völlig in der Ordnung, Se. Excellenz möge ihm erlauben von der Tafel aufzuſtehn und ſich nach Haus zu begeben, um den billigen Wünſchen der guten Leute entgegenzukommen.

„Sie wiſſen alſo, Baron, worin dieſe Wünſche beſtehen und was dies Lärmen und Drängen des Volks bedeutet?“ fragte überraſcht und kurz der Reichsmarſchall.

„Wenigſtens glaube ich den Schlüſſel zu dem Räthſel zu beſitzen — erwiederte Teſſin. — Das mir ſo eben eingehändigte hohe Schreiben giebt mir Nachricht, wie Se. Majeſtät mir die ausgezeichnete Gnade erzeigt haben, die bei Narwa eroberten Fahnen und Siegeszeichen an mich zu überſenden, um ſie demnächſt an den gehörigen Platz zu bringen. Eben der Anblick dieſer koſtbaren Beweiſe der größten Heldenthaten, deren neuere Zeiten ſich rühmen dürfen, hat vermuthlich das Volk electriſirt und den Jubel erzeugt, den wir noch jetzt bis hierher dringen hören.“

„Die erſte Regel der Etikette verlangt, ohn Verweilen die Aufträge des Königs zu vollziehn — hob der Reichsmarſchall an. — Eilen Sie daher, Baron, das Ihnen Anvertraute in Empfang zu nehmen und ſtellen Sie die Neugierde des Volks zufrieden. Hoffent-

ſentlich vergeſſen Sie nicht, daß Ihre Majeſtät, die Prinzeſſinnen und der Senat in erſter Stelle berechtigt ſind, Theil zu haben an dem, was Se. Majeſtät bei dieſer Gelegenheit Ihnen allein anvertraut hat.“

„Ihre Majeſtät, Ihre Kön. Hoheiten und Ew. Excellenzen werden von meinem Eifer, nichts zu verſäumen, was zu ihrem Vergnügen gereichen kann, überzeugt ſein,“ ſagte Teſſin, indem er den Stuhl vom Tiſch ſchob und mit einer tiefen Verbeugung gegen die königlichen Räthe ſich eilig entfernte.

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Wenn wir länger bei der Schlacht bei Narwa verweilen, als eine den Zeitraum eines vollen Jahrhunderts umfaſſende romantiſche Schilderung zu geſtatten ſcheinen möchte, ſo möge der Leſer ſich erinnern, daß hier ein Schwede für Schweden ſchreibt, und daß Narwa der Schauplatz des letzten entſcheidenden Landſieges war, den Schweden über ſeinen Nachbar im Oſten erkämpfte. Doch außer dieſem, wie wir glauben triftigem Grunde für eine längere Betrachtung jener großen Weltbegebenheit, liegt noch ein andrer darin, daß die Erzählung von der rieſenhaften ſagengleichen That auf dem Schlachtfelde und wie ſie in dem eigenen Vaterlande des Sieges bekannt wurde, in jeder Hinſicht ſo von der gewöhnlichen Ordnung der Begebenheiten abweicht, daß Roman und Geſchichte hier völlig zuſammenſchmelzen. Wir laſſen daher in dieſem Kapitel unſre Feder ruhn, um aus Teſſins Briefen an Cronſtröm dem Leſer ein anſchauliches und treues Bild von der Hauptſtadt

bei der Nachricht von der erlittenen Niederlage der Feinde zu geben.

A.

»Stockholm den 5. December.

»Wenn mein Vorhergehendes Sie hat beunruhigen können, ſo bin ich entzückt Sie in dieſem wiſſen zu laſſen, daß ſo lange Schweden Schweden iſt, wohl ſchwerlich je eine Freude geherrſcht hat, welche der von geſtern Abend bei der Ankunft eines Fahrszeugs aus Reval gleich war, deſſen Schiffer drei Briefe mit der übereinſtimmenden Nachricht von der Niederlage des Moskowitiſchen Kriegsheers mit ſich brachten. Zur mehreren Gewißheit ſchicke ich Ihnen hier angeſchloſſen eine Abſchrift des einen Briefs. Das Fahrzeug gehört einem Werner Groen, welcher ſogleich die Neuigkeit der Kanzlei mittheilte, wo man nach Unterſuchung des Briefs und nachdem man den Schiffer examinirt hatte, von dem Factum völlig überzeugt zu ſein ſcheint. Allerdings wunderte man ſich darüber, daß kein Brief von dem Landeshauptmann, oder irgend einem andern Beamten gekommen war; aber da der Rathsmann Jürgen Paulsſon in Reval das Schiff betrachtet hat, welches ſogar bereits abgeſegelt war und nur à tout hazard noch zwei Meilen von der Stadt angetroffen wurde, da das Wetter günſtiger zu werden anfing, ſo hat er nicht Gelegenheit gehabt, andre Briefe mitzubringen als die ihm nachgeſchickt ſind; und da die Entfernung zwiſchen Narwa und Reval nur 18 Meilen beträgt, ſo iſt völlig wahrſcheinlich, daß man am 24ſten in Reval wiſſen mußte, was in Narwa am 20ſten, an welchem

Tage wie der Brief meldet der König dort anlangte, ſich zugetragen hatte. Seit dem 14. November haben wir wegen Mangels an Wind, welcher die Poſt verhindert hat Ålands Meer zu paſſiren, und wo alſo auch die Eilboten aufgehalten werden mußten, keine Briefe von dem Lande gehabt. So fehlen uns drei Poſten; da aber heut der Wind uns ganz günſtig ſcheint, ſo zweifele ich nicht, daß wir Morgen die Beſtätigung der Nachricht und Einzelnheiten erfahren. Möge es Gott gefallen, ſeinen Segen dazu geben und es wird dann nichts ſein, womit man ſich nicht ſchmeicheln kann. Ehre ſei Gott, daß er unſre Feinde hat zu nicht machen wollen. Oft ſchon habe ich die Ehre gehabt, Ihnen zu ſagen, daß der König, unſer Herr, zu etwas Großem in dieſer Welt geboren zu ſein ſcheine. Jetzt werden Sie, wie ich glaube, davon überzeugt ſein, denn bei ſeiner erſten Unternehmung beginnt ein Fürſt von dieſem Alter das Jahrhundert mit einer ſo ruhmvollen That wie wenige Jahrhunderte ſie aufweiſen können.

II.

„Stockholm den 8. December 1700.

„Gegenwärtiges ſchreibe ich nur, um dasjenige zu beſtätigen, was ich in meinem Vorhergehenden von der vollſtändigen Niederlage des Moskowitiſchen Heeres gemacht habe. Geſtern erhielten wir darüber Gewißheit durch mehrere Briefe, welche man durch Reval'ſche Fahrzeuge erhielt, die jedoch am ſelben Tage wie das des Herrn Werner Groen abgeſegelt waren. Geſtern Morgen haben die Poſten von Reval, Wiborg und Nyenſlants und verwichene Nacht eine andere von

Reval Tag für Tag den Sieg vergrößert, und unter andern ſind mit dieſen Poſten Briefe von Graf Polus an Se. Excellenz Herrn Grafen Oxenſtjerna mit einem Einſchluſſe an die Feldcanzlei gekommen. Eine unmittelbare Nachricht aber von Narwa, welche man mit Ungeduld erwartet, haben wir noch nicht.

Unbegreiflich, ich wage zu ſagen unerhört iſt es, daß ein Kriegsheer von 10,000 Mann ein Lager erſtürmt hat, welches auf der Höhe einer Klippe verſchanzt war und von 160,000 Mann vertheidigt wurde. Indeſſen es iſt geſchehen und um ſo ehrenvoller für unſern König, als es nur ſeinem eigenen Benehmen zugeſchrieben werden kann, indem Se. Majeſtät nach vierſtündigem Kampf und Widerſtand die Feinde mit ſolchem Nachdruck angriff, daß drei oder vier Tauſend von ihnen die Waffen wegwarfen und auf die Knie fielen, welche dann auch Pardon erhielten. Hierauf ward Alles in die Flucht getrieben, aber auch ein entſetzliches Blutbad folgte. Briefe des Landshauptmanns Lindhjelm in Wiborg berichten, daß 4000 Mann in den Moräſten ertrunken ſeien, indem die darüber von den Feinden geſchlagenen Brücken einbrachen. Briefe des Oberſt Apollof melden, daß der Czar ſich auf eine Inſel, Jamo genannt, zurückgezogen habe, wo er leicht hätte überrumpelt werden können, ja daß Apollof zu dieſem Zweck bereits einige Schwadronen Reiterei in Bewegung geſetzt habe; doch bezweifle ich nicht, daß der Czar entkommen iſt. Briefe, welche Wellingk an ſeine Frau in Reval geſchrieben hat, enthalten, daß dem Pferd, welches der König ritt, von einer Kanonen

ugel der Kopf weggeriſſen ſei, und daß dieſelbe Kugel en Oberſt Rikkenner getödtet und dem Lieutenant Grangel von den Trabanten, welcher vorher in poliſchen Dienſten war, den Arm weggenommen habe. lebrigens kann man den unvergleichlich unerſchrockenen Muth und die ausnehmende Ausdauer des Königs nicht enug bewundern. Man behauptet, wir hätten 1500 Mann verloren, doch entbehrt dies noch allen Grund. inige ſchätzen die erbeutete Artillerie auf 80, Andere uf 180 Metallkanonen, aber dies Alles bedarf noch er näheren Beſtätigung. Beſonders bemerkenswerth i, daß gerade an demſelben Tage nur ein Jahr früher er Czar den Friedensvertrag unterzeichnete, unſre Geandten an ſeiner Tafel ſpeiſen ließ und alle erdenkchen Verſicherungen ſeiner Freundſchaft gab, deren Verrath jetzt ſeine gerechte Strafe empfangen hat.

Die Stadt Pleskow ſoll der Kanonen beraubt in, weil die ganze Artillerie ſich bei dem Kriegsheer findet. Man hofft daher, ſich dieſes Platzes bemächgen zu können, zumal der Winter ein ſolches Unterehmen begünſtigt.

Ohne Zweifel haben Sie ſchon von Pleskow's ahne ſprechen hören, welche der Erſtling unſerer Siegeszeichen war, und von welcher die Zeitungen von verſchiedentlich berichtet haben. Ich ſende Ihnen erbei eine Zeichnung von ihr, nebſt einer ſchwediſchen ebersetzung der vier Inſchriften. Als ſie vorgeſtern ankam erieth ich in nicht geringes Erſtaunen darüber daß Se. Majeſtät mir die Gnade erwieſen hat die Fahne an mich ſenden. Ich bin wie außer mir über dieſen Beweis

des allerhöchſten Andenkens. Allerdings äußerten Se. Majeſtät einige Tage vor ihrer Abreiſe gegen mich, daß ſie ihre Eroberungen an Kunſt- und wiſſenſchaftlichen Gegenſtänden mir überſenden würden; aber, daß es ſo weit ſich ausdehnen würde, erwartete ich nicht. Geſtern Morgen, als man die Fahne mir überbrachte, glaubte ich die Leute würden in ihrem Freudenrauſche mein Haus ſtürmen, und war ſehr zufrieden, als ich ſie durch eine andere Thüre fortſchicken und nach Hofe tragen laſſen konnte. Bei der Feier des Te Deum wird ſie vermuthlich zur allgemeinen Beſchauung ausgehängt werden.«

C.

Stockholm den 12. Dezember 1700.

»Die Freude, deren ich in meinem letzten Briefe erwähnte, wurde am letztverfloſſenen Sonntage durch die Ankunft eines Fahrzeugs von Reval beträchtlich vermehrt, deſſen Schiffer und Paſſagiere uns ein in Reval ſelbſt gedrucktes Verzeichniß der Gefangenen von Bedeutung, welche die Unſrigen unter den Moskowitern gemacht haben, zuführten. Eine Abſchrift deſſelben lege ich bei, es läßt ſich daraus deutlich genug der Umfang dieſes ungewöhnlichen Siegs erkennen. Der Herzog von Croy iſt wie man ſagt von dem Generallieutenant Rehnſkiöld gefangen genommen worden. Der Zweite der Reihe nach iſt der, welcher zu einem der drei Ambaſſadeurs beſtimmt war, die man uns zu ſenden beabſichtigte. Der Ruſſiſche Miniſter, welcher hier gefangen gehalten wird, äußerte geſtern von ihm: er habe nicht geglaubt, daß ſeine Ankunft hier in dieſer Weiſe ge-

ſchehen werde, doch würde der Gefangengenommene vermuthlich ſchlechter einquartirt werden als er. Der Dritte, Namens Gallowin, iſt der, auf welchen der Czar im Rath wie auf dem Schlachtfelde ſich am meiſten verläßt, ſo daß der ruſſiſche Miniſter, als man ihm die Liſte der Gefangenen geſtern zeigte, äußerte, er begriffe nicht, wie der Czar habe entkommen können, da er faſt immer unzertrennlich von Gallowin wäre, ſo daß er ſtets ſich als Capitain von deſſen Regiment kleidete, etwas das ſehr ſehr ſeltſam erſcheint; doch da er bei der Geſandtſchaft unter dem Gefolge des Zweiten ſein konnte, kann er ebenſo gut Kapitain bei dem Dritten ſein. Endlich durchlief vorgeſtern das Gerücht die ganze Stadt, daß der Czar ergriffen ſei, doch entbehrt dies alles Grundes. Uebrigens beſtätigen alle Briefe den Inhalt meines vorigen; doch iſt noch immer weder ein Eilbote noch eine Poſt von Narwa hier angelangt. Allerdings iſt ſeit einigen Tagen der Wind ungünſtig und zudem will es ſcheinen, als ob der König einige Tage hintereinander mehr mit dem Schwerdt als mit der Feder beſchäftigt geweſen iſt, und da der Bericht Genauigkeit erheiſcht, ſo iſt es glaublich, daß einige Tage nöthig geweſen ſind, bevor man alle Einzelnheiten hat ſammeln können, die für das Te Deum erforderlich. Es genügt, daß man über den Sieg ſelbſt vollſtändige Gewißheit hat. Den Verluſt der Unſrigen an Todten ſchätzen Einige auf 1500, Andre auf 3000, was keineswegs Erſtaunen erregt, denn der Kampf begann am 17. November und währte vier Tage hintereinander. Unſre Artillerie ſoll Wunderdinge gethan

haben. Alle Briefe beſtätigen, daß das Pferd des Königs erſchoſſen, und daß ein gewiſſer Edelmann, mit Namen Hjerta, die Ehre gehabt hat, dem Könige ſein Pferd abzutreten.

In meinem Vorigen vergaß ich Ihnen zu ſagen, daß die erwähnte Fahne am St. Nicolai-Tage hier anlangte, was ziemlich bemerkenswerth iſt; auch das verdient angeführt zu werden, daß die erſte Nachricht von dem Siege am 4. December hier eintraf, dem denkwürdigſten Tage unter der Regierung des verſtorbenen Königs, denn grade an dieſem Tage fand die Schlacht bei Lund ſtatt.«

D.

»Stockholm den 19ten December 1700.

Ich ſchreibe dieſe Zeilen nur, um Ihnen die zwei beifolgenden Berichte zu ſenden, von denen der eine von dem Major Nummers von der Garde, und der andre von dem Grafen Erich Oxenſtjerna, Capitain bei demſelben Regimente, verfaßt iſt. Beide Berichte beſtätigen den Inhalt meines letzten Briefes. Geſtern kamen drei Poſten hier an, und die Nachrichten, welche ſie mitbrachten, erregten ſo große Freude in der Stadt, daß die Beſchreibung davon zu weitläuftig wäre. Genug, der Sieg wird von Tag zu Tag vergrößert, und die drei Texte, welche der König für die Predigten, die am Tage des Te Deum gehalten werden ſollen, ausgewählt hat, deuten unverkennbar auf das Wunder hin, womit dies Jahrhundert begonnen wurde. Herr Graf Piper iſt immer mitten im Feuer geweſen und hat wie die Uebrigen Moskowiter erſchlagen. Bemerkenswerth iſt,

daß man, als Se. Majeſtät ſich entkleiden ließ, in einer Falte ſeines ſchwarzen Taffthalstuchs eine Kugel von ungefähr dieſer Form und Größe, — — und eine zweite in ſeinem Stiefel fand; doch geprieſen ſei Gott! ohne den geringſten Schaden, was unerklärlich iſt, wenn man bedenkt, wie ſehr er ſeine Perſon bloßgeſtellt hat. Der Czar verließ das Lager nach der Schlacht und der Herzog von Croy, den er mit unbeſchränkter Vollmacht verſah, ſoll zugeſtanden haben, daß er vor ſeiner Abreiſe von einem ſo fürchterlichen Schrecken befallen geweſen ſei, daß er aus Ahnung oder böſem Gewiſſen wie ein Kind geweint habe. — Als man Se. Majeſtät fragte, was man mit den 10,000 Moskowitern machen ſolle, die die Waffen fortgeworfen und ſich auf Gnade oder Ungnade ergeben hatten, erwiederte der König auf Deutſch: „Laßt die Bauerflegeln nur laufen,“ was denn auch geſchah, nachdem man ihnen zuvor in Maſſe Waffen und Kleider genommen halte. Doch ſollen ſpäter die Finnen, welche eben nicht beſonderen Werth auf Edelmuth legen, eine große Anzahl von ihnen erſchlagen haben. Ich glaube kaum, daß man ſich die Sündfluth ſchrecklicher vorſtellen kann, als das Blutbad in dieſer Schlacht, und zwar nach mehreren Berichten war.“ — — —

II.

„Stockholm den 29. December 1700.

Wiewohl wir alle Tage dem umſtändlichen Bericht von dem über die Moskowiter ergangenen Siege entgegenſehen, welchen Se. Excellenz Herr Graf Piper dem Senat verſprochen hat, ſo habe ich es doch nicht für

überflüſſig gehalten, Ihnen in Erwartung deſſen die beiliegenden zwei Beſchreibungen zu ſenden, von denen die deutſche den Herrn Grafen Weltz, den Envoyé des Kaiſers, zum Verfaſſer, hier zu Lande viel Beifall gefunden und einen Anſtrich von amtlicher Glaubwürdigkeit hat. Die andre iſt von einem Manne des Fachs, Herrn Samtadon, welcher von hier mit Herrn Grafen Guiscard abreiſte, und, da er früher Capitain bei der Leibgarde des Königs von Frankreich war, Ihnen ohne Zweifel nicht unbekannt iſt. Da der Umfang dieſes großen Siegs ſo ungeheuer iſt, daß man ihn von einer Hand voll Leute gewonnen faſt unerhört nennen kann, ſo müſſen Beſchreibungen davon von Männern, die unſrer Nation nicht angehören, um ſo zuverläſſiger ſein. Ich habe Ihnen zugleich ein Verzeichniß der Anzahl und des Kalibers der gegoſſenen Mörſer und Kanonen, die wir erobert haben, überſenden wollen. Ihr Werth allein wird auf über eine Million geſchätzt. — Der König reiſte am 13. dieſes Monats von Narwa nach Dorpat, wo das Kriegsheer mit 12,000 Mann Reiterei und Fußvolk verſtärkt werden wird. Vor dem Abmarſch von Narwa waren die Soldaten täglich mit Fiſchen beſchäftigt. Einige tauſend Moskowiter auf dem andern Ufer des Stroms zogen davon nicht geringen Vortheil und da es dort zu Lande ſchon tüchtig gefroren hat, ſo hat der König oft wiederholt:

„Sollen wir nicht bald wieder aus auf das Fiſcheis?“ — — —

Und mitten unter dem Freudenſchrei über den Sieg fehlten die Mittel zur Beſoldung der Staatsbeamten!

F.

„Stockholm den 2. Januar 1701.

— — — Aber mit den Finanzen iſt es ſo beſtellt, daß man alle mögliche Mühe von der Welt hat, eine beſtimmte Antwort von denen zu bekommen, die damit zu thun haben.

Ihr erſtes Quartal für das verfloſſene Jahr iſt bewilligt und kann in den nächſten Tagen erhoben werden, und das zweite wie es heißt bald darnach. Uebrigens iſt es nicht geſagt, daß das zweite Quartal nicht gezahlt werden wird, aber die Zeit wann die Zahlung geſchehen ſoll, iſt nicht beſtimmt.“ — — —

G.

„Stockholm den 25. Januar 1701.

Wenn ich Ihnen ſeit dem 2ten dieſes nicht ſchrieb, ſo müſſen Sie das entſchuldigen; ich bin ſo beſchäftigt mit den Illuminationen am 5ten Februar und dem Bankett bei Hofe am Tage darauf, daß es mir unmöglich iſt, irgend Regelmäßigkeit in Briefen zu beobachten, bevor jene Dinge vorüber ſind. Unter den Illuminationen wird das Bemerkenswertheſte eine Pyramide ſein, welche die Stadt auf Brunkeberg errichten läßt, und zu der ich die Zeichnung gemacht habe. Sie wird über 90 Fuß hoch ſein und faſt 50 Fuß im Umfange haben. Vor meinem Hauſe mache ich zwei Illuminationen, jede von 40 Fuß Höhe, von denen man aber nur eine auf einmal ſieht und welche jede halbe Stunde wechſeln. — Die Poſt von Liefland vermiſſen wir nun ſchon ſeit drei Wochen. Wir erwarten ſie mit größter Ungeduld; denn wir wußten ſchon damals, daß der

König bei dem Abgange der vorletzten Post die Winterquartiere verlaſſen würde. Wenn die Neuigkeiten wahr ſind, welche uns geſtern durch mehrere Briefe aus Hamburg zugingen, ſo wird ſich die Freude hier zu Lande noch höher ſteigern. Sie erzählen von einem zweiten Siege über den Czar, der nicht geringer ſein ſolle als der erſte, denn man behauptet, in Folge deſſen werde ſich die Stadt und Provinz Plycau unſerm Könige unterworfen haben, ja der ganze lithaueſche Adel würde ſich mit unſerm Kriegsheere gegen den König von Pohlen vereinigen. Kurz die Neuigkeiten ſind ſo groß, daß man ihre Beſtätigung mit deſto größerer Begierde erwartet.« — — —

II.

»Stockholm den 9. Februar 1701.

— — — Am letzten Dienſttage fand das Te Deum wegen des großen Siegs über die Moskowiter ſtatt. Die Königin beabſichtete, die Hauptkirche zu beſuchen, erkrankte aber drei Tage zuvor am Fieber. Jedoch befindet ſie ſich jetzt wieder in der Beſſerung.

Ihre Königl. Hoheiten machten Nachts eine Rundfahrt durch die ganze Stadt, um die Illuminationen zu beſchauen und ich hatte die Ehre, ſie zu begleiten, um ihnen Alles beſſer zu erklären.

Die prächtigſte war auf Brunkeberg. Die pyramidale und iſolirte Form beſtand aus 19 Abſätzen, von denen jeder eine Dekade bezeichnete. Die Abſätze hatten allegoriſche Beziehung auf das Alter, die Dekaden auf den Ruhm des Königs.

Bei Herrn Grafen Oxenſtjerna wurde das

Theater des Ruhms dargeſtellt; es bildete einen Halbcirkel, der ſeinen ganzen Hof einnahm und mit architectoniſchen Zierrathen, Bildſäulen, Sinnbildern und Inſchriften eingefaßt war.

Bei Herrn Grafen Wrede ſah man ungeachtet ſeiner Trauer über den Tod ſeines Sohns, des Grafen Carl, den ich höchlich beklage, und ungeachtet der betrübenden Nachricht von dem Jüngeren, der ſchwerlich wieder aufkommen wird, was ſicher ſchon bekannt iſt, gleichfalls Trophäen, Deviſen und andere Inſchriften, und das Haus war beſonders erleuchtet.

Uebrigens wäre es zu weitläuftig, alle Veranſtaltungen bei Miniſtern und Privaten beſonders zu beſchreiben. Doch kann ich mir nicht verſagen, zu erwähnen, daß ich bei mir in erſter Stelle eine unzugängliche Klippe darſtellen ließ, auf deren Spitze man den König ſitzend erblickte, im Heldengewande unter einer Menge Siegeszeichen und von dem Ruhm gekrönt, zu ſeinen Füßen aber den geknickten Neid, deſſen Haupt von drei zuſammengeſchlungenen Schlangen umgeben war. Darunter las man: Wir drei ſind eins.

Zwei Monate, ehe der König von hier abreiſte, wurden Schaupfennige in Umlauf geſetzt, deren Urheber man nicht kannte, mit den oben erwähnten und einigen andern Worten, welche andeuteten, daß es drei Verbündete gäbe, deren Abſicht niemand wüßte *). Da dieſe

*) Eine andere nicht minder ſeltſame Denkmünze wurde während der Kriege Carl's XII. in Amſterdam geſchlagen. Sie zeigt auf der einen Seite den König von Schweden, ein gezoge-

Worte hier viel Aufſehn erregten und in Jedermanns Munde waren, ſo erſchienen ſie mir für die erwähnte Gelegenheit paſſend, denn die Tugend iſt nie ohne ihre zwei Begleiter: den Ruhm und den Neid. Man kann

---

nes Schwerdt in der Hand haltend; neben ihm Doctor Luther, Clarinett blaſend; hinter Beiden das ſchwediſche Kriegsheer, vor welchem König Auguſt zu Pferde dargeſtellt iſt; vor dem Könige von Schweden ſieht man eine große Anzahl Mönche und Prieſter im Begriffe zu tanzen. Darum lieſ't man folgende deutſche Verſe:

„Ihr müßt nach dieſer Pfeiffen tanzen,
Sonſt ſoll Auguſtus euch curantzen,
Ihr faulen Mönchen und Pfaffenſchaar,
Die Klöſter wollen wir euch zerſtören
Und eure geſpechte Beutel leeren,
Ihr nützet die Welt nicht eine Haar.“

Auf der andern Seite ſieht man den König von Schweden an einem Tiſche ſitzend; ſtatt des Schwerdts hält er in der rechten Hand eine große Ruthe; auf dem Tiſche neben ihm liegen mehrere Rechnungsbücher, neben dieſen ſteht ein abgelaufenes Stundenglas, auf welches der König ſeine linke Hand legt; neben ihm auf dem Boden liegen umhergeſtreut Büchſen, Piſtolen und Schwerdter; vor ihm ſteht der Pabſt, die Cardinäle und der ganze Römiſche Hof. Darunter ſtehen folgende Verſe:

„Thue Rechnung Pabſt! von deinem Haushalten,
Ihr Pfaffen! was habt ihr zu verwalten.
Ihr freſſet, ſaufet, h.... und b.... nur.
Dort nehmet Musquetten auf euren Rücken
Und lehret euch unter die Ruthe ſchicken;
Eure Zeit iſt aus, aus iſt die Uhr.“

ſich darüber einigen, wenn der letzte unterdrückt ſein wird. Die Klippe weiſt auf die Schwierigkeit hin, den Gipfel des Ruhms zu erklimmen, und bezieht ſich zugleich auf den Traum Guſtav Adolph's, von dem ich nicht weiß, ob Sie ſeinen Inhalt kennen. Auf jeden Fall will ich ihn in der Kürze angeben. Er bemühte ſich während eines Traums entſetzlich, die Spitze eines nach allen Seiten hin jäh abſtürzenden Bergs zu erklimmen, aber kam nie weiter als auf die Hälfte. Ihm folgte eine kleine und dicke Geſtalt, welche auch nicht höher kam. Ein Dritter, der eben ſo klein war und hinkte, kam nicht einmal ſo weit; der Vierte aber von langem und ſchmächtigem Wuchs erreichte die Spitze. In dieſem Augenblick wurde der König von den Wachhabenden in ſeinem Schlafgemach, welche ſeine Unruhe im Schlafe bemerkten, geweckt. Er ſchalt heftig über dieſe unzeitige Dienſtfertigkeit, weil er das Ende des Traums hätte erfahren wollen. Vielleicht habe ich dergleichen zu weitläuftig beſchrieben, doch da man den Traum des Zuſammenhangs wegen wiſſen muß und Manches darin auf unſre Zeiten Anwendung findet, ſo werden Sie jene Einzelnheiten hoffentlich] nicht ungünſtig aufnehmen.

Meine zweite Illumination ſtellte auf derſelben Klippe den Rieſen Tithyus dar, ausgeſtreckt daliegend, während ein Geier ſeine Leber zerriß. Die zuerſt erwähnten Geſtalten waren 14 Fuß groß und die letzteren 17. Er lag auf einem erhöhten Sockel von aufrechtſtehenden und herunterhängenden Trophäen umgeben. Der größte Theil des Sockels war mit einer

Bärenhaut bedeckt, auf welcher man in ſchwarzen Buchſtaben las:

Saevitiae monumenta. *)

Zu oberſt ſtand in glänzenden Buchſtaben folgender Vers aus dem Seneca:

Sic in consumptum Tithyi, semperque renascens
Non perit, ut possit saepe perire jecur, **)

was auf die Flucht des Czars vor der Schlacht hindeutet. Nach der Fabel war dieſer Rieſe ſo groß, daß der Umfang ſeines Körpers eine Fläche bedeckte, zu deren Beſtellung neun Paar Ochſen nöthig waren. Die Strafe war ihm auf das Verlangen Apollo's, des Sohns von Latona, welcher dieſer Rieſe hatte Gewalt anthun wollen, von Jupiter auferlegt worden, und ſeine Plagen waren bei zunehmendem Monde am ſchrecklichſten, was von Diana, Latona's Tochter, verurſacht wurde. Alle dieſe Umſtände leihen ſich ziemlich zur Allegorie, wenn man den Wuchs des Czars und ſeine Neigung für den Ackerbau mit der Fabel von Tithyos, Jupiter mit der Strafe des Himmels, Apollo mit dem Könige, Latona mit Narwa vergleicht und überdies fand die Illumination ſtatt, als gerade der Mond im Zunehmen war.

*) Monumente der Wildheit.

**) So unverzehrt und immer von Neuem wieder erzeugt ſtirbt des Tithyus Leber nicht, damit ſie oft ſterben könne.

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

„Was in des Himmels Namen! geht hier vor?“ rief Teſſin aus, als er eines Vormittags in das Zimmer des Königl. Raths Grafen Oxenſtjerna trat, und dieſen — der ſonſt nach der Weiſe der Staatsmänner aus Carl's XI. Schule vor Tagesanbruch am Schreibtiſche ſich zu befinden pflegte — liegend und an ſeinem Lager die Gräfin, in Thränen aufgelöſt, antraf.

„Der letzte Act von dem Trauerſpiele eines langen Lebens — erwiederte mit matter Stimme der Kanzlei-Präſident — und wenn ich Sie bitten ließ hierher zu kommen, ſo geſchah es um dem Dienſte des Königs und dem Altar des Vaterlands das letze Scherflein meiner Denkkraft als Opfer darzubringen, und um mein Haus zu beſtellen.“

„Ew. Excellenz haben über mich und alles was ich vermag zu befehlen — verſetzte traurig Teſſin — doch was ſagt, was verordnet Hjärne?“

„Der Archiater meint gegen das 80ste Lebensjahr kein Heilmittel zu kennen“, ſchluchzte die Gräfin.

„Großer Gott! nicht einmal bei einer ſo ernſten Gelegenheit kann er von ſeiner üblen Gewohnheit mit Allem zu ſcherzen ablaſſen!“ bemerkte die Achſeln zuckend und kopfſchüttelnd Teſſin.

„Herr Hjärne hat nur zu ſehr Recht, ich fühle das wohl — nahm Oxenſtjerna das Wort. — Faſſen wir uns alſo und nehmen die Sachen wie ſie ſind .. Die Augenblicke ſind koſtbar ... Zum Glück habe ich ſchon vor mehreren Tagen — aus einer Vorahnung, Eingebung oder was am richtigſten ſein wird in Folge einer wunderbaren Fügung der Vorſehung — dasjenige ſchriftlich aufgeſetzt, was mir auf dem Herzen liegt und grade geſtern Abend, ein paar Stunden zuvor, ehe ich mich unwohl fühlte, ward ich fertig damit ... Dort auf meinem Schreibtiſche liegt alles in den gehörigen Umſchlägen ... Bringe es mir hierher, theure Magdalena!“

Die Gräfin holte die Papiere vom Tiſche und brachte ſie dem Kranken an ſein Bett, der ſie mit zitternden Händen empfing und neben ſich auf die Decke legte.

„Dies, lieber Schwager (Oxenſtjerna übergab Teſſin ein verſiegeltes Schreiben), iſt eine wohlgemeinte Vorſtellung an Seine Majeſtät in Betreff der politiſchen Stellung Schwedens. Ich zeige und beweiſe darin die Nothwendigkeit von Unterhandlungen, Nachgiebigkeit und Frieden für den König und das Reich... Auf Waffenglück iſt nie zu bauen und eine einzige Nie-

verlage würde im Stande ſein die Früchte von zehn Siegen zu nicht zu machen. . . . In dieſem (Oxenſtjerna gab ein zweites verſiegeltes Schreiben an Teſſin) befehle ich meine armen Hinterbleibenden der Gnade des Königs. Die Reduction nahm uns den größten und beſten Theil unſres Eigenthums; was mir privatim zum Erſatz verſprochen wurde, iſt nie erfüllt worden und das Geringe, was wir behielten, iſt zumeiſt im Dienſte des Königs aufgezehrt worden. Wenn Se. Majeſtät meinen Bitten um Unterſtützung meiner Wittwe und Kinder nicht willfahrt, ſo würden Sie, Gott beſſere es, ihr tägliches Brod entbehren. . . . Graf Piper und ich waren immer Freunde, ich hoffe und vertraue deshalb, er wird ſich für mein unterthäniges Geſuch bei dem Könige verwenden« . . .

»Daran zweifle ich in keiner Weiſe — ſagte Teſſin, als Oxenſtjerna eine Pauſe machte, um ſich zu erholen. — Und mit Ew. Excellenz Erlaubniß werde ich für mein geringes Theil Alles thun, um durch ſeine Gemahlin, deren Menſchenliebe ich beſtürmen will, ſein Gedächtniß aufzufriſchen und ſein Herz zu erweichen.«

Auf einmal trocknete die Gräfin Oxenſtjerna ihre Thränen und fiel mit Heftigkeit ein: »Nein, Schwager! keine Gnadenbeweiſe aus ihrer Hand, das bedinge ich mir aus. Lieber will ich mit meinen Kindern jeder Entbehrung mich unterwerfen. Welcher Triumph für ſie, welch' fürchterliche Erniedrigung für mich, wenn ſie ſich rühmen könnte, ein Almoſen für Magdalena Stenbock ausgewirkt zu haben. Nein! damit wenigſtens ſoll ſie ſich nicht brüſten können.«

„Meine gnädige Schwägerin beurtheilt unfehlbar die Gräfin Piper ungerecht — ſagte Teſſin ſanft, aber beſtimmt. — Ich kenne ſie beſſer und weiß wie gern und anſpruchslos ſie Allen dient, die ſich an ſie wenden. Doch der Wille der Schwägerin iſt mir hierin Befehl und ich werde gewiß keine Schritte thun, die, ſo wohlgemeint ſie auch ſein würden, mißfällig ſind.“

„Möge Gott Alles zum Beſten wenden, ergriff der ſterbende Rathsherr wieder das Wort. — Und findet Ihr, lieben Freunde, daß der Piper'ſche Canal nicht benutzt werden darf oder daß er nicht zum Ziel führt, ſo hoffe ich wird dies wirkſamer ſein. (Oxenſtjerna reichte hierbei Teſſin ein drittes Schreiben). Es iſt eine unterthänige Bitte an die verwittwete Königin um ihr gewichtiges Fürwort für Wittwe und Kinder. Sie war jederzeit meinem und dem Hauſe meiner Frau gewogen, und legſt auch Du, mein lieber Schwager, ein gutes Wort bei Ihrer Majeſtät ein, ſo bin ich gewiß, die edelmüthige Fürſtin wird thun was ſie vermag.“

„Meine gnädige Schwägerin ſteht ſelbſt ſo hoch in der Gunſt Ihrer Majeſtät — bemerkte mit einem bedeutungsvollen Blick auf die Gräfin, Teſſin — daß jede Einmiſchung von meiner Seite eben ſo ungeziemend wie überflüſſig wäre.“

Die Gräfin ſchwieg und ſchien auf das was Teſſin ſagte nicht zu achten. Oxenſtjerna fügte hinzu: „In jedem Falle übergeben Sie meinen Brief an Ihre Majeſtät und geſchehe dann was Gott will!“

Teſſin verſprach den Wunſch des Kanzlei-Präſidenten zu erfüllen und entfernte ſich bald darauf nach

ſeiner Wohnung, um ſich umzukleiden und noch an demſelben Vormittage ſeinen Auftrag bei Hedwig Eleonora auszurichten.

Die verwittwete Königin unterhielt ſich mit den Prinzeſſinnen, ihren Enkelinnen, als Teſſin in ihr Zimmer trat.

„Ihr Ausſehn verkündet mir nichts Gutes — redete die Königin ihn an. — Was iſt geſchehen, und welche unangenehme Nachricht haben Sie mir zu überbringen, lieber Teſſin?“

Als Antwort gab Teſſin mit rührender Wärme von dem Zuſtande und dem Auftrage des alten berühmten nun ſterbenden Staatsmanns Rechenſchaft, erwähnte wie er für ſeine betrübte Gattin ſich der Gnade der verwittweten Königin vertröſte und welcher Bedrängniß die Gräfin Preis gegeben ſein würde, wenn die Gnade Ihrer Majeſtät nicht ins Mittel träte. Teſſin ſchloß damit Oxernſtjerna's Schreiben zu überreichen.

Hedwig Eleonora ſowohl wie die Prinzeſſinnen hörten ihm aufmerkſam und mit ſichtlicher Theilnahme zu. Während die erſtere den Brief erbrach und durchlas, wurde Teſſin von den letzteren mit Fragen über den Zuſtand des Kanzlei-Präſidenten, die Stimmung der Gräfin u. ſ. w. beſtürmt. Das menſchenfreundliche Herz der Herzogin von Holſtein verrieth ſich in allen ihren Worten, Mienen und Blicken.

Die verwittwete Königin hatte das Schreiben kaum

durchleſen, als ſie ſich auch bereit erklärte, ſich ſo viel ſie vermöchte für die Hinterbleibenden Oxenſtjerna's bei dem Könige zu verwenden. Daſſelbe verſprach die Herzogin zu thun, und auch Ulrika Eleonora verhieß auf gegebene Veranlaſſung von Teſſin und zufrieden, daß er auch auf ihr Fürwort Gewicht legte, ihre Bitten mit denen der Schweſter und der Großmutter in dem nächſten Briefe vereinigen zu wollen.

Mit ſo erfreulichem Beſcheide und den zärtlichſten Grüßen an die Gräfin Oxenſtjerna verließ Teſſin das Königshaus.

Magdalene Stenbock ſtand zu hoch in der Gunſt der verwittweten Königin, als daß dieſe den Troſt bei den Verſprechungen hätte bewenden laſſen, welche ſie dem Schwager der Gräfin gegeben hatte. Hedwig Eleonora beſchloß dieſe zugleich mit dem Ausdrucke ihrer herzlichen Theilnahme durch einen feierlicheren Sendboten zu erneuern. Es ward daher nach dem Reichsmarſchall geſandt. Natürlich wußte dieſer bereits wie es in dem Oxenſtjerna'ſchen Hauſe ſtand und welchen Auftrag Teſſin gehabt habe. Mit Wärme dankte er für die von der Königin und den Prinzeſſinnen verheißenen Bemühungen zum Beſten der Familie des Kanzlei-Präſidenten. Doch als Hedwig Eleonora in der Abſicht den Grafen Stenbock und ſeine Couſine noch mehr zu erfreuen und zu verbinden ihm zumuthete, im Auftrage der Königin das Oxenſtjerna'ſche Ehepaar zu beſuchen und daſſelbe ihrer Theilnahme und ihrer

Verſprechungen zu verſichern, nahm der Reichsmarſchall in ſteifer Haltung das Wort:

„Ew. Majeſtät meinen vermuthlich, daß irgend ein Kammerherr oder etwa der Hofmarſchall von mir angewieſen werde, ſich zu Sr. Excellenz Oxenſtjerna und deſſen Gemahlin mit Ew. Majeſtät gnädiger Erwiederung auf die unterthänige Vorſtellung zu verfügen.“

„Ich meine, was ich ſagte — verſetzte die verwittwete Königin über dieſe Einwendung verwundert. — Sie ſelbſt, Herr Graf! habe ich auserſehn, meinen Gruß Ihren Verwandten zu überbringen.“

„Es iſt ein höchſt ſchmeichelhafter Auftrag für den Hofmarſchall; doch der Reichsmarſchall kann nur der Ueberbringer einer Botſchaft zwiſchen gekrönten Häuptern ſein“, wandte Stenbock ein.

„In der That — rief nicht ohne Verdruß Hedwig Eleonora aus — bei dieſem Anlaſſe und wo es ſich um einen Beweis der Gnade gegen Ihre eigene Couſine handelt, deren Wohlfahrt ſogar davon abhängen dürfte, hätte ich nicht dieſe peinliche Genauigkeit in der Etikette von Ihnen erwartet, Graf Jan Gabriel! Schätzte ich unſre arme Magdalene Stenbock nicht ſo hoch, Ihre kalten Etiketten-Bedenklichkeiten wären im Stande mich von meinem Vorſatze ihr zu dienen abzubringen.

„In einem ſolchem Falle, der mit Ew. Majeſtät gewohnter Hochherzigkeit wenig übereinſtimmte, würde ich bereit ſein, meiner Couſine die Hälfte meines Vermögens zu überlaſſen; doch die Würde meiner Stellung kann ich um keinen Preis in der Welt außer Acht laſſen.“

„So leben Sie für jetzt wohl, Herr Graf! ich werde weiter in Ueberlegung ziehn, was ich zu beſchließen habe,“ verſetzte die Königin.

„Befehlen Ew. Majeſtät, daß ich den Hofmarſchall rufen laſſe,“ fragte Stenbock.

„Dazu wenigſtens bedarf ich nicht der Hülfe des Reichsmarſchalls“, erwiederte Hedwig Eleonora.

„Nun, wie Ew. Majeſtät befehlen.“ Mit dieſen Worten machte Graf Stenbock den königlichen Damen eine tiefe Verneigung und ging.

Später am Nachmittag, während die verwittwete Königin ihren Caffee zu ſich nahm, meldete der dienſtthuende Kammerherr die Königl. Räthe Stenbock und Gyllenſtjerna.

„Wie? der Reichsmarſchall läßt ſich anmelden, habe ich ihn nicht ein- und für allemal den unangemeldeten Zutritt zu mir geſtattet? — rief überraſcht Hedwig Eleonora aus. — Gewiß ein Anfall übler Laune nach dem Etikettenſtreit von heut Vormittag. Der eigenſinnige Menſch will wohl den Zank in Gyllenſtjerna's Gegenwart fortſetzen, aber darauf, das verſpreche ich, ſoll er ſich keine Rechnung machen.“

„Was befehlen Ew. Majeſtät, Ihren Excellenzen zu antworten?“ fragte der Kammerherr.

„Die Herrn Räthe ſind willkommen und mögen ſogleich eingelaſſen werden“, gab die Königin zur Antwort.

Der Kammerherr entfernte ſich und gleich darauf

wurden die Flügelthüren geöffnet und die Rathsherrn traten ein. Bei ihrem Anblicke ſtutzte die Königin; denn Beide waren in Trauerkleidern.

„Im Namen des Himmels, was ſoll das bedeuten? — rief Hedwig Eleonora mit bebender Stimme aus. — Iſt ein Eilbote aus dem Hauptquartier des Königs gekommen?“

Der Reichsmarſchall, das Wort ergreifend, begann:

„Als älteſte Mitglieder des Senats iſt es unſre traurige Pflicht, Ew. Kön. Majeſtät das heute am 12. Juli 1702 Vormittags 11¼ Uhr erfolgte Ableben unſeres Amtsbruders, des Königl. Raths und Kanzlei-Präſidenten Grafen Oxenſtjerna anzuzeigen und die unterthänige Ehrfurcht des Sterbehauſes zu Füßen zu legen.“

„Zwar mußte ich gefaßt ſein auf die traurige Botſchaft, die Ihr mir überbringt, meine gute Herren, Grafen und Räthe — dennoch geht ſie mir tief zu Herzen. Der ſeelige Graf Bengt war der erſte, den mein unſterblicher Gemahl, glorreichen Andenkens, zum Rathsherrn erhöhte; Ihr, wie ich und die ganze Welt wißt, wie treu und eifrig er meinem hochſeeligen Herrn Sohne, Eurem zuletzt verewigten Könige, diente und wie hoch dieſe beiden großen Monarchen ſeinen Werth und ſeine Dienſte ſchätzten. Innig beklage ich, daß Se. Majeſtät, mein jetzt regierender Herr Enkel, ſie von nun an entbehren ſoll. In ſein hohes Gedächtniß aber will ich dies Alles zurückrufen, damit auf Hülfe und Troſt für die tief betrübte Wittwe und die hinterbliebenen unverſorgten Kinder Bedacht genommen werde.“

„Das Sterbehaus kann Ew. Majeſtät koſtbare Gnade nicht genugſam preiſen — fuhr der Reichsmarſchall fort. — Geruhen Ew. Majeſtät durch mich den unterthänigen Ausdruck der lebhaften tief empfundenen Dankbarkeit meiner Couſine bis dahin entgegen zu nehmen, wo ihr die Trauer geſtattet, ihre Zimmer zu verlaſſen und ſich zu Ew. Majeſtät Füßen zu werfen.“

„Jetzt da wir ſo weit gekommen ſind, Graf Jan Gabriel! — verſetzte Hedwig Eleonora mit dem Tone milden Vorwurfs — daß Sie zu mir im Auftrage Ihrer Couſine ſprechen, ohne die Etikette zu verletzen, wird es wohl angehn, daß Sie ihr in meinem Auftrage, meinen herzlichen Gruß, meine innige Theilnahme und die Verſicherung meiner fortdauernden Freundſchaft und Gewogenheit ausſprechen.“

Die beiden Räthe entfernten ſich und Hedwig Eleonora ging in ihr Cabinet, um an den König zu ſchreiben und ein eindringliches Fürwort für die Gräfin Oxenſtjerna einzulegen.

Ende des dritten Theils.

Bayerische Staatsbibliothek München

Berichtigungen.

S. 71 Z. 13 v. o. iſt hinter Salven: von Gelächter ausgelaſſen.
S. 74 Z. 3 v. o. l. ſt. nun: nur.
S. 92 Anm. Z. 5 v. o. l. ſt. 18,000: 2,800.
S. 124 Z. 15 v. u. l. ſt. heimliches: heimlich.
S. 154 Z. 16 v. o. l. ſt. Gnaden: Gnade.
S. 213 Z. 7 v. u. l. ſt. Betrachtungen: Berathungen.
S. 243 Z. 7 v. u. l. ſt. eine: ſeine.
S. 247 Z. 12 v. u. l. ſt. verrichten: berichten.

Das

Haus Teſſin

für Zeit der

Alleinherrſchaft und der Freiheit.

Von

M. J. von Cruſenſtolpe,

Verfaſſer des Mohren oder des Hauſes Holſtein-Gottorp in Schweden; Carl Johann's und der Schweden u. ſ. w.

Vierter Theil.

Aus dem Schwediſchen.

Berlin, 1850.

Verlag von F. H. Morin.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische Staatsbibliothek München

Erſtes Kapitel.

„Sagte ich nicht, daß ich heute ungeſtört ſein will und keinen Beſuch annehme? — fuhr Teſſin verdrießlich den Bedienten an, der haſtig in das Zimmer trat, wo der Oberintendant in Berechnungen vertieft und von Papieren und Zeichnungen umgeben ſaß. — Oder iſt ein Eilbote vom Hofe aus Strömsholm gekommen?“

„Der Läufer der Frau Gräfin Piper bringt eine Empfehlung von Ihrer Hochgräflichen Excellenz mit der Bitte, der Herr Baron möge ihr, ſobald es anginge die Ehre ſeines Beſuches ſchenken“, erwiederte ſich verbeugend der Bediente.

„So, das iſt etwas Anderes. Sage dem Läufer, daß er der Frau Gräfin meine Ehrfurcht vermeldet, und ich würde mich ſo bald als möglich bei Ihrer Excellenz einſtellen.“

Mit dieſen Worten wurde der Bediente abgefertigt und Teſſin eilte die letzte Hand an diejenigen Geſchäfte zu legen, welche keinen Aufſchub duldeten. Dann brachte er in größter Eile ſeinen Anzug in Ordnung und begab ſich nach dem Piperſchen Palaſte auf der Mönchbrücken-Straße.

In Allem behutsam und vorsichtig, bemühte sich Tessin bei den Besuchen, die er der zurückgebliebenen Gemahlin des abwesenden allmächtigen Günstlings abstattete, Aufsehn und Neid zu vermeiden. Nur wenn er bei der Gräfin Piper als Gast war, oder wenn er ihr in Gesellschaft seiner Frau einen ceremoniellen Besuch machte, sah man ihn nach dem Piperschen Palaste fahren. Zu andern Zeiten ging er, und zwar am liebsten auf Umwegen durch einsame Straßen und Gassen. Je mehr er in das Vertrauen des einflußreichen Paars eingeweiht war und dessen Ohr besaß, um so weniger ließ er dies Unberufene merken.

Gleichwohl hatte er sich diesmal mit dem Incognito, das er suchte, verrechnet. Die ganze Gegend um das Pipersche Haus war so mit Wagen verbarrikadirt, daß ein Fußgänger kaum sich durchdrängen konnte Das Bestreben, sich bei der Gemahlin des Königlichen Günstlings einzuschmeicheln, um dessen Gewogenheit zu erlangen und von dieser getragen, Glück zu machen und Vortheile zu erreichen, machte sich in dem damaligen goldenen Zeitalter der Alleinherrschaft in solchem Uebermaaße geltend, daß die Gräfin Piper sich mehr dadurch belästigt wie geschmeichelt fühlte und davon in einem Grade ermüdet wurde, daß selbst ihre Gesundheit darunter litt.

Flur, Treppen und Garderobe lieferten eine lebendige Probekarte der bunten Livréen des zu jener Zeit in der Hauptstadt befindlichen Adels. Nicht ohne Verlegenheit darüber, daß er in dieser Sammlung seine eigene vermißte, übergab Tessin einem der Bedienten

des Hauſes ſein Ueberkleid, worüber die müßig herumſtehenden fremden Bedienten ſpöttiſch lächelten.

Dann arbeitete er ſich mit einiger Mühe durch das Gedränge in dem äußeren Vorzimmer bis zu dem weit im Innern des Hauſes belegenen Gemach hin, wo die Gräfin Piper auf dem Sopha ſaß, umgeben von Königlichen Räthen und deren Gemahlinnen. Verbindlich erwiederte ſie, ſeinen ehrfurchtsvollen Gruß und bat um Entſchuldigung, daß ſie ihm mit der Bitte um ſeinen Beſuch beſchwerlich geworden ſei, ſie habe ſich dieſe Freiheit nur im Auftrage ihres Mannes genommen, der ihm auf Befehl Sr. Majeſtät eine Mittheilung zu machen habe.

Die übrigen Anweſenden blickten bei dieſen Worten mit großen Augen bald auf die Gräfin, bald auf den Oberintendanten. Zwar war es an ſich nichts Ungewohntes und Neues, daß, während der Zeit, wo Graf Piper ſich im fremden Lande bei dem Könige aufhielt, Mittheilungen über Staatsangelegenheiten von wichtiger und zarter Natur durch ſeine Gemahlin geſchahen, daß aber die Gräfin, welche zu viel Verſtand und Welt beſaß, um den Einfluß den ſie ausübte durchſcheinen zu laſſen oder mit ihm zu prahlen, jetzt von einem Königlichen Auftrage in einem ſo zahlreichen Kreiſe unverholen ſprach, erregte nicht geringes Aufſehn. Teſſin wunderte ſich eben ſo ſehr darüber, als er wenig damit zufrieden war, und murmelte die Antwort, die er gab, kaum hörbar zwiſchen den Zähnen.

Die Gräfin Piper lächelte über die allgemeine Verſtimmung, welche ihre Aeußerung hervorrief. „Ich habe ihre Neugierde gereizt, meine Herrſchaften — fügte

ſie hinzu — hoffe ſie indeß in ſehr angenehmer Weiſe befriedigen zu können. Mein Mann hat mich mit dem letzten Eilboten aus dem Hauptquartier in den Stand geſetzt, die Erſte zu ſein, welche dem Baron Teſſin zu einem neuen Gnadenbeweiſe des Königs Glück wünſcht, da nehmlich Se. Majeſtät geruht haben, den Herrn Baron zu Ihrem Hofmarſchall zu ernennen.“

Ein allgemeines „Ah!“ durchflog den Kreis; von allen Seiten folgten natürlicherweiſe Glückwünſche, welche Teſſin mit ſeiner gewohnten Beſcheidenheit empfing und erwiederte.

„Wenn heut Ihre Zeit nicht allzu koſtbar iſt, ſo würde ich Sie bitten, lieber Baron, mir gleich jetzt einige Augenblicke zu ſchenken.“

Die Gräfin Piper that als ob ſie die Abſicht habe dieſe Worte Teſſin zuzuflüſtern, ſagte ſie aber mit Fleiß halblaut, damit ſie von den Naheſtehenden gehört und weiter verbreitet werden möchten. Auch blieb der gewünſchte Erfolg nicht aus. Die Menge der Beſuchenden, die ſich nur eingefunden hatten, um der einflußreichen Frau eine Aufmerkſamkeit zu erweiſen, entfernte ſich, ſobald ſie bemerkte, daß ihre Anweſenheit nicht ferner gewünſcht werde.

„Piper und ich — nahm die Gräfin, nachdem das Gemach leer war, mit verbindlichem Lächeln das Wort — können unſre Schuld gegen Sie, mein beſter Baron, für die ſo ſeltene Freundſchaftsprobe, die Sie uns auf Sturefors*) gaben, nie genug löſen Je mehr ich mich

*) — — „Pour obliger Son Excellence Mr. le Comte

bemühe, Ihnen unſern innigſten Dank auszudrücken, um ſo mehr ſehe ich die Vergeblichkeit aller ſolcher Bemühungen ein. Aber ſein Sie überzeugt, daß es um ſo beſſer gemeint iſt, je ungenügender meine Worte ſind.“

„Nur die gewohnte Güte der Frau Gräfin — verſetzte Teſſin — kann dieſer Geringfügigkeit einen ſo hohen Werth verleihen, aber ſelbſt wenn ſie einen noch weit höheren Werth beſäße, würde ſie weder meinen tiefgefühlten unauslöſchlichen Verpflichtungen gegen Se. Excellenz und Sie, Frau Gräfin, noch der ſchuldigen Erkenntlichkeit für die Gunſt entſprechen, womit ich jederzeit von Ew. Excellenzien geehrt worden bin und auf deren Rechnung ich auch den Gnadenbeweis ſchreiben muß, durch welchen ich jetzt aufs neue beglückt werde. Doppelt habe ich ohnehin bei dem gegenwärtigen Anlaſſe zu danken, denn Se. Excellenz haben vor Kurzem meinem alten Freunde Cronſtröm in Paris den Rang und Titel ſo wie die Beſoldung als Envoyé ausgewirkt.“

„Unſer aufrichtiges Wohlwollen für Ihren Freund — bemerkte die Gräfin — hat dieſer ſchon längſt bei verſchiedenen Gelegenheiten anerkannt und in ſo freigebiger Weiſe erwiedert, daß ich faſt in Verlegenheit geſetzt worden bin. An der Beförderung, die er jetzt er-

---

Piper j'ay esté à 24 lieus d'icy, c'est à dire à Sturefors, ou je fais faire le plafond de sa grande salle, tout rosè d'or sur un fond blanc, il couttera au moins cinq a six cent ecus, je le fais faire à mes propres depens, mais je vous prie de le mesnager.“ — — Aus einem Brief Teſſin's an Cronſtröm vom 3. Auguſt 1707.

halten, hat kein Andrer, als Se. Majestät allein Antheil und in der That ist sie nur eine von Rechtswegen ihm gebührende Anerkennung seiner Wirksamkeit.«

»Nächst der Gnade des Königs und als nicht genug zu schätzende Bedingung für diese — versetzte mit seiner gewöhnlichen Feinheit Tessin — möchte Cronström nichts auf der Welt lieber sein, als sich im Besitz der Gunst Sr. Excellenz zu wissen. Im entgegesetzten unglücklichen Falle würde er wenig Freude an irgend welchem veränderlichen Glücke haben, das ihm widerführe.«

»In dieser Hinsicht, bester Baron — nahm die Gräfin lächelnd wieder das Wort — bin ich im Stande Sie und Ihren Freund über alle und jede Besorgniß auf das Bestimmteste zu beruhigen. Piper erhält sehr häufig Briefe von Ihrem Freunde und hat mehrere Mal gegen mich geäußert: der König habe an ihm einen sehr eifrigen und fähigen Minister und es wäre zu wünschen, daß die Uebrigen an den andern Höfen eben so thätig sein möchten, dann würde Alles besser gehn. Aber vielleicht schenken Sie mir hierin besseren Glauben, wenn Sie es schwarz auf weiß sehn. Auch damit kann ich Ihnen dienen. (Die Gräfin holt aus ihrem Secretair ein Bund Briefe, welches sie aufknüpft, dann nimmt sie einen der Briefe heraus, dessen Anfang sie rasch und schweigend durchsieht). Hören Sie zum Beispiel, was Piper neulich an mich geschrieben hat (laut lesend:) »Was Herrn Cronström anbelangt, so darf er keine Intriguen zu seiner Desavantage besorgen, so lange er sich mit demselben Eifer und derselben Treue wie bisher dem Dienste Sr. Majestät widmet, und ich

kann ihm dies nicht beſſer bekräftigen, als dadurch, daß Se. Majeſtät ihn mit dem Character Ihres Envoyé extraordinaire bei dem franzöſiſchen Hofe begnadigt hat, und er darf ſich meiner Bereitwilligkeit verſichert halten, auch fernerhin ſo viel ich kann ſein Beſtes zu befördern.“ .... Nun, lieber Baron! ſind Sie damit zufrieden.“

Teſſin ergriff die Hand der Gräfin und führte ſie mit ehrfurchtsvoller Gebehrde an ſeine Lippen.

„Wie unausſprechlich glücklich wäre nicht mein Freund, wenn Ew. Gnaden geſtatteten, daß die Gunſt, welche er ſich bei Ew. Excellenzien erworben auch auf eine dritte Perſon unter Ihren nahen Verwandten gedeutet werden könnte, wenn Fräulein Törnflycht ihn würdigte ...“

„Verzeihen Sie, lieber Baron, wenn ich Ihnen ins Wort falle — unterbrach ihn hier die Gräfin Piper ernſthaft und mit mehr Würde in ihrer Haltung, als ſie ſonſt dem Oberintendanten gegenüber zu beobachten pflegte — das iſt ein thörichter und nutzloſer Gedanke, den man ſich am beſten je eher je lieber aus dem Sinn ſchlägt. Sie kennen einander nicht und eine ſo ungleiche, um nicht zu ſagen lächerliche Verbindung, könnte keinem von Beiden zum Glück gereichen. Auch iſt meine Schweſter zu jung, um mit ihrer Wahl eilen zu dürfen, und aufrichtig geſagt, würde es mir ein großes Opfer ſein, wenn ich ſie, für die ich faſt die Liebe einer Mutter hege, aus meinem Familienkreiſe entfernt und weit in das Ausland verſetzt ſehn ſollte.“

„Cronſtröm — wandte Teſſin ein — würde

vielleicht noch zufriedener sein, wenn er in eine passende Stelle im Vaterlande selbst zurückberufen würde. Seine erprobte Tüchtigkeit, sein bisher an den Tag gelegter Diensteifer möchten eine solche Versetzung leicht machen, sofern sie nur mit den Absichten Sr. Excellenz des Herrn Grafen Piper übereinstimmte und von ihm begünstigt würde, wozu Ew. Gnaden Fürwort mehr als sonst Etwas beitragen dürfte. Cronström's sehr bedeutendes Vermögen, seine Ordentlichkeit in seinem Hauswesen sind Bürge für ein anständiges und angenehmes Leben und dafür, daß er dasjenige nicht anzugreifen braucht, was ihm seine Frau zubringt. Auch sind seine Familienverbindungen keineswegs zu verachten: Se. Excellenz der verstorbene Kön. Rath Graf Lindschöld war einer seiner Schwäger.«

»An diesem allem zweifle ich nicht — erwiederte Frau Piper — aber der Herr Baron übergeht zwei wesentliche Umstände, und eben diese sind es, welche hier entscheiden; einmal, daß Envoyé Cronström und meine Schwester sich nie sahen, dann, daß er bereits so vorgerückten Alters und sie so jung ist, daß sich schwer glauben läßt, sie würden nach gemachter Bekanntschaft sich gegenseitig gefallen. Ich fordre es daher als einen Beweis Ihrer Freundschaft, daß Sie diesen Gegenstand als nie berührt ansehn und auch niemals mehr davon sprechen.«

»Geruhen Ew. Gnaden überzeugt zu sein, daß ich mir dies ein für alle Mal gesagt sein lasse — versetzte Tessin — aber vergönnen Sie mir noch für einige Augenblicke Gehör, nicht um weiter auf etwas zu drin-

gen, was bereits zurückgewieſen worden iſt, ſondern um meinen Freund wegen der kühnen Gedanken, die er hegte, zu entſchuldigen. In ſeinem Alter iſt es die Klugheit, nicht die Leidenſchaft, welche die Wahl beſtimmt, und ſo war es natürlich, daß er vor Allem ſeinen Sinn auf die Verbindung mit einem Hauſe richtete, das ſeine perſönliche Verehrung mit der allgemeinen vereinigt. Sollte er dadurch das Mißfallen derer ſich zugezogen haben, auf deren Gunſt er faſt ausſchließlich ſeine Hoffnungen gebaut hat, ſo wäre das ein Unglück, aber kein Fehler von ſeiner Seite, wenigſtens ein unabſichtlicher, und Se. Excellenz und die Frau Gräfin ſind zu hochgeſinnt und edelmüthig, um ihn dafür zu ſtrafen . . .“

„Im Gegentheil — fiel die Gräfin hierbei ein — Herrn Cronſtröm's gute Abſicht ſchätze ich ſo hoch, wie ſie es verdient und es wird ebenſo unſre Pflicht, wie unſer Vergnügen ſein, ſein Beſtes künftig noch mehr zu befördern. Indeß iſt es für alle Theile am gerathenſten, dieſe ganze Sache als eine nie zur Sprache gebrachte zu betrachten und was mich betrifft, werde ich ſie ſo geheim halten, daß ich ſie auch nicht einmal meinem eigenen Manne anvertraue . . . Doch jetzt zu etwas Anderem! Binnen Kurzem werde ich im Stande ſein, perſönlich an Ort und Stelle Ihre und Ihres Freundes Angelegenheiten zu beſorgen, denn ich gedenke in der nächſten Woche eine Reiſe nach dem Hauptquartier anzutreten.“

„Nach dem Hauptquartier! — wiederholte in höchſter Ueberraſchung Teſſin — Ew. Gnaden ſollten eine ſo weite und gefährliche Reiſe wagen?“

„Ja lieber Baron! — verſetzte die Gräfin — es iſt eine abgemachte Sache, über die ich mit Piper mich geeinigt habe, ſeitdem das Kriegsheer die Winterquartiere bezogen hat. Aber laſſen Sie dieſe Sache noch einige Tage unter uns, denn ich ſehe voraus, von dem Augenblicke an, wo meine Reiſe bekannt wird, wird man mich von allen Seiten mit Aufträgen an Se. Majeſtät und meinen Mann beſtürmen.“

Um dem Leſer einen flüchtigen Begriff von dem Einfluſſe und Glanze des Piperſchen Ehepaars zu geben, wollen wir hier einzelne Züge aus den beiden Beſuchen der Gräfin bei ihrem Mann in Carl's XII. Hauptquartier in den Jahren 1705 und 1707 zuſammenſtellen.

In dem biographiſchen Lexicon berühmter ſchwediſcher Männer (Band 11 Heft 2 Seite 234) heißt es: „Zweimal beſuchte die Gräfin Piper ihren Mann und auf jeder dieſer Reiſen hatte ſie eine ihrer Schweſtern mit ſich. Zu dieſen fanden ſich ſogleich Generale als Freier und Könige waren Hochzeitsgäſte. Inga Törnflycht reichte ihre Hand dem General-Lieutenant Arvid Horn (1705) und Anna Maria Törnflycht dem General J. A. Meyerfeldt (1707).“

Dieſe beiden Generale wurden noch zu Lebzeiten ihrer Gemahlinnen Königliche Räthe (ſpäter Reichsräthe) und beide gingen, nachdem ſie Wittwer geworden waren, neue Ehebündniſſe ein. Inga Törnflycht war Wittwe des Vice-Präſidenten Broméen in Svea

Hofgericht, als ſie ſich mit Horn vermählte. Carl XII. berichtete dieſe Neuigkeit ſeiner Schweſter mit folgenden Worten: „Vor 14 Tagen haben wir hier die Hochzeit von Arwed Horn und der Schwägerin des Grafen Piper gefeiert. Der König von Polen und ſeine Gemahlin und Mutter waren mit auf der Hochzeit; hernach reiſten ſie wieder ab, aber dem Bräutigam ging es ſchlecht: er war ſehr krank auf der Hochzeit, ſo daß er kaum im Brautſtuhl ſtehn konnte und bettlägerig und noch krank von der Reiſe iſt, aber er fängt wieder an beſſer zu werden.“

Dies war Horn's zweite Ehe. Seine erſte Frau war eine Tochter des Königlichen Raths Ehrenſtéen und nachdem auch Inga Törnflycht geſtorben, vermählte er ſich zum dritten Mal mit der Tochter des Königlichen Raths und Feldmarſchalls Grafen Gyllenſtjerna

Auf Meyerfeldt's Hochzeit mit Anna Maria Törnflycht, bei welcher die Könige Carl und Stanislaus und mehrere fremde Prinzen anweſend waren, tanzte Carl XII. ſelbſt mit der Braut: eine Auszeichnung, deren ſich keine Andere hat rühmen können, nachdem Carl in den Krieg gezogen war.

Wie wenig aber bedeuteten die Ehrenbezeugungen, die man den Schweſtern der Gräfin Piper erwies, gegen diejenigen, mit welchen dieſe ſelbſt überhäuft wurde. Bis einige Meilen vom Hauptquartier fuhr ihr Mann mit dem Prinzen von Würtemberg und dem General Wellingk ihr entgegen. Am Tage darauf empfing ſie der König Stanislaus und führte ſie auf eins

ſeiner Schlöſſer, wo ſich die Königin von Polen befand, und wo Frau Piper auf das Prächtigſte bewirthet wurde. Dann begab ſie ſich ſogleich nach Rawicz (dem Hauptquartiere), wo ſie am folgenden Morgen zwiſchen 7 und 8 Uhr als ſie noch im Morgenkleide war, der König Carl XII. mit ſeinem Beſuche überraſchte. Alle mögliche Ehre ward ihr erwieſen und bei der Hochzeitsmahlzeit erhielt ſie ihren Platz zwiſchen den beiden Königen Carl und Stanislaus.

Der dritte König jedoch — Auguſt II. von Polen — legte niemals Werth auf ritterliche Denkweiſe und ritterliches Benehmen. Als kleines Vorſpiel zu der ſchändlichen Niederträchtigkeit, welche, ſo lange es Geſchichtsbücher giebt, ſein Andenken befleckt, da er nehmlich der nicht minder verabſcheuungswürdigen Rachbegierde Carl's ſeinen eigenen früheren General und damaligen ruſſiſchen Geſandten Patkull überlieferte, ſtellte Auguſt der Gräfin Piper einen offenen Paß aus, ſandte aber insgeheim an verſchiedene Orte Bewaffnete, um ihr aufzulauern, ſie zu ergreifen und gefangenzunehmen. Dieſe hinterliſtigen Maasregeln konnten jedoch nicht ſo geheim gehalten werden, daß ſie jeder Aufmerkſamkeit entgingen und die Gräfin, von zuverläſſiger Seite zeitig gewarnt, vermied durch Schlauheit, Wachſamkeit und Umwege die ihr gelegte Schlinge.

Keiner regierenden Königin iſt jemals mehr geſchmeichelt und gehuldigt worden, als der Gräfin Piper bei ihrer Rückkehr aus dem Hauptquartier nach der Hauptſtadt Stockholm. In den erſten drei Tagen ließ man ihr kaum Zeit an ihre wichtigſten Privatangelegen-

heiten zu denken. Die Menge der Beſuchenden war ſo groß und andauernd, daß ſie nicht einen einzigen Augenblick für ihre Vertrauteſten ſtehlen konnte, vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend war ihr Haus von fremden Wagen, oft bis zu zwanzig an der Zahl, belagert.

Eine noch größere Gefahr als diejenige, welche ſie bei ihrer Rückreiſe im Jahre 1705 umgab, drohte ihr auf der Hinreiſe im Jahre 1707. Ihr Wagen warf in der Nähe eines Abgrunds um, und ſie war nahe daran, ihr Grab in einem vorbeibrauſenden Strome zu finden. Doch das Glück verließ ſie nicht. Sie wurde aus der über ſie ſchwebenden Lebensgefahr errettet und gelangte ſodann ohne fernere Schwierigkeiten in das ſchwediſche Hauptquartier, welches damals nach Alt-Ranſtadt verlegt war, einem adlichen Gute anderthalb Meilen von Leipzig, auf welchem Guſtav Adolph der Große vor der Schlacht bei Lützen gewohnt hatte und wo Carl und Auguſt am 1. September des vorhergegangenen Jahrs (1706) jenen bekannten Frieden ſchloſſen, durch welchen die polniſche Krone von dem Haupte Auguſt's auf das von Stanislaus verſetzt ward.

So lange das Glück die ſchwediſchen Waffen begünſtigte, ging es in dem ſchwediſchen Lager ſehr munter zu. Die Hochzeiten der Generale Horn und Meyerfeldt waren nicht die einzigen, welche gefeiert wurden, und auch nicht die einzigen, welche die Gegenwart zweier Könige ehrte. In dem Jahre zwiſchen den beiden, in welchen die Gräfin Piper ihren Mann beſuchte, vermählte der Königl. Rath und Oberſtatthalter Graf

Knut Posse seine Tochter Hedwig Ulrice mit dem Kapitain Rosenstjerna und auch bei dieser Hochzeit waren Carl XII. und Stanislaus anwesend.

Der wenig scharfsinnige schwedische Monarch bildete sich ein, Alles gewonnen zu haben, sobald es ihm nur geglückt sei, einen Thronwechsel in Polen herbeizuführen. Mit dieser Hoffnung täuschte er sich und sein blutendes Vaterland mehrere Jahre hindurch, bis er endlich jenes für alles Andre als seine persönliche Eitelkeit nutzlose Ziel erreichte. Und als er es erreicht hatte, als Carl's Candidat von den ausländischen Mächten anerkannt wurde, schmeichelte man sich allen Ernstes selbst in Schweden mit der trügerischen Hoffnung auf die schnelle Beendigung eines Krieges, der schon in der Periode der Siege dieses arme Land ins Elend gestürzt hatte.

Kurz nach dem Abschlusse des Friedens von Alt-Ranstadt war es, wo die Gräfin Piper ihrem Manne und zwar in dem dort noch befindlichen schwedischen Hauptquartiere den zweiten Besuch abstattete. Gerade während ihrer Anwesenheit wurden jene diplomatischen Ränke, und wie allgemein behauptet wird, durch sie oder wenigstens in ihrer Nähe geschmiedet, welche den gehofften Frieden vernichteten.

Das schwedische Hauptquartier war im Anfange des Jahres 1707 einer der wichtigsten und glänzendsten Punkte in [illegible] Königl. Feldherrn, fremde Gesandte, Reisende beiderlei Geschlechts nahmen jeden Augenblick die Aufmerksamkeit in Anspruch, während die Waffen .... bis auf Weiteres ruhten. Unter den aus-

ländiſchen Miniſtern ſah man dort den Franzoſen Benſeval, den Engländer Robinſon mit ſeiner Gemahlin, den Römiſch Kaiſerlichen Geſandten Grafen Zinzendorf, den Holſteiner Baron Görtz u. ſ. w., der Polen und Sachſen von hohem Range nicht zu gedenken. Eine ſolche Verſammlung ſchien zur Erhaltung des Glanzes und der Feſtlichkeiten ſowie zur Betreibung der Unterhandlungen hinreichen zu dürfen. Doch am dritten Oſtertage (den 17. April) wurde man nicht wenig durch die Nachricht überraſcht, daß der großbrittanniſche Ambaſſadeur in Holland und General en chef, der Herzog von Malborough in der Gegend von Alt-Ranſtadt angelangt ſei, und ſeinen Aufenthalt auf dem Salzwerke bei dem Dorfe Kotſchau genommen habe. Nach der Hochmeſſe am Tage darauf fand ſich derſelbe im ſchwediſchen Hauptquartiere ein und erbat ſich von König Carl eine Audienz, die dieſer auch nach Beendigung des Gottesdienſtes gewährte. Malborough wurde in das Privatgemach des Königs eingelaſſen, wo die Audienz bis zur Mittagstafel dauerte. Carl ging dann voran in den Eßſaal. Ihm folgten der Herzog und die übrigen ſieben Perſonen, welche zur Königlichen Tafel, die neun Gedecke zählte, befohlen waren. Ihre Plätze hatten ſie in folgender Ordnung.

Am oberſten Ende der Tafel ſaß Carl XII. allein, ihm zur Rechten an der andern Seite des Tiſches der Herzog von Malborough, dieſem gerade gegenüber dem Könige zur Linken der Königl. Rath Graf Piper. Des Herzogs nächſter Nachbar war der Königl. Rath Graf Wellingk, der nächſte Nachbar Piper's der

Königl. Rath und Oberſtatthalter Graf Poſſe; neben dem Grafen Wellingk ſaß Baron Görz und neben dem Grafen Poſſe der Graf von der Rath. Den letzten Platz auf der rechten Seite nahm der Generalmajor Baron Lagerkrona und auf der linken Seite Graf Roose ein. Dem König grade gegenüber am unteren Ende des Tiſches ſtand der Hofjunker Adlerfelt und legte vor. Dem Monarchen wurde von dem Kammerherrn Klingenſtjerna und dem Herzoge von dem Hofjunker Cronmark noch beſonders aufgewartet. Wiewohl die Tafel üppiger war und länger dauerte als gewöhnlich, ſo war ſie deſſen ungeachtet nicht angenehmer. Der König ſchwieg, und von den übrigen Gäſten wagte außer Malborough, der häufig, jedoch leiſe ſich mit Wellingk auf franzöſiſch unterhielt, keiner die hergebrachte Sitte des Schweigens zu brechen.

Nach beendigter Tafel folgte der Herzog dem König in deſſen Cabinet, wo ſie eine zweiſtündige Unterredung unter vier Augen hatten.

Statt des Läutens mit Glocken wurde im ſchwediſchen Lager das Zeichen zum Gottesdienſte durch dreimalige Paukenſchläge und durch dreimalige Trompetenſtöße gegeben. So geſchah es auch jetzt zum Abendgebete. Aber die Unterhaltung drinnen im Cabinet war ſo lebhaft und wichtig, daß der König wider ſeine Gewohnheit damit zögerte in die Kirche zu gehn. Erſt als Malborough ſich empfohlen hatte, begab er ſich dahin, gefolgt von Piper, Hermelin und mehreren anderen Militair- und Civilperſonen.

König Auguſt war inzwiſchen mit einem kleinen

Gefolge in Leipzig angelangt und hatte in dem sogenannten Appelmannschen Garten seine Wohnung genommen. Ein seltsames Verhältniß gegenseitiger Aufmerksamkeit und scheinbarer Freundschaft zeigte sich zwischen dem abgesetzten Monarchen und dem Könige, der ihn abgesetzt hatte, von der Stunde an, wo der Erstere die Krone abtrat. Bei dem verschiedenen Character beider Fürsten läßt sich nicht bezweifeln, daß Carl es eben so aufrichtig, wie August falsch meinte. Carl hatte daher kaum dessen Ankunft in seiner Nähe erfahren, als er am Tage nach Malborough's Empfange nach Leipzig reiste, um König August zu besuchen. Carl's Historiograph, Nordberg, beschreibt diese Zusammenkunft sehr rührend. „Als — so heißt es bei ihm — August erfuhr, daß Carl angelangt sei, eilte er seinem hohen Gaste entgegen, kam aber nicht weiter als auf den Flur und zur obersten Treppe. Dort trafen sich die beiden Fürsten, begrüßten und umarmten einander mit einer Zärtlichkeit, die alle Anwesenden rührte, so daß Viele aus dem beiderseitigen Gefolge mit Thränen in den Augen ihre Freude über das wieder hergestellte freundschaftliche Verhältniß zwischen zwei so nah verwandten Vettern bezeigten.“ Zwei Stunden blieben die beiden Majestäten zusammen, dann reiste Carl nach seinem Hauptquartier zurück.

Kaum hatte er Leipzig verlassen, so traf Malborough dort ein, um August seine Aufwartung zu machen, und nachdem dies geschehn, begab sich Malborough nach Guntersdorf wo der Graf Piper mit der schwedischen Feldcanzlei sich aufhielt. Das Diner, welches

Piper bei dieſer Gelegenheit ſeinem berühmten Gaſte gab, war in gleichem Maaße verſchwenderiſcher und geſprächiger, als das frühere des Königs, obwohl, das Schweigen abgerechnet, die Etikette faſt dieſelbe bei dem erſten Miniſter wie bei deſſen Monarchen war. Am oberen Ende der Tafel ſaß Se. Durchlaucht der Herzog von Malborough allein. Ihm zunächſt zur Rechten die Gräfin Piper und dieſer gegenüber zu ſeiner linken Seite Frau Robinſon. Der nächſte Nachbar der Gräfin Piper war der Kaiſerliche Geſandte Graf Zinzendorf, und der von Frau Robinſon der Ober-Marſchall König Auguſt's Graf von Pflug. Neben Zinzendorf ſaß der engliſche Geſandte Robinſon und neben Pflug Fräulein Törnflycht. Robinſon zunächſt hatte der Wirth Piper ſeinen Platz, und Fräulein Törnflycht zunächſt der Holſteinſche Geſandte Baron Görtz, der wieder auf ſeiner andern Seite Fräulein Piper zur Nachbarin hatte. Am unterſten Ende der Tafel dem Herzoge grade gegenüber ſtand der Secretair Klinkowſtröm und legte vor. Nach beendigter Tafel begaben ſich Malborough, Piper, Görtz und Robinſon in ein abgeſondertes Zimmer, wo ſie bis ſpät am Abend berathſchlagten. Schließlich ſtattete Malborough dem Feldmarſchall Grafen Renſkjöld ſeinen Beſuch ab und nahm bei ihm des Abendeſſen ein.

Am folgenden Tage machte König Auguſt in Begleitung einiger ſeiner Generale und Kammerherrn dem Könige von Schweden in deſſen Hauptquartier ſeinen Gegenbeſuch. Beide Fürſten unterhielten ſich allein, bis die Tafel angerichtet war, wovon der Kammerherr Klin-

genſtjerna Meldung machte. Die Majeſtäten begaben ſich hierauf in den Eßſaal, wobei Auguſt voranging, und ſaßen beide nebeneinander an dem oberſten Ende der Tafel, der fremde König zur Rechten. Dem König Auguſt zunächſt hatte der Prinz von Mecklenburg ſeinen Platz, und neben König Carl der Obermarſchall Graf Pflug, neben dem Prinzen von Mecklenburg ſaß der Feldmarſchall Oglevj und neben Pflug der Feldmarſchall Graf Rehnſkjöld. Der Nachbar von Oglevj war General Röbell und von Rhenſkjöld der Oberſtallmeiſter Bitsbum. Neben Röbell ſaß General Wackerbarth und neben Bitsbum der Kapitänlieutenant Langotsky. Am unterſten Ende der Tafel den Königen gegenüber ſtand der Hofjunker Cronmark und legte vor. Die Kammerherren Klingenſtjerna und Gunteresberg warteten den Majeſtäten auf.

Dem lebensfrohen Auguſt mag man es nicht verdenken, wenn er dieſe Mahlzeit, welche eine volle Stunde unter dem, an Carl's Tafel ſich von ſelbſt verſtehenden ununterbrochenen Stillſchweigen dauerte, über die Maaßen langweilig fand. Auch empfahl er ſich bald nach beendigter Tafel ſeinem erhabenen Wirthe, ſtieg zu Pferde und ritt nach Leipzig. Carl, von Rhenſkjöld, mehreren Generalen und anderen Perſonen gefolgt, begleitete ihn bis zur Hälfte des Wegs, wo ſich die beiden Könige umarmten und Carl in ſein Hauptquartier zurückkehrte.

Gleich nach ſeiner Zurückkunft ſtellte ſich der Herzog von Malborough ein, um Abſchied zu nehmen, und

um ſich im weiteren Verlaufe des Abends in gleicher Abſicht zum König August nach Leipzig zu begeben, von wo er, einer Einladung des Königs von Preußen folgend, über Düben nach Berlin reiſte.

Noch an demſeben Abend empfing das ſchwediſche Hauptquartier den Beſuch eines dritten Königs — Stanislaus — in deſſen Gefolge ſich der litthauiſche Marſchall Graf Sapieha und der Generalmajor Schmigelski nebſt mehreren anderen Polen befanden, welche ſämmtlich zur Abendtafel bei dem ſchwediſcheu Monarchen blieben.

Am 20. April reiſte König Auguſt von Leipzig nach Dresden zurück. Wahrſcheinlich hatte ſein Aufenthalt in Leipzig mehr den Zweck, ohne Aufſehn mit Malborough zuſammenzukommen und ſich berathen zu können, als mit Carl einen Beſuch zu wechſeln.

Was wir bisher anführten, betraf nur die Außenſeite der Zuſammenkunft des Piperſchen Ehepaars in Alt-Ranſtadt. Wir wollen jetzt um ſo lieber einige innere Bezüge dabei ins Auge faſſen, als ſie einerſeits den beſtimmten Einfluß Piper's und ſeiner Gemahlin auf die Politik Carl's XII. und folglich auf das Schickſal Schwedens an den Tag legen, anderer Seits wir im Stande ſind und ſomit uns für ſchuldig halten, das Andenken der beiden Ehegatten vou einem Schatten zu befreien, der ungerechter Weiſe auf ihm laſtet. Ohnehin bleibt noch Schatten genug übrig, den Piperſchen Reichthum in ein Licht zu ſetzen, das nicht den Ganzpunkt der Allmacht der Günſtlinge ausmacht.

In der deutschen Ueberſetzung von Voltaire's Geſchichte Carl's XII. finden wir angegeben, der ſchwediſche Geſandte im Haag habe einen Paß für ein Silberſervice von 20,000 Thlr. an Werth von Paris verlangt, von dem man vermuthete, daß es zu Beſtechungen beſtimmt war. Doctor Nordberg verſichert, er habe während des Grafen Krankheit 1712 in Moskau dem Grafen dies im Beichtſtuhle vorgehalten, der Graf aber habe erwiedert, daß es erdichtet ſei.

So verhält es ſich auch in der That. Gleich nach der plötzlichen Erhöhung zu den höchſten Staatswürden fand Piper, daß es zur Sache gehöre, von Silber ſowohl ſelbſt zu ſpeiſen als ſeine Gäſte zu bewirthen. Er gab Teſſin den Auftrag, durch Cronſtröm in Paris ein Silberſervice anfertigen zu laſſen, deſſen Werth anfänglich auf einige Tauſend Reichsthaler beſtimmt war. Vor Allem wurde Verſchwiegenheit anbefohlen, um ſo viel als möglich die Erregung von Neid zu vermeiden. Die eigentliche Beſtellung erfolgte 1703, das Service langte indeß nicht früher als 1705 in Schweden an. Die durch die Kriegsunruhen häufig unterbrochenen, immer aber ſchwierigen Gelegenheiten verurſachten dieſe Verzögerung.

Dagegen iſt es bekannt und nicht widerlegt, daß Malborough von ſeiner Monarchin 100,000 Pfund Sterling erhielt, um Piper zu erkaufen — von welcher Summe der berühmte, auch durch ſeinen Geiz berüchtigte Feldherr und Staatsmann nur 50,000 Pfund verwandte, die andre Hälfte aber in ſeine eigene Taſche ſteckte — daß ferner Gräfin Piper einen Diamantring

von 2000 Reichsthaler an Werth von Malborough geſchenkt bekam, und daß der Kaiſer an Piper ein „mittelmäßiges“ Geſchenk verehrte.

Wir ſind im Stande aus einem Briefe Teſſin's an Cronſtröm vom 21. September 1707 hinzuzufügen, daß die Gräfin Piper an dem Hofe in Berlin mit einem Armbande, auf 8000 Reichsthaler abgeſchätzt, beſchenkt wurde, welches der König von Preußen in eigener Perſon ihr verehrte, als er ihr ſeine Edelſteine zeigte.

Zweites Kapitel.

Vor den Treppen, die zu dem Platz vor dem Königshause führten, hielt ein offener Schlitten mit zwei Sitzen. Auf dem vordersten saßen zwei Herrn in Wolfspelze eingehüllt, auf dem hinteren Sitze ein Bedienter im Livréemantel, und der Postillon. Außerdem war der Schlitten bepackt mit Mantelsäcken, einer Reisechatoulle und einem Flaschenfutter.

Es war am Morgen des Weihnachttags 1701, die Uhr schlug sechs und es würde so finster gewesen sein, wie in der tiefsten Nacht, hätte nicht die reich erleuchtete Ritterholmskirche, in welcher der Orgel brausende Töne, von dem Klange der Pauken und Trompeten begleitet in die Jubelgesänge der Gemeinde einstimmten, einen hellen Schein verbreitet. Die auf dem oberen Platze vor dem Palaste langsam auf und ab wandernden Schildwachen schenkten der Ankunft der Reisenden nur eine flüchtige Aufmerksamkeit und als der Eine von ihnen den Wolfspelz von sich ab und in den Wagen warf und in Soldatentracht die Treppen hinauf eilte, so ließen sie ihn, als er im Vorbeigehn die Worte sagte: „Eilbote

aus dem Hauptquartier des Königs« ungehindert seinen Gang nach dem Innern des Palastes fortsetzen.

Hier zeigte er sich ziemlich heimisch und ging grades Wegs auf die Zimmer zu, welche die Herzogin von Holstein bewohnte. Die äußeren standen leer; keiner von der Dienerschaft war zu sehn; erst im Schlafgemache traf er ein junges Mädchen, mit Aufräumen beschäftigt.

Bei ihrem Anblick blieb er stehen, und verschlang sie mehr als daß er sie betrachtet hätte; einige Minuten schien er sich zu besinnen, dann nachdem er rings umher forschende Blicke geworfen, rief er aus: »Wer bist Du, schönes Kind, woher kommst Du, und was treibst Du hier?«

Von der Anwesenheit des Fremden eben so sehr wie von der Sicherheit in seinem Ton und Wesen überrascht, machte das Mädchen eine Bewegung des Erstaunens, meinte, daß vielmehr sie das Recht habe derartige Fragen an ihn zu stellen und verlangte von ihm, unverweilt das Zimmer zu verlassen, um sowohl sich selbst wie der Dienerschaft, welche ihn in die Zimmer Ihrer Königl. Hoheit eingelassen hätten, Ungelegenheiten zu ersparen.

»Und wo ist die Herzogin?« fiel der Fremde ihr eifrig in die Rede

»In der Weihnachtsmesse mit Ihrer Majestät und der Prinzeß Ulrice«, war die Antwort.

»Um so viel besser — versetzte der Fremde und rieb sich lachend die Hände — dann sind wir ein gutes Weilchen sicher und nun mußt Du mir augenblicklich meine vorhin gethanen Fragen beantworten.«

»Wer Sie auch sein mögen, mein Herr, entweder Sie

entfernen ſich ſogleich oder ich rufe nach der Dienerſchaft,“ ſagte mit ernſtem Blick und Ton das Mädchen.

„Bei meiner Ehre, das wäre die Stimme des Rufenden in der Wüſte — lachte der Fremde. — Die gute Herzogin ſcheint allein den Engeln zur Bewachung anvertraut zu ſein, denn außer uns Beiden giebt es kein einziges lebendes Weſen in dieſem Theile des Palaſtes.“

„Hätte nicht Ihre Königliche Hoheit bei ihrer Ungnade allen ihren Dienern, hohen und geringen, verboten, über Einander Klage zu führen, Sie könnten ſich darauf verlaſſen, daß ich die Säumigen anzeigen würde, wenn die Herzogin aus der Kirche kommt,“ verſicherte das Mädchen.

„Aha! alſo zum Hofſtaat der Herzogin gehörſt Du, wie ich merke, ſchönes Kind,“ rief der Fremde.

„Sofern die Kammerfrauen auch dazu gerechnet werden, ja! — verſetzte das Mädchen. — Kind aber verbitte ich mir mich zu nennen, denn ich bin ſchon volle 25 Jahr.“

Der Fremde ſprang hinzu, umfaßte mit der einen Hand den Leib der Kammerfrau, und hielt ihr mit der andern den Mund zu, während er lachend ſagte: Still! das ſind Geheimniſſe, von denen ein Mädchen niemals ſpricht, zumal wenn ſie ſich wie Du noch einige Jahre für höchſtens 20 ausgeben kann.“

Mit Heftigkeit machte ſich das Mädchen von dem Arme des Fremden los, ſchob ſeine Hand von ihrem Munde fort und erhob ein Angſtgeſchrei. In demſelben Augenblicke öffnete ſich eine Tapetenthür und eine dritte

Perſon trat ins Zimmer. Dieſe und der Fremde, waren als ſie einander erblickten, faſt verſteinert, endlich riefen Beide in höchſtem Erſtaunen: „Pincier!“ — — — „Ew. Hoheit!“

Beſtürzung malte ſich in den Geſichtszügen der Kammerfrau, Verdruß in denen des Herzogs und eine gewiſſe Verlegenheit in denen des Geheimeraths. Nachdem dieſer ſtumme Auftritt einige Secunden gewährt hatte, brach Pincier das Stillſchweigen, indem er dem Herzog zu ſeiner unerwarteten Ankunft Glück wünſchte und ſeine Freude darüber, nicht nur ſeiner Perſon wegen ſondern noch vielmehr um des Herzogthums willen ausdrückte, in deſſen verwickelten Angelegenheiten er nach Stockholm gereiſt ſei, um der Werkſtatt der Ereigniſſe ſo viel näher zu ſein.

„Sicherlich in derſelben löblichen Abſicht hat ſich mein Muſter von Geheimerath auch zu dieſer Tageszeit in das Zimmer neben dem Schlafgemach der Herzogin geſchlichen, um ein recht nettes junges Ding zu zerſtreuen, das allein gelaſſen, vergehen könnte,“ unterbrach ihn mit höhniſchem Lächeln der Herzog.

„Ew. Hoheit ſcherzhafte Laune gewährt frohere Ausſichten in die politiſchen Verhältniſſe, als man in Holſtein und hier zu hoffen wagte — erwiederte Pincier. — Eine koſtbare Wohlthat der Vorſehung iſt es, ein Glück im Unglück, daß die Stimmung Ew. Hoheit von der düſteren Miene der Zeiten nicht niedergedrückt wird.“

„Ein Glück im Unglück iſt's — ſpottete der Herzog nach — daß die Nachtwachen und die Anſtrengungen in meinem Dienſte die Roſen auf den Wangen meines

hochweiſen Geheimen Raths nicht gebleicht haben, daß ſein Unterkinn in guter Verfaſſung geblieben iſt und daß kein Domprobſt in meinem Herzogthume ſich eines Magens von demſelben Umfange wie der ſeinige rühmen kann.“

„Allem, womit Ew. Hoheit ſich auf Koſten meiner geringen Perſon luſtig zu machen belieben, unterwerfe ich mich ohne Murren — äußerte nicht ohne Schärfe im Ton Pincier — hat indeß dieſer Zeitvertreib ſeinen Reiz verloren, und findet mein gnädigſter Herr für gut mir anzubefehlen, Mittheilungen über den Zuſtand im Herzogthume zu geben, ſo dürften Ew. Hoheit geſtatten, daß dies unter vier Augen geſchehe.“

Mit einem ſpöttiſchen Zug um den Mund, warf der Herzog einige Sekunden muſternde Blicke bald auf den Geheime-Rath, bald auf die Kammerfrau. „Der alte Heuchler — nahm er ſodann das Wort — hat ſich zweifelsohne nur um ihretwillen hier eingefunden, und nun ihm meine Ankunft einen Strich durch die Rechnung macht, will er ſeinen Schatz in Sicherheit bringen. Doch auch dies ſeine Gewebe will ich zerreiſſen ... Entfernen Sie ſich ſogleich, Herr Geheimerath! Ich befehle es. Und Du, ſchönes Kind, bleibſt hier. Du ſollſt mir bis auf die geringſten Kleinigkeiten über Alles Rede ſtehn, was meine Gemahlin betrifft.“

Die Kammerfrau war bis dahin eine ſtumme aber aufmerkſame Zuhörerin bei dem Geſpräch zwiſchen dem Herzog und ſeinem Miniſter geweſen. Jetzt aber deutete ſie auf das Fenſter, wo ſich ein heller Fackelſchein von der Straße her zeigte. Die Ankunft Ihrer Königl.

Hoheit — verſetzte ſie mit einer tiefen Verneigung gegen den Herzog — dürfte jedes Weitere von meiner Seite unnöthig machen.«

»Ihre Königl. Hoheit würden es vermuthlich übel aufnehmen, wenn ſie mich hier ſo früh unangemeldet in ihrem Zimmer träfen. Ew. Hoheit dürften mir daher erlauben, mich ſogleich zu entfernen.«

Mit dieſen Worten machte Pincier dem Herzoge eine tiefe Verbeugung und entfernte ſich durch die Hinterthür.

Der Herzog biß ſich in die Lippen und ſchielte überraſcht und verdrießlich bald nach dem Miniſter, bald nach der Kammerfrau. »Eine verabredete Zuſammenkunft, das iſt klar,« brummte er zwiſchen den Zähnen. Nach kurzem Beſinnen ſagte er dann mit lauter Stimme und in befehlendem Tone zu der Kammerfrau: Geht Eurer Wege, ich will unter vier Augen mit meiner Gemahlin ſprechen.«

Die Kammerfrau ließ ſich dieſen Befehl nicht zweimal geben. Und es war eine glückliche Fügung, denn nun konnte ſie im Vorzimmer die Herzogin auf den unverhofften Beſuch vorbereiten. Die Freude der Ueberraſchung hätte ſonſt ihrer Geſundheit ſchädlich ſein können.

Der Leſer ſtellt ſich, auch ohne unſre Beſchreibung dies Wiederſehn vor. Eben ſo wenig Verſtellung lag in Friedrich's wie in Hedwig's Freude; trotz ſeines Leichtſinns war jener ihr aufrichtig zugethan, und ſeine Verirrungen waren nur Einfälle, die der Augenblick erzeugte und die mit dem Augenblicke wieder zerſtoben.

In demſelben Momente, wo die Kammerfrau die Thüre hinter ſich ſchloß, hatte ſie der Herzog über ſeiner Gemahlin vergeſſen, zu der er ſtets zurückkehrte, wenn er ſich ſchnell an anderen Gegenſtänden ermüdet hatte, oder ſeine Pläne mißglückt waren.

Am erſten Tage wollten die Zärtlichkeiten, die Fragen über die vom Gemahl und Bruder überſtandenen Gefahren, die eindringlichen Bitten, ſich dieſen künftighin weniger auszuſetzen, kein Ende nehmen. Aber ein Verſprechen in letzterer Beziehung weigerte ſich der Herzog zu geben. „Wenn die Ehre ruft — ſo meinte er — muß alles Andere weichen.“ Doch ſuchte er ſie zu tröſten, da ſie ſchon ſo oft unverſehrt den Schwerdtern und Kugeln entgangen, brauche man ſich künftig nicht mehr als bisher vor ihnen zu fürchten.

Mit thränenden Augen ſchlang die Herzogin ihre Arme um den Hals des Herzogs, drückte ihn krampfhaft an ihre Bruſt — und ſeufzte.

Die Nachricht von der Ankunft des Herzogs hatte ſich inzwiſchen im Palaſte verbreitet. Die verwittwete Königin ſandte einen Kammerherrn, um ihn willkommen zu heißen und ihm melden zu laſſen, daß ſie bereit ſei, ſeinen Beſuch zu empfangen, wenn er ſich einfinden wolle.

„Folge mir — ſagte der Herzog zu ſeiner Gemahlin, damit ich ſogleich meiner Verpflichtung gegen Deine Großmutter nachkomme. Ich weiß ſehr gut, die Alte iſt eigen: ſie wäre im Stande mich wegen eines Verſtoßes gegen die Etikette bei meinem großmächtigſten Schwager zu verklagen, und lieber falle ich von einer polniſchen Kugel, als daß ich mit ihm Händel bekomme.“

„Doppelt ſchätze ich Dich für Deine Geſinnung gegen meinen großen Bruder — verſetzte die Herzogin, die Bedeutung der Worte des Herzogs nur halb durchdringend. — Aber bevor ich Dich zur Großmutter begleite, mußt Du mir zu Jemand folgen, der ein größeres Anrecht auf Dein liebendes Herz hat.“

Hedwig ergriff Friedrich's Hand und führte ihn in ein anſtoßendes Zimmer, wo in einer Wiege die zarte Frucht ihrer Ehe ſchlummerte.

Die Gefühle Beider in dieſem Augenblicke werden weder mit Worten verdollmetſcht, noch bedürfen ſie der Worte.

Von der Wiege ihres Sohnes begaben ſich die beiden fürſtlichen Gatten Arm in Arm zur Großmutter, wo ſie auch die Prinzeß Ulrice antrafen. Die Freude über das Wiederſehn des Herzogs war ſo groß, daß man ihn faſt mit Umarmungen erdrückte und mit Fragen zu Tod quälte. Niemals wohl war ihm Pincier gelegener gekommen, als jetzt, wo er durch den dienſtthuenden Kammerherrn der verwittweten Königin anfragen ließ, ob und wann Se. Hoheit ihm in Bezug auf die Holſteinſchen Angelegenheiten Gehör zu verſtatten geruhen möchten.

„Sogleich! — war die Antwort — ſie dulden keinen Aufſchub und ein Fürſt muß für ſein Volk leben.“

Mit Bedauern, aber den Beweggründen des Herzogs beiſtimmend, ſahen die hohen Damen den Herzog ſich entfernen. Er eilte nach den für ihn ein für allemal beſtimmten Zimmern in dem alten Königshauſe, wo

Geheimer Rath Pincier jetzt ſeinen Beherrſcher erwartete.

Ohne Pincier's Gruß zu erwiedern, warf ſich der Herzog in ein Sopha, ſchlug ſich vor die Stirn, holte tief Athem und ſchloß mit einem langen und lauten Gähnen.

„Möchten die Beſchwerden der Reiſe auf die Geſundheit meines gnädigen Herrn nicht nachtheilig eingewirkt haben!“ . . .

So begann der Geheime Rath, wurde aber ſogleich von dem Herzoge unterbrochen, der heftig äußerte, daß keine Beſchwerden auf Reiſen und keine Gefahren in Schlachten mit der ermüdenden Langweiligkeit des ſchwediſchen Hofs und der tödtlichen Zuneigung zu vergleichen ſeien, deren Opfer er hier geworden ſei.

„Verdammt! — fügte er hinzu — und unerhört dumm, daß ich nicht bei meinem großmächtigſten Schwager im Winterquartiere blieb. Hier werde ich den langſamen Tod der Langeweile ſterben, während dort mir der weniger peinliche und ehrenvollere Tod auf dem Schlachtfelde zu Gebote ſtand . . .

Was hatte ich auch hier zu thun? Mit meiner Gemahlin hätte ich eine Zuſammenkunft in irgend einer amüſanteren Hauptſtadt als Stockholm verabreden können. Dann wäre ich wenigſtens dem Aerger entgangen, in dem einen Augenblicke zu ſehen, wie mein eigner Miniſter ſeinen Dienſt verſäumt und in ſeinem weit vorgerückten Alter Zeit und Gedanken auf einen ſündhaften bis zum Wahnſinn lächerlichen Liebeshandel mit einer Kammerfrau verwendet, und im andern Augenblicke mir

gefallen laſſen zu müſſen, meine Geduld auf die Folterbank unerträglicher Regierungsgeſchäfte zu legen oder mit andern Worten, zu hören, wie ſchlecht er ſie während meiner Abweſenheit verwaltet, vermuthlich als Einleitung zu der Bitte um Decharge und neue Vollmacht.“

„Scherzen und ſchmähen Sie ſoviel es Ihnen beliebt, gnädiger Herr! — erwiederte Pincier — es iſt nichts gegen die Schwere derjenigen Laſt, welche ich ſchon ſeit langen Jahren ohne Murren zu tragen gewohnt bin, dem ich jetzt mich beuge. Aber die Schwierigkeiten für die Verwaltung häufen ſich in einem Grade mehr und mehr, daß ich weit davon entfernt, den Auftrag verlängert zu wünſchen, mit welchem Ew. Hoheit bis jetzt mich beehrten, vielmehr die höchſte Gunſt darin erblicken würde, wenn Ew. Hoheit geruhen möchten, mich deſſelben für die Zukunft zu entheben und Ihr hohes Vertrauen einem Andern zu ſchenken. Wäre ich Ew. Hoheit weniger auf Tod und Leben ergeben und verpflichtet, keinen Augenblick würde ich ſchwanken das Amt niederzulegen und mich ſoweit als möglich von dem Schauplatze der öffentlichen Geſchäfte zurückziehen, auf dem in unſren Tagen wenig Ehre, noch weniger Befriedigung, aber deſto mehr Anſtrengungen, Gefahren und Undank zu erndten ſind.“

„Ihr würdet aus einem minder hohen Ton blaſen, alter Heuchler! — fuhr der Herzog ihn an, wenn Ihr Euch nicht einbildetet, unentbehrlich zu ſein, nachdem ich mich nun ein für alle Mal an Euer Fratzengeſicht und Eure Jeremiaden gewöhnt habe und wenn Ihr nicht zu gut wüßtet, daß ich noch keinen Nachfolger für Euch mir

herangezogen habe. Hätte ich einen solchen zur Hand, bei meiner Ehre, Ihr solltet auf Euren Abschied nicht zu warten brauchen.«

»Baron Görtz« . . . sagte Pincier mit ruhigem Blick und fester Stimme.

»Der Schurke!« — unterbrach ihn aufgebracht der Herzog. — Lieber würde ich Euch den lebenslänglichen Besitz Eures Amtes verleihen. Er wäre im Stande, zehn Herren zu gleicher Zeit zu dienen. Ich will von diesem Schelm nichts mehr hören, merkt Euch das!«

Pincier lächelte fein. »Ew. Hoheit Bannstrahl gegen Görtz ist ein Zeugniß für meine Treue. Die Gewißheit, daß mein gnädiger Herr von dieser überzeugt ist, wird nothwendig erfordert, wenn ich bei der gegenwärtigen schwierigen Lage der Dinge das kitzliche und mühsame Amt zu Ihrer Zufriedenheit und Ihrem Nutzen fortführen soll. Ich unterziehe mich daher der Last, so lange mir Gott die Kraft dazu giebt und so lange meine Bemühungen Ew. Hoheit anstehen.«

»Ach, das Alles wußte ich schon lange zur Genüge,« rief der Herzog mit höhnischem Lächeln aus. Es geht Euch, wie gefallsüchtigen Weibern, sie beginnen damit, sich wichtig zu machen und enden damit, daß sie sich auf Gnade und Ungnade ergeben. Doch gut ist's, daß der Auftritt für diesmal vorüber ist und daß ich nichts mehr von Schwierigkeiten zu hören brauche, die nur in schwachen Köpfen spuken.«

»Leider! beruhen diese Schwierigkeiten auf nichts weniger als auf Einbildung — bemerkte mit ernstem Ton und gerunzelter Stirn Pincier. — Die Lang-

wierigkeit des Kriegs und die lange Abweſenheit des fürſtlichen Hauſes ſind die Urſache großer Verwirrung im Herzogthum, und keiner befindet ſich dort in einer kitzlicheren Lage als ich, den das Vertrauen Ew. Hoheit an die Spitze der Geſchäfte geſtellt hat. Entweder muß ich bei Unordnungen durch die Finger ſehen und gegen Ungehorſam blind ſein, oder ich werde der Tyrannei beſchuldigt. Die Entfernung zwiſchen dem Lager des Königs von Schweden, wo Ew. Hoheit ſich aufhalten, und Holſtein, macht es in vorkommenden Fällen oft unmöglich, Ew. Hoheit Entſcheidung einzuholen und abzuwarten. Zuweilen hat Ihre Königl. Hoheit Befehle zu geben, und da es in Ew. Hoheit Willen und Intereſſe liegt, daß man den Wünſchen der edlen Fürſtin jederzeit entgegenzukommen ſucht, ſo werden mündliche Erörterungen nöthig, ſobald die Umſtände nicht geſtatten, ſich die Vorſchriften Ihrer Königl. Hoheit zur Richtſchnur dienen zu laſſen. Eben Dinge dieſer Art ſind es, welche meine Anweſenheit in Stockholm nöthig gemacht haben, und glücklich ſchätze ich Holſtein und mich, dieſe koſtbare und beſchwerliche Reiſe unternommen zu haben, da ſie mir ganz unverhofft die Gnade verſchafft, Ew. Hoheit perſönlich verſchiedene wichtige Sachen vortragen zu können.«

»Ein ander Mal! ein ander Mal! — fiel der Herzog ein, ſchon bei dem Gedanken an die langweiligen Regierungsgeſchäfte ungeduldig, mit deren umſtändlicher Auseinanderſetzung der Geheime Rath drohte. — Nach der langen und ermüdenden Reiſe bedarf ich einige Tage der Erholung. Auch wißt Ihr ja von früher, daß wir zur Erhaltung des Anſehns der Regierung es ſtets bei

den Anordnungen belaſſen, die Ihr in Unſerem Namen getroffen habt . . . ſprechen wir alſo von anderen Dingen. Trotz Eurer Runzeln und Gichtkrämpfe fahrt Ihr fort den Celadon ſpielen zu wollen, und ich wette, die hübſche Kammerfrau meiner Gemahlin hat wenigſtens eben ſo großen Theil an Eurer Reiſe hierher, als die Angelegenheiten in meinem Dienſte.«

»Wie können Ew. Hoheit in dieſen böſen Zeiten ſcherzen — äußerte mit bekümmerter Miene und kopfſchüttelnd Pincier — ſcherzen, während ganz Holſtein vor den Gefahren bebt, welche täglich ſeinen geliebten Herzog bedrohen, und während Schweden, das Vaterland ſeiner Herzogin, unter den glänzenden Erfolgen ſich beugt und ſeufzt.«

»Habt Ihr denn allen Verſtand ganz und gar verloren? — ſchrie der Herzog, Pincier erſtaunt und unwillig fixirend. — Mein großmächtigſter Schwager führt ſeine Heere von Sieg zu Sieg, erhebt den ſchwediſchen Namen auf den Gipfel des Ruhms, und Ihr behauptet, das Volk ſeufze?«

»Ja gnädiger Herr! — gab Pincier zur Antwort — und das mit blutendem Herzen. Das Land iſt faſt entblößt von Menſchen und Geld. Aushebungen und Steuern nehmen ohne Ablaß zu, während die Beamten nicht einmal ihr Gehalt bekommen können, und das Land in Ermangelung von Händen, die es bebauen können, unbeſtellt bleibt. Und das geſchieht während der glänzendſten Erfolge auf dem Schlachtfelde. Eine einzige verlorene Schlacht würde die Lage und Stimmung zu einer völlig verzweifelten machen.«

„Halt ein, Unglücksprophet! ich will nichts mehr hören — ſchrie der Herzog. — Ich bin hierher gekommen, um mich zu zerſtreuen, und Ihr verſetzt mich ſtatt deſſen in die ſchlechteſte Laune. Kämen Eure Jeremiaden zu den Ohren meines großmächtigſten Schwagers, ſo würden Eure eigenen zu kurz kommen, darauf könnt Ihr Euch verlaſſen.“

„Ew. Hoheit würden ſowohl dem Könige von Schweden, wie ſeinem Volke einen unermeßlichen Dienſt erweiſen, wenn Sie Se. Majeſtät über die wahre Lage der Sachen in ſeinem Lande aufklärten — bemerkte der Geheime Rath. — Ja auch für das Herzogthum Holſtein iſt es von dem höchſten Gewicht, daß der König von Schweden die unverfälſchte Wahrheit erfährt; denn bei dem erſten Mißgeſchick fällt Dänemark über ihn und uns her, darauf laſſe ich meinen Kopf.“

„In der That eine beſcheidene Wette — lächelte ſpöttiſch der Herzog — nicht einmal die Scheide meines Schwerdts möchte ich dagegen ſetzen. In jedem Fall glaube ich, mein Däniſcher Vetter hat es noch im friſchen Gedächtniß, wie er ſich bei dem früheren Angriff gegen mich die Naſe verbrannte.“

„Zeiten und Verhältniſſe haben ſich ſeitdem weſentlich geändert — verſetzte Pincier — und, wenn ich auch denſelben guten Willen wie ſonſt vorausſetze, ſo iſt doch Schwedens Vermögen uns zu helfen bedeutend geſchwächt worden.“

„Schwedens Macht geſchwächt nach dem Siege bei Narwa und dem Uebergang über die Düna! — rief heftig der Herzog aus. — Mein großmächtigſter Schwager

iſt anerkannt der größte Held ſeines Zeitalters. Ganz Europa zittert vor ſeinem Schwerdt und ſelbſt der Papſt hat einen ſeiner dienſtbaren ſchwarzen Geiſter geſchickt, um ſich vor ihm zu demüthigen. *) Sogar die Kugeln

---

*) Der römiſche Stuhl hatte durch Guſtav Waſa's geiſtliche Reformen und die ſiegreichen Kämpfe Guſtav Adolph's für die Religionsfreiheit auch in Deutſchland zu viel verloren, um nicht vor Carl's XII. Schwerdte, nachdem dieſer feſten Fuß in Polen gefaßt hatte, zu zittern. Clemens XI. ſuchte ihn daher durch Schmeicheleien und Höflichkeitsbezeugungen für ſich zu gewinnen und ſandte nach Navodeize, wo ſich Carl damals aufhielt, den Dominicaner-Mönch Auguſt Leveſi, um ihn zu complimentiren. Dies geſchah in einer langen, ſpäter durch den Druck veröffentlichten Rede vom 11. December 1702, in welcher der Mönch ſich weitläuftig über das nahe Verhältniß von Clemens (Albani) zur Königin Chriſtina und über dasjenige, was jener zu deren Andenken gethan habe, ausließ und in weltlicher Beziehung zuletzt den König gewiſſermaaßen lebendig canoniſirte. Die Antwort auf die Rede war höflich aber kurz. Der König verſicherte den Papſt ſeiner Freundſchaft und ſeines Dankes für das Wohlwollen, welches den Schweden, die Italien beſuchten, bezeigt werde und ſchloß mit dem Verſprechen, nichts in Polen vornehmen zu laſſen, was für einen chriſtlichen Fürſten ungeziemend wäre.

Im Zuſammenhange hiermit erzählt Nordberg in ſeiner Geſchichte Carl's folgende Unterredung zwiſchen dieſem und Leveſi: Der Mönch ſagte, der König von Schweden könne den Papſt nicht höher verpflichten, als wenn er ihm die Gebeine der heiligen Brigitta verehren oder den Verkauf derſelben für eine anſehnliche Summe Geldes geſtatten wolle. Se. Majeſtät, als

haben Ehrfurcht vor ſeinem Muthe. Es hat ihnen wahrlich nicht an Gelegenheit gefehlt, ihre Schuldigkeit gegen ihn oder mich zu thun.«

»Grade dieſer Punkt iſt es, wo ich Ew. Hoheit bei Allem, was Ihnen lieb und heilig iſt, beſchwöre, meinen gutgemeinten Rath nicht zu verſchmähen. Erſt dann wird Holſtein geſichert und ſtark ſein, wenn deſſen Herzog in den Beſitz noch einer andern Krone gelangt iſt und für das Beſte ſeines urſprünglichen Heimathlandes über die Mittel eines größeren Staats verfügen kann.

---

einer andern Confeſſion zugethan, legten keinen Werth darauf, für die römiſche Kirche aber wären ſie ein Heiligthum und ausgezeichneter Schatz. — Carl erwiederte, es ſollte ihm lieb ſein, wenn er dem Papſt mit etwas Anderem dienen könne, aber in dieſem könne er ihm nicht zu Willen ſein, denn 1) wäre es völlig ungewiß, wo die Gebeine der h. Brigitta ſich befänden. Es hieße zwar, ſie läge in Wadſtena begraben, aber abgeſehen davon, daß ſich mit gutem Grunde bezweifeln ließe, ob die Grabſtätte, welche man jetzt zeige, die richtige ſei, wäre es auch unmöglich, ihre Gebeine von denen Anderer zu unterſcheiden, welche früher oder ſpäter in daſſelbe Grab gelegt ſeien. 2) Hätte man aber auch völlige Gewißheit über das Grab und die Gebeine der h. Brigitta, ſo hielten es Se. Majeſtät für eine große Sünde und Gottloſigkeit und für unverträglich mit ihrer Religion und Gewiſſen, Jemanden in ſeinem Aberglauben und Irrthum, ein Heiligthum aus alten Knochen zu machen, zu beſtärken; deshalb könnten ſie in Frieden da liegen, wo ſie lägen. 3) Was die Einlöſung derſelben mit Geld anbelange, ſo dürfte Leveſi anderwärts Reliquien zum Verkaufe finden; aber Se. Majeſtät ſei ein König und kein Kaufmann.

Die tollkühne Verwegenheit des Königs von Schweden und die Gefahren des Kriegs können ein ſolches Ereigniß früher als man zu berechnen wagt herbeiführen. Aber wenn Sie die Frucht davon erndten wollen, müſſen Ew. Hoheit ſich hier zu Lande beliebt machen und außerdem Ihre Perſon ſo viel als möglich ſchonen.«

»Wie? — donnerte hitzig der Herzog — ich ſollte ſehn, wie mein Schwager den Gefahren trotzt, ſich mitten in ſie hineinſtürzt und mich ſelbſt feige davon entfernt halten. Ich, der Generaliſſimus des ſchwediſchen Kriegsheers, ſollte der Mannſchaft und den Offizieren ein Beiſpiel der Furcht und Feigheit geben, meine Geburt, meine Pflicht, meine Perſon alſo verunehren!«

Und dieſen abſcheulichen Rath unterſteht Ihr Euch einen wohlgemeinten zu nennen ..... Fort aus meinen Augen, Unverſchämter! damit ich Euch nicht, Euch zur Strafe und Andern zur Warnung, beim Worte nehme, Eures Dienſtes enthebe und ſelbſt trotz ihrer tödtlichen Langweiligkeit die Regierungsgeſchäfte übernehme.«

Pincier verneigte ſich ſtillſchweigend und ging ſeiner Wege, überzeugt, daß er bei dem erſten Anlaſſe, wo ſich der aufbrauſende Fürſt ſelbſt mit ſolchen Geſchäften befaſſen ſollte, wieder gerufen werden würde. Auch währte es nicht lange, daß dieſer Fall eintrat und der Frieden wurde zwiſchen dem Herzoge und ſeinem Günſtlinge wiederhergeſtellt. Ungeachtet augenblicklicher Mißverſtändniſſe waren ſie ſich gegenſeitig gleich unentbehrlich. Der Herzog, welcher im Vergleich mit der Arbeit im Cabinet den blutigſten Kampf für ein Spielwerk anſah, überließ die erſtere ganz und gar an Pincier und unterzeichnete

faſt blindlings Alles, was dieſer ihm zur Unterſchrift vorlegte. Pincier dagegen wußte ſehr wohl, wie ſein unbeſchränkter Einfluß in Holſtein mit gehäſſigen Augen betrachtet wurde, und daß es damit in demſelben Augenblicke zu Ende ſein werde, wo der jetzt regierende Fürſt vom Schauplatze abtrete. Nur zwei Steine des Anſtoßes drohten zuweilen einen ernſthaften Bruch zwiſchen ihnen herbeizuführen: das ſchöne Geſchlecht, in Betreff deſſen ſich ihre Wege häufig kreuzten, und die Verachtung, die der Herzog gegen Gefahren hegte; es konnte ihn bis zur Raſerei reizen, wenn ſein Muth irgendwie in Frage geſtellt wurde. In dieſen beiden Punkten kam es nicht ſelten zu heftigen Auftritten zwiſchen dem jungen Herzog und ſeinem ziemlich betagten Günſtlinge. Jedoch blieb es während des Herzogs letztem Beſuche in Schweden bei dem Auftritte, deſſen Zeuge der Leſer ſo eben geweſen iſt. Schon am folgenden Tage wurde die Verſöhnung geſchloſſen. Die Aufrichtigkeit derſelben beſiegelte ..... der Tod.

Noch hatte der Winter ſeinen Eispanzer nicht abgelegt, als die Nachricht eintraf, daß das ſchwediſche Kriegsheer in Polen ſich in Bewegung ſetze. Der Anblick des entblößten Schwerdtes wirkte auf den Achill im Frauenkleide nicht heftiger, als dieſe Nachricht auf Friedrich von Holſtein an dem ſchwediſchen Frauenhofe. Hals über Kopf beſchloß er nach dem Hauptquartier zurückzukehren.

Vergebens bat die verwittwete Königin, weinte die Herzogin, lächelte der kleine Erbprinz, vergebens bequemte ſich ſogar die Prinzeſſin Ulrice, welche das Leben

am Hofe während der Anweſenheit des Herzogs munterer fand, ihn zum Bleiben zu überreden. Der Herzog blieb unerbittlich. „Die Ehre ruft“ meinte er: — es war das Schickſal, welches ihn rief. Hedwig Eleonora's Ermahnungen, Hedwig Sophien's Bitten, Pincier's Aufforderungen, ſeine Perſon zu ſchonen, beantwortete Friedrich mit Scherz und Lachen. Der Geheime Rath wurde mit dem Befehl abgefertigt, in Holſtein die Angelegenheiten des Herzogthums zu beſorgen, und ſich nicht darum zu bekümmern, wie der Herzog für gut befinde ſeine eigenen wahrzunehmen. Schmeichelnd erinnerte er ſeine Gemahlin daran, wie er in ihrem kleinen Sohne ihr ein Pfand ewiger Liebe und baldiger Heimkehr hinterlaſſe. Dem Stolz der verwittweten Königin ſchmeichelte er durch die Hindeutung auf ſeine Pflicht, den Heldenruhm des Holſteinſchen Bluts aufrechtzuerhalten.

Da endlich nichts ihn zu halten vermochte, ertheilte die verwittwete Königin Befehl zu einem Abſchiedsfeſte. Es fand am Tage vor der Abreiſe eben ſo ſinnreich wie prächtig ſtatt, aber gereichte zu keiner Erheiterung. Die Herzogin lächelte unter Thränen, die verwittwete Königin ſeufzte, die Prinzeſſin Ulrice fand ſich durch die Niedergeſchlagenheit ihrer nächſten Angehörigen, welche dann auch den übrigen Hofzirkel, der genau ſeine Miene nach der Stimmung der Regentenfamilie richtet, anſteckte, beläſtigt. Selbſt Pincier war ernſthafter als gewöhnlich. Düſtere Ahnungen verfinſterten ſeine Stirne. Lachend ermahnte ihn der Herzog guten Muths zu ſein. „Es gilt ja nicht Eurer Haut — ſo ſchloß er. — Wenn

Ihr bei Eurer Rückkehr nach Gottorp ein ſo ſaures Geſicht macht, ſo könnten meine armen Unterthanen leicht auf den Gedanken kommen, Ihr möchtet in dieſem wie in allem Andern Euch bemühen, Eurem gnädigen Herzog nachzuäffen und ich will, mein Volk ſoll wiſſen, daß ich nie froher bin, als wenn Schwerdter blinken und Kugeln pfeifen.«

Der alternde Günſtling verſprach zu gehorchen, ſo weit er vermöchte. Nichts deſto weniger küßte er mit tiefer Bewegung die Hand ſeines muthigen oder vielmehr übermüthigen Beherrſchers, als ſie am 6. März 1702 von Einander und von Stockholm Abſchied nahmen, von wo aus der Herzog an demſelben Tage nach dem ſchwediſchen Hauptquartier und Pincier nach Holſtein — beide zum letzten Male — abreiſten.

Drittes Kapitel.

Eines Morgens als der Königl. Rath Graf Stenbock die Chocolade in seinem dem Leser von früher her bekannten Bibliothekzimmer einnahm, meldete der Kammerdiener einen so eben als Eilboten vom Kriegsheer angelangten Leibtrabanten, welcher Briefe an den Reichsmarschall überbringe und darauf bestehe, sie diesem sogleich zu eigenen Händen zu übergeben.

Stenbock schwieg mehrere Minuten, ehe er Antwort ertheilte. In seinem Innern kämpfte der Verdruß über die Kühnheit des Eilboten auf sofortigen Vortritt bei ihm, einem der höchsten Beamten des Staats und dem hochgeachteten Oberhaupte des Hofstaats, zu pochen, mit dem seiner Eitelkeit schmeichelnden Gefühle, gerade derjenige unter den Mitgliedern des Raths zu sein, mit welchem sich der abwesende Monarch in unmittelbare Berührung setzte. Als er endlich gefunden hatte, daß in der Sache mehr Veranlassung liege sich geschmeichelt als verletzt zu sehn, befahl er den Trabanten einzulassen.

Die herrlichste Gestalt; erscheinen
Sehn oft im Nord noch solche wir,

Friſch wie die Roſ' und ſchlank, und ſchier
So wie die Fichť in ſchwed'ſchen Hainen.
Dem Himmel gleich beim Tageslicht
Wölbt ihm die Stirn ſich frei und herrlich,
Und ernſt ſo wie von Grund aus ehrlich
War jeder Zug im Angeſicht.
Es ſprach das Auge klar und offen,
Es war gemacht hinauf zu ſehn
Zum Vater in des Lichtes Höhn
Mit feſtem glaubensvollen Hoffen
Und ohne Furcht des Siegs gewiß
Hinab zum Herrn der Finſterniß.*)

Der Trabant grüßte höflich, doch ohne Befangenheit. Stenbock nickte ihm langſam und abgemeſſen zu, während er mit ſtrengen Blicken den Trabanten vom Kopf bis zur Zehe muſterte. Er blieb im Lehnſtuhl ſitzen: der Trabant ſtand in grader Haltung vor ihm.

„Ihr Name?“

„Gyllenpiſtol.“

„Ihr kommt aus dem Hauptquartier?“

„Ja.“

„Und ſeid an mich abgeſandt?“

„Ja.“

„Mit Briefen von Sr. Majeſtät?“

„Nein.“

„Wie? Ihr führt keinen Brief mit Euch?

„Ja allerdings. Zwei von Sr. Majeſtät: einen an Ihre Königliche Hoheit die Herzogin, und einen zweiten

---

*) Aus „Axel“ von Tegnér. Nach der Mohnikeſchen Ueberſetzung.

an den Oberintendanten Baron Teſſin; ferner zwei Briefe von Sr. Excellenz Grafen Piper, den einen an Ew. Excellenz, den andern an Baron Teſſin.“

Der Reichsmarſchall runzelte Stirn und Augenbrauen und Verdruß ſchärfte ſeine Worte: „Um einen Privatbrief abzugeben, hättet Ihr Euch nicht bei mir zu melden brauchen. Ihr hättet den Brief meinem Kammerdiener einhändigen können.“

„Mein Auftrag lautete ausdrücklich dahin, den Brief in Ew. Excellenz eigene Hände zu übergeben, um mündlich diejenigen Mittheilungen zu machen, welche Ew. Excellenz etwa noch zu wünſchen für gut fänden.“

Mit ungekünſteltem Weſen reichte der Trabant Piper's Brief an Stenbock. Dieſer warf ihn nachläſſig auf den Tiſch, der vor ihm ſtand, ohne das Siegel zu brechen und fuhr dann mit großer Bitterkeit im Tone und im Ausdrucke ſeines Geſichts fort: „So hat man Euch von dem Inhalt des Briefs unterrichtet?“

„Das nicht. Doch ohne Zweifel betrifft er das große obgleich traurige Ereigniß.“

Bei dieſer Antwort vergaß der Reichsmarſchall ſeinen Verdruß und die Forderungen der Etikette, erhob ſich haſtig vom Lehnſtuhle und mit beiden Händen die Hand des Trabanten ergreifend, rief er faſt wehmüthig aus: „Was ſagt Ihr? Hat unſer Kriegsheer eine Niederlage erlitten? Lange habe ich den Unbeſtand des Waffenglücks gefürchtet.“

Gyllenpiſtol nahm eine noch gradere Haltung wie gewöhnlich an, über ſeine Züge verbreitete ſich ein gewiſſer Ausdruck des Mitleidens und er ſchien ſich Ge-

walt anzuthun, um nicht höhniſch lächeln zu müſſen. „Jetzt wie immer haben König Carl's tapfere Burſchen ihm und ſich einen glänzenden Sieg über die an Zahl weit überlegenen Feinde erkämpft, doch . . . (der Trabant holte tief Athem) der Sieg ward diesmal theuer erkauft.“ . . .

„Iſt dem König etwas zugeſtoßen?“ fiel raſch und ängſtlich Stenbock ein.

„Nein, Gott ſei Dank! ſo ſchlecht ſteht es nicht. Aber dennoch ſchlimm genug.“

„Menſch, ſage ohne Umſchweiſe, was für ein Unglück hat ſich ereignet?“

„Unſer Generaliſſimus, Se. Hoheit der Herzog von Holſtein, nächſt dem Könige der Tapferſte unter uns, eroberte im Sturm eine Batterie, aber fiel dabei von einer Kanonenkugel getroffen.“*)

„Allmächtiger Gott! Unſre arme Herzogin!“ rief der Hofmarſchall händeringend und mit zum Himmel gewandten Blicken aus.

„Haben Ew. Excellenz ſonſt etwas zu befehlen?“ fragte der Trabant.

„Werdet Ihr zum Kriegsheer zurückkehren?“

„Ja!“

„Wie lange haltet Ihr Euch hier in der Hauptſtadt auf?“

„Bis ich Antwort auf die überbrachten Briefe habe.“

„Gut. Unterrichtet meine Dienerſchaft von Eurer

---

*) Der Herzog fiel bei Cliſſow in Polen am 19. Juli 1702.

Wohnung, ich werde Euch ſodann zu ſeiner Zeit rufen laſſen. Lebt wohl, mein Freund!«

Der Reichsmarſchall machte eine vornehme Verbeugung mit dem Kopfe und der Trabant entfernte ſich.

Sobald Stenbok allein war, erbrach und las er Piper's Brief. Dieſer enthielt die Nachricht von dem Siege und dem Todesfall und die Bitte an den Reichsmarſchall, die Königliche Familie und den Rath in der üblichen Form davon in Kenntniß zu ſetzen.

Der Reichsmarſchall befahl ſogleich ſeinen Wagen. Während er ſich ankleidete, wurde Baron Teſſin gemeldet. In Innern Stenbock's kochte noch der Verdruß darüber, daß der König an den Hofmarſchall und nicht an den Reichsmarſchall geſchrieben, und daß Piper beide mit gleichem Vertrauen ausgezeichnet hatte. Deshalb nahm er jetzt die alte Steifheit wieder an, mit der er früher dem Oberintendanten begegnet war, die er aber abgelegt hatte, ſeitdem ſie ſich in Folge von Teſſin's Verheirathung verſöhnt hatten. Dieſer wurde daher nicht wie gewöhnlich ohne Ceremonie zu ſeinem hochvornehmen Vorgeſetzten eingelaſſen, ſondern behielt, während er lange im Vorzimmer warten mußte, hinlängliche Zeit, über die Urſache dieſes ſo befremdenden Empfangs nachzudenken. Als er endlich vorgelaſſen wurde, rief Stenbock in ſcharfem Ton ihm entgegen, indem er zugleich Teſſin's Trauerkleider mit ſeinen Blicken muſterte: »Vielleicht enthielten die Briefe, welche Sie aus dem Hauptquartiere erhielten, Herr Baron, irgend eine neue Beſtimmung wegen des Ceremoniels, ſo daß es nun Sache des Hofmarſchalls und nicht mehr des

Reichsmarschalls ist, das Ableben königlicher Personen dem Hofe zu melden?«

»In dem Hauptquartiere, wie in der Hauptstadt weiß man das Glück hoch zu schätzen, eine so zarte Angelegenheit wie die Mittheilung dieser traurigen Botschaft Ew. Excellenz erprobter Fähigkeit, zu beruhigen und zu trösten, anvertrauen zu können — versetzte mit Feinheit Tessin — nur um Ew. Excellenz Befehle entgegenzunehmen und sie mir zur Richtschnur dienen zu lassen, habe ich die Ehre, mich einzufinden.«

»Ich habe keine anderen Vorschriften zu geben, Vetter, als daß Sie in Allem Ihrem eigenen guten Ermessen folgen — erwiederte Stenbock besänftigt. — Enthielten Ihre Briefe sonst noch Neuigkeiten außer der traurigen Zeitung von dem Tode des Herzogs?«

»Dies unglückliche Ereigniß nimmt so alle Aufmerksamkeit und wenn mir der Ausdruck gestattet ist, alle unsre Sorge in Anspruch — sagte Tessin mit leichtem Achselzucken — daß es mir noch nicht möglich war, mit dem mir zugekommenen bestimmten Befehl völlig ins Reine zu kommen, die französische Schauspielergesellschaft noch weiter zu engagiren. Sr. Majestät großmüthiger Wille ist es, daß der Krieg und Dero Abwesenheit die Vergnügungen bei Hofe und in der Hauptstadt nicht beeinträchtigen soll. Möchten sich nur die Mittel finden, um den Lohn der Gesellschaft auf nicht zu fühlbare Weise regelmäßiger zu bestreiten, als es sich in diesen schweren Zeiten thun läßt!«

»Sehr richtig bemerkt, Vetter! — fiel Stenbock völlig im alten Tone herablassender Freundlichkeit und

Vertraulichkeit ein. — Und auf wie hoch belaufen ſich die Koſten für dieſe fremden Landſtreicher?«

»Sie betragen bis 17,800 Carolinen jährlich — erwiederte Teſſin. — Dazu kommt dreimonatlicher Unterhalt für jeden von monatlich 100 Carolinen, zur Rückreiſe nach Frankreich, falls Se. Majeſtät den Contract aufgehoben haben will. Außerdem werden jährlich an 800 Carolinen für die Garderobe bezahlt.«

»Fürwahr, eine recht hübſche Summe, welche für uns in dieſen traurigen Zeiten ſchwer genug aufzubringen iſt — rief Stenbock aus — und für die wir obenein mehr Zank und Verdruß als Vergnügen zum Entgelt haben.«

»Wenigſtens ich — ſeufzte Teſſin — und ich würde es als einen der größten unter den vielen Gnadenbeweiſen, für die ich Sr. Majeſtät unterthänigen Dank ſchulde, ſchätzen, wenn Se. Majeſtät andern Händen als den meinigen die Leitung einer Truppe aufzutragen geruhten, welche in jedem Augenblicke zu eben ſo viel Aerger wie Sorge Anlaß giebt.«

»Davon hat mein Vetter das reichlichſte Theil, wie wir Alle genugſam wiſſen — bemerkte Stenbock. — Aber auch wir im Rathe entbehren nicht unſeren Antheil an dieſen Widerwärtigkeiten. Denn wir müſſen in höchſter Inſtanz ſowohl die Streitigkeiten der Mitglieder unter ſich wie mit andern Leuten in der Stadt, und es ſind dies faſt Alle, mit denen ſie in Berührung kommen, ſchlichten. So lange übrigens die Hoftrauer dauert, ſind ſie uns völlig unnütz und nur zur Laſt.«

»Wenn ſie nur künftig zur Zerſtreuung Ihrer Königl.

Hoheit der verwittweten Herzogin beitragen, so will ich über einen so erstrebenswerthen Zweck gern alle Mühseligkeiten vergessen — bemerkte Tessin — bemüht, auf diese Weise das bischen Unzufriedenheit und tadelnde Stimmung zu beschönigen, das er bisher hatte durchblicken lassen. — Geruhen Ew. Excellenz zu entschuldigen, daß meine Bestürzung über den plötzlichen Heldentod des edlen Herzogs mich so verwirrt hat, daß ich mich bei den Angelegenheiten der französischen Truppe aufhielt, statt Ew. Excellenz Befehle wegen der Hoftrauer einzuholen. Meine ehrfurchtsvolle Anfrage betrifft sowohl das Personal, wie die Zimmer und die Wagen."

Augenblicklich nahm der Reichsmarschall die geziemende Amtsmiene an und ertheilte die verlangten Vorschriften. „Die Damen und Herrn von Hofe legen schwarze Kleider an — sagte er — die Hofdamen der Herzogin trauern in Weiß. Die Dienerschaft des Hofs und der Königl. Räthe, desgleichen die Dienerschaft bei dem besondern Dienstpersonal der Königlichen Personen trägt, so weit die Hofkasse ausreicht, Trauergeld zu geben, schwarze Livrée. Die Rathssäle werden schwarz beschlagen, eben so mein Zimmer, ferner werden die zwei Wagen Ihrer Majestät der verwittweten Königin, insbesondere auch die Wappen an den Wagenthüren schwarz überzogen Sobald der Todesfall der Herzogin bekannt geworden ist, wird das Gemach Ihrer Königl. Hoheit und der Audienzsaal in Carlberg bis auf den Fußboden, diesen mit inbegriffen, schwarz ausgeschlagen Die übrigen Zimmer bleiben, wie sie sind . . . Sie haben mich doch richtig verstanden, Vetter?"

„Vollkommen, Ew. Excellenz!“ — verſetzte Teſſin mit einer Verbeugung.

„Dann will ich Sie nicht länger aufhalten, Vetter — ſagte Stenbock, indem er gnädig aber vornehm das Haupt zum Abſchiede neigte. — Jetzt eile ich nach Carlberg, um der verwittweten Königin und ihren hohen Angehörigen das unglückliche Ereigniß zu melden.“

Teſſin entfernte ſich und ſobald Stenbock ſeinen Anzug vollendet hatte, ſtieg er in den Wagen und fuhr nach dem Luſtſchloſſe, wo ſich der Hof damals aufhielt.

Viertes Kapitel.

Carl's XII. Abneigung gegen die Ehe und seine fast in Schwäche ausartende Bruderliebe für die Herzogin von Holstein, welche von dieser mit einer an Abgötterei grenzenden Bewunderung erwiedert wurde, häufte die Schmeichelei und Verehrungen um die Wiege des einzigen Sohns der letzteren und verdoppelte sich noch, als bei dem Tode des Vaters die rechtmäßige Gewalt in Holstein dem zweijährigen Prinzen als Erbe zufiel. Arvid Bernhard Horn, eben so tapfer auf dem Schlachtfelde, wie klug im Cabinet, gab immer sorgfältig Acht auf die Zeichen der Zeit und während er durch seine Thaten in der Gunst des Königs stieg, erwarb er sich durch schnelle und häufige Mittheilungen vom Schauplatze des Kriegs auch die Gunst der Herzogin. Mit derselben Selbstbeherrschung, mit welcher er bei dem Uebergange über die Düna an der Spitze der Trabanten, obwohl durch eine Kanonenkugel am Bein verwundet, zu kämpfen fortfuhr und nicht eher sich verbinden ließ, als die Schlacht geschlagen und der Sieg errungen war, setzte er sich, nachdem er verbunden war, hin, um in einem umständlichen Briefe der Herzogin von Holstein

über die Schlacht zu berichten, wobei er, was ihn selbst betraf, nur im Vorbeigehen berührte, desto mehr aber über den Muth und die Thaten des Königs sich verbreitete.

Carl's XII. hohe Meinung von den Fähigkeiten Horn's, welche dessen Schwager Piper eifrig sich angelegen sein ließ, in das vortheilhafteste Licht zu stellen, wobei er nicht verfehlte, auf Horn's unbedingte Anhänglichkeit an den König und Unterwürfigkeit unter dessen Willen hinzudeuten, führte bald zu dem von beiden Schwägern erstrebten Ziele: der Ernennung Horn's zum Königlichen Rathe. Er wurde in dieser Eigenschaft nach Schweden zurückgesandt, wo Piper an ihm einen beständigen Wächter über die Gesinnungen der übrigen Mitglieder des Senats zu haben hoffte. Horn, der täglicher Zeuge davon gewesen war, mit welcher Verwegenheit Carl seine Person Gefahren aussetzte, und deßhalb sich nicht verhehlte, wie plötzlich die Quelle des Piperschen Einflusses versiegen konnte, war darauf bedacht, auch bei einer zukünftigen Macht einen Stein im Brette zu gewinnen. Als ein solcher erschien das Amt des Gouverneurs bei dem Schwestersohn des Königs, dem jungen Herzog von Holstein, welches Horn gewissermaaßen von dem Monarchen und der Herzogin gemeinschaftlich anvertraut wurde. Die Liebe zu seiner Schwester, welche Carl auch auf deren Sohn ausdehnte, die Achtung und Zuneigung, welche Hedwig allgemein in Schweden genoß, schien die Voraussetzung wahrscheinlich zu machen, daß in diesem Fürstenkinde ein künftiger König erwachse.

Zwar wagte man noch nicht dieſen Gedanken in Worte zu kleiden; aber das ganze Benehmen gegen Carl Friedrich von der Stunde ſeiner Geburt an, zeigte, daß man ihn zu etwas Wichtigerem beſtimmt glaubte, als nur zur Herrſchaft über ſein ererbtes Herzogthum. Selbſt die Vergnügungen und Luſtbarkeiten beeiferten ſich ſeine Farben anzunehmen, und Teſſin, der jene anordnete und leitete, verſäumte nie, die Freude des Augenblicks mit ſchmeichelhaften Anſpielungen auf die Zukunft zu verknüpfen.

Das Feſt, welches Teſſin an dem ſechſten Geburtstage Carl Friedrich's am 19. April 1706 veranſtaltete, verdient als etwas ganz Beſonderes in ſeiner Art erwähnt zu werden. Abwechslung war die Hauptſache bei allen derartigen Anordnungen Teſſin's. Eine Mahlzeit, eine Tanzbeluſtigung, ein Schauſpiel hielt er jedes allein nicht für ausreichend. Dieſe und andere Zerſtreuungen waren gemeinlich künſtleriſch verbunden. So ging denn auch dem Balle bei der gegenwärtigen Veranlaſſung eine theatraliſche Vorſtellung voraus, von einer Geſellſchaft aufgeführt, von welcher, dem Helden des Tags und ſeinem Alter zu Ehren, kein Mitglied älter als 15 Jahre war.

Das Feſt begann mit einem Vorſpiel, in welchem Apoll von dem Baron Carl Guſtav Ciewen, Clio von dem Freifräulein*) Bagge, Euterpe von der Grä-

*) In der gedruckten Beſchreibung des Feſtes ſind überall die Geburtstitel angegeben, obwohl ſämmtliche Damen nicht einmal völlig erwachſene junge Mädchen waren und nach dem ge-

ſin Jacobina Stenbock, Melpomene von der Gräſin Hedwig Lillie, Thalia von der Gräſin Hedwig Piper, Polyhymnia von der Gräſin Ulrice Piper, Erato von der Gräſin Chriſtine Charlotte Lewenhaupt, Terpſichore von der Gräſin Charlotte Lewenhaupt, Urania von dem Freifräulein Ulrice Poſſe und Calliope von dem Freifräulein Hedwig Eleonore Falkenberg, ferner die zwölf Tagesſtunden von den Gräſinnen Bonde und Caroline Lewenhaupt, dem Fräulein Louiſe Antoinette Fahlſtröm, den Gräſinnen Ebba Charlotte Douglas und Magdalena Sophia Lewenhaupt, dem Freifräulein Wrede, dem Fräulein Marie Charlotte Haſtfer, der Gräſin Eva Maria Lewenhaupt, den Freifräuleins Catharina Charlotte Ribbing und Martha Wörner, dem Fräulein Sophia Sparwenfeldt und dem Freifräulein Sophie Luiſe Taube dargeſtellt wurden.

Die Stunde der Nacht, in welcher der Prinz geboren worden war, wurde von dem Fräulein Antoinette Sparwenfeldt dargeſtellt.

Im weitern Verlauf des Vorſpiels traten die Gräſin Stina Stenbock, das Freifräulein Beata Ribbing und das Fräulein Louiſe Fahlſtröm als Nymphen der Erde, die Gräſinnen Charlotte Piper, Beata Douglas und Stina Louiſe Oxenſtierna, ſo wie das Freifräulein Liſa Guſtava Falkenberg

---

wöhnlichen Sprachgebrauch alleſammt nur Fräulein hätten genannt werden müſſen.

als Nymphen der Luft, endlich das Freifräulein Hedwig Ulrice Fleming und die Fräuleins Stina Sparwenfeldt, Hermelin und Klingenſtjerna als Nymphen des Waſſers auf.

Ein Opferprieſter wurde von Herrn Axel Julius Coyet, ſein Gefolge von den Baronen Nils und Carl Hammarhjelm dargeſtellt.

Baron Carl Guſtav Teſſin gab die Rolle von Jemand, der das Orakel um Rath fragen ſollte, Baron Meyendorff von Yrkull Throphonias Schatten und die Herrn Chantrau und Sevigny von der franzöſiſchen Schauſpielertruppe, zwei Flußgeiſter.

Das ganze Stück drehte ſich um glänzende Prophezeihungen von den großen Schickſalen, Tugenden und Thaten und dem großen Glücke des Herzogs. Clio ſagte z. B.:

„De tous les grands evenements,
Qui lui sont marqués par la gloire,
J'instruirai si bien tous les temps,
Qu'immortelle en sera l'histoire."

Und die erſte Stunde des Tags erwiederte der Stunde der Nacht:

„Il est juste, ma soeur, de vous mettre du nombre;
Vous devez mesme avoir sur nous le premier pas,
Apres avoir produit dans une nuit si sombre
Un prince si parfait et si brillant d'appas.

Unmittelbar nach dem Vorſpiel wurde »Le nouveau Marié« gegeben, in welchem die Rollen von den Baronen Carl Guſtav Teſſin, Carl Guſtav Ulfſparre und den Freifräuleins Ulrice Teſſin und Joſepha Pflug geſpielt wurden.

Nach dieſem Luſtſpiel ward ein Pas de deux von dem Freifräulein Hedwig Charlotte Teſſin und Herrn Wingarden getanzt. Dann wurde mitten auf der Bühne ein Vorhang aufgezogen und man erblickte den Meeresſtrand und eine große Schildkröte, die rings um das Theater kroch, während zwei Kraniche über den Zuſchauerraum flogen und ſich dann auf der Schildkröte niederließen und mit ihren Schnäbeln auf ſie loshackten. Nach mehreren Windungen öffnete ſich dieſe in der Mitte und aus der Schaale krochen vier kleine Harlequins (die Grafen Gyllenſtjerna und Carl Piper, die Herrn Johann Sparwenfelt und Lehuſen) heraus. Bei ihrem Anblick flohen die Kraniche davon und ließen in ihrem Schrecken eine Menge Eier fallen. Dieſe waren mit wohlriechendem Waſſer gefüllt und wurden von den Harlequins unter die Zuſchauer geworfen.

Hierauf kam das zweite Luſtſpiel »Le Semblable à Soi-même« an die Reihe, in dem die Barone Teſſin, Ulffparre, Sack und Liewen, der Graf Stenbock, die Gräfinnen Piper, Lewenhaupt und das Freifräulein Teſſin ſpielten.

Nachdem auch dies Stück zu Ende, wurde ein neues Zwiſchenſpiel aufgeführt: Arion (Herr Franck) auf dem Rücken eines Delphins begleitete auf ſeiner Zitter den Geſang einer Nymphe (Fräuleins Klingenſtjerna), worauf ein Boot mit ſechs Liebesgöttern erſchien, welche unter beſtändigem Geſang bald Silbernetze auswarfen, bald nach einem an einen Baum gehefteten Herzen ſchoſſen. In dem Netze wurde ein Delphin gefangen, welchen ſie öffneten. Er war mit Blumenſträußen mit

daran befeſtigten allegoriſchen Inſchriften gefüllt, welche die Amoretten der verwittweten Königin, den Prinzeſſinnen und dem Herzoge überreichten.

Hierauf folgte ein Luſtſpiel »Don Pasquino d'Avalos« von Carl Guſtav Teſſin, Ulfſparre und Magnus Stenbock, ſowie von Baron Bonde, den Gräfinnen Lillie und Charlotte Piper geſpielt.

Nachdem der Vorhang gefallen, wurde im Parterre eine große Tafel für die Königin und die Prinzeſſinnen gedeckt und ſobald dies geſchehen, ging der Vorhang aufs Neue auf und man erblickte auf der Bühne fünf Tiſche, zwei für die Nymphen, die Schauſpieler und die Liebesgötter, den dritten mitten auf dem Theater für den Herzog, welcher von den drei Grazien bedient werden ſollte. Der vierte Tiſch, hinter dem des Herzogs, war für die zwölf Stunden und die Schauſpielerinnen und der fünfte für Apoll und die neun Muſen beſtimmt. Hinter Apoll erſchien die Sonne und auf einigen Wolken ſechs kleine tanzende Liebesgötter, des Herzogs Alter darſtellend.

Als der Vorhang aufgezogen wurde, ſtanden Alle an ihren Plätzen und einige Tauben flogen im Saale umher, die Ankunft der Venus (der Gräfin Ulrice Stenbock) verkündend, welche Cupido zur Seite aus der Höhe auf leichten Wolken in einem Wagen, von zwei Tauben gezogen, herabſchwebte. Die drei Grazien (die Gräfin Anna Maria Lewenhaupt und die Freifräuleins Beata Ribbing und Elſa Baner) ſenkten ſich gleichfalls aus Wolken auf das Theater herab, im Geleit des Gottes der Ehe. Nachdem dieſe Alle Verſe zu Ehren des Königs, der Herzogin und des klei-

nen Prinzen geſungen hatten, ergriffen die Grazien die Hand des letzteren, und führten ihn an den Tiſch, vor welchem die Sängerin Mademoiſelle Aubert als Bachantin gekleidet ſaß, um Trinklieder zu ſingen. An andern Tiſchen ſtanden zu gleichen Zwecken im Coſtume Silens die Sänger Sevigny und Chantrau.

Nach beendigter Tafel begann der Ball, der die ganze Nacht über dauerte.

Alle waren von der prächtigen und mit ſo viel Abwechslung ausgeſtatteten Feſtlichkeit entzückt. Die Herzogin glaubte in dieſer ihrem Sohne dargebrachten frühzeitigen Huldigung die Hindeutung auf eine andere Krone, als die fürſtliche, welche Carl Friedrich bereits trug, für ihre Nachkommen ahnen zu dürfen. Nur Ulrice Eleonora ſchien mit der übertriebenen Auszeichnung, die man an ihren Neffen verſchwendete, nicht ganz zufrieden zu ſein. Sie ahnte nicht, daß das königliche Diadem, was ſie den Nachkommen Hedwig Sophia's mißgönnte, ſich dereinſt in die kaiſerliche Krone Rußlands verwandeln würde.

Fünftes Kapitel.

Ein Schlagfluß machte dem Leben des stolzen mächtigen und reichen Reichsmarschalls Grafen Stenbock ein Ende*), und Piper ließ sich einen so belohnenden und glänzenden Posten nicht aus den Händen gehn, wenngleich es natürlicherweise die Verwirrung und Schwierigkeiten steigern mußte, daß auch die höchsten Hofbeamten während des Feldzugs sich fern in fremden Ländern aufhielten. Ungeachtet von nun an Alles von Wichtigkeit und Interesse, was den Hof betraf, nach dem Hauptquartiere berichtet und dort entschieden wurde, so wäre doch jedenfalls diese neue Rolle für Piper unmöglich gewesen, hätte er nicht an Ort und Stelle bei Hofe ein andres Ich, einen völlig ergebenen Mann gehabt, der entschieden, erfahren und vorsichtig im Stande war auf eigene Hand so lange zu handeln, bis Befehle oder die Genehmigung aus dem herumstreifenden Hauptquartier eingeholt werden konnten. Zum Glück fand Piper einen solchen an Tessin, dessen Verantwort-

*) Graf Stenbock starb am 15. August 1703.

lichkeit, Geſchäfte und Sorgen durch einen ſo weit entfernten Vorgeſetzten erheblich vermehrt wurden, dem es aber eben ſo wenig an Geſchick, wie zu irgend einer Zeit an Eifer fehlte.

An der Spitze der Angelegenheiten des Hofes treffen wir ihn eines Vormittags in einem Gemach des Königshauſes, aus welchem Eingänge ſowohl in die Zimmer der verwittweten Königin wie der Herzogin Hedwig Sophia führen. Sein Ausſehn war betrübt, und ſeine Gedanken waren ſo völlig mit Gegenſtänden düſterer Art beſchäftigt, daß er, der ſonſt ſo belebte und gegen hochgeſtellte und bei dem gemeinſamen Herrſcher wohl angeſchriebene Perſonen ſo zuvorkommende Hofmann jetzt kaum zu merken ſchien, daß des regierenden Günſtlings eigener Schwager, der von dem Könige gern geſehene Gouverneur des Augapfels deſſelben, des vaterloſen Herzogs von Holſtein, der Königliche Rath Horn ſich im Zimmer befand. Dieſer hatte auf einem Eckſopha Platz genommen; vor ihm ſtand ein langer Mahagonitiſch, und auf dieſem war eine große Karte von Europa ausgebreitet, auf welcher Horn mit kleinen Nägeln, die am Kopfende mit verſchiedenfarbigem Lack verſehen waren, die Stellungen auspunktirte, welche die Heere der ſtreitenden Mächte einnahmen. Neben ihm ſaß der kleine Prinz, dem Horn die Kriegsbewegungen, ſoweit ſie in dem Faſſungsvermögen des fürſtlichen Knaben lagen, erklärte. Dann und wann ſchlichen ſich die finſteren Blicke des klugen Rathsherrn über die Punkte der Karte hinweg nach den übrigen Gegenſtänden im Zimmer, aber ſo ſchnell und unbemerkt, daß

Niemand wahrnahm, wie er für etwas Anderes als die ausgebreitete Karte Aufmerksamkeit hatte.

Teſſin ſtand bald gelehnt an das Fenſter, welches nach dem Platz vor dem Königshauſe und den Eingängen zu demſelben führte, unruhig nach ankommenden Perſonen ſpähend, bald rief er einen der Hofbedienten hinein, überhäufte ihn mit Fragen und fertigte ihn mit Ermahnungen ab, bald ging er wieder haſtig, und indem er dabei die Hände rang, im Zimmer auf und ab. Sein Geſicht klärte ſich auf, als der Archiater Hjärne, aber langſam und unfreundlicher als gewöhnlich, eintrat. Teſſin eilte ihm mit Vorwürfen entgegen, daß man ihn vergeblich zu Hauſe geſucht, und daß er mehr als billig habe auf ſich warten laſſen, da doch Ihre Majeſtät und die Herzogin ſeines Beiſtands bedürften.

„Es giebt Einen, der auch ihren Beiſtand vergeblich anruft — erwiederte Hjärne mit bittrem Nachdruck. — Es wird dem Schwager nicht unbekannt ſein, was in dieſer Woche hier vorgeht. Wenn keiner ſich die Mühe gab, das unſchuldige Opfer zu retten, ſo iſt es mir wenigſtens geglückt, der Wiſſenſchaft ein Geheimniß zu retten, das nicht mit Tonnen Gold bezahlt werden kann.“

„Paykull's Unglück beklage ich, — nahm Teſſin das Wort — aber eben ſo aufrichtig beklage ich Deine Verblendung, daß Du ſo undankbar Ihrer Majeſtät und Ihrer Königl. Hoheit Gefühlloſigkeit vorwerfen kannſt, denn eben der Schmerz darüber, daß ihre angelegenen Vorbitten nichts ausgerichtet haben, ſind

Urſache der Unpäßlichkeit, wegen deren nach Dir geſchickt worden iſt.«

»Wirklich? . . Das verändert die Sache . . . wenigſtens was ſie anbelangt. Ich eile meine unterthänigen Dienſte anzubieten. . . . Verdammte Starrköpfigkeit! . . . Unglückſelige Alleinherrſchaft!«

Hjärne ſprach dieſe Worte halblaut, während er ſich entfernte. Ihre Bedeutung entging jedoch dem Königl. Rath Horn nicht. Dieſer erhob ſich vom Sopha, nahm den kleinen Herzog an die Hand, und führte ihn in ein Nebenzimmer, wo er einem Hofjunker Befehl ertheilte, den Prinzen nach ſeinem Gemach zu begleiten. Als er ſodann wieder in das Zimmer zurückkehrte, wo Teſſin ſich aufhielt, ſagte er zu dieſem:

»Die heutige Hinrichtung geht unſerm guten Doktor ſehr zu Sinn. Das iſt nicht zu verwundern. Denn jeder hätte gewünſcht, daß wenigſtens Verſchonuug von der Todesſtrafe eintrete, zumal ſo viele fremde Mächte, und eben ſo auch Ihre Majeſtät und Ihre Königl. Hoheiten von Schweden ſich für den Verurtheilten verwendet haben; doch . . .«

Horn ſchwieg plötzlich und fixirte ſcharf Teſſin, als wollte er ihn dazu bewegen, ſeine Meinung auszuſprechen.

Teſſin fühlte ſogleich, wie es für ihn eben ſo mißlich ſei zu ſchweigen als zu antworten. Schwieg er, ſo hätte dies als Tadel gedeutet werden können, antwortete er, ſo gerieth er in Gefahr, eine Anſicht zu äußern, die dem mächtigen Rathsherrn nicht gefiel. Aus dieſer doppelten Schwierigkeit ſuchte ſich Teſſin

durch eine ausweichende Hindeutung auf die strengen Gesetze der ewigen Gerechtigkeit zu helfen, welche sich die Könige, als die von Gott bestimmten Richter auf Erden, zur Richtschnur für ihre Beschlüsse dienen lassen müßten. Von allen Verbrechen seien Landesverrätherei und Hochverrath die himmelschreiendsten und die gefährlichsten für den Staat.

„Was aber urtheilen Sie dann vom Hofgericht, welches den General von der Todesstrafe freigesprochen hat, — fuhr mit einer gewissen höhnischen Ueberlegenheit Horn fort — und zwar aus dem Grunde, weil er schon in seiner Kindheit Liefland verlassen hat, und weil sein Vater sogar schriftlich von dem hochseligen Könige seines Eides als Unterthan entbunden worden ist?“

„Ew. Excellenz dürften es entschuldigen, — versetzte verlegen Tessin — wenn ich, der ich nicht Jurist bin, ganz einfach und mit voller Zuversicht der Gerechtigkeit des Königs vertraue, überzeugt, daß nur gewichtige Ursachen Se. Majestät bestimmt haben, nicht Gnade für Recht ergehn zu lassen.“

„Sehr richtig — meinte Horn, seiner Seits bemüht, nicht geringere Ergebenheit gegen den Alleinherrscher zu zeigen, wie Tessin. — Es ist mir lieb und keineswegs unerwartet, daß die von Ihnen geäußerte Ansicht so völlig mit meiner eigenen übereinstimmt. Nicht eigentlich als Landesverräther, sondern weil er die Königl. Majestät persönlich beleidigt hat, verliert Paykull heute sein Haupt.“

„Hat er sich dessen schuldig gemacht, nachdem er

von unſern Truppen bei Warſchau gefangen genommen wurde?« — fragte eifrig Teſſin.

»Nein, das nicht, ſondern früher als er noch die Truppen König Auguſt's anführte, in dem verbrecheriſchen Beſtreben, ſich bei dieſem einzuſchmeicheln und aus nicht minder verbrecheriſchem Hochmuthe — verſetzte mit Kälte Horn. — Wozu aber dient es, dieſe Dinge einem Manne gegenüber zu wiederholen, der das Vertrauen ſeines Königs und deſſen erſten Miniſters hat?«

»Ew. Excellenz kann ich betheuern, daß dieſer Gegenſtand mir ganz und gar fremd iſt — wandte Teſſin ein. — Das Vertrauen, womit mich Se. Majeſtät zuweilen beehrt und das ich zu andern Zeiten ſo glücklich bin von Seiten Sr. Excellenz des Herrn Grafen Piper zu genießen, bezieht ſich nur auf meine Dienſtobliegenheiten als Hofmarſchall und Oberintendant und auf die Beaufſichtigung der franzöſiſchen Schauſpielertruppe. Weiter erſtrecken ſich die Mittheiluugen, die mir gemacht werden, nicht, auch bemühe ich mich nicht, nach dem zu forſchen, was mich nichts angeht.«

»Wirklich? . . . Nun wohl, in dieſem Falle kann ich Ihnen, Herr Baron, etwas berichten, was im Publikum nicht verbreitet werden darf. König Auguſt, der ſich um Dank und Zartgefühl wenig kümmert, übergab vor kurzer Zeit in Sr. Majeſtät Carl's eigene Hände einen Brief des General Paykull an König Auguſt, in dem Paykull die Unverſchämtheit und Kühnheit gehabt hatte, zu äußern, wie er hoffe, in vierzehn Tagen oder höchſtens drei Wochen den wilden und

raſenden Jüngling von Schweden entweder todt oder lebendig den Händen des ſächſiſchen Monarchen zu überliefern.“

„Abſcheulich! . . . unerhört!“ rief Teſſin, indem er die Hände zuſammenſchlug, aus.

„Das Verbrechen? oder meinen Sie die Beſtrafung? oder das verrathene Vertrauen?“ fragte mit ſtrengen, durchdringenden Blicken Horn.

„Was ich als treuer Unterthan denke, kann, wie ich mir ſchmeichle, weder Ew. Excellenz, noch irgend einem Andern zweifelhaft ſein,“ verſetzte Teſſin, alſo die verfängliche Frage zurückweiſend.

Hjärne's Zurückkunft von den königlichen Damen gab Teſſin einen erſehnten Vorwand, das Geſpräch zu ändern. Aber ſeine Freude war kurz. Denn kaum hatte der Archiater ganz trocken erklärt, daß keine Gefahr weder für die Königin noch für die Herzogin vorhanden ſei, ſo nahm er eben hiervon Veranlaſſung, darüber zu brummen, daß der König durch ſeine Unerweichlichkeit das Nervenſyſtem ſeiner Angehörigen ſo erſchüttert und das Unwohlſein derſelben herbeigeführt habe.

„Du thäteſt ohne Zweifel am beſten, Schwager, Dich in den Gränzen der Wiſſenſchaft zu halten, in der keiner mit Dir um den Vorrang wetteifern kann — unterbrach ihn Teſſin. — Was Se. Majeſtät in ſeiner hohen Weisheit und Gerechtigkeit beſchließt, liegt eben ſo ſehr außer wie über unſerer Beurtheilung.“

„Auch beuge ich mein ergrautes Haupt vor dem Heldenkönige, vor ſeinen großen Eigenſchaften und glänzenden Thaten — ſagte Hjärne mit Betonung. — Doch

Guſtav Waſa, Guſtav Adolph und die beiden letzten Könige Carl, unſeres jetzt regierenden Allergnädigſten Herrn Vater und Großvater waren, wie ich meine, auch große Monarchen und Helden, ließen ſich aber deſſenungeachtet von dem Reichsſenat etwas ſagen, der jetzt ganz einfach „ihre Rathsherrn“ heißt und ziemlich ausgeſungen haben dürfte.“

„Haſt Du denn ganz und gar allen Verſtand verloren — fiel ihm Teſſin ins Wort, während er Hjärne am Rockärmel zupfte, um ihn auf Horn's Anweſenheit aufmerkſam zu machen. — Ich würde Keinem auch unter vier Augen ein ſolches Geſpräch mit mir geſtatten und jetzt . . .“

Horn ließ Teſſin nicht Zeit, ſeine Worte zu vollenden. Würdig und mit Nachdruck ſprach er die Vermuthung aus, Niemand werde ihn durch den Verdacht beleidigen, daß er von dem Gebrauch machen werde, was ein redlicher Mann in aufgeregter Stimmung und von triftigen Urſachen bewegt entfallen ließe. „Der Herr Hofmarſchall Teſſin — ſo ſchloß Horn — hatte nicht vergeſſen, wie er in dieſer ſeiner Stellung denken, reden und handeln mußte. Zu ſeiner Zeit wird es ſich zeigen, daß auch ich weiß, was mein Amt fordert.“

Dabei faßte und drückte der Königl. Rath Horn mit Wärme Hjärne's Hand, verbeugte ſich leicht gegen Teſſin und entfernte ſich, nicht ohne eine gewiſſe Feierlichkeit in Bewegung und Haltung, den zurückbleibenden beiden Schwägern überlaſſend, das Räthſelhafte in ſeinen Worten ſich zu deuten

Die beiden Schwäger waren eben im Begriff, ihr

unterbrochenes Gespräch wieder aufzunehmen, als eine von Hedwig Sophia's Hofdamen, bleich und zitternd, mit dem Schnupftuche vor den weinenden Augen, in das Zimmer hineinstürzte.

Hjärne wie Tessin eilten hinzu und fragten hastig, ob die Herzogin kränker geworden sei.

„Nicht geworden ... aber so wahr mir Gott gnade ... sie wird es," schluchzte die Hofdame.

„Mit dem Arzte scherzt man weder, noch redet man mit ihm in einer Zeichensprache — bemerkte Hjärne scharf. — Also kurz und gut — was habt Ihr auf dem Herzen, Fräulein?"

„Ihre Königliche Hoheit hoffte noch bis zum letzten Augenblick, der unglückliche General Paykull werde, wie vor Jahren Boethius, auf dem Richtplatze begnadigt werden — erwiederte die Hofdame. — Auf ihren Befehl schickte ich daher einen Hofbedienten dahin, um rasch Nachricht von dem Verlaufe zu bringen ... Ach Gott, nur zu schnell habe ich sie erhalten! ... Der Abgesandte ist wiedergekommen .. keine Gnade .. Es ist vorbei ... Alle Leute waren von Paykull's unvergleichlicher Freimüthigkeit und Ruhe, als er zum Tode ging, tief ergriffen ... Ich Unglückliche, die ich das schreckliche Ereigniß meiner verehrten Beherrscherin melden soll!!! ..."

„Ihr werdet und sollt es nicht melden — fiel Hjärne ein. — So erschüttert, wie Ihr in diesem Augenblicke selbst seid, dürft Ihr Euch Ihrer Königl. Hoheit nicht einmal zeigen. Erholt Euch, während ich zur

Herzogin zurückkehre. Ich und kein anderer werde ſie vorbereiten und von dem Ausgange unterrichten.“

Hjärne hatte dies kaum geäußert, als Teſſin entzückt ausrief: „Jetzt erkenne ich meinen Schwager wieder und verzeihe Dir alles Andre für Deinen edlen Eifer.“

„Schnickſchnack! Narrenspoſſen!“ murmelte Hjärne zwiſchen den Zähnen, während er ſich der Thür zu den Zimmern der Herzogin von Holſtein näherte.

Sechstes Kapitel.

Erster Auftritt.

(Carls XII. Hauptquartier in Alt-Ranstatt.)

Ein Zimmer mit Goldlebertapeten; Sopha und Stühle mit schwarzem Fell überzogen; in der Mitte des Zimmers ein aufgeklappter Tisch, auf dem eine Karte von Polen ausgebreitet ist. Weiter hin im Zimmer ein Feldbett, über demselben an der Wand hängen scharfgeladene Pistolen.

Carl, mit kurzgeschornem und hinaufgestrichenem Haar ist in einem Rock von feinem blauen Ober- und Unterzeug, mit schmalen Aufschlägen und aufgehefteten Schößen gekleidet; die chamoisgelbe Weste ist eben so wie der Rock mit vergoldeten Messingknöpfen besetzt; von derselben Farbe wie die Weste sind seine Hosen. Um den Hals hat er ein dicht anschließendes Tuch von schwarzem krausem Zeuge. Die Hände bedecken hirschlederne Handschuhe mit so großen Stulpen von Elendfell, daß sie bis zum Ellenbogen hinanreichen; um den

Leib hat er einen Gürtel von Hirſchleder ohne die geringſten Zierrathen, und an der Seite ein ungeheures Schwert mit meſſingnem Griff; an den ſteifen Stulpſtiefeln ſitzen große Sporen von Eiſen.

Der König ſtehend und mit der linken Hand auf den Griff ſeines Schwerts ſich ſtützend — ſeine gewöhnliche Stellung, wenn er bei guter Laune war — iſt im Geſpräch mit ſeinem Rath, Grafen Piper.

Carl (freundlich): „Geſtern alſo lebte der Herr Graf in Saus und Braus.“

Piper: „Mit Ew. Majeſtät gnädiger Erlaubniß, und da die Geſchäfte meine Anweſenheit nicht zu erheiſchen ſchienen, nahm ich eine Einladung zum Mittagsmahl bei dem General Fleming in Leipzig an, und den Abend brachte ich bei dem Oberſten Creutz zu, der heut Nacht zu einem Streifzuge aufgebrochen iſt.“

Carl: „König Auguſt iſt nicht nach Leipzig gekommen?“

Piper: „Nein. Doch fehlt es ihm dort nicht an einem Bevollmächtigten.“

Carl: „Wen meinen Sie?“

Piper: „Die Gräfin Königsmark und dieſe ſetzte mich geſtern etwas in Verlegenheit.“

Carl: „Wie ſo?“

Piper: „Ich konnte es nicht vermeiden in ein Geſpräch mit ihr zu gerathen, in dem ſie dann unverholen ihren Wunſch zu erkennen gab, zu der in Kurzem bevorſtehenden Hochzeit meiner Schwägerin gebeten zu werden. Wie ſchlecht mir auch dieſe unerwartete Artigkeit behagte, ſo that ich doch, als ob ich mich dadurch

geſchmeichelt fühlte, und dankte ihr ſowohl im eignen, wie im Namen des Bräutigams; doch gab ich vor, noch nicht zu wiſſen, ob Meyerfeldt, der ſich vorbehalten habe, die Hochzeit auf ſeine Koſten auszurichten, ſich auf die Verwandten und Familie beſchränken oder eine größere Geſellſchaft zu laden beabſichtige.«

Carl: »Weshalb gaben Sie ihr nicht ſogleich eine bejahende Antwort?«

Piper: »Ich durfte dies nicht ohne Ew. Majeſtät Erlaubniß, denn ich gedenke mir die Gnade auszubitten, daß Ew. Majeſtät geruhen möchten, mit Ihrer hohen Gegenwart mein Haus und die Brautleute zu ehren.«

Carl: »Meinethalben könnt Ihr ſie einladen, ich werde in jedem Fall kommen.«

Piper: »Ew. Majeſtät danke ich unterthänigſt. Indeß noch eine Verlegenheit bleibt übrig: welchen Platz ſoll ich ihr unter den ſchwediſchen Damen geben. Meine Frau, als Wirthin, tritt ihr gern den Ehrenplatz ab. Aber da kommen auch die Gräfin Rehnſkjöld, die Generalin Marderfeldt, die Obriſtin Hamilton, die Frauen des Hofmarſchall Düben und des Envoyé Frieſendorff . . .«

Carl (fällt ihm in die Rede und zieht mit einem Anflug von Röthe die Lippen unter der Naſe zuſammen): »Sie kann vor dieſen keinen Vorzug verlangen, denn ſie iſt eine H—e und hat keinen Rang.«

Piper: »Sie ſtammt aber doch von unſern alten glänzenden Geſchlechtern Königsmark und de la Gar-

die, und gerieth ſie auf Abwege, ſo iſt dies mit einem gekrönten Haupte geſchehen.«

Carl: »Ein gekröntes Haupt und ein gemeiner Kerl ſtehen in dieſem Punkte gleich. Sie iſt und bleibt eine H—e und hat keinen Rang.«

Piper: »Jedoch kann ſie ſich ſchwerlich auf der Hochzeit einfinden, wenn ihr nicht irgend ein Rang zugeſprochen wird.«

Carl: »So kann ſie davon bleiben.«

Piper: »Ew. Majeſtät erhabene Strenge in Ihren Grundſätzen überſteigt in gleichem Maaße wie Ihre übrigen preiswürdigen Eigenſchaften die Kräfte anderer ſchwacher Menſchen. Geſtatten Sie mir in Unterthänigkeit Zweifel hinſichtlich der Möglichkeit zu äußern, dieſe Grundſätze bei der Leibſchwadron in Anwendung zu bringen, die Ew. Majeſtät beſchloſſen haben lediglich aus unverheiratheten Leuten zu errichten. Leider muß ich hieraus auf Ew. Majeſtät Vorſatz ſchließen, ſelbſt unvermählt zu bleiben.«

Carl: »Dies iſt noch nicht mein Vorſatz und der Herr Graf hat keinen hinlänglichen Grund zu ſolchen Gedanken. Ich will die Ehe nicht verbieten; aber wenn ich ein Corps von unverheiratheten Leuten haben will, ſo iſt das nicht die ganze Welt. Will ſich Einer von ihnen endlich verheirathen, ſo kann er zu einem anderen Regiment verſetzt werden und ich nehme einen Anderen in ſeine Stelle. Und was mich ſelbſt betrifft, ſo denke ich mich auch zu vermählen, ſobald uns Gott den Frieden ſchenkt. Dann will ich mir ein Weib wählen, nicht nach politiſchen Rückſichten, ſondern eins, das mir von

Herzen gefällt und von dem ich glaube, daß es mich lieben kann, damit ich nicht eine zu halten brauche, die ſie auf franzöſiſch maitresse und auf gut ſchwediſch H—e nennen. Doch zu etwas Anderem jetzt: War Creutz damit zufrieden, daß er auf einen Streifzug ausziehen ſollte?«

Piper: »Er wie ſeine Leute brennen vor Kampfluſt . . . doch«

Carl (ſchnell): »Doch, ſagen Sie?«

Piper: »Ich ſah bei dem Oberſten Creutz den jungen Grafen Oxenſtjerna, und in Wahrheit, er that mir leid.«

Carl: »Was fehlt ihm? Er iſt ja bei Creutz und ſchon vor einem Monat Corporal bei dem Leibregiment geworden.«

Piper: »Ew. Majeſtät hätten ihn wohl ſogleich zum Cornet machen können.«

Carl: »Freilich hätte ich das gekonnt, aber ich hatte, wie Ihr wiſſen mögt, meine Gründe es ſo und nicht anders zu machen. Für's erſte, wenn ein ſo junger Edelmann ſogleich Oberoffizier wird, ſo iſt er unhöflich gegen den gemeinen Mann; muß er aber ſelbſt eine Weile als Gemeiner dienen, Wache thun und Poſten ſtehen, ſo lernt er, was der gemeine Mann aushält und wird dadurch höflicher. Und für das zweite will ich Niemandem zu irgend einer Zeit Unrecht thun. Wenn ein ſo junger Edelmann vorgezogen wird, ſo muß das einen Anderen, der länger gedient hat und an der Reihe zur Beförderung iſt, verdrießen.«

Piper: »Durch Oxenſtjerna kann ſich Nie-

mand verletzt fühlen; denn abgesehen davon, daß er einem unsrer ältesten und glänzendsten Geschlechter angehört, hat er auch das Glück, Ew. Majestät Blutsverwandter und Vetter zu sein.“

Carl: „Alter und junger Adel thun nichts, wo es sich um die Bravheit eines Manns handelt. Wir haben manche Regimentsoffiziere in unserm Heere, die keine Edelleute und dennoch brave Leute sind. Wenn ein gemeiner Reuter brav ist, kann es gleichgültig sein, ob er von Adel oder nicht ist. Auf Creutz's Streifzug findet sich wohl für ihn Gelegenheit sich zu zeigen. Hat Creutz Ursache Oxenstierna zur Beförderung vorzuschlagen, so werde ich dem nicht entgegen sein.“

Zweiter Auftritt.

(Die schwedische Feldcanzlei.)

Ein großer Saal. Auf dem Fußboden mit Sand bestreute Gänge. An den Wänden bis zur Decke hinanreichende Repositorien, mit Urkunden vollgepfropft. Zwei Schreibtische an zwei Fenstern, an dem einen arbeitet Graf Piper, an dem andern der Staatssecretair Hermelin. In zwei Zimmern davor, deren Thüren verschlossen, sind Secretaire mit dem Abschreiben und Ausfertigen von Urkunden beschäftigt.

Der König tritt ein. Er grüßt freundlich Piper und Hermelin, welche aufstehen, sich tief verneigen und an ihren Schreibtischen stehen bleiben.

Carl: „Nichts Neues hier?“

Piper: „Ja, Ew. Majeſtät! Viel Neues und viel Gutes. Graf Wratislaw iſt mit anſehnlichen Vergleichsanerbietungen des Kaiſers hierher gekommen.“

Carl: „Wirklich. Nun laſſet hören, wie ſie lauten.“

Auf einen Wink von Piper lieſt Hermelin Kaiſer Leopold's Brief laut vor.

Carl: „Was meinen Sie, Piper?“

Piper: „Die Anerbietungen ſind von ſolcher Bedeutung, daß man ſie nicht beſſer hätte verlangen können, wenn auch Ew. Majeſtät mit Ihrem geſammten Heere in den Landen des Kaiſers ſtänden.“

Hermelin: „Ja, das iſt in der That der Fall.“

Lange Pauſe. Der König verſinkt in tiefes Nachdenken, und ſpaziert einen Sandgang auf und ab, der auf den Fußboden des Saales von der einen Ecke zur andern geſtreut iſt.

Nachdem Piper und Hermelin, an ihren Tiſchen ſtehend, eine halbe Stunde vergebens darauf gewartet haben, daß der König das Wort nehmen werde, bricht Piper das Schweigen mit den Worten:

„Iſt es Ew. Majeſtät allergnädigſter Befehl, daß ich eine Antwort auf des Kaiſers Brief aufſetzen ſoll, des Inhalts, daß Ew. Majeſtät mit den Vorſchlägen zufrieden ſeien und die alte Freundſchaft unverbrüchlich halten wollten?“

Carl: „Ich will zuvörderſt ſelbſt den Brief des Kaiſers durchleſen.“

Hermelin überreicht ihn dem Könige. Dieſer

ſetzt ſich an Piper's Tiſch und ſtudirt das Schreiben mit großer Aufmerkſamkeit.

Carl (halblaut leſend): „Der Kaiſer erbietet ſich 1) von dem Streit über Bremen, der ſo lange gedauert und ſchon im Jahre 1700 hätte entſchieden ſein ſollen, abzuſtehen und Bremen ohne weiteren Einſpruch dem König von Schweden zu überlaſſen. (Nimmt eine Feder, taucht ſie in das Tintenfaß ein und durchkreuzt dieſen Punkt.) In dieſer Sache kommen wir auch ohne dieſen Verzicht zurecht. (Fährt fort zu leſen.) 2) die Schuldforderung, welche Oeſterreich noch aus Guſtav Adolphs Zeiten an Schweden hatte, als getilgt und erloſchen anzuſehen. (Durchkreuzt dieſen Punkt ebenfalls.) Es war eine Schuld von vor meiner Zeit und kann der Zeit nach mir überlaſſen bleiben. . . . (Setzt das Leſen fort.) 3) will der Kaiſer das ſogenannte Land Hadeln, welches an Bremen und Verden grenzt, an Schweden abtreten. (Wird durchkreuzt.) . . . . Gott ſei Dank, auch ohne dieſen Fleck beſitze ich Land genug. (Lieſt weiter.) 4) wenn der König von Schweden eine mäßige Geldſumme verlangte, ſo wäre der Kaiſer bereit, ſie ſogleich zu erlegen. (Neues Durchkreuzen) . . . memini me esse Alexandrum, non mercatorem*) . . . (Erhebt ſich raſch vom Tiſch.) Nun was meint Ihr?“

Kurze Pauſe, während Piper und Hermelin beſtürzt und verlegen über das, was ſie geſehen und gehört haben, Blicke wechſeln und ſich zu ſammeln ſuchen.

Piper (nachdem er an Carl herangetreten, mit

*) Ich weiß, daß ich Alexander, nicht ein Kaufmann bin.

tiefer Verneigung, aber freimüthig:) „Gnädigſter König! Ich beklage Schweden und die, welche Ew. Majeſtät folgen; denn ich ſehe, Ew. Majeſtät wollen ſich noch mehr Feinde auf den Hals ziehen. Alle Vergleichsvorſchläge des Kaiſers ablehnen, den Brief des Kaiſers durchkreuzen, iſt ſchon ſo gut, als ihm den Krieg erklären.“

Carl: „Ich ſaß, und machte die Kreuze in Gedanken. Das iſt nun einmal geſchehen. Sagt, was wir weiter thun ſollen?“

Neue und lange Pauſe. Nach viertelſtündigem Schweigen bleibt der König in der Mitte des Saals, in ſeiner gewöhnlichen majeſtätiſchen Stellung, den Schwerdtgriff unter dem Arme und das Ende der Scheide am Fuße, ſtehen, indem er zu Piper ſagt:

„Setzt eine freundliche Antwort an den Kaiſer auf, in folgendem Sinne: Wir hätten ſein Schreiben erhalten und erkennten mit voller Genugthuung die Vorſchläge an, welche der Kaiſer zur Wiederherſtellung des alten Vertrauens zu machen beliebt habe. Wir wären auch für Unſer Theil geneigt, darauf einzugehn, hätten indeß für jetzt Unſere Gründe, dem Kaiſer mit den vorgeſchlagenen Bedingungen nicht beſchwerlich fallen zu wollen, begehrten vielmehr einzig und allein, daß die lutheriſch-evangeliſchen Kirchen in Schleſien, welche nach und nach eingezogen und von den päpſtlichen Prieſtern in Beſchlag genommen ſeien, zurückgegeben und die Religionsverhältniſſe genau nach den Beſtimmungen des Weſtphäliſchen Friedensſchluſſes geordnet würden.“

Der Königl. Rath Piper und der Staatssecretair Hermelin wechseln beredte Blicke.

Dritter Auftritt.

(Carl's XII. Lager.)

Der König, umgeben von einem zahlreichen Stab zu Pferde, macht eine Runde durch die in die Winterquartiere verlegten Regimenter. Bei dem Trosse wird er eine Person gewahr, die nur in eine weiße Jacke gekleidet und in einen Rüstwagen eingebettet ist, dessen Verdeck halb offen steht, um theils gegen die Sonne zu schützen, theils frische Luft schöpfen zu lassen.

Der König (indem er hält und sich zu dem neben ihm reitenden Obersten Appelgrén wendet:) „Wer liegt dort im Wagen?“

Appelgrén: „Der unglückliche Fähndrich Piper von der Garde, der sich die Füße erfroren hat.“

Der König (an den Wagen heranreitend, indem er sich an einen daneben stehenden Soldaten wendet:) „Schläft er?“

Der Soldat: „Ich weiß nicht, doch war er eben wach.“

Fähndrich Piper dreht sich um im Wagen.

Der König: „Wie steht's mit Euch?“

Der Fähnrich: „Noch recht schlecht, Ew. Majestät! ich kann noch mit keinem Fuß auftreten.“

Der König: „Ist etwas von den Füßen fort?“

Der Fähnrich: „Hacken und Zehen ſind fort.“

Der König: „Läpperei, Läpperei! (Setzt ſeinen Fuß auf den Sattelknopf und zeigt mit der Hand auf die Hälfte ſeines Fußblatts:) Ich habe welche geſehn, die ſo weit den Fuß verloren, nachdem ſie ſich aber den Stiefel ausgeſtopft hatten, eben ſo gut wie vorher gehn konnten. . . . (Zum Oberſt Appelgrén gewendet) Was ſagt der Feldſcheer zu ihm?“

Appelgrén: „Nach ſeiner Meinung wird er die Füße wieder etwas brauchen können.“

„Der König: „So wird er auch wohl ſpringen können?“

Appelgrén: „Er mag Gott danken, wenn er gut gehen kann, aber an ſpringen wird er ſchwerlich denken dürfen.“

Der König (indem er mit ſeinem Gefolge weiter reitet:) „Schade um ihn, er iſt ſo jung.“

Im Lager der Reiterei hört man laute und gräßliche Flüche.

Der König hält überraſcht an, winkt einem Reiter und fragt: „Was iſt dort los?“

Der Reiter: „Ein Corporal iſt betrunken.“

Der König (unwillig): „Ruf den Profoß, er ſoll den gottloſen Geſellen verhaften.“

Es geſchieht. Der Corporal leiſtet Widerſtand, wird aber von dem Profoß übermannt, der ihm Handſchellen anlegt.

Der Corporal (ſchreiend:) „Ich lag in den Schlingen des Teufels und konnte mir ſelbſt nicht helfen.“

Wird fortgeführt.

Der König: „Das iſt Gotteslästerung und muß mit dem Leben gestraft werden.“

Bestürzt und niedergeschlagen blickt des Königs Umgebung bald diesen, bald sich gegenseitig an.

Sobald der König in seinem Hauptquartier vom Pferde gestiegen, schickt er zum Oberhofprediger Malmberg.

Der König (nachdem er den Vorgang mit dem Corporal umständlich erzählt hat:) „Ihr kennt jetzt das Nähere des Verbrechens, Doctor Petrus, ich wünsche Euer Gutachten darüber, ehe ich das Urtheil fälle.“

Malmberg: „Großmächtigster Herr und König! Gewiß hat jener Mann sich schwer versündigt; aber dennoch ist sein Verbrechen keineswegs als Gotteslästerung zu betrachten, sondern besteht nur in dem strafbaren Mißbrauch eines geistlichen Liedes. Dazu hat er es in einem Zustande der Ueberladung und da er von Sinnen war, verübt.“

Der König: „Dennoch ist und bleibt es in einem gewissen Grade Gotteslästerung, denn dasselbe, was das Lied sagt, sagt uns Gottes Wort, nehmlich: daß wir gefangen in den Schlingen des Bösen uns selber nicht helfen können. Deßhalb mußte Gottes Sohn Mensch und unser Erlöser werden; derjenige, welcher Scherz mit jenem Liede treibt, treibt auch Spott mit Gottes Wort und mit unsrer Erlösung. Daß der Mann betrunken, mildert sein Verbrechen nicht. Ein trunkner Mann spricht aus Herzensgrunde. Hätte er niemals nüchtern solche Gedanken gehabt, sie wären ihm auch in seiner Völlerei

nicht entfallen, und nur mit dem Tode kann er ein so gräßliches Verbrechen sühnen.“

Lebhafte und anhaltende Bemühungen von Seiten des Königl. Raths Piper, des Staatssecretairs Hermelin und der übrigen Anwesenden, das Leben des Corporals zu retten. Lange bleibt der König unerweichlich. Endlich aber giebt er seine Zustimmung, daß der Corporal, statt am Leben gestraft zu werden, zwischen 300 Mann 9 Mal Spießruthen laufe, öffentlich Kirchenbuße thue und zum gemeinen Soldaten degradirt werde.“

Vierter Auftritt.

(August II. Residenz in Dresden.)

Der Japanische Palast mit seinem anmuthigen Garten, beides erst kürzlich von dem König August (dem zweiten von Polen) angelegt, dessen stark vergoldete Statue, welche den König zu Pferde im gestreckten Galopp nach Polen reitend, wohin seine Augen gewendet sind, darstellt, auf dem Neustädter Markte wahrgenommen wird. Auch die stattliche Brücke über die Elbe, welche mit ihren Wellen die äußere Seite des Gartens bespült, ist sichtbar. Die sächsische Reiterei in rother und gelber Uniform, mit weißen Lederhosen auf pechschwarzen Pferden, hält vor dem Schlosse Wacht. Im Innern wird die Wache von 50 Mann Schweizern in gelber Uniform mit blauen Schnüren und mit keinen andern Waffen als einer Handpike und einem Säbel an

der Seite, verſehen. Im Schlafgemache, deſſen koſtbare Tapeten aus künſtleriſch in einander verſchlungenen buntfarbigen oſtindiſchen Vogelfedern beſtehen und wo ein großer Divan, mit eben ſolchem Ueberzuge, den Hintergrund einnimmt, ſteht König Auguſt an ein Fenſter gelehnt und ſpricht unter vier Augen mit einem Abgeſandten des ſchwediſchen Monarchen (Cederhjelm). Ein Halstuch mit langen Brabanter Spitzen und eine Weſte von Silberzeug ſchimmern aus dem Morgenrocke von roſenrother Seide hervor, in dem Auguſt eingehüllt iſt.

Cederhjelm: „Es iſt mir das glückliche Loos zu Theil geworden, Ew. Majeſtät die angenehme Nachricht zu überbringen, daß der König, mein Herr, gewillt und bereit iſt, mit ſeinem Heere Sachſen zu verlaſſen.“

Auguſt: „Ich ſehe dies natürlich mit Vergnügen; gern hätte ich gewünſcht, die perſönliche Bekanntſchaft des Königs, Ihres Herrn und meines Vetters, in andrer Weiſe und unter anderen Verhältniſſen, als geſchehen, zu machen .... Iſt dies Alles, was Se. Majeſtät mir ſagen zu laſſen hat?“

Cederhjelm (ſichtbar verlegen): „Noch eine Sache habe ich vorzutragen, jedoch mit dem ausdrücklichen Befehle meines Königs nur mit vorheriger Erlaubniß Ew. Majeſtät.“

Auguſt (verwundert und ungeduldig): „Machen Sie keine Umſchweife! .... Was iſts? ... Sie können doch nimmer etwas Höheres begehren, als die Königskrone, die Sie bereits mir abgefordert und erhalten haben?“

Cederhjelm: „Nein, Ew. Majestät! ich habe keine Forderung zu stellen, es betrifft nur eine Sache freundschaftlichen Vertrauens zwischen Ew. Majestät und meinem Könige.“

August (Cederhjelm die Hand reichend): „Parole!“

Cederhjelm: „Mein gnädiger König hegt das Vertrauen zu Ew. Majestät, daß der Churprinz von Sachsen bei dem evangelischen Bekenntnisse belassen bleibe.“

August (lachend): „Wie kommt Se. Majestät auf den Gedanken, sich um meinen Sohn zu bekümmern.“

Cederhjelm: „Ich vermuthe . . .“

August: „Nun, und was vermuthen Sie?“

Cederhjelm: „Es geschieht dies auf meine eigene Meinung und ich muß daher aufs neue um gnädige Erlaubniß bitten.“

August: „Sehr gern ertheilt. Parole! Reden Sie frei heraus.“

Cederhjelm: „Ew. Majestät haben selbst beliebt, Ihr Glaubensbekenntniß zu wechseln, dies wird dem Könige, meinem Herrn, Veranlassung zu dem Gedanken gegeben haben, daß man in der Zukunft auch den Churprinzen dazu bestimmen werde.“

August (sich Cederhjelm nähernd und ihm auf die Schulter klopfend): „Mein lieber Cederhjelm, was ich um der elenden Polnischen Krone willen gethan, trifft meinen Sohn nicht. Es sollte mir lieb sein, wenn ich Sultan in Constantinopel werden könnte, ich würde dann sogleich auch Mohammedaner werden.“

Außer Faſſung gebracht von dieſer unerwarteten und offenen Antwort verneigt ſich Cederhjelm ſchweigend und entfernt ſich. August wirft ſich nachläſſig auf ein Sopha, ſtreckt ſich aus, gähnt dazwiſchen und kaut an ſeinen Nägeln.

Fünfter Auftritt.

Ein Kammerherr in reich mit Gold geſtickter Kleidung kommt eilig hinein und verneigt ſich tief: „Ihre Excellenz die Frau Gräfin Königsmark!“

August (mit ſpöttiſcher Betonung, während er ſich in ſitzende Stellung bringt): „Die Frau Gräfin iſt willkommen . . . Keiner möge bei meiner Ungnade ſich dieſem Zimmer nahen, ehe ich klingle. Ihr ſeid mir verantwortlich, daß mein Wille befolgt wird.“

Der Kammerherr (ſeinen Körper in einen Halbzirkel nach dem Fußboden krümmend): „Wie Ew. Majeſtät befehlen.“

Kaum hat der Kammerherr das Zimmer verlaſſen, ſo werden beide Flügelthüren aufgeriſſen, und Aurora Königsmark tritt ein. Sie iſt in ſchwarzem Sammet gekleidet, der ſich dicht an den ſchlanken Leib anſchließt und die blendende Weiße ihrer Haut erhöht. Um die Hüften blitzt ein Gürtel von Juwelen und um den ſchönen Hals ſchlingt ſich mehrere Mal eine Schnur von großen echten Perlen. Die offene hohe Stirne beſchattet reiches, wie Seide weiches, rabenſchwarzes Haar,

das mit besonderer Anmuth geordnet und im Nacken mit einem künstlich gearbeiteten Elfenbeinkamme befestigt ist. Die feinen schwarzen Linien der Augenbrauen ziehen sich über ein Paar große, dunkle, feurige Augen, aus welchem Strahlen von wunderbarem unwiderstehlichem Glanze hervorleuchten. Die antik geformte Nase senkt sich gegen einen ungewöhnlich kleinen Mund, dessen purpurfarbene Lippen zwei Reihen von Zähnen umschließen, die an Ebenmäßigkeit und Weiße den orientalischen Perlen um Aurora's Hals nichts nachgeben.

Mit majestätischer, aber ungezwungener Haltung und leichten, lustigen Schritten, die unter einem weißseidenen Strumpfe mit rothen Zwickeln den niedlichsten Fuß verrathen, nähert sie sich dem Sopha, wo der Churfürst Erkönig sitzt. Dieser erhebt sich, verschlingt mit Blicken glühender Begierde die Anmuth seiner Geliebten vom Scheitel bis zu den Fußspitzen, geht ihr einige Schritte entgegen, umarmt sie und drückt einen feurigen Kuß auf ihre Stirn. Dann reicht er ihr die Hand und führt sie zum Sopha, wo sie Beide neben einander Platz nehmen.

August: »Bei allen Heiligen, Dich selbst natürlich mit einbegriffen, Aurora! ein zweites Mal lasse ich Dich nicht fort. Lieber mag es bei dem Verlust der Polnischen Krone, die der schwedische Bär mir geraubt hat, bleiben, als daß ich, um sie wiederzugewinnen, die Gefahr wage, daß seine Klauen auch Dich festhalten ... Nun, wie aber ist Deine Sendung sonst abgelaufen?«

Aurora (schalkhaft und indem sie thut, als ob sie mit ihrem Fächer dem Könige einen Schlag in das Ge-

sicht geben wollte): »Eher gebührte es mir, zu fragen, wie Ew. Majestät mich mit Aufträgen zu solch einem Wilden schicken konnten? Um eben so aufrichtig als kurz zu sein, es ist mir mit meinen Unterhandlungen völlig so geglückt, wie Ew. Majestät mit Ihren Schlachten.«

August (versetzt): »Nicht diesen Ton, Auroral In Sachsen fahre ich fort, Herr über Leben und Tod zu sein. Schweden hat noch mehr Bauer in Bereitschaft für die Vögel, die ich fortjage. Paykull und Patkull . . «

Aurora (ihn unterbrechend): »Pfui, daß Ew. Majestät selbst mit etwas scherzen können, was Ihre Anhänger lieber als alles Andre in Vergessenheit bringen möchten. Ein Glück ists, daß die Grausamkeit des schwedischen Bären den allgemeinen Abscheu auf sich gelenkt hat.«

August: »So urtheilen nervenschwache Weiber. Was für Grausamkeit liegt denn darin, ein paar Personen ins Gefängniß zu setzen, von denen der Eine so unehrbietig von meinem Vetter Carl geschrieben, wie Paykull in seinem Briefe an mich, und der Andre mit Rath und That in meinem und im Dienste des Czars ihm so viel Böses zugefügt hat, wie Patkull?«

Aurora: »Ew. Majestät scheinen nicht zu wissen, daß Ihr Vetter Carl bereits Paykull hat enthaupten lassen?«

August (gleichgültig): »Wirklich? . . . (mit höhnischem Lachen): Dann möchte ich in Wahrheit auch nicht die kleinste Scheidemünze für den Kopf des Sünders Patkull geben! Aber das sind Dinge, die mich weder was

angehn, noch intereſſiren . . . Zu etwas Anderm jetzt! Beſchreibe mir Deinen Empfang im ſchwediſchen Hauptquartier, ſchöne Gräfin!«

Aurora (mit aufloderndem Unwillen): »Mit vier Worten kann ich dieſen Wunſch erfüllen: Ich wurde nicht empfangen.«

August (verwundert): »Soll ich glauben, was Du ſagſt? Die Gräfin Königsmark, die wunderſchöne Aurora, die mein Vertrauen ehrt, hat drei Tage in der Nähe des ſchwediſchen Hauptquartiers verweilt, ohne Audienz zu erhalten? Rathe wer will, den Grund dieſer Laune!«

Aurora (den König ſtolz anblickend): »Ich kann das Räthſel löſen; denn Gott ſei Dank! habe ich zuverläſſige Freunde und Bekannte an allen nordiſchen Höfen, auch wenn ſie auf Reiſen oder im Felde ſind. So weiß ich alſo aus ſicherer Quelle, daß Ew. Majeſtät eigenſinniger Verfolger, der beſſer zum Prior in einem Kloſter oder zum Anführer für Eunuchen paßte, als auf einen Thron, ſich vor Allem ſcheut, was Frauenzimmer heißt und mir noch beſonders zur Laſt legt und als Verbrechen und Sünde anrechnet, die erklärte Geliebte Ew. Majeſtät zu ſein.«

August (ſpöttiſch): »Welcher Tölpel! . . . Welch ein Narr! . . . Wie man die Hoheitsrechte eines gekrönten Haupts ſo vergeſſen kann! . . . So lange dieſer Menſch die Macht hat, iſt an Frieden und Ruhe nicht zu denken . . . Doch auf alle Fälle haſt Du nicht viel dabei verloren, daß er Dich nicht zur Tafel geladen hat. Es geht dort weder lecker noch luſtig zu. Bei

seinen Mahlzeiten herrscht eine Stille, wie man sie kaum bei Leichenbegängnissen entschuldigt . . . Laß Dich diese Beleidigungen eines Wilden nicht kümmern, Aurora! Ich liebe Dich von dieser Stunde an doppelt, liebe Dich mit meiner ganzen, unaussprechlichen Liebe, verstärkt durch meinen vollen, grenzenlosen Haß gegen ihn. Deine und meine Demüthigung ist es, die ich jetzt zu rächen habe, und gäbe es einen Eid, der heilig genug für mich wäre, um mich zu binden, ich würde ihn darauf schwören, daß wir früher oder später gerächt werden."

Aurora: „Weniger an die Eide, als an den Vortheil, mehr an die Leidenschaften, als an gute Vorsätze der Majestät glaube ich. Und also glaube ich, daß die Rache nicht versäumt wird, wenn die Gelegenheit dazu sich darbietet. Und so kann es Ew. Majestät gleichgültig sein, worauf sich mein Glaube gründet."

August: „Preise Dein glückliches Geschick, das Dich nicht zur ersten Sultanin im Harem des Großherrn, sondern dem Herzen eines milden christlichen Herrschers lieb machte. In Constantinopel würde man Dir ohne Umstände die böse Zunge aus dem Munde schneiden; in Dresden begnüge ich mich, auf diese Weise Deinen Mund zu versiegeln."

Umarmt und küßt sie.

Aurora (schalkhaft): „Ew. Majestät christliche Weise zu verfahren ist schon deshalb der erwähnten türkischen weit vorzuziehen, weil man hinterher von diesem und jenem, was gut zu wissen ist, sprechen kann... z. B. von gewissen Eigenthümlichkeiten des wilden Menschen."

August (aufmerksam): »Ah! Du hast Entdeckungen gemacht. Ich mußte das erwarten von einer so feinen Unterhändlerin, die mit den schlausten Staatsmännern Europa's in Berührung gestanden hat.«

Aurora (lächelnd): »Und sich damit rühmen kann, aus Ew. Majestät Allerhöchsteigner Schule hervorgegangen zu sein . . . Der König von Schweden ist hartnäckig und eigensinnig. Sogar seinem listigen Günstlinge Piper fällt es zuweilen schwer, mit ihm auszukommen und kürzlich konnte er ihn kaum von seinem lächerlichen Vorsatz abbringen, den Czar zum Zweikampf herauszufordern. Personen, denen er sonst unangemeldet freien Zutritt zu seinem Zimmer oder Zelt vergönnt, müssen auf seine augenblickliche Laune sorgfältig achten. Sie zeigt sich bei seinen ersten Worten, in seinen Mienen und Gebehrden. Wenn er nachdenklich aussieht und allein sein will, thun sie am Besten, ohne Weiteres sich zu verneigen und sogleich wieder ihrer Wege zu gehn. Unterlassen sie das, so geht er selbst heraus, ruft nach seinem Pferd und reitet fort. Hat er dagegen nichts besonders Wichtiges zu denken, so ist er zugänglich und offenherzig, und duldet, wohlverstanden unter vier Augen, ein freies Wort, sofern es mit der gebührenden Bescheidenheit gesprochen wird.«

August (schnell): »Siehst Du! mit gekrönten Häuptern ist nicht zu scherzen . . was zur Nachahmung diene.«

Aurora (schmeichelnd): »Doch aber wäre ihr Leben ziemlich einsam, sehr traurig, wenn Niemand ihnen

anders als mit Ernst und in Unterthänigkeit zu nahen wagte; oder nicht?«

August (schließt Fräulein Königsmark in seine Arme): »Ja, Du Verführerin! ohne die Liebe wäre das Leben eine Wüste . . . Für die Liebe giebt es keinen Rang . . .«

Zärtliche Liebkosungen. Das Gespräch hört auf, ohne daß die Glocke den Wachthabenden das Zeichen giebt.

Sechster Auftritt.

(Das schwedische Dragoner-Lager.)

Oberst Helm geht in seinem Zimmer auf und ab, beschäftigt, seinem an einem Tische sitzenden Adjudanten Dienstbefehle zu dictiren, welche dieser niederschreibt. Man hört im Lager Trompetenstöße. Gleich darauf tritt ein Dragoner ein, richtet sich vor dem Obersten und übergiebt diesem ein zusammengelegtes versiegeltes Papier.

Dragoner: »Aus dem Hauptquartier.«

Oberst: »Gut. Rechtsum! Marsch!

Der Dragoner macht Kehrt.

Der Oberst bricht das Siegel und liest: »Parole und Losung: Gottes Gericht. Gott befohlen. Carolus« . . . Ja so. Nichts Andres . . . Schreibt! Es ist für Morgen, den Michaelistag, den 29. September 1707.«

Die durch die Ankunft des Schreibens unterbrochene Arbeit wird fortgeſetzt.

Nach einiger Zeit ſchmettern die Trompeten aufs Neue und die Feldwache ruft: „Ins Gewehr.“

Der Oberſt hört auf zu dictiren; der Adjudant legt die Feder aus der Hand; beide eilen, ſich die während der Arbeit abgelegten Pallaſche wieder anzuſchnallen.

Oberſt: „Zum Teufel! Was bedeutet das? Das klingt ja wie Lärm?“

Ein Cornet (hineinſtürzend): „Eine bedeutende Truppenabtheilung zu Pferde ſprengt von dem großen Landwege her auf den Platz der Leibſchwadron zu. Entfernung, Finſterniß und Staub machen es unmöglich, zu unterſcheiden, ob es Freunde oder Feinde ſind.“

Oberſt: „Zu Pferd! für alle Fälle. Mag es dann der Böſe ſelbſt ſein, wir werden ihm die Spitze bieten.“

Alle ſind im Begriff hinauszueilen und ihre Pferde zu beſteigen, als ſie in der Thür einer Ordonnanz begegnen, welche den Oberſt benachrichtigt, daß 300 Mann von Generalmajor Meyerfelt's Dragonern eben jetzt als Sicherheitswache eines Gefangenen angekommen ſeien und daß der Befehlshaber der Truppen mit dem Oberſt Helm unter vier Augen zu ſprechen wünſche.

Der Oberſt (ſeinen langen Schnurrbart ſtreichend in ſcherzendem Ton): „Mag geſchehen. Und da dies Zimmer zu gleicher Zeit Schlafgemach, Vorzimmer, Cabinet und Audienzſaal iſt, ſo mögt Ihr hinausgehen und friſche Luft ſchöpfen, Burſchen, während der fremde Offizier die verlangte Audienz erhält. Die Ordonnanz erſuche ihn, einzutreten.“

Geſagt gethan.

Der fremde Offizier tritt ein.

Oberſt Hjelm (freundlich): „Willkommen, Camerad! Ihr Name und Dienſtrang ſind mir noch unbekannt.“

Der Offizier: „Hans Dumky, Volonteur-Capitain, gegenwärtig mit einer Abtheilung des Regiments Meyerfelt an den Herrn Oberſten abgeſandt, um den berüchtigten Landesverräther Johann Reinhold Patkull abzuliefern, welcher einige Monate bei den Meyerfeltern gefangen gehalten wurde.“

„Hjelm (raſch und unwillig): „Soll ich jetzt ſeine Bewachung übernehmen?“

Dumky: „Ja.“

Hjelm (zornig): „Wahrlich, ein herrliches und angenehmes Geſchäft!“

Dumky: „Doch wie ich glaube, wenigſtens kein langwieriges.“

Hjelm (haſtig): „Wie ſo?“

Dumky (indem er ein verſiegeltes Schreiben übergiebt): „Darüber dürfte dies hier dem Herrn Oberſten nähere Auskunft geben.“

Hjelm nimmt, öffnet und lieſ't das Schreiben. Je weiter er lieſt, deſto mehr verfinſtern ſich ſeine Blicke, deſto mehr furcht ſich ſeine Stirn. Nachdem er mit dem Leſen zu Ende, bleibt er einige Secunden unbeweglich und ſtiert mit den Augen auf das Papier. Nachdenklich ſchüttelt er den Kopf.

Dumky (nachdem er vergeblich darauf gewartet hat, daß Hjelm das Schweigen brechen werde): „Der Herr

Oberſt wolle die Güte haben mir ſchriftlich zu bezeugen, daß ich den Gefangenen und das Schreiben richtig abgegeben habe.«

Hjelm fährt mit der Hand über ſeine Stirn und ſtreicht ſeinen Schnurrbart. »Alſo kein böſer Traum iſt's! . . . Richtig . . . Sie ſollen die Beſcheinigung haben, Capitain! (Eilt zur Thür und ruft hinaus): Der Adjudant!«

Dieſer kommt herein.

Hjelm: »ſetzt eine Beſcheinigung auf, daß Capitain Dumky den gefangenen Landesverräther Pätkull nebſt einem Schreiben mit Verhaltungsbefehlen aus dem Hauptquartier hierhergebracht und abgeliefert hat. Ich werde unterdeſſen hinausgehen und zuſehen, daß der Unglücksvogel in ſicherm Gewahrſam kommt. Der Herr Capitain wolle mir folgen!«

Sie gehen. Der Adjudant ſetzt ſich hin und ſchreibt.

Nach einiger Zeit kehren Hjelm und Dumky zurück, erſterer unterzeichnet die Beſcheinigung und giebt ſie an Dumky, welcher ſich hierauf entfernt.

Siebenter Auftritt.

(Daſſelbe Zimmer. Der folgende Tag.)

Der Regimentspaſtor Hagen (hineintretend): »Der Herr Oberſt hat die Güte gehabt, mich rufen zu laſſen.«

Oberſt Hjelm (ſichtbar verſtimmt): »Ja . . . (Oeffnet die Thüre und ruft hinaus): Schildwach! außer mir

Befehlen vom Hauptquartier oder mit Nachrichten vom Feinde, wird, bis ich weitere Vorschriften gebe, Niemand eingelaſſen.“

Schildwache (draußen) „Nach Befehl! Gott erhalte unſern gnädigen Herrn Oberſt!“

Hjelm (nachdem er die Thüre verſchloſſen zu Hagen): „ſo viel ich mich erinnere, ſagten Sie vorhin in Ihrer Predigt: je mehr Jammer und Tod in uns iſt, deſto reichlicher werden wir Troſt und Leben finden in ihm, in Chriſtus nehmlich. War es nicht ſo?“

Hagen: „Ja allerdings. Der Herr Oberſt iſt ein eben ſo aufmerkſamer wie fleißiger Zuhörer des Worts Gottes. Die angeführte Stelle iſt aus unſers preiswürdigen Luthers Kirchenpoſtille vom 16 Sonntage nach Trinitatis, welcher in dieſem Jahre auf den Michaelistag fällt; denn wir ſchreiben heute den 29 September.“

Hjelm: „Sie werden noch heut Gelegenheit haben von jenen Worten näheren Gebrauch bei einem Todesgefangenen zu machen, den Sie zu ſeinem letzten Gange vorbereiten ſollen. Morgen wird er hingerichtet.“

Hagen (betroffen und zweifelnd:) „Gebe Gott ſeine Gnade dazu, daß eine chriſtliche Vorbereitung in ſo kurzer Zeit vollbracht werden könne!“

Hjelm (barſch:) „Es muß geſchehen; es iſt des Königs beſtimmter Wille. Es liegt mir eben ſo viel ob wie Ihnen. Denn während Sie, Herr Paſtor, den Gefangenen zum Tode bereiten, habe ich für die Anſtalten zur Hinrichtung Sorge zu tragen, und, bei meinem

Bayerische Staatsbibliothek München

Schwerdt! dieſe ſind eben ſo wenig leicht mit Schnelligkeit ins Werk zu ſetzen als ſie angenehm ſind.“

Hagen: „Der Herr Oberſt hat vielleicht die Güte mir die Beſchaffenheit des Verbrechens ſo wie den Namen des Miſſethäters und die Art der Todesſtrafe mitzutheilen.“

Hjelm (mit erkünſtelter Kälte): „Der Unglücksvogel, der morgen ſeine Landesverrätherei mit dem Tode ſühnen ſoll, heißt Johann Reinhold Patkull. Dies bleibt jedoch für heut unter uns. Was die Todesart betrifft, ſo wird ſie zu ſeiner Zeit offenbar werden.“

Hagen (beſtürzt): „Allmächtiger Gott! . . . Der frühere General des Königs von Polen und nachmalige Geſandte des Czars bei dieſem.“

Hjelm (ihn unterbrechend und indem er auf dem Boden ſtampft): „Der Landesverräther gegen Schweden und Hochverräther gegen Se. Majeſtät, unſern allergnädigſten König! . . Und nun kein Wort mehr . . . Sie wiſſen, was ein Befehl vom König Karl ſagen will und damit Punctum!“

Hagen (der ſich zu faſſen ſucht): „Wird mir geſtattet ſein, ohne Zeugen mit dem Gefangenen zu ſprechen?“

Hjelm (nach einigem Beſinnen): „Ja . . . Der Offizier, der ſonſt beſtändig drinnen bei Patkull iſt, ſoll Befehl erhalten, das Zimmer zu verlaſſen, wenn Sie kommen. Sagen Sie ihm das in meinem Auftrage ſelbſt.“

Hagen: „Die Augenblicke ſind gezählt und koſtbar

für den armen Menſchen; ich muß daher eilen, das wichtige und traurige Amt zu beginnen.“

Hjelm (indem er ſeine Bewegung bemeiſtert): „Möge Gott Ihr Vorhaben ſegnen!“

Nachdem der Regimentspaſtor fort iſt, macht der Oberſt, die Hände ringend, einige haſtige Schritte durch das Zimmer. Dann bricht er aus: „In Stücke möchte ich mich ſchießen laſſen, hätte König Carl nie ein ſo unbarmherziges Urtheil unterzeichnet, und wahrlich, lieber ſtürmte ich gegen eine feindliche Batterie, als daß ich den Befehl bei einer ſo ſcheußlichen Hinrichtung führe.“

Achter Auftritt.

(Das Gefängniß.)

Nachmittags 3 Uhr.

Patkull, in Ketten geſchloſſen, auf ſeinem Bett liegend, richtet ſich auf, während der in der Stube befindliche Offizier die Thüre öffnet und der Regimentspaſtor Hagen in das Gefängniß tritt.

Hagen (nach einer Verbeugung): Der hohe Herr wolle meinen Beſuch nicht ungnädig aufnehmen. Aber ich weiß, ein betrübtes Herz, wie jetzt das Ihrige ſein muß, bedarf des Troſtes aus Gottes heiligem Worte, deſſen geringer Diener ich bin.“

Patkull: „Ihr Beſuch iſt mir lieb, Herr Paſtor! Haben Sie vielen Dank für Ihre Bemühung. In der

That, kein Beſuch iſt mir angenehmer als der von Geiſtlichen. Was hört man ſonſt Neues, Herr Paſtor?“

Hagen: „Gnädiger Herr! ich hätte Ihnen etwas Beſonderes zu vertrauen, wenn wir allein ſind.“

Patkull verneigt ſich im Bette ſitzend gegen den wachhabenden Offizier, zu dem Hagen heran tritt und ihm ins Ohr flüſtert: „Ich habe von dem Herrn Oberſten Befehl, mit dem Gefangenen allein zu ſprechen.“

Der Offizier ſieht mit ſcharfen Blicken bald Hagen, bald Patkull an, geht aber dann hinaus.

Patkull (ſpringt auf, ergreift haſtig Hagen's Hand und ſagt mit bewegter Stimme): „Ach mein lieber Herr Paſtor, was haben Sie mir zu ſagen?“

Hagen: „Ich bringe Ihnen, hoher Herr, Hiſchiä Botſchaft, dieſelbe nehmlich, welche der Prophet Eſaias dem König Hiſchia überbrachte: beſtelle Dein Haus, denn Du mußt ſterben und wirſt morgen Abend nicht mehr unter den Lebendigen weilen.“

Patkull wirft ſich auf ſein Lager und ſchweigt, zahlreiche Thränen überſtrömen ſein Antlitz.

Hagen (tröſtend): „Mein gnädiger Herr, Sie ſind ein ſo aufgeklärter Mann in vielen Wiſſenſchaften und ein vernünftiger Chriſt und haben gewiß früher ſchon daran gedacht, daß jenes früher oder ſpäter eintreten würde. Die Nachricht davon jetzt, muß ſie daher weder überraſchen, noch Ihnen allzutief zu Gemüth gehn.“

Patkull (während ſeine Thränen fortwährend fließen): „Ach, wohl kenne ich das Sprüchwort: „Menſch du mußt ſterben! aber dieſer Tod wird mir allzu gräßlich und bitter werden.“

Hagen: „Die Todesart ſelbſt und wie ſie ausgeführt werden ſoll, ſind mir zwar unbekannt; aber voll und feſt glaube ich, daß es ein ſeeliger und der Seele eben ſo gedeihlicher wie dem Körper ſchmerzlicher Tod ſein wird.“

Patkull (ſetzt ſich wieder im Bette, faltet ſeine Hände und erhebt den Blick aufwärts): „Nun ſo ſchenke mir, Jeſus, einen ſeligen Tod! . . (ſich nach der Wand wendend und gegen ſie ſtützend:) O Auguſt, Auguſt, wie wirſt Du das dereinſt verantworten können! Und du Reduction in Liefland und Schweden, du biſt die Mutter alles meines Unglücks!“

Hagen: „Laßt die Gedanken an weltliche Dinge fahren und richtet ſie ſtatt deſſen auf die himmliſchen, dann wird die noch übrige kurze Zeit deſto heilſamer zur Beſſerung angewendet.“

Patkull: „O mein lieber Herr Paſtor! Das Herz iſt ein alter Sumpf, von böſer Materie voll, und kann nicht geſund und getröſtet werden, ehe dieſe nicht heraus iſt. Laßt mich daher ausſprechen, was mir auf dem Herzen liegt und mich am meiſten quält . . . Du, Reduktion, die ſo Viele zu Bettlern machte, du allein biſt die Urheberin des Verbrechens, deſſen ich beſchuldigt werde. Der hochſeelige König Carl XI. klopfte mich auf die Schulter und ſagte: Ihr vertheidigt die Rechte Eures Vaterlands als ein redlicher Mann. Und was ſollte ich Andres thun? Böſe Menſchen aber miſchten die Karten um. Gott verzeihe dem Haſtfehr; er hat viel zu meinem damaligen Unglück beigetragen. Anfangs verleitete, dann verblendete, zuletzt verfolgte er mich. Bald aber

werde ich Dich und meine übrigen Widersacher vor Christi Richterstuhle sehn. Auch Bergenhjelm handelte übel gegen mich, aber was er that, that er auf Befehl . . . O Schweden, Schweden, nicht mit Spiel, Tanz und Lachen bin ich von Dir abgefallen, das weiß Gott! Aber was sollte ich thun, wohin sollte ich gehen? Unter die Erde konnte ich nicht kriechen, in ein Kloster wollte ich meines Glaubens wegen nicht treten, und bei den verbündeten Fürsten war ich nicht sicher. Man sagt wohl, Du gingest zu unsren Feinden und wurdest dadurch die Ursache zu diesem blutigen Kriege. Welch schiefe Folgerung doch! Ich kam zu ihnen als ein armer Verfolgter, nicht als Rath oder Angeber, dazu tauge ich nicht und man hielt mich auch nicht für tauglich dazu. Denn als ich nach Sachsen kam, war Alles schon fertig, die Truppen waren zum Abmarsch bereit, das Bündniß mit Dänemark, Polen und Moskau geschlossen und ich noch in keinem Ansehen dort. . .«

Hagen: »Ich bin gezwungen, daran zu erinnern, daß der gnädige Herr sich allzusehr in weltliche Sachen vertieft, statt . . .«

Patkull (ihn unterbrechend, indem er die Hand des Geistlichen ergreift, wobei seine Ketten klirren): »Vergönnt mir die Zeit, zuvörderst von diesem Irdischen Abschied zu nehmen, später werde ich kein Wort darüber verlieren . . . Was sind Sie für ein Landsmann, Herr Pastor?«

Hagen: »Ein Schwede und aus Stockholm gebürtig.«

Patkull: »Das ist mir lieb, sehr lieb, daß auch

die Schweden etwas von mir zu reden haben können. Mein Herr Paſtor! Ein gutes ſchwediſches Herz hatte ich, das weiß Gott, wenn man mir es auch nicht zutraute, und das können ſie aus Folgendem ſehen und ſchließen. So gering ich bin, ſo kann ich doch ohne Prahlerei behaupten, daß ich dem Churfürſten von Brandenburg zu dem Throne verholfen habe, was er auch in ſeinem Gewiſſen nicht leugnen kann. Zur Belohnung ließ er mir eine anſehnliche Summe Geld anbieten, ich aber lehnte ſie ab und erwiederte, die größte Belohnung würde mir ſein, wenn Se. Majeſtät mir dazu verhelfen könnte, daß ich die Gnade des Königs von Schweden wiedergewänne. Man verſprach es mir und der preußiſche Envoyé in Stockholm, Graf Dohna, that deshalb Schritte; aber die Thür der Gnade war für mich am ſchwediſchen Hofe verſchloſſen. Späterhin erwies ich dem Höchſtſeeligen Kaiſer einen großen und wichtigen Dienſt in den ſpaniſchen Angelegenheiten, mit denen er, ohne mich zu rühmen, ſonſt wenig zurecht gekommen wäre. Zur Belohnung ward mir eine Anweiſung auf 5000 Reichsthaler angeboten, aber ich nahm die Schrift und legte ſie in tiefſter Unterthänigkeit dem Kaiſer zu Füßen, indem ich mir eine beſſere erbat. Se. kaiſerliche Majeſtät meinte, daß ich mit der Summe nicht zufrieden ſei. Ich aber erwiederte: Allergnädigſter Herr und Kaiſer, ich möchte mir ſtatt deſſen ein Fürwort bei dem ſchwediſchen Hofe unterthänigſt erbitten. „Das ſollen Sie haben,“ ſagte der Kaiſer, und es ward auch geſchrieben und abgeſandt; doch vergebens; keine Gnade war für mich zu erlangen bei dem Könige von Schweden. Und um

keine Gelegenheit zu verſäumen, begab ich mich nach Moskau, wo Ihre Geſandtſchaft damals war. Gewiß haben Sie davon erzählen hören, Herr Paſtor?“

Hagen: „Ja, ich hatte die Ehre, Hofpredicant bei derſelben Geſandtſchaft zu ſein, und hatte damals auch das Glück, Sie zu ſehn und kennen zu lernen.“

Patkull (lebhaft): „So ſind Sie derſelbe. So wundere ich mich nicht, daß ich Sie gleich im Anfange wieder zu erkennen meinte. Ja, mein Herr Paſtor! damals bemühte ich mich durch Vermittelung des Czaren, wieder zu Gnaden aufgenommen zu werden, aber ich erfuhr, daß die Königliche Geſandtſchaft den Auftrag hatte mich aufzuſuchen und meine Auslieferung zu bewirken, ſo mußte ich mich verborgen halten und incognito leben. Hierauf wurde das Gerücht ausgeſprengt, ich hätte den Czar in den Krieg verwickelt und ihn zum Friedensbruche aufgereizt; das aber thaten Oginsky Carlowitz, eine Kreatur von König August, und mehrere Andere, die ich nicht nennen will. Ich dagegen habe, ſo viel in meinen Kräften ſtand, zum Frieden gerathen, und im erſten Jahre es ſo weit gebracht, daß der König von Schweden, Kurland, Polniſch Liefland und einen großen Theil von Samogitien als Schadloshaltung bekommen ſollte, wenn er Frieden ſchließen wollte. Man meinte zwar, der Czar werde nie in ſolche Bedingungen willigen. Aber als ich ihm meine Gründe entwickelte, zeigte er ſich ſo zufrieden, daß er mich umarmte und auf Alles einging. Der König von Schweden blieb jedoch gegen alle Anerbietungen taub. Auch werden die vielen hundert in Moskau eingeſperrten Gefangenen mir ein gutes

Zeugniß geben, daß ich gern ihnen Dienſte erwieſen und viele tauſend Kopeken unter ſie ausgetheilt habe; ja mit voller Wahrhaftigkeit kann ich behaupten, daß ich über hundert Tauſend Kopeken an ſie geſchenkt habe, und das hauptſächlich um die Gnade des Königs, ihres Herrn, zu erlangen. Ach wäre ich ſtatt deſſen eben ſo beſorgt geweſen, Deine Gnade zu gewinnen, allmächtiger Gott« . . . (Bricht in Thränen aus.)

Hagen (theilnehmend): »Noch iſt dazu Zeit, die Sie, mein gnädiger Herr, nicht verſäumen dürfen, noch ſteht die Pforte zu Gottes Gnade Ihnen offen.«

Patkull (andächtig): »Das iſt mein einziger Troſt jetzt, daß Du ja Gott biſt und nicht Menſch, der ewiglich zürnt. Aber es quält mich im tiefſten Herzen, daß ich mehr den Menſchen, denn Gott gedient. Vor Allem verflucht ſei die Stunde und jene Zeit verflucht, wo ich König Auguſt diente und mit ihm mich einließ. O, wahr ſagt die heilige Schrift: ziehe nicht am fremden Joche mit den Ungläubigen! Gott möge ihn bekehren. Er hält weder Gott noch den Menſchen, weder ſeinen einheimiſchen noch fremden Miniſtern Treue. Was that er jetzt: als der Frieden mit Schweden geſchloſſen war, ſchrieb er mir am 16. September, ich ſolle den Czaren wiſſen laſſen, daß die Schweden ihre Waffen hier und dorthin gegeben hätten, um ſie repariren zu laſſen, und daß die Offiziere theils auf Werbung, theils in andern Geſchäften fortgeſchickt ſeien, der Czar müſſe die Gelegenheit benutzen, in Sachſen einzufallen und Euch Allen die Hälſe zu brechen. Er wollte unterdeß das Seinige thun und den Handwerkern befehlen, die Ge-

wehre nicht fertig zu machen. Ich antwortete, daß ich nichts mehr mit ihm zu thun haben wolle und daß es endlich Zeit sei, sich solche Gottlosigkeit aus dem Sinn zu schlagen. Diese meine Antwort nahm er sehr übel auf. Auch hiervon abgesehen, hat er viel hinterlistige Anschläge vorgehabt und sich mit manchen heimtückischen Vorschlägen an mich gewandt, auf welche ich jedoch nie gehört habe. Ein Brief an mich schloß mit folgenden Worten: es wird heißen

August hat mehr gewonnen mit einer einzigen Jagd,
Als Carl mit mancher guten Schlacht.

Ich schaudre, wenn ich an seine vielen gottlosen Aufforderungen denke, und danke Gott, daß er seinen Gesalbten bewahrte, denn wahrlich er hat in der allergrößten Gefahr geschwebt.“

Hagen (betroffen): „Behüte Gott! ist König August nicht mehr zu trauen?“

Patkull (schüttelt den Kopf): „Oh, er ist ein Atheist ex professo. Was fragt ein solcher nach Treu und Glauben, der keine Gottesfurcht im Herzen trägt. Se. Majestät der hochselige Kaiser schrieb einst an mich, ich solle auf gute Manier suchen, ihn auf gottesfürchtige Gedanken zu bringen. Ich zeigte ihm den Brief. Er lachte dazu und sagte: „Der Alte mag sich selbst um das Fegefeuer bekümmern, er kommt früher dahin, als ich.“ Ihre Hoheit die Kurfürstin, seine Frau Mutter, hatte mir denselben Auftrag gegeben, ich führte ihn auch aus, aber erndtete Undank und brachte mich selbst in Ungelegenheit. Ja längst hat er gedroht, mir einen

Streich in Moskau zu ſpielen. Als König Carl von Lemberg kam, war Auguſt in großer Angſt und wegen Mangel an Mitteln in übler Lage; denn viele Truppen waren, da ſie keinen Lohn erhielten, bereit ihn zu verlaſſen und zu den Schweden überzugehen. Damals bat er mich um Gotteswillen, ich möchte ihm Geld vorſtrecken. Ich that es, und ſchoß ihm ſogleich 40000 Reichsthaler vor. Aber am Tage darauf machte er große Geſchenke an einige Damen und kaufte ſich ſelbſt für 11000 Reichsthaler Juwelen, welche er an ſeinen Hut heftete. Das verdroß mich, daß er mein Geld auf dieſe Weiſe anwandte, zumal mein Beherrſcher, der Czar, mir verboten hatte, ihm noch mehr vorzuſchießen. Ich ſtellte ihn auch deshalb zur Rede und ruhte nicht eher als bis ihm die Juden die Juwelen wieder nahmen und das Geld zurückgaben. Zwar verbarg er für den Augenblick ſeinen Haß gegen mich; aber hinter meinem Rücken ſchwor er mir Rache und Vergeltnng und dieſen Schwur hat er redlich gehalten. Gebe Gott, daß er Treue und Verſprechen immer ſo halte wie in dieſem Falle. Aber er entgeht Gott nicht . . . Vielleicht halte ich Sie allzu lange auf, Herr Paſtor, mit dieſen verhaßten Erzählungen. Haben Sie irgend Geſchäfte?“

Hagen: „Wenn Sie allein ſein wollen, gnädiger Herr, ſo werde ich nach einiger Zeit wiederkommen.“

Patkull: „Ja thun Sie das. Und könnten Sie bei dem Herrn Oberſten auswirken, daß ich in meinem Gefängniß allein bleiben dürfte, ſo würde ich das als eine beſondere Gunſt betrachten.“

Hagen: „Was ich dafür thun kann, soll geschehen. Gott sei mit Ihnen unterdessen!“

Patkull: „Lebt wohl! Lebt wohl!“

Der Regimentspastor entfernt sich. Während er das Zimmer verläßt, tritt der wachhabende Offizier ein.

Neunter Auftritt.

(Derselbe Ort und dieselben Personen.)

7 Uhr Nachmittags.

Hagen kommt zurück.

Der wachhabende Offizier geht heraus.

Patkull (freundlich lächelnd): „Willkommen wieder, mein lieber Herr Pastor. Sie erscheinen mir wie ein Engel Gottes. Gott sei Dank, ein großer Stein ist jetzt von meinem Herzen gewälzt Schon fühle ich in meinem Innern eine bedeutende Veränderung. Ich bin froh, sterben zu können. Möchte nur die Art des Todes erträglich sein. Wissen Sie noch nicht, Herr Pastor, welchen Tod ich sterben soll?“

Hagen (bekümmert): „Es ist mir verborgen und nur das weiß ich, daß es morgen, und zwar, wie ich voraussetzen darf, ganz in der Stille geschehen soll, denn außer dem Herrn Obersten und mir weiß Niemand im Regiment von der Sache.“

Patkull (seufzt): „Das ist auch, in gewisser Weise, eine Gnade. Haben Sie aber nicht mein Urtheil gesehn? Oder soll ich ohne Verhör und Urtheil sterben?“

Hagen: „Das Urtheil dürfte fertig und hier sein, aber vielleicht versiegelt und wird erst auf dem Richtplatz eröffnet.“

Der Geistliche bemüht sich nun, so gut er vermag, den Gefangenen zu trösten, welches dieser auch selbst mit Gottes Wort thut, in welchem er wohlbelesen ist, indem er unter andern diesen Spruch aus dem griechischen Testamente anführt:

Durch viel Trübsal müssen wir eingehen in das Reich Gottes. Denn ich halte dafür, daß dieser Zeit Leiden der Herrlichkeit nicht werth sind, die an uns soll offenbaret werden.

Kurze Pause.

Patkull: „Giebt es hier nicht Feder, Papier und Tinte?“

Hagen: „O gewiß!“

Patkull: „Darf ich den Herrn Pastor bitten, ein Testament für mich aufzusetzen?“

Hagen: „Sehr gern.“

Patkull dictirt und Hagen schreibt wie folgt:

„Mein letzter Wille wie es nach meinem Tode gehalten werden soll. Sr. Majestät dem Könige August möge es gefallen mit seinem Gewissen zu Rathe zu gehn und meinen Anverwandten die bewußte Geldsumme auszuliefern, welche er mir nach seiner Verschreibung schuldig ist, und die sich ungefähr auf 50000 Reichsthaler beläuft, indem ich diese meinen beiden Geschwisterkindern zutheile, welche sich hier im schwedischen Heere befinden; wozu Se. kön. Majestät von Schweden in Gnaden verhelfen wolle. — — —“

Patkull: „So, jetzt wollen wir dies einstweilen ruhen lassen; es dürfte mir noch mehr einfallen. Unterdeß wollen wir wieder beten. (Nach einiger Zeit und nachdem einige Gebete gelesen sind.) Nun Gott sei Dank! es wird mir besser und besser. O möchte ich nur wenigstens nicht lange gequält werden! Wie herzlich gern will ich meine Schuld mit meinem Blute bezahlen! ... Der König ist ja ein gnädiger Herr?“

Hagen: „Gewiß, wir haben Ursache Gott zu danken für einen gnädigen und gottesfürchtigen König.“

Patkull: „Gottesfurcht ist das Vornehmste; wo Gottesfurcht ist, sind auch die andern Tugenden, wie Salomo sagt: die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang ... Er hat auch fromme Räthe und gute Leute um sich.“

Hagen: „Ja wohl.“

Patkull: „Graf Piper ist sein erster Minister: ist er ein gottesfürchtiger Herr?“

Hagen: „Ja. Se. Excellenz hat manche Probe davon gegeben.“

Patkull: „Nun, Gott sei Dank! Dann wird mir nicht mehr widerfahren als recht ist. Wohl dem Reiche, welches mit Gottesfurcht und Gerechtigkeit regiert wird. (Nach einigen Fragen über Schweden, dessen Universitäten und über gelehrte Männer dort und anderwärts, holt er tief Athem): ja, ja, ich habe wohl manche gute Freunde dort, die meinen Tod beklagen und beweinen werden. Was wird die alte Churfürstin sagen, was Fräulein Lewolde, die bei ihr ist, und was vor Allem meine arme Liebste, wie wird sie die Kunde von meinem

Tod ertragen! (Hagen's Hand heftig drückend): Mein würdiger Herr Paſtor! darf ich eine Bitte an Sie thun?"

Hagen: "Welche Sie wollen, ſoweit ich im Stande bin, Ihnen zu dienen, gnädiger Herr!"

Patkull: "O! dann haben Sie die Güte und ſchreiben Sie nach meinem Tode an die Liebſte meines Herzens, die Wittfrau Einſiedlerin, melden Sie ihr meinen Abſchiedsgruß und wie ich, wenn auch ſchmählich, doch mit Gottes Hülfe ſelig geſtorben bin. Das wird ſie wenigſtens in Etwas tröſten, beſonders wenn es von der Hand kommt, die mir in meiner letzten Noth Beiſtand leiſtete. Danken Sie ihr für ihre Treue und Liebe: ſie lebt von nun an frei, ich aber ſterbe, ihr auf das Höchſte verbunden."

Hagen (Patkull die Hand darreichend): "Ich gelobe, dieſen Auftrag gewiſſenhaft zu erfüllen."

Patkull (zieht ſeine Börſe hervor, ſchüttet das darin befindliche Geld auf den Tiſch, theilt es in drei Theile und wickelt dieſe in Papier): "Morgen gedenke ich mich, ſo Gott will, mit weltlichen Dingen nicht zu befaſſen. (Giebt an Hagen das eine Papier mit 100 Dukaten.) Haben Sie die Güte, dies anzunehmen, mein lieber Herr Paſtor!"

Hagen (mit einer ablehnenden Gebehrde): "Das habe ich nicht verdient und kann es auch mit gutem Gewiſſen nicht annehmen."

Patkull (in ihn dringend): "Mein lieber Herr Paſtor! Wie oft habe ich nicht Tauſend Dukaten für einen weltlichen Dienſt gegeben, und Sie erweiſen mir einen Dienſt, wie er mit Geld nicht bezahlt werden kann. Gäbe Gott, daß ich

im Stande wäre, ihn beſſer zu vergelten! Doch, mein Herr Paſtor, um Ihnen meine Dankbarkeit noch weiter zu bezeigen, will ich Ihnen mein Allertheuerſtes und was ich über alles Andre in der Welt ſchätze, verehren: mein neues griechiſches Teſtament, das mir ſtets ein Vademecum in meinem Elende war. Es befindet ſich jetzt bei dem Herrn Major Rothauſen, wo Sie es abholen laſſen können.«

Hagen dankt und verſpricht, einen ſolchen Schatz zum Andenken an Patkull Zeit ſeines Lebens zu bewahren.

Patkull: »Grüßen Sie zugleich Herrn Major Rothauſen von mir, und danken Sie ihm für alle die Zuvorkommenheit, welche er in der Zeit meiner Erniedrigung mir erwieſen hat. (Zieht ein andres kleines Buch hervor): Dies habe ich ſelbſt zuſammengeſchrieben. Nehmen Sie auch dies, Herr Paſtor, zum Andenken und zum Beweiſe meines Chriſtenthums. Möchte ſich die Gelegenheit finden, dieſes Buch einſt vor die eignen Augen des Königs zu bringen, Se. Majeſtät, der ein ſo erleuchteter Herr iſt, würde dann ſehen, daß ich kein Atheiſt war, wie ihm meine Feinde eingeredet haben mögen.«

Hagen (der das Buch in Empfang nimmt): »Hoffen Sie in dieſem Punkte alles Gute. Ich werde das Buch meinem Herrn Oberſt übergeben, der gewiß Gelegenheit findet, es in die Hände Sr. Majeſtät zu bringen.«

Patkull: »Das wäre ſchön. Möge das Buch glücklicher ſein, als ſein Verfaſſer. Ich ſpreche mit

Ovid in seinen Libris Tristium, als er sie während seines Exils dem Kaiser Augustus übersandte: gehe hin, mein Buch, und erwerbe das, was ich selbst nicht erwerben konnte.«

Der Geistliche lies't hierauf auf Patkull's eigenes Verlangen das Buch vor, welches dieser auswendig kann. Dann werden Gebete und Todesgesänge hergesagt, besonders dieser: »Ich hab' mein Sach Gott heimgestellt u. s. w.«, welche Patkull mit tiefem Nachdenken und Ernst wiederholt.

Patkull: »Gott ist mein Zeuge, in mitten in den Lüsten der Welt hatte ich stets ein betrübtes Herz, und jetzt, wo ich weiß, daß ich morgen sterben soll, bin ich bei besserem Muthe, als vordem auf vielen Banketten. Lebe wohl, o Welt! Glauben Sie mir auf mein Wort, mein Herr Pastor, manches Mal, besonders in den letzten Jahren, suchte ich von dem Treiben der Welt mich loszumachen, aber es war vergeblich, ich war so verwickelt darin, daß ich nicht heraus kommen konnte. O, mein Jesus, Dank sei Dir, daß Du das Garn des Teufels zerrissen hast. Die Bande sind zerbrochen und meine Seele ist frei geworden. Dazu hat die Hand des großmächtigsten Königs Carl viel beigetragen. Jetzt wird, Gott sei Lob! wahr, was Paulus sagt: wir wissen, daß denen, so Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen .... Es wird spät, mein Herr Pastor, ich halte Sie zu lange auf. Ach, werden Sie nicht ungeduldig!«

Hagen versichert ihn seiner Unverdrossenheit, beginnt wieder zu beten und schließt mit dem Abendgebet und dem Segen.

Patkull: „Was rathen Sie mir, Herr Paſtor? Soll ich mich zur Ruhe begeben? Lange habe ich nicht geſchlafen und bin ſehr matt, zumal ich heute nichts gegeſſen und nichts getrunken habe, als ein wenig Waſſer.“

Hagen: „Ich meine, daß Sie die Ruhe ſuchen müſſen, gnädiger Herr!“

Patkull: „Sie haben Recht, ſo können ſich die Sinne wieder ein wenig erholen, denn morgen möchte es nöthig ſein, daß ich bei gutem Muthe bin, beſonders da ich meine arme Seele mit dem heiligen Sacramente ſtärken will.“

Sie einigen ſich über die Stunde, wo der Geiſtliche zurückkommen ſoll, dann begiebt ſich dieſer nach ſeinem Quartier und Patkull zu Bett.

Zehnter Auftritt.

(Derſelbe Ort und dieſelben Perſonen.)

Am 30. September 1707. 4 Uhr Morgens.

Hagen tritt in das Gefängniß und begrüßt Patkull.

Dieſer (ſteht ſogleich auf und umarmt den Geiſtlichen): „Gott ſei gedankt für eine gute Nacht, ich habe ſeit langer Zeit nicht ſo ſüß geſchlafen.“

Lange und gemeinſchaftliche Gebete, die Patkull mit glühender Andacht herſagt.

Man hört eine Uhr Sechs ſchlagen.

Patkull: „Schreiten wir in Jesu Namen zu dem heiligen Werke, ehe noch der Tumult da draußen größer wird.“

Hagen: „Nun denn, in Gottes Namen!“

Patkull fällt auf die Knie und legt mit sichtbarer Erbauung sein Sündenbekenntniß ab, welches er mit diesen Worten Judä beginnt: „Was soll ich sagen meinem Herrn, meinem Gott? und wie kann ich mich rechtfertigen? Gott Du hast die Missethat Deines Knechts erfunden u. s. w.“

Nach dem Schluß der Beichte ertheilt ihm Hagen das heilige Sacrament.

Nachdem Patkull das Abendmahl empfangen, dankt er Gott mit einigen frommen Liedern, welche der Geistliche vorliest und Patkull nachspricht. Vor allem wurde dieser von folgenden Versen erquickt:

Stärk mich mit deinem Friedensgeist,
Heil mich mit deinen Wunden,
Wasch mich mit deinem Todesschweiß
In meinen letzten Stunden.

Patkull: „Immer war dies mein Leibspruch und mein Lieblingsvers. (Die Sonne geht auf, er tritt ans Fenster und schaut zum Himmel) Salve festa dies! mein Hochzeitstag bist du. (Mit einem Seufzer): Wohl einen andern Hochzeitstag dachte ich zu feiern; aber dieser ist beseligender für mich; denn heut wird meine Seele von ihrem Bräutigam Jesus Christus eingeführt in das himmlische Brautbett. Darum bin ich jetzt von Herzens Grunde froh, daß alle meine Schätze das A und das O, der Anfang und das Ende sind . . . Doch

mein lieber Herr Paſtor, wiſſen Sie noch immer nicht, welchen Tod ich ſterben ſoll?«

Hagen: »Nein . . . aber, wenn Sie mein theurer Herr, Jeſu Namen anrufen, ſo wird die Todesangſt gelinder werden.«

Patkull: »Um Eines bitte ich Sie, verlaſſen Sie mich nicht, Herr Pfarrer und wäre die Art des Todes auch noch ſo grauſam, rufen Sie mir Jeſu lieblichen Namen zu, der den Todesſchmerz ſänftigt. (Sieht ans Fenſter.) O mein theurer Herr Pfarrer, ſchon wird der Wagen beſpannt! Gottlob, daß ſie ſich eilen! Allzulang wird mir die Zeit zu leben. (Wird das Papier gewahr, auf dem Hagen das Teſtament aufzuzeichnen begonnen): Hiervon nichts mehr.«

Hagen: »Wollen Sie aber nicht wenigſtens das hier Geſchriebene unterſchreiben?«

Patkull (tief ſeufzend): »Ich mag dieſen verhaßten Namen nicht mehr ſchreiben. Meine Verwandten werden ihn anderwärts oft genug finden. Bei dem, was ihnen hier beſtimmt, bleibt es. Bringen Sie ihnen meinen Gruß, Herr Pfarrer, wenn Sie ſie ſprechen.«

Patkull betet lange.

Der Lieutenant der Wache tritt ein und blickt düſter bald den Gefangenen, bald den Geiſtlichen an.

Hagen: »Mein werther Herr! es iſt eine Beſtätigung der Todespoſt.«

Patkull (entſchloſſen): »Wohlan, ſo laſſen Sie uns die Reiſe antreten! (Indem er ſich den Mantel umwirft) Sie fahren doch mit mir, mein lieber Herr Pfarrer, und verlaſſen mich nicht.«

Hagen: „Ich halte, was ich verſprochen.“
Sie begeben ſich zum Wagen, Patkull nöthigt Hagen, zuerſt einzuſteigen.

Elfter Auftritt.

(Die Hinrichtung.)

Hundert Mann zu Roß begleiten den Wagen des zum Tode Verurtheilten, und in raſcher Fahrt geht es nach dem bei dem Dorfe Caſimir nicht weit von der Stadt Poſen belegenen Richtplatze. Unterwegs umarmt und küßt Patkull den Geiſtlichen und bittet ihn, die Grüße an Patkull's Braut nicht zu vergeſſen und ihr in ſeinem Namen für ihr letztes Zuſammenſein zu danken.“

Der Zug langt an dem beſtimmten Orte an. Der Platz, von 300 Mann zu Fuß umgeben, iſt mit aufgerichteten Pfählen und Rädern verſehen.

Ihr Anblick erregt Patkull Grauſen und Entſetzen. Erſchrocken faßt er mit krampfhafter Heftigkeit nach dem Geiſtlichen und ruft aus: „Ach mein Herzens Herr Pfarrer! wie ſieht das hier aus? . . Ich armer Menſch! was muß ich nicht aushalten? Bitten Sie Gott für mich, daß ich nicht verzweifle.“

Hagen ſucht ihn ſo gut er vermag zu tröſten und ermahnt Patkull, ſtets die lange Todesqual Jeſu am Kreuze im Auge zu behalten.

Der Gefangene wird aus dem Wagen geholt und

von den Ketten befreit. Unterdeß betet er seufzend: „O reines Lamm Gottes, unschuldig am Kreuze gestorben!“ u. s. w.

Der Capitain des Regiments, welcher Majorsdienst thut, tritt vor und verkündet, sobald Patkull in den von den Soldaten geschlossenen Kreis geführt worden ist, mit überlauter Stimme:

„Allen insgemein und Jeglichem insbesondere geschieht hiermit kund und zu wissen, wie es Sr. Majestät Unsres allergnädigsten Königs strenger Wille und Befehl ist, daß dieser Johann Reinhold Patkull, der ein Landesverräther ist, sich selbst zur wohlverdienten Strafe und Andern zur Warnung, gerädert und auf das Rad geflochten werden soll. Jeder hüte sich vor Untreue und diene dem Könige, seinem Herrn, treu und redlich!“

Bei dem Worte „Landesverräther“ richtet sich Patkull in die Höhe und ruft, indem er die Blicke zum Himmel erhebt, aus: „Ach, mehr als wohl habe ich dem Vaterlande gedient.“ Der Ausdruck: „Allergnädigster Herr“ zwingt ihm die fast unfreiwilligen Worte ab: „Welche Gnade!“

„Wohin soll ich?“ fragt er den Scharfrichter.

Dieser, betroffen bei dem Anblick des vornehmen Opfers, an dem er sein grausames Handwerk üben soll, zeigt auf die Streckbank und antwortet: „Dahin, gnädiger Herr!“

Patkull (zum Scharfrichter, dem er Geld in Papier eingewickelt giebt): „Thut Euren Dienst gut.“

Der Scharfrichter (noch verblüffter, verbeugt sich

und ſtammelt): »Verlaſſen Sie ſich auf mich . . . gnädiger Herr!«

Während Patkull ausgeſtreckt wird, ruft er dem Pfarrer zu: »Beten Sie zu Gott, daß er mich ſtärke in dieſer Stunde!«

Hagen (zu der ihn umſtehenden neugierigen, aber betroffenen Menge): »Lieben Kinder, laßt uns ein aufrichtiges Vater unſer beten für dieſen armen Mann!«

Patkull (in tiefer Bewegung): »Ja betet, betet!«

Mit gerührter Stimme betet der Geiſtliche laut das Vater unſer, die ganze verſammelte Menge ſtimmt mit entblößten Häuptern andächtig ein.

In dieſem Augenblick giebt der Henker ſeinem Opfer den erſten Schlag.

Patkull (ſchreit laut): »O Herr Jeſus, erbarme Dich meiner.«

Der Scharfrichter, ungeübt in ſeinem Amte und verwirrt, verlängert und erſchwert aus mißverſtandner Schonung und aus einem unklaren Gefühle der Ehrfurcht vor ſeinem Opfer, das er ſich nicht überwinden kann, anders als »gnädiger Herr« zu nennen, die gräßliche Hinrichtung. Patkull's Jammergeſchrei, das immer heiſerer wird, je mehr deſſen Kräfte ſchwinden, wird durch die Schmerzen bei jedem neuen Schlage zum gellendſten Geheul geſteigert. Es durchdringt Mark und Bein der Zuſchauer, zerreißt ihre Herzen und Ohren und übertönt den lauten Ausruf des Entſetzens, der den Umſtehenden entfährt.

So blutet und windet ſich das Opfer unter vierzehn bis funfzehn Schlägen, die Glied für Glied zer-

brechen und von seinem Leib Arme, Hände, Füße, Beine und Schenkel lostrennen, die nur noch mit der Haut am Rumpfe hängen bleiben. Während dieser Höllenschmerzen stöhnt Patkull unaufhörlich: „Jesus, Jesus, in Deine Hände befehle ich meinen Geist.“

Endlich wird die Brust mit zwei Schlägen zermalmt. Von diesem Augenblick kann das Opfer seiner Angst nicht mehr in Jammergeschrei Luft machen oder hörbar Gott anrufen. Aber mit Blicken, die eindringlicher als Worte an Barmherzigkeit mahnen, zischt Patkull seinem Henker zu: „den Kopf ab!“

Der Scharfrichter, langsam in seinen Bewegungen, während jede Secunde die Höllenpein seines Opfers verlängert, zögert, den Gnadenstoß zu geben. Da rafft Patkull seine vom Schmerz und von der Hoffnung auf das Ende seiner Leiden gesteigerten letzten Kräfte zusammen und schleppt selbst die von qualvollen Todeszuckungen erhebenden Ueberreste seines zerfetzten Körpers nach dem Richtblock dicht daneben, auf den er sein Haupt, das Antlitz nach oben gewendet, legt. Bei einer zustimmenden Bewegung des Befehlshabers, der lebhaft die Sehnsucht aller Anwesenden nach dem Schluß dieser Schreckensscene theilt, packt der Scharfrichter den zerrissenen Körper des Todesopfers an und wendet ihn um, um an den Nacken zu kommen, worüber mehrere Minuten vergehen. Dann faßt er nach dem Beil Dreimal blitzt es in der Sonne, dreimal trifft es fruchtlos die Halswirbel, ohne den Weg zwischen ihnen zu finden. Das Blut spritzt weit umher, endlich beim vierten Hieb rollt das von Patkull's Leib getrennte Haupt herunter.

Schauder und Mitleid bewegt die umstehende Menge. Der Kriegsknechte stumme Reihen, düster wie eine Octobernacht, senken die Blicke zur Erde. Ihrem Befehlshaber bleiben die Worte im Halse stecken, als er die herkömmliche Beschwörungsformel: »so ergehe es allen Verräthern!« aussprechen soll. Keiner hört, Niemand hat Acht auf das, was jener zwischen den Zähnen murmelt. Aller Gedanken sind einzig und allein mit dem blutigen Auftritte beschäftigt. Und als zum Schlusse der Befehlshaber ruft: »es lebe der König!« so stimmen zwar die Soldaten auf Befehl ein, aber ihre Stimmen, dumpf wie aus dem Grabe kommend, zeigen eiskalte Gleichgültigkeit.

Die übrige versammelte Menge bleibt stumm. Keine einzige Stimme wird laut für den König oder gegen sein Opfer.

Der leblose Körper wird zerstückt und auf das Rad geflochten. Der Kreis löst sich auf; die Truppen kehren in ihr Lager zurück, die Volksmasse trennt sich nach und nach und ein jeder kehrt zu seiner Heimath zurück. Ueberall finstres Schweigen und düstere Stimmung.

Hagen betet schweigend über Patkull's blutigen Ueberresten, dann verläßt er seufzend den Richtplatz.*)

---

*) Der 8te bis 11te Auftritt sind wortgetreu dialogisirt nach einer kurzen Nachricht von Johann Reinhold Patkull's Hinrichtung und Tode, datirt Casimir, den 1. October 1707 und unterzeichnet »Lorenz Hagen, Pastor bei dem Regiment des Herrn Oberst Nils von Hjelmen.«

Zwölfter Auftritt.

(Carl's XII. Gemach im Hauptquartier.)

Der König ſitzt an einem Tiſch, eine Bibel in Folio vor ſich aufgeſchlagen, in ihr Leſen vertieft.

Der Generalmajor Lagerkrona tritt leiſe ein, bleibt ſchweigend an der Thür ſtehen, faltet die Hände wie zum Gebet und nimmt eine andächtige Miene an.

Nachdem Carl ein Capitel beendet, ſchlägt er die Bibel zu und begrüſit Lagerkrona mit einem freundlichen Nicken: „Habt Ihr mir etwas zu melden, lieber Lagerkrona?“

Lagerkrona (mit einer tiefen Verneigung): „Soeben iſt die Nachricht von Caſimir eingetroffen, daß Ew. Majeſtät gnädiges und höchſt gerechtes Urtheil an dem Landesverräther Patkull vollſtreckt worden.

Carl (kalt): „Gut. Man hat ſich hoffentlich meinen Willen zur Richtſchnur dienen laſſen, daß die Strafe mit dem gebührenden Nachdruck vollzogen werde, auf daß der Landesverräther für ſeine Miſſethaten büße und Andern zur Warnung diene?“

Lagerkrona: „Ohne Zweifel, Ew. Majeſtät; denn Patkull hat während der Martern ſich ſelbſt als Gnade erbeten, daß ihm das Haupt abgeſchlagen werde.“

Carl (haſtig): „Und man hat ihm dieſe Milderung ſeiner Strafe gewährt?“

Lagerkrona (verlegen): „Ich glaube wohl nicht. Jedenfalls werden Patkull ſeine Qualen getödtet

haben, ehe noch ſein Haupt unter dem Beile fallen konnte.«

Carl (wird roth im Geſicht und zieht dreimal hintereinander die Lippen unter der Naſe zuſammen:) »Es iſt Unſer gnädiger Wille und Befehl, daß der, welcher den Befehl bei der Hinrichtung führte, auf drei Wochen in das Gefängniß komme.«

Letzter Auftritt.

(Ein Bankett auf dem Schloſſe in Dresden.)

Die prächtig erleuchteten Räume wimmeln von reich gekleideten Herrn und Damen. Aus dem Tanzſaale erſchallt muntre Muſik und die geſchmückten Paare ſchwingen ſich herum bald in gravitätiſchen Menuetten, bald in muntern Contretänzen. Die Gemahlin des Königs August nimmt ſelbſt an dieſem Vergnügen Antheil, während die alte Churfürſtin, die Mutter deſſelben und Carls XII. Mutterſchweſter, Karten ſpielt. Der elfjährige Churprinz ſpielt Soldat und hält in einem entfernteren Zimmer Waffenübungen, wo ein Haufen junger Garniſonoffiziere ſich bereitwillig und angelegen zu dem Treiben des fürſtlichen Knaben hergiebt. In einem andern Gemach wird an einem langen mit grünem Tuche bedeckten Tiſche Pharao geſpielt. Haufen von Gold ſind zwiſchen einer Menge von Wachslichtern, welche von ſilbernen Leuchten von der zierlichſten Arbeit ihren Schein verbreiten, aufgeſtapelt, fordern die Gewinnbegierde her-

aus und muntern auf, das Glück zu verſuchen. Der König ſelbſt hat ſich hier niedergelaſſen und zwiſchen ſeiner erklärten Geliebten, der Gräfin Königsmark, und deren Hauptfeinde, ſeinem Oberfeldherrn Grafen Flemming, Platz genommen. Den ſpielenden und tanzenden ſowie allen übrigen Gäſten warten reich mit Gold geſchmückte Pagen fleißig mit Erfriſchungen auf.

August (lachend zu Flemming): „Sie ſind halsſtarrig, Marſchall, wie mein Vetter, Se. Majeſtät Carl: noch nicht einen einzigen Dukaten haben Sie auf die Dame geſetzt, und ich habe doch auf ſie ſchon ein Six leva gewonnen.“

Flemming (mit einem ausdrucksvollen Seitenblick auf Aurora Königsmark): „Dann rathe ich Ew. Majeſtät die Vettel je eher je lieber zu verlaſſen, denn eine ſo anhaltende Treue iſt bei ihr ohne Beiſpiel.“

August (lächelt höhniſch und tritt Aurora leiſe auf den Fuß): „Ha, ha, ha! . . . . Ihr verliert Euren Einſatz auf den Buben, ſchöne Gräfin!“

Aurora (reißt die Karte entzwei und wirft die Stücke unter den Tiſch): „Es giebt kein andres Mittel, dies zudringliche Geſchlecht los zu werden. (Flemming einen zornigen Blick zuwerfend). Jedesmal wo ich auf Gewinn oder Verluſt eine Karte im Spiel ſuche, verfolgt mich dieſer Krümper.“

August klatſcht mit den Händen, lacht und ruft „Bravo!“ Flemming beißt ſich in die Lippen.

Der Oberkammerherr (zu Aurora): „Euer Excellenz bemerken nicht, daß der König der Frau Gräfin gewonnen hat.“

Aurora (mit Schlauheit): „Deſſen war ich gewiß. Bei ihm währt das Unglück nicht lange und er endet ſtets ſiegreich, wenn man nur Geduld und Ausdauer hat.“

Auguſt giebt ihr mit einem beifälligen und belohnenden Blicke zu erkennen, daß er den Sinn ihrer Worte verſtanden hat.

Das Spiel dauert fort, eben ſo der Tanz. Haufen von Zuſchauern umlagern dieſe Beluſtigungen, während Andere von den Gäſten ſich in den Fenſtervertiefungen unterhalten.

Die verwittwete Königin macht ein Piquet à trois mit zweien von ihrem Hofſtaat, einem Hofmarſchall und der Staatsdame Einſiedlerin. Ein Page überreichte der letzteren einen Brief, den dieſe nach einem flüchtigen Blick auf das Siegel und die ihr gleichfalls unbekannte Handſchrift gleichgültig unter einen der Leuchter legt.

Die Kurfürſtin (mild): „Warum erbrichſt Du nicht Deinen Brief, meine gute Einſiedlerin. Vielleicht iſt ſein Inhalt dringend, da man ihn hier Dir zugeſtellt hat.“

Die Staatsdame: „Wäre das auch der Fall, ſo ziemt es mir doch mit dem Leſen zu warten, ſo lange ich die Gnade genieße, an der Partie Ew. Hoheit Theil zu nehmen.“

Die Churfürſtin: „Wenn ich es nun aber erlaube .... Beim nächſten Geben ſcheideſt Du aus, und nichts hindert Dich dann, nach dem Inhalt des Briefs zu ſehn.“

Die Staatsdame (ſich verneigend): „Wie Ew. Hoheit zu befehlen geruhen.“

Sobald die Einſiedlerin frei iſt, und die Churfürſtin und der Hofmarſchall ſpielen, erbricht ſie den Brief und lieſt. Tödtliche Bläſſe überzieht mehr und mehr ihr Geſicht, ihr ganzer Körper bebt, endlich ſtürzt ſie, den unglückverkündenden Brief in der Hand, mit einem durchdringenden Schrei vom Stuhl auf den Boden.*)

*) A Madame, Madame von Einsiedlerin, veuve de Monsieur d'Amour et Dame d'honneur de la Cour Saxonesse.

Hochedle und wohlgeborne Frau!

Es wird dieſe Correſpondenz eines unbekannten Dieners der wohlgebornen Frau ohne Zweifel fremd vorkommen, dieweil derſelbe noch nicht das Glück gehabt hat, Hochdero fürnehme Perſon zu ſehn. Aber ich werde dazu veranlaßt, ja ſogar gezwungen durch die Bitte eines vordem von der wohlgebornen Frau herzinnigſtgeliebten Freundes, der zwar für ſeine Sünde als Menſch, aber für ſeinen Glauben als Chriſt, und für ſeine Aufrichtigkeit und Redlichkeit als ein treuer und beſtändiger Diener der wohlgebornen Frau den Tod erlitten hat. Ein Beweis des erſten ſind die zu ſeinem Andenken aufgerichteten Pfähle. Ein Grund für das zweite ſeine innigen Seufzer und bis in den Tod dauernde glühende Andacht. Zeugen des letzten waren ſeine eigenen Worte: »meldet meinen Abſchiedsgruß an meine Liebſte, die wohlgeborne Frau von Einſiedlerin und ſchreibt ihr, daß ihr Verlobter Patkull geſtorben, ihr für die ihm bewieſene Zuneigung mit hundertfältigem Danke verbunden ſei und mit thränenden Augen und betrübtem Herzen wünſche, daß ſie lange und wohl leben möge; denn von nun an iſt ſie frei.« Dieſe, wie ich zuverläſſiglich weiß herzkränkende Todespoſt, hätte ich wohl gern einem An

Allgemeiner Aufstand, allgemeine Bestürzung und Neugierde.

Tanz und Spiel hören auf. Der König und die Königin eilen von verschiedenen Seiten zur Churfürstin, welche die ohnmächtige Staatsdame nach ihren Zimmern bringen läßt. Der Brief fällt hierbei auf den Boden und wird von dem König erhascht, ungeachtet die Churfürstin ihn bittet, das Geheimniß einer Dame zu schonen, das sie selbst zu durchdringen sich schäme, wenn es ihr nicht die Einsiedlerin, sobald sie sich erholt habe,

---

dern überlassen, zumal mir nicht unbekannt ist, daß eine solche die in Ehre und Verlöbniß verbundenen Herzen um so viel tiefer verwundet. Doch auf sein eigenes Verlangen und aus Pflicht meines Amts als sein Beichtvater, als solcher von meiner gnädigen Obrigkeit für den wohlgebornen Herrn, Euren vordem geliebten Freund, ausersehn, um ihm bis zu seinem letzten Augenblicke beizustehn, habe ich Gegenwärtiges der wohlgebornen Frau berichten wollen, hoffend, die wohlgeborne Frau werde mit den hohen Augen ihres Verstandes diese Post nicht allzu betrübt aufnehmen, alldieweil seine Seele gewißlich bei Gott ist. Und da ich weiß, daß diese Post bei der wohlgebornen Frau nichts Anderes als Trauer, Angst und Betrübniß erwecken wird, so will ich doch lieber, obschon gegen meinen Willen, eine solche kundmachen, denn als ein ungetreuer und ungehorsamer Diener dessen erfunden zu werden, der mir einen Auftrag ertheilt hat. Verbleibend

der wohlgebornen Frau
dienstwilligster Diener
Lorenz Hagen,
Regimentspastor bei dem Dragoner
Regiment des Herrn
Oberst Nils von Hjelmen.

freiwillig vertraue. August, taub gegen die Bitten seiner Mutter, winkt Aurora abseiten in ein Cabinet.

Der König (mit der einen Hand schadenfroh auf den Brief zeigend, den er in der andern hält): „Komm her, so sollst Du Theil an der Entdeckung haben. Sicherlich eine verschmähte Flamme, ein mißglücktes Liebesabenteuer) ein verrathenes Stelldichein, oder etwas ähnliches, was meiner Frau Mutter scheinheilige Staatsdame, die mit ihrer zerbrechlichen Schaale von Tugend prunkt, nicht hat verschmerzen können.“

Aurora (schalkhaft mit dem Finger drohend): „Pfui, daß Ew. Majestät nie sich das Mißtrauen und die Bosheit gegen unser armes Geschlecht abgewöhnen können! Ein Damenbillet zu stehlen, ist Kirchenraub und geschieht nicht ungestraft.“

Der König (höhnisch): „Es gelüstet mich zu sehn.“

Er öffnet den Brief und liest. Sein Blick wird finster, er wechselt die Farbe; Schweißtropfen rinnen von seiner Stirn.

Aurora Königsmark, die ihn unausgesetzt betrachtet, ruft aus: „Ew Majestät befinden sich nicht wohl (springt zur Thüre des nächsten Zimmers und ruft): Page! ein Glas Wasser!“

Der König (sie anfahrend): „Keine Thorheiten, das bitte ich mir aus! Ich fühle mich völlig wohl. (Mit erzwungenem Lachen). Nur die Sorge für das Gewissen und den Ruf meines Vetters, des Königs von Schweden, hat mich etwas in Aufregung gebracht.“

Aurora (erstaunt): „Wie so?“

Der König: »Er hat Patkull denſelben Weg geſchickt wie Paykull.«

Aurora: »O Gott! ... Und Ew. Majeſtät, welche den armen Menſchen auslieferten!«

Der König: »Bah! ... Auf jeden Fall iſt es nicht ſo arg. Dieſe Grauſamkeit trägt dazu bei, Carl in der ganzen Welt, vielleicht ſogar in ſeinem eigenen Lande verhaßt zu machen. Dadurch erhalte ich Waſſer auf meine Mühle ... kommt ſchöne Gräfin und laßt uns zum Pharaoſpiel zurückkehren.«

Aurora Königsmark (ihr Haupt ſchüttelnd): »O ihr Könige! ihr Könige!«

Siebentes Kapitel.

Von dem Richtblocke Paykull's und der Folterbank Patkull's ging ein Fluch aus über den gekrönten Henker und sein Haus und Land. Im Jahr 1707 stieg der Rauch des vergossenen Bluts racheschreiend zum Himmel und schon im Jahre 1708 begann das unversöhnliche Schicksal, sein strafendes Wiedervergeltungsrecht auszuüben ....

Nur eine Person gab es, welche jetzt mit Piper den unbeschränkten Einfluß bei Carl XII. theilte: seine älteste Schwester, welche er mehr als irgend einen andern Menschen liebte. Während Diejenigen, welche hauptsächlich augenblickliche Vortheile suchten, ihre Knice vor Piper und dessen Gemahlin beugten, sammelten sich die Glücksritter der Zukunft um die Herzogin von Holstein, in deren einzigem Sohne sie einen Thronfolger witterten. Diesem Gedanken laute Worte zu geben, war zwar damals noch gefährlich; aber er verrieth sich bei den Schweden durch die geschäftige Schmeichelei, welche auf Mutter und Sohn gehäuft wurde, und bei den Holsteinern durch den höheren Ton, den diese annahmen und durch ihre häufigeren Besuche in Schweden.

Der Adminiſtrator des Herzogthums während der Minderjährigkeit des unmündigen Herzogs, der Bruder des gefallenen Herzogs, Prinz Chriſtian Auguſt, beſuchte ſelbſt Stockholm, um ſeine Schwägerin für die Holſteinſchen Angelegenheiten zu intereſſiren, und ſich und ſeine Landsleute mit den ſchwediſchen näher bekannt zu machen. Mit dem verſtorbenen Fürſten war Pincier's Rolle zu Ende und dieſe übernahm in einem noch ausgedehnteren Umfange der nur allzu berüchtigte Geheimerath Baron Görtz, unterſtützt von ſeiner Creatur, dem Generallieutenant v. Dernath. Der Herzog Adminiſtrator verſäumte nicht, ſich nach allen Seiten hin gut zu ſtellen. Während er ſich das Fürwort ſeiner erhabenen Schwägerin bei ihrem damals noch mächtigen Bruder in Angelegenheiten, die Holſtein betrafen, erwirkte, ſuchte er zugleich die Gunſt des Piperſchen Paars durch Beſuche bei der Gräfin und ihrem Factotum Teſſin zu gewinnen. Mit Freigebigkeit und Glanz des Lebens repräſentirte Hedwig Sophia ihren fürſtlichen Rang. Am Abend vor ſeiner Abreiſe gab ſie ihrem Schwager ein prächtiges Feſt und machte zugleich an ſein Gefolge reiche Geſchenke.

Der 26. Juni 1708, Hedwig Sophia's 27ſter Geburtstag, wurde ſehr glänzend bei Hofe gefeiert. Ueberall Pracht und Freude, Genuß und Hoffnung. Nur die verſchloſſene und von Haß erfüllte Ulrice Eleonora verdroß es nicht wenig, ſich verdunkelt zu ſehn, und zwar nicht bloß von ihrer älteſten Schweſter, ſondern ſogar von deren erſt achtjährigem Sohne, welcher bereits ein Gegenſtand der Berechnungen und unabläſſi-

ger Huldigung für den Schwarm der Glücksritter war. Auch war sie die Einzige, welche es nicht ungern sah, als einige Zeit danach der junge Fürst an den Pocken gefährlich erkrankte und mehrere Wochen zwischen Leben und Tod schwebte. Untröstlich waren die verwittwete Herzogin, seine Mutter, und die verwittwete Königin, sowohl für ihre eigene Person, als namentlich auch in dem Gedanken an die Betrübniß, welche, wie sie wußten, dem Könige der Verlust des einzigen Schwestersohns bereiten würde.

Mit ängstlicher Neugier, wie nur eine Mutter sie hegen kann und wie sie auch nur eine Mutter zu fassen vermag, befragte die Herzogin den Archiater um seine Meinung von dem Ausgange der Krankheit ihres Sohns.

„Ich sage nichts — war Hjärne's Antwort — und nur ein Narr, ein Großsprecher und Quacksalber kann sich bei diesem Krankenbette mit Voraussagungen abgeben. Daß ich Alles thue, was Wissenschaft und Erfahrung bisher an die Hand gegeben hat, davon werden Ew. Hoheit auch ohne weitere Versicherungen von meiner Seite überzeugt sein, und daß ich die Hoffnung nicht aufgegeben habe, muß Ihnen zum Trost gereichen. Strenge aber verbiete ich Ew. Hoheit, sich dem Zimmer zu nahen, wo der Prinz krank liegt. Ew. Hoheit könnten sich sonst leicht selbst die Krankheit zuziehn und dann würde das Uebel noch ärger."

Hedwig Sophia ließ sich das gesagt sein, denn ihr großmächtigster Bruder war als König nicht despotischer, als es sein berühmter Arzt in der Ausübung seines Berufs war.

Zwei andere Perſonen aber gab es, von deren eindringlichen Fragen über die Ausſichten auf Geneſung oder auf einen unglücklichen Ausgang der Krankheit Hjärne ſich nicht in derſelben Weiſe losmachen konnte, wie er die Neugier aller Andern abſpeiſ'te. Teſſin lag ſowohl aus perſönlicher Anhänglichkeit an das Königshaus, wie aus Eifer für Piper's Intereſſen, viel daran, dem abweſenden Günſtlinge und durch ihn dem Könige ſo oft als möglich über den Zuſtand des Prinzen Auskunft geben zu können. Ebenſo war es für den Königl. Rath Horn in ſeiner Eigenſchaft als Gouverneur des Prinzen ſowohl Amts- wie Gewiſſenspflicht, mit Beſtimmtheit zu erforſchen, was man hinſichtlich der Krankheit des Knaben zu fürchten habe.

Das Herz einer Mutter, ſtets wachſam und mißtrauiſch, wo es dem Gegenſtand ſeiner zärtlichen Sorgfalt gilt, und um Auswege nicht verlegen, verleugnete ſich auch nicht bei der guten Herzogin von Holſtein. Nicht zufrieden mit den Mittheilungen, die ſie ſelbſt von Hjärne über den Zuſtand ihres Sohns empfing, trug ſie ihrem Kammerfräulein, der Gräfin Maria Horn, auf, für ihre Perſon Teſſin darüber auszuforſchen, von dem ſie vorausſetzte, er kenne beſſer als irgend ein Anderer die innerſten Gedanken ſeines Schwagers und werde gegen ihre Umgebung weniger als gegen ſie zurückhaltend ſein. Fräulein Horn machte daher der Gräfin Teſſin häufige Beſuche, und ihre Mittheilungen und die Art ihres Umgangs mit dem Oberintendanten wurde mehr und mehr vertraulich, ſowohl in deſſen Hauſe wie bei Hofe, wo ſie ſich täglich trafen. Hierdurch bildete

sich allmählig unter ihnen ein fast geschwisterliches Verhältniß, über das Tessin's Gattin scherzte und lachte und welches die Herzogin, deren Gunst Fräulein Horn in hohem Grade genoß, beifällig begünstigte.

Auf einer anderen Seite fand sich eine vertraulichere Berührung zwischen dem Gouverneur des kranken Prinzen und dem Arzte. Von der Wissenschaft und dem augenblicklichen Gegenstande der Fürsorge des Letzteren ging die Unterredung zuweilen auf die Weltbegebenheiten und den Zustand des Landes über. Niemals kam es vor, daß Horn Besorgniß oder Unzufriedenheit äußerte, aber eben so wenig suchte er Hjärne's bittere Bemerkungen zu hindern oder zurückzuweisen und wenn dessen Unwillen sich auf die Regierung selbst richtete, und er die Schuld an dem allgemeinen Unglücke auf die in die Hände eines jungen, unerfahrnen und selbstischen Fürsten gelegte Alleinherrschaft schob, dann klärte sich die Stirn des Rathsherrn auf und sein Blick war fast noch ausdrucksvoller, als es der Druck seiner Hand war, wenn er diese mit einem leichten Seufzer Hjärne darreichte. Horn's Lippen aber entwand sich kein Wort, das ihn hätte bloßstellen können, wenn es dem Könige berichtet worden wäre.

Eine Krisis in der Krankheit des Prinzen trat ein — und er war gerettet. Der Hofkreis wetteiferte, seine Freude zu bezeigen und die dem Königlichen Hause wahrhaft Ergebenen fühlten sie tief in ihrem Herzen. Wie aber ließe sich die unermeßliche Mutterfreude der Herzogin beschreiben, welche nur durch Hjärne's unerbittliches Verbot für sie, noch lange Zeit den geliebten

Sohn nicht ſehn und ihm nicht nahen zu dürfen, niedergehalten wurde. Nicht allein ihre Zärtlichkeit und ihre Sehnſucht, den Gegenſtand der erſteren in ihre Arme zu ſchließen, wuchs von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde, ſondern auch zu gleicher Zeit ihr Wohlwollen gegen das Teſſinſche Haus, zu welchem ſie auch den Arzt rechnete.

Bei dieſer Lage der Dinge erbat ſich ein naher Verwandter dieſes Hauſes ein Zeichen ihrer Gnade, das ſie mit Freuden gewährte.

Die älteſte Schweſter der Gräfin Teſſin, die dem Leſer bereits aus einer früheren Periode dieſer Skizzen bekannte Reichsräthin Sparre*) hatte einen Sohn, Erich, der einer der ſchönſten Männer ſeiner Zeit, einer der munterſten Geſellſchafter, und dabei eben ſo unerſchrocken und tapfer in dem blutigen Spiele des Kriegs, wie fein, ſchlau und unermüdlich als Diplomat war. Edelmann dazu in des Worts weiteſter Bedeutung und edelſtem Sinne, nicht bloß an Geburt, ſondern auch in Geſinnung und Thaten, war er ſehr jung in franzöſiſche Dienſte getreten, wo er nach einigen Jahren ein Regiment bekam. Auch verlieh ihm Carl XII. ein ſölches in ſeinem Heere, mit dem er im Jahre 1703 den Feldzug in Polen mitmachte. Jedoch kehrte er mit Erlaubniß des Königs nach Frankreich zurück, wo Ludwig XIV. ihn im Jahre 1707 zum General-Lieutenant ernannte. Dies verdroß Carl XII. und Sparre gerieth für einige Zeit in die völligſte Ungnade. Als einer ſeiner nahen

*) Th. II. Cap. 2.

Anverwandten ſich bei dem ſchwediſchen Monarchen für ihn verwandte, erhielt er verächtlich zur Antwort: „Da er ohne mich ſich behelfen kann und eines andern Herrn Dienſt dem meinigen vorgezogen hat, ſo kann ich mich auch ohne ihn behelfen.“ Zu eben dieſer Zeit vermählte ſich Sparre mit der jüngſten Tochter des eben ſo vermögenden wie einflußreichen Reichsraths Grafen Wrede, Sophia; die Hochzeit, welche im Hauſe der Schwiegereltern gefeiert wurde, war in jeder Hinſicht prächtig. Unter der Zahl der Gäſte befanden ſich die beiden Schweſtern des Königs und die verwittwete Königin wurde nur durch Unpäßlichkeit abgehalten, durch ihre Gegenwart den Glanz der Feſtlichkeit zu erhöhen. Nichts deſto weniger ſchwankten und überlegten Schwiegervater und Schwiegerſohn lange, ob der General in Frankreich bleiben, oder der Verwaltungs- und diplomatiſchen Laufbahn ſich zuwenden, oder auch .... als Volontär in Carl's XII. Heer treten ſolle.

Die Freude des neuvermählten Paars erreichte im folgenden Jahre ihren Höhepunkt, als die Gräfin Sparre einen Sohn gebar, der ihr und dem Schwiegervater zu Ehren den Namen Wrede-Sparre erhielt. Eben jetzt war es, wo der überglückliche Vater ſich als Zeichen der Gunſt von der Herzogin erbat, bei ſeinem Kinde Pathenſtelle zu übernehmen; und dies geſchah.

Hedwig Sophia, deren eigene Mutterfreude in Sophia Wrede's ſich abſpiegelte, wünſchte ihr Glück, einen Sohn erhalten, und ſich, einen Sohn aus den Armen des Todes wieder erhalten zu haben. Die beiden entzückten Mütter miſchten ihre Freudenthränen. Jemand

aus der Gesellschaft nahm Gelegenheit aus Anlaß des eben begonnenen Decembermonats schmeichelnd zu bemerken, daß die Genesung des jungen Herzogs und die Geburt des Sparreschen Sohns ein Weihnachtsgeschenk des Schicksals an das Königshaus und an die Familien Sparre und Wrede sei.

Was aber das Schicksal mit der einen Hand gab, nahm es wieder mit der andern.

Nach beendigter Taufe umarmte die Herzogin die Generalin Sparre, sagte der übrigen Gesellschaft Lebewohl und reiste, nachdem sie Graf Wrede und sein Schwiegersohn an ihren Wagen begleitet hatten, ab.

Von ihrer eigenen und von der Mutterfreude, deren Zeugin sie so eben gewesen, war sie zu erfüllt, um bei ihrer Rückkehr die strenge Quarantaine zu beobachten, welche ihr die Vorsicht des Arztes auferlegt hatte. Betrat sie auch nicht das Zimmer, in dem der geliebte Sohn seine Genesung abwartete, es war schon ein Genuß, mit dem eine Gefahr nicht verknüpft war, in einem der Vorzimmer von irgend Einem der Dienerschaft Nachricht über sein Befinden einzuziehn und vielleicht einen Schimmer von ihm in der Entfernung zu sehn.

Nachdem sie ihren Beschluß ausgeführt und in ihre Gemächer wieder zurückgekehrt war, fühlte sie sich unendlich leicht zu Sinne und ihre heitere Laune belebte den ganzen Hofkreis. Aber diese Freude war nur eine augenblickliche. Sie hatte das Gift der Krankheit eingeathmet, noch an demselben Abende fühlte sie sich unwohl, mußte sich zu Bett legen und zu Hjärne schicken lassen.

Sorgfältig untersuchte dieser den Zustand der Kranken, die Beschaffenheit ihres Leidens und was dem Ausbruche desselben vorangegangen. Die Vorwürfe, welche die Herzogin mit Angst erwartet hatte, blieben ganz und gar aus. Keine Spur der gewöhnlichen Bitterkeit des Archiaters; kein Wort verrieth aber auch, wie er das Uebel ansah und beurtheilte. Nur aus dem ernsten und finstern Ausdruck seines Gesichts und aus seiner düstern Zurückhaltung ließ sich schließen, daß damit nicht zu scherzen sei. Auf die Fragen der Herzogin antwortete er nur: „Ew. Hoheit müssen sich so ruhig wie möglich zu halten suchen und Sich um nichts sorgen. Unsere Sache ist es, für Sie zu denken und zu handeln, gnädigste Fürstin!“

Der Günstling der Herzogin, das Kammerfräulein Horn, suchte auf jede Weise die Meinung des Arztes über ihre Beschützerin zu ergründen. Sie verließ vor ihm das Schlafgemach, trat ihm in einem der Vorgemächer in den Weg und beschwor ihn mit Thränen, ihr zu sagen, was man zu fürchten oder zu hoffen habe.

„Um nicht jeden Hoffnungsfunken auszulöschen — gab dieser jetzt unumwunden zur Antwort — muß man die Herzogin nicht wissen lassen, daß wir Alles zu fürchten haben. Sie hat die Pocken und zwar von böser Art.“

Nahe daran, zu Boden zu sinken, ergriff Fräulein Horn krampfhaft Hjärne's Hand. „Das taugt durchaus nicht — rief dieser hitzig aus — in Gegenwart der Kranken darf keine Spur von Bewegung gezeigt werden, es würde dadurch beschleunigt werden, was leider!

vielleicht überhaupt nicht abzuwenden ist. Sparen Sie Ihre Thränen für jetzt, der Tag kann kommen, wo diese nöthig sind.«

Und dieser Tag kam!

Mit jeder Stunde wuchs die Gewalt der Krankheit und erhöhte sich die Besorgniß vor einem schlimmen Ausgange. Die Bestürzung bei Hofe läßt sich nicht beschreiben. Keines Bestürzung aber war zu vergleichen mit der des Kammerfräuleins Horn, deren Liebe zur Herzogin fast an Schwärmerei grenzte, und der von Tessin, dessen peinliche Obliegenheit es war, die Trauerpost schriftlich dem abwesenden Monarchen, der das Leben seiner älteren Schwester höher als das eigene schätzte, mitzutheilen. Die gemeinsame Trauer führte Tessin und Fräulein Horn immer näher und näher zusammen. Kein Tag verging, wo sie sich nicht in dem Vorgemach der Herzogin trafen und wo dann die Thränen des Fräuleins reichlich flossen, und Tessin sie trotz seiner eigenen Besorgnisse zu trösten suchte.

Während eines, diesen traurigen Betrachtungen und Mittheilungen geweihten, Untervieraugen kam der Arzt hinzu, der länger als gewöhnlich auf sich hatte warten lassen. Er, der sonst unaufhörlich Andern Fassung predigte und diese selbst auch beobachtete, war selbst in diesem Augenblicke so erschüttert, daß er seufzend sogleich sich auf das Sopha niederließ, um sich zu erholen. Auf seinen Wink trat Fräulein Horn an ihn heran.

»Hat sich der Zustand drinnen (Hjärne zeigte dabei auf den Eingang zu den Zimmern der Herzogin) sehr verschlimmert, seit ich zuletzt hier war?«

Das Fräulein erwiederte, daß ſie ihn unverändert glaube. „Hm“ brummte der Archiater zwiſchen den Zähnen.

„Weshalb — bemerkte Teſſin — ſtellſt Du nur eine beklagenswerthe Verſchlimmerung in Frage?“

„Deßhalb — entgegnete Hjärne — weil eine Beſſerung nicht mehr in der Macht der Menſchen liegt. Aber die Cataſtrophe kann beſchleunigt werden, und dieſem eben werde ich zuvorzukommen ſuchen. Niemand unterſtehe ſich, unter irgend einer Bedingung die Namen Sparre und Wrede in Gegenwart der Herzogin zu nennen, oder andre als ausweichende Antworten zu geben, wenn zufällig die Rede darauf kommen ſollte.“

„Was aber iſt die Veranlaſſung zu dieſer ſeltſamen Vorſchrift?“ — rief in höchſtem Erſtaunen Teſſin aus.

„Die ſchlimmſte — ſagte ſeufzend Hjärne. — Ich komme unmittelbar von dem Hauſe des Generals Sparre, wo vor ein paar Tagen die Freude noch ſo groß war und jetzt . . .“

„Iſt dem Neugebornen etwas zugeſtoßen?“ — unterbrach ihn mit Heftigkeit Teſſin.

„Das Kind iſt kerngeſund — antwortete nicht ohne Bitterkeit Hjärne. — Ich ſpreche von der Mutter. Eine Milchverſetzung, eine unſinnige, übereilte Nachricht, daß die Herzogin bei der Rückkehr von der Taufe die Pocken bekommen . . . kurz General Sparre, Deiner Frau Schweſterſohn, iſt in dieſem Augenblick Wittwer.“

„Allmächtiger Gott!“ rief, indem er die Hände zuſammenſchlug und mit erhobenen Blicken Teſſin.

Fräulein Horn ſchluchzte laut. „Weint hier aus — nahm Hjärne wieder das Wort — das erleichtert die Bruſt; aber ich wiederhole mein Verbot, nicht darinnen zu ſeufzen und den Mund hängen zu laſſen. Ihr ſeht, wie es der Gräfin Sparre erging.“

Es bedurfte dieſes ſtarken Beweggrundes, um die Thränen des tieffühlenden Fräuleins Horn zu trocknen und ihr Kraft einzuflößen, ſich am Krankenbette ihrer angebeteten Herzogin ruhig zu zeigen.

Unter ſo traurigen Vorboten nahte der Weihnachtsabend und die ſonſt üblichen Vorbereitungen zur Beſcheerung wurden in Erwartung des beſten Geſchenks: des Lebens und der Geneſung der Herzogin, eingeſtellt. Schon brach der zweite Tag vor Weihnachten an und noch hatte der Tod ſein Opfer nicht abgefordert, aber auch eben ſo wenig ſeine Anſprüche aufgegeben. Dieſer Aufſchub entzündete neue Hoffnungen bei Allen, nur nicht bei Hjärne, der mit finſterm Ernſt andeutete, daß eben dieſer Tag der entſcheidende ſei. Trete in ſeinem Verlaufe eine unvermuthete Beſſerung ein, ſo könne man anfangen, aufs Neue zu hoffen.

„Und anderen Falls?“ fielen ihm Teſſin und Fräulein Horn faſt zu gleicher Zeit in das Wort.

„Anderen Falls — wiederholte mit gefurchter Stirn und gerunzelten Augenbrauen Hjärne — hat die Ungewißheit ein Ende.“

Der Archiater verließ an dieſem Tage das Königshaus nicht, und auch Teſſin hielt ſich mehr dort, als in ſeinem eigenen Hauſe auf. Seine Gattin wartete während der ganzen Krankheit der Herzogin täglich der

verwittweten Königin auf, um ſie zu tröſten und ihre Thränen mit den ihrigen zu vermiſchen. Die Ruhe, welche der Arzt vorſchrieb, wurde, mit oder ohne Vorſchrift, nur von der Prinzeſſin Ulrice Eleonore beobachtet. Man würde ſich eines grauſamen Unrechts ſchuldig machen, wollte man behaupten, ſie habe den Tod der Schweſter erſehnt; aber eben ſo grundfalſch wäre es, vorzugeben, daß ihr die Geneſung derſelben beſonders am Herzen gelegen habe.

Fräulein Horn ſchlich ſich zuweilen aus dem Schlafgemach, um Teſſin von dem Zuſtande der Kranken Nachricht zu geben und um ihren Thränen freien Lauf zu laſſen. Mehrere Mal hatte ſie auf dieſe Weiſe dem Oberintendanten troſtloſe Botſchaft gebracht. Der Leſer möge daher ſeine frohe Ueberraſchung beurtheilen, als Fräulein Horn auf einmal in das Zimmer ſtürzte, mit der Nachricht, die Kriſis, deren Ausbleiben man annöthigerweiſe gefürchtet, ſei eingetreten, die Schmerzen hätten die Herzogin verlaſſen und dieſe ſei in einen tiefen Schlaf geſunken.

Kaum wagte Teſſin, ſeinen Ohren zu trauen. „Der Archiater ſagt, daß die Gefahr überſtanden?“ fragte haſtig Teſſin.

„Das zwar nicht — war die Antwort des Fräuleins. — Er ſagte nur: jetzt hat ſie keine Schmerzen mehr. Ich ſah ſie einſchlummern und eilte augenblicklich hinaus, um Ihnen, Herr Baron, dieſe freudige Nachricht mitzutheilen.“

Teſſin dankte ihr mit Worten, mit glühenden Blicken und mit einem ſo warmen Druck der Hand, daß

es unter andern Verhältniſſen und andern Perſonen für eine Liebeserklärung hätte gelten können.

Fräulein Horn heftete ihre ſeelenvollen Augen auf ihn und ſah ihn an mit Blicken, aus denen die lebhafteſte Dankbarkeit ſtrahlte, Dankbarkeit für die Theilnahme, welche er ihrer angebeteten Beſchützerin zeigte. Um jedes, auch das geringſte Geräuſch zu vermeiden, was den Schlaf der Kranken ſtören könnte, zögerte das Fräulein, zu dieſer zurückzukehren und ließ ſich ſtatt deſſen in ein Geſpräch mit dem Oberintendanten ein. Lange unterhielten ſie ſich, endlich trat Hjärne, aus dem Schlafzimmer kommend, ein.

Teſſin eilte, Fräulein Horn flog ihm entgegen, um aus ſeinem Munde die frohe Botſchaft beſtätigt zu hören. Aber in Hjärne's Antlitz ſtand dieſe Beſtätigung nicht zu leſen. Weder dem Fräulein, noch dem Oberintendanten entging dies, und der letztere fragte eindringlich und mit Wehmuth, ob eine neue Veränderung mit dem Zuſtande der Kranken eingetreten ſei?

„Eine neue! — wiederholte kopfſchüttelnd Hjärne Ich bin nur Eine gewahr geworden ... die, welche ich lange vorausgeſehn und gefürchtet habe.“

„Aber die Herzogin ſchlummerte ja tief und ohne Schmerzen ein?“ ſagte Teſſin, die Antwort, welche er herausforderte, mit Furcht erwartend.

„Gewiß, ſie ſchlummerte tief ein — gab Hjärne ſeufzend zur Antwort — denn ſie erwacht nie wieder.“*)

*) Die Herzogin ſtarb am 22. December 1708.

Mit einem lauten Schrei ſank das Kammerfräulein Horn ohnmächtig auf das Sopha.

Einige Wochen verfloſſen. In einem andern Stockwerk des Königshauſes treffen wir Teſſin, der unruhig die Hände ringt und ſeinen Schwager, der ſo eben aus dem Schlafgemach der Prinzeß Ulrice Eleonora tritt, mit Fragen beſtürmt.

Teſſin: „Wie haſt Du Ihre Königl. Hoheit gefunden?“

Hjärne: „Schlecht, ſehr ſchlecht.“

Teſſin: „Gott wolle doch nicht, daß Gefahr vorhanden ſei?“

Hjärne: „Die größte. Ihr Leben hängt an einem Strohhalm.“

Teſſin: „Barmherziger Gott! Und wie nennſt Du ihre Krankheit?“

Hjärne: „Sie hat ohne Zweifel das Scharlachfieber, und überdies von ſehr böſer Art. Kommt ſie durch, ſo iſt es ein Wunder.“

Teſſin: „Sage lieber, ein Werk Deiner Kunſt, und auf dieſe hoffe ich noch.“

Hjärne: „Sehr verbunden .... Zu hoffen iſt menſchlich, aber gefaßt zu ſein auf Alles, geziemt einem klugen Manne: und hier erſcheint der Ausgang mehr als zweifelhaft.“

Teſſin: „Die Wege der Vorſehung ſind unerforſchlich. Dieſe Unglücksfälle Schlag auf Schlag ſehn aus wie Sündenſtrafen gegen unſer frommes Königshaus.“

Hjärne: „Du triffſt den Nagel auf den Kopf ... Paykull's und Patkull's Blut ſchreien nach Rache.“

Teſſin: „Laß uns dieſe unglückſeligen Namen aus unſeren Geſprächen und wo möglich aus unſerem Gedächtniß löſchen. Se. Majeſtät iſt ein gerechter und gottesfürchtiger Monarch und nur Gott allein für ſeine Thaten Rechenſchaft ſchuldig.“

Hjärne: „Darin eben liegt der Fehler: Die Alleinherrſchaft zieht den Fluch herbei auf das Königshaus und das Land.“

Teſſin: „Du biſt abſcheulich und nur unter einer Bedingung kann ich Dir verzeihen.“

Hjärne: „Und dieſe wäre?“

Teſſin: „Daß Du das Leben der einzigen noch übrigen Schweſter unſres großen Königs retteſt.“

Hjärne: „Soweit dies in den Grenzen meines Vermögens liegt, kannſt Du deſſen gewiß ſein; denn an dieſem Leben hängt vielleicht Schwedens Zukunft.“

Teſſin: „Eine Deiner gewöhnlichen Grillen, deren Werth ich dahin geſtellt ſein laſſe. Einzig und allein wichtig iſt jetzt die Rettung der Prinzeſſin. Möge im Uebrigen der König nach ſeiner hohen Weisheit beſchließen und Gott zur Ausführung ſeinen Segen verleihen.“

Hjärne: „Du biſt wie geſchaffen, Schwager, zum Marſchall an einem Hofe, wo man ſogar während eines Untervieraugen Ohren in den Wänden und Zungen in der Luft fürchtet ... Doch ich ſtehe hier ſchon zu lange und ſchwatze. Erſtlich nach Haus auf ein paar Stunden, um die eignen Angelegenheiten nicht völlig Wind und Wellen zu überlaſſen, dann hierher zurück, um nach

der Wirkung des Pulvers zu ſehn, was ich ſo eben der Prinzeſſin gegeben habe — eines Pulvers, für deſſen Erfindung ich, unter uns geſagt, dem unglücklichen Paykull Dank ſchulde . . . Lebt wohl, mein hochwohlgeborner Herr Schwager!«

Das gedachte Pulver wirkte ſogar über Erwarten ſchnell und wohlthätig. Der Arzt wurde der Krankheit Meiſter. Mit großen Schritten eilte die Beſſerung vorwärts und nach Verlauf einiger Wochen war die Prinzeſſin völlig wiederhergeſtellt.

Dies geſchah im Anfang des Jahres 1709. Die Nemeſis lächelte, als ſie das Königshaus in Stockholm verließ und das Hofvolk jubeln hörte. Sie wußte, noch ehe das Jahr zu Ende ging, in den Wüſten der Ukraine eine koſtbarere Beute aufzuſuchen, welche blutige Thränen dem geſammten ſchwediſchen Volke erpreſſen ſollte.

Achtes Kapitel.

Ulrica Eleonora's Wiedergeneſung wurde durch ein glänzendes Hoffeſt gefeiert. Bei dieſer Gelegenheit ſtattete ihr der franzöſiſche Geſandte Camperdon den Glückwunſch des Königs, ſeines Herrn, und der Herzogin von Bourgogne zu der wiedergewonnenen Geſundheit ab. Es war das erſte Mal, daß Ulrice durch die Aufmerkſamkeit ausländiſcher Mächte geehrt wurde. Aber ſie war jetzt auch die einzige ſchwediſche Königstochter. Wie glücklich machte ſie das! Und wie zufrieden fühlte ſie ſich, von ihrer Schweſter, der Herzogin von Holſtein, nicht länger verdunkelt zu werden.

Das Hinſcheiden der letzteren wurde auch ein Wendepunkt in den Berechnungen nnd dem Benehmen des Gouverneurs ihres Sohns. Bedurfte es auch nicht Hedwig Sophia's, um dem jungen Herzoge die Huld des Königs zu erhalten, ſo war ſie doch mit ihrem milden Sinne und ihrer verſöhnlichen Richtung, eine Ableiterin, welche in einzelnen Fällen die Alleinherrſchaft weniger drückend und folglich im Allgemeinen weniger verhaßt machte. Der kön. Rath Horn baute weniger auf die Wandelbarkeit der Saat, die er ausſäen konnte bei dem

ſeiner Leitung anvertrauten Fürſtenſohne, Falls dieſer dereinſt auch Erbe der höchſten Macht in Schweden werden ſollte, als auf die Abſchaffung der gefährlichen Alleinherrſchaft ſelbſt. Allgemein richtete man die Blicke auf den Mann, der die feine Bildung des Hofmanns mit ausgezeichneter Geſchäftstüchtigkeit, kriegeriſchen Ruhm mit bürgerlichen Verdienſten, Klugheit mit Kühnheit vereinigte, aber man täuſchte ſich über ſeine Abſichten, als man ihn jetzt auf einmal mit beſonderer Befliſſenheit der unbedeutenden Prinzeß Ulrice Eleonora ſich nähern ſah. Gerade zu dieſer Zeit wurde Horn zum zweiten Mal Wittwer, und es verbreitete ſich das Gerücht, welches auch zu ihm drang, er trachte nach der Hand der ſchwediſchen Prinzeß und mit dieſer nach der ſchwediſchen Krone. Aber ſein Ehrgeiz hatte ein edleres Ziel; Ariſtokrat in der großen Bedeutung dieſes Worts, war es des Vaterlandes Rettung und Wiederaufrichtung, die er erſtrebte. So lange ſein Schwager Piper dem Könige nahe ſtand und deſſen uneingeſchränktes Vertrauen beſaß, ließ ſich Horn dieſe Gerüchte wenig kümmern. Seinem einflußreichen Schwager, dem er zu verſtehen gab, daß er nur deshalb nach der Gunſt der weiblichen Mitglieder der königlichen Familie trachte, um auch bei ihnen dem abweſenden allmächtigen Günſtlinge Gehör zu verſchaffen, war es ein Leichtes, die Grundloſigkeit jener Gerüchte darzuthun. Aber als das Blatt ſich wandte, Piper in den Gefängniſſen des Czaren ſchmachtete, und Carl während ſeines erzwungenen Gaſtbeſuchs bei dem Großſultan mißtrauiſch gegen Alles wurde, was in Schweden geſchah, das er nicht als ein ſeiner Für-

ſorge anvertrautes Reich, ſondern als ein Eigenthum betrachtete, über welches er ohne Rechenſchaft geben zu dürfen nach Belieben ſchalten und walten könne und ſollte es darüber in Armuth und Elend untergehn — da fand Horn ſich durch dieſe Gerüchte beläſtigt, ſowohl mit Rückſicht auf den mißtrauiſchen König wie auf ſeine eigenen Landsleute und er beſchloß ſeine Pläne vor den Verfolgungen des erſteren zu verbergen, indem er zugleich ſich und dieſen Plänen neue wirkſame Bundesgenoſſen verſchaffte Zu dieſer Zeit war es, wo Horn ſeine dritte Ehe einging mit einer Tochter von Nils Gyllenſtjerna, welcher an demſelben Tage mit ihm kön. Rath und Graf geworden war, einem Manne an Tüchtigkeit der Geſinnung und an Feſtigkeit Horn ebenbürtig und in gleichem Maße wie dieſer von ariſtokratiſchen Grundſätzen durchdrungen.

Die beiden Rathsherren beriethen eines Tags unter vier Augen über die allgemeinen Verhältniſſe und die Ausſichten für die Zukunft. Beide gleich erfüllt von Haß gegen eine zügelloſe Königsmacht, ſteigerten dieſen Haß jetzt durch die Aufzählung von Thorheiten und Grauſamkeiten, welche nicht ſtatt gefunden haben würden, wenn nicht die Alleinherrſchaft Carl's XII. Uebermuthe freies Spiel gelaſſen hätte.

„Wie lockend iſt nicht — nahm Horn höhniſch das Wort — ſeine Anſprache an die Polen: daß diejenigen, welche ſich mit ihm vereinten, Schutz, Linderung und Schonung erwarten dürften, die übrigen aber ſich ſelbſt zuſchreiben müßten, wenn ſie als offenbare Feinde mit Feuer und Brand verfolgt würden.“

„Ein würdiges Seitenstück — bemerkte Gyllenstjerna — ist sein Schutzbrief für die Sachsen, wo es heißt: „und wollen wir in Kraft dieses unsres offnen Briefs allen Ständen und Bewohnern des Kurfürstenthums Sachsen, hohen wie niedrigen, andeuten, daß Alle, welche in ihrem Hause und in ihrer Heimath verbleiben, und ihr Gut und Eigenthum nicht an andere Orte bringen, sondern gutwillig und ohne Widerrede dasjenige bezahlen und erlegen, was ihnen zu unsrer Truppen Nothdurft und Unterhalt auferlegt werden kann, daß diese nicht nur in Unsern königlichen Schutz genommen werden, sondern auch sowohl für ihre Person, wie für ihre Leute, ihr Gut, Haus, Eigenthum, Handel und Gewerbe eine so völlige Sicherheit genießen sollen, daß Niemand von Unsrer Miliz eigenmächtig ihnen oder was ihnen angehört, irgendwie Schaden, Gewalt und Eintrag zufügen soll. Diejenigen aber, welche Widerstand leisten, ihr Haus und ihre Heimath verlassen, ihre Sachen und baares Eigenthum fortschaffen, vergraben oder verbergen, ingleichen diejenigen, welche sich träge oder widerspenstig in Erlegung dessen zeigen, was von Unseren Befehlshabern und Commissarien verlangt wird, oder sonst dem nicht nachkommen, was ihnen befohlen wird, diese, welches Standes und welcher Würde sie auch sein mögen, sollen nicht nur dieser unsrer Gnade und Zusage verlustig sein, sondern auch als Feinde mit Feuer und Schwerdt heimgesucht und auf das allerhärteste ohne Gnade und Schonung und wo man sie entweder selbst oder ihr Haus und Eigenthum findet und antrifft, verfolgt werden.“

„Wie befleckt nicht dieſe barbariſche Sprache und Handlungsweiſe den ſchwediſchen Namen im Auslande! — ſagte Horn — Und faſt noch ſchlimmer ſind die von ihm eigenhändig abgefaßten Vorſchriften für Rehnſjköld.“

Ich glaube (ſo ſagt unſer großer Monarch ſelbſt), daß auch auf Eurem Flügel zuweilen Einige unſre Leute überfallen, und wäre es am Beſten, wo dergleichen geſchieht, Alles ſchuldig oder unſchuldig mit Plünderung und Brand zu verheeren. Wir auf unſerem Flügel haben letzthin, als einige Soldaten am Wege erſchlagen wurden, vier Dörfer und einen Hof noch außerdem niedergebrannt.“

„Abſcheulich!“ fiel Gyllenſtjerna ein.

„Unterbrich mich nicht ſo ſchnell“ — fuhr Horn fort. — „Die Sprache entbehrt der Worte, wollte man mit verſchiedenem Namen jede Grauſamkeit bezeichnen, die auf den eigenen Befehl des Königs verübt wird. Bei einer andern Gelegenheit ſchrieb er an Rehnſjköld: „Da Ihr vielleicht, wo Ihr mit Euren Truppen ſteht, noch Subſiſtenzmittel für dieſe erhalten könnt, ſo iſt es am Beſten, daß Ihr dort ſo lange ſtehen bleibt, bis Ihr Alles bis auf das letzte genommen habt und nichts mehr übrig iſt. Denn die man gelinde behandelt, entwiſchen dadurch gewöhnlich, die man aber Grund hat zu züchtigen, müſſen entweder durch Brand ruinirt, oder ſo mit Auflagen belaſtet werden, daß ihnen nichts übrig bleibt.“

Hört noch andere Vorſchriften an Rehnſjköld: „Wir müſſen hier für 6 Monate und länger Magazine errichten, und der Herr General muß uns dabei ſeiner

Seits behülflich ſein, das Nöthige auf welche Weiſe es wolle und wenn auch das Land noch ſo viel darunter leide, anzuſchaffen. Die Zettel, die ſtatt Geld genommen werden, müſſen zu ſo geringem Werthe wie möglich angenommen werden, damit die wirkliche Contribution dadurch um ſo höher ſteige. Diejenigen, welche im Geringſten träge ſind oder ſich im Geringſten etwas zu Schulden kommen laſſen, müſſen ohne Gnade und Barmherzigkeit exſequirt und gebrandſchatzt werden. Und wenn ſie ſich damit entſchuldigen, die Wallachen hätten ihnen ihren Proviant fortgenommen, ſo müſſen ſie gezwungen werden, aufs Neue mehr als das Doppelte zu zahlen. An den Orten, wo ein Anfall von den Wallachen geſchieht, mögen die Bewohner ſchuldig ſein oder nicht, muß gebrannt werden. Und wer nicht in ſeinem Hauſe iſt, oder ſich im Geringſten zu widerſetzen ſucht, der muß vor Allen gebrandſchatzt und bis auf den Grund ruinirt werden. Morgen ſchicke ich von hier Cavallerie, um die Canaille, welche hier herumſtreift, völlig zu vertreiben, und um für die Zufuhr reines Feld zu machen, ſo wie auch die Ungehorſamen zu beſtrafen und mit Feuer und Schwerdt die Contribution einzutreiben, ſo daß eher ein Unſchuldiger leiden, als ein Schuldiger entwiſchen ſoll. . . .“ Weiter: „Die Orte, wo Abtheilungen geſchlagen werden, müſſen mit allem was um ſie iſt, mit Feuer verheert werden; die Bewohner, deren Ihr habhaft werdet und auf denen der leiſeſte Verdacht ruht, daß ihnen nicht zu trauen iſt, ſind auf halben Beweis, aufzuhängen, damit Furcht entſtehe und damit ſie wiſſen, daß, wenn man mit ihnen anfängt, auch das Kind in der

Wiege nicht geſchont wird. Will der Feind Euch dadurch in Ungelegenheit bringen, daß er ſich zurückzieht, wenn Ihr ihm entgegen geht, um Euch ſpäter aufzulauern und einzelne kleine Abtheilungen zu vernichten, ſo ſengt und brennt rings umher und macht das Land weithin zur Wüſte, damit keiner herankommt. Sonſt haben wir jetzt nichts zu berichten, außer daß wir uns ſehr wohl befinden und an allen Orten, wo der Feind ſich ſehn läßt, brennen laſſen. Und neulich habe ich eine ganze Stadt verbrannt und die Bürger aufgehängt.“ Ferner: „Ich habe die Truppen nicht aus ihren Quartieren verlegen wollen, ſondern ſie die ganze Zeit über darin gelaſſen, damit ſie die Quartiere mit dem vollen Vortheil benutzen und ſo viel nehmen können, als zu nehmen iſt.“

„Wenn der König ſelbſt ſolche Vorſchriften giebt — meinte Gyllenſtjerna — kann man ſich nicht darüber wundern, daß das Hängen eine gewöhnliche Drohung der ſchwediſchen Befehlshaber gegen den Feind iſt, wenn dieſer die von ihm beſetzten Plätze nicht aufgeben will. So war es ja auch bei Nerwitz und Zabirs.“

„Und kürzlich bei Wiprek — nahm Horn raſch wieder das Wort — wo Se. Majeſtät, als die gewöhnliche Drohung bei Forderung der Uebergabe, den Befehlshaber im Falle der Weigerung hängen zu laſſen, nichts fruchtete, halblaut vor ſich hermurmelte: „Wiprekchen, Wiprekchen! Dein Commandant ſoll hängen.“

„Solche Unmenſchlichkeit iſt eines ſchwediſchen Regenten eben ſo unwürdig — bemerkte Gyllenſtjerna — wie das elende Wiprek das werth war, was ſeine Eroberung Schweden gekoſtet hat. Als unſer Heer dort-

hin marſchirte, herrſchte eine Kälte, daß die wilden Vögel mit Händen zu greifen waren und 4000 Mann theils erfroren, theils erkrankten. Der Sturm, den man mitten am hellen Tage unternahm, ward zwar abgeſchlagen, aber ſchon am folgenden Tage wurde die Stadt von den Ruſſen verlaſſen.“

„Unglücklicher Weiſe — äußerte Horn — hat unſer gnädiger Herr ein allzugutes Gedächtniß für die Regeln, welche ſein hochſeliger Herr Vater für ſeine Erziehung gegeben hatte, wonach ſtrenge anbefohlen war, ihn gehörig über die Rechte eines Königs zu unterrichten, damit er in Betreff dieſer nichts vergebe oder vermindern laſſe Er duldet im Allgemeinen eben ſo wenig Einwendungen, als er auf Gegengründe hört. Lewenhaupt drehte er ſchweigend den Rücken zu, als dieſer ihm das Unpaſſende um nicht zu ſagen Thörichte ſeines Plans für den Unterhalt des Heers auf fremden Grund und Boden nachwies. . . .“

„Seines Plans? — fiel Gyllenſtjerna ein. — Worin beſteht dieſer. Denn in der That es iſt das erſte Mal, wo ich höre, daß gegenwärtig irgendwie ein Plan herrſcht.“

„Auch überſteigt er an Seltſamkeit Alles, was man nur je der Art gehört hat — erwiederte Horn. — Der König beſtand darauf: man ſollte den Regimentern beſtimmte Diſtrikte zutheilen, und den Oberſten freie Dispoſition laſſen, davon nach Belieben zu nehmen, ſo viel ſie konnten und was nur zu finden ſei, dann müßten ſie aber zuſehen, wie ſie ſich und ihre Regimenter ernährten. Jedes Regiment, es mochte nun ſchwach oder ſtark ſein,

ſollte bei der Vertheilung des Diſtrikts als vollzähliges betrachtet werden und ſofern die Diſtrikte nicht zureichten oder nicht groß genug wären, daß die Regimenter mit einer mäßigen Contributionsſumme auskommen könnten, ſo ſollte die Contribution erhöht werden, und endlich den Oberſten freiſtehn, was ſie könnten fortzunehmen, damit der gemeine Mann nicht leide, ſondern vollauf das habe, was in dem von Sr. Majeſtät zu Thorn feſtgeſetzten Etat beſtimmt ſei. Ebenſo ſollte es auf dem Marſche gehalten, es ſollten gewiſſe Diſtrikte beſtimmt werden und die Oberſten für ihre Regimenter nehmen dürfen, was ſie nur kriegen könnten. Als General Lewenhaupt unter andern Einwänden auf die dabei wahrſcheinlich vorkommenden Unterſchleiſe aufmerkſam machte, gab ihm der König wiederholt zur Antwort: es iſt unmöglich, daß nicht kleine Eigennützigkeiten vorkommen. Das ſchadet nicht, wenn man nur erhält, was man haben will. Und kommt der Eigennutz an den Tag, ſo kann man ihn beſtrafen.«

»Wohin ſoll das führen? wann und wie ſoll das enden? — rief Gyllenſtjerna aus. — Neun Jahre Abweſenheit und beſtändige Siege, und dennoch nichts für Schweden ausgerichtet! Hier bleiben wir ein halbes Jahr in Unkunde über das, was draußen geſchieht, und ſelbſt in den wichtigſten Fragen glückt es uns kaum eine Antwort aus dem Hauptquartier zu bekommen. Unbekümmert um ſein Land und Volk liegt er die ganze Zeit zwecklos in einem abgelegenen Winkel Europa's.«

Horn lachte höhniſch. »Bilden wir uns nicht ein, es ſei ſeine Abſicht, dort zu bleiben. Weit davon. Be-

ſeſſen von dem böſen Geiſte der Ehrbegierde, richtet ſich ſein Sinn ſchon auf andere Welttheile.«

»Wie?« — fiel Gyllenſtjerna ein. — »Der König von Schweden würde ſeine Pläne über die Grenzen von Europa ausdehnen?«

»Von Plänen iſt bei ihm nie die Rede — verſetzte indem er ſpöttiſch den Kopf ſchüttelte, Horn — von Grillen, Einfällen, Launen, von wachen Träumen, nur davon kann die Rede ſein. Was ich jetzt berichte, iſt ganz neu, und ich habe es aus ſicherer Hand. Jetzt während ſeines Feldzugs in der Ukraine, äußerte eines Tags der König zu dem Feldzeugmeiſter: »Raſch, Gyllenkrok! erkundigt Euch über den Weg nach Aſien.« Erſchrocken wandte der Feldzeugmeiſter ein, dieſer Welttheil ſei noch weit entfernt und läge in einer ganz andern Richtung.« »Mazeppa — meinte Carl — hat mir doch geſagt, daß er hier in der Nähe ſei. Wir müſſen dahin, auf daß wir uns rühmen können, auch in Aſien geweſen zu ſein.« Gyllenkrok nahm die Sache nur für Scherz; aber es war voller Ernſt, und der König gab erſt Befehl zum Rückzuge, als ihm Mazeppa verſichert hatte, ſeine Aeußerung ſei ein leerer Einfall geweſen.«

»Das hat in der That den Anſchein, als ob er nie wieder zurückzukehren gedenke — äußerte Gyllenſtjerna — und es möchte drum ſein, wenn die Sachen nur hier auf einem andern Fuße ſtänden. Aber ſo lange wir nicht wiſſen, in welche Hände die Alleinherrſchaft kommen wird. . . .«

»Die Alleinherrſchaft! — rief Horn haſtig aus — iſt eine Mißgeburt, die keine dritte Generation

erleben darf, darüber müſſen alle denkenden Schweden eins ſein. Sie wurde von Carl's XII. Vater erzeugt, und ſoll, ſo wahr ich Arwid Bernhard Horn heiße, mit Carl's XI. Sohne enden.«

»Und können auf dies Wort des Gouverneurs des Schweſterſohns Carls XII. die Gegner der Alleinherrſchaft ſich verlaſſen?« — fragte mit erhobener Stimme und prüfendem Blicke Gyllenſtjerna.

»So lange der Gouverneur dieſes Fürſten mit ſchwediſchen Staatsangelegenheiten zu thun hat, muß ſein Schüler von verderblichen Anſprüchen auf Alleinherrſchaft, . . oder von vermeſſenen Hoffnungen auf einen Königsthron abſtehen,« verſetzte mit Nachdruck Horn.

Gyllenſtjerna reichte Horn die Hand, und beide Rathsherren ſchieden mit einem kräftigen und beredten Handſchlage von einander.

Neuntes Kapitel.

Noch acht Tage, bevor bei Pultawa, wo die Sonne des Glücks für Schweden unterging und Rußlands Heere ihre erſte europäiſche Bedeutung gewannen, die entſcheidenden Würfel fielen, betäubte man in Stockholm ſeine Sorgen mit berauſchenden Siegesgerüchten. Das Erwachen war ſchrecklich. Am 27. Juni 1709 erlitten die Schweden unter dem eigenen Befehl des Königs jene berühmte Niederlage, von welcher der Hofmarſchall und Oberintendant Baron Teſſin in dem nachſtehenden Briefe an den Envoyé Cronſtröm folgender Maaßen berichtet:

Stockholm, den 4. September 1709.

Mein Herr!

„Wenn ich längere Zeit nicht an Sie ſchrieb, ſo lag die Urſache in dem gänzlichen Mangel an Nachrichten von unſerem Kriegsheer, während die Nachrichten von dem der Moskowiter ohne Unterlaß Alles enthielten, was ſich nur Schreckliches für uns denken ließ. Da ſich dieſe letzteren endlich nur als allzuwahr ergeben haben,

ſo werde ich Ihnen heut davon mittheilen, ſo viel meine Zeit erlaubt, nachdem der Hof geſtern Abend wieder nach der Stadt gezogen iſt. Es wäre für dies entſetzliche Ereigniß mehr ein Buch oder eine Unterredung mehrerer Tage, als ein Brief, nöthig. Da Sie aber in dieſem Augenblicke ohne Zweifel ſchon mehrere Umſtände davon kennen, ſo werde ich nicht allzuweitläuftig über einen Gegenſtand ſein, der in jeder Beziehung traurig iſt und nur das einzige Tröſtliche hat, daß die heilige Perſon des Königs ſich wohl befindet und daß man nach den unerhörten Gefahren, die ihn bedrohten, glauben muß, daß die göttliche Vorſehung ihn noch zu etwas Großem auf dieſer Welt aufbewahrt hat. Nach ſechsmonatlicher Hungersnoth in einer Wüſtenei, wo das Heer nur mühſam ſpärlichen Unterhalt fand und wo es nichts andres als Waſſer zu trinken gab, ſo daß über die Hälfte der Leute umkam, ſah ſich der König genöthigt, mit dem Ueberreſt von nur 17000 Mann den Feind anzugreifen, und zwar in einer gefährlichen Verſchanzung. Dennoch hatte er ihn von 4 bis 7 Uhr Morgens in die Flucht getrieben, aber als bei ſeiner Rückkehr die Hälfte ſeines Heers von den Moskowitern, welche neuen Muth gefaßt hatten, da ſie wußten, wie ſehr ihnen unſere Truppen an Zahl nachſtanden, abgeſchnitten wurde, ſo wandte ſich das Blatt dermaßen, daß drei Tage nach dieſem unglücklichen Ereigniſſe auch Herr Graf Lewenhaupt gezwungen war, ſich gefangen zu geben, um den Reſt ſeines Heers zu erhalten, und ihn nicht der Gefahr auszuſetzen, niedergemacht zu werden. Am dritten Tage danach zog ſich der König nach Orokowa zurück, von

ungefähr 600 Mann gefolgt, von denen mehr als die Hälfte aus einer Auswahl der besten Offiziere bestehen soll, welche man die ausgesuchtesten Rosse besteigen ließ und von denen zu gleicher Zeit fast die ganze Feldkasse gerettet wurde. Die Feldkanzlei verbrannte gänzlich. Herr Graf Piper war schon von dem Heere des Grafen Lewenhaupt getrennt und wurde gezwungen, sich nach der Stadt Pultawa zurückzuziehn, einer Stadt, welche der König in einer halben Stunde hätte nehmen können, wenn er nicht das Moskowitische Heer zu deren Entsatz verlocken wollte. Zehn Tage vorher hatte der König eine Wunde bekommen, die vom kleinen bis zum großen Zehen ging. Mehrere Nerven am Fuß waren dabei verletzt. Er litt davon große Plagen und es zeigte sich sogar schon der kalte Brand*); aber am Tage der Schlacht war die Wunde wieder ganz gut und ohne Gefahr. Inzwischen war er genöthigt, sich auf einer Bahre tragen zu lassen, welche ganz und gar zerschmettert wurde. Von zwölf Trabanten, welche ihn umgaben, wurden zehn in Stücke gehauen. Als man ihn kurz danach auf ein Pferd gesetzt hatte, wurde auch dies erschossen. Major Wolfelt half ihm dann auf sein Pferd und opferte dadurch, nur 50 Fuß vom Könige entfernt, sein Leben; eine That, die sein Andenken verewigen muß. Nachdem

*) Carl bekam diese Wunde am 16. Juni bei Worschta, als er den am andern Ufer des Flusses stehenden Feind recognoscirte. Die Operation war schmerzhaft, Carl aber hielt selbst dem Feldscheer den Fuß hin und gab nicht das geringste Zeichen von Ungeduld.

der König über den Fluß gekommen war, wurden Alle, welche von den Wegweisern geführt wurden, gefangengenommen oder niedergemacht, ein Schicksal, das auch den König betroffen haben würde, wäre er nicht, ohne zu wissen, wo er sich befand, vom Wege abgewichen. Hieraus sehen Sie, mein Herr, wie sehr ich Ursache gehabt habe, zu behaupten, daß seine heilige Person zu etwas aufbewahrt scheine, was alle Vorstellungen, die man sich machen kann, übersteige. Alle unsere Gefangenen, insbesondere die Generale, loben sehr das Benehmen des Czaren gegen sie. Sie befinden sich eine Meile von Moskau auf einem Menzikoffschen Lustschlosse, wo sie in einer Meile Umkreis frei herum gehen können. Herr Graf Piper ist, unter uns gesagt, mit vier und zwanzig Mann Wache nach Kiew geführt. Generalmajor Meyerfeldt wurde sogleich abgeschickt, um gegen seine Auslieferung zwei der vornehmsten Gefangenen, die sich in der Gewalt der Unsrigen befinden, anzubieten, aber man fürchtet keinen leichten Erfolg. Die Auswechslung der Generale wird rasch von Statten gehn, denn Herr Cederhjelm ist schon mit den von beiden Seiten genehmigten Vorschlägen zurückgekommen. Von der Feldkanzlei befinden sich nur die Herrn Müller, Hulten, Bäng und von Rocken bei dem Könige. Der Tod des Herrn Hermelin wird von aller Welt beklagt. Er befindet sich weder beim Könige, noch unter der Zahl der Gefangenen, auch behaupten einige, gesehn zu haben, wie er zu gleicher Zeit mit Herrn Adlerstedt getödtet worden sei. Graf Anders Torstenson's Tod findet in dem ganzen Heere große Theilnahme, da

er sich sehr hervorgethan hat. Der Czar hat den Grafen Rehnskjöld besucht und geäußert, daß er mit großem Leidwesen sein Unwohlsein vernommen habe, und daß er den bereits für den folgenden Tag gegebenen Befehl zum Abmarsch seinetwegen noch drei Tage hinausschieben wolle. — Da haben Sie nun einen so kurzen Bericht, wie ich im Stande war, zu geben, gebe Gott, daß die Folgen nicht noch bedeutender sein mögen! Man wartet mit der größten Ungeduld von der Welt auf die Nachricht von der Ankunft des Königs bei dem Heer vor Craffau; es giebt sogar Personen, die da glauben, daß er hier sein werde, ehe man ein Wort davon wisse. Herr Meyerfelt wird täglich erwartet. Gestern kam ein Brief von Herrn Bäng, welcher das Wohlbefinden des Königs bestätigte und meldete, daß er außer aller Gefahr sei. Der Brief ist vierzehn Tage nach der Schlacht und aus Orokowa geschrieben. Ein Eilbote soll schon durch Holstein gekommen sein, der einen Brief des Königs an die Königin und Ihre Königl. Hoheit mitbringt. Was man am meisten für den Augenblick befürchtet, ist ein Anfall auf das Heer vor Craffau und auf das bei Riga. Der Senat kommt zweimal des Tags zusammen und erwägt alle möglichen Schritte und Wege, um dem zuvorzukommen, was uns zu bedrohen scheint."

Diesem ausweichenden Berichte über Carl's XII. Niederlage, wie ihn einer seiner ergebensten und von ihm am meisten begünstigten Beamten giebt, verdient ein Urtheil an die Seite gestellt zu werden, das der geschlagene Held und seine phantastischen Unternehmungen in

dem durch und durch praktiſchen England fanden. Erwägt man, wie ſehr ſich Carl General Paykull's verletzende Aeußerungen in einem Privatbriefe an ſeinen eigenen Monarchen zu Gemüth zog und wie grauſam er dieſe rächte, ſo iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß der ſcharfe, in England durch die Preſſe veröffentlichte Tadel weſentlich zu den ſpäteren Plänen Carl's beitrug, Großbrittannien ein Regentenhaus aufzudringen, was es nicht haben wollte.

„Alle Berichte — ſchreibt der Engländer — welche mit der letzten Poſt wieder eingelaufen ſind, beſtätigen von allen Orten das Unglück der Schweden: ein Wunder wahrlich iſt es, was man ſchwerlich früher geahnt hätte, daß ein ſchwediſches Kriegsheer in offener Feldſchlacht von den Moskovitern beſiegt werden konnte Es iſt — oder war wenigſtens — ſo, als wenn ein Heer von Veteranen oder alten, im Kriegshandwerk grau gewordenen Soldaten von einem Haufen zuſammengerafften Packs und ungeübten Soldaten, wenn ein Heer der beſten Krieger geſchlagen wird von Flickweibern und Bettelfrauen, oder wie man ein Volk nennen will, von dem wir in der Geſchichte leſen, daß, als einſt der Czar einen hochmüthigen Geſandten ſchickte, um den Türken mit Krieg zu drohen, der Sultan den Legaten aufforderte, heimzukehren und ſeinem Herrn zu ſagen, daß er von Krieg und Frieden nichts verſtünde.

Mit Recht werden die Schweden zu den beſten Soldaten in der Welt gerechnet. Kein Prinz kann beſſere Truppen anführen oder anzuführen wünſchen. Sie ſind von ſtarkem Körperbau, beherzt, ausdauernd in dem, was

ihnen befohlen wird; kühn und dreist in Allem, was sie vornehmen, haben sie Muth, sind zum Aeußersten entschlossen und strenge in ihrer Kriegszucht. Kurz sie besitzen Alles, was ein Heer unüberwindlich macht. Mit Siegen und Ruhm bedeckt, haben sie stets die Moscowiter verachtet und in dem Grade, daß sie sich nicht fürchteten, diese anzugreifen, wenn sie auch 5 bis 10 Mal stärker waren und hinter Verschanzungen, Linien und Batterieen sich befanden. Jetzt aber hat sich das Blatt gewandt. Alles das scheint mir (Andre mögen anders denken) nicht eine Folge der Feigheit der Schweden, sondern der alle Begriffe übersteigenden Vermessenheit und Halsstarrigkeit ihres Anführers, der, aufgeblasen von Hochmuth über seine Siege, die berühmten neuen Einrichtungen der Moscowiter und die Erfahrung in der Kriegskunst zu sehr verachtet hat, welche sie sich in den drei letzten Jahren erworben haben. In ganz Europa ist es bekannt, daß unter der Leitung von Deutschen, Schotten und Franzosen das ganze moskowitische Staatswesen verändert worden ist; die Soldaten der Moskowiter sind in Regimenter vertheilt, nach deutscher Manier gekleidet, geübt und besoldet, und nachdem eine scharfe Kriegszucht unter ihnen eingeführt ist, haben sie gelernt, Befehlen zu gehorchen und sind zum Kriegsdienst abgehärtet. Da sie außerdem von Natur dreist und tollkühn sind, so sind sie auf gutem Wege, eben so gute Soldaten zu werden, wie nur irgend Andere. Ich habe es oft ausgesprochen, die Moskowiter würden durch ihre Niederlagen lernen, uns zu schlagen, dies hat sich nun, wo die Ueberwundenen siegen, bestätigt. Also geschah es

auch mit den Römern, die mit ihren Angriffen auf die nordiſchen Völker dieſe endlich lehrten, ſie zu überwinden. Die Gothen und Vandalen waren von ſtarker Leibesbeſchaffenheit, dreiſt, kühn und verzweifelt; doch der Kriegszucht unkundig, barbariſch und ſchwer zu lenken. Sobald ſie aber die römiſchen Waffen richtig zu gebrauchen wußten, ſich in den Kriegsgehorſam zu finden, Regeln zu beobachten gelernt und ſich an regelmäßige Schlachten gewöhnt hatten, vertrieben ſie die Römer aus ihrer Welt, beraubten ſie aller errungenen großen Sieges- und Lorbeerkränze und überließen dies mächtige und ausgedehnte Reich anderen barbariſchen Völkern zum Raube. Sollten die Moskowiter durch ihre Niederlage gelernt haben, was wir Kriegskunſt, l'art de la guerre, nennen, ſollten ſie disciplinirt und ihre Heere regelrecht werden und ihr Adel ſich auf das Kriegsweſen legen, ſollten ſie, auf dieſe Weiſe gekräftigt und verſtärkt, ganz Europa die Stange halten, unſre Nachkommen würden dies dem Könige von Schweden eben ſo wenig Dank wiſſen, wie wir Carl II. dafür danken, daß er, indem er Dünkirchen an Frankreich verkaufte und die Franzoſen die Einrichtungen der engliſchen Flotte kennen lehrte, den Grund legte, auf welchem der König von Frankreich jetzt größer zur See geworden iſt, als alle anderen chriſtlichen Potentaten. Betrachten wir nun die gegenwärtige Lage des Königs von Schweden und nehmen an, daß er dem Schlage nicht erlegen, den ihm der verachtete Feind, die Moskowiter, zugefügt hat, ſo ſteht es feſt, daß er am wenigſten zu beklagen iſt von allen Fürſten der Welt, welche das Unglück gehabt haben, ruinirt zu

werden. Man ſpricht von ihm als von einem Fürſten, der nach dem Urtheile der Welt einen Krieg nicht nur gegen ſein eigenes Intereſſe, ſondern auch gegen das allgemeine Beſte der Chriſtenheit verfolgte, einen Krieg, der kaum in irgend einer Hinſicht zu ſeinem Vortheil enden konnte, einen Krieg gegen einen Fürſten, von dem er keine andere Genugthuung zu erlangen vermochte, als daß er ihn vom Thron ſtürzte, und deſſen Untergang und Abſetzung ihm weder Vortheil noch Ehre bereitete. Denn die Länder deſſelben, wenn er ſie beſaß, würden ihn zu Grunde gerichtet haben. Zu arm, um ausgeplündert, zu kalt und unfruchtbar, um bebaut zu werden, ſind ſie zu weit entfernt und zu ausgedehnt, dazu wild und häßlich, ſchlecht bebaut, öde und leer. Während dieſer junge, kühne Eroberer ſeinen Feind durch litthauiſche und ruſſiſche Wälder und Wüſteneien verfolgt, während er ein ſtattliches Heer in dieſen Einöden der Vernichtung preisgiebt, nehmen die Moskowiter täglich an europäiſcher Verfeinerung zu und bemühen ſich, auf alle Kriegsvortheile Acht zu geben; indem ſie ſich Narwa's und eines großen Theils von Liefland bemächtigen, bereichern ſie ſich durch den Raub ſchwediſcher Länder und faſſen feſten Fuß am Strand der Oſtſee, von wo aus ſie mit der Zeit um die Herrſchaft über dies Gewäſſer kämpfen können. Sie locken die Schweden bis an den Dnieperfluß und einer entſcheidenden Schlacht ausweichend, ſchwächen ſie deren Truppen durch Scharmützel und Ueberfälle, unbekümmert, ob ſie zehn Mann gegen einen verlieren. Der Czar, der über ein Land von Sclaven, über ein Land von faſt 2000 engliſchen Meilen an Breite und

Länge herrſcht, deſſen Bewohner ihm eben ſo unterthan ſind, wie die Hunde eines Edelmanns bei uns in England ihrem Jäger, was frägt dieſer nach einer Niederlage! Dagegen iſt jeder ſchwediſche Soldat ein eben ſo großer Verluſt für die Schweden, wie eine ganze Compagnie für die Moskowiter ſein würde. Indem der Czar ſeinen Widerſacher alſo verleitet und verlockt hat, einem eitlen Ding der Einbildung, was einige Ruhm (gloire) andere Rache (revanche) nennen, nachzulaufen — was hat dieſer ſein Widerſacher erreicht? Zuerſt wurde ſein General Lewenhaupt geſchlagen, welcher Proviant und Kriegsvorrath führte, und endlich fällt er ſelbſt, abgeſchwächt und geſchlagen, in die Grube eines Feindes, den er in ſeinen Verſchanzungen anzugreifen wagte. Unglücklicher Ehrgeiz, der wenn er einmal dem Menſchen mit der Ehre des Siegs geſchmeichelt hat, ihm die Augen mit dem Nebel und Schatten eines eingebildeten eitlen Ruhms verfinſtert, daß er im Streben danach in den tiefſten Abgrund menſchlichen Elends ſtürzt.

Es war eine bekannte Maxime Julius Cäſar's, niemals irgend einen Feind zu verachten. Nur die Verachtung des Feindes konnte den König von Schweden zu einer ſolchen Thorheit bringen. Nichts anders als eine eingebildete Größe, diejenige überſteigend, auf die er billig Anſpruch machen durfte, konnte ihn vermögen, ſo muthige Soldaten einer ſo mißlichen Eroberung aufzuopfern. Was nutzte es dem Könige von Schweden, eine Menge wüſtes Land zu beſitzen, über barbariſche, arme und hungrige Völker zu regieren, die nichts zu verlieren haben und von denen die übrige Welt nichts

gewinnen kann? Um was würde er größer geworden ſein durch Horden von Tartaren und Schwärme von Koſacken — Unterthanen, über die kein Fürſt regieren mag, und die kein anderes Geſetz als das Schwerdt zum Gehorſam und zur Unterwürfigkeit bewegen kann. Der König von Schweden iſt bereits Beherrſcher eines edlen, großgeſinnten, geſitteten, treuen und tapferen Volks, eines zahlreichen, gebildeten und glänzenden Adels, iſt Herrſcher über Unterthanen, die ein beſſeres Glück verdienen, als für die Raſerei und den Ehrgeiz eines Einzigen aufgeopfert zu werden, der nur beſtrebt iſt, ſeine Rache zu kühlen und Länder zu erobern, die unmöglich erhalten werden können und die es auch durchaus nicht der Mühe lohnt, einzunehmen. Nirgends tritt Gottes Vorſehung deutlicher hervor, als wenn er die Hoffahrt und Ruhmſucht ehrſüchtiger, tyranniſcher Fürſten und Krieger niederſchlägt, deren Hochmuth nichts Anderes erſtrebt, als ihres Gleichen in Gewalt und Zerſtörung zu unterrichten und an dieſe zu gewöhnen. Wenn unſre Nachrichten aus Moskau wahr ſind, ſo mag der König von Schweden daſtehn als ein Memento mori für alle grauſamen und ehrgeizigen Fürſten in Europa; und es wird ein Beweis für deren Klugheit ſein, wenn ſie ſich daran ein warnendes Beiſpiel nehmen.«

Zehntes Kapitel.

Von dem Augenblicke an, wo das Blendwerk der Unüberwindlichkeit Carl XII. verschwunden war, warfen sich seine persönlichen Feinde und die Feinde Schwedens mit erneutem Muthe und gesteigerten Kräften auf dieses arme Land, das jetzt für seine schmerzlichen Opfer und blutenden Wunden selbst des minder wesentlichen als schmeichelhaften Trostes beraubt war, den Siege, Ruhm, Größe und Erfolge gewähren. Der Czar beeilte sich, seine über Schweden errungenen Vortheile zu erweitern und zu befestigen; August eilte, aufs neue die von ihm abgetretene polnische Krone in Besitz zu nehmen, Preußen und England boten hülfreiche Hand, die Schweden gänzlich aus Deutschland zu vertreiben: und Dänemark ....

Dieser Nachbar hielt den Zeitpunkt für günstig, einen Nebenbuhler zu beschneiden, zu zerstückeln und zu vernichten, der seiner auf die dänischen Inseln und das dürftige Norwegen beschränkten Macht doppelt gefährlich war, nachdem das streitbare schwedische Volk auf Dänemarks Kosten seine natürlichen Grenzen im Süden eingenommen hatte. Wäre dieser Anschlag der Dänen in

der damaligen bedrängten Lage des schwedischen Volks geglückt, vielleicht würde Schweden als selbstständiger Staat auf der Charte Europa's ausgelöscht worden sein — und er wäre geglückt, ohne die fast übermenschlichen Anstrengungen eines einzigen Mannes, der an persönlichem Muth und an Tapferkeit Carl XII. ebenbürtig, diesem hinsichtlich der übrigen zu einem großen Feldherrn erforderlichen Eigenschaften unvergleichlich überlegen war. Dieser Mann war Magnus Stenbock. Das Glück stellte seinen persönlichen hohen Werth in dasjenige Licht, was unter einer monarchischen Regierung, und zwar je willkührlicher diese, um so unentbehrlicher ist, um auf den Punkt zu gelangen, wo man sich und dem Allgemeinen am meisten nutzen kann. Das heißt: er hatte einflußreiche Familienverbindungen, sowohl durch seine eigene Person, wie durch seine Gemahlin, eine Tochter des Königl. Raths Grafen Bengt Oxenstjerna, und gewann die besondere Gunst des Königs, seines Gebieters. Seine Tapferkeit und Verdienste einer Seits, sein einschmeichelndes Wesen, seine Munterkeit, seine Veranstaltungen schmeichelhafter Lustbarkeiten anderer Seits *) machten ihn allmählig zu einem der Günstlinge Carl XII. Als solcher durfte er dem Monarchen gegenüber frei sprechen, konnte ihm eine oder die andere nützliche Wahrheit sagen, diese und jene Thorheit verhindern, bald das, bald dies zum Nutzen des Allgemeinen oder eines Ein-

*) So gab er unter Anderm am Carlstag den 18. Januar 1701 ein glänzendes Fest zu Ehren Carl XII., wovon er eine ausführliche Beschreibung drucken ließ.

zelnen erwirken, ward er ferner von seinem erhabenen Beschützer mündlich oder schriftlich (wenn man will) beehrt mit den Schmeichelnamen „Måns*) Lurifax“ und „Måns Bock“, nichts desto weniger aber sehnte er sich, „procul a Jove, procul a fulmine“ zu kommen. Es glückte ihm das erst im Jahre 1707, wo er als Gouverneur von Schonen in die Heimath zurückgesandt wurde. Die listigen Anschläge und feindlichen Absichten der Dänen wurden sogleich von seinem durchdringenden, wachsamen und geübten Blicke durchschaut. Von dem Augenblicke an war er unermüdlich thätig, der Gefahr zuvorzukommen, ihr zu begegnen und sie zu vernichten. Weder Tag noch Nacht ließ er sie außer Augen, gönnte nicht sich, nicht Andern Ruhe. Schonen war, als er es übernahm, ohne Vertheidigung, kein Heer war zur Hand, keine Mittel waren da, ein solches zu beschaffen und es fehlte an Kriegsgeräthen und an Mundvorrath.

Von dieser Zeit an war es, wo die beiden großen Männer, welche Schweden, der Eine für den Augenblick, der Andere in einer späteren Zeit, vom Untergange errett-eten, Stenbock und Horn, jeder auf seinem Platze, als Repräsentanten verschiedener politischen Ansichten auftraten, der Erstere bereit, Alles für die königliche Gewalt und König Carl aufzuopfern; der Letztere entschlossen, das Vaterland zu retten und den Staat zu ordnen auf Kosten der vorzüglichsten Vorrechte dieser Gewalt und, wenn es galt, auch des Monarchen selbst, welcher launisch und nutzlos die errungenen Vortheile

*) Måns ist eine Abkürzung für Magnus.

vergeudete. In der Voraussetzung, Horn, der im Lager aufgewachsen war, sein Glück durch die Waffen gemacht hatte, die Gunst des Königs besaß und Piper's Schwager gewesen war, werde, nachdem er Mitglied des Senats geworden und darin großen Einfluß ausübte, eben so eifrig wie Stenbock die Kriegszurüstungen betreiben, schrieb ihm der Letztere unterm 15. Januar 1710: „Ich bitte Ew. Excellenz um Jesu willen, allen Ihren Einfluß anzuwenden, daß das Werk mit dem gehörigen Nachdrucke angegriffen wird, sonst ist Schonen noch vor dem Mai verloren.“

Horn jedoch war weit davon entfernt, die Sache so hitzig zu nehmen. Denn abgesehen davon, daß er als Staatsmann jederzeit kalt und vorsichtig und ein wenig langsam zu Werke ging, so mochte man auch im Rathe den Dänen nicht die Falschheit zutrauen, ohne Kriegsursache einen Nachbar zu überfallen, der sich in jedem Punkte die zwischen ihnen geschlossenen Verträge hatte zur Richtschnur dienen lassen und der ihnen in Allem freundschaftlich und bereitwillig begegnete. Vielmehr glaubte der Senat in Stenbock's Wachsamkeit und Eifer Glücksritterei und das Bestreben zu entdecken, in der Gunst des kriegslustigen und nach Abenteuern begierigen Königs noch höher zu steigen und sich zu befestigen. Und um solche Absichten zu befördern, war man keineswegs geneigt, mit neuen Anstrengungen und Geldopfern die Schwere der Bürde zu vermehren, welche auf dem armen, verblutenden Vaterlande lastete.

Stenbock blieb folglich auf sein eigenes Vermögen, zu schaffen, zu ordnen, anzufeuern und anzuführen,

beſchränkt. Genie, Thätigkeit und Kraft ſchienen bei ihm auch in demſelben Maaße zu wachſen, wie die Gefahren drohender wurden, die Schwierigkeiten ſich häuften.

Mit hinreißender Beredſamkeit — nicht mit derjenigen ſchön geſchmückter Phraſen, ſondern mit der Beredſamkeit des Gefühls, des Herzens und der Ueberzeugung — wandte ſich Stenbock ermahnend und aufmunternd an die Menge nah und fern: mündlich, wo er perſönlich erſcheinen konnte und durch Circulare in den entfernteren Orten. Von frommen Vertrauen auf Gott durchdrungen, dem Herrſcherwillen des Königs unbeſchränkt ergeben und ſich unterordnend, voller Liebe zum Vaterlande, impfte er gleiche Denkungsart auch denen ein, an welche er ſeine Ermahnungen richtete. Zunächſt aber, wo es Opfer galt, nahm er ſeine eigenen Mittel in Anſpruch, um theils die dringendſten Bedürfniſſe zu befriedigen, theils um durch ſein Beiſpiel Andre zu bewegen, dem bedrängten Vaterland ſich hülfreich zu erweiſen. Alles lief auch über Erwarten glücklich, völlig nach Wunſch und man kann hinzufügen, ſo ab, wie es der edle und große Urheber verdiente. Die Dänen, welche ſchadenfroh darauf gerechnet hatten, Schweden wehrlos zu finden und faſt ohne Schwerdtſchlag in Beſitz nehmen zu können, denn alſo waren ſie von ihren geheimen Kundſchaftern nach dem Unglück bei Pultawa berichtet worden, wurden von Beſtürzung betroffen — einem ſicheren Vorboten der Niederlage, — als ſie überall auf bewaffneten Widerſtand ſtießen und faſt bei jedem Schritte genöthigt wurden, ſich in aufreibende Gefechte einzulaſſen. Durch dieſe letzteren, welche Stenbock

mit überlegenem Geſchick leitete, erreichte er den doppelten Zweck, den Feind zu ermatten und zu ſchwächen und ſein eigenes zuſammengerafftes Heer abzuhärten und einzuüben. Denn dies Heer beſtand nicht aus Leuten, die an Kriegszucht und an Kriegsſpiel gewöhnt waren. Mehr als die Hälfte von ihnen waren ſmäländiſche Bauernknechte, die ſchlecht ausgerüſtet jetzt zum erſten Mal in's Feuer geführt wurden. Aber durch das Wort, durch den Muth und das Beiſpiel ihres berühmten Anführers belebt, hielten ſie überall den beſten Truppen Dänemarks Stand. Schritt vor Schritt, auf verſchiedenen Stellen, wo ſie angriffen, wurden jetzt die Dänen von Stenbock auf einen gemeinſamen Punkt — die Ebene oberhalb Helſingborg — zurückgedrängt, und hier war es, wo am 20. Februar 1710 nicht bloß Schonens, ſondern zugleich Schwedens Schickſal entſchieden werden ſollte. Zehn Jahre früher hatte Stenbock's Heldenmuth an Carl's Seite weſentlich zu dem glänzenden Siege über die Moskowiter beigetragen; Carl's Schwerdt hatte jetzt bereits ſeinen Zauberglanz der Unüberwindlichkeit verloren — Pultawa löſchte den Ruhm Narwa's aus — Stenbock's Ruhm dagegen wuchs bei Helſingborg zu unabſehbarer Höhe und Helſingborgs Lorbeer war um ſo viel herrlicher als der von Narwa, als der erſtere mit der Eichenkrone zuſammengeflochten wurde, der letztere aber nutzlos verdorrte auf der Stirn des eigenſinnigen, von unauslöſchlichem Ruhmdurſt verzehrten Uebermuths.

Alles, was Stenbock, oder vielmehr das ſüdliche Schweden, an Streitkräften hatte aufbringen können,

war an jenem unvergeßlichen Tage unter Stenbock's Befehlen vereinigt. Mit weniger als 6000 Reitern und 8000 Mann Fußvolk griff er das nach Helſingborg zurückgedrängte 15000 Mann ſtarke däniſche Heer an. 4000 von dem letzteren blieben auf dem Wahlplatze, 3000 wurden zu Gefangenen gemacht und außerdem eroberten die Schweden 20 Kanonen und eine Menge däniſcher Fahnen. Die übrigen Dänen flohen und zwar ſchneller, als die Schweden ihnen nachkommen konnten, oder der Mühe werth hielten, ſie zu verfolgen, vernichteten aber auf der Flucht mehrere tauſend Tonnen Getreide und tödteten über 6000 Pferde, um nicht auch mit dieſer Beute die Sieger zu bereichern.

Die Wunderthat bei Narwa war ſchon längſt ſpurlos von der Erde verſchwunden und glänzte, nachdem die damals Beſiegten ſich zu Herren des ganzen Landes aufgeworfen hatten, in deſſen Schooße die berühmte Schlacht ausgekämpft wurde, nachdem die Sieger nach end- und zweckloſen Streiten vom Rückzug abgeſchnitten jetzt in der Schmach der Gefangenſchaft vom Ruhmesrauſche erwachten, nur noch als leuchtender Stern am Himmel der Erinnerung. Während die Niederlage, welche damals die Moskowiter von einem kampfgewohnten Feinde erlitten, ſie anſpornte, durch Kriegszucht und Uebung dieſelbe Höhe der Streitbarkeit zu erklimmen, wurden die Dänen ein für alle Mal von weiteren Verſuchen abgeſchreckt, ſich Schonens zu bemächtigen, wo der Kern ihrer Truppen durch wenig geübte und ſchlecht ausgerüſtete ſchwediſche Bauernknechte eine ſo gründliche Niederlage erlitten hatte.

Stenbock's Sieg zerſtreute in Schweden die hier nach der Niederlage bei Pultawa allgemein herrſchende Niedergeſchlagenheit der Gemüther. Mit Bewundrung, mit Entzücken und Dank wurde der Held genannt, der zu gleicher Zeit den Ruhm des ſchwediſchen Kriegernamens wiederhergeſtellt und die Unabhängigkeit des ſchwediſchen Gebiets gerettet hatte.

Die allgemeine Freude über die Großthat Stenbock's machte ſich nicht allein durch Lobpreiſungen und Segenswünſche bei dem Volke und in den Geſängen der Dichter Luft. Auch die Stände des Reichs ſprachen ihre Anerkennung durch eine großartige Handlung aus, welche in der damaligen bedrängten Lage Schwedens eine noch höhere und wo möglich ſchmeichelhaftere Bedeutung gewann. Magnus Stenbock's verſtorbener Vater, der Reichsadmiral, war durch die Reduction in eine Lage gekommen, welche wenigſtens verhältnißmäßig der Armuth nahe verwandt war. Unter Anderem war ſein Haus auf Blaſiiholm für 19000 Reichsthaler bei der Bank verpfändet. Dieſe Verſchreibung tilgten die Stände und ſchenkten das Haus ſchuldenfrei dem Sieger von Helſingborg.

In Beziehung auf den letzteren befand ſich der Senat grade damals in einer ſehr eigenen und peinlichen Lage. Laut und bitter tadelte man im Volke die Gefühlloſigkeit der Rathsherrn gegen den Retter des Vaterlandes, deſſen große Unternehmungen ſie früher nicht nur nicht ohne Unterſtützung gelaſſen, ſondern ſelbſt gradezu zu hindern geſucht hatten. Man argwöhnte darin Ränke gegen Stenbock und den König, vorzüglich aber

Neid über den Ruhm und den Einfluß des Erſteren. Vor Allen traf dies mißgünſtige Urtheil Horn, der in Thaten und in der Gunſt des Königs Stenbock's Nebenbuhler geweſen war und an den ſich Stenbock unmittelbar mit ſeinen Vorſtellungen wegen Unterſtützung gewandt hatte.

Nicht zum erſten Mal trat bei dieſer Gelegenheit Horn's Meiſterſchaft in tiefen und vielſeitigen Berechnungen hervor. „Wir haben viel gegen Graf Stenbock gutzumachen — äußerte Horn bei der erſten Berathung im Senat nach eingetroffener Nachricht von dem Siege bei Helſingborg — und uns von manchem Verdacht im Publikum zu reinigen. Es iſt eben ſo ſehr unſere Pflicht als unſer eigenes Intereſſe, auf eine, unſerer und ſeiner würdige Weiſe den außerordentlichen Dienſt zu belohnen, den er bei dieſer wichtigen Veranlaſſung dem Vaterlande geleiſtet hat.“

„Wir können dieſe Denkungsart unſres verehrten Amtsbruders nur hochſchätzen — verſetzte im Namen der übrigen Königl. Räthe Graf Wrede. — Auch iſt keiner mehr im Stande und mehr dazu berechtigt, das Benehmen des Generals Stenbock nach Verdienſt zu ſchätzen, als derjenige, welcher unter den eigenen Augen unſres unvergleichlichen Königs nicht minderen Ruhm als jener auf dem Schlachtfelde einerndtete. Aber Se. Excellenz ſcheinen zu vergeſſen, daß gegenwärtig Kronländereien nicht mehr verſchenkt werden dürfen und der mehr als knappe Zuſtand der Schatzkammer iſt uns Allen, Gott beſſre es! genugſam bekannt.“

„Ew. Excellenzien, meinen hochverehrten Herrn

Amtsbrüdern — versetzte mit gerunzelter Stirn Horn — oder irgend einem andern treuen Unterthanen wird es, wie ich hoffe, nicht in den Sinn kommen, daß ich mich an dem großen Werke Sr. Hochseligen Majestät, der Reduction, vergreifen, oder die Mittel könnte versplittern wollen, deren unser jetzt regierender, geliebter König zur Ausführung seiner ruhmreichen Pläne bedürfen möchte. (Horn sprach diese letzteren Worte langsam und mit Nachdruck, während er mit durchdringenden Blicken die Gesichter sämmtlicher Senatoren musterte). Jedenfalls aber ist es unsere Pflicht, den Wünschen des Königs auch da entgegenzukommen, wo es diejenigen zu belohnen gilt, welche seine Aufträge treu und gut ausführen.«

»Wie aber wollen Ew. Excellenz ihn belohnen?« fiel Wachtmeister mit seiner gewöhnlichen Heftigkeit ihm in die Rede.

»Ich habe nicht zu wollen, sondern nur wohlgemeinte Vorschläge zu machen und abzuwarten, ob diese die Billigung Ew. Excellenzien, meiner Herren Amtsbrüder, finden werden — erwiederte Horn. — Wir müssen uns bemühen, so zu handeln, wie unser verehrungswürdiger König selbst gethan haben würde, wenn Se. Majestät sich hier befänden. Dürften wir da nicht für unzweifelhaft annehmen, daß in einem so glücklichen Falle Graf Stenbock, der die Dänen aus dem Lande gejagt hat, mit dem Feldmarschallsstabe beliehen worden wäre? Nun und eben dahin ginge mein Vorschlag, daß wir, die wir während der langen Abwesenheit des Königs an seiner Statt und Stelle die höchste Macht ausüben, mit dieser Auszeichnung den Sieger bei Helsing-

borg ſchmücken, indem wir natürlicher Weiſe ſchließlich Alles der Allerhöchſteigenen Beſtätigung Sr. Majeſtät anheimſtellen.“

Nach kurzer Berathung nahmen ſämmtliche Rathsherrn Horn's Vorſchlag an und der Senat ernannte den Grafen Stenbock zum Feldmarſchall.

Elftes Kapitel.

Der neu ernannte Kanzlei-Präsident Kön. Rath Graf Horn befahl eines Morgens seiner Dienerschaft, jeden Besuch abzuweisen, da ihn Geschäfte verhinderten, Andere zu empfangen, als den Domprobst Molin aus Upsala und den Justiz-Bürgermeister Stockholm's Hylthen, welche beide daher, sobald sie sich meldeten, eingelassen werden sollten.

Die Schaar der Glücksritter, die man vielleicht unter keinem Volke auf dieser Erde zudringlicher und verhältnißmäßig zahlreicher antrifft als in Schweden — diese Schaar, welche unter Carl XI. das Vorgemach Lindschöldt übervölkerte, unter Carl XII. das Haus belagerte, in dem Piper's Gemahlin wohnte, unter Friedrich I. vor Erland Broman die Kniee beugte, unter Adolph Friedrich oder vielmehr Louise Ulrica sich hinter den Vorleser Beylon steckte, unter Gustav III. vor Armfelts Triumphwagen spannte, unter Gustav Adolph IV. zu Ugglas Füßen warf, unter Carl XIII. bei denen herumtrieb, welche sich darauf verstanden den König zu belustigen und dem Thronfolger Klatschereien zuzutragen, und unter Carl Johann mit

Brahe Abgötterei trieb — dieſe Schaar, welche mit Piper's Gefangennehmung ihren Compaß verloren hatte, richtete jetzt ihre Wetterfahne nach deſſen früherem, bei dem Könige in gleicher Gunſt ſtehendem Schwager, der nunmehrigen Quelle des Einfluſſes, und drängte ſich in deſſen Vorgemach.

Wohl funfzigmal hatte der Bediente den Beſcheid wiederholt: „Se. Excellenz iſt durch Geſchäfte verhindert, zu empfangen, haben Sie die Güte, ihren Namen in dieſe Liſte zu ſchreiben, als bei dem Namen: „Lars Molin“ der Bediente dem Schreiber dieſes Namens ins Ohr flüſterte: „Der Herr Domprobſt habe die Güte, ſich über den Hof nach dem Bibliothekzimmer zu bemühen, wo Se. Excellenz Sie erwarten.“

Mit einer leichten Verneigung des Kopfs gab Molin zu verſtehen, daß er der Weiſung folgen werde, und wenige Minuten danach befand ſich der Domprobſt Angeſicht zu Angeſicht mit Horn, der ihn in ſeiner Bibliothek mit offenen Armen empfing.

„Willkommen, ehrwürdiger Freund! — begrüßte ihn der Rathsherr, indem er Molin freundlich die Hand reichte. — Ich habe wahre Sehnſucht danach getragen, mich mit Ihnen auszuſprechen. Die Zeiten werden von Tag zu Tag böſer, weitausſehender, ja halsbrechend, und wenn Schweden gerettet werden ſoll, muß ein Beſchluß gefaßt und hier in's Werk geſetzt werden, ohne erſt ſpäte Befehle von den Grenzen Aſiens abzuwarten.“

„Ew. Excellenz nehmen mir das Wort aus dem Munde — gab Molin zur Antwort — der hohe Senat iſt hier ſtets am Ort, der König ſelbſt mag nun ſo weit

und ſo lange fort ſein, wie es ihm beliebt. Sonſt wäre das Land ohne Regierung.«

Horn lachte bitter. »Es thut Noth — ſagte er — nach allen Seiten hin die Augen offen zu halten, wenn nicht alles zuletzt vergeblich ſein ſoll. Denn nicht Jedes iſt von der Art, daß es auf eigenen Antrieb und eigene Verantwortung vom Rathe beſchloſſen werden kann und was wir in beſter Wohlmeinung thun, gewinnt nicht immer gnädigen Beifall und hohe Genehmigung.

»In letzterer Beziehung dürften Ew. Excellenz Möglichkeiten vorausſetzen, welche glücklicher Weiſe wenig Wahrſcheinlichkeit für ſich haben — bemerkte der Domprobſt — und was das erſtere betrifft, ſo iſt es die Nothwendigkeit, welche in dem einzelnen Falle die Geſetze macht.«

»Alſo wiſſen Sie nicht, mein Freund, daß der König den Feldmarſchall-Stab zurückgenommen hat, womit wir den Sieg des Grafen Stenbock bei Helſingborg belohnten?« fragte Horn, indem er Molin prüfend anblickte.

»Wäre das möglich! General Stenbock ſtand doch immer ſo hoch in der Gunſt des Königs und bemühte ſich jederzeit einer der eifrigſten und ergebenſten Diener Sr. Majeſtät zu ſein!« rief Molin überraſcht aus.

Horn ergriff die Hand des Domprobſtes und drückte ſie bedeutungsvoll, während er ihn ſcharf anſah und ſagte:

»Begreifen Sie nicht, daß ſowohl dieſer Sieg, wie ſeine Belohnung, dem Intereſſe des Vaterlandes, unabhängig von dem perſönlichen Ruhme des Königs

galt. In der Entfernung können Geschäftigkeit und böser Wille dieses unabhängig leicht besorglicher als feindliche Heere erscheinen lassen.«

Der Domprobst Molin schüttelte sein Haupt, an welchem einige dünne rothe Haarspitzen unter dem schwarzen Seidenkäppchen hervorluckten.«

»Zwölf Jahre unter Christina's — äußerte er — und wieder zwölf Jahre unter Carl's XI. Minderjährigkeit regierte der schwedische Senat dies ausgedehnte Reich, führte Krieg und schloß Frieden, ohne nur einmal den Versuch zu machen, die Macht an sich zu behalten, wenn die Zeit gekommen war, sie in die Hände des mündig gewordenen Regenten zu übergeben. Diese Beispiele scheinen finsteres Mißtrauen vernichten und ungereimte Besorgnisse zerstreuen zu müssen.«

»Sie übersehen, Herr Domprobst — fiel ihm Horn mit Lebhaftigkeit ins Wort — daß sich diese Beispiele auf Regenten beziehn, die nicht Alleinherrscher waren, und unter denen der Senat etwas zu sagen hatte, und Achtung gebieten konnte, so lange er sich in gutem Verständnisse mit den Reichsständen hielt.«

»Sie treffen den Nagel auf den Kopf, gnädiger Herr — versetzte Molin — was aber sollte Ew. Excellenzien, die jetzt an der Regierung sind, hindern, in gleicher Weise fortzufahren «

»Ist dies Ihre persönliche Meinung, oder glauben Sie, daß dieselbe von der Mehrzahl Ihres Standes getheilt wird?« fragte Horn langsam und mit Betonung.

»Wenn Ew. Excellenz gestatten, so möchte ich dieser Frage in aller Unterwürfigkeit mit einer andern begeg-

nen — wandte Molin ein — handelt es ſich um Maßregeln, bei welchen einen Befehl aus Bender abzuwarten die Entfernung und der daraus erwachſende Zeitverluſt verwehrt: ſo bin ich bereit mich für das Einverſtändniß meiner verehrten Standesgenoſſen zu verbürgen. Aber um den gordiſchen Knoten zu zerhauen, iſt wie ich fürchte der Apfel noch nicht reif genug und gefährlich dürfte es ſein, den Stamm zu ſchütteln, ſo lange die Kirche nach dem Ableben des Erzbiſchofs im verfloſſenen Jahre des Haupts entbehrt.«

Während einer kurzen Pauſe betrachteten ſich die beiden ſchlauen Staatsmänner mit forſchenden und bedeutungsvollen Blicken. Horn brach zuerſt das Schweigen:

»Sie wälzen, ehrwürdiger Freund! eine große Laſt von meiner Bruſt; denn auf Ihr Urtheil verlaſſe ich mich wie auf mein eigenes. Der Zweck beſchränkt ſich auf die Abhülfe des augenblicklichen Bedürfniſſes, und wenn Hylthén in dieſer Beziehung für die Bürgſchaft gut ſagt, ſo werden wir, will's Gott, die Stände zuſammentreten laſſen. Um in gewiſſer Beziehung keinen Anſtoß zu geben, wollen wir das erſte Mal den Namen »Reichstag« vermeiden und die Verſammlung nur einen »Ausſchuß der Reichsſtände« nennen. Sein Sie aber überzeugt, Herr Domprobſt, die Herrn ſollen künftighin keinen Schaden davon haben.«

Horn drückte dabei lächelnd Molin die Hand.

Der Domprobſt hatte ſich noch nicht entfernt, als der Bürgermeiſter Hylthén eingelaſſen wurde. Das Geſpräch betraf denſelben Gegenſtand und wurde mit

noch größerer Vorsicht, obschon gleichfalls nicht ohne Hindeutungen auf kommende Zeiten geführt. Horn stellte die Sache dar, als nur darauf berechnet, den Wünschen des Königs zuvorkommen, und Hylthén rühmte seinerseits die Anhänglichkeit der Bürgerschaft an den König.

Nachdem Horn auf diese Weise das Terrain untersucht hatte, ging der Rath an die Zusammenberufung der Stände — nicht eben zu einem Reichstage; man wollte diese Benennung vermeiden, um nicht den auf seiner Alleinmacht eifersüchtigen König zu verletzen, sondern wie Horn in dem obigen Gespräche mit Molin zu verstehen gegeben hatte, zu einem Ausschusse. Zugleich wurde, um jeden Verdacht in Bezug auf kühne und gegen den unbeschränkten Monarchen gerichtete Pläne zu entfernen, der Landmarschallstab dem 71jährigen Landeshauptmanne Clerck anvertraut und da dieser fast ununterbrochen durch Krämpfe verhindert wurde, dies Amt auszuüben, zu seinem Stellvertreter Gustav Cronhjelm ernannt, der bei dem Könige sehr in Gunst stand und sein Lehrer und Kammerherr gewesen war.

Während das Herz bei dem Gedanken an die Lage des Landes blutete, auf welches von Tag zu Tag mehr Gefahr und Unglück sich häufte, so daß Rettung nur durch ein Wunder möglich schien, kam es mit Leichtigkeit vor, daß man zuweilen lange Zeit nicht einmal wußte, wo der König war und in welcher Lage er sich befand, zumal nicht selten zehn bis zwölf Posten ausblieben. Die Stände faßten daher den eben so nöthigen wie klugen Beschluß, eine zuverlässige Person nach der Türkei zu

ſenden, um einerſeits dem Könige genaue und ſichere Mittheilungen von dem inneren Zuſtande des Landes zu machen, andererſeits den Schweden Nachrichten von den Abſichten und der Lage des Königs zu verſchaffen. Die Furcht aber, Carl möchte dieſen wohlbedachten Schritt mißfällig aufnehmen, zeigte ſich von ſo vielen Seiten und unter ſo verſchiedenen Geſtalten, daß man endlich die Sache fallen ließ. Der nähere Verlauf dabei iſt eben ſo der Aufmerkſamkeit werth, wie er bisher in ſeinen Einzelnheiten wenig beleuchtet iſt. Der Leſer wird es daher unzweifelhaft gern ſehen, wenn wir für eine kurze Zeit unſre Feder niederlegen und den Grafen Nicodemus Teſſin mit ſeinen eignen Worten den Hergang erzählen laſſen. Sein Bericht lautet wie folgt:

„Memorial betreffend die Sendung an Se. kön. Majeſtät im Namen geſammter Stände und die verſchiedene Particularitäten, ſo dabei vorgekommen und wie meine Conduite dabei geweſen iſt, als welches ich nöthig befunden habe, zu meiner und Anderer zukünftiger Juſtification deutlich und kurz niederzuſchreiben, indem ich mich im Uebrigen auf die Protocolle berufe, hinſichtlich welcher ich anfangs und ſpäter zu verſchiedenen Malen den Wunſch geäußert habe, daß ſie jedes Mal, wo man auseinanderginge, adjuſtirt oder wenigſtens bei der nächſten Zuſammenkunft verleſen werden möchten, als was ich aber niemals, nicht einmal bei der Trennung der Stände habe erreichen können, alſo daß Alles nur auf der perſönlichen Redlichkeit des Herrn Secretair Gyllenkrok beruht, aber um ſo zuverläſſigeres Zeugniß ablegt, als ſeine Rechtlichkeit jedem redlichen Manne hinreichend

bekannt iſt. Doch was dies Alles angeht, ſo wird es ſich theils in den Protocollen des Senats, theils in denen der Defenſions-Commiſſion finden, vorzüglich aber in denjenigen, welche vom vorbemeldeten Secretair ſowohl im geheimen Ausſchuß ſämmtlicher Stände, als im beſondern Ausſchuß der Ritterſchaft und des Adels, oder bei der Zuſammenkunft der Bevollmächtigten abgefaßt ſind. Der Verlauf von dieſem Allen war kürzlich wie folgt:

Weil man bei dem Zuſammentritt der Stände noch keine ſichere Nachricht von der erhabenen Perſon Sr. Kön. Majeſtät nnd von deſſen Aufenthalte in Bender hatte, ſondern dieſe Nachrichten bei der Ankunft jeder Poſt mit lauter Contradictionen unglaublich variirten; alſo wurde von Seiten der Ritterſchaft und des Adels als höchſt nöthig proponirt, drei oder vier Perſonen abzuſenden, welche wegen Krankheit, wegen der ſchwierigen Paſſage und der langen Reiſe in der heißeſten Jahreszeit nicht weniger an Zahl ſein konnten, und welche auch differente Wege nehmen ſollten, um ſichere Kunde über dasjenige zu verſchaffen, was die Ritterſchaft in der vorgedachten Hinſicht und ſo höchſt wichtigen Angelegenheit als Wunſch zu erkennen gab. Der Kammerherr Erich Sparre führte alles das auch in einer weitläuftigen Rede aus, welche von Allen agreirt wurde. Das Project fand eine univerſelle Approbation, alſo daß die Deputirten ſämmtlicher Stände es höchlich wünſchten, was hierauf von der Deputation der Stände Ihren Excellenzien vorgetragen wurde, woſelbſt dieſe Angelegenheit zuerſt nicht von Allen agreirt wurde; da ich aber ſagte, wie die

Sendung keinen andern Zweck habe, als nur unseren unterthänigsten Eifer an den Tag zu legen, sichere Nachricht von dem Befinden Sr. Kön. Majestät einzuholen und über die etwaigen Befehle Sr. Majestyt informirt zu werden, und da auch der Herr Bischof Wedberg und der Herr Bürgermeister Hylthén in gleichem Sinne sprachen, so wurde die Sendung bewilligt, jedoch mit der expressen Reservation von Seiten Ihrer Excellenzien, daß sie sich durchaus nicht damit befassen wollten.

Da Ihre Kön. Hoheit die Prinzeß verschiedene Male ihre höchste Zustimmung an den Tag legte und beständig wissen wollte, wann und wie bald es zur Ausführung kommen werde, also daß ich fragte, ob Ihre Kön. Hoheit in Gnaden gestatten möchten, daß ich bei unsrer nächsten Zusammenkunft erklärte, wie Ihre Kön. Hoheit die Sache nicht allein approbirten, sondern sogar höchlichst wünschten, so ward mir das gnädigst bewilligt und dann auch von mir vollführet. Am Tage darauf, als der Herr Landmarschall Clerk dem geheimen Ausschuß gesammter Stände vortrug, was am Tage vorher im Senate passirt war, so gab dies zu neuen Discussionen Anlaß, aber endlich blieb er doch dabei, daß die Sendung höchst nöthig sei, was von Allen mit einem „Ja!“ aus vollem Halse bekräftigt wurde. Und als darauf verlangt wurde, daß wer etwa noch anderer Meinung sei, aufstehn sollte, so geschah dies auch. Aber der Herr Landeshauptmann Cronhjelm protestirte noch höchlich dagegen, indem er sagte, es würde angesehen werden, als wäre hier status in statu u. s. w. Herr Secretair Ehrenstrahl war

außerdem der Einzige, welcher ſich verſchiedener Disvaſionen bediente.

Hierbei muß ich noch bemerken, daß, als ich gleich darauf zur Mittagszeit an den Hof kam, Ihre Kön. Hoheit die Prinzeſſin zu mir ſagte: „Nun, ich höre, daß Landeshauptmann Cronhjelm allein gegen die Sendung geweſen iſt, das hätte ich niemals geglaubt. Gott laſſe Se. Kön. Majeſtät bald heimkehren, um ſeine Unterthanen recht kennen zu lernen!“

Nach der Tafel war ich in dem Audienzzimmer Ihrer kön. Hoheit, als auch der Herr Biſchof Svedberg hineinkam, wo ich in ſeiner Gegenwart die Worte wiederholte, die ich im Ritterhauſe in Beziehung auf den beſonderen Wunſch Ihrer Kön. Hoheit geſprochen, was er auch bezeugte, worauf Ihre Kön. Hoheit Ihre beſondere Zufriedenheit äußerten, indem ſie dieſelbe Angelegenheit auch dem Herrn Biſchof Svedberg ſehr gnädig recommendirten.

Am Abend, als ich wieder an den Hof kam, ſagten mir Ihre Kön. Hoheit, Herr Graf Horn ſei bei Ihrer Kön. Hoheit geweſen, habe aber die Sendung nicht gutgeheißen, aber Ihre Kön. Hoheit hoffe deſſenungeachtet, daß ſie zur Ausführung kommen werde. Aber ſpäter nach dieſem Tage bekümmerte ſich Ihre Kön. Hoheit nicht mehr um die Sache.

Auf dieſes Alles folgte, daß wegen eintretender Krankheit des Herrn Landmarſchalls Clerck, der Herr Landeshauptmann Cronhjelm deſſen Stelle vertrat.

Dieſelbe Materie wurde ſofort aufs Neue ventilirt, fand aber continuirliche Schwierigkeiten. In dem Me-

morial, welches der Herr Secretair Gyllenkrok ihm zustellte, waren unter andern die Punkte von der Sendung und den Namen der Personen, die auch den Deputirten der andern Stände vorgetragen werden sollten. Aber wie oft auch Herr Graf Brahe, Graf Erich Stenbock und ich nebst Anderen daran erinnerten, so kamen sie doch nicht zum Vortrag, sondern wurden übergangen. Als sich darauf die Deputation im Rathe einfand, so wurde so oft als möglich von Herrn Grafen Erich Stenbock und mir an dieselbe Sache erinnert, wie Se. Excellenz Herr Graf Carl Gyllenstjerna, der Herr Secretair Gyllenkrok und Andere genugsam hörten, aber es half das Alles nichts, sondern es wurde endlich Herr Graf Erich Stenbock genöthigt, das Wort zu nehmen, und selbst über die Sache zu sprechen, welche dann weder abgelehnt noch approbirt wurde.

Am drauffolgenden Mittag aßen wir zusammen bei Herrn Dr. Iser,*) wo dieselbe Materie wieder aufs Tapet kam und über eine ganze Stunde besprochen wurde. Was dabei zwischen mir und dem Herrn Landeshauptmann vorfiel, können Alle bezeugen, die dort anwesend waren, an 17 bis 18 Personen, unter denen Herr General Magnus Stenbock, Graf Brahe, Kammerherr Erich Sparre, Generalmajor Ranck u. s. w., wo er von allen Seiten gefragt wurde, was er für eine Ursache haben könne, das vorbemeldte Verlangen im Senat nicht

*) Doctor Iser war Pastor Primarius an der Hauptkirche in Stockholm. Später wurde er von Bender aus zum Bischof von Westeräs ernannt, wo er 1725 starb.

vorzutragen, und was für Gründe ihn bewegen könnten, bei einer so höchst nöthigen und fast einhellig approbirten Sache so viele Schwierigkeiten zu machen. Als er nach der Tafel sich zwischen Grafen Brahe und mich setzte, betheuerte er auf seine Ehre, daß am andern Tage noch vor 10 Uhr Alles geschehen sein solle, und bei unsrer Trennung am Abend bat er mich, daß ich den Adel und die Ritterschaft von der falschen Meinung abbringen möchte, welche sie in diesem Falle von ihm gefaßt haben dürften, was ich auch versprach. Aber am andern Vormittag dachte er nicht mehr an das gegebene Versprechen.

Kurz darauf wurde von dem Ausschuß gesammter Stände für räthlich befunden, den Herrn Generalmajor Düker zu ersuchen, sich zu dieser Sendung gebrauchen zu lassen, weil dieser sowohl in Sprachen erfahren war, wie auch bei Sr. Majestät in gnädigem Andenken stand, und überdies den ausführlichsten Bericht über die Action in Schoonen geben konnte, welcher er beigewohnt hatte; aus einer deference für Ihre Excellenzien auch aus Consideration für die Canzlei wollte man ihm Herrn Cederholm oder einen andern aus der Canzlei zum Begleiter geben. Dies war agreirt worden, als Herr Landeshauptman Cronhjelm sagte, daß er Ordre habe, hinauf in den Rath zu gehn, aber er verlangte keinen mit sich, auch nicht den Secretair Gyllenkrok. Inzwischen da Herr Generalmajor Düker den Vorschlag acceptirt hatte, so wurde auch von dem Ausschuß der gesammten Stände für gut befunden, ihm ein Reisegeld von 5000 Thlr. Silber auszusetzen, nehmlich für ihn und Herrn Cederholm, das sogleich bereit gestellt werden solle. Als

Herr Landeshauptmann Cronhjelm zurückkam und referirt hatte, was im Senate passirt war, jedoch mündlich und ohne, dem Brauche gemäß, Extractum protocolli aus dem Senate mitzubringen, so kam er zuletzt auf die Sendung zu sprechen, indem er sagte, daß Ihre Excellenzien in die Abreise des Generalmajors Düker durchaus nicht einwilligen könnten, weil er für das Vertheidigungswerk unmöglich gemißt werden könnte, aber wollten die Stände irgend einen andern schicken, so stände ihnen das frei, und sollte dieser dann mit Päſſen und Recommandationen an fremde Höfe versehen werden; aber Ihre Excellenzien hielten für Ihre Personen irgend eine Sendung nicht nöthig und was dergleichen mehr war. Worauf ich dann zuerst erwiederte, daß weil die geheimen Ausschüsse sämmtlicher Stände so viele Wochen jetzt mit so großem Verlangen und so großer Mühe gesucht hätten, ihren unterthänigsten Eifer und Verehrung für Sr. Kön. Majestät erhabene und theure Person beweisen zu dürfen, so hätten sie Alles, was dabei möglich gewesen wäre, gethan, um ihre Conduite zu justificiren; aber da Ihre Excellenzien keine Sendung für nöthig hielten, so müßte man es dabei bewenden lassen. Herr Hauptmann Reenstjerna stimmte dem im Namen des dritten Stands bei, indem er dabei den Wunsch aussprach, daß bei einer so delicaten Materie die Protocolle genugsam adjustirt werden möchten.

Herr Assessor Flemming, für die zweite Classe, war auch dieser Meinung. Und als aller drei Stände geheime Ausschüsse zusammenkamen und Herr Landeshauptmann Cronhjelm auch dort die obenbemeldte Ant-

wort berichtete, war Herr Biſchof Svedberg und Herr Bürgermeiſter Hylthén derſelben Anſicht wie ich, indem der letztere noch hinzufügte, daß es aus reiner deference für Ihre Excellenzien beſſer ſei, von der Sache abzuſtehn, ſo werde es auch nicht bei Sr. Majeſtät den Anſchein gewinnen und die Deutung finden, als hätten ſich die Stände von Ihren Excellenzien trennen wollen; wobei Alles ſein Bewenden hatte, ohne daß Herr Landeshauptmann Cronhjelm dieſe Meinung auf irgend eine Weiſe zu berichtigen ſuchte. Hierbei iſt zu obſerviren, daß er ſein ſchriftliches Votum über dieſe Sendung (von dem ich nicht weiß, ob es ſich in den Ritterhausacten findet) abgegeben hatte, worin ſich, außer verſchiedentlichen Difficultäten die Expreſſion fand; daß eine ſolche Sendung nicht der Jurisdiction der Ritterſchaft und des Adels competirte; was jeglicher um ſo ſchwerer begreifen konnte, als kein Unterthan en particulier fand, daß es unanſtändig für ſeine Perſon ſei, wie viel weniger alſo für die geſammten Stände. Dies gab verſchiedene verdrießliche Raiſonnements, indem Jeder ſagte, wenn es nicht nöthig wäre nach dem König zu fragen, ſo wäre es auch nicht nöthig, nach dem Andern zu fragen — und ſo gingen endlich Manche fort und reiſten auf das Land.

Herr Bürgermeiſter Hylthén ſagte auch, daß es für ſeinen Stand ſehr zu beklagen wäre, denn wenn ſie heim zu ihren Mitbürgern kämen, ſo würde große Unzufriedenheit entſtehen, daß keiner eine ſichere Nachricht von der theuern Perſon des Königs mit ſich zurückbrächte.

Als nun das Pfingſtfeſt vorüber war, und die Sache

viel Gerede in der ganzen Stadt gemacht hatte, traf es ſich, daß ich am Dienſtag an der Tafel bei Hofe mit dem Herrn Grafen Wrede und Herrn Grafen Axel Gyllenſtjerna zuſammentraf. Se. Excellenz Herr Graf Wrede fragte mich, wie es mit der Sendung ſtehe? Ich erwiederte, daß die Sache ruhe, worauf er mit großer Vehemence replicirte, es wäre kein ehrlicher Mann, der da ſagte, daß Ihre Excellenzien ſie nicht für nöthig gefunden hätten. Ich meinte: das würden die Protokolle am beſten ausweiſen. Mehr hatte ich auf dieſes, was das Verhalten der geſammten Stände anging, zu antworten nicht nöthig. Nach der Tafel begann Se. Excellenz auch gegen Ihre Majeſtät die Königin und Ihre Königliche Hoheit die Prinzeſſin ihrem Unwillen mit harten Expreſſionen Luft zu machen. Ich antwortete auf Alles Nichts, indem ich mich erinnerte, daß es am beſten wäre, zuerſt die Protokolle zu hören. Am Montage darauf, als Herr Landmarſchall Clerck wieder hergeſtellt war und auch Herr Landeshauptmann Cronhjelm erſchien, als der geheime Ausſchuß der Stände Platz genommen hatte, wurde verlangt, daß das Protokoll, welches bei der letzten Zurückkunft des Herrn Landeshauptmanns Cronhjelm aus dem Rathe aufgenommen worden war, verleſen werden möchte, was auch geſchah; und als es verleſen worden war, wurde gefragt, ob jemand etwas dagegen zu erinnern habe? Alle fanden es gut, ja auch Herr Landeshauptmann Cronhjelm hatte nichts einzuwenden; da ſtand ich auf und ſagte: Ich kann nicht unterlaſſen, bei dieſer Gelegenheit dem geheimen Ausſchuſſe geſammter Stände vorzutragen, was

ſich vorgeſtern bei Hofe zutrug und zwar in Gegenwart Sr. Excellenz des Herrn Grafen Carl Gyllenſtjerna und der beiden Frauen Hofmeiſterinnen. Und als ich das Obige berichtet hatte, wunderte ſich Jedermann höchlich darüber. Hiernächſt ſagte ich, daß ich erſtens wegen der geziemenden Ehrfurcht in der hohen Gegenwart der Königlichen Familie, um jeden Wortwechſel zu vermeiden, zweitens um nicht zu ſcheinen, als ob ich eine ſo harte Expreſſion auf mich bezöge, drittens, um mich nicht reſponſabel durch eine Erwiederung auf etwas zu machen, was die geſammten Stände anging, vor allem aber viertens um deshalb nicht das Geringſte darauf geantwortet hätte, um zunächſt die Protokolle vorleſen zu hören, welche meine Conduite eine günſtige Approbation fand. Und während in jedem Stande discurrirt wurde, wie man ſich in dieſem Falle verhalten ſolle, ſtellte ich anheim, ob es nicht am räthlichſten wäre, das Protokoll ſogleich durch einige Deputirte hinauf in den Senat zu bringen, und dort verleſen zu laſſen, und ob es nicht auch ſpäter der Herr Secretair Ihrer Maj. der Königin und Ihrer Königl. Hoheit vorleſen dürfte?

Dies wurde agreirt, und dabei beſtimmt, daß Herr Landeshauptmann Cronhjelm und ich mit dem Herrn Secretair Gyllenkrok uns hinaufbegeben ſollten.

Ich drang ſehr darauf, daß es ſogleich geſchehen ſolle, Herr Landeshauptmann Cronhjelm meinte, es möchte erſt Nachmittags um 4 Uhr geſchehen. Aber da ihn nichts zu einer andern Meinung bringen konnte und er ſpäter nicht da war, ſo ſchien es mir, um allerhand Meſures und Raiſonnements vorzubeugen, anſtändiger,

die Angelegenheit vor und nicht nach der Mittagsmahlzeit zu erledigen, und ich erklärte deshalb, daß ich mich sogleich hinaufbegeben würde; ich würde aber auch oben verlangen, daß meine Rede gehörig zu Protokoll genommen werde, auf daß der Herr Landeshauptmann Cronhjelm sich überzeugen könne, daß dieselbe durchaus mit dem übereinstimme, was sich im Ritterhausprotokolle vorfände. Als ich darauf in die Defensions-Commission kam (in deren Protokoll sich meine Rede finden wird), sagte ich, Ihre Excellenzien die Herren Grafen Wrede und Carl Gyllenstjerna wüßten wohl, welche Expressionen am Tage vorher bei Ihre Maj. der Königin gebraucht worden. Also habe man in Gegenwart des geheimen Ausschusses der gesammten Stände das Protokoll verlesen lassen, wobei jener Expressionen und weshalb ich bei Hofe nichts darauf geantwortet, Erwähnung geschehen; jetzt aber könnte ich sagen, daß die Worte im Protokolle ständen. „Was steht darin?“ fragte Se. Excellenz Graf Wrede. Ich sagte: „die ausdrücklichen Worte, daß Ew. Excellenzien für ihre Personen die Sendung nicht für nöthig hielten. Ich kann mich grade nicht erinnern, ob diese, die oder eine Sendung dasteht, was ich Alles genau zu Protokoll zu nehmen bitte.“ Darauf sagte Se. Excellenz Graf Wrede: „die Worte haben wir nie gesagt.“ Ich erwiederte, „der Landeshauptmann Cronhjelm behaupte es steif und fest, indem er drei bis vier Mal erklärt habe, daß es eine Sache zwischen ihm und Ew. Excellenzien sei, die keinen Andern etwas anginge.“ „Sagt er das?“ äußerte Se. Excellenz Graf Wrede. Ich recitirte die Worte aufs Neue und bekam

wiederum zur Antwort, daß Ihre Excellenzien dies niemals gesagt hätten. Inzwischen las Se. Excellenz Herr Graf Falkenberg das frühere Protokoll und sagte dann wie Herr Graf Wrede: „Was steht hier?“ Ihre Excellenzien als Rath finden keine Sendung für nöthig. „Ja sagte Herr Graf Wrede, was hat das mit der Sendung der Ritterschaft zu thun, wir erklären noch jetzt, daß, wenn sie zwanzig für einen schickt, ihr das frei steht, und daß wir sie mit Päſſen und Recommendationen versehen wollen.“ Diese Meinung ließ sich um so weniger aus der Rede des Landeshauptmannes im Ritterhause abnehmen, als bei den Ständen gar keine Rede von einer Sendung des Raths gewesen war; da nun der Herr Landeshauptmann das wahre Verhältniß recht gut kannte, warum beseitigte er nicht sogleich jene irrige Ansicht? Im Uebrigen sagte Se. Excellenz Herr Graf Wrede: weshalb nahm er kein Extractum protocolli mit sich herunter, dann würde er nichts Falsches vorgebracht haben. Ich erwiederte, aus diesem Grunde wünschte ich jetzt höchlich, daß es mit dem geschehen möge, was jetzt passirt sei, welchem auch Se. Excellenz mit mehreren Andern beistimmte, einige aber trugen dabei Bedenken, was denn auch veranlaßte, daß als derjenige, welcher das Protokoll geführt, mit mir herunter in das Ritterhaus kam, er nur das erstere und nicht das letztere Protokoll mit sich hatte, was mir sehr seltsam vorkam. Inzwischen wurde das erstere verlesen und fand nur hier und da in den Worten eine Differenz.

Am Tage darauf, wo die Zusammenkunft auf dem Ritterhause stattfand, langten erfreuliche Nachrichten aus

Bender von dem Wohlbefinden Sr. Kön. Majestät erhabenen Person an, mit vielen Particularitäten und Dienstveränderungen, unter welchen auch die, daß Herr Landeshauptmann Cronhjelm Hofkanzler geworden war.

Herr Geheime Rath Johann Banér sagte zum Grafen Erich Stenbock und mir nebst Anderen, daß er am Tage zuvor zugleich mit Herrn Cronhjelm und Anderen bei Sr. Excellenz Herrn Grafen Wrede zu Gast gewesen sei, woselbst nach der Tafel Herr Graf Wrede also den Herrn Landeshauptmann gefragt habe: „Haben Sie auf dem Ritterhause gesagt, daß wir für unsre Person die Sendung der Ritterschaft und des Adels an den König für unnöthig gefunden hatten?“ Worauf er ja gesagt, und daß er es nicht anders verstanden. Se. Excellenz hätten sodann replicirt: das haben wir niemals gesagt u. s. w. und harte Expressionen hinzugefügt.

Gleich hierauf in derselben Sitzung stand Herr Landeshauptmann Reenstjerna auf und ließ zu Protokoll nehmen, daß der Herr Landesmarschall Cronhjelm bei seiner Zurückkunft aus dem Senat im Namen Ihrer Excellenzien die Sendung nicht nur für unnöthig, sondern auch für unnütz und eitel erklärt habe.

Herr Bischof Billberg sagte auch, es seien lauter disvasoria vorgebracht worden und die Ursache gewesen, daß aus der Sache nichts geworden. Und da die jetzt angekommenen letzten Nachrichten nur vier Wochen alt seien, so sei es am Besten, es nun dabei zu lassen.

Zu allerletzt kam dann Herr Secretair Gyllen-

krok aus dem Rath und erklärte, wie Ihre Excellenzien gefunden hätten, daß die Worte mit einander conciliirt werden könnten u. ſ. w, worauf ich erwiederte, daß der Herr Hofkanzler nur nöthig gehabt habe, als die Beſchuldigung vorgebracht wurde, Extractum protocolli aus dem Senat erbitten zu laſſen, und zu erklären, daß er niemals daran gedacht habe, die Worte anders wiederzugeben, als ſie ſich dort finden, ſo wäre der Verwirrung ein Ende gemacht worden. Worauf dann Alles ruhte.

Sonſt war ich auch am Tage vorher bei Sr. Excellenz dem Grafen Wrede wegen zweier Briefe mit Wechſeln, welche ich vom Könige erhalten hatte, wo ich unter andern Discurſen der Worte „unnütz und eitel“ erwähnte, welche Herr Landeshauptmann Reenſtjerna ſpäter in das Protokoll hatte aufnehmen laſſen und wovon unter Anderen die Herren Lagmänner Chriſter Bonde, Gyllengrip und Silfrer Sparre Zeugen geweſen wären. Se. Excellenz erwiederte darauf nur: Ja, bei dem Allem iſt er jetzt Hofkanzler!

Am Sonntage darauf, als ich im runden Saale Ihrer Majeſtät ſtehe und mit Herrn General Spens und dem Hofjunker Cronſtedt rede, kommt der Herr Hofkanzler eilig herein, ergreift mit ſehr freundlicher Miene meine Hand und führt mich zum Fenſter, indem er ſagt: „Ich bitte Sie, Herr Hofmarſchall, laſſen Sie jetzt Alles, was bisher paſſirt iſt, vergeſſen ſein.“ Ich verſetzte, für mein Theil könnte ich das leicht vergeſſen und es wäre mir ſehr unlieb, daß des Herrn Grafen Wrede vehemente Expreſſionen die Veranlaſſung zu

dem Allem gegeben hätten, was paſſirt ſei; und da ich der Erſte geweſen wäre, der auf die Rede des Herrn Hofkanzlers im Ritterhauſe geantwortet, ſo hätte ich auch am meiſten Urſache, mich in dieſem Falle zu reinigen, um ſo mehr, als ſo harte Worte in Gegenwart Ihrer Königl. Majeſtät, Ihrer Königl. Hoheit und des Herzogs und als ich dabei ſtand, gebraucht worden ſeien. Ueberdies hätte ja Se. Excellenz Herr Graf Wrede, in Geheime Raths Johann Banér und Anderer Anweſenheit, am Tage bevor die Nachricht gekommen, daß er Hofkanzler geworden, die Worte durchaus gegen ihn in Abrede geſtellt, welches auch von ihm ſelbſt mit den Worten beſtätigt wurde: Der Herr Hofmarſchall kann nicht genugſam glauben, wie er mich überführt hat.

Somit wurde wegen der Empfindlichkeit des Königs und ſeines Vertrauten für diesmal nichts aus dem Plane, ſich an Ort und Stelle über die Lage des Königs zu unterrichten. Im übrigen beſchränkten ſich die Gegenſtände der Berathungen des Reichstags auf Ausſchreibungen, Auflagen und Anleihen. Die Stände ſeufzten, bewilligten — und trennten ſich.

Carl ärgerte ſich in ſeinem entfernten Zufluchtsorte ſowohl über die Dreiſtigkeit des Senats, ohne ſeinen Befehl mit den Vertretern des Volks Rath zu pflegen, wie darüber, daß dieſe letzteren nicht minder kühn geweſen waren, gleichfalls ohne ſeinen Befehl zuſammen zu kommen. Doch die unſchuldige Beſchaffenheit der Verhandlungen, das kurze Zuſammenſein und vor Allem die an den Tag gelegte Bereitwilligkeit der Stände, die Mittel zur Fortſetzung des Kriegs anzuſchaffen, beſänf-

tigten ihn. Etwa fünf Wochen nach dem Schluß des Reichstags erließ er unterm 22. Juli 1710 von Bender ein Schreiben, indem er für diesmal den Schritt des Raths genehmigte, da, wie es wörtlich darin lautet: „Wir versichert sind, daß Ihr dabei unser hohes Recht und unsre Macht gehörig bewacht habt.“

Cronhjelm's Verhalten als Wortführer des Reichstags behagte dem Könige so sehr, daß der Hofkanzlervollmacht vom 21. März, am 30. August desselben Jahrs (1710) die Ernennung zum Königl. Rath folgte. Die Generale Magnus Stenbock, Spens und Wellingk wurden an demselben Tage in den Senat eingeführt, in welchem der frühere Landmarschall Clerck erst einige Wochen später (11. November 1710) berufen wurde.

Zwölftes Kapitel.

(Bender und Demotica.)

Erſter Auftritt.

(Eine Wachſtube.)

Die Leibtrabanten Roos und Groll im Geſpräch.

Roos: „Das Leben hier fängt an ſehr einförmig und ſehr langweilig zu werden. Wir thun nichts als eſſen, trinken und ſchlafen. Seit Jahr und Tag haben wir auch nicht einen Schimmer von einem Feind geſehen, mit dem wir uns in einen blutigen Strauß hätten einlaſſen können.“

Groll: „Was uns und die meiſten Andern betrifft, haſt Du Recht; aber es giebt gewiſſe Leute, die's behaglicher finden, ſich müßig herumzutreiben und zu ſchwatzen hier auf den Gaſſen, als ſich zu ſtrapaziren und einem ehrlichen Hiebe oder Schuſſe in offener Fehde auszuſetzen.“

Roos: „Ich verſtehe ſchon. Du meinſt Lagerkrona.“

Groll: „Das war eben nicht schwer zu rathen. Aber viel schwerer fällt's Einem, zu begreifen, wie es so Einer nur mit Schmeicheln und Schwatzen zum Generalsgrad hat bringen können und so lange Zeit als Sr. Majestät General-Adjudant bei dem Heere hat Dienste thun dürfen.“

Roos: „Wahr, Camerad! In diesem Punkte ist unser gnädiger König unergründlich, denn Lagerkrona ist und bleibt nichts andres als ein Ohrenbläser und Augendiener, geschmeidig wie ein Aal gegen Se. Majestät, aber steif und grade wie ein Kirchthurm gegen Untergeordnete. Er war schon mehrere Jahre General und wurde 1705 baronisirt, ohne je früher als 1708 den Befehl über eine größere oder kleinere Abtheilung da geführt zu haben, wo es etwas auf eigene Hand zu thun gab.“

Groll (mit höhnischem Lachen): „Und man weiß, wie es zuging, als er den Befehl bekam und was er dabei ausrichtete. Man hatte nämlich allerwärts so laut über den Kammergeneral gespottet, daß es endlich Sr. Majestät zu Ohren kam und der König gab Lagerkrona mehr um seiner selbst als um Lagerkrona's willen den Befehl über die Abtheilung, welche sich in den Besitz der Stadt Staradupp setzen sollte. Und obendrein wurde ihm gestattet, sich sowohl die Offiziere wie die Mannschaft an Reiterei und Fußvolk auswählen zu dürfen, und er erhielt eine Wegkarte zu dem Marsche von einer Meile. Ein Knabe, der noch nicht trocken hinter den Ohren geworden ist, würde den Auftrag haben ausführen können und dennoch mißglückte er Lagerkrona.“

Roos: »Ja, leider! Auf seinem Marsche kam er an einen Strom, über den er eine Brücke schlagen sollte, und jenseits lag eine Schenke, von dem zwei Wege, einer nach rechts und einer nach links abgingen. Nach seinen Vorschriften sollte er den ersteren einschlagen. Aber als die Leute im Wirthshause sagten, daß der Weg links zwar weiter aber besser wäre und über viele Dörfer führe, ließ er sich von diesem Geschwätz bethören und wählte den letzteren. Die Folge war, als er mit seinen Truppen zwölf Meilen marschirt war, mußte er umkehren und den Weg einschlagen, der ihm in seiner schriftlichen Anweisung vorgezeichnet war. Auf diese Weise ging die Zeit verloren und als er ungefähr um 6 Uhr Abends nach Staradupp kam, wurde, um den Kohl fett zu machen, das Lager draußen aufgeschlagen. Es half Nichts, daß mehrere erfahrene Männer unter den Offizieren davor warnten. Unter Andern bemerkte der unerschrockene Oberst Oernstedt von den Süd-Schoningern, daß es besser wäre, in die Stadt einzurücken, dann könne auch die Mannschaft ihre Kleider trocknen und warmes Essen bekommen. Lagerkrona mochte wohl Se. Majestät in der Abhärtung nachahmen wollen und behauptete, das sei nicht nöthig, denn die schwedischen Soldaten seien keine alten Weiber. Oernstedt wandte ein: Wenn nun, während wir hier liegen, der Feind von der andern Seite kommt und sich der Stadt bemächtigt, wird das wohl zu verantworten sein? Weit davon entfernt, den Wink zu beherzigen, fand sich Lagerkrona beleidigt und fuhr ihn mit den Worten an, die Abtheilung stände unter seinem und unter keines Anderen Be-

fehl. Hierauf folgte ein heftiger Wortwechsel, der damit endete, daß Lagerkrona auf sein Schwerdt schlug und Oernstedt zu schweigen befahl. So schieden sie; Oberst Oernstedt aber, der eben so heftig wie ehrgeizig, eben so besorgt um seinen guten Ruf, wie ein tapferer Krieger ist, zog sich jenen Verdruß so tief zu Gemüthe, daß er erkrankte und wie die Aerzte glauben, so wird er niemals wieder in dieser Welt ganz gesund werden.«

Groll: »Und traf nicht Alles, was Oernstedt vorhergesagt hatte, genau und pünktlich ein? Um 12 Uhr in der Nacht langte der Feind auf dem anderen Wege an, setzte sich sogleich in den Besitz von Staradupp und löst'e seine Geschütze von den Wällen; und unsre Expedition war damit verfehlt und zunichte gemacht. Was ich am wenigsten begreife, ist, daß der König nicht sofort Lagerkrona vor ein Kriegsgericht stellen und ihm sein Schwerdt vor der Fronte zerbrechen, oder ihn todtschießen ließ.«

Roos: »Se. Majestät war zwar erbittert über den Ausgang und ich bin überzeugt, wenn unser gnädiger König die Verdienste des Oberst Grothusen damals so wie jetzt gekannt hätte, so hätte er sich von Lagerkrona losgemacht Denn wenn nicht alle Zeichen trügen, so hat jetzt Grothusen mehr als irgend ein Andrer das Vertrauen Sr. Majestät und dessen ist er auch völlig werth.«

Groll: »Gilt es, sich auf Leben und Tod zu schlagen, so folge ich unserm Heldenkönige und sei es auch gegen alle Teufel der Hölle; aber seine Weise zu beloh-

nen, die, das gestehe ich offen, übersteigt meinen Verstand. Hat er nicht unserm tapfern General Stenbock, der die Dänen bei Helsingborg auf das Haupt geschlagen, den Marschallstab verweigert, den ihm der Senat zur Belohnung verliehen?«

Roos (schüttelt den Kopf und runzelt die Augenbrauen): »Ich hätte das auch anders gewünscht .... aber, sieh, das kommt vielleicht davon, daß der Senat Stenbock befördert hat und der König meint gewiß, daß ihm selbst und keinem Andern zukomme, Belohnungen auszutheilen.«

Groll: »Das meine ich auch, wenn er an Ort und Stelle ist; aber so viel hundert Meilen vom Vaterlande entfernt ....«

Roos: (fällt ihm ins Wort): »Muß er um so besorgter für seine Macht sein ... Uebrigens geht das uns nichts an; wir haben nur zu schweigen und damit Basta.

Groll (reicht Roos die Hand): »Basta!«

Zweiter Auftritt.

(Des Königs Schlafgemach.)

Carl XII., entkleidet im Bett liegend, spielt mit dem Hofkanzler von Müllern Schach. An dem einen Bettpfosten steht der Oberst von Düben und sieht dem Spiel zu. Im Zimmer daneben, dessen Thüre offen steht, so daß der König, was darin vorgeht, sehen und

hören kann, ordnet der Oberſt Grothuſen einen Haufen Papiere. In beiden Zimmern herrſcht tiefes Schweigen.

Aus dem Vorzimmer tritt Baron Lagerkrona in das äußere Gemach und nähert ſich dem König.

Grothuſen (Lagerkrona abwehrend): „Sofern nicht der Herr Generalmajor Sr. Majeſtät etwas Dringendes zu melden hat, dürfte es am beſten ſein, hier zu warten, bis das Spiel beendigt iſt, Se. Majeſtät liebt es nicht, geſtört zu werden.“

Lagerkrona (heftig, mit einem ſpöttiſchen Blick auf Grothuſen): „Keinem, am wenigſten einem im Range Untergeordneten ſteht es zu, mich an das zu erinnern, was ſich paßt oder nicht paßt. Das wußte ich, bevor noch Mancher die Kinderſchuhe ausgezogen hatte, den das Glück ſpäter über Verdienſt und Erwartung in die Höhe gebracht hat.“

Grothuſen (ruhig aber mit Selbſtgefühl): „Mit dieſem Ausfall dürfte der Herr Generalmajor um ſo weniger auf mich zielen können, als der Unterſchied zwiſchen uns keineswegs unermeßlich iſt, weder was die Jahre, noch was den Dienſtgrad betrifft. Von unſern beiderſeitigen Verhältniſſen iſt Se. Majeſtät unterrichtet, und im Stande, zu urtheilen. Und kann ich auch nicht, wie der König ſelbſt, auf ein Narwa ſtolz ſein, ſo habe ich doch wenigſtens nicht, wie gewiſſe Andre, ein Staradupp zu bereuen.“

Lagerkrona (auf den Boden ſtampfend): „Der Herr Oberſt vergißt die Kriegszucht, welche Achtung und Ehrfurcht vor Vorgeſetzten gebietet.“

Grothusen (mit unterdrücktem Aerger): „Lassen Sie uns Beide nicht vergessen, daß wir uns in den Zimmern des Königs und unter seinen Augen befinden. Es geschieht aus guter Absicht, wenn ich daran erinnere.“

Lagerkrona: „Zum Teufel mit Ihrer guten Absicht!“

Er läßt Grothusen stehn und eilt zum König hinein, gegen den er sich tief verneigt. Carl scheint so vertieft in das Spiel, oder stellt sich wenigstens so, daß er Lagerkrona's Eintritt nicht achtet. Nach einigen Augenblicken ununterbrochenen Schweigens entfernt sich Lagerkrona, nicht ohne Besorgniß darüber, daß er nicht wie gewöhnlich mit einem gnädigen Lächeln des Monarchen beehrt ward, auf dessen Wangen er vielmehr zu seiner Bestürzung eine tiefe Röthe aufsteigen sah, wobei Carl drei Mal hinter einander die Lippen nach der Nase hinauf zusammenzog: ein wohlbekanntes und sicheres Zeichen, daß Carl XII. sehr böse war.

Dritter Auftritt.

(Das eben beschriebene innere Gemach Carl's XII.)

Der König hat mehrere Briefe unterzeichnet, die der Hofkanzler hinausträgt. In der Thür begegnet er Lagerkrona, der sich zu dem Monarchen hineinbegiebt.

Lagerkrona (v. Müllern eilfertig zuflüsternd): „Ist Se. Majestät unbeschäftigt und bei gnädiger Laune?“

v. Müllern (halblaut, indem er weiter geht): „Beides, Herr General!“

Lagerkrona (tritt in das Schlafgemach des Königs und verneigt ſich tief): „Dieſe ganze Nacht konnte ich vor Unruhe darüber kein Auge zuthun, daß wir vielleicht bei unſerem Geſpräche geſtern Abend in dem Vorzimmer Ew. Majeſtät zu laut waren und daß Ew. Majeſtät dadurch im Schachſpiele geſtört ſein könnten. Wenn ich und Oberſt Grothuſen die unglückliche obgleich unſchuldige Urſache davon waren, ſo hoffe ich, Ew. Majeſtät werden in gewohnter Gnade ſolches überſehn und verzeihen.“

Carl (kalt): „Es war ein ſchlimmes Geſpräch, welches Ihr führtet und Ihr hattet Unrecht. Ja Ihr wart ſo ſchamlos, daß ich an Grothuſen's Stelle die Ofengabel genommen und Euch den Kopf eingeſchlagen hätte, ohne Rückſicht darauf, daß es im Zimmer des Königs geſchah.“

Lagerkrona (beſtürzt und ſtammelnd): „Ich verging mich zwar auch . . . Oberſt Grothuſen . . .“

Carl (ihn unterbrechend): „Die Sache iſt jetzt vorbei. Und ich ſage Euch heut, was ich geſtern und ſchon längſt dachte: geht Eurer Wege und laßt Euch nie wieder vor mir blicken.“

Lagerkrona (fällt auf die Knie und ſtreckt die gefalteten Hände gegen den König aus): „Großmächtigſter König, allergnädigſter Herr! geruht Nachſicht zu haben und mir Eure hohe Gnade wiederzuſchenken!“

Carl: „Bei dem, was ich einmal geſagt habe, bleibt es.“

Lagerkrona (richtet ſich langſam auf): „Dann iſt mir nur übrig, Ew. Majeſtät unterthänigſt um gnädigen Abſchied und um die Erlaubniß zur Rückkehr nach Schweden zu bitten.“

Carl (gleichgültig): „Bewilligt. Es iſt das Klügſte, was Ihr Zeit Eures Lebens gethan habt.“

Niedergeſchlagen und ſchweigend verläßt Lagerkrona langſamen Schritts das Zimmer des Königs.

Vierter Auftritt.

(Das Zimmer des Poſtanziers Barons von Müllern.)

Im Schlafrock und in ruſſiſchen Pantoffeln ſteht v. Müllern am Kamin, wo er ein geſchmortes Huhn, das er in einer Kaſſerole über das Feuer hält, zubereitet. Carl XII. in ſeiner gewöhnlichen Kleidung tritt eilig und unvermuthet ein, einen erbrochenen Brief in der Hand haltend.

Carl: „Guten Morgen, Baron v. Müllern! Was treibt Ihr dort?“

v. Müllern (überraſcht): „Ich bin dabei, Ew. Majeſtät Frühſtück zu bereiten.“

Carl: „Laßt das einſtweilen. Ihr müßt zuvörderſt eine Antwort an Meinen Rath in Schweden und eine Erklärung an die verbündeten Mächte Europa's aufſetzen. Der Rath ſingt das gewöhnliche Lied von dem Geldmangel im Lande und ſchlägt als Mittel, um Geld zu beſchaffen, vor, Unſere vom Feinde eroberten Sieges-

zeichen theils einzuſchmelzen und zu vermünzen, theils zu verkaufen. Das geht nicht und darf nicht geſchehn. Ich verbiete es und befehle dem Rath, einen andern Ausweg zu erdenken, um Geld aufzubringen. In dieſem Sinne ſetzt ſogleich eine Antwort an den Rath auf. Ingleichen gebt ein Circular an meine Geſandten bei den fremden Höfen an, daß letztere von den Verſuchen abſtehn ſollten, mir Bedingungen vorzuſchreiben und mich zu hindern, mit meinen gerechten Waffen meine geſchwornen Feinde zu verfolgen. Ich verlaſſe mich feſt auf den Beiſtand des Himmels und auf meine rechtmäßige Sache und betrachte jedes Hinderniß, das mir bei deren Verfolgung in den Weg gelegt wird, als Angriff.«

v. Müllern (indem er die Caſſerole vom Feuer nimmt): »Augenblicklich, Ew. Majeſtät! .... Dürfte mir zu gleicher Zeit geſtattet ſein, an die Angelegenheit der Univerſität Lund unterthänigſt zu erinnern. Es iſt bereits geraume Zeit her, daß die Akademie einhellig beſchloſſen hat, Ew. Majeſtät um gnädige Genehmigung und Beſtätigung ihrer Wahl des Herrn Feldmar ... (hält ein) des Herrn Raths Grafen Magnus Stenbock zum Univerſitätskanzler zu bitten.«

Carl (kalt): »Damit hats keine Eile .... Ich beabſichtige ſogar, gar nicht darauf zu antworten. (Wird die Fußbekleidung des Kanzlers und noch einige andere Paar ruſſiſcher Pantoffeln in einem Winkel des Zimmers gewahr) Was iſt das? Pantoffeln? Aſiatiſche Weichlichkeit! Woher habt Ihr ſie?

v. Müllern: »Sie ſind bequemer, wenn ich mit Keſſeln und Töpfen zu thun habe und laſſen ſich leichter

ablegen, wenn ich eilig die Stiefeln anziehen muß, um drinnen bei Ew. Majeſtät aufzuwarten.«

Carl: »Aber Ihr antwortet nicht auf meine Frage, woher Ihr ſie erhalten habt?«

v. Müllern (etwas verlegen): »Sie ſind das Geſchenk eines Landsmanns, der in dieſem Augenblick Gefangener des Czaren iſt.«

Carl (lebhaft): »Alſo von Rußland! Mein Hofkanzler in ruſſiſcher Fußbekleidung. (Geht raſch nach der Ecke, wo die neuen Pantoffeln ſtehn, nimmt und wirft ſie in das Kaminfeuer) Ich unterſage Euch, je wieder ſolche Schuhe zu tragen.«

v. Müllern (ſtreift die Pantoffeln, die er an hat, ab und wirft ſie den andern nach in das Feuer): »Ew. Majeſtät Wille wird befolgt werden, das betheuere ich.«

Fünfter Auftritt.

(Carl XII. Schlafgemach.)

Der König kniet an einem Tiſch, auf dem eine aufgeſchlagene Bibel in Folio liegt und betet mit gefalteten Händen. Der Oberhofprediger Aurivillius tritt leiſe ein und bleibt, als er die Andachtsübung des Königs bemerkt, ſtill an der Thüre ſtehn. Als Carl nach beendigtem Gebete ſich erhebt und den Geiſtlichen erblickt, winkt er ihn zu ſich heran.

Carl (mild): »Kommt näher, würdiger Vater!

Bei dieſer Beſchäftigung ſind die Diener des göttlichen Worts nicht überflüſſig.«

Aurivillius: »Eben ſo wenig, allergnädigſter Herr, wie die Angelegenheit, welche mir unterthänigſt vorzutragen obliegt. Denn ſie betrifft eine Gewiſſensſache.«

Carl (aufmerkſam): »Eine Gewiſſensſache, ſagt Ihr? Laßt hören!«

Aurivillius: »Ich ward heute Morgen zu einem Beichtkinde gerufen, welches im Begriff ſteht, die lange und gefährliche Reiſe nach dem Vaterlande anzutreten und zuvor ſein Herz erleichtern und das heilige Abendmahl nehmen will. Sein Gewiſſen aber erlaubt ihm nicht, bei dem Gnadenmahle ſich einzufinden, ſo lange es von der Laſt der Ungnade ſeines großen Königs niedergedrückt wird.«

Carl (mit ſtrengem Tone): »Ich liebe weder, noch begreife ich dieſe räthſelhafte Sprache. Alſo ſagt ohne Umſchweife, wovon die Rede iſt und wie der Menſch heißt.«

Aurivillius: »Es iſt der Generalmajor Baron Lagerkrona, der das Unglück gehabt haben wird, Ew. Majeſtät Zorn zu erregen. Würde ihm geſtattet ſein, Abbitte zu thun und die Verſicherung zu erhalten, daß Ew. Majeſtät ihm fernerhin nicht zürnten, ſo könnte er mit ruhigem Gewiſſen ſeinen vorhin erwähnten heiligen Vorſatz ausführen. Er hat mich vor Gott verantwortlich gemacht, wenn ich unterließe, Ew. Majeſtät dieſe Gewiſſensſache mitzutheilen.«

Carl (nach einigem Beſinnen, mit verdrießlichem

Geſicht und indem er heftig erröthet): „Das iſt einzig und allein eine Liſt, um ſich wieder einzuniſten, aber daraus wird nichts. Hat Lagerkrona nichts Andres auf ſeinem Gewiſſen, das ihn vom Tiſch des Herrn fern hält, ſo mag ihn meine Ungnade nicht davon abhalten; denn ich kann als König jederzeit das Vergehen ſtrafen, ohne gegen die Perſon ſelbſt Haß zu tragen.“

Aurioillius (ſeufzend): „So darf ich dem Reuigen keine Botſchaft des Troſtes überbringen?“

Carl (mit Nachdruck): „Um Euretwillen will ich ihm verzeihen, daß er ſeinen Beichtvater zum Werkzeug einer weltlichen Liſt verlockte; aber nehmt Euch in Acht, daß Ihr, nachdem ich Euch die Augen geöffnet habe, nicht ſein Mitſchuldiger werdet.“

Der König neigt ſein Haupt zum Abſchiedsgruß und beginnt in der Bibel zu leſen. Aurivillius entfernt ſich.

Stockholm und Sala.

Sechster Auftritt.

(Der Abendzirkel der verwittweten Königin im Königshauſe.)

Während der Unterredung mit mehreren Königl. Räthen und deren Frauen legt Hedwig Eleonora Patience. Neben ihr ſitzt Ulrice Eleonora, mit dem Häkeln einer Börſe aus Gold- und Silberfäden beſchäftigt. Der Herzog von Holſtein, der mit ſeinem Alters-

genoſſen, dem einzigen Sohne Piper's und mit dem fünf Jahre älteren einzigen Sohne Teſſin's ſpielt, ſchleicht ſich zuweilen hinter ſeine Tante und ſpielt ihr kleine Poſſen. Teſſin, der Vater, naht ſich bald der Königin und der Prinzeſſin, um deren Befehle einzuholen, bald bemüht er ſich, den Herzog und deſſen Spielkameraden zur Ruhe zu bringen, wenn dieſe allzulaut werden, bald unterhält er ſich mit den Perſonen des Hofſtaats oder theilt Befehle an die Dienerſchaft aus.

Ulrice Eleonora (zu Teſſin, mit einem ſtrengen Blick auf den Herzog): „Befreien Sie mich von dieſem ungezogenen Knaben, Herr Hofmarſchall!“

Hedwig Eleonora (im milderen Tone): „Schelten Sie ihn nicht, Baron Teſſin! In dem Alter des Herzogs waren mein hochſeliger Herr Sohn und Seine jetzt regierende Majeſtät, mein erhabener Enkel, eben ſo ſchwer zu zähmen. Das iſt nun einmal die Art des Löwengeſchlechts.“

Teſſin (fein): „Se. Hoheit würden vermuthlich weniger wild ſein und Ihrer Königl. Hoheit nicht ſo beſchwerlich fallen, wenn nicht mein Sohn und der junge Piper den Prinzen verleiteten. Ich werde ihnen daher die unſchickliche Wildheit vorhalten.“

Kammerfräulein Horn (ſchalkhaft zu Teſſin): „Sie ziehen ſich aus dem Spiele, Herr Baron, wie es ſich für einen Hofmann ziemt und paßt. Aber Sie wiſſen, ich hege eine gewiſſe Schwachheit gegen Ihren Sohn und bitte Sie daher, den Knaben nicht das Vergehen eines Andern entgelten zu laſſen.“

Teſſin (halblaut): „Fräulein Horn würde mich

allzusehr verkennen, wenn sie nicht überzeugt wäre, daß ihr Wille mir jederzeit als Gesetz gilt . . . sobald nicht ein höherer Wille, den wir Beide verehren, Gehorsam verlangt.«

Pagen tragen Erfrischungen herum.

Hedwig Eleonora (nachdem sie ein Glas Mandelmilch getrunken): »Ich eile, mich an diesem Trank, der mir so wohl schmeckt, zu laben, ehe unser knurriger Archiater kommt und brummt, daß die Mandeln den Husten reizen . . . Gleichwohl trage ich heute Abend eine ordentliche Sehnsucht nach ihm, um zu erfahren, was ich denken und thun soll, nachdem mein guter Hofmarschall uns mit dem Gerüchte erschreckt hat, daß die tödtliche Krankheit, welche jetzt in der Hauptstadt herrscht, die Pest sei, weshalb er darauf dringt, daß der Hof sich nach einem andern Orte begeben soll.«

Der Oberstatthalter Königl. Rath Graf Posse (in scherzendem Tone): »Ew. Majestät sind nicht die einzige, welche Baron Tessin, natürlich in der besten Absicht, erschreckt hat. Ein Schiffer aus Pernau, der durch den Sund gekommen war, starb. Mehrere Personen auf dem Schiffe hatten Gepäck, für das hier in Stockholm Ruderboote gesucht wurden. Das Mädchen, welches es holte, starb gleich nach der Rückkehr und ein Schiffer aus Norköping, der am Bord des Fahrzeugs gewesen war, hatte dort eine kranke Person mit Beulen am Arme gefunden. Sobald diese zufälligen Umstände dem Baron Tessin, der sich damals auf seinem Gute Bo auf Wermdö aufhielt, bekannt wurden, reiste er Hals über Kopf nach der Stadt, besuchte mich und drang auf

Unterſuchung. Ich verſprach ſolche, aber ehe ſie noch angeſtellt werden konnte, war das Fahrzeug fort und wurde dem Senat gemeldet, daß ſich kein Kranker darauf befinde. Alles war ſomit blinder Lärm.«

Hedwig Eleonora (lächelnd zu Teſſin): »Treten Sie näher, Herr Hofmarſchall und vertheidigen Sie ſich.«

Teſſin (ernſt): »Ew. Excellenz vergeſſen anzuführen, daß am zehnten Tage darauf alle vier Schifferfrauen, welche die Paſſagiere aufgenommen hatten, todt waren.«

Poſſe: »Sehr wahr, und daß eine anſteckende Krankheit gegenwärtig in der Hauptſtadt herrſcht, kann leider nicht beſtritten werden, deshalb aber darf man nicht das Schlimmſte glauben und annehmen, daß dieſe Krankheit die Peſt ſei.«

Obermarſchall Königl. Rath Graf Carl Gyllenſtjerna: »Und noch weniger end- und zweckloſe Sorge dadurch erwecken, daß man die Verlegung des Hofs an einen andern Ort in Frage ſtellt und Furcht vor einer Gefahr erregt, die nur in einer aufgeregten Einbildung ſpukt.«

Teſſin (mit unterdrücktem Aerger): »Für die Sicherheit der Königlichen Familie möge man lieber zu viel als zu wenig thun. Vielleicht iſt es nicht zu Ew. Excellenz Kenntniß gekommen, daß ein Trabant vor den Zimmern Sr. Hoheit des Herzogs erkrankte und gleich darauf ſtarb, ſo wie, daß ein Mann von der Garde auf der Treppe, als der Herzog herunterging, umfiel und am Tage drauf verſchied.«

Gyllenſtjerna (vornehm): „So? Nun, jedenfalls iſt es dann nur das niedrige Volk, das von der herrſchenden Krankheit fortgerafft wird.“

Hedwig Eleonora (lebhaft,: „Aber das lautet doch erſchrecklich, und ich werde nicht eher ruhig, als bis ich Hjärne geſprochen habe. Seht, da kommt er! . . Willkommen, mein lieber Archiater! Laßt uns wiſſen, was Ihr von der jetzt herrſchenden Krankheit denkt?“

Hjärne (bitter, mit gerunzelter Stirn): Es giebt drei Arten Peſtſeuchen und alle drei ſind in der Hauptſtadt verbreitet.“

Allgemeine Beſtürzung und Verwirrung.

Hedwig Eleonora läßt die Karten, Ulrica Eleonora ihre Handarbeit auf den Boden fallen. Beide ſchlagen vor Entſetzen die Hände zuſammen und rufen zu gleicher Zeit: „Jeſus, Gottes Sohn, ſei uns gnädig! . . Wie werden wir uns retten?“ . . .

Hjärne (ſcharf): „Auf dieſelbe Weiſe, wie man zu jeder Zeit der Gefahr entgeht oder ſie beherrſcht, daß man nicht den Kopf verliert, die Urſachen des Uebels unterſucht und danach ſeine Vorſichtsmaaßregeln trifft. Man weiß bis jetzt, daß die Liefländiſchen Flüchtlinge in ihren Kleidern die Peſt hierhergeſchleppt haben, und daß dieſe zuerſt in dem Hauſe auskam, wo ſie ihre Wohnung nahmen. Folglich iſt es die Anſteckung, vor der man ſich hüten muß und das geſchieht am ſicherſten dadurch, daß man den infizirten Ort bei Zeiten flieht und ſich nach einem andern und geſunden Ort begiebt. Dies iſt es denn auch, um was ich Ihre Majeſtät und Ihre Hoheiten unterthänigſt und wohlmeinend bitte.“

Die Königl. Räthe Posse und Gyllenstjerna scheinen verlegen.

Tessin (lebhaft zu Hjärne): „Gott segne Dich, Schwager, für diese offene Sprache!“

Hjärne (fällt Tessin lachend ins Wort): „Die jedoch nicht immer vor den Ohren des Herrn Schwagers Gnade findet . . . Gleich viel! Die Gefahr ist drohend und was geschehen soll, muß bald geschehen.“

Hedwig Eleonra (zu den anwesenden Königl. Räthen): „Wir hegen das gnädige Vertrauen zu Eurer Ergebenheit für das Königliche Haus, daß sogleich alle Maaßregeln zu Unserer Rettung getroffen werden.“

Der Kanzlei-Präsident, Graf Horn (nach einer ehrfurchtsvollen Verneigung): „Ew. Königl. Majestät können auf unsern unterthänigen Eifer mit Sicherheit bauen. Augenblicklich begeben wir uns zum Rathssaale, um dort zu berathen und zu beschließen. (Zu Hjärne und Tessin): „Der Herr Archiater wolle uns folgen, um mit den nöthigen Aufschlüssen zur Hand zu sein und eben so Sie, Herr Hofmarschall, damit Sie die nöthigen Vorschriften in Beziehung auf die Sicherheit Ihrer Majestät, Ihrer Königl. Hoheit und des Herzogs in Empfang nehmen können.“

Alle entfernen sich.

Siebenter Auftritt.

(Die Wohnung des Bürgermeiſters Hylthén.)

Hylthén im Puderrock und mit der Nachtmütze ſitzt an ſeinem Schreibtiſch und ſummirt die Todtenliſten vom vergangenen Tage. Ein Fremder in Reiſekleidern tritt ein, grüßt mit vornehmer Vertraulichkeit und wirft ſich nachläſſig und unaufgefordert in einen gepolſterten Lehnſtuhl, welcher Hylthén grade gegenüber an der andern Seite des Tiſches ſteht.

Der Fremde: »Sie ſind der Herr Bürgermeiſter Hylthén?«

Hylthén (erſtaunt und beleidigt): »Allerdings und was ſoll es? Ich habe nicht einmal das Glück, Sie, mein Herr, bei Ihrem Namen zu kennen.«

Der Fremde: »Ich bin der Generallieutenant Baron Burenſköld, Gouverneur von Schonen und jetzt hierherberufen, um bis auf weiteres das Oberſtatthalteramt zu verwalten. Ich komme in dieſem Augenblicke in der Hauptſtadt an, mein Reiſewagen hält unten vor Ihrer Thür; denn ich will keinen Fuß in meine eigene Wohnung ſetzen, bevor ich nicht einigermaaßen über den Zuſtand hier unterrichtet bin. Sie als Bürgermeiſter ſind der rechte Mann, und ich bitte Sie, mir die Auskunft zu geben, die ich wünſche und bedarf.«

Hylthén (erhebt ſich, ſtreicht die Nachtmütze vom Kopf und macht eine tiefe Verneigung): »Ich wünſche uns armen Bewohnern Stockholm's, nicht aber Ihnen,

Herr Baron und General, Glück, daß Sie die Leitung einer so unaussprechlich unglücklichen Gemeine antreten. Der Zustand hier ist in der That trauriger, als man anderwärts sich vorstellen kann.«

Bürensköld: »Ich ahnte dies und bin gefaßt, das Schlimmste zu hören.«

Hylthén: »Die zehnjährige Abwesenheit des Königs von seinem Lande, der nicht minder langwierige, aufreibende Krieg, der alle Mittel erschöpft und den Wohlstand Aller untergraben hat; der Verlust unserer besten Provinzen; das immer nähere Andringen des Feindes, so daß er eines schönen Tages am andern Strande des Bottnischen Meerbusens stehn und am Ende sogar unsere Hauptstadt bedrohen dürfte; Alles das wird Ihnen, Herr General, begreiflich machen, wie unsre Lage hier sein mußte, bevor wir noch obendrein von dieser neuen Landplage heimgesucht wurden, welche gegenwärtig die Bevölkerung decimirt. Sobald die Pest ausgebrochen war, wurde Stockholm von Allen, die nur irgend konnten und die Mittel dazu besaßen, verlassen; die Königlichen Personen begaben sich mit ihrem Hofstaate nach Sala, wo Baron Tessin gegenwärtig der Alleinherrschende ist, der Königl. Senat und eben so Se. Excellenz der Königl. Rath und Oberstatthalter Graf Posse nach Arboga. Der Herr Unterstatthalter Hjernhoff liegt in den Krallen des Todes, zwar nicht der Pest, aber seiner 80 Jahre wegen und unsre beiden vornehmsten Aerzte, Archiater Hjärne und Leibmedicus Riben, hat der Hof mit sich nach Sala genommen. So verwahrloſt ist unsere arme Hauptstadt vom Personal, während

das Volk wie Mücken unter dem Schwerdt des Mordengels fällt. Das Schrecklichſte von Allem iſt das Bewußtſein, daß der Verheerung hätte geſteuert werden können, wenn man eine ausreichende Zahl Kriegsvolk gehabt hätte, um im Anfange die von der Peſt ergriffenen Gegenden der Stadt abzuſperren und an jeder Berührung mit den übrigen zu hindern. Aber der unglückſelige Krieg hat faſt alle Mannſchaft verſchlungen, ſo daß es unmöglich war, einen Cordon um die infizirten Quartiere zu ziehen.«

Burenſköld (ſpringt auf, ſchlägt ſich vor die Stirn und durchſchreitet einigemal mit ſchnellen Schritten das Zimmer. Dann nimmt er wieder ſeinen Platz in dem Lehnſtuhle ein und ruft aus): »Handelt es ſich für die Hemmung der Seuche nur um die Beſchaffung der nöthigen Mannſchaft zum Abſperren, ſo werde ich gleich die nöthigen Befehle dazu geben und ſollte es auch nur auf Koſten der Vertheidigungsanſtalten geſchehen können.«

Hylthén (den Kopf ſchüttelnd): »Im Anfang, wo die Krankheit ausbrach, konnten Abſperrungsmaaßregeln die weitere Verbreitung der Krankheit verhindern, nicht aber jetzt mehr, wo die ganze Atmoſphäre verpeſtet iſt und wir mit jedem Athemzuge das Gift einſaugen. Stellt man ein Glas Wein, Milch oder reines Waſſer über Nacht in die freie Luft, ſo hat es am andern Morgen verſchiedene Farben angenommen und iſt mit einer ſchmutzigen Haut bedeckt. Wird ein friſch gebacknes Brod über Nacht unter freien Himmel gelegt, ſo iſt es im gelindeſten Falle am andern Morgen ſchimm-

lich, wenn aber die Gefahr drohend iſt, gelb und grün und Hunde, die davon freſſen, ſterben. Der Rauch von angezündetem Pulver ſteigt nicht in die Höhe, ſondern legt ſich und ſchleicht wagerecht über den Boden. Groſſes und kleines Vieh fällt, Sperlinge und Schwalben fliegen nicht mehr umher, ſondern man findet ſie todt auf den Feldern und an den Häuſern, während Aecker und Wieſen mit Würmern und Ungeziefer bedeckt ſind.«

Burenſköld: »Entſetzlich! Und wie giebt ſich die Krankheit bei den Angeſteckten zu erkennen?«

Hylthén: »Sie äußert ſich natürlich bei Verſchiedenen je nach ihrem Gemüthszuſtande und ihrer Körper-Beſchaffenheit verſchieden. Gewöhnlich zeigen ſich zuerſt Krämpfe, Kopfſchmerz, Mattigkeit, Neigung zum Schlaf, Schwermuth, Beängſtigung, verdrehte Augen, innere Hitze und Eiskälte in den äußeren Theilen, kurzes, ſchweres und heftiges Athemholen, keuchende Bruſt, zuweilen auch Engbrüſtigkeit und Ohnmachten. Eßluſt und Schlaf verſchwinden bei einem Theile, bei einem andern vermehren ſie ſich in unnatürlichem Maaße und endlich ſtellt ſich Wahnſinn und Raſerei ein. Unſteter Puls, ſcharfe und ſchwarze Zunge, geſchwollener Hals, übelriechender Athem und unleidlicher Durſt, das ſind in Kürze die gewöhnlichen Kennzeichen der Peſt. Am zweiten oder dritten Tage zeigt ſich eine ſteinharte, ſehr empfindliche Geſchwulſt, welche anfangs eine natürliche Farbe hat, allmählig aber blau wird. Reiſt ſie, ſo iſt Rettung möglich; aber nur ſelten trifft das ein, da die Geſchwulſt ſich an Stellen befindet, wo Drüſen ſind, wie unter dem Kinn, den Armen, hinter den Ohren und in den Weichen.«

Burenſköld: „Man hört, daß Sie mit der Seuche vertraut geworden ſind. Vor Allem aber wünſchte ich zu wiſſen, was für polizeiliche Maaßregeln ſind in Bezug auf das Vorkommen und die Hemmung der Seuche getroffen?“

Hylthén: „Der Magiſtrat hat verboten, ſich in Handel mit der Seuche verdächtigen Perſonen einzulaſſen, namentlich in Handel über ſolche Waaren, in denen ſich das Gift am meiſten feſtſetzt, wie Früchten, Wolle, Leinwand, Hanf, Papier, Seidenzeug, Tuch und Pelzwaaren; er hat ferner Bettlern und Hauſirern und anderem gemeinen Geſindel unterſagt, in den Häuſern umherzulaufen; die erſteren bekommen die Almoſen, die jeder nach ſeinen Kräften giebt und die letzteren werden angehalten, ihre Waaren auf den Gaſſen auszurufen, wie dies anderwärts geſchieht. Der Magiſtrat hat ferner alle öffentlichen Verſammlungen ſo viel als möglich unterſagt, z. B. Leichenzüge, Gaſtgebote, Märkte und Kindtaufen mit mehr Perſonen als einigen wenigen Gevattern. Es iſt befohlen, daß Straßen und Gaſſen rein gehalten, die Gräber auf den Kirchhöfen tief gegraben, die Hunde und Katzen, die von Haus zu Haus laufen und die Seuche herumſchleppen, ausgerottet, und die Schweine, welche ſonſt auf den Straßen ſich herumtreiben, eingeſperrt werden. Ferner hat man außerhalb der Stadt Peſthäuſer eingerichtet, wohin die Kranken ſogleich gebracht und wo ſie von dazu angeſtellten ſchicklichen Perſonen gepflegt werden. Endlich müſſen Morgens und Abends auf Märkten und anderen offenen Plätzen Feuer angezündet und muß dort fleißig mit

Theer, Pech, Bockhorn, Schwefel und Pulver geräuchert werden.«

Burenſköld: »In der That, mehr wird weder von mir, noch vom Magiſtrate geſchehen können.«

Hylthén: »Auch für mein Theil halte ich die getroffenen Vorſchriften für ausreichend, zumal auch das Collegium Medicum eine beſondere Anweiſung für Privatleute erlaſſen hat. Sie liegt hier auf meinem Tiſch. Befehlen Sie, Herr General, daß ich ſie vorleſe.«

Burenſköld: »Sie werden mir damit einen Gefallen erweiſen.«

Hylthén (während er in ſeinen Papieren blättert): »Die Hauptſache in jedem Hauſe iſt, die Luft rein und friſch zu erhalten. Das geſchieht durch fleißiges Feuern mit Fichten-, Birken-, Eſchen- und Wachholderholz. Bei Südwind, oder wenn der Wind von verpeſteten Gegenden kommt, ebenſo bei Morgen- und Abendnebel, müſſen Thüren und Fenſter wohl verſchloſſen werden. Kommt aber der Wind von Norden oder Oſten und es iſt klarer Himmel, ſo muß man die Fenſter öffnen, um das Haus zu durchlüften. Außerdem muß man Morgens und Abends mit Wachholder, Eichenlaub, Wermuth, Lavendel, Weinraute, Meiran, Rosmarin, Maſtix, Myrthen, Nelken, Angelica-Roſen, Bernſtein, Storax u. ſ. w. räuchern. Mund und Naſe, durch die das Gift am leichteſten Eingang findet, muß man beſonders wohl verwahren, man muß getrocknete Citronenſchaalen, Fenchelkraut, Calmuswurzel, Knoblauch, oder ähnliches kauen, die Naſe mit einem dienlichen Balſam ſalben, oder ein Schnupftuch oder einen in Eſſig, in den man Ringelblumen

gelegt hat, getauchten Schwamm davor halten. Auf die Lebensweiſe kommt viel an; Mäßigkeit in Allem iſt Hauptſache. Der Magen darf mit Speiſe und mit Getränken nicht überladen, oder durch unzeitige Enthaltſamkeit abgeſchwächt werden. Nüchtern muß man nie ausgehn, ſondern vorher ein Stück in Weineſſig getauchtes Brod, oder Butterbrod mit etwas Weinraute, Knoblauch, Lorbeer, Wachholderbeeren oder Schwefel und darauf einen guten Trunk Bier oder Wein zu ſich nehmen. Jede Nahrung, die Schleim oder Fäulniß erzeugt, muß vermieden werden. Dahin gehören im Allgemeinen unreiſe Früchte und insbeſondre Gurken, Melonen und Pflaumen, Milchſpeiſen, alte Fiſche und müſſiges Fleiſch. Zum Trinken muß man klares, gut gekochtes und gegohrnes Bier, oder guten franzöſiſchen, portugieſiſchen und Rheinwein nehmen! Endlich muß man ſich einer ruhigen Gemüthsſtimmung befleißigen, mäßig in Schlaf und Wachen, in Körperbewegung und — in der Liebe ſein. Beſonders hüte man ſich vor Furcht, Schrecken und Betrübniß, denn die Erfahrung hat gelehrt, daß große Beſorgniß und eine aufgeregte Einbildung für die Anſteckung empfänglich machen und es iſt deshalb kein unwahres Wort, daß die Einbildung ſchlimmer ſei als die Peſt.“

Burenſköld: „Gut. Die Vorſchriften ſcheinen vollſtändig und ausreichend zu ſein und was ihre genaue Ausführung anbelangt, ſo können Sie dabei auf meinen Beiſtand zählen, ſowie ich auch, ſoweit es auf den Magiſtrat hierin ankommt, mich auf den bekannten Eifer

des Herrn Bürgermeisters verlasse . . . Und nun leben Sie wohl, bis auf Weiteres!«

Burensköld reicht Hylthén die Hand. Dieser verneigt sich und begleitet den General an seinen Wagen.

Auf sein Zimmer zurückgekehrt, murmelt Hylthén für sich: »Diese Carambolage hier von Beamten geht über meinen Verstand. Der Oberstatthalter Posse und Stenbock, der als General-Gouverneur von Schonen dieses Land durch seinen unsterblichen Sieg bei Helsingborg rettete — diese sitzen nun in dem kleinen Arboga und regieren Schweden und Burensköld, der gleich im Beginn der Schlacht sich zum Gefangenen machen ließ, verdrängt zuerst Stenbock aus Schonen und wird nun auch von dort versetzt, um hier Posse's Dienst zu versehen.« . . .

Achter Auftritt.

Die Residenz des Hofs in Sala.

(Das Schlafgemach der Prinzessin.)*)

Hoffräulein von Düben, Ulrice Eleonora's vertraute Freundin und Günstlingin, steht am Fenster,

*) Dieser ganze Auftritt gründet sich auf Hedwig Eleonora's und Ulrica Eleonora's Briefe an Carl XII. vom 8. April 1711 und resp. 17. April 1711, sowie auf einen Brief Emerentia's von Düben an den Hessen-Casselschen General-Lieutenant Rank vom 27. März 1711.

in das Leſen eines Briefs vertieft. Zwei andre Briefe, einer an ſie ſelbſt, erbrochen, der andere, verſiegelt, mit der Aufſchrift an die Prinzeſſin, liegen vor ihr auf dem Fenſterbrett, daneben ein geöffnetes Futteral mit einem großen Ring von Brillanten. Außerdem liegt dabei eine auf Fräulein Düben ausgeſtellte Schuldverſchreibung über eine unbeſtimmte Summe, von dem Erbprinzen von Heſſen-Caſſel ausgefertigt.

Die Prinzeſſin (indem ſie aus dem Zimmer der Königin hineintritt, verwundert): „Was machſt Du, gute Emerentia? Du kommſt mir in dieſem Augenblick ſo vor, wie Du mir ſelbſt oft ein Frauenzimmer beſchriebſt, das bei dem Leſen ihrer Liebesbriefe überraſcht wird.“

Fräulein Düben (mit ſchlauem Lächeln): „Ew. Königl. Hoheit haben jederzeit Recht. In der That iſt es eine Liebeserklärung und in den beſtimmteſten und eindringlichſten Worten, die ich eben leſe (thut, als ob ſie ſeufze) doch . . . gilt ſie unglücklicher Weiſe nicht mir!“

Prinzeſſin (höchſt erſtaunt): „Nicht Dir? und wem denn?“

Fräulein Düben (wie vorhin): „Es bleibt doch unter uns?“

Bemerkenswerth iſt in dem Briefe der Prinzeß die ſclaviſche Unterthänigkeit derſelben gegen den alleinherrſchenden Monarchen. Sie nennt ſich ſeine unwürdigſte Dienerin, und äußert, daß ſie ſich blindlings nach dem gnädigen Belieben Sr. Majeſtät, das ihr ſtets ein Geſetz ſein würde, richten werde.

Prinzeſſin: »Ich gelobe Dir's bei unſerer Freundſchaft.«

Fräulein Düben: »Dann ſein Sie ſo gnädig und rathen.«

Prinzeſſin (unwillig): »Sonderbar. Wie ſoll ich etwas rathen können, was weder Dich noch mich angeht.«

Fräulein Düben: »Verzeihung; das habe ich nicht geſagt.«

Prinzeſſin: »Du ſagteſt doch, daß die Liebeserklärung . . .

Fräulein Düben (ſie unterbrechend): »Nicht mir gelte, und dabei bleibe ich.«

Prinzeſſin (heftig): »Nun?«

Fräulein Düben (mit Nachdruck): »Nun!«

Prinzeſſin (verlegen und ſtark erröthend): »Ich verſtehe nicht das Geringſte. Meine gute Emerentia muß mich aus dieſem Irrgarten leiten.«

Fräulein Düben (ſchmeichelnd und mit Ernſt): »Ew. Königl. Hoheit ſelbſt, und niemand Andres, ſind es, dem die Liebeserklärung gilt. Se. Durchlaucht der Erbprinz von Heſſen, dem zu Ohren gekommen iſt, daß Ew. Hoheit mir beſondere Gnade zu erweiſen geruhen, hat mich mit einem Schreiben beehrt, worin er mir ſeine volle Gunſt und Dankbarkeit verheißt, wenn ich für ihn bei Ew. Königl. Hoheit, an welche er ſich die Freiheit genommen hat, unter meiner Adreſſe zu ſchreiben, ein gutes Wort einlege. Zugleich ſchickt er mir einen ausgeſucht ſchönen Diamantring und eine Anweiſung auf eine große Summe Geldes für den Fall, daß Ew. Königl. Hoheit ihm eine günſtige Antwort zu ertheilen belieben.

Alles dies war eingeſchloſſen in einem andern Brief an mich von dem Generallieutenant des Landgrafen, Ranck, der ſehr artig ſchreibt und mich bittet, Ew. Königl. Hoheit zu Gunſten ſeines erhabenen Herrn zu ſtimmen. . . Hier iſt der Brief des Erbprinzen.“

Prinzeſſin (wechſelt die Farbe und nimmt in heftiger Bewegung den Brief entgegen): „Höchſt ſeltſam! . . . Ich weiß nicht, ſoll ich den Umſchlag erbrechen . . . Ich begreife das nicht . . . Was räthſt Du mir, meine gute Emerentia?“

Fräulein Düben (mit Entſchiedenheit): „Natürlich leſen Ew. Königl. Hoheit das Schreiben Sr. Durchlaucht; dann iſt es Zeit zu überlegen, was zu thun iſt und wie man antworten ſoll.“

Prinzeſſin (öffnet mit zitternder Hand den Brief, ihr Buſen hebt ſich gewaltſam und ihre Wangen glühen): „Da du meinſt, ſo . . (lieſt) ein Glas Waſſer, Emerentia! Ich glaube, ich werde ohnmächtig. . . . Gott im Himmel! ein förmlicher Freierbrief!“

Fräulein Düben (nachdem ſie Ulrice Eleonore ein Glas Waſſer gebracht und nachdem dieſe davon getrunken): „Nun ja, mußten Ew. Königl. Hoheit doch längſt darauf gefaßt ſein? Mußte das nicht früher oder ſpäter eintreffen? Der Ruf von den Tugenden und der Anmuth Ew. Königl. Hoheit durchläuft Europa. Ew. Königl. Hoheit hohe Geburt und das Glück, die einzige ſchwediſche Prinzeß zu ſein, mußte Freier anlocken. Ew. Königl. Hoheit Frau Großmutter iſt bereits alt, fängt an kränklich zu werden, und wir wiſſen nicht, wie lange wir ſie noch behalten. Stirbt ſie, ſo ſind Ew. Königl.

Hoheit ganz allein und wenn Sr. Majeſtät, die ſchon volle elf Jahre abweſend und ſtündlich Lebensgefahren ausgeſetzt ſind, etwas zuſtößt, ſo bedürfen Ew. Königl. Hoheit eines Gemahls zu Ihrer Stütze. Es ſcheint daher nur die Frage ſein zu können, inwieweit das jetzt gemachte Anerbieten Ew. Königl. Hoheit anſteht. Das Heſſen-Caſſelſche iſt ein ſehr angeſehenes Fürſtenhaus, ein ſehr reiches und freigebiges. Der Erbprinz gerade ſoll ein ſehr ſchöner und muntrer Herr ſein, der ſehr glücklich mit ſeiner verſtorbenen Gemahlin gelebt hat, und überdies ein großer General iſt, ſo daß ſich der König eines ſolchen Schwagers nicht zu ſchämen braucht.«

Die Prinzeſſin (welche der Rede von Fräulein Düben aufmerkſam zugehört hat): »Das ſind Alles unbeſtreitbare Wahrheiten; und wenn man hinzurechnet, daß der Landgraf von Heſſen-Caſſel ſeine Länder noch beſitzt, nachdem der Herzog von Holſtein das Meiſte davon verloren, ſo würde ich ſehr gern der Welt zeigen wollen, daß ich eine weit beſſere Wahl treffen kann, als meine verſtorbene Schweſter Hedwig Sophie .... Doch (ſeufzend) .... ich hänge ja nicht von mir ſelbſt ab.«

Fräulein Düben: »Nun? Auch dafür giebt es wohl Rath! Zuerſt ſuchen Ew. Königl. Hoheit die Königin auf ihre Seite zu bringen, was in dieſer Angelegenheit nicht eben allzuſchwer ſein dürfte, indem ſie ihr allerhand von der tiefen Verehrung des Heſſen-Caſſelſchen Hofs für ihre Perſon, von den hohen Begriffen, die ſich insbeſondere der Erbprinz von ihren großen Eigenſchaften und Tugenden und von der ausnehmenden Achtung

deſſelben für das Andenken Ihrer Majeſtäten Carl's X. und Carl's XI. erzählen. Auch müſſen Ew. Königl. Hoheit ihr zu verſtehen geben, daß hauptſächlich ihre Anſicht Ew. Königl. Hoheit beſtimmen werde, daß ſie allein die Vertraute des für alle Andere bis zu Ankunft der Antwort des Königs undurchdringlichen Geheimniſſes ſei. Iſt dann die verwittwete Königin gewonnen, ſo ſchreiben Sie beide an Se. Majeſtät, ſtellen die Sache auf das Beſte vor, und bitten um ſeine Einwilligung, jedoch ſo, daß es den Anſchein hat, als ob Ew. Königl. Hoheit, wie der König nun auch zu beſchließen für gut finden werde, ſich ſeinem Willen blind unterwerfen würden. Willigt Se. Majeſtät ein, ſo iſt Alles in Ordnung; antwortet er ablehnend, ausweichend oder aufſchiebend, ſo haben wir Zeit, weiter in Ueberlegung zu ziehn, was unter ſo bewandten Umſtänden zu thun bleibt.«

Die Prinzeſſin (Fräulein Düben umarmend): »Wie liebe ich Dich, meine gute Emerentia! Wie klug biſt Du doch! Und was willſt Du mir ſo wohl!«

Fräulein Düben (einſchmeichelnd): »Ja, Gott iſt mein Zeuge, ich meine es mit Ew. Königl. Hoheit weit beſſer als mit mir! Und zum Beweiſe deſſen ſende ich den Juwelenring und die Schuldverſchreibung an den Heſſen-Caſſelſchen Hof zurück.«

Prinzeſſin (neugierig): »Ach, laſſe den Ring mich ſehn! (Nachdem ihn Fräulein Düben ihr überreicht, betrachtet ihn Ulrica Eleonora mit der größten Aufmerkſamkeit, dreht und wendet ihn nach allen Seiten und hält ihn gegen das Licht, um die Strahlenbrechung

der Diamanten zu betrachten). Mein Gott, wie ſchön und koſtbar! Und Du willſt ihn zurückſchicken, gute Emerentia?«

Fräulein Düben: »Der Heſſen-Caſſelſche Hof muß ſehn, daß ich die hohe Gunſt und den Vortheil meiner gnädigen Prinzeſſin höher ſchätze, als jeden andern irdiſchen Gewinn. Und was insbeſondere die Schuldverſchreibung anbelangt, ſo denke ich gerade heraus zu ſchreiben, daß ich die Verſprechungen ſo großer Fürſten für eben ſo ſicher halte, als ihre Schuldſcheine.«

Prinzeſſin (mit Lebhaftigkeit): »Du willſt alſo an den Erbprinzen ſchreiben?«

Fräulein Düben: »Keineswegs. Vielmehr beabſichtige ich, zu erklären, daß es mir nicht gezieme, mit ſo hohen Herrn zu briefwechſeln. Aber wem ich zu antworten habe, iſt General Ranck, um ihm zugleich Beſcheid zu ertheilen, in wie weit Ew. Königl. Hoheit geſtatten, daß alsbald ein Geſandter von Heſſen-Caſſel hierher nach Schweden geſchickt werde, um öffentlich um die Hand Ew Königl. Hoheit für den Erbprinzen anzuhalten, Etwas, von dem ich unterthänigſt abrathen würde, ſo lange die Werbung noch nicht bekannt, und noch weniger von Sr. Majeſtät gebilligt worden iſt.«

Prinzeſſin: »An Alles denkſt Du, gute Emerentia! und in dieſem Punkte denke ich völlig wie Du ... ſo ſchreibe denn ſogleich an Ranck; doch ſchreibe artig und ſo, daß .. daß ... daß. .« (Ulrice Eleonore iſt verlegen und erröthet heftig).

Fräulein Düben (ſchalkhaft): »Ich verſtehe: ſo daß der Erbprinz ſeine Neigung nicht anderwärts hin-

wendet, oder war das nicht Ew. Königl. Hoheit Meinung?

Die Prinzeſſin nickt ſchweigend.

Fräulein Düben: „Ew. Königl. Hoheit können ſich auf meinen unterthänigen Eifer ſicher verlaſſen. Ueberdies werde ich meinen Brief an den General, ſobald er fertig iſt, Ew. Königl. Hoheit zeigen.“

Prinzeſſin (freudig): „Tauſend Dank, meine gute Emerentia: Ich eile zurück zur Königin (tief ſeufzend); ach wäre ich nur das peinliche Geſtändniß los!“

Fräulein Düben (ſie ermunternd): „Muth, Ew. Königl. Hoheit, Muth! Es geht gewiß gut, wenn nur das erſte Wort heraus iſt. Ich begebe mich indeſſen auf mein Zimmer, um an General Ranck zu ſchreiben. Glauben mir Ew. Königl. Hoheit, es iſt das nicht leichter, als die Sache der greiſen Königin vorzutragen.“

Die Prinzeſſin und Fräulein Düben verlaſſen das Zimmer nach verſchiedenen Seiten.

Neunter Auftritt.

(Das Empfangszimmer der Prinzeſſin.)

Teſſin: „Geruhen Sie mir nicht anzurechnen, daß es zwanzig Minuten währte, ehe ich mich auf Ew. Königl. Hoheit allergnädigſten Befehl einfinden konnte; die vielen Schwierigkeiten. . .“

Ulrica Eleonora (ihn unterbrechend): „Ich weiß,

ich weiß; der Herr Baron iſt mehr denn entſchuldigt. Die Schwierigkeiten (ſeufzend) ſind jetzt ſo grenzenlos, meine gute Düben hat mir davon geſagt, und eben um dieſe zu vermindern zu ſuchen, wollte ich mit Ihnen ſprechen. Es iſt doch Mangel an Geld, was die meiſten Schwierigkeiten verurſacht?«

Teſſin (mit Verwunderung): »Allerdings .... Doch in der That, ich weiß nicht, was Ew. Königl. Hoheit eigentlich meinen?«

Ulrica Eleonora: »Ich möchte wenigſtens thun, was ich kann, und hoffe dabei auf Ihren Beiſtand und Ihre Verſchwiegenheit rechnen zu dürfen. Das Hoffräulein Düben hat von mir Befehl erhalten, dem Herrn Baron meine Goldtoilette, eine Flaſche, eine Handkanne und ein Handfaß von Gold, ſowie mein Silberſervice zu übergeben. Haben Sie die Güte, dies Alles mit einer ſichern Gelegenheit nach Stockholm zu ſenden und dort einſchmelzen und vermünzen zu laſſen.«

Teſſin (überraſcht): »Ew. Königl. Hoheit Edelmuth iſt über jedes Lob erhaben und tief in das Herz eines jeden Schweden wird ſich dieſe hochgeſinnte Abſicht eingraben. Wir aber dürfen uns nicht dahin vergeſſen, Ew. Kön. Hoheit ſeltene Freigebigkeit zu unſerem Nutzen und zu Dero Schaden zu mißbrauchen.«

Ulrica Eleonora (eifrig): »Wenn Sie glauben, daß mein Anerbieten leere Prahlerei ſei, um zu glänzen, ſo täuſchen Sie ſich, Baron Teſſin! Es iſt mein feſter Entſchluß, der ins Werk geſetzt werden ſoll, es ſei nun mit oder ohne Ihren Beiſtand.«

Teſſin: »Ich, der ich bei dieſem Anlaſſe nur den

glühenden Dank meines gerührten Herzens in Unterthänigkeit ausſprechen und mich über das reiche Geſchenk an das arme Vaterland freuen ſollte, befinde mich gleichwohl in der ſeltſamen Lage, den erhabenen Edelmuth bekämpfen und Ew. Königl. Hoheit Aufmerkſamkeit auf den zum Theil faſt unerſetzlichen Kunſtwerth jener Dinge lenken zu müſſen. Es wäre eine allzu koſtbare Unterſtützung, die dem Königlichen Hauſe, und der Kunſt einen gleichen Verluſt bereitete.“

Ulrica Eleonora: „Mein Entſchluß iſt unwiderruflich; und es gereiche Ihnen zur Nachricht, Baron Teſſin, daß es eine zwiſchen Ihrer Majeſtät, meiner erhabenen Großmutter, und mir bereits abgemachte Sache iſt, unſer ſämmtliches Silber, was gegenwärtig in Stockholm und Ulrichsthal iſt, gleichfalls zum allgemeinen Nutzen vermünzen zu laſſen.“

Teſſin (ſich verneigend): „Ich gehorche — bewundernd.“

Zehnter Auftritt.

(Abendzirkel bei Hedwig Eleonora)

Die verwittwete Königin (winkt): „Baron Teſſin!“

Teſſin (eilt heran): „Ew. Majeſtät!“

Die verwittwete Königin: „Man hat mir geſagt, eine Mannsperſon, die ſich hier in der Stadt bei Unſrer

Ankunft nicht befunden habe, sei gegenwärtig bemerkt worden und habe sich sogar unterstanden, in demselben Hause Quartier zu nehmen, wo Einer von meinem Hofstaat beherbergt wird. Kann eine solche, in den jetzigen Zeiten eben so verbrecherische wie gefährliche Unangemessenheit möglich sein?"

Tessin: "Wäre die Sache von der Art, daß sie aus irgend einem Gesichtspunkte Ew. Majestät hohe Aufmerksamkeit verdiente, ich würde gewiß nicht versäumen, unaufgefordert davon unterthänige Meldung zu machen. Jetzt aber hätte man am Besten gethan, Ew. Majestät nicht unnöthiger Weise mit beunruhigenden Nachrichten beschwerlich zu fallen. Ich habe eine genaue und strenge Untersuchung anstellen lassen, und gefunden, wie die ganze Sache darin besteht, daß eine Wittwe, in deren Hause eine Kammerfrau einquartiert ist, ein elendes Gelaß auf ihrer Besitzung, das zu schlecht ist, um für den Hof benutzt zu werden, ihrem einzigen Sohne eingeräumt hat, der von Upsala, wo bis jetzt noch ein völlig befriedigender Gesundheitszustand herrscht, zum Besuch gekommen ist. Allerdings war die Aufnahme des jungen Menschen eine Unregelmäßigkeit, und ich habe auch dafür einen scharfen Verweis ertheilt, hierbei aber glaubte ich es bewenden lassen zu müssen, da das Haus der Mutter gehört, und der Wunsch derselben, ihren Sohn wiederzusehn, an und für sich nicht tadelnswerth ist."

Königin: "Mag sein. In jedem Falle aber kann man nicht vorsichtig genug sein, und darf in Nichts durch die Finger sehn."

Prinzessin (verdrießlich): "Der Kapellmeister

von Düben beklagt sich mit Fug und Recht über die Ungeneigtheit, ihm ein Clavier auszuliefern, was mit ein paar Arzneikisten an den Apotheker Wulff aus Stockholm hier angelangt ist. Kann solch ein eigenmächtiges Verfahren mit Ihrem Wissen Statt finden, Baron Tessin?«

Tessin (beleidigt): »Ihre Excellenzien die Königl. Räthe, welche Sr. Majestät während Ihrer Abwesenheit mit der Regierung betrauten, haben von Arboga Befehl wegen Hersendung von Arzneimitteln gegeben, zugleich aber aus schuldiger Fürsorge für die Erhaltung der Königlichen Familie verboten, andre Sachen und für Anderer Rechnung mitzuschicken. Nichts desto weniger sind mit den Arzneimitteln einige Kisten mit Livréestücken aus der Kleiderkammer, ein Anker Wein an den Archiater Hjärne, ein anderer Anker Wein an Dr. Ribe, ein halber Anker an den Kapellmeister von Düben und das in Rede stehende Clavier hierher geschickt worden. Sobald diese Dinge gereinigt worden sind, werden sie den Eigenthümern ausgehändigt werden. Das Vergnügen des Kapellmeisters dürfte keine besondere Eile nöthig machen.«

Prinzessin (die Farbe wechselnd): »Aber für eine Rechnung hat die Düben das Clavier hierher verschrieben, damit ich nicht, während Sie uns vor der Pest bewahren, in diesem traurigen Sala vor langer Weile sterbe.«

Tessin: »Das ist etwas völlig Anderes, und es wäre eine unverantwortliche Nachlässigkeit von Seiten des Kapellmeisters, nicht sofort anzuzeigen, daß das Instru-

ment Ew. Königl. Hoheit gehört. Meine unterthänige Bereitwilligkeit, zu Ew. Königl. Hoheit hohem Vergnügen beizutragen, sobald es die Umstände zulassen, darf ich nicht erst betheuern.«

Der Herzog von Holstein (heimlich flüsternd): »Es ist ja schrecklich, die Spukgeister haben einen mächtigen Riesentopf nach Pehrsbo geschleppt, darin von allen Tropfen, Pillen, Pulvern und Pflastern in der Apotheke eine Suppe gekocht, und nachdem sie davon aus Todtenköpfen getrunken, den Apotheker gezwungen selbst mitzutrinken.«

Tessin (unwillig): »Wer kann Ew. Hoheit eine so ungereimte Sache vorgeschwatzt haben? kein einziges Wort ist daran wahr.«

Der Herzog: »Die Pagen sagen doch so.«

Tessin: »Den Erzählungen dieser Possenreißer müssen Sie niemals Glauben schenken, gnädiger Herr. Um Sie aber von dem wahren Sachverhältnisse zu überzeugen, werde ich noch heute durch den Bürgermeister die Sache an Ort und Stelle genau untersuchen lassen.«

Ein Page flüstert Tessin etwas ins Ohr. Dieser geht in ein anstoßendes Zimmer, dessen Thür offen steht und wo solche Personen sich aufhalten, denen die Etikette verwehrt, ohne besonderen Befehl sich drinnen bei den Mitgliedern der Königlichen Familie zu zeigen.

Der Stallmeister Gerdes: »Ich habe dem Herrn Baron eine verdrießliche Meldung zu machen. Das Futter geht zu Ende und die nöthige Zufuhr bleibt aus. Die Bauern scheinen sich den Umwegen und Vorsichtsmaßregeln, welche um der Verbreitung der Pest zuvor-

zukommen, anbefohlen ſind, nicht unterwerfen zu wollen.«

Teſſin: »Wie lange meint Ihr noch reichen zu können?«

Gerdes: »Höchſtens acht Tage.«

Teſſin: »Gut. Ich werde noch heut Nacht einen Eilboten an den Landeshauptmann in Weſteräs ſenden ... (Während Gerdes ſich entfernt, wird Teſſin den Hofkämmerer Adelſtjerna gewahr): Guten Abend, lieber Adelſtjerna. Was veranlaßt Ihr Hierſein?«

Adelſtjerna: »Eine unangenehme Anzeige des Küchenmeiſters, daß es an friſchem Fleiſche mangelt.«

Teſſin: »In der That ſehr fatal ... Sobald Ihre Majeſtät und Ihre Königl. Hoheit gute Nacht gewünſcht, werde ich mit dem Bürgermeiſter berathen.«

Als Teſſin zu dem inneren Gemach zurückkehrt, begegnet er in der Thür dem Fräulein Horn, welche ſein Geſpräch mit Gerdes und Adelſtjerna bemerkt hat.

Fräulein Horn: »Armer Baron Teſſin! Wie beklage und bewundere ich Sie, die Sie unter dieſen ſchwierigen Verhältniſſen die ganze Schwere ſo vieler, wichtiger und ungleichartiger Sorgen tragen!«

Teſſin: »Ihre Theilnahme, mein Fräulein, iſt mehr als vieles Andere im Stande, mir dieſe Bürde leichter zu machen.«

Archiater Hjärne tritt mit einem erbrochenen Briefe in der Hand ein. Er tritt an die Königin und die Prinzeſſin heran, vor denen er ſich verneigt. Die Hofgeſell-

ſchaft ſchaart ſich hinter ihm in einem Halbzirkel, Augen und Ohren neugierig aufſperrend.

Hjärne: „Erfreuliche Zeitung aus der Hauptſtadt — wenigſtens verhältnißmäßig erfreuliche — die Peſt hat aufgehört weitere Verheerungen anzurichten, und ich glaube, man wird bald ohne Gefahr dahin zurückkehren können.“

Königin (freudig): „Glauben Sie das wirklich?“

Prinzeſſin (die Hände zuſammenſchlagend): „Gott ſei geprieſen!“

Gräfin Teſſin: „So eingeengt, wie Ihre Majeſtät und Ihre Königl. Hoheit in dieſem kleinen Städtchen oder richtiger Dorfe wohnen, ſtimmen wir Alle in den ſehr natürlichen Wunſch ein, daß der Hof je eher je lieber von hier ſcheiden möge.“

Königin (mit lauter Stimme, ſo daß es ihre ganze Umgebung hören kann): „In ihrem ſchönen Eifer für die Königliche Familie überſieht Gräfin Hedwig Stenbock ganz und gar ihres Mannes, des Baron Teſſin, große Verdienſte und Mühen. Ich aber vergeſſe ſie nie, und ſobald ich jetzt an Sr. Majeſtät, meinen Königlichen Herrn Enkel ſchreibe, werde ich nicht zu erwähnen unterlaſſen, daß während des Aufenthalts des Hofs an dieſem Orte, bei dieſer traurigen Veranlaſſung, Baron Teſſin ſich ſo verhalten hat, daß man nächſt Gott ſeinen ſorgfältigen und gewiſſenhaften Anſtalten die Erhaltung des Hofs zuſchreiben muß, und habe ich zu Sr. Majeſtät das ſichere Vertrauen und werde als Großmutter herzlich darum bitten, daß

Se. Majestät mein Fürwort gnädig aufzunehmen geruhen.«

Die verwittwete Königin reicht Tessin ihre Hand hin, die dieser mit tiefer Verneigung küßt.

Der Königl. Rath und Gouverneur Carl Gyllenstjerna (zu Hjärne): »Ist dem Herrn Archiater die Zahl der Opfer bekannt, die in Stockholm der Pest erlegen sind?«

Hjärne: »Die Angaben schwanken zwischen 40,000, was die halbe Bevölkerung der Hauptstadt wäre, und 20,000 Menschen. In der Catharinen-Gemeinde, und danach in der St. Clara- und St. Olof-Gemeinde war die Sterblichkeit am größten, in der ersteren starben 2452, in der letzteren 2134 Personen.

Tessin (zur verwittweten Königin): »Vielleicht dürften Ew. Majestät es für angemessen erachten, noch einige Zeit auf Strömsholm frische Luft zu schöpfen, bevor Sie Sich nach der Hauptstadt zurückbegeben.«

Die verwittwete Königin (mit einer freundlichen Kopfverneigung): »Eben dies ist mein Wunsch.«

Letzter Auftritt.

(Tessin's Wohnung in der Hauptstadt.)

Ein Page tritt ein, grüßt und übergiebt Tessin zwei Briefe: »Heute Nacht ist ein Eilbote aus der Türkei mit Briefen an Ihre Majestät und Ihre Königliche Hoheit angelangt. In dem Briefe an die verwittwete

Königin befand sich dasjenige, was Ihre Majestät mir anbefohlen hat, dem Herrn Baron zuzustellen.

Tessin: „Seid so gut mich Ihrer Majestät zu Füßen zu legen und meine unterthänige Dankbarkeit zu melden. Sobald es bei Eurer hohen Beherrscherin Tag wird, werde ich mich persönlich einfinden.“

Der Page entfernt sich.

Tessin (erbricht und liest den Brief, dann öffnet er die Thür nach einem innern Gemach, ruft seine Frau und seinen Sohn und sagt zu diesen): „Freut Euch mit mir über die Gnade, mit welcher der König meine unterthänigen Bemühungen aufgenommen hat! Was meinst Du wohl Hedwig, Se. Majestät läßt künftig meinen Tisch so versehen, daß uns künftig unser tägliches Essen nicht viel zu kosten braucht.“*)

Die Gräfin (kalt): „Das ist zwar ganz schön, und in der That wohl verdient. Aufrichtig gesprochen, meine ich aber doch, es sei als Belohnung für Dich betrachtet, zu wenig für Deine unerhörten Bemühungen und Sorgen. Ohne Dich gäbe es vielleicht in diesem Augenblick keinen Hof mehr in Schweden.“

Tessin (mit freundlichem Vorwurfe): „Du bist wie ich sehe mit Wenigem nicht zufrieden. Vielleicht findest Du mehr Gefallen an folgender Stelle aus dem zweiten Briefe des Königs. (Liest): — — „Wir vernehmen mit gnädigem Wohlgefallen die guten Anstalten, die Ihr in Sahlberg getroffen habt, also daß der Ort von der ansteckenden Krankheit befreit geblieben ist; — — indem wir im übrigen gern hören, daß Euer Sohn viel Neigung zur Architectur hat, weshalb Ihr ihn dar-

*) Durch einen Königl. Erlaß aus Bender vom 10. August 1711 wurden Tessin täglich drei Gerichte und eine Kanne Rheinwein aus der Küche und dem Keller des Königs in Stockholm bewilligt.

in auf alle Weise sich perfectioniren lassen müßt, und werden wir solches zu unterstützen nicht unterlassen. — — Nun bist Du damit etwa auch nicht zufrieden?«

Die Gräfin (bald ihren Mann, bald ihren Sohn umarmend): »Gelobt sei Gott! So öffnet sich für Dich, Carl Gustav, die ehrenvolle Bahn Deines Vaters und es hängt nur von Dir ab, in seine Fußtapfen zu treten. Du hast in der Kunstwelt Deinem großen Vater und Deinem berühmten Großvater nachzuarten. Möchtest Du eben so in den Staatsgeschäften Deinem mütterlichen Geschlechte Ehre machen, das seinen Stammsitz nicht nur um, sondern auch auf dem Throne gehabt hat.«

Tessin: »Setze dem Jungen nichts in den Kopf, Hedwig! mit solchen ehrgeizigen hochschwebenden Traumbildern. (Indem er den Sohn zärtlich an das Kinn faßt): Mit Aufmerksamkeit, Ausdauer und Fleiß kommt man ein gutes Stück auf dem Wege fort, wenn sonst der göttliche Funke in Deiner Brust glimmt. Es wird mit Gottes Willen nicht lange dauern, so schicke ich Dich auf Reisen in Länder, wo der Geschmack ausgebildet ist, und wo Du in Ueberfluß Gelegenheit hast, Meisterwerke der Kunst zu studiren. Mein seliger Vater sah ohne Neid meinen Ruhm die Höhe seines eigenen erreichen, und es soll meine höchste Freude sein, wenn ich den Tag erlebe, wo die Welt über Carl Gustav Tessin die Beiden vergißt, welche den Namen Nicodemus mit Ehren führten.«

Mit tiefer Rührung schloß das Tessin'sche Ehepaar den Sohn an seine Brust.

Ende des vierten Theils.

Berichtigungen:
S. 162 Z. 9 v. u. lies statt: vor Crassau: unter Krassow.

Gedruckt bei C. Feister.

Bayerische Staatsbibliothek München

Das

Haus Teſſin

zur Zeit der

Alleinherrſchaft und der Freiheit.

Von

M. J. von Cruſenſtolpe,

Verfaſſer des Mohren oder des Hauſes Holſtein-Gottorp in Schweden; Carl Johann's und der Schweden u. ſ. w.

Fünfter Theil.

Aus dem Schwediſchen.

Berlin, 1850.

Verlag von F. H. Morin.

Staatsbibliothek
München

Bayerische Staatsbibliothek München

Erstes Kapitel.

Am Hofe war Galatag. Die ganze höhere Gesellschaft schwitzte in den Gemächern des alten Königshauses. Es wäre Mangel an Aufmerksamkeit gegen die verwittwete Königin und die Prinzessin gewesen, nicht dort zu erscheinen. Folglich mußte auch das Tessinsche Ehepaar sich einfinden. Doch die Krämpfe der Gräfin siegten über die Etikette und hielten sie auf ihrem Zimmer, während eine Menge wichtiger, verschiedenartiger und schwieriger Sorgen und Geschäfte ihn verhinderten, zu erscheinen, ehe bereits die Königlichen Gemächer mit Gästen überfüllt waren.

Als alter und feiner Hofmann gewohnt, in den Gesichtern der Umgebung die Stimmung derjenigen zu lesen, von welchen Gnade und Ungnade abhängt, fand er sich sogleich bei seinem Eintritt in die Säle zwar angenehm, aber doch nicht ohne Verwunderung durch die Wahrnehmung überrascht, daß er der Gegenstand einer ungewöhnlich großen Aufmerksamkeit und Artigkeit sei Wohin er sich wandte, klärten sich die Gesichter auf und krümmten sich die Rücken, wohin er schritt, schoben sich die

Haufen zuſammen, um ihm bequemeren Platz durch das Gedränge zu machen.

Im Empfangszimmer ſaß unter einem Thronhimmel von Purpurſammt mit goldnen Franzen die verwittwete Königin, zu ihrer Rechten die Prinzeſſin und zu ihrer Linken der Herzog von Holſtein und in einem Halbzirkel zu beiden Seiten ſaßen die Königl. Räthe mit ihren Frauen.

Teſſin blieb in ehrerbietiger Entfernung von dieſem glänzenden Kreiſe ſtehen und machte die ſich von ſelbſt verſtehenden drei tiefen Verbeugungen gegen die Mitglieder der Königlichen Familie, kaum aber war er mit der letzten zu Ende, ſo nahte ſich ihm der Oberceremonienmeiſter und redete ihn in demüthiger Stellung, aber mit feierlichem Tone und feierlicher Miene und lauter Stimme alſo an: „Ew. Excellenz wolle den unbeſetzten Lehnſtuhl neben Sr. Excellenz dem Herrn Königl. Rath Grafen Reenſtjerna einnehmen.“

Teſſin ſtutzte, mißtraute anfangs ſeinen Ohren, glaubte dann zu träumen, rieb ſich die Augen und war im Begriff, Sparwenfeld's unpaſſenden Scherz nachdrücklich zurückzuweiſen, als die verwittwete Königin mit gnädigem Lächeln das Wort nahm, indem ſie ſagte:

„Der König, mein Herr Enkel, der hochgeſinnt jeglichen treuen Dienſt vergilt, hat Ihren großen Verdienſten, Herr Baron, Gerechtigkeit widerfahren laſſen und Sie zu ſeinem Rathe ernannt. Die Vollmacht iſt unter meiner Adreſſe hierhergeſandt worden. Der Herr Rath wolle herantreten und ſie aus meinen eignen Händen empfangen.“

Sprachlos vor Ueberraſchung und innerer Bewegung trat Teſſin mit ſchwankenden Knieen näher und nahm mit einer tiefen Verneigung die Raths-Vollmacht in Empfang, welche ihm Hedwig Eleonora mit freundlichem Geſicht überlieferte. Ihrem Beiſpiele folgend erhob ſich der ganze Kreis, um ihm ſeine Achtung und ſeinen Glückwunſch zu bezeigen. Die verwittwete Königin und die Prinzeſſin reichten ihm die Hand zum Kuſſe. Auch der Herzog ſtreckte ihm die ſeinige entgegen, worauf ihm Teſſin eine tiefe Verbeugung machte, ohne jedoch die Hand an ſeine Lippen zu führen. Die Königl. Räthe umarmten je nach ihrem Dienſtalter ihren neuen Amtsbruder und ihre Frauen verneigten ſich glückwünſchend vor ihm.

Auf dies unverhoffte Vorſpiel der Hoffeierlichkeit folgten die gewöhnlichen Feſtlichkeiten, zwar weniger prächtig und ergötzlich, als in den Tagen der Siege, denn man erachtete es nicht für paſſend, ſich in dem Königshauſe öffentlich zu beluſtigen, während das Land blutete und der König ſelbſt auf Gnade und Ungnade in der Gewalt der Ungläubigen ſich befand.

Teſſin brannte vor Sehnſucht, zu ſeiner Gattin zurückzukehren und ihr ſein Glück mittheilen zu können. Aber nicht allein die Etikette, ſondern in noch höherem Maaße die Geſchäfte feſſelten ihn an die Hofſäle, ſogar noch über die Zeit hinaus, wo die Königlichen Perſonen ſichtbar waren und die Gäſte verweilten.

Heimgekommen, fand er ſeine kranke Gattin eingeſchlummert und zugleich die für ihn beſtimmten Briefe aus der Türkei, welche mit denen an den Senat ange-

langt und etwas ſpäter an ihn geſchickt waren, als die verwittwete Königin die ihrigen erhalten hatte. Die an Teſſin gerichteten Schreiben enthielten außer einem zweiten Exemplar der Rathsvollmacht eine Anweiſung an Teſſin, in der Juſtiz-Reviſion Sitz und Stimme zu nehmen, das Amt als Oberintendant beizubehalten und ebenſo mit der Verwaltung des Obermarſchalls-Amts fortzufahren. Außerdem wurde ihm dieſelbe Tafelunterſtützung wie früher zugeſichert.

Das war zu viel und zu überraſchende Freude, um ſie in die eigne Bruſt verſchließen zu können. Brennende Sehnſucht nach Mittheilung trieb ihn an das Bett ſeiner Gattin, welcher er für den Urſprung ſeiner jetzigen glänzenden Stellung in der Geſellſchaft zu danken hatte. Haſtig aber mit Vorſicht, den königlichen Brief offen in der Hand, betrat er das Schlafzimmer und legte, nachdem er einige Secunden die Schlafende betrachtet und auf ihre Athemzüge gelauſcht hatte, ſeine Hand ſanft auf ihre Schulter.

Die Gräfin erwachte, ſchlug die Augen auf und lächelte, als ſie ihren Gemahl erblickte.

„Wie geht es Dir, meine theure Hedwig?“

„Wenn ich Dich erblicke, vergeſſe ich meine Krämpfe.“

„Gutes, vortreffliches Weib!“

„Aber Du ſiehſt ſo aufgeräumt aus, Deine Augen ſtrahlen mehr als gewöhnlich: was liegt Dir auf dem Herzen — doch nichts, was Du mir verbergen willſt?“

„Im Gegentheil, ich brenne vor Sehnſucht, Dir etwas ſehr Seltſames, aber ſehr Erfreuliches mitzutheilen.“

Die Gräfin richtete ſich im Bette auf und ſah ihren Gemahl mit großen Augen an. Teſſin las ihr die an ihn gelangten Königlichen Schreiben vor.

„Gelobt ſei Gott! — rief jetzt die Gräfin aus — daß ich wenigſtens den Tag erleben durfte, wo Deinen Verdienſten volle Gerechtigkeit widerfährt. Es iſt ein Unterpfand auch für das künftige Glück unſres Sohns. So kann ich denn ohne Sorgen um Euch, meine Geliebten, daran denken, dieſe unruhige Welt zu verlaſſen.“

„Um Himmelswillen, laſſe dieſe düſteren Gedanken fahren — bat Teſſin, indem er ſich über das Bett beugte und einen warmen Kuß auf die bleichen Lippen der Gräfin drückte. — Fühlſt Du Dich ſchlechter als gewöhnlich, ſo ſchicke ich augenblicklich zu Hjärne.“

Die Gräfin machte eine verneinende Bewegung. „Es geht mir in dieſem Augenblick beſſer, als ich mich ſeit langer Zeit befunden habe und iſt das nicht natürlich? Muß mich nicht die Freude für alles Andre, als für Dein .... ich wollte ſagen unſer Glück, gefühllos machen? Aber ich bin ſchon alt und wenn in meinen Jahren die Krämpfe anfangen, häufiger zu werden . .“

„So jagt man ſie mit Hülfe der Aerzte in die Flucht — fiel ihr Teſſin in die Rede. — Hjärne dringt auf eine Brunnenkur in Medevi und wir begeben uns dahin, ſobald die Saiſon beginnt, wenigſtens Du, theuerſte Hedwig, begiebſt Dich dahin, denn nach meiner jetzigen glänzenden Beförderung hänge ich noch weniger wie früher von mir ſelbſt ab. Ich bin jetzt in dreifache Feſſeln geſchlagen, in die des Hofs, der öffentlichen Bauten und von nun an auch des Senats.“

„Widme Dich Deinen großen und wichtigen Obliegenheiten, Nicodemus — erwiederte die Gräfin — und laſſe meine Gebrechlichkeit nicht Deine Sorgen vermehren. Deine Perſon und Dein Ruf ſind und waren mir zu jeder Zeit gleich lieb. Beſſer als meine Verwandten, beſſer als irgend ein Anderer auf dieſer Welt, beſſer ſogar als Du ſelbſt, wußte ich, ſeit unſre Bekanntſchaft ſich knüpfte, in dem Innerſten meiner Seele, was dereinſt aus Dir werden würde. Ehre ſei Gott! meine Ahnung iſt in Erfüllung gegangen und Dein Triumph in doppelter Hinſicht mein . . . Nur ein Umſtand drückt jetzt meinen Sinn.“

„Und was iſt dies für einer?“ unterbrach ſie heftig und mit unruhiger Neugierde Teſſin.“

„Daß Deine gute Mutter von uns geſchieden iſt, ohne in der Höhe Deines Glücks ihre höchſte irdiſche Seligkeit genießen zu können. Aber vielleicht wäre dieſe Freude für einen Sterblichen zu groß geweſen und gewiß freut ſie ſich ſegnend in den Gefilden der Unſterblichkeit Deiner Erfolge.“

„O meine vortreffliche Hedwig!“ war Alles, was Teſſin tiefbewegt zu antworten vermochte.“

Die Unterredung ſchloß mit einer herzlichen Umarmung und Teſſin begab ſich zur Ruhe.

Am folgenden Morgen herrſchte großes Erſtaunen und allgemeiner Aufſtand im Teſſinſchen Hauſe. Schon früh wurde daſſelbe von Bedienten mit Karten und von perſönlich Aufwartenden belagert, die Alle nach „Sr. Excellenz“ fragten.

„Die Herrn gehn irre“ — antwortete anfänglich

der Portier; da ſich aber Keiner abweiſen laſſen wollte, ſo bildete er ſich ein, man habe ſich vereinigt, Scherz mit ihm zu treiben, und einen Fluch zwiſchen den Zähnen brummend, ſchlug er die Thür wieder zu, daß das Schloß klang. Als die Beſuchenden, weit davon entfernt zu weichen, nur immer dringender und lauter wurden, ſprang er, nahe daran zu zweifeln, ob jene oder nicht vielmehr er ſelbſt den Verſtand verloren habe — denn Eines mußte der Fall ſein — athemlos aus ſeiner Pförtnerſtube in dem Thorwege die Treppe hinauf zu der übrigen Bedienung, um dieſer die Sache zu erzählen und ſich Raths zu holen.

Die Berathung der Dienerſchaft wurde ſehr lebhaft, aber führte zu keinem Reſultat. Die Entſcheidung wurde endlich demjenigen überlaſſen, der bei dem Hausherrn das meiſte Vertrauen beſaß, nämlich dem Kammerdiener und dieſer eilig herbeigerufen.

Eben ſo unkundig wie ſeine Genoſſen, wußte ſich der Kammerdiener doch beſſer zu helfen. Er nahm es auf ſich, über die wichtige Frage ſogleich die eigene Entſcheidung des Hausherrn einzuholen.

Teſſin, der zufällig grade klingelte, um ſich von jenem bei ſeinem Anzuge helfen zu laſſen, merkte ſogleich an dem ſchwerfälligen Benehmen und der geheimnißvollen Miene deſſelben, daß irgend etwas Beſonderes ſeine Gedanken beſchäftigte.

„Was iſt Euch, Falkmann, Ihr ſeht ſo zerſtreut aus?“ fragte Teſſin, indem er den Kammerdiener gütig und mit Aufmerkſamkeit betrachtete.

„Herr Bar . . . Ew. Exc . . . Herr Hofmar . . . Herr Oberint . . . stammelte Falkmann.“

„Habt Ihr die Sprache verloren, oder steckt Euch etwas in der Kehle?“ fragte Teſſin im höchſten Erſtaunen weiter.

„Gnädiger Herr . . . Ew. hohen Gnaden“ fuhr der Kammerdiener wie vorher fort und ſagte alle die Ehrentitel her, die er nur im Gedächtniſſe hatte, bis es ihm endlich glückte, den Bericht des Portiers vorzubringen.

„Aha! — rief Teſſin lächelnd aus — ich ſelbſt alſo bin die unſchuldige Veranlaſſung dieſes Qui pro quo. Ich vergaß geſtern Abend, meine Dienerſchaft davon in Kenntniß zu ſetzen, daß der König allergnädigſt geruht hat, mich zu Seinem Rath zu ernennen, woraus folgt, daß man mich von nun an Excellenz nennt.“

Während der Hausherr ſprach, ſchien der Kammerdiener durch den gaffenden Mund und die weit aufgeſperrten trieſigen Augen ſeine Gehörswerkzeuge verſtärken zu wollen. Als Teſſin ſchloß, verbeugte er ſich bis auf den Boden und bat demüthigſt, den Anzug aufſchieben zu dürfen, bis er dem Portier und der übrigen Dienerſchaft die angenehme und nöthige Nachricht mitgetheilt habe, was Teſſin ohne Weiteres zugab, froh, auf dieſe Weiſe davon befreit zu ſein, ſich ſeiner eigenen Dienerſchaft in ſeiner neuen Eigenſchaft vorzuſtellen.

Kaum hatte Teſſin ſpäter ſeinen Anzug vollendet, ſo ließ ſich der Archiater Hjärne anmelden.

Teſſin's Geſicht verfinſterte ſich und mit barſchem Tone fragte er den Bedienten: ſeit wann es Sitte ſei, daß der Archiater bei ihm angemeldet würde?

Der Bediente entſchuldigte ſich mit Hjärne's ausdrücklichem Wunſche und wurde mit dem Befehl abgefertigt, daß es bei dem, was bisher Gebrauch geweſen, auch künftig bleiben ſolle.

Hjärne's Glückwunſch war eine Feuerprobe für Teſſin's Geduld. Die wirkliche Anhänglichkeit, Theilnahme und Freude des Archiaters wurde in ſo viel höhniſches Zeug und in ein ſolches Gewand ſpöttiſcher Ergebenheit eingekleidet, Ehrfurchtsbezeigungen und Stichereien miſchten ſich ſo bunt durcheinander, daß Teſſin in einem Augenblicke Mühe hatte, das Lachen zurückzuhalten, im andern alle ſeine Kraft zuſammennehmen mußte, um ſich nicht verletzt zu fühlen. Gleichwohl trennten ſich zuletzt die beiden Schwäger als die beſten Freunde von der Welt und Teſſin ließ ſich von Hjärne die Hand darauf geben, daß Alles unter ihnen auf dem alten Fuße bleiben ſollte. Nur an die Stelle des „Du“ von Hjärne's Seite trat, wie dies der Brauch der damaligen Zeit auch den ſich am nächſten ſtehenden Perſonen auferlegte, der Excellenztitel.

Zweites Kapitel.

Der Königl. Rath Teſſin hatte jetzt eine neue Bahn betreten und mit ihr den letzten Abſchnitt ſeines Lebens begonnen. Künſtler aus Vorliebe und innerem Trieb war er jetzt kraft ſeines Amts und mehr aus Klugheit als aus Neigung Hofmann, während er zugleich als Staatsmann mit angeſtrengtem Eifer und unter drückenden Sorgen die oft mit einander ſtreitenden Intereſſen des mit dem Tode ringenden Vaterlands und deſſen fernhin an den Grenzen eines andern Welttheils verweilenden Königs gleich redlich und mit Klugheit wahrnahm. Und um hierin im Senat etwas auszurichten, war es grade in jener Zeit nöthig, den Mund auf dem rechten Flecke zu haben, denn Horn's Abſichten gingen nur dahin, die Ueberreſte des Vaterlands zu retten, mochte aus dem Schickſal des Königs werden, was da wollte; Stenbock dagegen war bereit, dem Könige zu Gefallen den letzten Schweden und ganz Schweden zu wagen. Stenbock's Sieg bei Helſingborg hatte nur Schweden gerettet, ohne daß Carl ein einziges Blatt dieſes Lorbeers ſeinem Hochmuthe zuſchreiben konnte und die Regierung war der Belohnung von Seiten des

Königs zuvorgekommen. Deshalb verſchob es dieſer, die von dem Rathe ausgeſprochene Ernennung Stenbock's zum General-Feldmarſchall zu beſtätigen, bis dieſer für ſeine (des Königs) vom Vaterlande unabhängigen Abſichten neuen, wenn auch nutzloſen Ruhm eingelegt haben würde. Denn der Nutzen war immer eine Kleinigkeit in Carl's XII. Augen. Jetzt wollte er nur heimkehren, wenn es an der Spitze eines Heers geſchehen könnte. Stenbock ſollte ein ſolches anſchaffen, ſich durch die dichten, fortdauernd anwachſenden Reihen der feindlichen Verbündeten durchſchlagen und dem König entgegenkommen, der ſodann ſelbſt den Oberbefehl übernehmen wollte. Die Vorbereitungen zu dieſer Ausrüſtung fanden bei der Hornſchen Partei im Senat wenig Neigung und große Hinderniſſe. Dieſe Partei hielt das Land für neue Anſtrengungen zu arm und mußten ſie im ſchlimmſten Falle gemacht werden, ſo mußte es ſich wenigſtens um die Vertheidigung des Reichs ſelbſt, nicht aber um neue, nutzloſe, wenn auch glänzende Wagſtücke handeln. Dennoch, nach manchen Schwierigkeiten, gelang es endlich Stenbock, ſeinen — d. h. ſeines Königs — Willen durchzuſetzen und ein Heer von 10000 Mann wurde nach Pommern hinübergeführt. Die Transportflotte mit den Vorräthen für das Heer wurde indeß von den Dänen zerſtört, die 14 Fahrzeuge verbrannten und 4 eroberten; 2 gingen verloren, ohne daß man wußte, auf welche Weiſe. Nichts deſto weniger hielt der Sieger von Helſingborg den Glanz ſeiner Waffen aufrecht, griff die Feinde an und ſchlug am 19. December 1712 mit ſeinen 13000 Schweden 20000 Dänen und Sachſen. Es

war eine, von beiden Seiten in gehöriger Schlachtordnung, nach den Regeln der Kriegskunst geführte Schlacht — die letzte von dieser Art, welche die Schweden bisher gewannen. Sie errangen damit einen glänzenden, aber unnützen Sieg, dem eine Unthat noch unnützerer Grausamkeit — die Verbrennung von Altona — folgte, ein Flecken auf der Ehre des Helden, den dieser selbst und seine Freunde einem hinterlistigen Rathe Welling k's zugeschrieben haben: eine Angabe, die wenigstens, was die Beweggründe anbelangt, eben so unerwiesen wie unwahrscheinlich ist und, wäre sie auch keinem Zweifel unterworfen, Stenbock's Aktien nicht im Geringsten steigen machte, denn er handelte auf eigene Hand und zuletzt doch, Anderer Rath annehmend oder verwerfend, immer nach seinem eigenen Entschluß. Man würde daher den großen Mann in ein sehr unvortheilhaftes Licht stellen, wollte man behaupten, er sei so beschränkt gewesen, daß er nicht verstanden habe, den Gehalt eines ihm von Anderen gegebenen Raths zu beurtheilen.

Die Periode der Siege war für dieses Mal allzukurz.

Kaum waren die letzten Töne des Te Deums über den Sieg bei Gadebusch in der Kirche verklungen, so tönte Europa von der Kalabalik *) in Bender (vom 1. Februar 1713) wieder. Schweden staunte, bewunderte gemeinschaftlich mit der übrigen Welt; aber seufzte und zählte seine blutenden Wunden und jeden zwecklos

*) Ein türkisches Wort, Angriff, Ueberfall bedeutend.

aufgeopferten Vertheidiger. Carl's XII. Ruhm wuchs zu rieſiger Höhe, Schwedens Hoffnungen ſchrumpften unter das Maaß eines Zwergs zuſammen.

Noch herrſchte allgemeine und lebhafte Beſtürzung über die Nachrichten aus Bender, als eine neue Trauerpoſt anlangte und eine friſche Quelle der Betrübniß und des Schreckens wurde. Stenbock, mit ſeinem ganzen Heer bei Tönningen eingeſchloſſen, wurde gezwungen, zu unterhandeln und ſich und ſein 11000 Mann ſtarkes Heer (am 17. Mai 1713) kriegsgefangen zu geben. Und während Stenbock und die blinden Anhänger des Königs gegen Wellingk und den Rath raſ'ten und mit gehäſſigem Eifer die Schuld an dieſem Unglück bald auf den Einen, bald auf den Andern ſchoben, trieb ein Ausländer, der ſich ein paar Jahre zuvor als Diplomat, Ohrenbläſer und Spion bei Carl XII. in Deutſchland eingeniſtet hatte und deſſen Bekanntſchaft einige Jahre ſpäter Schweden faſt als die härteſte Strafe für ſeine Sünden machen mußte, der Holſteinſche Geheime Rath Baron Görtz, eben ſo fein wie verwegen ſein Spiel, und machte bei dem Czar ſich und ſeinem Hofe ein Verdienſt aus der Gefangennehmung des Stenbockſchen Heers. Nachdem das vermittelnde Glied zwiſchen den ſchwediſchen und holſteinſchen Intereſſen, Hedwig Sophia, von dem Schauplatze abgetreten war, nachdem der geſchmeidige, vorſichtige, in Schweden heimiſche Pincier mit ſeinen Berechnungen auf die Nachfolge des Holſteinſchen Hauſes auf den ſchwediſchen Thron nicht mehr die Fäden hielt, dieſe vielmehr auf den verſchlagenen, übermüthigen, gegen Schweden und deſſen

Verhältniſſe völlig gleichgültigen Görz übergegangen waren, bedurfte es, um den finſtern und verderblichen Anſchlägen deſſelben zu entgehen, eines Regenten, der eben ſo wachſam und geſtält gegen einen ſolchen Einfluß, wie Carl ſchwach und blind dagegen war.

Carl XI. unterließ nie, den Beutel aufzumachen, ſobald ſein Verſtand und ſein Herz ihm ſagte, daß es nöthig ſei.*) Carl XII. ſtreute Geld aus, meiſtentheils unbekümmert darum, woher es genommen wurde und wohin es ging. Und während ein größerer oder geringerer Theil von den Beſoldungen der Beamten abgezogen und zur Beſtreitung der übrigen Staatsausgaben innebehalten wurde, während oft wegen Mangels an Mitteln geraume Zeit verging, bevor der ungedeckte Mehraufwand bezahlt werden konnte, lief von dem in der Türkei regierenden Könige ein Befehl nach dem andern zu neuen Auszahlungen, zur ſchleunigen Bewirkung der hergebrachten Zahlungen und zu Erlaſſen ein und verurſachte, ſobald der Befehl den Hof betraf und an Teſſin perſönlich gerichtet war, dieſem nicht geringe Sorgen.

---

*) Biſchof Svedberg verſprach einſt zu der Zeit, wo er Paſtor bei dem Leibregiment war, der geſammten 1200 Mann ſtarken Mannſchaft, daß, wer bei der nächſten Muſterung leſen könnte, den Catechismus von Svebilius zum Geſchenk erhalten ſollte. Ein Exemplar davon koſtete 1 Thlr. Kupfermünze und 600 Mann konnten bei der folgenden Muſterung leſen. Svedberg ging auf das Schloß hinauf zu Carl XI., erzählte ihm die Sache und der König zog ſogleich ſeine Börſe mit Dukaten, nahm eine Hand voll heraus und gab ſie an Svedberg.

Zu eben der Zeit wurden Briefe von dem höchſten hiſtoriſchen Intereſſe gewechſelt, welche die inneren und äußeren Verhältniſſe Schwedens erläutern und den Beweis liefern, daß es im Rathe des Königs Männer gab, welche ſich nicht ſcheuten, ein unverfälſchtes Bild von der wirklichen Lage der Dinge den Augen des Königs vorzuführen. Vor Allen zeigen ſich hier der als Staatsmann weniger bekannte Nikodemus Teſſin und der verkannte Moritz Wellingk in einem Lichte, das ihrem Andenken Ehre bringt. Wir theilen an dieſem Orte aus ihren Briefen Einiges mit, bitten aber zugleich den Leſer, nicht zu vergeſſen, daß ein Paar dieſer Briefe zum Vortrag bei einem, von dem Gefühl ſeiner Unfehlbarkeit und Selbſtgenügſamkeit durchdrungenen Alleinherrſcher beſtimmt waren.

1.

Der Königl. Rath Teſſin an den Envoyé Cronſtröm.

Stockholm, den 24. Juni 1713.

Endlich habe ich die Ehre gehabt, Ihren Brief vom 8. Mai zu empfangen und irre ich nicht, ſo iſt es der erſte von dieſem Jahre datirte Ich erwähne dies nicht, um Ihnen auch nur den geringſten Vorwurf über Mangel an Andenken oder über Verſäumniß zu machen; denn ich habe von Ihrer Freundſchaft Proben erhalten, die dergleichen Gedanken nicht geſtatten. Bei einer ſo entſetzlichen Unregelmäßigkeit der Poſten, wie jetzt an der Tagesordnung iſt, wo man ſich faſt alles Verkehrs beraubt ſieht, darf man keine Vorwürfe über das machen,

was nicht zu ändern iſt. Folglich, mein Herr, legen Sie es auch mir nicht zur Laſt, wenn meine Briefe daſſelbe Schickſal, wie die Ihrigen, haben, nämlich auszubleiben. Glauben Sie wohl, daß ich während der zehn Monate, die ich im Senat bin und ohne daß ich je eine Sitzung verſäumt hätte, nur drei Ihrer Briefe dort habe verleſen hören? Einige Mal habe ich deswegen ſehr ernſte Wortwechſel mit Grafen Cronhjelm gehabt, der es auf Rechnung einer unverzeihlichen Nachläſſigkeit ſchieben wollte und zwar, wie ich faſt glaube, mehr aus Unwillen gegen mich, als gegen Sie, denn wir haben bis jetzt noch in keiner Sache derſelben Meinung ſein können. Er iſt ein Krauskopf, mit dem ich mich ſchwer vertragen kann.

Sonſt kann ich mir mein Verhältniß zu allen übrigen Mitgliedern des Senats nicht beſſer wünſchen, als es iſt; zumal mit dem Herrn Grafen Horn und eben ſo mit deſſen Herrn Schwiegervater lebe ich in der innigſten Vertraulichkeit. Wenn Sie den Grafen Horn genau kennten, Sie würden ſehr zufrieden mit ihm ſein. Er folgt den Geſchäften mit großer Aufmerkſamkeit, beurtheilt die Dinge ſehr richtig und nimmt mit jedem Tage an Scharfblick zu. Iſt er auch eben nicht geiſtreich, ſo hat er doch ein um ſo geſunderes Urtheil. Und im Uebrigen: Les affaires font l'homme.

Es verdrießt mich, daß Graf Cronhjelm nicht anweſend war, als Ihre Briefe wegen der 80,000 Thlr. Silbermünze und der Lebensmittel verleſen wurden. Man muß es beklagen, daß dieſe letzteren nicht zeitig genug eingetroffen ſind, um den Sturm abwehren zu

können, der uns nach der unglücklichen Capitulation des Herrn Grafen Stenbock von allen Seiten bedroht. Gott verhüte, daß nach dieſem Schlage unſere Angelegenheiten in der Türkei nicht allzu trübe ſich geſtalten. Die Nachrichten von dort wechſeln mit jedem Poſttage ſo, daß man nicht weiß, was man glauben und thun ſoll. Unſere vermeintlichen Bundesgenoſſen arbeiten uns mit offener Gewalt entgegen und nur dem Hochſinne des Königs von Frankreich hat unſer Monarch für die Vortheile zu danken, die ihm und ſeinem Reiche etwa zufließen können. Für die Wohlfahrt des letzteren wird die Rückkehr Sr. Majeſtät von Tag zu Tag nöthiger, wenn nicht Alles drunter und drüber gehn ſoll. Das gegenwärtige Jahr iſt entſcheidend; möchte es nicht allzuviel Unglück in ſeinem Schooße bergen! Ohne eine beſondere Fügung der Vorſehung ſind die Anzeichen ſehr düſter.

Was den edelmüthigen Darleiher betrifft, ſo iſt die Sache an die höchſte Stelle befördert und der Senat wartet hinſichtlich der Anträge wegen des Kupfers, des Eiſens u. ſ. w. auf Antwort. Die Mühe, die ich gehabt habe, bis es mir endlich geglückt iſt, den angeſchloſſenen Wechſel auf Ihr Quartal zu erlangen, vermag ich nicht zu beſchreiben, denn mit jedem Tag wird das Geld ſeltener.“ — —

2.

Carl XII. an den Königl. Rath Grafen Moritz Wellingk.

„Carl von Gottes Gnaden u. ſ. w. Unſere beſondere Gunſt zuvor u. ſ. w. Wir haben Uns Euer Schrei-

ben an den Hofkanzler von Müllern vom 22. v. Mts. vortragen laſſen und daraus erſehn, was für Geſinnungen gegen Uns bei den meiſten Mächten der Chriſtenheit ſich gezeigt, nachdem ſie von der Revolution in Bender Kenntniß erhalten haben. Wir können Euch in gnädiger Erwiederung darauf nicht vorenthalten, daß Uns kein Ausweg übrig war, der Extremität zu entgehen; ſofern Wir nicht mit Wiſſen und Willen Uns den Händen Unſerer Feinde und des Tartar Chan überliefern wollten, welcher mit einem ſolchen verrätheriſchen Plane umging und nur nach Gelegenheit ſuchte, ihn ins Werk zu ſetzen; deshalb und damit Wir ſolchem zuvorkämen, hielten Wir es zuträglicher für Uns, hier zu Lande, wo Wir bisher immer als Freund und Gaſt angeſehen und behandelt werden, Gewalt über uns ergehen, als Uns offenbarlich von einem Tartaren betrügen und verrathen zu laſſen. Und da es unterſchiedliche Mächte geben wird, welche auf alle Weiſe beſtrebt ſind, nicht nur Unſere Rückkehr aus der Türkei zu hindern, ſondern auch die Grenzen Unſeres Reichs ſo zu verſtümmeln, daß Wir nicht mehr emporkommen mögen, oder wenigſtens ſo geſchwächt werden, daß ſie die gerechte Rache für ihr unbilliges Verfahren ferner nicht zu fürchten haben, ſo legen Wir unſere rechtmäßige Sache vertrauensvoll in Gottes Hand, und zweifeln nicht, daß Unſerer Widerſacher Anſchläge in dieſer Beziehung zu nichte werden, indem Wir uns einſtweilen durch ihre Drohungen nicht von dem Vorhaben abſchrecken laſſen, welches wir aus triftigen Gründen Uns vorgeſetzt haben. Völlig unvermuthet iſt es Uns zu hören, daß der Engliſche Hof, der auf ſo

vielfache Weiſe mit Uns verbunden iſt, und jederzeit ſo viel Gutes verſprach, jetzt nachdem er freie Hand hat die Bündniſſe und Garantien zu erfüllen, erklärt, er ſei Uns nicht nur nichts ſchuldig, ſondern ſehe ſich auch veranlaßt, im Verein mit andern Mächten Uns einen Frieden vorzuſchreiben, der nach ihrem Gutbefinden eingerichtet werden müſſe. Aber da Wir nicht glauben können, daß die Königin irgend einen Theil daran hat; alſo vermuthen Wir, daß ein ſo unbilliger und Uns erniedrigender Vorſchlag von ſelbſt wieder zerfallen wird, nachdem Unſere Miniſter, jeder an ſeinem Orte, den erhaltenen Befehlen gemäß, angemeſſene Vorſtellungen dagegen gemacht haben, und nachdem auch ich ſelbſt in einem Handſchreiben an die Königin meine Gedanken darüber erklärt, ſo wie außerdem gehörigen Orts zu verſtehen gegeben habe, daß Wir unter keiner anderen Bedingung die Erfüllung der Alliance und Garantieen verlangen, als wenn Wir dadurch zu einem annehmbaren Frieden mit Unſeren Feinden kommen können; indem es keineswegs, wie Einige zu beſorgen ſcheinen, Unſer Vorſatz iſt, den Krieg künftig fortzuſetzen, nachdem Unſere Bundesgenoſſen Unſeren Angelegenheiten aufgeholfen und ſie unterſtützt haben. Wir ſind deſſen wohl eingedenk, daß Ihr Euch früher gegen den Hofkanzler v. Müllern über eine Arbitrage geäußert habt, zu der Wir die Königin von England in dem nordiſchen Kriege ermächtigen könnten; aber da Wir Uns längſt ſchon genugſam überzeugt haben, daß eine ſolche Arbitrage nicht zu Unſerer Zufriedenheit und zu Unſerem Vortheile ausſchlagen würde, ſo haben Wir billig Bedenken getra-

gen, Unſre gerechte Sache ihr zu unterſtellen, ſondern vielmehr Unſerem Intereſſe für zuträglicher erachtet, auf Tractate und Bündniſſe zur Aufrechthaltung Unſeres Rechts gegen Unſere Feinde zu dringen. Mit den Wegen, die Ihr für Unſere Rückreiſe in Vorſchlag bringt, können Wir Uns nicht einverſtanden finden; was Unſere Heimreiſe einzig und allein befördern kann, iſt ein hinreichender Zuzug aus Schweden, ſo daß Uns eine ſtarke Armee entgegenkommen kann, ſofern Wir nicht vom Kaiſer, um durch Polen zu gehn, eine ſo ſtarke Escorte erhalten, als Wir billig bedürfen, und wozu, eben ſo wie zur Fortſetzung des türkiſchen Kriegs gegen Moskau, jetzt alle mögliche gute Hoffnung vorhanden iſt. Was den Vorſchlag und die Mittel betrifft, wovon Uns Major Anthouard in Eurem Auftrage mündlich geſagt hat, durch welche der König von Preußen in Unſer Intereſſe gegen Unſere Feinde gezogen werden könnte: ſo vermögen wir in keiner Weiſe ſie gutzuheißen, ſondern wollen, was Wir hiermit auch Euch recommendiren, auf andere zuträglichere Auswege bedacht ſein, um die Hülfe des gedachten Königs für Unſere Unternehmungen zu erlangen, beſonders aber zu verhindern, daß er nicht verleitet werde, gegen Uns Partei zu ergreifen. Nachdem Wir Uns jederzeit nicht abgeneigt erklärt haben, auf einen billigen Frieden mit Unſeren Feinden einzugehn, ſobald nur die Friedensbrüche wiederhergeſtellt wären und die Feinde das Uns unrechtmäßiger Weiſe Genommene zurückgegeben, ſo wie Uns billigen Schadenerſatz gewährt hätten; ſo finden Wir nicht für nöthig, Unſerem Rathe in

der Heimath in dieſer Beziehung freiere Hand zu laſſen, ſondern er kann ſich, wenn ein Vorſchlag, der dem zuwiderläuft, gemacht wird, cum defectu mandati et instructionis von Unſerer Seite entſchuldigen. Hiermit befehlen Wir u. ſ. w.

Timurtaſch bei Adrianopel, den 16. Mai 1713.

Carolus.“

3.

Der Königl. Rath Graf Wellingk an den Kanzleirath Feiſ.

„Hamburg, den 2. Auguſt 1713.

Herr Major Anthouard, der am 6. Juli von Timurtaſch abreiſte, iſt hier am 30. deſſelben Monats an der Hafenöffnung angelangt.

Seine Ankunft würde mir um Vieles lieber geweſen ſein, wenn er mir poſitivere Verſicherungen über den Aufbruch unſeres gnädigen Königs und ſolche Aufträge überbracht hätte, die für die jetzigen Verhältniſſe tauglich und ausführbar wären.

Sehr ſchmeichelhaft iſt es mir geweſen, aus Ihrem angenehmen Briefe vom 20. Mai, der ſchon ziemlich lange geſchrieben iſt, zu erſehen, daß unſer allergnädigſter König ſich die Mühe nimmt, meine Briefe und wahrheitsgetreuen Schilderungen ohne Mißfallen zu leſen, aber ich bemerke nicht, daß er meine wohlgemeinten und auf die Wahrheit ſelbſt gegründeten treuen Vorſtellungen mit einiger Attention lieſ't und recht beherzigt.

Hätte es Sr. Majeſtät gefallen, genauer zu attendiren auf dasjenige, was ich unterm 16. November 1712

über das Ménagement der Zeit in Unterthänigkeit anzuführen wagte, so hätte ich ſicherlich für die jetzigen Conjunkturen freie Hand gehabt, zu rechter Zeit den König von Preußen in das Intereſſe unſeres allergnädigſten Königs ziehn und Wismar, Stettin, Stralſund, Pommern und Rügen ſalviren können, die jetzt, nachdem Herr General Meyerfeld die Expedients verworfen, welche ich mit dem Preußiſchen Hofe und Sr. Durchlaucht dem Herzog Adminiſtrator zu concertiren mich erdreiſtete, in die Discretion des Feindes geſtellt ſind.

Herr Johann Oxenſtjerna wagte ſeinen Kopf, als er, gegen das Verbot der Königin Chriſtina, darauf beſtand, daß Stettin durch den Weſtphäliſchen Friedensſchluß unter die Krone Schweden kommen möchte. Durch dieſe Kühnheit erwarb er ſich großen Ruhm.

Gern hätte ich mich mit Herrn Oxenſtjerna der Strafe unterworfen, welche Herr General Meyerfeld befürchtete, wenn er meinen Sentiments beipflichtete.

Anno 1683 ſchloß ich, dem Verbot entgegen, eine Alliance mit dem Hauſe Braunſchweig-Lüneburg.

Anno 1639 drohte ich, ohne Ordre, dem Könige von Dänemark mit einer Kriegserklärung, ſofern er nicht an einem beſtimmten Tage und zu einer beſtimmten Stunde die Altonaiſchen Tractate unterzeichnen würde.

Dieſe meine in der Sache begründeten Vermeſſenheiten wurden von dem hochſeligen Könige gnädig aufgenommen und gebilligt.

Während ich Vorſtehendes ſchreibe, ſtößt mir der Zweifel auf, ob mein obengedachter Brief vom 16. November auch angelangt ſein möchte. Es erſcheint mir

folglich nicht überflüssig, eine Copie davon hier beizufügen. Vielleicht daß Se. Majestät die wenigen unterstrichenen Zeilen einiger Consideration würdigt; sie scheinen es zu verdienen, um manchen Ungelegenheiten und Zeitversplitterungen zuvorzukommen. Gott hat unsern König mit einem so aufgeklärten Verstande begabt und Sr. Majestät wird es daher unzweifelhaft wohl bewußt sein, daß Alles seine Zeit hat und daß alle Dinge zur rechten Zeit geschehen müssen, sofern das intendirte Ziel erreicht werden soll. Aber da uns so viele Zeit ungenützt vorübergeht, so muß ich besorgen, daß meine Berichte entweder suspendirt werden, oder daß meine Vorstellungen nicht wohlgefällig oder wichtig genug sind. Glauben Sie mir sicher, Herr Canzleirath, daß ich mich über mein Unglück nicht wenig chagrinire.

Was sonst in publicis für diesmal und in der Kürze gemeldet werden kann, werden Sie wohl von dem Herrn Hofkanzler vernehmen. Möchte Gott dazu helfen, daß wir unsern theuern König bald aus den Händen der Ungläubigen wieder erhalten, oder Alles geht ohne Ressource zu Grunde. Unser Stundenglas ist fast abgelaufen. Dixi et salvavi animam.“

4.

Der Königl. Rath Graf Wellingk an den Kanzleirath Zeis.

„Hamburg, den 9. August 1713.

Indem ich an Sie, Herr Kanzleirath, meine unterthänige Antwort auf die drei von dem Major An-

thouard mir überbrachten Briefe adreſſire, darf ich Ihnen einige wichtige Umſtände nicht verſchweigen, welche Sie bei dieſer Gelegenheit Sr. Majeſtät in geeigneter Weiſe vorſtellen wollen und die ich in meinem unterthänigen Briefe vom 3ten mich anzuführen ſcheute.

Ich habe unterthänig gemeldet, daß aus Schweden keine Transporte mehr erfolgen können, aber noch wichtiger iſt es, daß ich Folgendes nicht verſchweige. Wenn man in Schweden, nachdem die Feinde in das Land gekommen ſind, die Feſtungen mit hinreichenden Garniſonen verſehen und die Flotte einigermaßen bemannt haben wird, ſo hat man alle Infanterie verwandt und keinen Mann mehr ins Feld zu ſchicken übrig. In wie fern unſre Defiléen nur durch Cavallerie dürften beſetzt und an drei Stellen, nämlich gegen die nordiſche Armee, gegen die ganze Kriegsmacht des Czar, welche zumeiſt aus Infanterie beſteht und gegen die, ſeit der Heranziehung der Brabantiſchen Truppen und in Folge unabläſſiger Werbungen conſiderable Armee des Königs von Dänemark vertheidigt werden können, vermag Niemand beſſer als Se. Majeſtät ſelbſt zu beurtheilen.

Ich habe unterthänigſt angeführt, daß der Czar und der König von Dänemark, nachdem es ihnen geglückt iſt 1) das Großfürſtenthum Finnland, das den dritten Theil des alten ſchwediſchen Reichs ausmacht und das ſie mit 10000 Mann regulairer Truppen beſetzt haben, 2) die Herzogthümer Eſtland, Carelen, Bremen, Verden, Stettin, Pommern, 3) das Fürſtenthum Rügen 4) die Herrſchaften Ingermannland und Wermland einzunehmen, ſich rüſten und anſchicken, Schweden in ſeinen

Eingeweiden anzugreifen. Hinsichtlich der Pläne der Feinde gegen Schweden kann ich wahrheitsgemäß berichten, daß der König von Dänemark noch gegen den Winter oder wenigstens mit Frühlingsanbruch mit einer Armee von 35000 Mann nach Schonen übersetzen und zuerst, was die Dänen früher versäumten, unsre Flotte auf der Landseite zu verbrennen suchen, dann alle unsre Festungen blokiren und sich mit der Armee bei Jönköping festsetzen wird. Der Czar dagegen will mit 60000 Mann auf Stockholm zu agiren, und wenn die Åländische See oder der Quarken im Winter zufriert, was bei dem letzteren leicht zu geschehen pflegt, gradenwegs über das Eis auf Stockholm marschiren. Bereits läßt er zu diesem Zweck eine ungeheure Menge von Schlitten und Schlittschuhen anfertigen, und seine Absicht soll vor Allem dahin gehen, die ganze Stadt mit den davor liegenden Fahrzeugen zu verbrennen und alle Bergwerke und Faktoreien bis in den Grund zu ruiniren.

Wer, nächst Gott, vermag die gräßliche, russische Sklaverei, welche den Bewohnern Schwedens droht, abzuwenden, wenn nicht der König selbst nach dem Ruder greift und durch seine hohe Gegenwart seine getreuen und redlichen, aber consternirten und desperaten Unterthanen aufmuntert und neu belebt?

Mit exemplarischer, fast unglaublicher Geduld haben Schwedens Kinder das Unglück so vieler langer Jahre aus großer Liebe zu ihrem Könige getragen und überwunden; aber unter die Tyrannei der Russen zu gerathen, wäre unerträglich und beklagenswerth.

Gott verhelfe unserm Könige bald wieder zu uns,

ſonſt iſt Alles aus! Ich für mein Theil wünſche mir den Tod oder einen Platz unter den Siebenſchläfern. Es iſt zu traurig, den Untergang Schwedens während der Regierung eines ſo tapfern und verſtändigen Königs zu erleben.

Meinen früheren Brief ſchloß ich mit einem dixi et salvavi animam. Ich will es auch mit dieſem ſo machen, indem ich die aufrichtige Verſicherung hinzufüge, daß ich ſtets mit aufrichtiger Eſtime verbleibe u. ſ. w.«

5.

Der Königl. Rath Teſſin an den Kanzleirath und Staatsſecretair Feif.

»Stockholm, den 21. September 1713.

Alldieweil unſer ſo ganz und gar in Verfall gerathener macht- und mittelloſer Zuſtand ſich von Tag zu Tag verſchlimmert, alſo, daß faſt Jedermann ihn für völlig verloren und nunmehr unheilbar betrachtet, falls nicht Sr. Majeſtät eilige Rückkehr oder ein Frieden nach irgend einer Seite hin bald dazwiſchen kommt, ſonſten künftighin Alles der göttlichen Vorſehung anheimgeſtellt bleibt, denn auf Menſchenkräfte iſt hier wahrlich nicht mehr zu bauen: derohalben erlaubt mir mein Gewiſſen nicht mehr, mit Stillſchweigen eine ſo ſchreckliche Lage zu übergehen, indem die zeitliche wie ewige Wohlfahrt ſämmtlicher Unterthanen Ihrer Königl. Majeſtät binnen Kurzem der höchſten Gefahr ausgeſetzt ſcheint. Bei dieſer zu befürchtenden Seelengefahr vermag man ſich leicht

vorzuſtellen, wie wankelmüthig auch die Redlichſtgeſinnten werden und was läßt ſich von dem großen Haufen vorausſetzen, den die Armuth bis auf die Knochen drückt? Wie es mit unſern Contributionen und Finanzen beſchaffen war, als Herr Åkerhjelm von hier abreiſte; wird jetzt genugſam bekannt ſein. Die erſteren gehen erſt ſpät im Jahre ein und wie ſchwierig es mit den letzteren ſteht, wäre zu weitläuftig, zu wiederholen. Doch dürfte man Urſache haben, zu glauben, daß ſich, was die Beſchaffung von Mitteln und Mannſchaft angeht, Manche finden möchten, welche mit artigen Worten das Eine oder Andere beſchönigen wollen; aber ſo wahr Gott lebt, das geſchieht nur, um ſich ein Anſehn zu geben und gegen beſſeres Wiſſen ſolcher Gewiſſenloſen. Wahr iſt, aus den Eingeweiden des ſchwediſchen Reichs, beſonders aus ſeinen Bergwerken, werden jährlich große Reichthümer gewonnen; aber ſo lange die Unterthanen außer Stand geſetzt ſind, ſie ſelbſt zu betreiben, bleibt der Nutzen davon in den Händen Fremder: die Unſeren haben den Namen und die Letzteren den Gewinn. Die Wenigen, welche früher den Moſt haben abſchöpfen können, haben entweder ihr Geld außer Lands geſchafft, oder ſo vertheilt, daß weder mit Güte noch mit Gewalt etwas von ihnen zu erhalten iſt. Die Bank iſt in einen Zuſtand verſetzt, daß man aus ihr nichts von Belang erwarten kann. Gebe Gott! daß ſie nicht über kurz oder lang völlig banquerott macht! Die Dienerſchaft Sr. Majeſtät, welche ſo viele Jahre an ihrem Lohne Einbußen erlitt, iſt völlig ausgemergelt und faſt zur Verzweiflung gebracht. Bei den Bauern hört man allgemein die Klage,

daß ihnen von Allem, was sie unter so großer Mühe, unter solchem Schweiße erwerben können, nur wenig zum Lebensunterhalt übrig bleibt. Aller Verkehr ist so gehemmt, daß sich die Kaufleute nur als die Schreiber und Sklaven der Fremden betrachten können. Bei einem solchen allgemeinen Elend kann man sich leicht denken, wie es unmöglich ist, irgend einen guten Rath und wäre es auch der beste, der nur auf der Welt erdacht werden könnte, ins Werk zu setzen. Unsre Armeen sind völlig geschwächt; wie schwer es sein wird, die Regimenter neu zu errichten, läßt sich bei dem großen Mangel an Geld und Mannschaft leicht beurtheilen. Daß Muth und Kraft denen vergehen, die hungrig und nackt dem Feind entgegengehn sollen, lehrt die tägliche Erfahrung genugsam. Unsre sogenannten Bundesgenossen benehmen sich so, daß sie mehr auf unsern Untergang als auf unsre Wiederaufrichtung hinzuarbeiten scheinen. Falls es das Interesse einer gewissen Macht verlangt, unserm totalen Ruin zuvorzukommen, so ist dieselbe entweder selbst außer Stande, uns helfen zu können, oder sie glaubt uns schon so nahe dem Falle, daß dieser nicht mehr zu vermeiden sei. Der Credit im Auslande ist so geschwunden, daß er nicht mehr der Erwähnung werth ist. Und, was als das Allerkläglichste zu betrachten, ist die so weite Entfernung unsres theuren Königs, wodurch die meisten Rathschläge fruchtlos und die Gemüther aller Unterthanen niedergedrückt werden. Und bei einer solchen fast unerhörten, allgemeinen Verwirrung der Dinge soll man noch so viele Anschläge mächtiger Feinde zum Verderben unsres Reichs abwehren und zwar, nachdem unsre besten Provinzen

verloren gegangen ſind und die Kräfte der Feinde in demſelben Maaße zugenommen haben, wie die unſrigen mit jedem Tage abnehmen. Der Czar hat ſich Liefflands, Eſtlands und Ingermannlands nebſt eines großen Theils des Großfürſtenthums Finnland bemächtigt, und das zu einer Zeit, wo ſeine Macht getheilt war: was ſoll man für die Zukunft hoffen, wenn ihm der Frieden mit der Ottomanniſchen Pforte freie Hand giebt, ſeine Macht auf einen Punkt zu concentriren? Zwiſchen Åbolän und Åland beträgt der Weg wenig über vier, und von Åland bis hierher zu den ſchwediſchen Scheeren nicht mehr als ſechs Meilen. So exponirt einer barbariſchen Discretion iſt das Königliche Haus, die Reſidenz des Reichs, die Bank der Stände, die Trophäen, die Eiſenwaagen und alles Koſtbare, was etwa ſonſt noch hier ſein mag. Woher ſoll die ſchützende Macht kommen? Ich ſchweige von den Armeen, welche zur Vertheidigung von Schonen erfordert werden, wo die Feſtungen allein mehr Infanterie erheiſchen, als dort überhaupt zu finden iſt. Nach dem Norden zu ſollen die Vertheidigungsanſtalten gleichfalls im Stande ſein. Die große Flotte muß zur Zeit in gehöriger Stärke in der See ſein, eben ſo die Escadre für die Finniſchen Scheeren nebſt den Galeeren. Die Göttenborgſche Escadre ſowohl wie die dort befindlichen Galeeren ſollen ausgerüſtet ſein: wie aber ſoll dies bei dem Mangel, der ſich auf allen Seiten zeigt, ins Werk geſetzt werden?

Dem eigenen Urtheil des wohlgebornen Herrn Kanzleiraths überlaſſe ich, aus Vorſtehendem abzunehmen, was daraus abzunehmen iſt, indem ich der Hoffnung

lebe, es werde davon ein Gebrauch gemacht werden, der die redliche und aufrichtige Auslaſſung und Intention keine andere Auslegung finden läßt, als die ſich gebührt. Ein Zuſtand, wie der geſchilderte, kann Sr. Majeſtät nicht anders als empfindlich ſein; aber die jetzige Zeit geſtattet auch keine Flatterie mehr.

Ich verbleibe ſtets mit aller Ergebenheit u. ſ. w.“

6.

Der Königl. Rath und Feldmarſchall Stenbock an die Prinzeſſin Ulrica Eleonora.

„Kopenhagen, den 13. December 1713.

— — Ich kann behaupten, Alle geben hier ihrem Könige Unrecht; aber er iſt immobile und zieht die Freundſchaft des Czaren Treu und Glauben vor. Gott lohne ihm das zu ſeiner Zeit. Mir iſt berichtet, allergnädigſte Prinzeſſin, wie einige Neider in Schweden verbreiten, ich habe mich mit Dänemark über Frieden eingelaſſen. Das iſt reine Erdichtung. Ich bin ein redlicher Patriot und gehe nicht weiter, als mir befohlen wird. Allerdings zöge ſich Dänemark jetzt gern mit guter Manier aus dem Kriege und ich bin geſtern gefragt worden, ob ich nicht dazu plein pouvoir habe. Vor Graf Wellingk kreuzen ſie ſich, wenn ſie ihn nennen hören. Auf jene Frage habe ich, wie es denn auch die Wahrheit iſt, mit Nein geantwortet, würde aber vielleicht unter der Hand etwas ausrichten können, wenn es Ew. Königl. Hoheit gnädigſt beliebte und zu Nutzen des

ſchwediſchen Reichs diente. Im Uebrigen werfe ich mich Ew. Königl. Hoheit zu Füßen und bitte unterthänigſt, mir etwas zu meinem Unterhalt zukommen zu laſſen. So lange ich ſelbſt etwas beſaß, habe ich es gern mit den Bedürftigen getheilt und ſeit dem Mai über 100 Arme ernährt; nun ſchäme ich mich zu gehn und wie meine Soldaten im Wirthshauſe für 12 Sch. zu eſſen. Mein Charakter und Rang fordert zur Ehre des Königs ein Anderes. 30 Jahre habe ich gedient; nie aber war mir der Brodkorb höher gehängt, als jetzt, wo ich außerdem für eine zahlreiche und geliebte Familie zu ſorgen habe: der Allerhöchſte wird eine ſolche Gnade gewißlich vergelten. Sollten Ew. Königl. Hoheit gnädigſt etwas zu befehlen haben, oder mir Dero Willen hier bei Hofe wiſſen laſſen, ſo könnte Generalmajor Patkull oder Oberſt Schlippenbach nach Malmö reiſen, dort um einen Paß hierher anhalten und mir über Dero Commiſſionen rapportiren. Sonſt hat auch der franzöſiſche Miniſter, Mr. de Pouſſin, verſprochen, mir Briefe ſicher zukommen zu laſſen, wenn ſie an Campredon gegeben werden und eben ſo auch die meinigen zu befördern. Aber ehe ich mich in eine ſolche Vertraulichkeit mit einem Ausländer einlaſſe, will ich hierüber Ew. Königl. Hoheit gnädigen Willen und Beſtimmung mir erbitten.

Die Dänen ſind ſehr animirt über das, was ſich in Pommern ereignet hat und wollen endlich ihre Truppen in Wismar hineinhaben, ſprechen auch laut aus, keiner ſolle ſie dann wieder von dort wegkriegen. Heut, wo ſie durch die Poſt erfahren, daß der Frieden mit dem

Kaiser so gut als geschlossen sein soll, haben sie aus Furcht vor Frankreich die Köpfe zusammengesteckt; und dem französischen Minister sind sie gram geworden, weil er mir vor 6 Tagen eine Visite abstattete. Sie drohen jetzt, mich nach einem andern Ort bringen zu lassen, indem sie besorgt sind, daß ich hier unter der Hand correspondiren könnte. Ich sehe, ich werde ein Märtyrer in dieser Tragödie; doch nicht mein, sondern Gottes Wille geschehe! Ich will Alles ertragen, wenn ich nur die Gnade gewinne, daß Ew. Königl. Hoheit versichert zu sein geruhen, daß ich mit aller Devotion und Ehrfurcht lebe, leide und sterbe

Ew. Königl. Hoheit u. s. w.

P. S. Die Dänen munkeln von Frieden, aber ich verschließe dazu meine Ohren und habe keineswegs, wie sie gesagt, darüber verhandelt. Hätte ich dazu Befehl, ich könnte vielleicht mehr als zehn Wellingk's ausrichten. Herrn Bark grüße ich und bitte ihn, zu glauben, daß ich ein redlicher Mann und devoter Diener Ew. Königl. Hoheit bin. Kommt kein Frieden, so geht das Spiel im künftigen Sommer ernstlich los.“

7.

Der Königl. Rath Wellingk an den Kanzleirath Zeis.

„Hamburg, den 13. Januar 1714.

Am 5. d. M. ist mir, vermuthlich durch den Oberst Bassewitz, der Brief des Herrn Kanzleiraths vom 1. November über Breslau richtig zugekommen.

Es bedarf keiner Entſchuldigung, daß Sie meine bisherigen vielen Schreiben unbeantwortet gelaſſen haben. Es kann mir genügen, daß ſie richtig angekommen ſind, daß ich unſre desperate Krankheit nicht verſchwiegen und daß ich mich erdreiſtet habe, auch einige Heilmittel zu inſinuiren. Ich habe dadurch meiner Unterthanen-Pflicht genügt, danke Gott für ein ruhiges Gewiſſen und dafür, daß ich mir weder unzeitige Schmeicheleien noch gegebene eitele Hoffnungen vorzuwerfen habe. Aber als ein Glied des allgemeinen Körpers leide ich unglaublich, wenn ich ſehe, wie hier ein Arm, dort ein Bein abgeſägt oder verſtümmelt wird, nachdem man dem Uebel zur rechten Zeit und gründlich zu begegnen verſäumt hat.«

Drittes Kapitel.

Die schwedische Hauptstadt schmückte sich festlich, um den König zu empfangen, dessen Krone mit schwedischem Blute theuer erkauft worden war und dessen Hofhalt, nachdem jenes schnell verschwindende Diadem von seinem Haupte gefallen war, das entblößte schwedische Staatswesen unausgesetzt mit jährlich 100000 Reichsthalern belastete. Die Zimmer, welche er in dem Königshause bewohnen sollte, wurden mit Seide und Sammt, mit Spiegeln, mit Silber und kostbaren Decken geschmückt. Man trieb die Ueppigkeit am schwedischen Hofe bei dieser Gelegenheit so weit, daß man statt der zu damaliger Zeit in den Königlichen Gemächern gebräuchlichen gelben Wachslichter weiße anzündete. Lilienholm, wo der hohe — und theure — Gast sich ausruhn sollte, ehe er seinen Einzug in die Residenz hielt, hatte man mit Mundvorrath und Bequemlichkeiten aller Art versehen. Sobald Stanislaus daselbst den Reisewagen verlassen und ehe er noch irgend eine Erfrischung genossen hatte, ließ er sich seinen Schnurrbart abscheeren, legte die polnische Tracht ab und einen blauen Rock mit goldenen Knöpfen, ein schwarzes Halstuch, lederne Handschuh und

ein Gehänge mit einem großen Schwerdt, grade wie Carl XII. ſelbſt an.

Die Einwohner Stockholms, die ſeit mehr als einem Jahrzehend keinen König geſehn hatten und für die der jetzt vertriebene polniſche Monarch ein beſondres, wenn auch unglücksſchweres Intereſſe darbot, ſtürmten aus ihren Häuſern, um Zuſchauer des Einzugs zu ſein. Dieſer fand mit großer Feierlichkeit durch die dichten Haufen faſt der ganzen Bevölkerung der Hauptſtadt ſtatt. Um 4 Uhr Nachmittags reiſte der König von Lilienholm ab und erſt um 5 Uhr langte der Zug bei dem Königshauſe an. Im erſten Wagen fuhren Teſſin und der Marſchall Adlerfelt; im zweiten, mit ſechs Pferden beſpannten, Stanislaus und ihm gegenüber auf dem Rückſitz die Königl. Räthe Horn und Ferſen; im dritten, den eben ſo viel Pferde zogen, die polniſchen Generale Schmigelski und Poniatowski; drei Wagen mit Perſonen des Hofſtaats ſchloſſen den Zug. Auf der Treppe des Königshauſes wurde Stanislaus von dem Senat empfangen, in deſſen Namen der Königl. Rath Wrede die Anrede hielt, dann begab ſich der König ſogleich hinauf zur verwittweten Königin, die ihn in der Rotunde ihres Empfangſaals, von den Rathsfrauen und ſämmtlichen Hofdamen umgeben, erwartete. Die Neugierde Hedwig Eleonora's ſowohl wie ihrer Umgebung war über alle Begriffe geſpannt und aller Damen Augen waren während der Viertelſtunde, welche ſich Stanislaus mit würdigem Anſtand mit der verwittweten Königin ſtehend unterhielt, mit verſchlingenden Blicken auf den König geheftet. Von der verwittweten

Königin begab ſich dieſer zur Prinzeſſin, in deren Gemach zwei Lehnſtühle auf einem türkiſchen Teppich unter einem rothen Sammthimmel mit Goldfranzen ſtanden. Auch hier geſchah die kurze Unterhaltung ſtehend. Als Stanislaus von der Prinzeſſin auf ſeine eignen Zimmer gekommen war, erhielt er ſogleich Beſuch von dem jungen Herzoge von Holſtein, der mit ihm ſehr gut und fertig franzöſiſch ſprach.

Kaum hatte ſich der Herzog entfernt, ſo ließ Stanislaus den Senat erſuchen, zur Berathung über wichtige Angelegenheiten in ſeinem Schlafgemach ſich einzufinden. Die Königl. Räthe folgten der Einladung; mit Uebergehung alles deſſen, was ihn ſelbſt und ſein eigenes Land betraf, machte der polniſche Exmonarch die Angelegenheiten Schwedens und deſſen Königs zu dem einzigen Gegenſtande der Berathung. Nach beendigter Audienz kehrte er zur Königin zurück, blieb in dem kleinern Empfangszimmer derſelben und unterhielt ſich mit den Königlichen Damen und deren Umgebung, bis die Tafel angerichtet war. Dies war zeitig der Fall, denn die verwittwete Königin äußerte zu ihrem hohen Gaſte verbindlich, wie ſie einſähe, daß Se. Majeſtät von der langen Reiſe ermüdet ſein müßten; und ſchon um 10 Uhr ging er zu Bett. General Poniatowski lag bei ihm drinnen im Schlafgemach.

Am folgenden Tage (dem Michaelistage) beſuchte er zuerſt den Gottesdienſt in Hedwig Eleonora's Zimmer, dann ließ er ſich in ſeinen eigenen Gemächern die Beamten und die höhere Geſellſchaft vorſtellen. Er faſtete an dieſem Tage bis 4 Uhr Nachmittags. Abends

fand Ball im Königshause statt. Die verwittwete Königin, der König von Polen und die Prinzessin spielten einige Zeit L'Hombre, nach dessen Beendigung Hedwig Eleonora ihm vorschlug, sich zu den Tanzenden zu begeben. Stanislaus verneigte sich schweigend, um seine Verwunderung zu verbergen; vorübergehend aber äußerte er zu Tessin: „Ich bitte, sagen Sie mir, wer hat der Königin einreden können, daß ich den Tanz liebe? Das ist wahrlich nicht meine schwache Seite.“

Der Königl. Rath Horn, der daneben stand und die Worte hörte, erwiederte sogleich: „Gleichwohl machen Ew. Majestät Ihrer Majestät ein Vergnügen, wenn Sie die in bester Absicht angebotene Unterhaltung nicht verschmähen.“

Stanislaus ließ sich das nicht zweimal sagen, begab sich sogleich in den Tanzsaal, wo er sich mehrmals in polnischen und englischen Contretänzen herumschwenkte, an den Menuetten aber nahm er keinen Theil.

Am Tage darauf besuchte er Vormittags Tessin, besah dessen Zeichnungen zum Schloß, zum Arsenal, zu Kirchen und Grabdenkmälern und nahm dann in Tessin's Gesellschaft den Schloßbau und den Königl. Stall in Augenschein. Hierauf speiste er zu Mittag bei dem Königl. Rath Horn in dessen Hause auf der großen Neugasse, was später die Akademie der Wissenschaften besaß und jetzt dem Eisen-Comptoir gehört. Während der Tafel war Musik und nach Beendigung der Tafel fand in den Zimmern der Gräfin Horn ein Concert statt, in welchem diese selbst sang.

Als man auf der Rückfahrt bei dem Ritterhaus

vorbeifuhr, fragte Stanislaus spöttisch im Hinblick auf die damals in Schweden herrschenden Grundsätze der Alleinherrschaft: »Ich bitte Sie, mir zu sagen, wozu dies Haus hier dient? Nach Polen versetzt, wäre es wohl an seiner richtigen Stelle.«

Stanislaus begriff schon zu seiner Zeit und in seiner damaligen bedrängten Lage, was Personen von seiner Stellung im Leben, von großem Reichthum, in unsern Tagen nicht verstehen oder vergessen, daß die Würde des Purpurs erhöht wird, wenn er Künstlern Beschäftigung giebt. Er ließ sich von dem berühmtesten schwedischen Maler zu jener Zeit, David Kraft, malen und zwar als Kniestück, in blauer, schwedischer Tracht und bei dem mehrstündigen Sitzen leistete Tessin ihm Gesellschaft. Treffend äußerte der Pole bei dieser Gelegenheit unter Anderem: »Etwas habe ich unter Ihrem Volke gefunden, was mir entsetzlich, mehr als entsetzlich vorkommt, diese gräßliche Zanksucht und daß man stets den Einen schlecht von dem Andern reden hört.«

Während des Quadrillenspiels an demselben Abend bei Hofe war der König zerstreut — und in der That hatte er an wichtigere Dinge zu denken, als an Karten! — aber er wußte mit Feinheit der Sache eine artige Wendung zu geben, indem er meinte: »Wie kann man die Aufmerksamkeit beim Spiel festhalten, wo man von all diesen Schönheiten umgeben ist. Dies Land ist das Land der Schönen.«

Glücklicher Fremdling! Glückliches Geschlecht der Weiber! die ihr in der schwedischen Königsstadt euch zusammenfandet, als das Wort »Schönheit« noch ohne

Hohn dort ausgesprochen werden konnte, und bevor noch die hohe Vorsicht, welche Mancher als Fürsorge, nicht verdunkelt zu werden, deutete, die Säle des Hofs mit dem Häßlichsten und Geschmacklosesten bevölkerte, das die skandinavische Halbinsel hervorzubringen vermochte.

Das Gesellschaftsvergnügen endete auch an diesem Abende mit Tanz. Am folgenden Tage ging Stanislaus in den Senat hinauf, um über Staatsangelegenheiten zu berathen. Man hatte für ihn einen Lehnstuhl unter den Thronhimmel hingesetzt, er aber rief sogleich aus: „Gott soll mich bewahren, daß ich den Platz des Königs einnehme!“ und setzte sich auf einen der untersten Stühle am Tische. Nachmittags besuchte er Carlberg und den Artilleriehof und bestieg die Erhöhung, auf der sich jetzt das Observatorium befindet, um die herrliche Aussicht über die Gegend zu genießen. Wie gewöhnlich wurde der Tag mit Quadrillenspiel und Tanz beschlossen, woran Stanislaus wenig und nur aus Höflichkeit Theil nahm, worüber sich nichts desto weniger die Gemahlin des Feldherrn Potocki verwunderte, die grade an diesem Abend in Stockholm anlangte und sogleich bei Hofe vorgestellt wurde.

Bei der Abendtafel fragte ihn Hedwig Eleonora, ob er nicht Lust habe, Drottningholm zu besehen, was er lebhaft bejahte. „Dann werde ich für Morgen die nöthigen Befehle deshalb geben. Mein Obermarschall wird die Ehre haben, Ew. Majestät dort in meinem Namen zu empfangen; denn Ew. Majestät möchten mit mir als Begleiterin wenig zufrieden sein.“

„Um alles in der Welt bitte ich Ew. Majestät,

Sich um meinetwillen nicht irgend welcher Unbequemlichkeit auszuſetzen," erwiederte Stanislaus, indem er gute Nacht wünſchte und ehrfurchtsvoll die Hand der Königin küßte.

Am Morgen darauf ſchon um 9 Uhr ſtieg Stanislaus an den Bord einer prächtigen Schaluppe mit königlicher Flagge und Wimpeln. In ſeinem Gefolge waren die Königl. Räthe Fröhlich, Horn, Spens, Cronhjelm und Teſſin. Bei der Ankunft in Drottningholm wurde der fremde Monarch von dem Königl. Rathe und Obermarſchall Grafen Carl Gyllenſtjerna und dem ganzen Hofſtaat der verwittweten Königin empfangen. An allen Thüren ſtanden Trabanten und Kanonenſchüſſe bewillkommneten ihn. Stanislaus war bei vorzüglich guter Laune, beſah, bewunderte, berühmte Alles und verweilte auf dem Luſtſchloſſe bis Nachmittags 5 Uhr. Um dem Einfluſſe der kühlen Herbſtluft zu begegnen, hatte man die Schaluppe für die Rückreiſe mit Getränken bis zum Uebermaaß verſehen. Auch ging es im Trinken übermäßig zu. Mehrere von der Geſellſchaft übernahmen ſich völlig, am ſchlimmſten der Königl. Rath Graf Fröhlich, dem es bei dieſer Gelegenheit oblag, während die Geſchütze gelöſt wurden, die Geſundheiten auszubringen.

Abends in dem Zirkel der verwittweten Königin äußerte Stanislaus in ſchmeichelhaften Worten ſeine Erkenntlichkeit gegen dieſe für die Veranſtaltung in Drottningholm, über welches er ſich überdies zu ihrer großen Befriedigung mit ausgeſuchtem Lobe verbreitete. „Wir können unſer Geſpräch über dieſen ſchönen Zu-

ſluchtsort zu Ende führen, während wir eine Quadrille mit demjenigen machen, deſſen Vater das Schloß gebaut und der ſelbſt nicht unweſentlich zu deſſen Verſchönerung beigetragen hat," äußerte die verwittwete Königin. Und Teſſin erhielt den Befehl, mit ihr, der Prinzeſſin und dem polniſchen Könige zu ſpielen.

An dem letzten Tage, den Stanislaus hierauf noch in Stockholm verweilte, machte er in Teſſin's Equipage eine Spazierfahrt um den Thiergarten.

Alles dies trug ſich im Jahr 1711 zu. Im folgenden Jahre wiederholte Stanislaus ſeinen Beſuch in der ſchwediſchen Hofſtadt, aber mit weniger Aufſehn und Pomp als im Jahre vorher. Diesmal nahm er ſeine Wohnung in dem Hauſe des Grafen Bjelke, dem Königsgarten grade gegenüber und ging am Tag nach ſeiner Ankunft hinauf in den Senat. Der Zweck ſeines Erſcheinens war, Geld für König Carl zu beſchaffen. "Ich bin nicht gekommen — ſagte Stanislaus zu den Rathsherrn — um den Herrn Neuigkeiten zu erzählen; Ihr müßt beſſer als ich wiſſen, was ſich in der Welt zuträgt: aber das Leben Eures Königs und das Beſtehn des Staats hängt von 100000 Reichsthalern ab und nun überlegt, was Ihr zu thun habt, um Euch ſo wenig wie möglich vor Gott, dem Könige und dem Vaterlande verantwortlich zu machen." Der Rath entſchuldigte ſich und ſchob die Schuld auf die Admiralität. Stanislaus fuhr mit Wärme fort: "Es iſt jetzt nicht Zeit, Unterſuchungen anzuſtellen, ſucht nur das nöthige Geld herbeizuſchaffen, die Unterſuchung haltet danach.

Bei seiner Rückkehr entscheidet der König selbst ohne Schwierigkeit die Zwistigkeiten.“

Der Hof verweilte damals auf Carlberg, wohin sich Stanislaus am Abend begab. Am folgenden Vormittag wurde eine Jagd in dem Thiergarten angestellt, bei der einige Hirsche erlegt wurden.

Einige von Paris kürzlich angelangte Tapeten mit Carl's XI. Thaten wurden besehn und bewundert. Am Nachmittag machte der hohe Gast einen Spaziergang in dem Park von Carlberg, wo sich, um ihn zu sehen, eine Menge Damen aus der Hauptstadt eingefunden hatten.

Am dritten Tag nach seiner Ankunft in Stockholm, an einem Sonntag Nachmittag, nahm Stanislaus bei Hofe Abschied und blieb dann mit einigen der Königl. Räthe in dem Königsgarten bei der Jakobskirche, bis die Reisewagen heranfahren konnten, wo er dann am 25. Mai 9 Uhr Abends die Hauptstadt verließ und nach Medewi fuhr, um mit seiner ihn dort erwartenden Gemahlin zusammenzutreffen.

Viertes Kapitel.

In der, im Erdgeschoß des Ritterhauses belegenen Secretairwohnung trafen eines Abends — ob zufällig oder nach getroffener Abrede möge der Leser selbst beurtheilen — die Lagmänner Barone Peter und Conrad Ribbing, der Vicepräsident Leyonmark, der Domprobst Molin, der Bibliothekar Erich Benzelius und der Kanzlist Schütz zusammen. Der Wirth, der Ritterhaus-Secretair Wulfenstierna, empfing seine Gäste mit ernstem Gesicht, das mehr auf Sorgen als auf Unterhaltung hindeutete, und auch die Gäste schienen weniger zu Gesellschaftsgeschwätz, als zu wichtigen Berathungen geneigt. Auch war der Tisch vor dem Sopha im Zimmer nicht mit Erfrischungen, sondern mit Schreibzeugen und Haufen von Büchern und Papier bedeckt.

„Unser Nestor läßt heute Abend auf sich warten — bemerkte Leyonmark — und ohne ihn können wir schwerlich unsere Berathungen anfangen.“

„Hierin bin ich anderer Meinung — wandte Conrad Ribbing ein — die Lage ist zu gefährlich, um die Heilung auf eine Person, sie sei auch, wer sie wolle, ankommen zu lassen, es würde solches überdies zu sehr

dem Hauptgrundsatze unsres gemeinsamen Strebens entgegen sein: grade der Unbeschränktheit eines Einzigen ein Ziel zu setzen.«

»Völlig richtig — meinte Peter Ribbing — schreiten wir also sogleich zum Werk. Er kann sich nachträglich über unser Vorschläge unterrichten und wenn er dabei noch etwas zu bemerken hat, so werden wir nicht unterlassen, es unserer Seits in Erwägung zu nehmen.«

Die genannten sieben Personen setzten sich jetzt um den Tisch. Der oberste Platz blieb leer und den untersten erhielt Schütz. Als eben die Berathungen ihren Anfang nehmen sollten, wurde leise an die Thür geklopft. Wulfenstjerna stand auf, öffnete und rief freudig aus: »Ah! Tausend Mal willkommen. Eben jetzt wollten wir anfangen, noch aber ist nicht begonnen.«

Freundlich grüßte und wurde der Lagmann Gyllenstjerna von allen Anwesenden wieder gegrüßt. Ohne Umschweife und ohne besondere Aufforderung ließ er sich sodann auf den leeren Platz am obersten Ende des Tisches nieder.

»Als ich vor einigen dreißig Jahren für die Aufrichterhaltung unserer alten Verfassung aus allen Kräften — ich war damals in meinen besten Jahren, nur einige funfzig Jahre alt — eiferte und mich der Einführung der Alleinherrschaft in Schweden entgegensetzte — nahm nach kurzer Pause Gyllenstjerna das Wort — sah ich wohl ein, es werde früher oder später so kommen, wie es gekommen ist, aber daß es noch zu meiner Zeit so kommen werde, ahnte mir wahrlich nicht. Da dies schon am frischen Holze geschehen konnte, wie soll

es künftig mit dem verdorrten aussehn? Ich schaudre.. und waſche meine Hände in Unſchuld.«

»Wir haben Beſſeres zu thun — ſagte Beuzelius mit Nachdruck — wir müſſen einer gleich unglücklichen Lage des Reichs, wie der jetzigen, vorzubeugen ſuchen und meiner Meinung nach war dies und nichts Andres der Zweck unſrer heutigen Zuſammenkunft.«

»Wahr — beſtätigte Peter Ribbing. — Wir ſollen die Grundzüge einer Regierungsform entwerfen, die ſogleich den Reichsſtänden vorgelegt werden können, wenn dieſe einmal freie Hand bekommen, auf daß ſie im Stande ſein mögen, dem künftigen Inhaber des Throns die nothwendigen Schranken zu ſetzen.«

Gyllencreutz: »Die Alleinherrſchaft, oder die unbeſchränkte Königliche Macht, wird für ewige Zeiten abgeſchafft.«

Alle: »Ja unwiderruflich!«

Molin: »Den Ständen des Reichs werden ihre Freiheiten und Gerechtſame und ein vorzugsweiſer Einfluß auf die allgemeinen Staatsangelegenheiten zugeſichert.«

Alle: »Das verſteht ſich von ſelbſt!«

Conrad Ribbing: »Und der Rath wird der Vermittler zwiſchen König und Ständen und der Sitz und Mittelpunkt der vollziehenden Macht.«

Alle: »Das iſt recht und geziemend!«

Leyonmark: »Der König darf nicht willkührlich das Reich in Krieg verwickeln.«

Alle: »Nein! Grade dies iſt es, dem vor allem Andern vorgebeugt werden muß.«

Benzelius: „Noch weniger ohne Wissen und Zustimmung der Reichsstände das Land mit neuen Auflagen beschweren.“

Alle: „Keineswegs! Keineswegs!“

Wulfenstjerna: „Der Zusammentritt der Stände darf nicht von dem Gutbefinden des Königs abhängig gemacht werden. Der Reichstag muß unweigerlich wenigstens in jedem dritten Jahre gehalten werden.“

Alle: „Ja, in jedem dritten Jahre!“

Gyllencreutz: „Damit sind wir über die wichtigsten Punkte einig und werden am Besten thun, wenn wir diese, bevor wir weiter gehn, zu Papier bringen lassen. Es ist das eine schwierige Arbeit, die Scharfsinn und Genauigkeit erheischt.“

Schütz: „Wenn sich die Herrn bei der schriftlichen Aufsetzung desjenigen, was bei diesen Berathungen hier geäußert ist, meiner Feder bedienen wollen, so bin ich von ganzem Herzen dazu bereit. Scharfsinn wage ich nicht zu versprechen, aber auf Genauigkeit können die Herren sicher bauen.“

Alle drücken ihre Zustimmung und Erkenntlichkeit aus.

„Einen Entwurf zur Staatsverfassung hätten wir nun — nahm jetzt Conrad Ribbing wieder das Wort — eben so wichtig aber ist's, was man so nennt, seine Leute zu kennen und zu wissen, auf wen man bei der Durchführung des Plans zu rechnen hat. Wir würden leider! nicht viel ausrichten können, wenn sich die Zahl der Gleichgesinnten auf uns Acht beschränkte.“

„Vor Allem — bemerkte bedeutungsvoll lächelnd

Peter Ribbing — bedürfen wir eines Haupts, das die Fäden leiten und zusammenhalten kann und irre ich nicht, so haben wir in dieser Hinsicht bereits den Mann, den wir brauchen.«

»Den klugen Alten auf Sahlestad z. B. — rief triumphirend Conrad Ribbing. — Ja bei Gott! hohe Zeit ist's, daß er wieder in Wirksamkeit versetzt wird, nachdem sein erbittertster Verfolger den Lohn seiner That in der Gefangenschaft des Czaren erndtet.«

»An Graf Nils Bjelke ist nicht zu denken — erwiederte kopfschüttelnd Peter Ribbing. — Ich habe nicht unterlassen, ihm behutsam an den Puls zu fühlen; aber Unrecht, Unglück, Beschimpfung haben seine Festigkeit gebrochen und er ist nunmehr allen weltlichen Dingen abgewendet und ausschließlich den geistlichen zugekehrt.«

»Und wen meinst Du sonst?« fragte hastig Conrad Ribbing.

Peter Ribbing legte den Finger auf den Mund zum Zeichen der Verschwiegenheit. Dann fuhr er fort: »Genug! das Vaterland hat selbst im Senat warme und mächtige Freunde, welche wissen, was zu unsrem Frieden frommt.«

»Sehr natürlich — meinte Leyonmark — denn es ist des Senats eigener Vortheil, den wir erstreben. Auch unter den Ständen, nehme ich für entschieden an, werden wir Viele treffen, die unsere Ansichten theilen.«

»In diesem Punkte — äußerte Wulfenstjerna — glaube ich die Mitglieder der Ritterschaft und des Adels hinreichend zu kennen, um im Stande zu sein, mit ziem-

licher Gewißheit den Generalmajor Graf Abraham Brahe, den Oberſt und den Viceadmiral, die Grafen Guſtav und Axel Lewenhaupt, den Oberſt Graf Magnus Julius de la Gardie, den Commerzien-Rath Grafen Guſtav Bonde und den Landeshauptmann Baron Axel Banér als eifrige Widerſacher der Alleinherrſchaft und folglich als mit uns gleich geſinnt anzugeben.“

„Für meinen Schwiegervater, den Biſchof Svedberg, verbürge ich mich perſönlich,“ ſagte Benzelius.

„Eben ſo ich für die Biſchöfe Steuch und Gezelius — fiel Molin ein — wogegen Herr Erzbiſchof Spegel in ſeinem Königseifer alles, was in ſeinen Kräften ſteht, aufbieten wird, uns entgegenzuarbeiten und die verderbliche Alleinherrſchaft aufrecht zu erhalten.“

„Und, was eben ſo viel heißen will, die verhaßte Günſtlingswirthſchaft — unterbrach hier Peter Ribbing. — Denn ein Alleinherrſcher, der nur von blinden Werkzeugen ſeiner Launen wiſſen will, iſt meiſt ſelbſt, unbewußter Weiſe, ein ſolches Werkzeug in den Händen liſtiger und fuchsſchwänzelnder Günſtlinge.“

Während Schütz ſchrieb und die Uebrigen ihre Geſpräche über die Lage des Landes und die nothwendig zu ergreifenden Maaßregeln fortſetzten, hörte man einen Wagen über den Platz raſſeln und vor der Treppe zum Ritterhauſe halten. In der nächſten Minute kam ein Diener eilig hinein und flüſterte Wulfenſtjerna etwas ins Ohr. Dieſer ſchob ſogleich ſeinen Stuhl vom Tiſch, warf ſeinen Gäſten lächelnd einen bedeutungsvollen Blick zu und eilte zum Saal hinaus.

Die Verſammlung verrieth weder Erſtaunen noch Neugierde. Augenſcheinlich war ſie in die innerſten Gedanken des Wirths eingeweiht. Und als dieſer nach einigen Augenblicken zurückkam, mit ehrerbietigem Benehmen den Königl. Rath Grafen Horn in das Zimmer geleitend, begrüßte man ſich gegenſeitig in einer Weiſe, die auf heimliches Einverſtändniß deutete, ſo ſorgfältig auch jeder vermied, dies in Worten auszudrücken.

„Ich ſuchte unſern ehrenwerthen Ritterhaus-Secretair, um von verſchiedenen wichtigen Akten, die hier im Archive aufbewahrt werden, an Ort und Stelle Kenntniß zu nehmen — begann Horn, während er ſich unaufgefordert in einen Lehnſtuhl nicht weit von dem vor dem Sopha ſtehenden Tiſch niederließ und nachdem die übrigen Anweſenden einen Halbzirkel um ihn gebildet hatten. — Und ganz unverhofft finde ich hier mehrere ſchätzenswerthe Vaterlandsfreunde, deren Mittheilungen und Urtheile ich mit Vergnügen vernehme. Laßt mich daher, meine Herrn, Eure Berathungen nicht unterbrechen, ich bin überzeugt, ſie ſind auf das allgemeine Beſte, auf den Ruhm des Königs und die Wohlfahrt des Reichs gerichtet.“

„Nicht unſer Fehler wenigſtens iſt es, wenn ſich dieſe drei jetzt ſchwer vereinigen laſſen — erwiederte freimüthig Leyonmark. — Aber da ſich Schweden am Rande des Abgrunds befindet, da der König, ſo oft und umſtändlich er auch von dieſer Lage der Dinge unterrichtet worden iſt, dennoch feſt beſchloſſen zu haben ſcheint, nicht mehr hierher zurückzukehren, ſo bedarf das Land vor Allem dringend eines Regenten, an den man ſich hier

im Lande wenden kann und auf deſſen Befehle man nicht Jahre lang zu warten braucht, wenn Angelegenheiten von dem höchſten Gewicht augenblickliche Entſcheidung erheiſchen."

„In einem geſchloſſenen Kreiſe vertrauter und zuverläſſiger Freunde behauptet die wohlgemeinte Abſicht ihr Recht, auch wenn die Worte nicht auf die Goldwage gelegt werden — ſagte Horn mit der ihm eignen Selbſtbeherrſchung, die es unmöglich machte, in ſeinen Geſichtszügen zu entdecken, ob ihm Leyonmark's Aeußerung mißfiel oder aber behagte. — Unſer allergnädigſter König liebt mit der ganzen Kraft ſeiner großen Seele ſeine erhabene Schweſter, die wir ſo glücklich ſind, unter uns zu beſitzen und auf ſie die Blicke zu richten, heißt die Politik mit der Stimme des Herzens und der Unterthanenpflicht vereinigen. Hierdurch würde eigentlich nur der Senat Troſt und Erleichterung finden. Aber in der jetzigen ſo höchſt betrübenden und nicht abzuſehenden Lage giebt es eine Menge ſchwieriger, wichtiger Angelegenheiten, die die Mitwirkung der Stände erheiſchen. Es iſt nöthig, zu wiſſen, ob auf deren Bereitwilligkeit gerechnet werden kann und eben hierüber, meine Herren, wünſchte ich Eure Gedanken zu erfahren."

„Nach meiner Privatkenntniß und nach den uns vorher von dem Herrn Ritterhaus-Secretair gemachten Mittheilungen — gab Peter Ribbing zur Antwort — können Ew. Excellenz auf die Mehrzahl unter dem Adel rechnen. Sie iſt zu jedem Opfer bereit . . . wohl verſtanden aber, wenn es unſerm theuren Vaterlande zu

gut kommt; denn für die Ansprüche eines Einzigen dürfte sich nicht dieselbe Bereitwilligkeit finden.«

»Was Baron Ribbing in Bezug auf seinen Stand angeführt hat, paßt auch auf denjenigen, welchem ich angehöre — nahm Molin das Wort. — Aber während der erste Stand freie Wahl hat, zum Landmarschall eine Person auszuersehen, die so wie man wünscht gesonnen ist, sind wir Geistliche an den Erzbischof als Sprecher gebunden. Doktor Spegel ist ein eifriger Anhänger der Königlichen Macht und bereit, ihr zu Liebe alles Andere aufzuopfern. Indeß auch unter den Herrn Mensales*) fehlt es nicht an solchen, die ihm die Stange halten dürften, ohne deshalb weniger ergebene Unterthanen des Königlichen Hauses zu sein.«

»Das ist gut — sagte Horn, ohne sich näher zu erklären, ob er damit die voraussichtliche Uebereinstimmung Spegel's, oder die Anhänglichkeit der Geistlichen an die Regentenfamilie meinte. — Der Bürgermeister Hyltén hegt die gleiche Zuversicht zur Bürgerschaft. Die Bauern, als diejenigen, welche während des unglücklichen und langwierigen Kriegs die schwerste Last zu tragen haben, werden unter den jetzigen drückenden Verhältnissen am schwierigsten zu leiten sein.«

»In politischen und ökonomischen Angelegenheiten — fiel Conrad Ribbing lebhaft ein — darf der Bauern-

*) Die Bischöfe, welche im Sitzungssaale des Priesterstands um einem ovalen Tisch sitzen, heißen Mensales und die übrigen Mitglieder des Standes, die ihren Platz auf Bänken an den Wänden des Saals haben, Scamnales.

ſtand keine Stimme haben; denn er entbehrt der nöthigen Einſicht, um Staatsſachen richtig zu beurtheilen.“

„Ich ſtimme dieſem Satze bei, muß aber ſeine Anwendbarkeit für die gegenwärtigen Zeitverhältniſſe, wo mit jedem Tage die Schultern der Bauern mehr mit Staatsauflagen belaſtet werden, beſtreiten — erklärte Benzelius. — Stößt man ſie in einem Fall vor den Kopf, ſie werden nicht unterlaſſen, ſich im andern auf die Hinterfüße zu ſtellen und das letztere könnte leicht bedenkliche Verwicklungen herbeiführen.“

Horn fixirte Benzelius ſcharf, doch nicht unfreundlich, dankte der Verſammlung für die erhaltenen Mittheilungen, wünſchte ihr zu ihrem vaterländiſchen Vorhaben Glück, nahm Abſchied, wurde von Wulfenſtjerna an ſeinen Wagen begleitet und fuhr ab. Die Zurückbleibenden ſetzten ihre Berathungen noch einige Zeit fort, und trennten ſich ſodann, nachdem ſie zuvor noch für einige Tage ſpäter eine neue Zuſammenkunft bei dem Vicepräſidenten Leyonmark verabredet hatten, bis zu welcher der Canzliſt Schütz das heut Verhandelte ſchriftlich aufzuſetzen verſprach.

Fünftes Kapitel.

Mit groſser Pracht wurde auf Carlberg der 25ſte Geburtstag der Prinzeſs Ulrica Eleonora gefeiert. Der üppigen Tafel folgte ein Luſtſpiel mit Tanz und Geſang in den Zwiſchenakten und einem ſchmeichelhaften Vorſpiel, Alles von Perſonen des Hofs in der Orangerie aufgeführt. Das Stück wurde franzöſiſch gegeben und hieſs: «Vivien, Chevalier de Fonsec,» von dem die Idee zum »Pumpernickel« entliehen zu ſein ſcheint. Die Rollen waren folgender Maaſsen vertheilt: Vivien, Herr Palmfelt; Doraſt, Oberſt Coyet; Julia, Doraſt's Tochter, Fräulein Wrangel; Lucile, Julia's Nichte, Fräulein Pahl; Harlequin, Doraſt's Bedienter, als Neapolitaner verkleidet, unter dem Namen Sbrigani, der junge Baron Teſſin; Eraſt, Julia's Liebhaber, Graf Spens; de la Trichardière, Spieler, der junge Baron Coyet; Fantaſſin, Herr Lindehjelm.

Im Vorſpiel traten auf: als Anmuth: Fräulein Beata Douglas; als ihre Begleiterinnen: die Fräulein Hedwig und Ulrica Oxenſtjerna; als das Vergnügen: Herr Funch und als deſſen Begleiter: Herr Stahl und Baron Liewen; als Venus: Fräulein

Magdalena Lewenhaupt; als ihre Begleiterinnen: die Fräulein Beata Liewen, Greta Sparre und Nora Bonde; als Mars: Oberſt Stahl; als deſſen Begleiter: Graf Poſſe und die Herren Platen und Mörner.

Tanzende Damen: die Fräulein Greta Sparre, Ebba, Stina und Elſa Banér, Nora Wachtmeiſter, Teſſin und Phlugh.

Tanzende Herren: die Grafen Rindsmaul und Spens, Baron Coyet und die Herren Funch und Cronſtröm.

Das Menuett tanzten Herr Funch mit Elſa Banér, Cronſtröm mit Fräulein Phlug, Graf Rindsmaul mit Stina Banér und Coyet mit Fräulein Teſſin.

Greta Sparre tanzte die Espagnolette.

In den beiden Zwiſchenſpielen erſchienen die Gräfin Pflug als Hirtin, Graf Gyldenſtolpe und Herr Cronſtröm als Hirten, Graf Rindsmaul, Herr Funch (und im letzten Zwiſchenſpiel) Herr Cronſtröm als Satyre; Herr Utterhjelm als tanzender Bauer und Gräfin Gyldenſtolpe als tanzendes Bauermädchen.

Das Vorſpiel wurde mit folgender Strophe an Ulrica Eleonora eröffnet:

„Que chacun de nous s'empresse
A chanter ce grand jour, au dessus de l'ordinaire!
Songeons que nous avons à plaire
A notre unique et grande Princesse!
Le grand titre, qu'elle porte, est sa moindre gloire,
Elle est encore plus grande par ses vertus et sa sagesse.

Wer war zufriedener als Ulrica Eleonora! Sie, die früher durch ihren regierenden Bruder, durch ihre gekrönte Großmutter, durch ihre verheirathete Schweſter ſtets in den Hintergrund gedrängt worden war, mit erſticktem, aber deſto tiefer nagendem Verdruß wahrgenommen hatte, wie ſchüchtern und vorſichtig die Hofleute ihren Weihrauch zwiſchen ſie und dem vorausſichtlichen Thronerben, ihrem verhaßten Schweſterſohne, dem jungen Herzoge von Holſtein, theilten — ſie war jetzt der einzige, faſt vergötterte Gegenſtand des Feſtes. Auch ſtrahlte ſie vor Befriedigung und Freude, deren Wiederſchein ſich auch über die Geſichter der Rathsherrn Teſſin und Horn verbreitete, von denen der erſtere der Veranſtalter des Feſtes war und der letztere ſchlau die Triebfedern erwog, welche benutzt werden konnten, um die Prinzeſſin und durch ſie das ganze Land zu beherrſchen. Immer aber auf der Hut, daß er nicht durchſchaut werde, nahm er Teſſin bei Seite und flüſterte ihm zu: „Das Arrangement iſt wie Alles, was Sie unternehmen, bewundernswerth, mein verehrter College! und man darf nur die Heldin des Tags anſehn, um ſich zu überzeugen, wie ſehr ihr das Feſt behagt. Was aber glauben Ew. Excellenz, wird man in Bender, wo wir hier zu Lande jedenfalls nicht beſonders angeſchrieben ſtehn, zu dieſen Geſängen ſagen, die ausſchließlich der Liebe, dem Frieden und den ſtillen Tugenden gewidmet ſind und keinen einzigen Kniefall vor dem Kriegsruhm und den Heldenthaten thun?“

„Geduld! — erwiederte eifrig Teſſin — ich habe meine Pflicht, meine Dankbarkeit und ſelbſt den Anſtand

nicht ſo weit vergeſſen können, daß ich nicht unſres groſſen, obgleich jetzt unglücklichen Königs eingedenk geweſen wäre.“

Eine Wolke flog über Horn's Stirn, aber ohne nur ein Wort zu ſagen, nahm er wieder ſeinen Platz unter den Zuſchauern ein.

Und nach einiger Zeit erſchien der Gott des Kriegs und mit ihm die Göttin der Schönheit auf der Bühne und Beide hielten folgendes Geſpräch:

Mars:

„Que dans ce beau séjour rien vous épouvante:
Un nouveau sort rendra la Suède triomphante:
Le destin de la guerre en ses mains est remis,
Et si s'augmente le nombre de ses ennemis,
C'est pour rendre sa gloire encore plus éclatante.
Le Dieu de la valeur doit toujours l'animer.“

Venus:

„La sagesse repand sur lui tout ce qui peut charmer.“

Mars:

„Malheur, Malheur, à celui qui a contraint un si grand héros à s'armer.“

Venus:

„Tout doit l'aimer.“

Mars:

„Tout doit le craindre“ . . . .

In dieſem Augenblick wurde die Aufmerkſamkeit von der Bühne abgelenkt, ein Gemurmel der Ueberraſchung und Neugierde entſtand unter den Zuſchauern, denn ein Soldat in der Tracht der Leibtrabanten, mit tiefen Narben im Geſicht und den linken Arm in einer ſchwarzen Binde tragend, trat ein und drängte ſich ohne Umſtände

bis zur verwittweten Königin und der Prinzeſſin heran, denen er ſich als der General-Adjudant des Königs, Baron Roos und als von Sr. Majeſtät abgeſandt, um ihnen und dem Rath von der Lage des Königs und der Kalabalik in Bender Bericht zu erſtatten, zu erkennen gab.

Die verwittwete Königin erſuchte Roos, im Saale Platz zu nehmen und ihr nach dem Ende des Schauſpiels in ihre Zimmer zu folgen, um ſeinen Bericht zu erſtatten.

Der junge Kriegsmann — Roos ſtand jetzt in ſeinem 29. Lebensjahre — unterdrückte ſein Erſtaunen und Mißvergnügen darüber, daß man lieber das Geſchwätz des Harlequins zu Ende hörte, als ſich ſogleich von dem Inhalte ſeiner Botſchaft unterrichtete und verfügte ſich langſam und ſchweigend nach dem Platz, den ihm ein Page anwies. Aber er behielt dort keine Muße, ſeine eigenen Betrachtungen fortzuſetzen, oder dem Schauſpiel zuzuſehn, welches vor ſeinen Augen aufgeführt wurde; denn kaum hatte er ſich geſetzt, ſo ließen ſich die Königl. Räthe Horn und Teſſin zu ſeinen beiden Seiten nieder und ſtellten flüſternd ein Verhör mit ihm an über die Lage des Königs und den Vorfall in Bender, das aber, als der Vorhang fiel und die Königlichen Perſonen, von der ganzen Geſellſchaft gefolgt, nach den Gemächern des Schloſſes zurückkehrten, ihre Neugierde mehr gereizt als befriedigt hatte.

In dem großen Saale ließ ſich die verwittwete Königin in eine Sophaecke nieder. Zu ihrer Rechten ſetzte ſich die Prinzeſſin und zu ihrer Linken auf einen Stuhl mit einer Rücklehne, aber ohne Seitenarme, der Herzog

von Holstein. Die Senatoren mit ihren Frauen nahmen in einem offenen Halbzirkel auf Sesseln Platz und hinter ihnen schaarte und drängte sich der übrige Hofkreis so dicht und nah wie möglich zusammen, um kein Wort des Berichts zu verlieren, welchen jetzt der Abgesandte des Königs auf den Befehl der verwittweten Königin und mitten vor dieser stehend, mit lauter Stimme abstattete.

„Eines Sonntags, als der Prediger Brenner den Gottesdienst abhielt — so begann jetzt Axel Roos seine Erzählung — fingen, noch ehe derselbe geendigt war, die Türken und Tartaren an, auf das Haus des Königs zu kanoniren und gleichzeitig die Verschanzungen anzugreifen. Die Predigt wurde abgebrochen, jeder erhielt Befehl, auf den ihm angewiesenen Posten zu gehn und Se. Majestät bestieg sogleich sein Pferd und ritt nach den Verschanzungen, wo die Türken und die Unsrigen sich tüchtig mit einander schlugen, bis endlich die ersteren letztere gefangen nahmen. Se. Majestät machte für seine Person mit dem Pferde Kehrt und suchte in seinem Hause Zuflucht. Dies geschah nicht ohne Schwierigkeit und Gefahr, denn ununterbrochen mußte er sich gegen einen Haufen Türken vertheidigen, der hinter ihm war und ihn gefangen zu nehmen suchte. Sobald Se. Majestät an die Thür des Hauses gekommen war, stieg er vom Pferde. Ich, der ich hier die Ehre hatte, Se. Majestät zu empfangen, faßte ihn sogleich um den Leib und bat ihn, zur Thür hineinzugehn, er aber antwortete: „Ich will ein wenig stehn bleiben und doch sehn, was die Türken weiter vornehmen.“ Diese schossen während der Zeit

mehrere Mal auf uns, worauf ich Se. Majestät zum zweiten Mal bat, auf den Flur hineinzukommen, er dagegen wollte jetzt von der Thür hinaus auf den Hof springen, wo Tausende von Türken standen und auf das Haus schossen. Eine Menge war schon durch die Fenster hinein in das Haus gestürmt und mit den Unsrigen handgemein geworden, welche im Saal und in den Zimmern postirt waren. Dies berichtete ich Sr. Majestät. Dessenungeachtet aber wollte er sich von mir losmachen und den Türken draußen nähern. Mit beiden Händen hielt ich ihn zwar am Gehänge im Rücken fest, er aber machte die Gehängschnalle los und sprang einige Schritt von mir weg. Mit dem Gehänge in der Hand eilte ich nach, faßte Se. Majestät aufs Neue um den Leib und sagte: „Jetzt lasse ich Ew. Majestät nicht wieder los.“ Mit Hülfe von Zweien der Unsrigen glückte es mir endlich mit großer Mühe, den König auf den Flur zu führen und die Thür zu verrammeln. Se. Majestät nahm mich bei der Hand und befahl mir und den beiden Andern, ihm in den Saal zu folgen. Als die Thür geöffnet wurde, fanden wir das Zimmer voll von Türken, die mit den Unsern in dichtem Handgemenge waren. Nun blieb genug zu thun, um die Türken zu verjagen oder zu tödten. Hierbei schonte sich Se. Majestät eben so wenig, wie wir uns schonten, und diejenigen von den Türken, welche nicht zu Boden sanken, mußten Hals über Kopf zu den Thüren und Fenstern hinaus, wo ein Theil todt hängen blieb. Jedes Fenster wurde jetzt mit 4, 5, höchstens 6 Mann besetzt und mit dieser kleinen Mannschaft leistete Se. Majestät acht schwere Stunden

hindurch den Türken und Tartaren tapfern Widerstand, während er von einem Zimmer zum andern ging, die Mannschaft ermunterte, Stand zu halten, selbst aus seinem eigenen Hute an Jeden von uns Pulver und Blei vertheilte, das er aus den Patrontaschen der auf dem Fußboden liegenden Todten zusammensuchte. Als sich Se. Majestät hiermit ergötzt hatten *), so lange noch irgend Pulver und Blei zu finden war, verließ er den Saal, dessen Thür er zuschlug und begab sich über den Flur in das Zimmer des Hofmarschalls Düben, das aus Mangel an Mannschaft unbesetzt blieb. Ich eilte nach und fand Se. Majestät zwischen drei Kerlen stehn, beide Arme hocherhoben und das Schwerdt in der rechten Hand. Sobald ich zur Thüre hineingekommen war, griff ich nach meiner Pistole und schoß den Türken, der mit dem Rücken gegen die Thür stand, nieder. Das Zimmer war so mit Pulverdampf gefüllt, daß Se. Majestät mich nicht sehen konnte, als er aber den Schuß hörte, wandte er schweigend sein Gesicht nach mir, senkte seinen rechten Arm mit dem Schwerdt und stach den zweiten Türken mitten durch den Leib, worauf ich denn nicht säumte, den dritten Türken todt zu schießen. Jetzt erst erkannte mich Se. Majestät und sagte: „Roos, seid Ihr es, der mich rettete?“ — „Ja, nächst Gott, hatte ich die Ehre,“ erwiederte ich. Se. Majestät klopfte mir hierauf auf die Schulter, mit den Worten: „Ich sehe,

*) „Ergötzt“ ist der wörtliche Ausdruck in dem obigen, von Roos selbst verfaßten und mehrfach gedruckten Berichte über die berüchtigte Calabalise.

daß Ihr, Roos, mich nicht verlaſſen habt.“ Se. Majeſtät nahm darauf ſein Armtuch und trocknete das Blut ab von zwei Wunden im Geſicht und von einer dritten Säbelwunde quer über das Innere ſeiner linken Hand hatte ich die Ehre das Blut abzutrocknen, wie ich denn auch dieſe Wunde mit meinem Armtuche verband. „Wo ſind alle die Andern, die mich verlaſſen haben?“ fragte jetzt der König, worauf ich erwiederte: der größte Theil ſei getödtet oder gefangen genommen. Se. Majeſtät nahm mich ſodann bei der Hand und ſagte: „Roos, laßt uns jetzt in den Saal hineingehn, um mit der noch übrigen Mannſchaft unſer Beſtes zu thun.“ Hineingekommen in den Saal mußten wir uns ſogleich den Türken entgegenſtellen, die durch die Fenſter in das Haus hineinſtürmten, wir aber beſchoſſen ſie ſo ernſtlich, daß ſie genöthigt wurden, ſich zurückzuziehn und außer den Todten und Verwundeten, die ſie mit ſich ſchleppten, eine Menge Todter auf dem Platz und an den Wänden unter den Fenſtern zurückzulaſſen. Bei dem erneuten Angriff, den ſie ſpäter machten, nahmen ſie unſre Rüſtwagen, die ſie mit Dünger füllten, ſowie Kameele und Thüren zur Bruſtwehr und mit dieſem Allem rückten ſie gegen das Haus an und gaben Salven gegen die Fenſter. Als ſie uns näher kamen, gaben wir Feuer auf ſie, wo Einige fielen und die Andern von den Wagen, Kameelen und Thüren fortliefen und ihre Verwundeten mit ſich ſchleppten. Hierauf begann eine ſtarke Kanonade gegen das Haus, das bis zu dem mit Schindeln belegten Dache hinan von Steinen aufgemauert war. Weiter gegen Abend warfen die Türken Pechkränze und

ſchoſſen mit glühenden Kugeln nach dem Hauſe, um es in Brand zu ſtecken; da ihnen aber dies nicht glückte, ſo banden ſie mächtige Heubündel zuſammen und ſchleppten ſie an das Haus vor Düben's Zimmer, das unbeſetzt war. Dort ſtapelten ſie die Heubündel hoch auf bis hin zu dem Schindeldach, brachten Feuer in das Heu und bekamen auf dieſe Weiſe das Haus in Brand. Keiner von uns wußte davon früher, als bis ein ſtarker Rauch aus dem Flur durch die Saalthüre drang. Sobald wir die Sache merkten, rief mich Se. Majeſtät und ſagte zu mir, indem er die Hand nach mir ausſtreckte: „Roos, laßt uns Einige von den Leuten mit uns nehmen, ſo wollen wir auf den Boden hinaufgehn und zu hindern ſuchen, daß das Feuer über das ganze Haus geht.“ — „Soll geſchehn, Ew. Majeſtät,“ erwiederte ich, nahm ſogleich einige Mann mit mir und folgte dem Könige auf den Flur hinaus, wo die Treppe war, die zum Boden hinaufführte. Als wir die Treppe hinaufgeſtiegen waren und die Bodenthüre öffneten, ſchlug uns die Flamme ins Geſicht. Wir ſtürmten durch, obgleich ſich Einige von uns Geſicht und Hände verbrannten und Feuer in die Kleider bekamen. Sobald wir auf dem Boden waren, befahl uns Se. Majeſtät, mit den einzigen Geräthſchaften, die wir bei der Hand hatten, mit Musketen, Karabinern und Schwerdtern, das Schindeldach einzuſtoßen; aber kaum hatten die Türken gemerkt, daß wir das Dach einriſſen, ſo richteten ſie ihre Stücke und Gewehre dahin und nöthigten uns durch heftiges Schießen, von dem weiteren Einreißen abzuſtehn. Unſre Sorge wandte ſich nun darauf, Sr. Majeſtät theure

Perſon und uns Uebrige aus den Flammen zu retten, denn das Feuer nahm ſchon überhand und wir mußten denſelben Weg auf der Bodentreppe zurück. Als nun Se. Majeſtät beſchloß, durch das Feuer wieder zurückzuſpringen, ſo warfen wir die Röcke um den Kopf und ſprangen ſchnell durch das Feuer bis zur Bodentreppe. Als die Türken das merkten, ſchoſſen ſie tüchtig auf uns, ſo daß Zwei von uns im Feuer liegen blieben und verbrannten. Der König und alle Andern ſprangen mit Feuer in den Kleidern die Treppe herunter, die ſchon faſt verbrannt war. Se. Majeſtät nahm uns mit in den Saal, wohin aber das Feuer vor uns gekommen war und wo es ſchon durch den Fußboden zu brennen begann. Sogleich ward der Befehl gegeben, daß die dort an den Fenſtern poſtirte Mannſchaft ihre Plätze verlaſſen und Sr. Majeſtät nach den andern vom Feuer noch freien Zimmern folgen und die dort ſchon befindliche Mannſchaft verſtärken ſollte. Se. Majeſtät nahm mich gnädig bei der Hand und ſagte: „Roos, wir wollen uns jetzt mit dem kleinen Reſt der Mannſchaft vertheidigen.“ Ich antwortete: „So lange ich noch einen Blutstropfen habe, werde ich mit Gottes Hülfe Ew. Majeſtät nicht verlaſſen, davon, hoffe ich, haben Ew. Majeſtät ſchon Proben geſehn.“ Der König war ſo gnädig und äußerte hierauf: „Ich werde Euch nicht vergeſſen, Roos! jetzt aber laßt uns in das Schlafzimmer gehn, wo Ihr Euren Poſten habt; dort wollen wir uns bis auf das Letzte vertheidigen.“ Das geſchah auch, bis das Feuer durch die Decke brach und auf uns herunterfiel. Zuvor noch befahl Se. Majeſtät, daß die Mann-

ſchaft in den übrigen Zimmern ihren Poſten verlaſſen und ſich bei ihm im Schlafzimmer einfinden ſollte, was ſie auch ſogleich, die Kleider voll Feuer, thaten. Auch konnte es nicht anders ſein, denn das Haus war ſchon faſt verbrannt, als wir uns im Schlafzimmer des Königs ſammelten. Dort zeigte ſich Se. Majeſtät ſelbſt am Fenſter vor den Türken und ermunterte den Ueberreſt unſerer Mannſchaft, zu ſchießen und ſich tapfer zu halten. Se. Majeſtät, die ſelten zu ſchießen pflegten, ſondern Alles mit dem Degen in der Hand verrichteten, nahmen endlich meinen Carabiner und ſagten: „Dort ſtehn einige Türken und rufen mir zu: „hütet Euch!“ Die Türken waren Vier an der Zahl und nahten ſich mit angelegten Büchſen; aber ehe noch einer von ihnen ſein Gewehr abſchießen konnte, ſchoß der König einen von ihnen nieder. Die übrigen drei aber kamen immer näher an das Fenſter, in der Abſicht, den König todtzuſchießen. Ich merkte das und bat Se. Majeſtät, ſo gnädig zu ſein und ſeine hohe Perſon nicht ſo bloßzuſtellen. Ich hoffte ihn auf dieſe Weiſe vom Fenſter wegzubringen, aber er nahm auf mein unterthäniges Verlangen keine Rückſicht. Da ſtieg ich ſogleich zwiſchen Se. Majeſtät und das Fenſter, indem ich ſagte: „Beſſer, es trifft mich, als daß es Ew. Majeſtät hohe Perſon treffen ſoll.“ Kaum war dies Wort aus meinem Munde, ſo ſchoſſen die drei Türken ihre Gewehre zu gleicher Zeit ab und eine von ihren Kugeln traf mich mitten vor der Stirn an den Mützenbeſatz, der mit Wolle ausgeſtopft war und in dem die Kugel ſitzen blieb und als ich den Schuß bekam, fiel ich der Länge nach dem

König in die Arme, wobei Wolle und Haare von der Mütze Sr. Majestät und mir so dick in die Augen kamen, daß wir sie eine ganze Weile nicht offen halten konnten. Se. Majestät war so gnädig, mich zu halten, bis ich von der Betäubung durch den Schuß wieder zu mir kam. In demselben Augenblick, wo der Schuß fiel, befahl der König seinen Leuten, die drei Türken niederzuschießen, was auch geschah, als diese eben im Begriff standen, sich zurückzuziehn. Jetzt stürmte ein Haufen Türken vor und gab eine Salve auf das Fenster, während der König noch dort stand und mich hielt, so daß die Kugeln um uns herum flogen. Se. Majestät rief darauf der Mannschaft zu, wieder tüchtig auf die Türken zu schießen. Diese mußten auch vor unsern Schüssen weichen; viele blieben auf dem Platze, andere wurden verwundet und von den Ihrigen weggeführt. Von den Unsrigen wurden nur drei Mann verwundet. Während der Zeit hatte das Feuer die Thüre und Decke des Zimmers erfaßt, in dem wir uns befanden, so daß unsre Gewehre vor Hitze glühten und wir besorgen mußten, sie würden springen. Hätten wir nicht die Thür aufgeschlagen, die vom Schlafzimmer des Königs hinaus auf den Hof ging, so wäre sowohl Se. Majestät selbst, wie wir Anderen, die wir die Gnade hatten, in seiner Umgebung zu sein, zuletzt verbrannt. Zu unserm Glück bekamen wir die Thür auf, so daß Se. Majestät und wir Alle wohlbehalten, die einen durch die Thür, die andern durch das Fenster, mit Feuerbränden auf dem Kopf und mit versengten Kleidern, hinauskamen. Als wir Alle draußen waren, sagte Se. Majestät zu uns:

„Laßt uns so lange Gegenwehr leisten, bis sie uns lebendig oder todt nehmen," was auch geschah. Wir fochten mit unsrer kleinen Macht verzweifelt, indem wir uns mit dem Rücken gegen die Mauer des Hauses stellten, über und um uns das Feuer vom Hause und vor uns das heftige Feuer aus den Gewehren der Türken. Dessenungeachtet hielt sich Se. Majestät eine kleine Weile tapfer mit seiner Hand voll Leuten, so daß manche Türken, aber auch mehrere von den Unsrigen fielen. Als nun der König sah, daß die Türken unter heftigem Feuern von allen Seiten immer näher sich an uns heranbrängten, sprach er: „Laßt uns jetzt nach dem Kanzleihause uns zurückziehn." Se. Majestät setzte sich dorthin in Bewegung und wir Andern folgten ihm sogleich nach. Der König war kaum ein kleines Stück vom Hause fort, so merkten die Türken, daß er sich entfernen wollte, stürmten alle auf einmal heran und riefen laut: „Laßt uns sie jetzt gefangen nehmen." Als Se. Majestät das hörte, eilte er, das Kanzleihaus zu erreichen, aber verwickelte sich dabei mit seinen Füßen in seine Sporen, so daß er dicht an der Mauer seines Hauses zu Boden fiel. Die Türken eilten jetzt heran, ein großer Haufen warf sich sogleich über die theure Person Sr. Majestät, bemächtigte sich ihrer und führte den König mit sich nach der Stadt Bender. Wir andern wurden ebenfalls, einige von den Türken, andere von den Tartaren gefangengenommen. Die Türken führten ihre Gefangenen nach Bender und die Tartaren die ihrigen nach der Tartarei. Aber auf dem Platz, wo wir zu Gefangenen gemacht wurden, plünderten sie uns bis auf

das Hemde. Dies geschah um 8 Uhr Abends, im Winter, nachdem Se. Majestät und wir, die wir die Gnade genossen, anwesend zu sein, von Anfang bis zu Ende volle acht Stunden hindurch mit Hülfe des Allerhöchsten uns redlich und tapfer bis zuletzt, mit 30 Mann gewehrt und unsrer Unterthanenpflicht gemäß Leben und Blut für Sr. Majestät hohe Person gegen viele tausend Türken und Tartaren aufgeopfert hatten.«

So lange Roos erzählte, herrschte das tiefste Schweigen, das, als er schwieg, in ein Geflüster von Bestürzung, Erstaunen und Bewunderung sich verwandelte. Laut wurde gerechte Huldigung dem übermenschlichen Muthe gezollt, aber das Gefühl fand die unmenschliche Schlächterei widrig und der Verstand verdammte ein eben so mörderisches wie zweckloses Wagestück.

Schon für den nächsten Morgen um 8 Uhr wurde eine Sitzung des Senats anberaumt und Roos aufgefordert, sich dort gleichfalls einzufinden, um ein Verhör zu bestehen und weitere Aufklärungen zu geben.

Mit der Lust des Hoffestes war es vorbei. Unmöglich war's, sich über muntre oder gleichgültige Gegenstände zu unterhalten. Ueberall sah man zerstreute Haufen von Grübelnden. Die Leckerheiten der Tafel bei der Abendmahlzeit vermochten die Eßlust nicht zu reizen und die Königlichen Gesundheiten wurden zwar mit der in erblichen Monarchien sich von selbst verstehenden äußeren Maske von Entzücken, aber mit innerem Beben getrunken, das mancher sonst gewandte Hofmann nur mühsam zu verbergen wußte.

Dem Heldenabgesandten des Heldenkönigs schienen

die ausgestandenen Lebensgefahren und der Schmerz seiner bei der Kalabalik erhaltenen Wunden eine Kleinigkeit im Vergleich mit der Pein des umständlichen und langwierigen Verhörs, welches der Senat über die Lage und Absichten des Königs, über den Verlauf bei Bender und Anderes, was sich nur irgend mit Roos Sendung nach dem gemeinsamen Vaterlande in Verbindung bringen ließ, anstellte. Was der König zu thun gedenke, wußte Roos eben so wenig, wie irgend ein Anderer — vorausgesetzt, daß Carl selbst es wußte — und der tapfere Krieger hütete sich wohl, in dieser Beziehung irgend eine Vermuthung zu wagen; daß aber die Majestät gegenwärtig zurückzukehren nicht beabsichtige, so viel glaubte Roos versichern zu können, ohne die Vorschriften des Königs, seines Herrn und seines Gewissens oder der Vorsicht zu überschreiten.

Nachdem Roos abgetreten war, begann der Senat unter dem Vorsitz des Kanzlei-Präsidenten Horn seine wichtigen und schwierigen Berathungen. Das Land litt an Leuten und Mitteln Mangel; auf allen Seiten drangen die Feinde immer näher heran; durch mehrfache schriftliche Berichte des Senats, durch Privatschreiben an die Umgebung des Königs war diesem die Lage der Dinge genügend bekannt; gleichwohl nahm er keine Rücksicht darauf, wollte er nicht zurückkehren. Frieden war unerläßliches, dringendstes Bedürfniß für das Reich; aber weder wagte der Senat auf eigene Hand sich in Unterhandlungen einzulassen, noch stand zu erwarten, daß der Feind sich darauf einlassen würde, wenn sie nicht im Namen irgend eines Regenten geführt wurden.

Hier machte Horn, indem er dieſe Sachlage vortrug, eine Pauſe — um Athem zu ſchöpfen? der Seufzer, der ſeine Bruſt langſam hob, ſchien das wahrſcheinlich zu machen — oder um, bevor er weiter ging, die Meinung der übrigen Rathsherrn zu erforſchen? der ſchlaue, durchdringende Blick, der die Runde um den Rathstiſch machte, verrieth eine ſolche Abſicht.

Wiewohl er bei dieſem Anlaſſe nichts Anderes äußerte, als was jeder ſeiner Amtsbrüder lange in ſeinem Innerſten dachte, ſo erſchreckte es dieſe doch, ſolche Gedanken laut ausſprechen zu hören.

„Unſer verehrter Herr Amtsbruder, Se. Excellenz Graf Horn — wandte, indem er dem Kanzlei-Präſidenten einen ſcharfen Blick zuwarf, Graf Cronhjelm mit Feinheit ein — weiß unfehlbar einen Ausweg, der uns aus der jetzigen üblen Lage hilft, ohne daß wir genöthigt ſind, den Eid der Treue und die Pflicht des Gehorſams gegen den König bei Seite zu ſetzen.“

„Natürlich — verſetzte beleidigt, aber triumphirend Horn — zumal ich mich über den Verdacht, dieſe je vergeſſen zu können, erhaben glaube. Wir Alle wiſſen, wie ſehr Se. Majeſtät ſeine einzige Schweſter liebt und wenn wir dieſe unterthänigſt erſuchen, den Vorſitz im Senat zu übernehmen, ſo wird das ohne Zweifel vom Könige ſelbſt mit gnädigem Wohlgefallen aufgenommen werden: der Thron iſt für alle Fälle geſichert und mit dem Beiſtand der Prinzeſſin ſind wir ungehindert, ſowohl den Reichstag zu berufen, um mit den Ständen über die weiter zu ergreifenden Maaßregeln zu berathen, wie auch mit den auswärtigen Mächten in Unterhandlungen

zu treten, die den gemeinsamen Vortheil des Königs und des Reichs zum Zweck haben.«

»Würde es aber nicht bei Ihrer Majestät der verwittweten Königin mißgünstige Aufnahme finden, wenn man sie, die unter schwierigen Zeitverhältnissen zwei Mal die Regentschaft führte, jetzt überginge und sich statt an sie an Ihre Königl. Hoheit wendete?« äußerte Tessin.

»Ihrer Majestät weit vorgerücktes Alter und Eure eignen bona officia, mein hochverehrter Herr Amtsbruder, werden jeden Anstoß beseitigen — gab bedeutungsvoll lächelnd Horn alsogleich zur Antwort — denn grade Ew. Excellenz hoffen wir damit beauftragen zu dürfen, sowohl der verwittweten Königin den Beschluß des Senats mitzutheilen, wie ihre hohe Zustimmung dazu zu erwirken.«

Tessin dankte für das Vertrauen, konnte dasselbe, sofern sich kein Anderer dazu fand, nicht ablehnen, sah die Sache aber für eben so unangenehm wie peinlich an. »Unsre greise Königin zufrieden zu stellen — äußerte stechend Cronhjelm — wird nicht allzuschwer sein — ein ander Ding aber wird es sein, wie Se. Majestät, unser allergnädigster König, eine solche Maaßregel aufnehmen wird. Ich wasche in dieser Beziehung meine Hände in Unschuld.«

»Die niemals sich verleugnende Vorsicht meines Herrn Amtsbruders — versetzte Horn mit einem Zug der Ueberlegenheit um den Mund — weiß ich nach Gebühr zu schätzen. Deshalb war es mein Gedanke, daß wir Ew. Excellenz bäten, unsren unterthänigen Bericht

an Se. Majestät aufzusetzen, wo wir uns alsdann eines gnädigen Empfangs vertrösten dürften.“

„Ich möchte statt dessen etwas Besseres vorschlagen — fiel Cronhjelm ein — und stelle anheim, eine zuverlässige und dem Könige angenehme Person nach der Türkei zu senden, welche Sr. Majestät vollständige Auskunft über die Verhältnisse hier in der Heimath, sowie über die Gründe zu geben vermag, die uns veranlaßt haben, Ihre Königl. Hoheit in den Senat zu berufen, damit dieser allerdings etwas gewagte Schritt in so vortheilhaftem Lichte wie möglich erscheine.“

Das war Wasser auf Tessin's Mühle. Er versäumte nicht, daran zu erinnern, wie Cronhjelm selbst es gewesen sei, der bei einer früheren Gelegenheit und zu einem ähnlichen Zweck die Sendung des General Dücker an den König hintertrieben habe. Indeß wurde Cronhjelm's Vorschlag allgemein angenommen und nachdem man eine Musterung der geeigneten Personen angestellt, endlich der Generalmajor Baron von Liewen für die Sendung ausersehn, der zuverlässig, freimüthig und vom Könige gern gesehen, sich darauf verstand, die Sache auf die beste Weise vorzutragen.

Nach dem Schlusse der Berathungen schritt man auf allen Seiten zur Ausführung des Beschlusses. Tessin hatte seine ganze hofmännische Erfahrung, allen seinen Kopf nöthig, um Hedwig Eleonora dahin zu bringen, daß sie die Last der Regierung zu schwer und die Verhältnisse zu schwierig und drohend fand, um bei ihren 77 Jahren die Leitung der Staatsgeschäfte zu

übernehmen und daß sie sich darin ergab, die Enkelin sich vorgezogen zu sehn.

Diese letztere nahm die Bitte des Senats, welche Horn ihr vortrug, mit besonderem Wohlgefallen auf. In tiefster Seele freute sich Ulrica Eleonora, daß die ältere Schwester, die ihr sonst immer im Wege stand und bei allen Gelegenheiten sie verdunkelt hatte, nicht mehr am Leben war. Jetzt war auch ihr Vorzug vor dem verhaßten Schwestersohne entschieden und sie trat mit dem vollen Gefühl ihrer Wichtigkeit oder vielmehr Hoheit in den Senat.

Horn durchschaute sie und lächelte in seinem Sinne. Sie war eine glänzende Puppe, zu deren Bewegungen er die Fäden in seiner erprobten Hand hielt. Er bedurfte ihrer, damit sie gnädigen Beifall nicke und ihren hochgebornen Namen unterschreibe; sie bedurfte seiner, um zu wissen, wann sie zu nicken hatte und wo sie unterschreiben sollte.

Die Zusammenberufung der Stände war nun zunächst in Ueberlegung zu nehmen und als man über den Reichstag einig geworden, entstand die Frage wegen des Landmarschalls. Cronhjelm eiferte dafür, daß eine dem König angenehme Person dazu ausersehn werden möchte. Horn stimmte ihm nicht nur darin bei, sondern behauptete auch, daß ihm nichts mehr am Herzen läge. Und eben deshalb, so sagte er, schlüge er den Landhauptmann von Nyland und Tavastehus, Baron Creutz vor.

„Ein gesetzter Mann, der seine 50 Jahre zählt“, äußerte Gabriel Falkenberg.

„Und uns zur See Ehre gemacht hat — fügte Hans Wachtmeiſter hinzu. — Während er in der engliſchen Flotte diente, wohnte er zwei Haupttreffen mit ſolcher Tapferkeit bei, daß er, als er nach der Beendigung des Kriegs den Abſchied nahm, nicht allein ein ſehr vortheilhaftes Zeugniß über ſein Wohlverhalten, ſondern auch ein anſehnliches Ehrengeſchenk erhielt.“

„Ueberdies iſt er ein anerkannt tüchtiger Geſchäftsmann,“ ſagte Cronhjelm.

„Es iſt wohl derſelbe Creutz — fragte Ulrica Eleonora, indem ſie ſich an Teſſin wandte — von deſſen, während des Feldzugs auf Befehl meines erhabenen Bruders gemalten Bildniſſe Ihr, Herr Rath, vor einigen Jahren in dem Abendzirkel Ihrer Majeſtät eine Anekdote erzähltet, die mir dunkel vorſchwebt?“

„Nein, Ew. Königl. Hoheit — verſetzte Teſſin. — Das war der General Freiherr Guſtav Creutz, zu welchem, als er, beſtaubt und mit Schweiß bedeckt, aus einer Schlacht kam, Se. Majeſtät, die mit ſeinem Verhalten ganz beſonders zufrieden waren, allergnädigſt zu äußern beliebten: der General könne ſich in ſolchem Zuſtande nicht vor ſeiner Frau ſehn laſſen. Der Maler Krafft wurde darauf alſogleich herbeigerufen und mußte den General in Gegenwart des Königs malen. Und als das Bild fertig war, ſandte es Baron Creutz nach Hauſe an ſeine Frau.“

„Da hier Verdienſte ſo glücklich mit einem Sr. Majeſtät wohlgefälligen Geſchlechtsnamen zuſammentreffen — nahm Horn mit einer tiefen Verneigung gegen die Prinzeſſin das Wort — ſo dürften Ew. Königl. Hoheit

den Marschallstab keinen würdigeren Händen übertragen können.«

Unentschlossen irrten Ulrica Eleonora's Blicke an dem Rathstische umher. Die Senatoren schwiegen. Endlich flüsterte die Prinzessin ein kaum hörbares: »Ja!«

Horn wiederholte es laut. Es war ihm geglückt, einem seiner Vertrauten zum Vorsitz auf dem Reichstage zu verhelfen.

Bei der Rückkunft aus dem Senat schickte Graf Horn zu Liewen und theilte ihm den ihm zugedachten Auftrag mit.

»Nach so langer Abwesenheit mich zu den Füßen meines großen Königs werfen zu können und so viel in meinen Kräften steht, ihm und dem Reiche zu dienen, würde meine größte Freude ausmachen, wäre nur der Zweck meiner Sendung ein willkommnerer für Se. Majestät. Aber ich sehe hier nur Wolken und Stürme voraus. Jedenfalls ist es meine Pflicht, dem Befehle Ew. Excellenzien zu gehorchen und als redlicher Mann dem mir geschenkten Vertrauen zu entsprechen. Vor meiner Abreise werde ich mir noch einmal die Freiheit nehmen, mich zur Empfangnahme schließlicher und vollständiger Vorschriften bei Ew. Excellenz einzufinden.«

»Diese Vorschriften sollt Ihr sogleich erhalten, General — erwiederte mit Würde und indem er Liewen mit prüfenden Blicken betrachtete, Horn. — Sie sind in diesen wenigen Punkten enthalten: Sagt Alles! Verbergt nichts! Sprecht frisch von der Leber weg, aber stellt Niemand bloß!«

Sechstes Kapitel.

Erster Auftritt.

Bender, Demotica, Timurtasch.

(Carl's XII. Schlafgemach.)

Carl entkleidet im Bette, unterschreibt einige Briefe, welche ihm der Hofkanzler v. Müllern auf einem am Bette stehenden Tisch vorlegt. Während dieser Beschäftigung tritt der Oberst Grothusen ein.

Carl (legt die Feder fort und richtet sich im Bett auf): „Willkommen! Nun, ist es Euch geglückt, uns Geld zu verschaffen? Müllern behauptet, unsre Casse sei gänzlich geleert."

Grothusen: „Nach vielen vergeblichen Versuchen habe ich endlich einige Wucherer aufgetrieben, die bereit sind, Ew. Majestät 15000 Reichsthaler in guten holländischen Dukaten vorzuschießen, aber unter so unverschämt übertriebenen Bedingungen, daß ich sie Ew. Majestät kaum zu sagen wage."

Carl: „Possen! Laßt hören."

Grothusen: „Sie fordern eine Verschreibung von

Ew. Majestät auf 300000 Reichsthaler, folglich auf zwanzig Mal mehr, als sie vorstrecken.“

Carl: „Müllern! Setzt die Verschreibung augenblicklich auf, damit das Geld sogleich erhoben werden kann.“

Nachdem der Schuldschein geschrieben, von dem Könige unterzeichnet und mit dessen Siegel versehen, sowie von v. Müllern und Grothusen beglaubigt worden ist, steckt der letztere denselben in die Tasche und entfernt sich.

v. Müllern (nach kurzer Pause in sichtbarer Verlegenheit): „Der Gesandte des Herzogs Administrators hierselbst, Baron von Fabricius, hat heute Nacht durch einen Eilboten Briefe von dem ersten holsteinschen Minister, Geheimen Rath Baron Görtz erhalten, in denen dieser unter Anderem schreibt, daß die Verwirrung in Schweden während Ew. Majestät langer Abwesenheit eben so groß sei, wie die Sehnsucht lebhaft und allgemein nach Dero Rückkehr. Man munkelt davon, der Senat beabsichtige in seiner Verlegenheit, Ihre Königl. Hoheit aufzufordern, an den Berathungen des Rathes Theil zu nehmen und in Gemeinschaft mit diesem den Reichstag zu berufen.“

Carl (richtet sich heftig im Bette auf): „Reichstag, sagt Ihr? Das wäre aufrührerisch. Ich habe ein für allemal verboten, ohne meinen besonderen Befehl die Stände zusammenzuberufen.“

v. Müllern: „Bestätigt es sich, so wäre allerdings das Verfahren vermessen; aber die Verhältnisse im Lande sind vermuthlich so verzweifelt, daß der Senat

ſich nicht getrauen wird, auf eigene Hand Land und Leute zu regieren.«

Carl (ſpöttiſch): »So will ich ihnen einen meiner Stiefel ſenden, um ſie Allzuſammen zu regieren.« *)

v. Müllern: »Ew. Majeſtät perſönliche Anweſenheit würde mit einem Schlage allen Verlegenheiten ein Ende machen.«

Carl: »Daran bleibt Zeit genug zu denken, wenn die Türken, nach meiner Anweiſung, dem Czar das Garaus machen und wenn Stenbock mit einem ſiegreichen Heer mir im Herzen von Polen begegnet.«

v. Müllern: »Jedenfalls hängt es nur von Ew. Majeſtät gnädigem Belieben ab, durch das letztgenannte Reich ſicher zu reiſen.«

Carl (aufmerkſam): »Wie meint Ihr das?«

v. Müllern: »Ich habe es ſchwarz auf weiß von dem Miniſter des Königs Stanislaus, dem Oberſten Urbanowitz, daß Se. genannte Majeſtät, um freies Feld zu Friedensunterhandlungen für Ew. Majeſtät zu machen, gern allen Anſprüchen auf den polniſchen Thron entſagt und König Auguſt für deſſen rechtmäßigen Inhaber anerkennt.«

Carl (hitzig): »Bei meiner Ungnade, erlaubt Euch nicht mehr, dieſe Seite zu berühren. Will Stanislaus nicht König von Polen bleiben, ſo werde ich einen Andern dazu auserſehn, aber nimmer gebe ich zu, daß Auguſt nach Polen zurückkehre.«

Man hört Janitſcharen-Muſik.

---

*) Ein bekanntes Wort Carl's XII. nach Voltaire.

Carl (indem er von der Wand zwei über seinem Bette hängende Pistolen herunternimmt und sie neben sich auf den Tisch legt): »Was soll das bedeuten?«

Grothusen (eintretend): »Gute Nachrichten, Ew. Majestät! Der Pascha von Bender bittet, Geschenke vom Großherrn überbringend, um gnädige Audienz.«

Carl: »Empfangt ihn, Müllern, und berichtet mir sodann über seinen Auftrag.«

Der Hofkanzler geht, kehrt nach einiger Zeit zurück und berichtet: »Die Pforte habe dem Czar den Krieg erklärt, der Sultan übersende dem König nebst einem Briefe einen mit Diamanten besetzten Säbel und einen Hutschmuck von Brillanten, sowie 1000 Beutel mit Gold, welche der Pascha Befehl habe, dem König als Reisegeld zuzustellen und die mit den früher erhaltenen 200 Beuteln 600000 Reichsthaler ausmachten.«

Carl: »Als Reisegeld! . . Nun, wir wollen sehn. Ihr, Grothusen, gebt einstweilen den Musikanten des Pascha 400 Dukaten als Geschenk.«

Grothusen (nachdem er den Auftrag vollzogen): »Ew. Majestät Befehl ist erfüllt.«

Carl: »Glaubt Ihr, daß uns mit diesen 1000 Beuteln aus aller Geldverlegenheit geholfen ist?«

Grothusen (die Achseln zuckend): »Leider dienen sie bloß zur augenblicklichen Erleichterung. Ich allein bin 4- bis 500000 Reichsthaler schuldig, welche ich auf Ew. Majestät hohen Befehl und Namen aufgeliehen habe und Herr Poniatowski schuldet in Constantinopel ungefähr die Hälfte weniger.«

Carl: „Nun wohl, Ihr werdet dorthin reiſen und den Großherrn um fernere tauſend Beutel erſuchen.“

Zweiter Auftritt.

(Derſelbe Ort.)

Der Hofkanzler v. Müllern (tritt mit freudeſtrahlendem Geſicht haſtig ein): „Ew. Majeſtät weiſe Pläne und übermenſchliche Standhaftigkeit tragen endlich geſegnete Früchte. Der Czar mit ſeiner Gemahlin und ſeinem ganzen Heere ſind von den Türken umringt und am Pruth eingeſchloſſen, es bleibt ihnen keine Wahl, als vor Hunger umzukommen, niedergemacht zu werden, oder zu unterhandeln.“

Carl (ſpringt auf vor Freude): „Das iſt eine Nachricht, die nicht mit Gold aufgewogen werden kann.“

v. Müllern: „Und die dennoch wenig gegen die zweite Nachricht bedeutet, die ich die Ehre habe, zu berichten General Stenbock hat in geordneter Schlacht die Truppen der nordiſchen Verbündeten bei Gadebuſch beſiegt.“

Carl (faltet ſeine Hände und richtet die Blicke zum Himmel): „Gott allein ſei Preis und Ehre! ... Ruft Aurivillius, er ſoll ſich unverzüglich hier einfinden, um mit mir zu beten, damit wir nicht unterlaſſen, Gott zu geben, was Gottes iſt.“

Dritter Auftritt.

(Derſelbe Ort.)

Carl: „Was fehlt Euch, Grothuſen? Ihr ſeht verſtört aus.“

Grothuſen: „Gern opferte ich mein Leben, um Ew. Majeſtät die ſchmerzlichen Nachrichten zu erſparen, die ich zu überbringen genöthigt bin. Wehe über alle feigen und feilen Verräther! den Großvezir vor Allen, der den Czar aus der Falle entwiſchen laſſen und gegen einige unbedeutende Vortheile für die Türken und gegen ungehinderte Rückreiſe für Ew. Majeſtät Frieden mit ihm geſchloſſen hat.“

Carl (macht eine Bewegung, als ob er nach ſeinem Schwerdt faſſen wollte): „Der Elende! Die Strafe wird ſchon zu ſeiner Zeit folgen . . . Wie aber iſt dies möglich?“

Grothuſen: „Der Feinheit ſeiner Gemahlin hat der Czar für ſeine Rettung zu danken. Als er verzweifelnd ſeine Hände rang und nur noch eine Wahl zwiſchen Tod oder Gefangenſchaft erblickte, ſchlug ſie den Verſuch vor, den Großvezir zu beſtechen. Ihr geſammter Schmuck, alle Koſtbarkeiten, welche im moskowitiſchen Lager zu finden waren, wurden zuſammengebracht, dem Vezir als Geſchenk überſandt — und dieſer ließ ſich erkaufen.“

Lange Pauſe. Carl denkt nach. Grothuſen betrachtet ihn mit augenſcheinlicher Unruhe. Endlich bricht Carl das Schweigen:

„Gott wird uns nach Polen helfen. Dann wollen wir an der Spitze des Heers, das Stenbock dorthin führt, zuerst August und dann den Czar noch einmal erfahren lassen, wie der schwedische Stahl beißt.“

Grothusen (holt tief Athem): „Verleihe Gott Ew. Majestät seine Gnade, um auch den letzten Schlag eben so standhaft wie alle früheren zu ertragen! .. Das Heer von General Stenbock ist nicht mehr . . . Eingeschlossen bei Tönningen, wurde der General gezwungen, zu unterhandeln und sich und die Seinen gefangen zu geben. Graf Stenbock ist nach Copenhagen geführt worden.“

Carl (der Grothusen während dessen Rede mit strengen Blicken betrachtet): „Der Czar durch Verrätherei der Falle entwischt und Stenbock in einer andern gefangen! . . . . Ihr überbringt mir Hiobsposten, lieber Grothusen! . . . Die Rückreise wird also bis auf Weiteres aus dem Sinn geschlagen. Bereitet Euch sogleich zu einer neuen Sendung nach Constantinopel. Ihr müßt bei dem Sultan eine seidene Schnur für den Großvezir und eine neue Kriegserklärung an den Czar auswirken.“

Vierter Auftritt.

(Derselbe Ort.)

Der Kanzleirath Feif (mit erkünstelter Freude): „Wir haben Besuch aus Schweden bekommen.“

Carl (erſtaunt): „Was für Beſuch?“

Feif (wie vorher): „Einer der treueſten Diener Ew. Majeſtät, Generalmajor Liewen, iſt angekommen.“

Carl: „Wißt Ihr, was er will?“

Feif: „Der Königl. Rath Teſſin ſchreibt mir, der General überbringe wichtige Briefe an Ew. Majeſtät von Ihrer Königl. Hoheit und dem Rathe und bittet mich, für die Botſchaft und deren Ueberbringer ein gutes Wort bei unſerm allergnädigſten Könige in Unterthänigkeit einzulegen.“

Carl: „Das klingt ſeltſam. Geht und ruft Liewen herein.“

Feif entfernt ſich. Gleich darauf tritt General Liewen ein, verneigt ſich tief vor dem Könige und überreicht ihm zwei Briefe. Der König nimmt ſie in Empfang, während er ernſt und mit forſchenden Blicken Liewen begrüßt. Der König erbricht und lieſt die Briefe. Liewen bleibt unterdeß an der Thüre ſtehen. Während des Leſens erröthet Carl heftig und zieht dreimal nacheinander ſeine Lippen unter der Naſe zuſammen. Nachdem er langſam bis zu Ende geleſen und dann noch einmal einzelne Stellen des Briefs durchgeſehn, winkt er Liewen, näher zu treten.

Carl: „Liewen! Sagt mir, wer hat den erſten Vorſchlag gemacht, die Stände zuſammenzuberufen?“

Liewen: „Ew. Majeſtät dies zu ſagen, vermag ich nicht (zeigt auf die beiden Briefe, die der König fort und auf den Tiſch gelegt hat), die Prinzeſſin wird ohne Zweifel hierüber Erläuterungen geben. Als Grund wird

Geldmangel angegeben. Die Leute ſagen mehr, als man nachſprechen kann.«

Carl: »Ihr müßt mir die Wahrheit ſagen.«

Liewen: »Was ſoll ich Ew. Majeſtät ſagen? Schweden will einen Regenten haben. Es ſchicke ſich nicht, meint man in Schweden, daß Ew. Majeſtät bei den Türken leben, während die Feinde einen Landſtrich nach dem andern nehmen und Ew. Majeſtät ihr Reich verlieren.«

Carl: »Wer hat die Prinzeſſin überredet, Sitz im Rathe zu nehmen?«

Liewen: »Das haben die Stände gethan; und es war beſſer, daß die Prinzeſſin dahin ging, als daß den Ständen Veranlaſſung gegeben wurde, zu andern Maaßregeln zu greifen.«

Carl: »Was für Maaßregeln?«

Liewen: »Es wird mir ſchwer zu ſagen. Ew. Majeſtät ſind jetzt über zwölf Jahre aus ihrem Reiche entfernt. Die Großen wollen herrſchen und die kleinen Leute nicht gehorchen; und ſo wie die Sachen jetzt ſtehn, kann das Reich nicht Beſtand haben.«

Carl: »Sobald wir mit Sicherheit reiſen können, wollen wir uns nach Schweden zurückbegeben.«

Liewen: »Dies Bald darf nicht zu lange aufgeſchoben werden; denn Ew. Majeſtät kennen die Verhältniſſe nicht. Einige glauben, Ew. Majeſtät ſeien nicht mehr am Leben; das erweckt wunderliche Gedanken. Andere meinen, man täuſche ſie, wenn man ihnen verſichert, daß Ew. Majeſtät nicht durchkommen können, denn ſie wiſſen, daß Ew. Majeſtät keine Gefahr ſcheuen.«

Carl: „Derjenige, welcher am meiſten im Rathe zu ſagen hat, muß doch wohl die Prinzeſſin überredet haben, in den Rath zu gehn, damit man ſich hinter ihr bergen könne, und Veranlaſſung zur Zuſammenberufung der Stände gegeben haben?“

Liewen: „Im Senat wollen Alle gleich ſein; jeder hält dort ſeine Meinung für die beſte. Die meiſten Dinge von Gewicht liegen und warten auf Ew. Majeſtät Reſolution und kommt die Antwort endlich, ſo haben ſich die Verhältniſſe geändert. Die Feinde gewinnen bei Allem, wo wir verlieren und das Reich geht unter. Ob einer der Räthe, oder alle in die Prinzeſſin gedrungen haben, in den Rath zu gehn, vermag ich nicht zu ſagen. Gegen mich äußerte die Prinzeſſin, ſie ſei in den Rath gegangen, um die Einigkeit unter den Herren zu erhalten und dieſen Schritt hat ſie nur mit Genehmigung der Stände thun können.“

Carl (ſtolz): „Die Stände können ohne Meinen Willen zu Nichts ermächtigen.“

Liewen: „Der Meinung bin ich auch; aber Ew. Majeſtät ſind zu weit entfernt, der Krieg drückt das Volk und das um ſo mehr, als ſein geliebter König abweſend iſt. Daheim ſind ſie daher in Verzweiflung und wenn viele Verzweifelte zuſammenkommen, werden oft nicht die beſten Beſchlüſſe gefaßt.“

Carl: „Morgen früh um 4 Uhr ſollt Ihr zu mir kommen, dann wollen wir weiter ſprechen. Unterdeß bereitet Euch vor, mir einen treuen Bericht von Allem zu geben, ſprecht aber davon mit keinem Andern. Sollten Müllern und Feif Euch fragen, wovon ich mit

Euch geredet habe, ſo ſagt: vom Kriegsheer, von der Flotte und von den Plänen zum nächſten Feldzuge.“

Feif tritt ein. Liewen verneigt ſich und geht.

Fünfter Auftritt.

(Ein offner, mit ſchattigen Caſtanien bewachſener Platz.)

General Liewen ſitzt auf einer Bank. Der Hofkanzler v. Müllern nimmt an ſeiner einen, der Kanzleirath Feif an ſeiner andern Seite Platz.

v. Müllern: „Es iſt hier eine andere Luft als in Schweden; dort trägt man noch Pelze und fährt in Schlitten, hier ſitzen wir in Sommerkleidern unter Gottes freiem Himmel und genießen die Kühle dieſer ſchattigen Bäume.“

Feif: „Gebe Gott, daß wir alleſammt, und beſonders Se. Majeſtät, wieder glücklich in unſer kaltes Vaterland zurückgekehrt wären! Ich vermuthe, er hat mit Ihnen, Herr General, wegen der Rückreiſe berathen?“

Liewen: „Ja, möchte Gott geben, daß unſer groſſer König ſich mitten unter ſeinem Volke befände, das ihn anbetet und bewundert!“

v. Müllern: „Seitdem General-Lieutenant Rauck als Geſandter von Heſſen-Caſſel an Se. Majeſtät hierhergeſchickt iſt, wird öffentlich von der Freiwerbung des Erbprinzen um unſre Prinzeſſin geſprochen und man munkelt ſogar, der Erbprinz werde ſich nach Schweden begeben und den Befehl über unſer Heer übernehmen.

Gewiß hatte Se. Majestät aus Anlaß dessen verschiedene Fragen an den Herrn General zu richten?«

Liewen: »Daß selbst Hessen-Cassel einen Gesandten bis in diesen Winkel Europa's schickt! Alle Mächte, die großen wie die kleinen, haben ihre Blicke auf unsern großen König geheftet.«

Feif: »Zuweilen bin ich in der Nothwendigkeit, auf allerhöchsten Befehl sehr scharfe Erlasse an den Senat aufzusetzen. Gewöhnlich merke ich es schon im Gespräch mit dem Könige, wenn irgend ein neuer Verweis auf dem Wege ist. Sie, Herr General, können die nöthige Aufklärung geben . . .

Liewen (ihm lachend ins Wort fallend): »Ja, ja, es ist sehr wahr, wovon der Ruf bis heim nach dem Vaterlande gedrungen ist, daß der Herr Canzleirath ein sehr feiner Herr ist.«

v. Müllern: »General Rauck macht sich große Hoffnungen. Unterhält man sich mit ihm, so thut man wohl, die Worte auf die Goldwage zu legen; denn er ist abgeschliffen, sehr abgeschliffen und Se. Majestät hat eine ganz besondere Weise, sich auszudrücken, die eine feine Nase verlangt, um zu wissen, was seine Absicht ist und was verbreitet werden kann, oder geheim gehalten werden soll. Aus langer Gewohnheit bin ich darin heimisch und werde dem Herrn General mit meinem wohlgemeinten Rathe gern zu Diensten stehn.«

Liewen: »Sehr verbunden! Sollte der Fall eintreten, werde ich nicht unterlassen, von der Güte des Herrn Hofkanzlers Gebrauch zu machen.«

v. Müllern (hastig): »Ein solcher Fall muß sich

ſchon während der Audienz des Herrn Generals bei dem Könige ergeben haben.«

Liewen: »Gewiß nicht. Und es iſt nicht meine Sitte, mich mit unbedeutenden Sachen wichtig zu machen.«

Feif: »Ich gehe hinein, um Celſing am Arbeitstiſch abzulöſen, der Ihnen von alten Zeiten her bekannt ſein wird und mir geſagt hat, daß er gern einige Worte mit dem Herrn General ſprechen möchte.«

(Geht nach gegenſeitiger Begrüßung.)

Liewen: »Allerdings ſind Celſing ſowohl wie von Kocken gute Freunde von mir.«

v. Müllern: »Der letztere gehört zu meinem Departement. Ich betrachte ihn von nun an mit einem gewiſſen Neid, nachdem ich vernommen habe, daß Sie, Herr General, ihn mit Ihrem Vertrauen beehren ... Da kommt er. Ich will für mein Theil ein paar alte Bekannte in ihrer vertraulichen Unterhaltung nicht ſtören.«

Man begrüßt ſich zum Abſchied und v. Müllern geht. In einiger Entfernung trifft er mit v. Kocken zuſammen und flüſtert ihm verſtohlen einige Worte zu, worauf v. Müllern hineingeht und v. Kocken deſſen Platz auf der Bank bei Liewen einnimmt. Faſt zu gleicher Zeit ſtellt ſich auch Celſing ein und läßt ſich auf der andern Seite des Generals nieder.

Liewen (reicht jedem von ihnen die Hand): »Das iſt ſchön, daß wir uns treffen und von alten und neuen Zeiten plaudern können.«

Celſing: »Am liebſten von den neuen und neueſten und je neuer je beſſer! Eigentlich kümmere ich mich

nicht groß um etwas Anderes, als was unſer großer König thut und ſagt. Es wäre prächtig, wenn man ſich in eine Ratte verwandeln und, in einen Winkel von dem Schlafgemach Sr. Majeſtät verſteckt, die Unterredung der Herren hätte hören können.«

v. Rocken: »Ja, da haſt Du Recht! Wir würden mehr als jetzt von der Heirath der Prinzeſſin und von der Rückreiſe des Königs wiſſen.«

Liewen: »Was treibt Ihr für Geſchwätz? Ich habe mit dem König über das Heer geſprochen, von dieſen Dingen verſtehe ich was; aber von Eurer Staatskunſt weiß ich nichts; wenn man mit Euch umgehn will, gute Herren, muß man ſtets einen Hinterhalt haben oder ein Regiſter halten, denn ihr laßt dieſelben Sachen durch verſchiedene Perſonen fragen und wenn dann in der einen Antwort ein Wort anders iſt, als in der andern, ſo kann das Euch Veranlaſſung zu großen politiſchen Schlußfolgerungen geben, die dennoch in Nichts begründet ſind.«

v. Rocken und Celſing (zu gleicher Zeit): »Se. Majeſtät!«

Schnell ſagen ſie Liewen Lebewohl und entfernen ſich eilig. Der König zu Pferde, von einem Spazierritt kommend, reitet grade auf Liewen zu und reicht ihm die Hand.

Carl: »Nun, hat man nicht wiſſen wollen, was ich mit Euch geſprochen habe?«

Liewen: »Sowohl in der Türkei wie in der Chriſtenheit trifft man neugierige Leute, Ew. Majeſtät! Ich

kann nicht leugnen, man hat mich in Verſuchung führen wollen, aber ich habe nichts Anderes geſagt, als daß ich mit Ew. Majeſtät unterthänigſt vom Heer, von der Flotte und von der Nothwendigkeit der Rückkehr Ew. Majeſtät in Ihr Reich geſprochen hätte.«

Carl: »Hat nicht Müllern, von Kocken und Celſing Euch tüchtig zugeſetzt?«

Liewen: »Freilich wohl, Ew. Majeſtät!«

Carl: »Was gabt Ihr ihnen zur Antwort?«

Liewen: »Daß ich nur vom Heer geſprochen und nicht beabſichtige, mich irgendwie in Politik zu miſchen.«

Carl: »Da die Leute in der Türkei eben ſo neugierig ſind, wie in der Chriſtenheit, um was haben ſie Euch denn befragt?«

Liewen: »Ich kann es Ew. Majeſtät gern ſagen. Ihre Neugierde ging darauf hinaus, zu erfahren, ob Ew. Majeſtät nicht Willens ſeien, dies Standquartier zu verlaſſen, in Ihre Staaten zurückzureiſen, die Feinde zu verjagen und die verlornen Provinzen wieder zu erobern.«

Carl: »Wenn man Alles ſo leicht ausführen könnte, als ſich die Dinge wünſchen laſſen, ſo würde alles das bald geſchehen.«

Liewen: »Ew. Majeſtät haben Recht; einmal aber muß es doch ſein und wenn Ew. Majeſtät in Gnaden bedenken wollen, was ſie Ihren Unterthanen ſchuldig ſind, ſo ſcheint mir, man müßte das Aeußerſte wagen, um durchzukommen.«

Carl: »Das ſoll auch zu ſeiner Zeit geſchehn und dieſe Zeit iſt nicht mehr fern.«

Liewen: »Ich werde Gott dafür danken und ihn bitten, daß er Ew. Majestät in diesem Gedanken bestärken möge.«

Carl (lächelnd): »Morgen früh um 4 Uhr erwarte ich Euch wieder.«

Reitet fort.

Sechster Auftritt.

(Das Schlafgemach des Königs.)

Carl (nach den gewöhnlichen gegenseitigen Begrüßungen): »Wie ist es mit unserem Heer bestellt?«

Liewen: »So sieht es nicht mehr aus, als da wir nach Sachsen marschirten; aber sobald Ew. Majestät zurückkehren, werden Sie dieselben Leute, dieselben Herzen, wenn auch nicht so gut bewaffnet und bekleidet, finden. So lange Ew. Majestät abwesend sind, steht die Sache ganz anders. Dücker ist in Stralsund, wo er nicht entbehrt werden kann, Stenbock gefangen und die Ordres des Senats sind nicht immer bestimmt, weil Keiner seinen Kopf wagen will, die Dinge haben ein verzweifeltes Aussehn; das halbe Reich ist in Feindes Händen und geht Pommern verloren, so können Ew. Majestät nicht nach der Heimath durchkommen. Die Schweden wollen weder dänische noch russische Unterthanen werden. Sie sagen: hätten wir nur einen Anführer, so wollten wir uns schon wieder aufraffen. Die Verzweiflung und solche Gedanken können Folgen haben, die

Ew. Majeſtät in Gnaden beſſer erwägen werden, als ich es ſagen kann.«

Carl: »Was meint Ihr damit?«

Liewen: »Ich meine, ſo geplagt wie das Land von Hunger, theurer Zeit und Peſt und wie es von allen Seiten angegriffen von Feinden iſt, kann, beſonders wenn die Hoffnung des Volkes, Ew. Majeſtät in Ihrem Reiche wiederzuſehn, fehlſchlagen ſollte, leicht die Gefahr entſtehn, daß man ſich bis auf Weiteres einen Anführer wählt. Die ſchwediſche Geſchichte zeigt uns viele Staats-Umwälzungen. Gott mag wiſſen, was eine ſolche Wahl für Folgen haben könnte. Ew. Majeſtät dürfen meine Worte nicht ungnädig aufnehmen; ich falle Ew. Majeſtät zu Füßen und bitte Sie um Gottes willen, kehren Sie in Ihr Reich zurück und verlaſſen es nicht.«

Carl: »Ihr ſprecht da dreiſte Worte; ſo dreiſt ſind die Stände nicht.«

Liewen: »Ich muß es eingeſtehn. Die Schweden ſind von Natur, mehr als andre Völker, ihrem König ergeben; aber Ew. Majeſtät wollen nicht zu ihren treuen Unterthanen zurückkehren und dieſe wollen nicht däniſche oder ruſſiſche Sklaven werden. Sie müſſen folglich auf Mittel und Wege bedacht ſein, ſich ſelbſt und das Land zu retten. Die Frage iſt jetzt, ob Ew. Majeſtät mit dieſen Mitteln zufrieden ſind, und ſind Sie es nicht, ſo kommt der ſchwere Kummer hinzu, durch dieſe Mittel Ew. Majeſtät erzürnt und Ihre Ungnade ſich zugezogen zu haben und eben dies kann unſchuldiger Weiſe zu Dingen führen, an die ſie jetzt nicht denken. (Der König fängt an, in tiefen Gedanken auf und ab zu gehn.)

Ich ſehe, Ew. Majeſtät ſind aufgebracht, ich bitte um Verzeihung. Ew. Majeſtät befahlen mir, den Zuſtand der Dinge zu ſchildern; mußte ich nicht meinem Könige und Herrn gehorchen? Ew. Majeſtät haben Unterthanen, die ihr Gut und Blut freudig für ihren König hingeben; Tag und Nacht ſprechen ſie von Ew. Majeſtät, ſie wünſchen nichts mehr von Gott, als daß ſie Ew. Majeſtät bald wieder in Ihrem Reiche wiederſehn. So gute Unterthanen ſind in der ganzen Welt nicht mehr zu finden, ſollten es Ew. Majeſtät über ihr Herz bringen können, ſie eine Beute von Dänemark und Rußland werden zu laſſen?«

Carl: »Ich zürne Euch nicht, Ihr irrt Euch. Und will auch meine Unterthanen nicht verlaſſen, ſondern ſie ſchützen und vertheidigen.«

Liewen: »Das geht in Schweden an, aber was wollen Ew. Majeſtät mit Erlaſſen und Befehlen von Demotica ausrichten?«

Carl: »Ihr wißt ja, daß die Prinzeſſin mit dem Erbprinzen von Heſſen verlobt iſt; dieſer Prinz iſt ein berühmter General und ſoll ſich ſogleich nach Schweden begeben; ihn will ich zum Generaliſſimus ernennen und ihm den Oberbefehl mit voller Machtvollkommenheit bis dahin übertragen, wo Wir Selbſt zurückkehren; denn noch können Wir nicht mit Sicherheit durchkommen.«

Liewen: »Darüber kann ich meine Meinung nicht äußern.«

Carl: »Wir befehlen es Euch aber und um ſo mehr, als es Eure Schuldigkeit iſt, wenn Wir im Vertrauen mit Euch reden.«

Liewen: „Die Prinzessin, Ew. Majestät Schwester, einem mächtigen deutschen Fürsten, der zugleich ein großer General ist, zu geben, seinen Händen das Heer zu überliefern, während sich Ew. Majestät hier unter den Türken aufhalten, dazu kann ich nicht rathen. Ich glaube davon gefährliche Folgen fürchten zu müssen. Für die Prinzessin ist es eine angemessene Partie; Ew. Majestät können vielen Nutzen von dem Prinzen haben, aber es kann bedenklich werden, wenn dieser Herr zu große Macht erhält, bevor Ew. Majestät in Ihr Reich zurückkehren. Ew. Majestät thäten in solchem Falle selbst, was Sie nicht wollen, daß die Stände thun sollen. Ew. Majestät dürften daher die Sache nochmals in Erwägung ziehn.“

Carl: „Vielleicht habt Ihr Recht; Wir wollen es weiter bei Uns überlegen. Inzwischen laßt Euch nichts merken, weder gegen Müllern, noch gegen Rauck, der in einigen Tagen abreisen wird . . Wie steht's mit dem Herzog von Holstein? Ist er weichlich?“

Liewen: „Das kann ich eben nicht sagen, freilich ist er unter und mit Frauen groß geworden. Wenn er in Ew. Majestät Hände kommt, so wird er schon abgehärtet werden. Sonst ist er ein schöner Herr.“

Carl: „Wie viele Truppen, glauben Sie wohl, daß des Erbprinzen Vater ins Feld stellen kann?“

Liewen: „Es kommt darauf an, ob er sie selbst unterhalten soll, oder ob Ew. Majestät sie besolden wollen. Für eigene Rechnung kann er wohl nicht über 6000 Mann beschaffen, aber für Ew. Majestät Rechnung wird er noch einmal so viel aufbringen können. Denn

die deutſchen Herren verdingen ihre Unterthanen, das habe ich in Holland geſehen. Deshalb ſagen auch die Holländer: ſo lange wir Deutſche für Geld kriegen können, wären wir nicht geſcheut, wenn wir uns ſelbſt Arme und Beine abſchießen laſſen wollten.“

Carl: „Wir haben Unſre Einwilligung dazu gegeben, daß der Herzog ſeine Werbung bei der Prinzeſſin anbringt und daſſelbe auch der Prinzeſſin geſchrieben, ſo daß ſie nach ihrem Willen thun kann; aber der Erbprinz ſoll für's Erſte nicht ſelbſt nach Schweden reiſen.“

Liewen: „Der Allmächtige verleihe dazu ſeinen Segen! Ich hoffe, Ew. Majeſtät werden den Feſtlichkeiten des Beilagers in eigener Perſon beiwohnen und dann kommt der Erbprinz zeitig genug, wenn er mit Ew. Majeſtät zu gleicher Zeit in Schweden anlangt.“

Carl: „Habt Ihr Vertrauen zu den Herren im Senat?“

Liewen: „Sie ſind ſämmtlich brave Männer, aber ich kann viel von den Herren verlangen und ſie können es mir nicht geben, weil ſie es ſelbſt nicht haben. Ew. Majeſtät Befehle ſind beſtimmter, der Senat aber muß oft die Mängel verbergen. Eine Reſolution vom Senat kann auch nicht immer gleich erfolgen und es fehlt dann nicht, daß der günſtige Augenblick zum Handeln darüber verloren geht. Ew. Majeſtät wollen nur gnädigſt erwägen, ob es wohl möglich iſt, die Armee und die Flotte in Schweden durch Briefe zu commandiren, die immer drei Monate alt ſind und ob man nicht auf dieſe Weiſe dem Feinde freie Hand läßt.“

Carl (nachdem er einige Mal im Zimmer auf und

ab gegangen): „Ihr müßt mit dem Senat nicht zufrieden sein?“

Liewen: „Geruhen Ew. Majestät gnädigst überzeugt zu sein, daß ich Nichts gegen die Herren habe; aber gleichwohl wollen Ew. Majestät in Gnaden bedenken, daß ganz Liefland fort ist, daß wir Finnland verloren haben, Bremen und halb Pommern in den Händen Anderer ist, daß die Hälfte der früheren Einkünfte fehlt; der Krieg verlangt ein Heer, meist jedes Jahr muß es neu errichtet werden; woher soll es genommen werden? Das Reich ist von Menschen entblößt, die Provinzen sind verödet; wer soll die Kronabgaben bezahlen? Alles dies fällt den Herren zur Last und Jeder, der nicht erhält, was er will, ist unzufrieden.“

Carl: „Der Senat hätte Manches thun können, wenn seine Mitglieder alle einig gewesen wären; aber dadurch, daß der Eine diesen, der Andre jenen begünstigen will, wird viel versäumt.“

Liewen: „Das kann ich nicht sagen. Ich kann nicht klagen, daß ich nicht bekommen hätte, was ich für mein Regiment und die unter meinem Befehl stehenden Truppen bedurfte. Zwar ist es wahr, ich habe nicht immer erhalten, was ich verlangte; aber sie haben mir es auch nicht geben können und wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren. Wir dienen in Schweden Alle jetzt ohne Lohn — und wären nur Ew. Majestät selbst bei der Armee, würde doch der nämliche Geist herrschen. So lange aber Ew. Majestät aus ihrem Reiche entfernt sind, geht es nicht so leicht. Und vor Gott spreche ich es aus, Ew. Majestät mögen nun meine

Bayerische Staatsbibliothek München

Worte gnädig oder ungnädig aufnehmen, kehren Ew. Majestät nicht zurück, so geht das Reich verloren.«

Carl: »Wir nehmen, was Ihr sagt, nicht böse auf, denn Ihr redet aus wohlmeinendem Herzen; den Senat aber entschuldigt Ihr zu sehr. Wir wollen Euch Briefe an die Prinzessin mitgeben und Ihr sollt Euren Weg über Cassel nehmen, um den Landgrafen unsere weitere Einwilligung zu überbringen, denn Wir haben das völlige Einverständniß der Prinzessin erhalten. Dem Erbprinzen sollt Ihr sagen, daß es Uns lieb sein würde, wenn Wir ihn nach Unsrer Ankunft in Stralsund dort bei Uns sähen; von dem Oberbefehl über das Heer in Schweden aber laßt Euch nichts merken, denn ehe Wir dem Erbprinzen das Commando übertragen, wollen Wir ihn erst persönlich kennen lernen. Ihr sollt Euch auch darüber unterrichten, wie viel Truppen der Landgraf wirklich auf den Beinen hat und wie man sie am Besten gegen Unsre Feinde brauchen könnte. Dann begebt Ihr Euch nach Stralsund und sagt Dücker, er solle Alles bereit halten, von da geht Ihr nach Stockholm und so weiter nach Carlskrona, um die Flotte zum Frühjahr segelfertig zu haben.«

Liewen: »Alles soll geschehn, wie Ew. Majestät befohlen.«

Der König reicht ihm die eine Hand, welche Liewen küßt, mit der andern klopft er ihm auf die Schulter. Sodann entfernt sich Liewen.

Siebenter Auftritt.

(Derſelbe Ort.)

Drei Uhr Morgens. Ein Kammerpage ruft Liewen zum Könige, der bereits aufgeſtanden iſt.

Carl: »Seid Ihr fertig zur Abreiſe, habt Ihr Eure Depeſchen bekommen und Euren Freunden Lebewohl geſagt?«

Liewen: »Ja Ew. Majeſtät, mein Wagen ſteht draußen vor der Thür.«

Carl (Liewen einen verſiegelten Brief an Ulrica Eleonora übergebend): »Ich habe die Prinzeſſin von Allem unterrichtet, was ich dem Senat befohlen habe, denn an ſie kann ich keine Befehle ergehn laſſen, weil ſie über dem Senat ſteht und darauf halten muß, daß Meine Befehle vollzogen werden. Dies müßt Ihr der Prinzeſſin wohl zu verſtehen geben .... Den Herzog grüßt von mir und ſeinem Gouverneur ſagt, er ſolle ihn nicht weichlich erziehn; und wenn der Senat in Schweden Euch fragen ſollte, was ich zu Euch geſagt haben könnte, ſo wißt Ihr von Allem Nichts, habt auch nichts Anderes merken können, als daß ich zufrieden ſei; nur wollte ich ſie daran erinnert haben, meine Befehle, die ſie vermuthlich bald von einem näheren Orte als Demotica erhalten würden, ſchleunig zu vollziehen .... Ihr, oder Euer Vater, habt Viel bei der Reduktion verloren; das können Wir nicht ändern. Aber die Sta-

roſtei Marienburg ſollt Ihr wiederbekommen*) und Wir haben befohlen, das Nöthige auszufertigen. Und nun Gott mit Euch!«

Liewen dankt unterthänigſt, küßt dem Könige die Hand und begiebt ſich zu ſeinem Reiſewagen.**)

Achter Auftritt.

(Stralſund.)

Ein heftiges Klopfen läßt ſich an der Pforte vor dem Hauſe des Gouverneurs hören. Gleich darauf tritt der Kammerdiener mit einem brennenden Licht in das Schlafzimmer.

General Dücker (reibt ſich die Augen, dehnt ſich und gähnt): »Iſt ſchon Reveille geſchlagen?«

Der Kammerdiener: »Nein, Herr General! Die Uhr iſt halb Vier.«

Dücker (richtet ſich haſtig im Bett auf): »Was giebt es?«

Der Kammerdiener: »Einer der Freiwilligen, von dem wachehabenden Offizier an dem Tribſeerthor abge-

*) Dies Königliche Verſprechen war und blieb ein Luftſchloß. Denn das Schloß Marienburg befand ſich, als Carl daſſelbe an Liewen ſchenkte, in den Händen der Ruſſen und iſt auch ſeitdem ununterbrochen in deren Beſitz geblieben.

**) Der vierte bis ſiebente Auftritt gründen ſich auf den Bericht des Reichsraths Liewen über ſeine ſechs Geſpräche mit Carl XII. in Demotica.

ſchickt, behauptet, dem Herrn General etwas Wichtiges melden zu müſſen.«

Dücker: »Laß ihn ſogleich hinein und gieb mir meine Kleider her, falls ich aufſtehn muß.«

Der Soldat tritt ein, richtet ſich und macht die üblichen Honneurs am Hut: »Gott erhalte den Herrn General! Vor dem Tribſeerthor halten zwei fremde Herren zu Pferde, die angeben, daß ſie Capitaine in ſchwediſchen Dienſten ſeien und von Sr. Majeſtät aus der Türkei kämen. Sie verlangen, ſogleich eingelaſſen zu werden und mit dem Herrn General ſprechen zu dürfen. Der Fähnrich von der Wache läßt anfragen, was der Herr General befehlen?«

Dücker: »Wie heißen die beiden Fremden?«

Der Soldat: »Der Eine nennt ſich Carl Friſch, der Andre Erich Ungern.«

Dücker: »Ich erinnere mich keiner Offiziere dieſes Namens.«

Der Soldat: »Gott erhalte den gnädigen Herrn General! Sie ſind auch nicht wie Offiziere gekleidet. Zwar blinkt im Mondſchein eine Goldſchnur um des Capitain Friſch Hut, aber unter dem blauen Mantel, der ihm loſe über die Schulter hängt, hat er einen braunen Rock und er ſieht auch, mit Verlaub zu ſagen, ſehr trotzig aus mit ſeiner großen, krummen Naſe und mit dem ſchwarzen Haar, das ihm weit ins Geſicht geht.«

Dücker: »Nach Deiner Beſchreibung, Burſche! kenne ich den Herrn eben ſo wenig von Anſehn, als ich bisher jemals ſeinen oder ſeines Gefährten Namen gehört habe. Aber das thut Nichts zur Sache. Es giebt

ohne Zweifel Hunderte unter unſren jüngeren Offizieren, die mir völlig unbekannt ſind, und da ſie ſagen, daß ſie aus der Türkei kommen, ſo können ſie Nachrichten von dem höchſten Intereſſe mitzutheilen haben .... Laßt alſo die beiden Herren zum Feſtungsthor hinein und führt ſie ſogleich zu mir her.«

Der Soldat: »Gott erhalte den gnädigen Herrn General! Soll der Wegweiſer, den ſie mit hatten, ihnen folgen?«

Dücker (nickt): »Mag ſein! Aber ſage dem Fähnrich, er ſolle ihnen auf jeden Fall einen Corporal nebſt einigen Mann mitgeben.«

Der Soldat (richtet ſich und macht die Honneurs am Hut): »Gott erhalte den gnädigen Herrn General! Soll geſchehn!«

Dücker (während ihm der Kammerdiener beim Anzug hilft): »Es iſt verdammt ſchöner Mondſchein heut Morgen. Ich habe Luſt, herunter auf die Straße zu gehn und die Fremden ganz unbemerkt auszuforſchen.«

Nachdem Dücker die Uniform angezogen und ſeinen Degen angeſchnallt hat, begiebt er ſich hinaus. Wenige Schritt von der Thür begegnet er den beiden Fremden und ihren Begleitern. Man begrüßt ſich von beiden Seiten. Der Oberſt blickt die Fremden ſcharf an. Seltſame Gedanken ſteigen bei ihm auf, er wird immer aufmerkſamer, aufgeregter ... ſcheint den einen Fremden faſt mit ſeinen Augen verſchlingen zu wollen. »Erlaubt mir, Ihr Herren, nach Eurem Namen zu fragen?« ſagt Dücker, die Ohren ſpitzend, um auch nicht den kleinſten Ton von der Stimme der Antwortenden zu verlie-

ren; kaum aber hat er von den Lippen des Einen die mit klangvoller Stimme ausgesprochenen Worte: „Capitain Carl Frisch“ gehört, so fällt er im Uebermaaß freudiger Ueberraschung auf die Knie und bittet, Se. Majestät möge von seinem Hause und Allem, was darin sei, Besitz nehmen.

Carl XII. (lächelnd): „Ihr seid, wie ich sehe, schwerer zu täuschen, lieber Dücker, als die Herren in Cassel, die in meinem andern Begleiter von Rosen, der während der Reise sich Johann Palm nannte, durchaus meine Person wieder erkennen wollten. Das Anerbieten, Euer Gast zu sein, nehme ich um so viel lieber an, als wir Uns von einer Tag- und Nachtreise von sechszehn mal vier und zwanzig Stunden und 286 Meilen ziemlich ermüdet fühlen. Eine Strecke durch Ungern mußten wir fahren, eine andere Strecke zu Fuß gehn, den übrigen Theil der Reise über sind wir, wie es Kriegsmännern geziemt und ansteht, geritten. Erich Ungern (er zeigt dabei scherzend auf Düring) fiel einmal vor Mattigkeit bewußtlos vom Pferde.“

Dücker (schlägt die Hände zusammen): „Aber Ew. Majestät halten Alles aus.“

Carl (nimmt aus der Rocktasche eine Hand voll Dukaten und giebt sie dem Wegweiser): „Dies für Eure Mühe Lebt wohl, Freund!“

Der Wegweiser, der während des Gesprächs zwischen Dücker und dem Könige gaffend umher gekuckt hat, streicht schnell die Pelzmütze vom Kopf, läßt die Dukaten in der Hand klingen, verbeugt sich bis zur Erde und geht.

Von Dücker und Düring gefolgt, verfügt ſich Carl hinauf in die Zimmer des Gouverneurs.

Dücker (bemerkt theilnehmend und beſorgt den hinkenden Gang des Königs): „Ew. Majeſtät wird das Gehen ſchwer. Ew. Majeſtät haben ſich doch nicht Schaden gethan?“

Carl (gleichgültig): „Läpperei! Vielleicht etwas durchgeſcheuert am Bein, nichts Andres! Das iſt nicht zu verwundern, da wir länger als acht Tage und während eines Rittes von hundert Meilen die Stiefeln nicht von den Füßen gehabt haben. Vor Allem will ich mich jetzt von dieſen befreien.“ (Nimmt die ſchwarze Perücke vom Kopf und wirft ſie nachläſſig bei Seite.)

Dücker: „Geſtatten mir Ew. Majeſtät, nach einem Feldſcheer zu ſchicken, damit dieſer den Schaden unterſuche und das Nöthige anordne?“

Carl: „Sehr gern, doch unter der Bedingung, daß Ihr gleichzeitig nach einem Schneider ſchickt, der mir ſogleich neue Kleider macht. Die alten, welche ich jetzt trage, haben ihre Zeit ausgedient.“

Dücker: „Ew. Majeſtät Befehle ſollen augenblicklich vollſtreckt werden.“

Carl: „Uebrigens diene zur Nachachtung, daß ich heute ausruhn will und außer Euch, Wellingk und Liewen keinen Beſuch annehme.“*)

*) Dieſer ganze Auftritt gründet ſich auf einen gleichzeitigen Bericht über Carl's XII. Ankunft in Stralſund am 22. November 1714.

Neunter Auftritt.

(Gegend beim Triebseerthor.)

Ein Landmann von der Insel Rügen und ein Stralsunder Bürger im Gespräch.

Der Bürger: „Es war am Donnerstag, den 22. November, wo der König hier anlangte und zwei Stunden hernach, obgleich er gleich nach 3 Uhr Morgens kam, war die ganze Stadt in Bewegung.“

Der Landmann: „Das glaub' ich wohl. Wer doch da hier gewesen wäre und unsern theuren König gesehn hätte!“

Der Bürger: „An dem Tage hättet Ihr ihn nicht zu sehn bekommen. Er ruhte von den Strapazen seiner langen, wunderbaren Reise aus, ließ sich von einem Feldscheer eine häßliche Scheuerwunde an dem einen Bein verbinden und nahm nur zwei oder drei Generale an. Den Tag drauf aber hatte der ganze Magistrat und die Geistlichkeit Audienz und — was meint Ihr wohl! — Se. Majestät geruhte, mit einem Mal die Mitglieder des Magistrats sammt und sonders mit dem Adel zu begnadigen. Später hättet Ihr dabei sein sollen, denn da ließ sich der König öffentlich sehn und ritt mit der ganzen Generalität aus nach dem Krimperthor, wo er einige Regimenter vor sich exercieren ließ. Am folgenden Sonntag (ich meine vorgestern, den 25.) wurde ein Dankfest für die glückliche Ankunft Sr. Majestät hierselbst gehalten, wo er in eigner Person mit der gan-

zen Generalität den Gottesdienſt in der St. Nicolai-Kirche beſuchte.«

Der Landmann: »Das war wohl das letzte Mal, wo ſich der König öffentlich zeigte?«

Der Bürger: »Geduld nur! Die Truppen, die mit dem König in der Türkei waren, werden jeden Augenblick erwartet und ſollen ihren Einzug durch eben daſſelbe Thor halten, wo Se. Majeſtät ſelbſt vor einigen Tagen hineingekommen iſt. Und wetten will ich, er reitet ſeinen tapferen Kriegskameraden in Leid und in Freud entgegen.«

Der Landmann: »Gern wollte ich die Wette verlieren, wenn ich nur ſo glücklich wäre und die Heldenmajeſtät gehörig zu ſehn bekäme, die keine Gefahr erſchrecken und keine Uebermacht bezwingen kann. Die Türken nennen ihn ja wohl den Eiſenkopf?«

Der Bürger: »Ja, oder wie ſie in ihrer Sprache ſagen: Demir Baſch.«

Der Landmann: »Kommt es mir doch vor, als finge dort auf dem Felde etwas an zu kriechen, ſo wie ein ſchwarzer Schatten gegen die weiße See! Was mag das ſein?«

Der Bürger: »Kreuz Element! Wahrlich! — Nun das will ich Euch erklären, denn nun iſt's klar wie der Tag: das ſind die Unſrigen, die aus der Türkei zurückkehren. Paßt auf, nun wird ſich auch gleich Se. Majeſtät von der Stadt her zeigen (kehrt ſich um), ſagt ich nicht? Da iſt er!«

Carl XII. reitet aus dem Stadtthor, zu ſeinen beiden Seiten v. Roſen und Düring, ſo aber, daß das

Roß des Königs ihnen voran iſt, in einiger Entfernung dahinter General Dücker mit einem zahlreichen Stabe. Ueberall drängen ſich die Leute dem Könige in den Weg, um ihn zu ſehn. Laut jubelnd ſchwingen die Männer ihre Hüte in der Luft. Carl grüßt ungekünſtelt, aber mit einem gewiſſen Ernſt nach allen Seiten.

Der Bürger: »Nun, ſeht Ihr ihn jetzt?«

Der Landmann: »Stört mich nicht! Um ordentlich zu ſehn, darf ich nicht Athem holen, noch weniger reden.«

Die anrückenden Truppen empfangen den König mit lautem Freudenruf. Er ſpricht aufmunternd und herzlich zu ihnen. Die Mannſchaft antwortet mit mehrmals wiederholtem: »Es lebe der König! Hurrah!«

Carl (winkt den Anführer der Truppen, den General-Adjudanten Roos, zu ſich heran): »Hört, Axel Roos! Wie viel von dieſen Leuten haben zugleich mit uns gegen die Türken und Tartaren in Bender geſtritten?«

Roos: »Dreißig Mann, Ew. Majeſtät!«

Carl: »Jedem von ihnen ſchenke ich für ſein tapferes Benehmen 10 Dukaten; Ihr werdet dieſe 300 Dukaten erhalten, ſobald Ihr mir eine Liſte der Leute mit ihren Namen vorlegt Wir wollen, die Nachwelt ſoll eben ſo wenig die Namen dieſer Treuen und Tapfern, als derjenigen vergeſſen, die Uns in der Stunde der Gefahr verließen.«

Während Roos im Namen der Beſchenkten dankt, kommt ein Adjudant in Galopp angeritten und flüſtert General Dücker einige Worte ins Ohr.

Dücker (nähert ſich dem König): »Se. Hoheit

der junge Herzog von Holstein wird augenblicklich hier sein, um Ew. Majestät seine Aufwartung zu machen.«

Carl (mit lebhafter Freude): »Gott sei gepriesen! So werde ich endlich meinen Neffen, den einzigen Sohn meiner unvergeßlichen Schwester, von Auge zu Auge sehn! . . Wo ist er? wann kommt er?«

Dücker (zeigt auf die Landstraße hin): »Irre ich nicht, so ist jenes dort der Reisewagen des Herzogs.«

Carl giebt seinem Pferde die Sporen und reitet dem Wagen entgegen. Dieser hält still, der Herzog steigt aus und eilt dem König entgegen. Carl steigt vom Pferde . . . Onkel und Neffe liegen, Brust an Brust, sich in den Armen.

Der Envoyé von Fabricius, der Reisebegleiter des Herzogs, bleibt in einiger Entfernung stehn und betrachtet mit Rührung, doch nicht ohne Berechnung, die gegenseitigen Zärtlichkeitsbezeugungen der beiden hohen Verwandten.

Zehnter Auftritt.

Stockholm.

(Der geheime Audienzsaal im Ritterhause.)

In einem hohen Lehnstuhl, dessen Sitz und Lehne mit schwarzem Leder bezogen, sitzt am obersten Ende eines langen, mit rothem Tuche beschlagenen Tisches der Kanzlei-Präsident und Königl. Rath Graf Horn; weiter herunter zu beiden Seiten der Landmarschall und die

Sprecher der drei übrigen Stände, sowie zwei Abgeordnete aus jedem Stande.

Horn: „Im Namen und Auftrage des Senats habe ich die Herren zu dieser geheimen Zusammenkunft berufen, um eine Sache von außerordentlicher Wichtigkeit zu berathen. Es handelt sich um die Mittel zur Fortsetzung des Kriegs, oder um die Möglichkeit des Friedens . . .

(Heftige Bewegung, heftiges Flüstern unter den Abgeordneten der Stände.)

„Ich bitte die Herren, ein wenig Geduld zu haben und mich nicht zu unterbrechen. Zuerst werde ich Sie von der Lage und Stellung der Dinge in Kenntniß setzen, später bitte ich um Ihr Urtheil und Ihren einsichtigen Rath . . . Der König von Frankreich, die gegenwärtige Lage Schwedens hochgesinnt beherzigend, hat unsren verehrten Landsmann, den Generallieutenant Baron Erich Sparre, an unsern allergnädigsten König mit dem Auftrage gesandt, ihm das dringende Bedürfniß einer Versöhnung zwischen den streitenden Mächten Europa's vorzustellen und sich erboten, dazu hülfreiche Hand zu leisten. Baron Sparre, der einen eigenhändigen Brief König Ludwig's an unsre allergnädigste Majestät mit sich führte, nahm den Weg über Hamburg, um sich dort mit unsrem verehrten Amtsbruder Grafen Wellingk zu besprechen, welcher von der Regierung offene Vollmacht erhalten hat, unter Vermittelung unsrer Freunde Friedensunterhandlungen anzuknüpfen. Graf Wellingk setzte acht Punkte schriftlich auf, welche Baron Sparre nach der Türkei mitnahm, um sie Sr. Majestät, unserem allergnädigsten Könige,

ans Herz zu legen. Leider! (Horn zuckt die Achseln und runzelt die Stirn) hält Se. Majestät dafür, daß seine gerechte Sache mit den unrechtmäßigen Handlungen und Ansprüchen der Feinde nicht verglichen werden könne und Se. Excellenz Graf Wellingk hat die Hoffnung aufgegeben, daß irgend eine Macht sich dem Vermittlungswerke werde unterziehen wollen, nachdem unser allergnädigster König jeden Vergleichsvorschlag verworfen hat.«

(Neues und heftiges Flüstern unter den Abgeordneten der Stände.)

Der Landmarschall Baron Creutz: »Ritterschaft und Adel haben bereits den Beschluß gefaßt, daß die Friedensunterhandlungen ohne Aufschub beginnen müssen.«

Horn (mit verstelltem Unwillen): »Dennoch glaubt die Regierung zögern zu müssen, von hier aus irgend eine Friedensunterhandlung zu beginnen, indem sie besorgt, dadurch diejenige stören zu können, welche möglicherweise Se. Majestät selbst von der Türkei aus eingeleitet hat.«

Erzbischof Spegel: »Eine sehr anpreisenswerthe Vorsicht, die nur im höchsten Maaße gebilligt und zur Beachtung für die Zukunft anempfohlen werden kann.«

Der Sprecher des Bauernstands (lebhaft): »Entschuldigt, Herr Erzbischof, aber unser Stand ist mit dem hochlöblichen Adel übereingekommen, daß sogleich wegen Frieden verhandelt werden soll und die Geistlichen und Bürger sind aufgefordert worden, sich mit der Ritterschaft und mit uns zu vereinigen.«

Einer vom Adel: »Kommen die Stände nach Hause, ohne die Gewißheit des Friedens zu bringen und erzäh-

len nur von neuen Auflagen, ſo könnte leicht Aufruhr entſtehen.«

Ein Geiſtlicher: »Bringen wir keine ſichere Friedensnachricht, ſo wagen wir uns nicht wieder in unſere Heimath.«

Ein Bürger: »Ehe wir den verarmenden und verödenden Krieg fortſetzen, lieber werfen wir Se. Majeſtät und uns in die Arme des Kaiſers, und Englands, Frankreichs und Hollands. Wenn ſie Schweden um ihrer Intereſſen willen erhalten haben wollen, ſo werden ſie wohl einen beſſeren Frieden, als ein Potentat allein, vermitteln.«

Ein Bauer: »Einem meiner Mitbrüder, der in Privatangelegenheiten den Reichstag verlaſſen und nach Hauſe reiſen mußte, iſt es bereits begegnet, daß er, als ihn bei ſeiner Rückkehr die Bauern, die ihn bevollmächtigt hatten, fragten: was für Beſcheid er mitbrächte und er antwortete, daß er keinen mitbringe, Schläge bekam.«

Horn (feierlich): »Das Reſultat dieſer Berathung« . . . .

Die Thür wird plötzlich aufgeriſſen und der Generallieutenant Baron von Liewen tritt im Reiſeanzuge ein.

Horn (mit ſtrengem Blick und Ton): »Was, Generallieutenant Liewen, veranlaßt Euch, ohne vorher nachgeſuchte Erlaubniß einzutreten und unſre wichtigen Berathungen zu unterbrechen?«

Liewen (mit erhobener Stimme): »Eine angenehme und frohe Botſchaft: unſer großer König befindet

ſich wieder mitten unter ſeinem Volke. Von Stralſund, wo ich die Ehre hatte, ihm aufzuwarten, hat mich Se. Majeſtät zur Hauptſtadt geſchickt, um ſie mit dieſer großen Zeitung zu erfreuen und um in ſeinem Namen zu erkennen zu geben: wie Se. Majeſtät das gute Vertrauen zu der Bereitwilligkeit der Bürgerſchaft habe, ſie werde zur Ausführung ſeiner Pläne alles Mögliche aufbieten und die nöthigen Mittel beſchaffen. Keiner möge daran zweifeln, daß nicht auch Se. Majeſtät den Frieden wünſchen, aber ſie wollen zugleich einen ehrenvollen und dauernden Frieden. Die Bürgerſchaft, wenn ſie Vorſchüſſe machen will, ſoll jede Sicherheit haben, die ſie ſelbſt wünſcht, und nach ihrer Wahl und ihrem Begehren, Pfand erhalten.«

Allgemeiner Aufſtand, allgemeine Verwirrung.

Erzbiſchof Spegel ſchiebt ſeinen Stuhl vom Tiſch und wirft ſich mit Freudenthränen Liewen in die Arme. Sorge malt ſich in den Geſichtern des Sprechers und der Mitglieder des Bürgerſtands. Die Bauern ſcheinen verblüfft und kratzen ſich hinter den Ohren. Die Adligen ſehen bald den Landmarſchall, bald den Kanzleipräſidenten an, der mit undurchdringlicher Ruhe umherblickt. Die Geiſtlichen kauen in ſichtbarer Verlegenheit an den Nägeln.

Horn (mit Würde): »Die Sitzung iſt beendet, meine Herren. Ich eile in den Senat, wohin Ihr, Herr Generallieutenant, mir folgen wollt, um das frohe Ereigniß zu melden. Der Oberſtatthalter muß ſogleich gerufen werden, um ohne Säumen die Nachricht unter der Bevölkerung der Hauptſtadt zu verbreiten, ſowie

Anſtalten wegen des Te Deums und wegen öffentlicher Freudenfeſte zu treffen.

Horn geht, von Liewen gefolgt. Hals über Kopf trennt ſich die Verſammlung.

Elfter Auftritt.

(Ein Zimmer bei der Gräfin Teſſin.)

In Kiſſen eingebettet liegt die Gräfin Teſſin auf dem Sopha. Der Königl. Rath geht mit düſtrer Miene ſtillſchweigend auf und ab.

Die Gräfin (mit matter Stimme): »Nikodemus!«

Teſſin (wie aus einem ſchweren Traum erwachend, eilt zum Sopha): »Hier bin ich, Hedwig!«

Die Gräfin: »Es zerſchneidet mir das Herz, Dich ſo betrübt zu ſehen.«

Teſſin (ſeufzend): »Von Eiſen, ein Stock oder Stein müßte ich ſein, könnte ich mich in meiner Lage anders als grenzenlos niedergeſchlagen fühlen. Du, mein Weib, das ich ſo innig liebe, beſtändig krank, ſelbſt an Deiner völligen Geneſung zweifelnd. Mein König, in ſo vieler Hinſicht groß und von der Natur beſtimmt, noch weit größer zu werden, ſchon 14 Jahr von ſeinem Volke und Lande getrennt, das er vielleicht niemals wiederſehn wird und das er mit den beſten Abſichten in namenloſes Elend, in ſo tiefes Elend geſtürzt hat, daß das Herz blutet und der Gedanke ſchaudert, wenn man dieſen Abgrund ermeſſen will, aus dem gleichwohl nur

ſeine Rückkehr und ein halbes Wunder uns würde retten können.«

Die Gräfin (zärtlich): »Laß meine Lage keinen Stein zu Deiner ohnehin ſchon ſo ſchweren Bürde fügen, theurer Mann! Ich danke Gott für jede Stunde, die ich noch an Deiner Seite verleben darf; aber wenn dereinſt die unvermeidliche Trennungsſtunde ſchlägt, ſo hoffe, bitte und beſchwöre ich Dich, trage dieſe Widerwärtigkeit mit derſelben Faſſung, wie Du alle andern ertrugſt. Unſere Kinder ſind ſchon in dem Alter, daß ſie meiner Aufſicht nicht mehr bedürfen.«

Teſſin: »Grade jetzt ſollte Carl Guſtav auf Reiſen in fremde Länder geſchickt werden, um die Welt außer dem Hauſe kennen zu lernen und die Meiſterwerke der Kunſt in ihrem wahren Heimathlande zu ſtudiren. Wie Du weißt, haben der König und die verwittwete Königin mir dazu die Mittel gnädigſt angewieſen. Auch iſt es mir geglückt ihm einen in jeder Beziehung tüchtigen Mentor, mit Namen Weslander, zu verſchaffen. Aber ich bin unſchlüſſig, ob ich ihn die Reiſe antreten laſſen ſoll, ſo lange Deine Geſundheit ſo ſchwankend, ſo gebrechlich iſt.«

Die Gräfin (ſchwermüthig lächelnd): »Sagt Dir nicht Dein eigenes Herz, daß es mein Leiden vermehren und mein Ende beſchleunigen würde, wenn ich beſorgen müßte, daß meine gebrechliche Hülle auch um einen Augenblick Deinen Wünſchen und Carl Guſtav's weiterer Ausbildung im Wege ſtände? Möge er reiſen, von unſeren gemeinſamen Seegenswünſchen begleitet! Und öffnen ſich ihm die Mutterarme nicht mehr bei ſeiner

Heimkehr, ſo werden an ihrer Statt die Gebete einer Mutter ſein Fürſprecher werden bei dem, von welchem alles Gute kommt.“

Teſſin fällt der Gräfin um den Hals. Ihre Thränen vermiſchen ſich. Ein Bedienter tritt ein, bleibt an der Thür ſtehn, verneigt ſich tief und meldet: „Ein Page von Ihrer Majeſtät der verwittweten Königin.“

Teſſin (zu ſeiner Gattin): „Gewiß ſoll er ſich nach Deinem Befinden erkundigen. (Zum Bedienten): Er mag herein kommen.“

Der Bediente verbeugt ſich wieder und geht. Gleich darauf öffnet ſich die Thür aufs Neue und der Page tritt ein.

Der Page (Teſſin und die Gräfin ehrerbietig begrüßend): „Mit Briefen Sr. Majeſtät des Königs an Ihre Majeſtät trafen auch dieſe zwei Briefe an Ew. Excellenz ein.“ Mit einer Verbeugung überreicht er Teſſin die Briefe.

Teſſin (mit Würde): „Legt mich und meine Gemahlin Ihrer Majeſtät zu Füßen und meldet unſre unterthänige Ehrfurcht und Dankbarkeit.“

Der Page verneigt ſich und geht.

Teſſin (nachdem er den einen Brief durchblickt): „Was iſt das? (lieſt den zweiten) O mein großer König, wie ſoll ich mich für ſo viel Gnade, für ſo großes Vertrauen dankbar genug erweiſen... Was glaubſt Du wohl, Hedwig! Se. Majeſtät hat mich zum Grafen ernannt und mir das Kanzleramt bei der Univerſität Lund übertragen.“

Die Gräfin: „Daß Du das Erſte früher oder ſpä-

ter werden würdeſt, deſſen war ich gewiß. Innig aber bin ich erfreut, die Stunde erlebt zu haben, wo ich auch ohne meine Geburt, durch Dich zu der höchſten Auszeichnung im Reiche berechtigt werde.«

Teſſin: »Nur Deine Freundſchaft, Geliebte, kann auf Koſten des Glanzes, der ſchon Deine Wiege umgab, dieſe neue Erhöhung ſo ſchätzen. — Was mich bei dieſer Gelegenheit, mehr ſogar als die Auszeichnung ſelbſt freut, iſt, daß ich ſie mir nicht durch Ohrenbläſerei oder durch Beiſeitſetzung meiner Pflichten gegen unſer armes Vaterland und meine bedrängten Landsleute erworben habe. Zwar eifre ich im Senat für Gehorſam und raſche Vollziehung der Befehle des Königs; verlangt aber das allgemeine Beſte, von der Leber weg zu ſprechen und ſelbſt einen Beſchluß zu faſſen, der künftig einmal Anſtoß finden könnte, ſo weiß ich mein Gewiſſen frei davon, jemals aus Menſchenfurcht mit meiner Ueberzeugung unterhandelt zu haben.«

Die Gräfin: »Biſt Du heut frei vom Senat?«

Teſſin: »Glücklicher Weiſe, ja. Denn Graf Horn hält heut eine geheime Sitzung mit einem Ausſchuß der Stände. Aber aus Anlaß deſſen werden Morgen unſre Berathungen deſto verwickelter ſein.«

Der neunzehnjährige Carl Guſtav Teſſin ſtürzt athemlos und freudeſtrahlend mit dem Ausruf: »Mein Vater! meine Mutter!« in das Zimmer.

Teſſin der Aeltere (ſcheltend): »Wie unpaſſend, mein Sohn, ſo hereinzuſtürzen. Und noch unverzeihlicher, daß Du Dich auf ſo unziemliche Weiſe Deiner verehrungswürdigen kranken Mutter nahſt.«

Teſſin der Jüngere (heftig): „Verzeiht geliebte Eltern! Und gewiß, Ihr verzeiht mir, ſobald ich habe ſagen können, was ich erfuhr. — Auf der Straße begegnete ich Se. Excellenz Horn, der mit General Liewen vom Ritterhauſe fuhr und ſah mit meinen eigenen Augen, hörte mit meinen eigenen Ohren, wie der General fortwährend den Kopf aus dem Wagenfenſter ſteckte und den Vorübergehenden zurief: Se. Majeſtät ſeien in ihre Staaten zurückgekehrt und befänden ſich bereits in Stralſund.“

Die Gräfin (aufſpringend): „Um Gottes Willen, ſag' mir ob ich träume oder wache?“

Teſſin der Aeltere: „Und weißt Du das ſicher, was Du ſagſt, Carl Guſtav?“

Teſſin der Jüngere: „So ſicher, als ich weiß, daß meine theure Mutter vollkommen wach und bei Sinnen iſt.“

Teſſin der Aeltere: „Ich muß einen Boten an den Kanzleipräſidenten ſenden.“

Teſſin der ältere iſt im Begriff zu gehn, als ihm in der Thür der Bediente begegnet und die Aufforderung überbringt, ſich ſobald als möglich zu einer außerordentlichen Sitzung im Senat einzufinden.

Wir halten hier ein, um den Leſer zu unterrichten, daß in der Zeit zwiſchen dem vorhergehenden und dem nächſtfolgenden Auftritte Teſſin ſeinen Sohn unter Aufſicht des ſpäteren Aſſeſſors im Commerce-Collegium, Johann Weslander, auf Reiſen in das Ausland

ſchickte. Aus dem Briefwechſel zwiſchen Vater und Sohn und zwar aus Briefen des Vaters geben wir nachfolgende kurze Auszüge.

Den 15. December 1714.

— — — »Monsieur l'Envoye m'a fait le plaisir de me notifier dabord vostre heureus' arrive à Paris. Je suis ravy qu'il soit content sur vostre sujeet et celluy de vostre compagnie, comm'aussy de desseins et estampes, que vous avez apportez d'icy. — -- — Mademoiselle vostre soeur, l'aisnèe, a recû il y a trois jours une de vos lettres, et en mesme temps Madame vostre mere un'autre, qui l'a fort consolée dans sa maladie.« — —

Den 18. December 1714.

»A la fin, mon cher fils, le coup fatal, qui nousa menacè depuis bien des annèes, vient d'arriver. Je me vois privè d'une femme si cherie, et vous d'une mere si tendre. Tell'a estè la destinèe de la Providence Divine, à laquell'il faut se resigner dans tout evenement.

Mon esprit est encore trop agité, pour en dire d'avantage. Consolez vous de mesme, comme je tacherais de faire avec vos deux soeurs, aux quelles la violence d'une playe si freche renouvelle, lors qu'elles songent combien cette perte doit estre sensible à un Frere, qui leur est si cher que vous. Tant que cette tendresse mutuelle durera, j'ose respondre d'une benediction entiere pour le reste de vos jours Je fairois tout ce que je pourrois, pour me survainere, dans le trist éstat, ou je me trouve, et je prierois le bon Dieu d'allonger ma

vie, plûtot pour vous autres, que pour moy mesme. Je suis avec toutte la tendresse requise,

Vostre tres fidel Pere
N. Tessin.

Den 25. December 1714.

» Mon cher Fils, il y a aujourdhuy huiet jours, que vous aurez appris la tristè nouvelle de la mort de feue vostre chere Mere. Je souhaitte que vous l'ayez supportè avec la reflexion dùe, que parmy les mortels il n'y a rien de stable, et que c'est un tribut, que nous devont tous all' Eternité; heureux ceux, lesquels à ce pas inevitable se trouvent preparès de rencontrer la mort avec cett' intrepiditè requise d'un vray Chrestien. Tant que vostre conduite sera telle, que vostre conscience n'aura rien à vous reprocher, vous pourrez toujours compter sur cette tranquilitè d'ame, qui peut tout survaincre. Vos deux soeurs, les quelles ont estèes inconsolables, commencent à se fortifier. Elles vous saluent tres tendrement. « — — —

Zwölfter Auftritt.

(Der Sitzungs-Saal des Senats.)

Am äußerſten Ende des Zimmers unter einem Thronhimmel von Purpurſammet mit Franzen und Gallonen von Gold, ſteht am oberſten Ende eines langen

mit rothem goldgallonirten Tuche bezogenen Tiſche ein vergoldeter Lehnſtuhl. Zu beiden Seiten des Tiſches ſtehn vergoldete Seſſel. Dieſe werden nach und nach je nach dem Dienſtalter von den Königl. Räthen eingenommen. Auf der rechten Seite zunächſt dem leeren Stuhle unter dem Thronhimmel nimmt Carl Gyllenſtjerna, der einzige noch lebende Rathsherr aus Carls XI. Zeit Platz. Der Platz ihm grade gegenüber bleibt leer; er gehört Piper, der jetzt in ruſſiſcher Gefangenſchaft verſchmachtet. Neben Carl Gyllenſtjerna ſteht ein leerer Stuhl für Nils Gyllenſtjerna, der ſich in Amtsgeſchäften im ſüdlichen Schweden aufhält, auch der Platz dieſem gegenüber bleibt leer, denn auch Rehnſkjöld iſt des Czars Gefangener. Nils Gyllenſtjerna's Nachbar iſt Stromberg, dieſem gegenüber ſitzt Horn, Stromberg zur Seite nimmt Spens Platz und Spens gegenüber ſteht ein leerer Stuhl für Wellingk, dem gegenwärtig ſein Wirkungskreis auf dem Feſtlande Europas angewieſen iſt. Zwiſchen Spens undFerſen bleibt ein Stuhl leer für Stenbock, der Sieger über die Dänen bei Helſingborg iſt jetzt Gefangener in Dänemark. Die beiden Plätze grade gegenüber gehören Cronhjelm und Reenſtjerna. Teſſin ſitzt auf der rechten Seite nach unten zu neben Ferſen; der letzte Platz auf der linken Seite ſteht leer, denn Meyerfelt verwaltet das Amt des General-Gouverneurs in Pommern. Am unterſten Ende des Tiſches ſteht, des Befehls des Senats harrend, der Staatsſecretair Bark.

Carl Gyllenſtjerna: „Der Gegenſtand unſrer heutigen Berathungen iſt die bevorſtehende Ankunft Sr. Durchlaucht des Erbprinzen von Heſſen, von der uns Se. Majeſtät in dem gnädigen Erlaſſe vom 19. November des verfloſſenen Jahrs (1714) Kenntniß gegeben hat. Der Herr Staatsſekretair wolle den hohen Erlaß laut vorleſen.“

Back verlieſt den Königlichen Brief, der den Befehl enthält, den Erbprinzen mit allen Ehren in Schweden zu empfangen und zu bewirthen.

Teſſin. „Ew. Excellenzien habe ich davon zu unterrichten, daß Se. Majeſtät ein beſonderes gnädiges Schreiben an mich mit Befehlen über denſelben Gegenſtand erlaſſen hat.“

Es erhebt ſich nun eine weitläuftige Berathung, wie und wer den Landgrafen empfangen und ihm das Geleit geben ſolle, über die Bewirthung des hohen Gaſtes und die zur Beſtreitung derſelben nöthigen Geldmittel ſo wie darüber, wie es mit dem Hauſe, das der Landgraf ſelbſt durch den General-Lieutenant Rauck habe miethen laſſen und mit der Tafel, die Se. Durchlaucht dort dürfte halten wollen, werden ſolle. Außerdem wird für nöthig erachtet, vorläufig über ein oder das andere Erforderliche ſich zu vereinigen, damit ſpäterhin keine Verwirrung entſtehe. Zuletzt wird beſchloſſen, daß nur das Weſentlichſte deſſen, was hier geſprochen worden, im Protokoll verzeichnet werden ſolle.

Horn: „Da Se. Majeſtät befohlen haben, dem Landgrafen alle Ehre zu erweiſen, ſo dürfte es weniger

gegen Sr. Majeſtät Willen ſein, wenn man bei dieſer Gelegenheit zu viel als wenn man zu wenig thut.

Teſſin: „Se. Majeſtät haben mir gnädigſt anbefohlen, wegen des Geleits und des Unterhalts auf der Reiſe jede mögliche Fürſorge zu tragen, ſo weit es nehmlich, wie es in dem Erlaſſe wörtlich heißt, mein Departement betrifft. Ich bitte den gnädigen Erlaß des Königs ſchleunigſt zu verleſen. (Dies geſchieht, worauf Teſſin fortfährt): Da der Landgraf von Heſſen-Caſſel von Schoonen aus Geleit und Bewirthung erhalten ſoll, ſo habe ich an dieſe und jene Anſtalten gedacht, die ich jedoch der geneigten Beurtheilung Ew. Excellenzien unterwerfen will. Zum Beiſpiel: ob nicht der General-Major Palmquiſt hierzu zu gebrauchen ſein könnte, da ein General-Lieutenant gegenwärtig nicht anweſend iſt. Sonſt habe ich vom Hofſtaat den Kammerherrn Düben und den Hofjunker, Grafen Gyldenſtolpe auserſehn, um mit zwei Pagen und vier Bedienten ſo wie dem erforderlichen Oeconomie-Perſonal dem Fürſten entgegenzureiſen. Ebenmäßig hat der Hofquartiermeiſter Befehl vorauszureiſen. Aber ob man mit Rückſicht auf den eingetretenen ſtarken Froſt es für angemeſſen findet, ſie abzuſenden, und woher das Geld zur Reiſe genommen werden ſoll, wünſchte ich jetzt gern zu wiſſen. Zwar iſt beſchloſſen, daß die Landeshauptleute angewieſen werden ſollen, für die Beförderung der Abgeſandten unterwegs Sorge zu tragen, und daß die Koſten berechnet und ſpäter erſetzt werden ſollten; unmöglich aber kann es vermieden werden, die Abgeſandten zu unvorhergeſehenen Ausgaben während der Reiſe

mit 4000 Thlrn. Silbermünze, über welche dann ſeiner Zeit Rechnung zu legen ſein würde, auszurüſten. Es iſt daher nöthig, den Staatscommiſſar und Rentmeiſter herauf zu berufen.

Es wird nach dem Staatscommiſſar geſchickt.

Die Kön. Räthe bringen darauf, daß General-Major Palmquiſt zugleich mit den Perſonen vom Hofſtaat je eher je lieber nach Schoonen abreiſen müſſe, um die Ankunft des Landgrafen zu erwarten, welche nah bevorſtehen dürfte. Es wäre ebenſo unpaſſend, wie dem Könige unangenehm, wenn Se. Durchlaucht anlangte, ohne gebührend empfangen zu werden. Auch wird geäußert, man könne den Kön. Rath und Feldmarſchall Grafen Gyllenſtjerna oder auch den General-Lieutenant Burenſkjöld als dort anweſend erſuchen, den Landgrafen, falls er inzwiſchen anlangen ſollte, zu empfangen.

Horn (beleidigt und ſtolz): „Daß Burenſkjöld, der Gouverneur in Schoonen iſt, den Landgrafen erwartet, iſt in der Ordnung, was meinen Schwiegervater, Se. Excellenz Grafen Gyllenſtjerna, anbelangt, ſo wird er, wie ich vermuthe, dem Fürſten bei deſſen Ankunft unaufgefordert ſeine Aufwartung machen. Ohne Zweifel wird ſich der General-Lieutenant Burenſkjöld ein Vergnügen daraus machen, und vielleicht wäre es am Beſten geweſen, ihn ganz allein damit zu beauftragen und ſo zugleich das Geld zu erſparen, was die Reiſe der Abgeſandten von hier nach Schoonen koſtet. Denn ohne Widerrede macht es die meiſte Schwierigkeit, ausreichende Mittel für den Unterhalt Sr. Durchlaucht und ihres Gefolges zu beſchaffen.“

Die Königl. Räthe beſchließen einen Befehl an das Kriegskollegium wegen der Ehrenwache.

Ferſen: „Während der Reiſe genügt ein Lieutenant mit 30 Mann zu Pferde.“

Teſſin: „Kommt der Landgraf in die Nähe, ſo entſteht die Frage: wo und von wem er weiter empfangen werden ſoll? ſo wie ob er im Namen der Prinzeß, wie dies bei der Königin von Polen, geſchah, beglückwünſcht werden muß, und endlich wie es mit ſeinem Einzug in die Hauptſtadt gehalten werden ſoll? In dieſer Beziehung wäre ein Erlaß nöthig an den General-Lieutenant Baron Taube, der das Oberſtatthalter-Amt verſieht.“

Im Zuſammenhang hiermit kommt die Ausbeſſerung der Brücke bei der ſüdlichen Schleuſe zur Sprache, und es wird nach dem Rath im Bau-Collegium Aulaevill geſchickt, um Auskunft über den Zuſtand der Brücke zu geben.

Die Königl. Räthe halten es für unzweifelhaft, daß Se. Durchlaucht außerhalb Stockholm zu empfangen ſei.

Teſſin: „Es möchte am Beſten ſein, wenn die Königl. Räthe, welche Se. Durchlaucht bewillkommnen ſollen, ihn bei Wardy oder auf dem Gut von Ehrenkreutz bei Fittja erwarteten. Die Andern dürften Sr. Hoheit dem Herzog von Holſtein nach dem Herrmannſchen Hauſe auf dem dieſſeitigen Ufer der Lilienholmsbrücke folgen, um hier den Landgrafen zu empfangen.“

Die Kön. Räthe ſtimmen bei, daß der Landgraf zuerſt bei Fittja von Zweien Ihrer Excellenzien, welche ihn bewillkommneten, und ſodann bei dem Herrmannſchen

Hauſe von den Uebrigen, ſo Vielen als mitkommen könnten, empfangen werde.

Teſſin: „Es würde, wie ich glaube, ſchicklicher ſein, Einige nach Fittja vorauszuſchicken, um dort geeignete Räume für den Landgrafen in den Stand zu ſetzen. Die zwei Räthe könnten, um es bei der jetzigen Beſchaffenheit der Wege bequemer zu haben, zu Schlitten reiſen, und ihre Wagen bei dem Herrmannſchen Hauſe ſtehn laſſen.“

Horn: „Ich ſchlage vor, daß unſer verehrter Amtsbruder Se. Excellenz Graf Teſſin einer der glückwünſchenden Königl. Räthe ſein möge.“

Teſſin macht wegen der kürzlich für ſeine verſtorbene Frau angelegten Trauer Schwierigkeiten, nimmt aber ſchließlich dennoch den Auftrag an. Außer ihm wird noch Graf Reenſtjerna beauftragt.

Jetzt erhebt ſich die Frage: in weſſen Namen der Landgraf von den beiden Räthen beglückwünſcht werden ſoll? ob im Namen Sr. Majeſtät? oder auch in dem J. M. der verwittweten Königin und J. K. H. der Erbprinzeſſin?

Die Königl. Räthe halten für das Schicklichſte, ihn am beſagten Orte nur im Namen der Königin und der Prinzeſſin, jedoch ſo bewillkommnen zu laſſen, daß dabei des Befehls Sr. Majeſtät Erwähnung geſchehe, dagegen müſſe der Generalmajor Palmquiſt in Schoonen den Fürſten in Namen des Königs willkommen heißen.

Horn: „Bei dieſer Begrüßung muß wohl auch Jemand für den Herzog von Holſtein das Wort nehmen.“

Die Kön. Räthe halten dafür, daß der Herzog ſich

mit den übrigen Excellenzien nach dem Herrmannſchen Hauſe begeben und dort den Landgrafen beglückwünſchen könne, der im Wagen des Königs eingeholt werde. Der Herzog und ſein Gefolge ſollten gleichfalls in Königlichen Wagen mit ſechs Pferden fahren.

Vor den Königlichen Wagen ſoll der Vice-Hofmarſchall Lehuſen, jedoch ohne den Marſchallſtab fahren. Nach dem Empfange des Landgrafen läßt Lehuſen den Marſchall deſſelben, oder irgend einen Vornehmen aus deſſen Gefolge mit ſich fahren. Bei dem Hauſe des Grafen Bengt paradirt die Bürgerſchaft zu Pferde auf beiden Seiten der Straße, ſo viel dort Raum haben; es ergeht ein Schreiben an den dienſthabenden Oberſtatthalter, um zu veranſtalten, daß ſich die Bürgerſchaft zur gehörigen Zeit an Ort und Stelle einfinde.

Die Geſchütze werden diesmal nicht gelöſt.

Se. Durchlaucht wird in das für Denſelben gemiethete Haus geführt. Wenn er J. M. der verwittweten Königin und J. K. H. der Erbprinzeß ſeine Aufwartung machen will, verſammeln ſich die Kön. Räthe hier oben und empfangen ihn unten an der Treppe. Lehuſen vertritt die Stelle des Marſchalls und trägt jetzt den Stab.

Teſſin: »Als der Adminiſtrator von Holſtein, der Biſchof von Lübeck, zuletzt hier anweſend war, hatte er keine Trabanten, dagegen ſoll der verewigte Herzog von Holſtein, als er in Ehrenſtolpe's Hauſe wohnte, einige zu Pferde gehabt haben, ich würde auch jetzt gern dafür ſein, zumal Se. Excellenz Graf Horn der Meinung iſt, daß Se. Majeſtät es gnädiger aufnehmen möchte, wenn

man zu viel als wenn man zu wenig thäte. Aber Herr General-Lieutenent Rauk meinte gestern, da kein Raum für ein Trabantenzimmer vorhanden sei, so möchte man sich die Trabanten aus dem Sinn schlagen und die nöthige Anzahl Garden zur Wache geben. Da es außerdem für die alten Schweizertrabanten unmöglich wird in der Kälte auszuhalten und zwar um so mehr, als sie schlecht mit Kleidung versehen sind, und in dem Saale, wo die Tafel gehalten wird kein passender Raum zum Stehen für sie ist, so würde ich der unvorgreiflichen Meinung sein, daß man sie anfangs da aufstellt, und daß nach Verlauf von einigen Tagen General-Lieutenant Rauk nicht nur auf die harte Jahreszeit sondern auch darauf aufmerksam macht, daß die Trabanten niemals auf die Vortreppe gestellt zu werden pflegen, wenn kein angemessenes Zimmer für sie vorhanden ist."

Reenstjerna: „Ich halte es für bedenklich, Sr. Durchlaucht Trabanten beizugeben, indem ihm auf diese Weise gleiche Ehre widerführe wie Sr. Majestät selbst, wenn sie hier wären."

Tessin: „Bekanntlich erhält ein Ambassadeur nie Trabanten, wenn er seinen Einz[illegible] gehalten, ungeachtet er die Stelle seines Königs vertritt; und da die Sache von Wichtigkeit ist, so muß man J. M. die verwittwete Königin und Ihre Kön. Hoheit davon unterrichten, wie wir in Zweifel sind: in wiefern Trabanten dem Wagen, in welchem Se. Durchlaucht sitzen wird, folgen, und ob sie ihm in seinem Hause aufwarten sollen; indem wir dem Gutbefinden Ihrer Majestät die Entschei-

dung um ſo mehr anheimſtellen, als dieſe Sache die Königliche Würde angeht.«

Horn: »Da wir den klaren Befehl Sr. Majeſtät für uns haben, dem Landgrafen alle Ehre zu erweiſen, ſo wollen wir uns einer Seits davor hüten, zu wenig zu thun, anderer Seits aber auch darauf ſehen, daß wir nicht, indem wir zu viel thun, von den Fremden eine ungünſtige Beurtheilung erfahren; (ſchlau lächelnd) und es ſcheint mir, wir erweiſen, einer beſondern Urſache wegen, Sr. Durchlaucht wenigſtens gröſſere Ehre als irgend einem andern Fremden.«

Teſſin: »Soll man Se. Durchlaucht, ſo lange ſie hier ſind, unterhalten?«

Reenſtjerna: »Allerdings, denn alſo lautet der Befehl Sr. Majeſtät.«

Sämmtliche Kön. Räthe ſtimmen Reenſtjerna bei.

Horn: »Der Landgraf ſpeiſt hier oben, ſeine Leute jedoch in ihrer Behauſung.«

Rath Aulacvill erhält Vortritt und es wird mit ihm über die Inſtandſetzung der Brücke bei der ſüdlichen Schleuſe verhandelt.

Hierauf wird der Staatscommiſſar Rudenhjelm berufen und angewieſen, 4000 Thlr. Silbermünze für den Bedarf der Kön. Tafel und den Unterhalt der Hofbedienten auf der Reiſe zu beſchaffen; er verſpricht ſein Beſtes zu thun, obſchon es in dieſer Zeit ſchwer fallen werde.

Als Zwiſchenglied der Kette der Ereigniſſe in den vorhergehenden Auftritten theilen wir hier einige Auszüge aus dem Briefwechſel des Königl. Rathes Teſſin mit.

„Deine Schweſter Ulrica hat Dir die Ankunft und den Empfang des Erbprinzen berichtet. Er iſt ein Fürſt, der ſich den Beifall aller Welt gewinnt und von ihr alle erdenkliche Artigkeit genießt. Heut hat er ſich ſehr vortheilhaft über Dich gegen die Königin und Ihre Kön Hoheit geäußert. Alles rüſtet ſich hier zur Freude: gebe Gott, daß ſie von langer Dauer ſein möge.“

(Aus Teſſins Brief an ſeinen Sohn vom 19. Januar 1715.)

„Der Erbprinz von Heſſen iſt vor fünf Tagen angelangt. Er iſt ein durch ſeine verbindlichen Manieren ſehr liebenswürdiger Fürſt, und der König hat ausſchließlich ſeinetwegen zwei ſehr gnädige Schreiben an mich erlaſſen, in Folge deren ich künftig viel zu thun haben werde.“

(Aus Teſſin's Briefe an Cronſtröm von von demſelben Tage.)

„Deine Beſchreibung des Hofs in Caſſel hat mir um ſo größeres Vergnügen gemacht, als ich darin das Bild des Erbprinzen wiederfinde. Hier hat er bereits Alles Wohlgefallen und Anhänglichkeit erworben. Am 23. dieſes Monats, dem Geburtstag J. Königl. Hoheit, machte er ihr ein ſchönes Geſchenk mit fünf Brillanten, 20000 Reichsthaler an Werth. Da es Galatag war,

ſo nahm ich mir die Freiheit, Ihrer Kön. Hoheit, welche dieſe Diamanten in ihrem Kopfſchmuck trug, zu ſagen, was ſie bisher nicht allgemein habe bekannt werden laſſen wollen, ſcheine jetzt vor Aller Augen zu glänzen; worauf J. K. H. zu lachen anfing und die Glückwünſche annahm. Dieſe ſind ſeitdem täglich ſowohl bei ihr wie bei dem Erbprinzen fortgeſetzt worden.«

(Aus einem Briefe Teſſin's an ſeinen Sohn vom 29. Januar 1715.)

»Geſtern Abend wurde der Tag für die Vermählung Ihrer Kön. Hoheit mit dem Erbprinzen von Heſſen-Caſſel beſtimmt. Sie wird am nächſten Sonntag über drei Wochen ſtattfinden. Er iſt ein ſo liebenswürdiger Fürſt, daß er ſich ſogleich die Liebe Ihrer Kön. Hoheit und den einſtimmigen Beifall aller Welt erworben hat.«

(Aus einem Briefe Teſſin's an Cronſtröm vom 19. Februar 1715.)

Dreizehnter Auftritt.

(Das Königshaus.)

Alle Zimmer im ganzen Palaſte ſind reich erleuchtet und aus den Fenſtern ſtrömt eine Flut von Schimmer auf den Ritterholm hinunter. Die Thurmuhr der nahen Kirche ſchlägt ½ auf 11. In langen Reihen fahren die Wagen vor dem Königshauſe vor, in dem es nach und nach von vornehmen und feſtlich geſchmückten

Hochzeitsgäſten beiderlei Geſchlechts wimmelt. Die Kön. Räthe verſammeln ſich in den Zimmern des Herzogs von Holſtein: ihre Frauen und die Wittfrauen ihrer Amtsvorgänger, ſowie die zum Hofſtaate der verwittweten Königin gehörigen Damen in dem Rundel und die übrigen Herren in dem Viereck.

Als die Uhr zehn ſchlägt und Alles zu dem bevorſtehenden Vermählungsact in Bereitſchaft iſt, führt der Kammerherr Lehuſen ſämmtliche Herren hinauf zu dem Erbprinzen von Heſſen-Caſſel, der des Königs Zimmer bezogen hat, und begiebt ſich ſodann zum Herzog von Holſtein, um dieſen mit den Kön Räthen zum Erbprinzen herunter zu begleiten

Während des Heruntergehns ſchreitet der Kammerherr Lehnſen mit dem Hofmarſchallſtab voran, und Teſſin, der die Stelle des Obermarſchalls vertritt, geht mit dem Marſchallsſtabe zunächſt vor den Kön. Räthen, denen der Herzog folgt. Den beiden Fürſten folgen ſpäter die Hofherrn des Erbprinzen und die Kammerherrn des Herzogs, welche jedoch ſämmtlich am Eingang zu dem Rundel ſtehn bleiben.

Als der Erbprinz, der Herzog und die Kön. Räthe in den Audienzſaal getreten ſind, ſtellen ſich die letzteren der Reihe nach in einiger Entfernung von dem letzten Lehnſeſſel auf der rechten Seite auf; die beiden Fürſten aber begeben ſich hinein in das Cabinet der verwittweten Königin, wo dieſe und die Prinzeß den hohen Bräutigam erwarten.

Der General-Lieutenant Rauck, der Brigadier Verjure, der Oberſt Kurtzleben, ſowie der Gene-

ral-Lieutenant Taube und der Oberſt von der Garde werden aus dem Viereck in den Audienzſaal hineingelaſſen und ſtellen ſich hinter den Kön. Räthen auf. Der Erzbiſchof Dr. Mathias Steuchius, der die Trauung verrichten ſoll, verweilt im Gemach der Prinzeſſin, bis der Erbprinz in das Cabinet gegangen; hiervon in Kenntniß geſetzt, begiebt er ſich in den Audienzſaal und nimmt hinter den Königl. Räthen Platz. Jetzt treten in eben dieſen Saal auch die Frauen der Räthe und die Hofdamen und ſtellen ſich in einiger Entfernung von dem letzten Lehnſeſſel auf der linken Seite auf.

Der Kön. Rath Teſſin meldet darauf den Königlichen und Fürſtlichen Perſonen, daß Alles in Bereitſchaft ſei Der Erbprinz reicht ſeiner hohen Braut die Hand und führt ſie aus dem Cabinet in den Audienzſaal. Die verwittwete Königin, von dem Herzog begleitet, folgt dicht hinter ihnen. Der hohe Bräutigam ſetzt ſich auf den rechten der beiden mittelſten Lehnſeſſel, die unter dem Thronhimmel ſtehen, die Königliche Braut auf den linken. Die verwittwete Königin nimmt den dritten Seſſel neben der Prinzeſſin und der Herzog den vierten neben dem Erbprinzen ein.

Hierauf führt der Bräutigam die Braut nach dem Brautſtuhl. Ihre Schleppe wird von Hofdamen getragen und während des ganzen Trauacts gehalten. Der Königl. Rath Teſſin giebt dem Erzbiſchof das Zeichen heranzutreten und überreicht ihm die Trauringe. Mit dem Rücken den beiden leergewordenen Seſſeln zugekehrt hält der Erzbiſchof zuerſt eine kurze Rede und

traut hierauf Friedrich von Heſſen-Caſſel mit Ulrica Eleonora von Schweden.

Nach beendigter Trauung nimmt das Brautpaar ſeinen früheren Platz wieder ein, die Hofjunker nehmen die Brautſtühle fort und die Neuvermählten werden zuerſt von der verwittweten Königin und dem Herzog, für deſſen Hoffnungen ſich mit dieſer Trauung das Grab öffnete, ſodann von den Kön. Räthen, deren Frauen und von den Uebrigen nach der Rangordnung und dem Ceremoniel beglückwünſcht.

Nach geſchehener Beglückwünſchung begiebt ſich das Brautpaar, die verwittwete Königin und der Herzog von Holſtein in die inneren Gemächer Hedwig Eleonora's, von wo nach einer kurzen Weile der Erbprinz in derſelben Weiſe nach ſeinen Zimmern zurückbegleitet wird, wie er vor der Trauung zu der verwittweten Königin geführt worden war.

Keine Erfriſchungen, keine Tafelfreuden gab es am Hochzeitabende für diejenigen, welche zu Zeugen der Feierlichkeit berufen geweſen waren — wir vermeiden es daher abſichtlich ſie Hochzeitsgäſte zu nennen — aber der darauf folgende Tag wurde mit einem ſtattlichen Bankett und Ball im Königshauſe gefeiert, wo die ungeheure Menge von Gäſten nichts, weder an Pracht noch an Unterhaltung oder Bewirthung vermißte.

In der Freude des Augenblicks vergeſſen die entzückten Hochzeitsgäſte das Unglück des Vaterlands. Die verwittwete Königin findet ſich geſchmeichelt, faſt gerührt durch die ehrerbietige Aufmerkſamkeit, die ihr fortdauernd von dem Gemahl ihrer jüngſten Enkelin erwie-

ſen wird. Sein Name ſelbſt — Friedrich — führt ihr auf angenehme Weiſe jenen ſtets vermißten Verwandten in das Gedächtniß zurück, der mit ihrem verewigten Liebling Hedwig Sophia verbunden geweſen war.

Freudetrunken heften ſich Ulrica Eleonora's Augen, bald mit der Gluth der Liebe auf ihren ritterlich artigen Bräutigam, bald mit triumphirendem Stolze auf den jungen Herzog, ihren Schweſterſohn, deſſen Mutter ſie gern in das Leben zurückgerufen hätte . . . nicht damit dieſe ihr Glück theile, ſondern um durch den Anblick deſſelben die Schweſter zu demüthigen und zu verdunkeln, welche, ſo lange ſie lebte jederzeit den Vorzug vor Ulrica Eleonora erhielt und dieſe in Schatten ſtellte.

Friedrich von Heſſen, in Verbindlichkeit und ſchmeichelndem Weſen gegen ſeine hohe Braut mit dem ganzen Hofkreiſe nicht nur wetteifernd, ſondern ihn übertreffend, fühlt gleichwohl bei dem Druck ihrer Hand ſein Herz nicht ſtärker ſchlagen, ſaugt nicht, wenn ſie ihr vor Entzücken ſtrahlendes Antlitz ihm zukehrt, in langen Feuerzügen ihren Athem ein; behält ſeine völlige Ruhe und Sammlung, wenn ſie auf ihn ihre ſchmachtenden Blicke richtet und zärtliche Seufzer ihren Buſen heben. Die Tugend, welche er hoch preiſt, vermag ein Herz nicht zu erwärmen, das nur für weibliche Schönheit und Anmuth glüht.

Bevor der Erbprinz von Heſſen zur ſchwediſchen Armee abreiſt, zu deren Generaliſſimus der König, ſein Schwager ihn ernannt, giebt er an dem 79ten Geburtstage der Großmutter ſeiner Gemahlin am 23. Oktober 1715 ein glänzendes Hoffeſt mit Ball im Coſtüm, aber ohne Masken. Er ſelbſt iſt verkleidet, außer ihm zum Theil auf ſein ausdrückliches Verlangen noch 60 Perſonen; Munterkeit und leckre Erfriſchungen giebt es im Ueberfluß. Ulrica Eleonara iſt im ſiebenten Himmel, . . . die Königin des Feſtes, die verwittwete Königin Hedwig Eleonora ſteht ſchon mit dem einen Fuße im Grabe . . .

Sie hatte noch keinen Monat ihres 80ſten Jahres verlebt, als Teſſin ſchreibt:

„Meine älteſte Tochter hat heute Nacht bei der Königin gewacht. J. Maj. litt noch nie ſo an Engbrüſtigkeit wie dieſes Mal. Heute befindet ſie ſich etwas beſſer; aber wie Herr Hjärne mir geſagt hat, wird der heutige Abend entſcheidend ſein. Gott behüte uns vor dieſem Unglück unter allem unſern ſonſtigen Mißgeſchick.“

(Teſſin's Brief an Weslander vom 17. November 1715.)

„Die Königin iſt ſehr krank und faſt rettungslos. Geſtern nahm ſie Abſchied vom Königshauſe. Morgens um 3 Uhr war ich bei ihr und empfing ihre Befehle in Bezug auf dasjenige, was ich für ſie an den König ſchreiben ſolle. Alles war diesmal ſehr düſter bei Hofe; denn keine Ausſicht auf Beſſerung war vorhanden. Zwar

ließ die Beklemmung etwas nach. Aber heute iſt das Uebel nur heftiger geworden. Gott wende dies Unglück ab! Denn das Volk würde, zumal unter den jetzigen Verhältniſſen, dies traurige Ereigniß als einen ſehr böſen Vorboten der Zukunft betrachten.«

(Teſſin's Brief an Weslander vom 23. Nov. 1715.)

»Die Königin entſchlief am 24. November um vier Uhr Nachmittags, von aller Welt bedauert. Man kann ſich kaum eine Vorſtellung von der Frömmigkeit und Stärke machen, die ſie zeigte, als ſie dies Irdiſche verließ. Jeder hat ſie bewundert und dieſer Tag hat Allen, denen die Ehre zu Theil wurde anweſend zu ſein, zum Vorbild gedient. J. Majeſtät redete mit jedem Einzelnen aus dem Senat und ſegnete ihn, immer in andern und ſehr paſſenden Worten, und das nur vier Stunden vor ihrem Tode.«

(Teſſins Brief an ſeinen Sohn vom 9. Dec. 1715.)

Hedwig Eleonora's Leiche macht dem Könige und ſeinen Miniſtern, der Regentenfamilie und dem Senat den Kopf ſchwer. Die Ueberreſte Hedwig Sophia's, geſtorben 1708, ſind in Erwartung der Rückkehr des Königs, um bei dem Leichenbegängniſſe ſeiner geliebten Schweſter anweſend zu ſein, bei dem Ableben der verwittweten Königin über ſieben Jahr ſpäter noch nicht beerdigt. Soll auch der Leichnam der letzteren aus gleichem Grunde bis zu einer ungewiſſen Zukunft über der Erde bleiben. . . .

Teſſin fragt, nachdem Hedwig Eleonora's Leiche faſt Jahr und Tag beigeſetzt war, ſchriftlich bei dem Könige an. Carl erfordert in Lund das Gutachten ſeiner Räthe und dieſe dringen in Uebereinſtimmung mit Teſſin darauf, daß die herkömmliche Beerdigung in der Stille geſchehen möge. Zugleich befiehlt der Monarch Teſſin, unter der Hand in Stockholm über die Anſichten der Prinzeſſin, des Herzogs von Holſtein und des Erbprinzen von Heſſen, »als der Familie« ſo wie des Senats Erkundigungen einzuziehn. Teſſin's Meinung ſchließen ſich die nahen Verwandten, wie auch der Senat an und der König giebt den Befehl, daß ihr gemäß verfahren werde.

Solcherweiſe werden Carl's X. gekrönte Gemahlin, die Mutter Carl's XI. und Großmutter des regierenden Königs Carl's XII., die ſelbſt längere Zeit hindurch die Regentin Schwedens geweſen war, und ihre Enkelin, die zärtlich geliebte Schweſter des regierenden Königs, die erſtere ein Jahr und einige Wochen, die letztere faſt neun Jahre nach ihrem Tode ſo in der Stille, ſo heimlich begraben, daß nicht einmal ihre Nachkommen in grad abſteigender Linie, weder der Herzog von Holſtein bei der Beſtattung ſeiner eigenen Mutter und Großmutter, noch Ulrica Eleonora bei der Beſtattung ihrer Großmutter und Schweſter, und noch weniger der Erbprinz von Heſſen, wiewohl dieſe Alle am Orte ſich aufhielten, anweſend waren.

Vierzehnter Auftritt.

(Lund.)

(Das Haus, welches Carl XII. im zweiten Jahrzehend des 18. Jahrhunderts bewohnte und das im zweiten Jahrzehend des 19. dem Königl. Rentmeister Cronsioe gehörte.)

In einem großen Saal vor dem Kabinet des Königs sind die Secretaire von Kocken und Cederström jeder an seinem Tische mit Schreiben beschäftigt. Trabanten stehen sowohl an den Thüren des Cabinets, wie an denen zu dem Vorgemach. Ein Adjudant kommt von Zeit zu Zeit vom Könige heraus und ruft einen von denen, die im Saal auf Audienz warten, hinein. Mit großem Geräusch werden die Außenthüren des Saals aufgerissen und der Königl Rath Horn, seinen Zögling, den Herzog von Holstein, an der Hand, tritt ein.

Alle, die im Saale sitzen, erheben sich und grüßen ehrerbietig. Der Herzog nickt Einigen nachlässig zu, bei den Andern thut er, als ob er sie nicht bemerke. Horn, der abgemessen und mit einem gewissen Ernst den Gruß erwiedert, flüstert dem Herzog Vorwürfe ins Ohr und ermahnt ihn, die gewöhnliche Höflichkeit zu beobachten.

Der anmeldende Adjudant macht dem Herzoge eine tiefe Verbeugung und führt ihn sogleich in das Cabinet. Horn will folgen, der Adjudant aber hält ihn zurück und ersucht ihn mit ehrfurchtsvollem Benehmen, auf einem Sopha Platz zu ergreifen, wo sich Horn auch

ſogleich ſtillſchweigend niederläßt, während eine flüchtige Röthe von Verdruß ſeine Wangen färbt.

Kaum iſt der Herzog in das Cabinet eingelaſſen, ſo tritt ein kleiner Mann mit heitrem Geſicht, lichten Augenbrauen und hellblauen Augen, ſehr einfach gekleidet, aus demſelben heraus. Er geht grade auf das Sopha zu, verneigt ſich tief und bleibt vor Horn ſtehn, der ſich ſchnell ein wenig erhebt, aber eben ſo ſchnell wieder ſetzt, indem er mit freundlicher Würde Feif die Hand reicht.

Horn: „Es freut mich, Euch an Leben und ſo wohl ausſehend zu finden, Herr Staatsſecretair. Eure Freunde in Stockholm fürchteten ſchon, Ihr möchtet todt und begraben ſein.“

Feif: „Ew. Excellenz belieben hochgeneigteſt zu entſchuldigen, wenn ich mich ſeit ſo langer Zeit nicht ſchriftlich bei Ihnen gemeldet habe, aber ich kann gegenwärtig über keine Stunde des Tags frei ſchalten; denn von Morgens 3 bis 7 Uhr muß ich beim Könige, von 7 bis 1 auch 2 Uhr bei der Muſterung und gleich nach der Tafel wiederum bis gegen 8 und 9 Uhr Abends bei Sr. Majeſtät ſein.“

Horn (mit ſüßſauerm Lächeln): „Wenn ſolcherweiſe Königsdienſt jeden Augenblick in Anſpruch nimmt, hat der Unterthan kein Recht, zu klagen, daß er bei Seite geſetzt wird.“

Feif: „Das letzte, was ich aufzuſetzen gehabt habe, that mir in der Seele wohl. Auch für Ew. Excellenz dürfte es eine Neuigkeit und gewiß eine ſehr angenehme ſein.“

Horn (aufmerksam): »Laßt mich hören!«

Feif: »Se. Majestät, die schon lange wohlgefällig es vernahmen, wenn Jemand vortheilhaft von dem Grafen Nils Bjelke redete, haben jetzt geruht, ihn in seine früheren Ehren und Würden wieder einzusetzen. Er ist somit aufs Neue Excellenz.«

Horn: »Das freut mich in der That (mit Betonung), besonders wenn auch Graf Bjelke's in Beschlag genommenes Vermögen zurückgegeben wird.«

Feif zuckt die Achseln und schweigt.

Horn (nickt spöttisch): »Eure Antwort, Baron, ist verständlich und genügt.«

In kurzen Zwischenräumen kommen die Generale Dücker und Liewen. Wie alle Uebrigen begrüßen sie Horn mit Ehrerbietung. Ohne warten zu dürfen, werden sie in das Cabinet eingelassen. Horn verschluckt seinen Aerger, aber sein Gesicht wird immer finstrer.

Während aus dem Außengemach ein Mann von mittelmäßigem Wuchs und auffallend grader Haltung, mit hochgewölbter Stirn, bogenförmigen, wohlgezeichneten Augenbrauen, sprechenden dunkelblauen Augen, einer großen Nase, die weit über einen Mund mit dicken Lippen und ein rundes, wohlgebildetes Kinn hinwegsteht, mit einem Brustharnisch und einer langen gelockten Perücke bekleidet, eintritt, erheben sich Alle im Saale, mit Ausnahme Horn's und grüßen demüthig und angelegen. Er erwiedert den Gruß mit einem spöttischen Blick über die Versammlung und einer leichten, ziemlich nachlässigen Verneigung des Kopfs. Als er Horn sitzen sieht, nimmt sein Gesicht einen Ausdruck von Ueberraschung

und Drohung an, während ihn Horn mit durchdringenden Blicken vom Kopf bis zu den Füßen mißt. Eben als der Adjudant mit tiefer Verbeugung ihm die Thür zum Cabinet öffnet, wohin er ohne vorherige Anmeldung sich begiebt, fragt er halblaut und indem er auf Horn zeigt: „Wer ist der Mann da?“ Nach erhaltener Auskunft sagt er, indem sich die Thür hinter ihm schließt: „Ja so.“

„Wer war das, der so eben zu Sr. Majestät hineinging?“ fragt Horn, indem er Cederström zum Sopha heranwinkt.

„Se. Excellenz der Ober-Marschall und Geheime Rath Baron Görz.“

„Aha!“

Sie kannten einander sehr wohl; es war nur eine aus gegenseitiger Verachtung gespielte Unbekanntschaft.

Noch sehr lange mußte Horn auf den Vortritt warten. Ohne weder durch Worte noch durch Mienen Ungeduld zu verrathen, zählt er in der Stille viertel, halbe und ganze Stunden, wie sie die Wanduhr im Saale mit hellem Klange schlägt, und verzeichnet in seinem Gedächtnisse jede Person, die vor ihm in das Cabinet eingelassen wird.

Endlich öffnet sich die Thür und der anmeldende Adjudant ruft den Königl. Rath Horn.

Ohne irgendwie die äußere Ehrfurcht vor der Majestät bei Seite zu setzen, aber auch ohne von der eigenen Würde das Geringste zu vergeben, tritt er zum Könige hinein.

Die linke Hand auf seinen langen Degen gestützt,

die Lippen unter der Naſe zuſammengezogen, fixirt Carl mit ſcharfen Blicken Horn, während dieſer ſich tief verneigt.

Horn: „Schwedens Kinder, Ew. Majeſtät getreue Unterthanen, von denen während Ew. Majeſtät 15jährigem Aufenthalte in fremden Landen ein ganzes Geſchlecht geboren und aufgewachſen iſt, freuen ſich herzlicher über die glückliche Rückkehr ihres Königs in ſeine Staaten, als über theuer erkaufte und leider! oft nur zu ſchnell wieder verſchwindende Eroberungen. Als ich in Polen die Ehre hatte, unter Ew. Majeſtät Fahnen zu fechten“ ..

Carl (ihn unterbrechend, höhniſch und mit Betonung): „Graf Arvid! ſeit jener Zeit, wo wir Euch nicht ſahen, ſeid Ihr einen Kopf größer geworden.“

Horn (verlegen und beleidigt): „Der Zweck meines Beſuchs in Lund iſt erreicht, nachdem ich jetzt die Ehre gehabt habe, Ew. Majeſtät perſönlich aufzuwarten und meinen erhabenen Zögling hierher zu begleiten. Sobald Ew. Majeſtät mir die Erlaubniß dazu ertheilen, gedenke ich, je nach Ew. Majeſtät gnädigem Gutbefinden allein oder in Geſellſchaft Sr. Hoheit des Herzogs nach der Hauptſtadt zurückzukehren.“

Carl (mit eiſiger Gleichgültigkeit): „Wir werden hierüber dem Herrn Rath Unſre Befehle zukommen laſſen, inzwiſchen wollen Wir ihm zur Nachachtung bemerklich machen, daß der Herzog, da er, wie er ſagt, in Unſrer Hauptſtadt eines Fuhrwerks entbehrt, Pferde und Wagen aus Unſerm Marſtall zu benutzen befugt ſein ſoll.“

Horn's Abſchiedsbegrüßung wird von Carl mit in die Augen ſpringender Kälte erwiedert, während er

zugleich ſtark erröthet und drei Mal nach einander die Lippen unter der Naſe zuſammenzieht; mit ſichtlicher Zärtlichkeit umarmt er dagegen den jungen Herzog.

Nachdem Horn und der Herzog ſich entfernt haben, geht Carl in das äußere Zimmer hinaus. Alle dort erheben ſich raſch, ein einziger Mann nur bleibt ſitzen, der auf einem Stuhle unweit der Außenthüre tief eingeſchlafen iſt. Erſtaunt frägt Carl, wer der Mann ſei, unterſagt aber, ihn zu wecken.

Man berichtet, es ſei der Kaufmann Suell von Malmoe, der auf dem dortigen Schloß gefangen ſitze, weil er bei der angeordneten Vermögensſchätzung einen Theil ſeines Silbers verheimlicht habe. Seine junge, ungewöhnlich ſchöne Frau war einige Tage zuvor in Lund geweſen, hatte einen Kniefall vor Sr. Majeſtät gethan und um die Freilaſſung ihres Gatten gebeten, aber eine abſchlägliche Antwort erhalten; Suell jedoch war erlaubt worden, unter Bewachung zum Könige geführt zu werden; dies war jetzt geſchehn und der Reiter, der Suell nach Lund gefolgt war, ſtand draußen vor dem Saale.

Carl naht ſich leiſe dem Schlafenden, der ſeine Bittſchrift in der Hand hält, nimmt das Papier und ſchreibt darauf: »Bewilligt. Carolus.« Sodann befiehlt er, das Papier zuſammengewickelt Suell wieder zuzuſtellen, ihn dann zu erwecken und ihm zu ſagen, daß der König weder ihn noch ſeine Bittſchrift annehmen wolle. »Schreibt auf der Stelle — fügt Carl ſcherzend gegen einen der Secretaire hinzu — einen Handbrief an den Commandanten in Malmoe, er ſolle bei

Suell's Rückkehr die Bittſchrift zu ſehn verlangen, und richtet es ſo ein, daß der Brief vor Suell nach Malmoe kommt.“

Funfzehnter Auftritt.

(Hjo.)

Tiefe Stille herrſcht in dem Flecken. Der Vollmond wird von Regenwolken verhüllt. Der Wetter plätſchert leiſe und einſchläfernd gegen den Strand. Vor einigen Hütten ſind Boote an das Land gezogen, Fiſchergeräthſchaften aufgehängt und Netze ausgeſpannt. Der Ruf eines Nachtwächters verkündet Mitternacht.

In einen langen Mantel von blauer Seide gehüllt, die breiten Krämpen des runden Huts tief ins Geſicht gedrückt, geht ein Reiſender mit raſchen Schritten auf eine der Fiſcherhütten zu und klopft mehrmals ſtark an die Doppelthüre, die der Quere nach in zwei Hälften getheilt iſt. Drinnen hört man zuerſt Schnarchen und Stöhnen, dann unter Gähnen Jemand in barſchem Tone fragen: „Was giebts? Wer iſt da?“

Der Fremde: „Ein Reiſender, der mit dem Fiſcher ſprechen will.“

Der Fiſcher (drinnen): „Mitten in der Nacht! Was iſt Euer Begehren?“

Der Fremde: „Das wirſt Du erfahren, wenn Du herauskömmſt. Ich habe keine Luſt, hier draußen zu ſtehn und mit dem Wächter um die Wette zu rufen.“

Der Fiſcher (drinnen): „So laßt's bleiben und geht hin, wo der Pfeffer wächſt!“

Der Fremde (nach kurzem Beſinnen): „Ich will Deine unhöfliche Antwort vergeſſen, wenn Du ſogleich hinauskommſt und meinen Wunſch erfüllſt. Sonſt verklage ich Dich bei dem Landeshauptmann und dann ſoll's Dir theuer zu ſtehn kommen.“

Der Fiſcher (drinnen in fügſameren Tone): „So, alſo der Herr kennt Se. hohe Gnaden?“

Der Fremde: „Sehr gut.“

Der Fiſcher (drinnen, halblaut brummend): „Der ſcheint mir auf Mariäholm bekannt, der! . . . (Laut) Gedulde ſich der Herr nur, bis ich mir die Hoſen angezogen habe.“

Der Fremde: „Gern.“

Der Fiſcher (öffnet nach einiger Zeit die obere Hälfte der Thür und lehnt ſich mit gekreuzten Armen heraus auf die noch immer geſchloſſene untere Thür): „Nun, was will der Herr?“

Der Fremde: „Du ſollſt mit einem dieſer Boote in den See ſtoßen und mich nach dem Oſtgöthſchen Ufer, ſo nahe wie möglich an Wadſtena, hinüberrudern?“

Der Fiſcher (verwundert): „Was denkt ſich der Herr? Die Witterung iſt regnicht und der Wind entgegen. Der Herr kennt den Wetter nicht. Im einen Augenblick iſt er ſo ruhig und glatt, daß ein Rieſenarm Butterbemmen grade herüber bis nach Oeſtergyllen werfen könnte und kömmt nur ein bischen Wind, wipps! wirft er Wellen, viel höher als die Dächer in unſerm kleinen Ort. Der Teufel ſoll mich holen, wenn mit

ihm zu ſpaßen iſt. Bei böſem Wetter iſt's am beſten, fern von ihm zu bleiben.«

Der Fremde: »Sieht es doch grade aus, als ob Du furchtſam wärſt. Das hätte ich bei Euch Weſtgöthen am wenigſten erwartet. Aber eifrig auf Verdienſt ſeid ihr, wie man mir geſagt hat. Du ſollſt rechtſchaffen entſchädigt werden, wenn Du meinen Wunſch erfüllſt.«

Der Fiſcher: »Furcht hat mir noch keiner vorgeworfen und in ganz Hjo iſt keiner, der mit dem See ſo vertraut iſt, als ich, das iſt gewiß. Aber jetzt fortzufahren, wäre reiner Uebermuth und der Herr bilde ſich nicht ein, daß ich mein Leben für ein Spottgeld wage.«

Der Fremde: »Mein Leben iſt eben ſo viel werth, als Deins und wir laufen ja Beide gleiche Gefahr. Was die Bezahlung betrifft, ſo kommt es mir auf eine Hand voll Geld mehr oder weniger nicht an.«

Der Fiſcher (liſtig forſchend): »Wie ſagte der Herr? (lächelnd) Kupfermünze gewiß . . . Nein, danke ſchön! Für einen ganzen Sack davon möchte ich auch nicht den Nagel an meinem kleinen Finger wagen. Ha ha ha!«

Der Fremde: »Hüte Dich, unehrerbietig von dem Krongeld zu ſprechen, das der König bei ſtrenger Strafe in Handel und Wandel anzunehmen befohlen hat. Zeigte ich Dich bei dem Landeshauptmann an, Du würdeſt unglücklich . . . Aber ich verſpreche, Deine Unvorſichtigkeit zu vergeſſen, wenn Du mich ſogleich herüber nach der Gegend von Wadſtena ruderſt. Und Deine Bezahlung ſollſt Du in Silber und Gold bekommen. (Nimmt aus der einen Taſche eine Hand voll Silbermünze und ſtreut

ſie vor der Thür zu des Fiſchers Stube auf den Boden): „Hier, einige Carolinen im Voraus; ſind wir am Strande drüben, ſollſt Du noch etliche Dukaten bekommen.“

Der Fiſcher reißt beide Thüren weit auf, ſtürzt heraus, ſucht die Carolinen auf und hält ſie gegen den von Zeit zu Zeit aus den Wolken hervorleuchtenden Mond, um zu unterſuchen, ob ſie ächt ſeien. Mitleidig betrachtet der Fremde ſeine Luſt am Gelde.

Der Fiſcher (mit den Carolinen in der Hand klingend): „Gott ſegne das ächte Geld und den König, deſſen Bild drauf glänzt! . . . Nun, da der Herr nicht anders will, ſo wollen wir den Hals an die Fahrt wagen. Der Herr hats ſich ſelbſt zuzuſchreiben, wenn wir mit den Barſchen Brüderſchaft trinken müſſen . . . Für uns Arme iſt an dem ſchlechten Leben wenig gelegen; und glückts diesmal und der Herr hält ſein Wort, wie ich wohl glaube, denn Ihr ſeht mir wie ein ſtattlicher Herr aus, ſo werde ich reicher, als ſelbſt der Stadtfiskal in Hjo. Seid nur ſo gut und wartet, bis ich den Rock habe ausziehn können.“

Nachdem Alles zur Abfahrt fertig, beſteigen Beide das Boot.

Der Fiſcher: „Kann der Herr ſteuern?“

Der Fremde: „Du meinſt, das Boot?“

Der Fiſcher (lachend): „Nun freilich, was ſollte ich ſonſt meinen können?“

Der Fremde: „Allerdings, ſag nur, ob ich das Ruder Steuer- oder Backbord wenden ſoll.“

Der Fiſcher: „Der Herr iſt in der Sprache zu

Hauſe, ſeh ich . . . So, nun laßt uns in Gottes Namen fortfahren.“

Sechszehnter Auftritt.

(Schloß Wadſtena.)

Drinnen Gewimmel von Hofleuten und Bedienten; draußen Gewimmel von Neugierigen, denn die Erbprinzeſſin von Heſſen-Caſſel, Ulrica Eleonora, hat hier für einige Zeit ihren Wohnſitz aufgeſchlagen.

Eines Tags reitet ein Fremder, in einem weiten flatternden Mantel gehüllt, in geſtrecktem Trabe auf die große Eingangspforte des Schloſſes zu, wo er ſtillhält und mit der Leichtigkeit eines geübten Reiters ſich vom Pferde wirft, deſſen Gebiß mit dichtem weißen Schaume bedeckt iſt . . . Der Fremde, der in dieſem Augenblick einen Hofbedienten in heſſiſcher Livrée gewahr wird, winkt ihn heran und befiehlt ihm höflich, aber beſtimmt, das Pferd zu nehmen und in den Stall zu führen.

Der Hofbediente (ſpöttiſch): „Ich bin im Dienſte Ihrer Königl. Hoheit der Erbprinzeſſin und brauche nur von Einem, der zum Hofe gehört, Befehle anzunehmen.“

Der Fremde (mit blitzenden Augen und einer Donnerſtimme): „Gehorche! Das iſt der Wille Ihrer Königl. Hoheit und mein Befehl.“

Er wirft die Zügel von ſich und um den Hals des Pferdes. Der Hofbediente, von dem Befehlenden in dem Ton und der Haltung des Fremden betroffen und erſtaunt

dem Geraſſel ſeiner langen Eiſenſporen lauſchend, das gegen den leiſen Tritt der in Strümpfen und Schuhen herumtrippelnden Hofleute ſeltſam abſticht, nimmt das Pferd in Obhut und führt es zum Stall.

Im Vorſaale trifft der Fremde zufällig Emerentia von Düben in tiefer Trauer. Höflich bittet er dieſe, ihm den Weg zu den Zimmern der Erbprinzeß zu zeigen. Bei dem Ton ſeiner Stimme ſtutzt das Hoffräulein Ulrica Eleonora's, als aber der Fremde in demſelben Augenblick Hut und Mantel abwirft, ſtürzt ſie auf die Knie und ruft mit gefalteten Händen aus: „Jeſus, Se. Majeſtät!“

„Folgt mir zu meiner Schweſter! — fährt Carl mit milder Stimme und Miene fort. — Ich hoffe, ſie befindet ſich wohl.“

„Ja, Gott ſei Dank, allergnädigſter Herr! — erwiederte Fräulein Düben. — Und läge Ihre Königl. Hoheit auch in den Banden des Todes, die Freude über Ew. Majeſtät Ankunft würde ſie augenblicklich geſund machen.“

Fräulein Düben, welche dem König den Weg zu den Zimmern der Landgräfin zeigen ſoll, vermag kaum, ihm zu folgen und er wehrt ſie leiſe ab, als ſie im Begriff iſt, die Thüre zum Zimmer der Prinzeß zu öffnen.

Kaum hat Carl die Schwelle übertreten, ſo breitet er mit dem Ausrufe: „O meine Schweſter!“ ſeine Arme gegen Ulrica Eleonora aus. Dieſe will ſich zu den Füßen des Königs werfen, er aber verhindert es und drückt ſie mit Zärtlichkeit an ſeine Bruſt.

Unter ſtummen Entzücken vergehn Minuten.

Dann folgen Gespräche. Die hohen Geschwister nehmen auf einem Sopha Platz. Ulrica Eleonora trägt noch tiefe Trauer wegen der verwittweten Königin.

Carl: »Mehr als funfzehn Jahre sind verflossen, seit wir einander zuletzt sahen, Mon Coeur! Viel hat sich in dieser Zeit verändert. Erst kürzlich hat unsre gute Großmutter uns verlassen. Früher schon starb auf dem Felde der Ehre unser tapfrer Schwager und seine Gemahlin .... Hedwig .... unsre geliebte Hedwig! .... auch sie ist dahin .... (Verbirgt einige Sekunden das Gesicht im Schnupftuch.) Du allein bist mir geblieben, Ulrica! Du und unser Schwestersohn.«

Ulrica Eleonora (hastig): »Und mein Gemahl, dessen Ehrfurcht und Ergebenheit für Ew. Majestät nicht mit Worten zu beschreiben sind.«

Carl: »Und den ich wegen seiner Tapferkeit hoch schätze. Um Deinetwillen, Mon Coeur! ist er mir doppelt theuer.«

Ulrica Eleonora: »Unter allen Gnadenbeweisen, für welche ich Ew. Majestät zu innigem Danke verpflichtet bin, macht mich keiner so glücklich, als die Erlaubniß, den Erbprinzen zu meinem Gemahl nehmen zu dürfen.«

Carl: »Das freut mich zu hören. Gebe Gott seinen Segen dazu und Dein Glück wird fest und dauernd sein.«

Ulrica Eleonora: »Hiernächst danke ich Ew. Majestät unterthänigst für das reiche Geschenk, was Sie

mir mit der Erbſchaft der verwittweten Königin gemacht haben.«

Carl: »Laß uns von dieſer Kleinigkeit nicht ſprechen, Mon Coeur! Ich vertrete bei Dir und unſerm jungen Neffen Vaterſtelle und wünſche nichts mehr, als Euer Beſtes.«

Ulrica Eleonora: »Wie lange darf ich auf das Glück rechnen, Ew. Majeſtät hier zu behalten?«

Carl (ſcherzend): »Dieſen ganzen Tag; ich verlaſſe Dich keinen Augenblick früher, als bis wir uns zur Ruhe begeben. Morgen iſt Freitag, dann hören wir Morgens zuſammen die Predigt, ſpäter bleibe ich den ganzen Tag über bei Dir und erſt wenn wir gemeinſam zu Abend geſpeiſt, ſteige ich wieder zu Pferde und begebe mich ohne Aufenthalt nach Lund.«

Ulrica Eleonora (verwundert): »Zu Pferde, ſagen Ew. Majeſtät? Ew. Majeſtät wollen den ganzen langen Weg reiten?«

Carl (lächelnd): »Allerdings. Bin ich doch auf dieſelbe Weiſe auch hierher gekommen, mit Ausnahme der Fahrt über den Wetter, die ich natürlich auf einem Boot gemacht habe, in Geſellſchaft eines Fiſchers, den ich nicht ohne Mühe bewegen konnte, dieſe kleine Seereiſe, die er für gefährlich hielt, zu unternehmen.

Ulrica Eleonora (mit ungekünſtelter Wärme): »Und dieſer mühſeligen Reiſe, dieſen Gefahren haben Ew. Majeſtät ſich ausgeſetzt, nur um mir die Freude Ihres hohen Beſuchs zu machen. (Schmiegt ſich dicht an den König, umarmt ihn und will ſeine Hand küſſen, die er ihr jedoch raſch entzieht, indem er ſie auf den

Mund küßt.) Hätte ich ahnen können, daß Ew. Majeſtät in dieſem gräßlichen Wetter in einem gebrechlichen Fahrzeuge ſich auf dem tückiſchen Wetter befänden, ich wäre aus reiner Angſt geſtorben.«

Carl: »Läpperei. Ein Feldherr zu Lande ertrinkt nicht und ich habe mich zur See wohl mehr als einmal in ſchlimmerer Lage befunden, als jetzt, wo ich in einem Fiſcherboot über den Wetter ruderte. Haſt Du nie davon reden hören, Mon Coeur, wie ich bei Narwa über einen Moraſt ritt und das Pferd ſo tief einſank, daß mein einer Stiefel ſitzen blieb und man mir ſelbſt nur mit Mühe wieder heraushelfen konnte? Oder wie ich über die Brücke ritt, die Maſſe Bock auf meinen Befehl über die Weichſel hatte ſchlagen laſſen und wie die Brücke unter mir einbrach und ich ſelbſt mit einem Stück davon von dem ſchnellen Strom eine Strecke weit fortgetrieben wurde? Oder wie ich Mäns Lurifax über einen andern Strom, eine Meile von meinem damaligen Standquartier und dem Dorfe Oliwa eine Brücke ſchlagen ließ und vom Pferde ſtieg, auf den zugefrornen Fluß ging und wie das Eis vierzig Fuß vom Land unter meinen Füßen wich und ich bis zum Hals in das Waſſer fiel? Ich hielt mich mit den Armen am Eiſe feſt, bis der Prinz von Würtemberg, der Oberſt-Lieutenant Siegroth und der junge Hans Wachtmeiſter, die mir am nächſten waren, ſich auf den Magen legten und heraufkrochen und endlich der Prinz meine Hand faßte und mehrere zu Hülfe kamen und mich herauszogen.«

Ulrica Eleonora (die Hände zuſammenſchlagend): »Guter Gott, was haben Ew. Majeſtät nicht Alles aus-

gestanden und welchen Lebensgefahren sind Sie nicht ausgesetzt gewesen! Und wie oft sind Ew. Majestät nicht in den Schlachten verwundet worden, wo Sie Ihre erhabene Person niemals schonten.«

Carl: »In Gottes Hand ist man unter Kugeln, Säbeln und Bajonetten eben so sicher, als daheim in seinem Schloß. Pflicht und Interesse gebieten dem Könige, auf seine gerechte Sache vertrauend, seinem Heere als Vorbild in Mannesmuth und Tapferkeit voranzugehen.«

Ulrica Eleonora: »Gott weiß, Ew. Majestät haben hierin ein Beispiel gegeben, dem kein andrer Sterblicher zu folgen vermag; aber wenn Ew. Majestät unsterblicher Ruhm jetzt und für ewige Zeiten den Stolz des ganzen Landes ausmacht, so würde ein vortheilhafter Frieden allen Ihren getreuen Unterthanen um so größere Freude bereiten, als jeder dann wüßte, daß er vor Allem nicht nur Se. Majestät, sondern auch jeden seiner Angehörigen in der Heimath behalten dürfte.«

Carl (der die Lippen unter der Nase zusammenzieht): »Es war immer meine Absicht, Frieden zu schließen, sobald es ein vortheilhafter, ruhmvoller und wahrhafter sein könnte; sonst ist ein fortgesetzter offner Krieg besser . . . Aber verlassen wir, wenn es Mon Coeur so für gut befindet, diesen Gegenstand und beschäftigen uns in der kurzen Zeit, die wir noch zusammen sind, mit unsrer gegenseitigen Freundschaft und demjenigen, was unsre Familie betrifft.«

Nach diesem ausdrücklichen Wunsche des Königs erhalten von diesem Augenblicke an die Gespräche auf

Schloß Wadſtena einen mehr gleichgültigen Charakter und bewahren dieſen auch während des noch übrigen Zuſammenſeins der beiden hohen Geſchwiſter daſelbſt.

Letzter Auftritt.

(Das Arbeitzimmer des Königl. Raths Teſſin.)

Mit einem Geſicht, in dem ſich mehr als gewöhnliche Zufriedenheit zeigt, kehrt Teſſin von einem ſo eben abgeſtatteten Beſuch zurück. Ein und das andere einſilbige Wort, das unwillkührlich ſeinen Lippen entfährt, während er einige Mal mit ſchnellen Schritten das Zimmer durchmißt, verrathen, daß ſeine Gedanken von einem weiblichen Weſen erfüllt ſind.

„Vollkommener Erſatz für das, was ich verloren... Mehr ſogar ... Ja ... Nein, fort mit verkleinernden Vergleichungen! Ich war glücklich und kann es noch einmal werden! ... Jünger als Hedwig, viel jünger und doch in geſetztem Alter, was jetzt allein für mich paßt ... Im Uebrigen gut, verſtändig, liebenswürdig, angenehm im Umgange, an das Hofleben faſt eben ſo lange als ich ſelbſt gewöhnt ... Eine ſiebenundzwanzigjährige Erfahrung iſt nicht zu verachten! ... Geliebt und hochgeſchätzt von Allen, die ſie kennen und Allerhöchſten Orts beſonderer Gnade gewürdigt ... Auch nicht eben ohne Vermögen ... Kurz: eine Wahl, wie ſie nicht beſſer getroffen werden könnte ... Mit meinen Töchtern ſteht ſie bereits auf gutem Fuße ... Solche

Dinge werden immer am beſten mündlich, von Angeſicht zu Angeſicht, abgemacht . . . Doch da Carl Guſtav jetzt in Paris iſt, ſo muß ich ſchon daran, ihn brieflich davon in Kenntniß zu ſetzen . . . Wohlan denn!«

Teſſin ſetzt ſich an den Schreibtiſch, nimmt die Feder und ſchreibt:

»Stockholm, ce 18. Decembre 1715.

Mon trescher fils, il y a aujourd'huy un an, que je vous ay mandè la triste nouvelle de la mort de vostre tendre mere, feue ma chere epouse. Vos soeurs pourront donner le meilleur temoignage de tout ce que j'en ay souffert depuis ce temps là. Un accablement infiny des affaires chagrinantes et epineuses pendant une vie si solitaire et sombre vous auroit facilement pû priver de moy, si un nouvell' engagement d'un' epouse si aymable pour moy qu'une mere vertueuse pour vous, n'auroit eû un succez favorable avec la Comtesse Marie Horn. Sa crainte envers Dieu, sa zéle pour ses Souveraines, sa reconnoissence envers ses amies, et sa bonne conduite envers tout le monde, accompagnée d'une vie si exemplaire que la sienne, m'ont fait choisir un party si advantageux. Comme s'est aujourd'huy, qu'aprez bien des reflexions, elle s'est aggrée de m'accorder son consentiment, je reconnois cela comm'un effect de la Providence Divine, et comme je scays, que vous avez l'ame trop bien placée, pour n'y pas joindre vos voeux, je vous l'ay volû notifier sur l'instant. Au reste Dieu veuille vous combler de sa benediction, et

vous guider dans touttes vos actions, c'est ce que souhaitte ardement

Vostre tres fidel Pere
N. Tessin.

Postscriptum.

— — Des l'arrivée du Roy à Ystedt, j'ay receu une lettre, dans laquelle Sa Majestè dit — — — que je devois tacher de negotier quelqu' argent et de le remettre d'abord, ce qui ce fist assez heureusement le jour aprez, environ de 5000 ducats — — — L'accablement, dans le quel je me trouve à force de tant des differentes occupations, ne me permet pas aujourd'huy d'escire ny à Mr. nostre Ambassadeur ny a Mr. l'Envoyè — — — Mes tres humbles respects a Madame la Comtesse Lillie; j'espere qu'ell' aura la bontè de prendre part à mon nouvel engagement. Tout est encore secret, jusqu' à ce que j'en aye fait l'ouverture au Roy.« *)

*) Am 10. Mai 1716 fand Teſſin's Hochzeit mit dem Kammerfräulein, der Gräfin Maria Barbara Horn, Tochter des Oberſten Grafen Horn und Martha Oxenſtjerna, ſtatt.

Siebentes Kapitel.

Die letzte Periode der Regierung Carl's XII. hatte begonnen; diejenige, in welcher er sich nicht mehr dem Einflusse schwedischer Günstlinge hingab, sondern sein ererbtes Reich ausländischen Abentheurern zum Spielwerke blindlings überlieferte. Das Riesengroße in seinem Muthe, seiner Standhaftigkeit, seinen Vorsätzen und Entbehrungen, das Sagenhafte in seinem Geschick und seinen Thaten haben an seinen Namen für ewige Zeiten eine eben so allgemeine wie gerechte Bewunderung geknüpft. Man hat dabei nur vergessen, zwischen dem Helden Carl und „Carolus Rex“ zu unterscheiden, sowie dem Menschen, was dem Menschen und dem Könige, was dem Könige zukommt, zu geben. Unser Urtheil über ihn in letzterer Beziehung beschränkt sich auf den heißen Wunsch, daß stets ein solcher Monarch über diejenige Macht zu gebieten haben möge, von der Schweden zu fürchten hat. Fügte es sich dann gleichzeitig so glücklich, daß ein Görtz stets zur Hand sei, dem dieser Monarch sein ungetheiltes Vertrauen schenkte, so brauchte Schweden nur ein wenig Geduld, um die Entwicklung der Dinge abzuwarten und könnte später

ohne Gefahr ſein Kriegsheer und ſeine Flotte auf den Ausſterbe-Etat bringen.

Görtz hatte einen weniger ſcharfen als erfinderiſchen Kopf; unerſchöpflich in Mitteln und Wegen, ſich aus augenblicklichen Verlegenheiten zu helfen, gleichgültig gegen die tiefen Wunden, die dieſe Hülfe ſchlug, und in Bezug auf die mehr oder weniger bittren Folgen für die Zukunft dem Grundſatz huldigend: kommt Zeit, kommt Rath; unerſchrocken dazu und übermüthig, gegen Einwendungen taub, auf Gegengründe und auf Hinderniſſe bei ſeinen Plänen und Vorſchlägen nicht achtend, war er mit einem Wort als Staatsmann ein treues Seitenſtück zu Carl XII. als Feldherrn. Von ſchlauer und verwegener Gemüthsart, hochmüthig und befehlshaberiſch in ſeinem Weſen, war er mit Leib und Seele der Alleinherrſchaft ergeben und für ſie geſchaffen. Auch ſtellte er, als er ſich zu Carl's Werkzeuge hergab, die einzige Bedingung, nur von dem Könige allein abhängig und nur ihm perſönlich verantwortlich zu ſein, ſowie dieſer glaubte, daß er nur Gott allein Rechenſchaft ſchulde. Nach Görtz Anſicht durfte ein Monarch nach Willkühr mit den Staatsgeldern ſchalten, denn er ſei Herr über ſein Eigenthum; die Pflicht der Unterthanen beſtehe darin, zu bezahlen, was die Obrigkeit von ihnen verlange und weigerten ſie ſich, ſo ſei dies ſtraffällig vor Gott, indem ſie ihrem Eid der Treue nicht nachkämen.

Von dem Augenblicke an, wo Friedrich IV. mit Carl's XI. Tochter ſich vermählt hatte, richtete Holſtein ſeine Pläne und ſetzte ſeine Hoffnungen auf Schweden; anfangs unter dem anſpruchsloſen Gewande von

Beiſtand, Entſatz und Vertheidigung, doch ſpäter, als Carl XII. das weibliche Geſchlecht vermied, ſeinen Sinn von der Ehe abkehrte und nur für den Krieg und im Kriege lebte, unabläſſig in Lebensgefahr ſich ſtürzte und gradezu geſagt, den Tod herausforderte, nahmen die Berechnungen Holſteins höheren Flug und ſtrebten nach der ſchwediſchen Thronfolge. Es kann zweifelhaft ſein, wohin es gekommen wäre, wenn von den Rathſchlägen des geſchmeidigen und vorſichtigen Pincier, die hauptſächlich darauf hinausgingen, ſich gut zu ſtellen und den Ausgang der Dinge abzuwarten, geleitet, Carl's XII. Schwager nicht bei Cliſſow gefallen wäre. Der Herzog Adminiſtrator, ſein Bruder, der während der Minderjährigkeit von deſſen Sohne das Herzogthum regierte, ſtand in keiner ſolchen verwandtſchaftlichen Verbindung mit dem ſchwediſchen Königshauſe, daß er auf ſie irgend welche Hoffnungen auf eine Krone hätte gründen können, welche gleichwohl nach ſeinem Tode ſpätere Umwälzungen ohne vorhergegangene Pläne und Berechnungen auf das Haupt ſeines Sohns verſetzten. Der Adminiſtrator zog ſich alſo in die urſprüngliche holſteinſche Politik zurück und hielt ſich nur an den ſchwediſchen Schutz und an Entſchädigung für das, was durch den Krieg dem herzoglichen Hauſe verloren gegangen war. Nicht aber ſo das Holſteinſche Miniſterium, an deſſen Spitze damals Baron Görtz ſtand. Die Perſon des Regenten, mochte ſie ſein, welche ſie wollte, intereſſirte ihn nur als Deckmantel, um hinter dieſem ſelbſt die unbeſchränkte Macht auszuüben. Daß der künftige Herzog, an Jahren wenig mehr, als ein Kind, dies in noch höherem

Grade in Bezug auf seine geistige Entwickelung war, stimmte daher völlig mit seinen Wünschen überein und doppelt lieb war es ihm, daß er in Schweden in der politischen Schule seines Onkels groß gezogen wurde; eines Theils saugte der junge Herzog um so mehr von den Caroliniſchen Grundsätzen ein, anderen Theils war er jedenfalls an Ort und Stelle, wenn früher oder später die Throncandidatur in Frage kam.

Von Anfang an waren hierauf die Görtziſchen Bestrebungen gerichtet. Dies Ziel im Auge, legte er sich zeitig darauf, Carl's XII. Charakter, Eigenheiten, Launen bis auf den Grund zu studiren, damit sowohl er selbst wie seine Werkzeuge sich danach richten und alles Mißfällige vermeiden könnten. Seine Beobachtungen und Bemühungen begann er persönlich an Ort und Stelle, als er sich, wie dem Leser schon bekannt, während der Periode der Siege als Holsteinscher Diplomat bei Carl aufhielt, späterhin aber ließ er den Holsteinschen Gesandten, Baron von Fabricius, der in der Türkei bei Carl XII. oder vielmehr Carl's XII. wegen angestellt war, über alles, was den Helden und seine kleine Umgebung betraf, bis auf die geringfügigsten Umstände fleißig Bericht erstatten und Fabricius wußte mit großer Feinheit und seltener Ausdauer sich jederzeit die sichersten Nachrichten zu verschaffen. Auf diese Weise hatte Görtz Carl XII. so zu sagen aus- und inwendig bereits kennen gelernt, als sie in Stralsund zusammentrafen. Vom ersten Augenblicke an wußte Görtz sich und seine Aeußerungen so einzurichten, daß Carl sogleich von ihm entzückt war und von dem Herzog Administrator

als Freundschaftsbeweis verlangte, Görtz in seinen Angelegenheiten benutzen zu dürfen. Als Görtz sich nämlich damals bei Carl XII. eingefunden hatte, war er von dem Herzog Administrator mit schriftlichen Aufträgen an Carl gesandt worden.

Görtz durfte nun sein Streben nach Einfluß in einem ausgedehnten Reiche nicht mehr auf die Ungewißheit einer künftigen Thronveränderung hin hinausschieben, das Ränkeschmieden für den Schwestersohn trat in den Hintergrund, so lange der erste Holsteinsche Minister den Onkel in seinen Netzen eingeschnürt hielt. Daß er die Stellung bei Carl aus reiner und tief gewurzelter Begeisterung für dessen Person angenommen, war eben so wenig wahr, als die Friedensunterhandlungen, welche Görtz betrieb, etwas Anderes waren, als eine heimtückische, schändliche Spiegelfechterei. Auch war die vorgebliche Begeisterung nicht völlig uneigennützig, denn von Carl, dessen königliche Freigebigkeit weltkundig und unbestreitbar ist, nahm er ein so großes Geschenk an, daß er seiner Creatur von Dernath nicht weniger als 100000 Reichsthaler davon abgab. Zum Protokoll der späterhin wider ihn eingesetzten Commission beklagte sich Görtz über „die Passion des Königs, den Krieg fortzusetzen und die Fermeté desselben.“ In Briefen an den König dagegen, die Unterhandlungen auf Åland betreffend, äußert sich Görtz ganz anders und zwar wörtlich so: „In dem Berichte habe ich nicht gewagt, mich so deutlich auszudrücken, denn in ganz Schweden, auch von den Generalen und Anderen, die im Uebrigen wohlgesinnt sind, wird nichts für ein so großes Verbrechen

gehalten, als Ideen und Anleitung zur Fortsetzung des Kriegs zu geben und wäre dieser auch noch so ruhmvoll und vortheilhaft. — Gern gestehe ich ein, hätte ich Ew. Majestät im Geringsten des Kriegs überdrüssig gefunden, so würde ich unterthänigst um Entbindung von der Ihländschen Sendung gebeten haben. Denn wenn die Sache dort nur als ein freundschaftlicher Vertrag betrieben und nur darum gehandelt werden sollte, was auf der einen Seite zu geben und auf der andern zu behalten sei, so hätte ich es für eine Schande angesehn und für Ungnade gerechnet, einen solchen Friedensvertrag zu unterzeichnen. Uebrigens würde mein eigener Ehrgeiz nicht befriedigt worden sein, hätte ich glauben müssen, daß Ew. Majestät des Kriegs zu einer Zeit müde wären, wo sich die beste Gelegenheit zeigt, alles Verlorne wiederzugewinnen. — Die moralische Ueberzeugung und Gewißheit, daß dies die sicherste Weise für Ew. Majestät ist, das Geraubte zurückzuerhalten, außerdem von andern Feinden rechtmäßig so ansehnliche Landstriche zu gewinnen und zugleich eine größere Rolle als je in der Welt zu spielen, ist die einzige Ursache gewesen, weswegen ich mich mit solcher Bereitwilligkeit den Unterhandlungen mit Rußland unterzogen habe.«

Es wäre schon eine unerhörte Unbesonnenheit, eine offenbare Vernachlässigung des Staatswohls und der Formen gewesen, die Leitung der wichtigsten und delikatesten Angelegenheiten einem Fremdlinge anzuvertrauen, der, weit davon entfernt, in den Dienst des Reichs zu treten, Bürgerrecht in dem Staate zu besitzen oder sich dem gewöhnlichen Treu- und Huldigungseide zu unter-

werfen, vielmehr im Gegentheile fortwährend der Unterthan und Beamte eines fremden Fürſten blieb. Aber um ſo unverantwortlicher war der Fehler von Carl's Seite, als ſchon die ſchuldige Rückſicht gegen den ſchwediſchen Namen und gegen ſich ſelbſt in ſeiner Eigenſchaft als ſchwediſcher König ihm hätte verbieten müſſen, das Schickſal des Landes in ſo weſentlichen Punkten in die Hände eines Mannes zu legen, der früher für das Intereſſe des Herrn, dem er wirklich diente, ſich erboten hatte, den erklärten Feinden Schwedens deſſen Heer und Land zu verkaufen. Schon lange hatte Carl die Beweiſe davon in ſeinem Beſitze gehabt, ja ſogar die Sache durch eine Commiſſion unterſuchen, ſpäter aber fallen laſſen. Vielleicht wirkte dabei ein gewiſſes Etwas von Gewiſſensqual, eine Art heimlicher Unluſt über den allgemeinen Abſcheu, den die Grauſamkeit gegen Patkull erweckt hatte, mit, wenn Carl die hinterliſtigen Anſchläge von Görtz in Vergeſſenheit begrub. Gut war es allerdings, daß eine neue Auslieferungsgeſchichte nicht aufs Tapet gebracht wurde. Auch wäre ein ſolcher Verſuch diesmal ohne Zweifel mißglückt. Denn Friedrich von Dänemark war nicht ſo unbeſorgt um ſeinen Ruf als ehrlicher Mann und um ſein königliches Wort, als Auguſt von Polen, auch ſtand Carl, als er Görtz auf die Spur kam, nicht an der Spitze ſiegreicher Heere. Aber ſich in den Schranken des Völkerrechts zu halten, oder den entdeckten Schurkenſtreich, wie Carl dies that, für »eine Läpperei« zu erklären, iſt nicht ein und daſſelbe. Der Streich war von einem Holſteinſchen Miniſter begangen und bei dieſem ſchändlicher als bei irgend

einem Andern; denn abgesehen davon, daß das schwedische und holsteinsche Regentenhaus nah verwandt waren, daß der junge Fürst von Holstein in Schweden geboren war, dort erzogen und unterhalten wurde, war es ursprünglich Holsteins Interesse gewesen, das Schweden in den unglücksschweren Krieg verwickelt hatte. Und später noch obenein die Bewohner und Beamten Schwedens unter die Befehle und Botmäßigkeit der also entlarvten politischen Natter zu stellen, stritt so gegen die Staatsklugheit, war für das vaterländische Gefühl so kränkend, daß dieser Zug allein hinreichen würde, das Urtheil des Geschichtschreibers Rühs zu rechtfertigen, wenn dieser sagt: „Carl sah den Untergang seines Reichs mit derselben Gleichgültigkeit, wie die Zerstörung Polens und der Ukräne, wenn er nur Soldaten hatte und wenn diese einiger Maaßen hatten, was sie bedurften.“ Auch war Görtz selbst weit davon entfernt, seine für Holstein zu Schwedens Verderben mit den Feinden des letzteren geführten Unterhandlungen für eine Läpperei anzusehn. Dies beweist seine Aufforderung an den Legations-Secretair Widim, die Briefe und Instructionen, welche Görtz in dieser Angelegenheit an den Holsteinschen Gesandten an dem Hof des Czars hatte ergehn lassen, zu entwenden und Görtz zurückzustellen.

Carl erndtete für seine grobe Gedankenlosigkeit, sich in die Arme jenes ausländischen Betrügers zu werfen, den Dank, den er verdiente. Görtz war es, der später zum Protokoll der Untersuchungs-Commission das Andenken seines Beschützers befleckte und damit prahlte, daß er verhindert, was bereits von Carl beschlossen

worden ſei, daß nämlich „von jedem Grundſtück 80 Carolinen monatlich erlegt werden und die Regimenter beſtimmte Diſtricte angewieſen erhalten ſollten, um dies Geld zu erheben.“ Es war Görtz, der mit der größten Kälte und mit beiſpielloſer Frechheit ſeinem Mithelfer, dem Grafen von Dernath, auch einem Holſteiner, als dieſer, über ſeine Grauſamkeit und deren Folgen betroffen, Vorſtellungen zu machen anfing, antwortete: „wenn nichts mehr da iſt, hat das Spiel und haben die Ausgaben ein Ende.“

Und dennoch giebt es Schriftſteller, welche behaupten, daß Görtz ſich um das höchſte Vertrauen Carl's XII. verdient gemacht habe. Zum Leidweſen für dieſe Panegyriſten war Carl in den letzten Tagen ſeines Lebens, wo — wahrſcheinlich durch Teſſin's Einfluß — die Binde von ſeinen Augen zu fallen begann, durchaus nicht derſelben Anſicht. Denn der Rath Baron Feif, deſſen Zuverläſſigkeit eben ſo bekannt iſt, wie ſein langjähriges und nahes Verhältniß zum Könige, erklärte am 30. Januar 1719 zum Protokoll der Unterſuchungs-Commiſſion, daß Carl Willens geweſen ſei, Görtz zum Arreſt bringen zu laſſen, was jedoch nur er, Feif, und Graf Mörner gewußt habe.

Schade, daß ſein plötzlich dazwiſchentretender Tod den König verhinderte, ſelbſt dieſe Handlung ſpäter Klugheit und Gerechtigkeit auszuüben!

Wir wollen nachſtehend in der Kürze den allgemeinen Zuſtand in den letzten Regierungs-Jahren Carl's XII. ſchildern, wie er theils durch deſſen eigene, theils durch die von Görtz eingegebenen Pläne herbeigeführt wurde.

Das faſt verödete Land, wo Alles ſchon drauf gegangen war, war obenein von Mißwachs heimgeſucht worden. Nachdem man, um einer befürchteten Hungersnoth zuvorzukommen, ohne Erfolg verſucht hatte, Getreide von außerhalb zu verſchreiben und im Inlande aufzutreiben, wurde zur Errichtung von Magazinen die ungeheure Abgabe des ſechſten Theils von allem baaren Gelde und allem Golde und Silber auferlegt. Görtz ſelbſt zitterte vor den Folgen der Wuth, die dadurch hervorgerufen werden möchte und legte der Leichtgläubigkeit des Königs eine liſtige und ſchändliche Schlinge, in die ſich dieſer auch verſtrickte und bei der es darauf abgeſehen war, den Haß und möglicherweiſe ſogar die Rache für eine ſolche Maaßregel von dem Urheber auf den Monarchen zu wälzen. Bei Einreichung jener ſauberen Vorſchläge ſchrieb nämlich Görtz von Warholm aus unterm 27. October 1718 an den König — — — „Ew. Majeſtät darf ich hierbei gehorſamſt anheimſtellen, ob nicht Ew. Majeſtät geruhen möchte, wo in den Vorſchlägen jetzt 2 Procent ſtehn, überall den ſechſten Theil oder den ſechſten Pfennig ſetzen zu laſſen.“ Daß der Feind eroberte Länder brandſchatzt, iſt zwar leider! nicht ganz außer der gewöhnlichen Ordnung der Dinge; eine von dem eigenen Könige auferlegte Brandſchatzung aber iſt eine Erfindung, deren Ruhm wenige Regenten und Miniſter Carl XII. und Görtz ſtreitig machen möchten. — Alles Backen und Brauen in Privathäuſern wurde auf Görtz Vorſchlag bei harter Strafe unterſagt. „In einer belagerten Feſtung — heißt es in Görtz Vorſchlägen zur Einrichtung von Bäckereien in

Stockholm — ist nicht gestattet, daß der Eine auf längere Zeit als der Andre Vorrath hat, sondern Alle müssen gleich zu leben haben, oder Alle auf einmal zu leben aufhören. Wenn auch die Handeltreibenden und Reichen sehen, daß ihr Reichthum und ihre Betriebsamkeit nichts helfen, um sie mehr als die Armen vor Hungersnoth zu sichern, so werden sie es um so angelegener sich sein lassen, für die Gesammtheit zu sorgen.“ Unter allgemeinem Mißvergnügen, allgemeiner Erbitterung über den Krieg war das Reich, dessen Bevölkerung so gelitten hatte, daß Soldaten nicht einmal mit Gewalt und noch viel weniger mit Geld zu bekommen waren, des Norwegischen Feldzugs wegen, für den die Bauern auf 60 und mehr Meilen Weite Fuhren hatten leisten müssen, von allen Vertheidigungsmitteln entblößt. Die Ausfertigung der Obligationen wurde anbefohlen und überlassen, sie auf jedes beliebige Privat-Eigenthum einzeichnen zu lassen. Nie und nirgends auf dieser Erde hat eigenmächtigere Gewalt in Gestalt verfassungsmäßiger Befugniß das Tageslicht gesehen, als in dem Königl. Schreiben an die Contributions-Renterei über diesen Gegenstand, in welchem unter Anderm folgende von der Königlichen Alleinherrschaft abschreckende Stellen vorkommen — — „Also haben Wir für gut befunden, (denen, welche der Regierung Geld vorschossen) außer der allgemeinen Hypothek Freiheit und Erlaubniß zu geben, die von ihnen geleisteten Vorschüsse auf liegende Gründe, welche sie wollen, bei den Gerichten einschreiben und einprotokolliren zu lassen. — — — Wir halten Uns versichert, daß dieser Punkt wegen der Pfandverschreibung bei Euch um so

viel weniger Schwierigkeit finden werde, als die Sache an ſich in früheren Reichstagsbeſchlüſſen begründet iſt, in Folge deren Unſere getreuen Stände verſchiedene Mal übernommen und auf das Kräftigſte ſich verpflichtet haben, alle für das Kriegsbedürfniß zu machenden Aufkäufe richtig zu bezahlen. Wenn nun dieſe Verpflichtung irgend eine Wirkung haben ſoll, ſo folgt ja von ſelbſt, daß Unſere getreuen Stände gern ſich willig finden mögen, Alles, was in ihren Kräften ſteht, beizutragen, ſo wie die Mittel in Anwendung zu bringen, die allein noch übrig ſind, um Aufkäufe machen zu können; anderen Falls wäre ihr Verſprechen, zu dem ſie ſich doch auf das Kräftigſte verpflichtet haben, leere Rede ohne Willen und Abſicht, eine Beſchuldigung, die mit eben ſo wenig Fug ihnen gemacht werden kann, als kein Einziger von ihnen für ſeine Perſon für ſo ſtrafwürdig verdächtigt werden kann. Auch ſetzen Wir nicht voraus, daß Ihr eine ſolche und gegen Euren Willen laufende Auslegung und Erklärung auf Euch nehmen werdet, zumal dadurch nicht nur dieſer ſo ſehr vortheilhafte Aufkauf völlig ins Stocken kommen, ſondern Ihr auch unfehlbar in eine größere Verantwortlichkeit, als Ihr tragen könnt, gerathen würdet, wenn der Staat einer ſo geringen Urſache wegen, die keinem Einzelnen beſchwerlich fallen kann, ſo lange es bei Keinem an Luſt und Willen, den Vorſchuß zu bezahlen, fehlt, die Wohlfahrt und das Gut und Eigenthum der Einwohner aufs Spiel ſetzte und dem Feinde zum Raube und zur Beute ließe; und was noch mehr iſt, wenn die Feinde uns außer der nöthigen Verfaſſung ſehen, ſo werden ſie alle Kunſtgriffe anwenden,

um den von Unſeren getreuen Unterthanen ſo heiß erſehnten Frieden auf die lange Bank zu ſchieben; und es iſt Euch genugſam bekannt, wie ohne einen anſehnlichen Vorſchuß die Vertheidigungsanſtalten hier im Reiche ſo beſchaffen bleiben, daß ſie kaum den erſten Angriff zu hindern und abzuwehren im Stande ſein werden." — — —

Alle baare Münze, ſowie anderes Silber, Kupfer, Eiſen, mit einem Worte jede Art baaren Vermögens hatte die Regierung gegen Münzzeichen eingezogen, mit denen das Land ſo überſchwemmt wurde, daß der Bauer es nicht der Mühe werth hielt, zu arbeiten oder ſeine Erzeugniſſe zu veräußern. Bei großer Geldſtrafe wurde den Berg- und Hüttenwerks-Beſitzern auferlegt, zwei Drittheile mehr als früher zu ſchaffen. Den mehr und mehr ſinkenden Credit der Münzzeichen ſuchte man durch Verhängung harter Gefängnißſtrafen aufrecht zu erhalten, und Anweiſungen wurden auf gar nicht vorhandene Fonds ausgefertigt. Die Bewilligung, welche die Stände 1714 gemacht und bei der ſie ſich keineswegs knickerig gezeigt hatten, verdoppelte der König aus eigener Bewegung im Jahre 1717 und vervierfachte ſie ſogar in dem darauf folgenden Jahre 1718. Die Bank hatte dem König große Summen vorgeſtreckt. Auf Anrathen von Görz weigerte er ſich, dieſe mit anderen als mit ſtändiſchen Obligationen zu bezahlen, welche die Contributionsrenterei anzufertigen den Befehl erhielt, womit die Verwandlung der Leihbankzettel in Actien in Zuſammenhang ſtand.

„Es kann dem König gleichgültig ſein — ſchrieb

Görtz am 9. September 1718 von Strömstadt an von Dernath — ob die Bank die Verwandlung der Bankzettel in Actien bekannt macht oder nicht. Die Sache giebt sich von selbst, sobald der König erklärt, daß er seine Capitalschuld an die Bank weder bezahlen kann noch überhaupt je will. Was im Uebrigen den Schaden anbelangt, den eine solche Bekanntmachung angeblich für den allgemeinen Credit herbeiführen soll, so sind das nur falsche Grundsätze, die man nachschwatzt, oder richtiger gesagt, man bewegt sich dabei in einer in Bezug auf den Credit herkömmlichen Redeweise. Der Unterschied zwischen den ständischen Obligationen und den Leihbankzetteln besteht darin, daß die letztern aus der Kasse des Königs, die erstern aus der Kasse der Privatleute, ohne daß der König einen Pfennig von seinen Einkünften dabei verliert, bezahlt werden. Der König wird daher stets ein großes Interesse haben, darauf zu halten, daß die ständischen Obligationen bezahlt werden, indem er dabei nichts einbüßt, während er dagegen verpflichtet ist, die Leihbankzettel selbst zu bezahlen.« Bei 5 Millionen Zuschuß waren die Staatsausgaben unter beständigem Steigen im Jahr 1718 bis auf nahe 35 Millionen gewachsen. Nachdem alle erdenklichen Wege eingeschlagen, die Abgaben erhöht, die Besoldungen der Beamten verkürzt worden waren, ohne daß die Bedürfnisse des Staats gedeckt wurden, kam Görtz zuletzt darauf, einen neuen Pfandschilling von den Inhabern der verpfändeten Güter zu erpressen, ohne sich um früher gemachte Versprechungen zu bekümmern und endlich sogar das Privateigenthum auf dem Eisencomptoir an-

zugreifen. Und während eines ſolchen Zuſtandes der Dinge, einer ſolchen Lage des armen Volkes, des verarmten Landes war Carl unter Antrieb von Görz thöricht genug, ſich noch mit Plänen zur Wiedereinſetzung von Stanislaus auf den polniſchen und des vertriebenen Geſchlechts der Stuart's auf den Großbrittanniſchen Thron zu beſchäftigen! „Und die Friedensunterhandlungen auf Åland waren eine reine Spiegelfechterei, worüber Görz ſelbſt unterm 30. Juli 1718 an den König ſchreibt: „Aus meinem heut erſtatteten unterthänigen Rapport geruhen Ew. Majeſtät zu erſehen, wie weit die ruſſiſchen Unterhandlungen gediehen ſind und wie ich mit Ew. Majeſtät gnädiger Erlaubniß die ganze Sache auf den Fuß geſtellt habe, daß Ew. Majeſtät zuerſt mit dem Czaren zurechtkommen mögen, folglich auf dieſer Seite Luft erhalten und ſo in den Stand geſetzt werden, mit gehöriger Würde ſich wieder auf dem großen Welttheater zu zeigen, mit der Ruſſen eigner Hülfe neue Eroberungen zu machen, ſowie auch zu Ihrem unſterblichen Ruhme Ihren Vorſatz auszuführen und Stanislaus wieder auf den polniſchen Thron zu ſetzen: kurz wie ich mich befleißigt habe, alles ſo einzurichten, daß der Krieg mit Rußland nur ruhen möge, damit Ew. Majeſtät Zeit gewinnen, ihre Angelegenheiten zu ordnen und ſpäter wieder mit den Ruſſen anbinden können. — —“

So ſtand es mit dem ſchwediſchen Regenten Carl XII. in den letzten Zeiten, wo er dem Holſteinſchen Geheimen Rathe Baron von Görz blind vertraute.

Achtes Kapitel.

Es scheint hier der Ort zu sein, den Namen Nikodemus Tessin's von einem Flecken zu reinigen, den ohne Zweifel in gutem Glauben, doch aber aus mangelnder Sachkenntniß ein geachteter Staatsmann an ihn geheftet hat. Der Kanzlei-Präsident Freiherr Ehrenheim hat sich nämlich verleiten lassen, den Königlichen Rath Tessin und den Geheimen Rath Görtz für vertraute Freunde auszugeben und aus dieser wahrheitswidrigen Voraussetzung die erste Veranlassung zu einem späteren Bruche zwischen Tessin und Horn und zu nachmaligen Unannehmlichkeiten für den ersteren herleiten wollen. Es heißt nämlich in den von Baron Ehrenheim herausgegebenen „Tessin und Tessiniana:"

„Graf Nikodemus genoß von allen Herrn Reichsräthen das meiste Vertrauen bei König Carl XII. und stand mit ihm mehrere Jahre hindurch durch den Rath Zeif in immerwährendem, obgleich mittelbarem Briefwechsel. Der König war mit seinen Rathsherrn unzufrieden und ging mit dem Gedanken um, einen völlig neuen Rath einzusetzen, weshalb er im Sommer 1718

den Grafen Nikodemus beauftragte, eine Liste von denjenigen Personen zu machen, die sich zu einem solchen Amte paßten, mit dem Hinzufügen gleichwohl, daß er sich nicht beunruhigen solle, wenn der König seine Unzufriedenheit mit dem Rathe erkläre. Vermuthlich war der Ausbruch nahe, als der König starb und wartete vielleicht nur auf Görtz Ankunft. Mochte es nun schon vor dem Todesfalle sein, oder erlangte erst später aus den Papieren des Königs der Senat von jenem Vorhaben Kenntniß, jedenfalls war es unschwer zu rathen, daß Tessin sowohl wegen der Gnade, die er bekannter Weise beim König genoß, als auch seiner nicht minder bekannten Verbindungen wegen mit Baron Görtz darum wissen mußte. Als dieser letztere allgewaltige Mann auf der Reise von Oeland in Stockholm war und die Autorisation des Königs hatte, während seines Dortseins den Präsidentensitz in jedem beliebigen Collegium einzunehmen, war Graf Horn der Einzige, der ihn von dem Canzlei-Collegium abhielt, worüber es zu einem so hitzigen Wortwechsel zwischen den beiden Herrn kam, daß, als Görtz sagte, Graf Horn könne für sein Benehmen den Kopf verlieren, dieser ihm ganz kalt erwiederte: »Einer von uns wird ihn verlieren.« Als Horn später in die Lage kam, Rache zu üben, war es nicht zu verwundern, daß auch der Freund von Görtz sein Theil bekam; da aber Graf Nikodemus bei der Revolution sogleich Parthei nahm, und ein eifriger Anhänger der Freiheit wurde, so konnte er nicht um seine Stelle im Rathe kommen.«

Die angeblichen »Verbindungen« und die vermeint-

liche »Freundſchaft« zwiſchen Teſſin und Görtz ſind nicht nur ganz und gar aus der Luft gegriffen, ſondern die Sache verhält ſich völlig umgekehrt, ſo daß Teſſin nicht nur in ſeiner tiefſten Seele Görtz verabſcheute und ſelbſt fürchtete, ſondern auch ſogar zuweilen das Blatt vom Munde nahm und ſchriftlich gegen die nächſte Umgebung des Königs das Benehmen von Görtz und ſeinem holſteinſchen Anhange in das rechte Licht ſetzte. Was ſich von Teſſin's Briefwechſel in unſerm Beſitz befindet, wollen wir, ſo weit es Görtz betrifft, jetzt gewiſſenhaft und der Zeitordnung nach mit ſeinen eigenen Worten anführen, überzeugt, der Leſer werde, wie wir, die Anſicht gewinnen, daß, wenn etwas auf den Baron Görtz Bezügliches in Aufſätzen, die wir von Teſſin in einer Zeichenſprache, welche zu deuten uns noch nicht gelungen iſt, beſitzen, ſich finden ſollte, dies eher von vernichtendem, als von ſchmeichelhaftem Inhalte für den damals allmächtigen fremden Betrüger ſein müſſe.

In einem Brief vom 26. Februar 1716 unterrichtet Teſſin den Gouverneur ſeines auf Reiſen im Auslande befindlichen Sohns, den nachherigen Aſſeſſor Wesländer, von den in Schweden vorgekommenen Veränderungen und ſchließt dann mit dieſen Worten: — — »Tous ces projects viennent la plus part du Baron Görtz. — Le Stats Contoir est presentement hors d'oeuvre et les revenues ordinaires vont passer par les mains de Mr. Fahlström, qui a le departement des finances; mais les autres par Mr. Feif, le quel est ministre d'estat des affaires etrangeres, qui me fournira aussy les assignations pour la cour, dont je suis bien aise.« — —

Weiter äußert ſich Teſſin in einem Brief an Cronſtröm vom 27. Juli 1716 folgender Weiſe: — — — »Mr. le Baron Görtz doit estre arrivè en Ollande il y a deja du temps; l'on m'a asseurè, qu'il s'estoit chargè devant le Roy, de faire fournir aux ministres leur necessair pour cett' annèe, dès qu'il seroit arrivè là dehors. Mr. le comte van der Nath occuppe pendant son absence sa place aux Finances. La methode du nouveau project n'est point à blamer en tout, il faut que le temps en fasse conoistre la reuscite.» —

Man bemerke, wie vorſichtig, wie auf die Goldwage Teſſin ſein Urtheil ſtellt. Er lobt einen Vorſchlag nicht, der von dem allmächtigen Günſtlinge jener Tage ausgegangen iſt, ungeachtet Teſſin ſehr wohl weiß, daß der König dieſem Vorſchlage mit Eifer und Vorliebe ergeben iſt — er beſchränkt ſich einzig darauf, ihn nicht in jeder Beziehung zu tadeln und ſtellt der Zeit anheim, zu zeigen, wie der Erfolg ſein wird.

Von Chriſtinahamn ſchreibt Teſſin am 17. Mai 1718 an Cronſtröm: — — »Je suis tres ravy, que vous soyez content de Mr. le Baron Görtz, vous ne scauriez mieux faire, que de bien conserver son amitiè, car ell' est presentement d'un grand poid.» — —

Mit keiner einzigen Silbe wird die Perſönlichkeit und das Benehmen von Görz gerühmt, nur ein trockner Rath an einen Diplomaten ertheilt, der für ſein Glück ſorgen will, daß er ſich gut bei demjenigen ſtellen möge, der für den Augenblick den größten Einfluß beſitze. Wärmer war die Sprache, eindringlicher waren die Worte zu jener Zeit, wo Teſſin ſeinen Freund bat,

ſich die Gunſt von Männern zu erwerben, für die er, wie für Piper, Wrede, Feif u. a., Achtung und Ergebenheit hegte.

Endlich hat Teſſin ſelbſt unterſucht, wie die Actien des abweſenden Freundes bei dem allmächtigen Miniſter ſtehn und er ſchreibt am 5. December 1718 an Cronſtröm: — — — »Le Baron Görtz et le Baron Müllern sont chez le Roy et pas icy comme vous avez cru, j'ay entretenu l'un et l'autre sur vostre sujet, et ils paroissent d'estre fort de vos amys.«

Hierauf fügt Teſſin mit verſtellter Gleichgültigkeit einige Worte hinzu, unter denen ſich jedoch, wie der Leſer gleich ſehen wird, Unzufriedenheit und Aerger über Görtz verbirgt.

»Comme je n'ay pas souhaitté d'avoir quelque part aux ouvriers qui viennent dans l'accablement ou je suis, je m'en mele d'autant moins.« — — —

Von den eben angeführten unverkennbaren Zügen von Kälte gehn wir zu einigen offenbaren Beweiſen der Feindſchaft und eines offnen Bruchs über.

An den Schwiegerſohn des Baron Feif, den nachmals ſo verehrungswürdigen Reichsrath, Freiherrn Samuel Åkerhjelm, ſchreibt Teſſin:

1.

Am 29. Juli 1716.

»Wohlgeborner u. ſ. w.

Aus Ihrem gefälligen Schreiben vom 21. Juli habe ich mit nicht geringerer Befriedigung die Aeußerung Sr. Majeſtät wegen der Dispoſition über das Handgeld

erſehn, als ich mit großer Verwunderung bemerkt habe, wie ſich das Königl. Aufhandelscontor eine Autorität anmaßen will, die ihm durchaus nicht zuſteht. Die Sache trug ſich zu, als ich mich auf meinem kleinen Gute Boo befand und dort an einem fünften Rückfall von einem heftigen Fieber litt; damals erhielt ich (und ich geſtehe, daß ich davon bei meiner Krankheit etwas alterirt wurde) von dem Hofkämmerer die Nachricht, wie der Graf von der Nath zum Protokoll des Aufhandelscontors auf das Heftigſte behauptet hat, daß er Ordres erhalten habe, über das Handgeld Sr. Majeſtät in Zukunft zu disponiren und daß man ſich daher ferner nicht mehr damit zu befaſſen habe. Dies kam mir, wie ich geſtehe, etwas ſeltſam vor, denn ich hatte ſo eben Sr. K. Majeſtät allergnädigſte Ordres deswegen erhalten; und wollte man in dem Aufhandelscomptoir keine Contreordres aufweiſen, ſondern hatte damals zugleich mit großer Machtvollkommenheit beſchloſſen, daß entweder die früheren Aſſignationen retrahirt, oder eine ſolche Schrift quittirt werden ſollte, wie die angeſchloſſene Copie ausweiſt. Da nun unmöglich vorausgeſetzt werden konnte, daß man ohne poſitive Ordres ſich eine ſolche Macht nehmen werde, ſo quittirte ich lieber in der verlangten Weiſe, als daß das Handgeld Sr Majeſtät ſowohl wie die Aſſignationen für den Königl. Hofſtaat irgendwie zum höchſten Nachtheil Sr Majeſtät in Unordnung kommen ſollten. Daß der Brief des Herrn Staatsſecretairs nicht vorgezeigt worden iſt, davon ſehe ich jetzt nachträglich den Grund darin, daß nach ſeinem Inhalte das Geld, ſofern es ſich noch bei der Aufhandelscommiſſion

befand, immediate abgesandt werden sollte, wäre es aber schon ausgegeben, so sollte ich es übersenden. Nun waren die Assignationen schon dem Hofcontor zugestellt, denn Geld giebt die Aufhandelscommission nicht, sondern nur Assignationen, also mußte man den Brief zurückhalten und durfte ihn nicht zeigen; und solcher Maßen eignete sich Graf von der Rath eine vollkommene Disposition zu. Der Grund ist leicht einzusehn, die Aufhandelscommission wollte sich mit der Uebersendung dieses Geldes insinuiren, damit man glauben sollte, es sei alles Andre eben so in Richtigkeit. Das ist der einzige und alleinige Zusammenhang der Sache. Gott Lob! ich bin größtentheils wieder hergestellt, so daß ich in einigen Tagen mit dem Grafen von der Rath dürfte sprechen können, wo ich ihm dann mit aller Bescheidenheit die Sache vorstellen werde, denn ich mag mich nicht gern im Geringsten mit irgend Einem brouilliren, der Sr. Majestät Dienst versieht, weil dieser am allerbesten durch Einigkeit verrichtet wird. Auch muß ich besorgen, daß man es sonst mit dem gedachten Handgeld weiter hinauszieht, oder auch dem Hofkontor die längst fälligen Assignationen für den Königl. Hofstaat zustellt.« — —

2.

Am 26. September 1716.

»Wohlgeborner u. s. w.

Dero obligeante Briefe vom 17. und 20. hujus sind mir richtig zugekommen. Für mein Theil sehe ich es sehr gern, daß Graf von der Rath, da er so sehr darauf dringt, das Handgeld an Se. Majestät schafft,

zumal ich vorausſehe, daß die Ablieferung deſſelben an das Hofkontor die Sache hinausſchieben und dadurch die Conduite eines und des andern odieuſe machen könnte. Der Herr Staatsſecretair kann am Beſten bezeugen, ob ich im Geringſten durch Briefe an Se. Königl. Maj. oder Sie ſelbſt irgendwie in Worten Empreſſement oder Mißvergnügen in dieſer Angelegenheit gezeigt habe, ſondern was dem Herrn Staatsſecretair gefallen hat, mir unterm 21. Juli v. J. über die Sache zu ſchreiben, habe ich als beſondere Gnade von Sr. Majeſtät aufgenommen und mit derſelben unterthänigen Submiſſion muß ich mich darin finden, falls es Sr. K. Maj. gefällt, eine Aenderung zu treffen. Nur das, muß ich geſtehen, iſt mir empfindlich, daß durch ſolche Veränderungen die Autorität und die Amtsgeſchäfte vermindert werden und daß die Conduite des Einen oder Andern wegen etwas verdächtigt wird, um das man gar nicht ambitionirt hat und daß man mithin ganz unverdient einer ungünſtigen Cenſur unterworfen wird. Und dann, daß man hören muß, wie ſie ſich mit einer Macht breit machen, die man nie im Geringſten beſtritten hat. Gott nehme ich zum Zeugen, auf alle Weiſe von der Welt habe ich ein Mißverſtändniß mit dem Grafen von der Nath vermieden und nun ſoll ich auf ſo ganz unſchuldige Weiſe hineingerathen. Dennoch, ein gutes Gewiſſen und Geduld überwinden Alles.“ — — —

Wenn Teſſin in dem früher erwähnten Briefe an Cronſtröm ſich ausweichend über die Görtziſchen Vorſchläge äußerte und ihre Beurtheilung der Zukunft über-

ließ, so scheute er sich doch nicht, seine Meinung über die Folgen zu erkennen zu geben, sobald diese letzteren sich hatten entwickeln können. An den Finanzminister Fahlström schrieb er unterm 27. November 1717: — — — »Nach der Publikation der gnädigsten Verordnung Sr. Majestät wegen der unweigerlichen Annahme der Münzzeichen und Zettel steigt der Preis fast aller möglichen Dinge von Tag zu Tag auf eine unglaubliche Weise; und mag man bezahlen, in welcher Münzsorte man will, so ist der Preis doch schon höher als früher bei den Münzzetteln, so daß es, falls es kein Mittel giebt, besonders bei den inländischen Waaren, dem Steigen Einhalt zu thun, bald unmöglich sein wird, irgend einen Oeconomie-Etat auf einem sicheren Grund zu bauen; denn die Consumtion bleibt sich immer gleich, die Preise der Dinge aber sind auf das zwei- und dreifache gestiegen. Gebe Gott, daß bald durch ein genügenderes Mittel, als nur durch den Zwang, eine erwünschte Aenderung hierin herbeigeführt werden könne.«

Nachdem Tessin mit dem neugeschaffnen Amte des höchsten Ordnungsmanns bekleidet oder vielmehr belastet worden war und in dieser Eigenschaft einen aus Strömstadt vom 15. September 1718 erlassenen, von D. Cederström contrasignirten Befehl wegen bestimmter Maaßregeln, um der befürchteten Hungersnoth zuvorzukommen, erhalten hatte, welche er auch durch Circular vom 23. desselben Monats, den betreffenden Behörden zugleich mit ausdrücklichen Vorschriften wegen der Ausführung mittheilte, überraschte ihn die Aufhandelsdeputation mit einem neuen Vorschlage von Görtz wegen der Bäcke-

reien und Brauereien der Hauptſtadt und einem Verbote für die Privaten, für ihren Hausbedarf zu backen und zu brauen. Der Vorſchlag wurde Teſſin mit folgendem Schreiben mitgetheilt:

»Hochwohlgeborner u. ſ. w.

Da der Geheime Rath und Obermarſchall Herr Baron Görtz der Königl. Deputation ein Mittel, von dem er glaubt, daß es das einzige ſei, welches der zumal in hieſiger Stadt herrſchenden Plage über Mangel an Brod und Getränk abhelfen könne, mit dem Erſuchen mitgetheilt hat, daſſelbe Ew. Excellenz zu communiciren; alſo hat die Deputation nicht umhin gekonnt, daſſelbe Ew. Excellenz inliegend zu überſenden; indem die Deputation hiervon ebenmäßig auch dem General und Oberſtatthalter Herrn Baron Taube Mittheilung gemacht hat. Und hiermit befehlen wir Ew. Excellenz Gott dem Allmächtigen. Stockholm, den 30. Oktober 1718.

Im Namen der Königl. Deputation.

v. Dernath.

Höpken Thegner. v. Otter. Cronfeldt.

Rothlieb.«

In ſeiner Antwort vom 4. November beruft ſich Teſſin auf die Maaßregeln, die zur Verhütung einer Hungersnoth bereits vom Könige befohlen ſeien und deren Erfolg man ſeiner Meinung nach vor weiteren Schritten abwarten müſſe. »Im Uebrigen — ſchloß er — wäre zu wünſchen, daß nicht durch zu großen Zwang der Mangel noch größer werde; und da es Sr. K. Maj.

gnädigſter Wille iſt, daß für den beſſeren Anbau des Landes geſorgt werde, damit die Unterthanen dadurch in den Stand kommen, ihre Steuern beſſer zu zahlen, ſo ſteht zu befürchten, daß diejenigen, welche Luſt und Vermögen dazu haben könnten, wenig aufgemuntert würden, wenn ſie wahrnehmen müßten, daß es ihnen am Ende nicht beſſer erginge, wie dem Bettler.«

Teſſin ſah ein, Görz werde dieſen Widerſtand gegen ſeine tyranniſchen Pläne als Aufſäſſigkeit gegen den König darzuſtellen ſuchen. Er beeilte ſich daher, Görz mit einem Berichte über das Vorgefallene zuvorzukommen. Dies geſchah in folgendem Briefe vom 9. November an den dienſtthuenden Königl. Rath Cederſtröm:

»Da die Königl. Deputation über ein Project an mich geſchrieben hat, das den Herrn Geheimen Rath Baron Görz zum Urheber hat, ſo habe ich, obwohl ich vernommen habe, daß daſſelbe ſchon früher Sr. K. Maj. überſandt iſt, nichts deſto weniger für dienlich erachtet, oben bemeldetes Schreiben nebſt dem Project und meiner Antwort darauf dem Herrn Rath zu übermachen. Und damit meine Antwort in keiner Weiſe ſo gedeutet werden möge, als wäre man nicht geneigt, das Erforderliche beizutragen, um einer befürchteten Hungersnoth zuvorzukommen; alſo werde ich nie mich entziehen, auf jede nützliche Weiſe und in Gemäßheit meines Eids, Alles zu befördern und zu begünſtigen, was Sr. Königl. Maj. in irgend einem Punkte zu treuem Dienſte und Nutzen gereicht, ebenmäßig aber auch nach meinen Kräf-

ten Sr. Majeſtät und des Reichs Schaden und Verderben zu hindern und abzuwehren ſuchen. Bei dieſem meinem Eide, ſo lange er nicht aufgehoben, glaube ich unterthänigſt, daß Se. Majeſtät es niemals ungnädig aufzunehmen geruhen, wenn ich nicht blind in Alles, was projectirt wird, einwillige. Daß jeder vorkommende Unterſchleif und bei Hofe ernſtlicher, als anderswo beſtraft werde, ſo daß der Eine dem Andern das Brod nicht gänzlich entziehe, iſt höchſt billig; daß aber der Eine mit dem Andern aufhören ſoll, zu leben und daß Keines Zuſtand am Ende beſſer ſein ſoll, als der des Bettlers, und daß hiervon auch nicht einmal der Königl. Hof ausgenommen ſein ſoll, dies Alles hat, ſchon drei Tage bevor mir das Project mitgetheilt wurde, bei Vielen ſehr ſeltſame Urtheile hervorgerufen. Gott ſei gedankt! noch iſt die Noth nicht ſo groß. Die Schiffahrt iſt noch offen; man ſpricht hier von verſchiedenen Schiffen, die erwartet werden, kürzlich auch angekommen ſind; die Durchmärſche und Fuhren, die den Bauer vom Dreſchen abgehalten haben, werden immer ſeltener; das Dreſchen iſt der langen Halme wegen jetzt auch beſchwerlicher als ſonſt; auch iſt der Mißwachs nicht in allen Provinzen gleich groß geweſen, wie Herr Landeshauptmann Peter Ribbing bezeugen kann, in deſſem Diſtrict nach den Zehnten-Berechnungen über 4 bis 5000 Tonnen mehr als im vorigen Jahre übrig geblieben ſind. Der Königl. Hof und die Reichen ſind nicht ſo groß an Zahl, daß ſie ſo ſehr viel verzehren dürften, beſonders da ihre oft ſehr armen Diener ungleich mehr Brod eſſen, als ſie ſelbſt. Die Zufuhr pflegt auch nie früher zu geſchehn,

als Schlittenbahn iſt; deshalb kann ich durchaus nicht einſehn, warum man früher zu ſo violenten Remedien greifen ſoll, als bis die allerhöchſte Noth dazu zwingt, denn wer ein chriſtlich Herz hat, wird von ſelbſt abgeben, was er nicht unumgänglich bedarf, ein Gewiſſenloſer mag zwar mit Fug dazu gezwungen werden, wenn erſt durch Commiſſarien die nöthige Erkundigung über den Zuſtand in jedem Quartier eingezogen worden iſt. Ich habe es nicht für undienlich gehalten, den Herrn Rath bei Gelegenheit von dem oben Berührten zu unterrichten. Ich verbleibe u. ſ. w.“

Görz, durch den Widerſtand Teſſin's, auf deſſen Urtheil, Redlichkeit, Ergebenheit und Eifer, wie er wohl wußte, der König großen Werth legte, eben ſo erbittert wie beunruhigt, erließ an Teſſin folgendes Schreiben:

„Hochwohlgeborner u. ſ. w.

Aus der Antwort, welche Ew. Excellenz gefallen hat, unterm 4. hujus der Deputation in Bezug auf das Mittel zu ertheilen, das ich anheimgeſtellt hatte, um der allgemeinen Klage des großen Haufens in hieſiger Stadt wegen des Mangels an Brod und Getränk abzuhelfen, habe ich erſehen, wie E. E. Bedenken tragen, irgend einer Aenderung oder neuen Methode ihren Beifall zu ſchenken und es bei demjenigen belaſſen haben wollen, was E. E. in unterthänigſter Befolgung des gnädigen Schreibens Sr. Majeſtät vom 15. September allbereits ſowohl an den Herrn Oberſtatthalter, wie an die anderen Herren Gouverneure und Ordnungsmänner haben ausferti-

gen laſſen. Obgleich ich nun durch den von mir gemachten obenerwähnten Vorſchlag, welcher E. E. und dem Herrn Baron, General und Oberſtatthalter unter dem Siegel der Deputation mitgetheilt worden iſt, nur beabſichtigt habe, per modum consilii E. E. in Bezug auf die in hieſiger Stadt unter dem großen Haufen herrſchende allgemeine Klage über Mangel an Brod und Getränk mich hülfreich zu erweiſen, nicht aber, daß derſelbe necessario befolgt werde; indem es ſehr gut wäre, wenn irgend ein beſſeres Mittel gefunden werden könnte, um der Noth und Bedrängniß der Klagenden ein Ende zu machen; ſo kann ich doch keineswegs einſehn, daß ein ſolcher Vorſchlag gegen die Intention Sr. Majeſtät ſtreiten ſollte, deren allergnädigſter Wille es iſt, daß die Armen von denjenigen unterſtützt werden, die mehr Vermögen haben und mehr Vorräthe beſitzen, als zu ihrer Nothdurft und Haushaltung bis zur Schiffahrt kommenden Jahres erforderlich ſein kann; deshalb, da von dem großen Haufen in dieſer Stadt allgemein über Mangel an Brod und Getränk geklagt wird, alſo fand ich mich veranlaßt, oben bemeldeten Vorſchlag an die Hand zu geben, der mir in dem jetzigen Zuſtande um ſo annehmbarer erſchien, als die Abſichten Sr. Majeſtät in dem Erlaß vom 6. September nicht ſo völlig ins Werk geſetzt werden können, daß die Klage des großen Haufens in Stockholm pro tempore geſtillt wird. Und da E. E. zu äußern belieben, daß zu wünſchen wäre, es möchte durch allzugroßen Zwang der Mangel nicht um ſo größer werden und was dem mehr iſt; alſo, da E. E. dabei nicht zu erwähnen belieben, worin ſolcher Zwang

beſteht, deswegen wünſchte ich gern von E. E. unterrichtet zu werden, worin ein ſolcher Zwang eigentlich beruht, damit man Mittel und Wege einſchlagen könne, um ſolchen zu hindern und zu vermeiden. Ich habe die Ehre, alle Zeit zu ſein

Ew. Excellenz

gehorſamer Diener

G. v. Görtz.«

Stockholm, den 22. November 1718.

Teſſin antwortete am 24. deſſelben Monats:

»Aus dem Briefe vom 22. hujus, welcher mir geſtern von Seiten des Herrn Geheimen Raths und Ober-Marſchalls aus Veranlaſſung meiner Antwort an die Königl. Deputation zugeſtellt worden, habe ich die völlige Ueberzeugung gewonnen, daß bei dem vorgeſchlagenen Mittel, der allgemeinen Klage wegen des in hieſiger Stadt herrſchenden Mangels an Brod und Getränk abzuhelfen, nur die Abſicht obgewaltet hat, die befürchtete üble Lage des großen Haufens zu beherzigen; aber da dieſelbe mehr von Mangel an Mahlkorn als an Getreide herrührt, ſo habe ich Bedenken getragen, dem Vorſchlag mich anzuſchließen, beſonders, nachdem der Herr Landeshauptmann Peter Ribbing zuvor bekannt gemacht hatte, daß in ſeinem Diſtrict die Zehnten-Berechnung, wenn ich mich recht erinnere, in dieſem Jahre gegen 10- bis 12000 Tonnen Getreide mehr als im vergangenen Jahre beträgt, wofern auch die Bäcker nach ihrem eigenen Geſtändniß ungefähr bis Mitte Januar Vorrath haben. Sonſt bezweifle ich nicht, ſofern periculum in

mora wäre, würden Se. Majeſtät gnädigſt befehlen, daß vor allem Andern der Hungersnoth geſteuert werde. So aber ſtelle ich es dem eigenen judicieuſen Urtheile des Herrn Geheimen Raths anheim, ob Jemand gezwungen werden ſolle, all ſein Getreide den Bäckern und Brauern zu überlaſſen, wo die ganze Bäcker-Innung nach ihrer eigenen Ausſage nicht mehr als 50 Tonnen während 24 Stunden verbacken kann, was kaum für ¼ der Stadtbewohner hinreicht und ob man es für etwas anderes als Zwang anſehn kann, wenn diejenigen, die einigen Vorrath an Getreide haben, ihn ausliefern und ſtatt ſeiner kein Brod erhalten ſollen? So müßte ja ein unvermeidlicher Mangel nothwendig entſtehn. Der Herr Ober-Bevollmächtigte Conrad Ribbing findet in der eingekommenen Zehnten-Berechnung aus dem Stockholmer Diſtrict, daß zwiſchen 2- bis 3000 Tonnen in dieſem Jahr mehr als im verfloſſenen dort übrig bleiben werden; alſo iſt es meine wohlgemeinte Anſicht, daß die beſten Mittel und Wege ergriffen werden, wenn vom Auslande noch ſo viel als möglich Getreide angeſchafft werden könnte, denn was im Lande iſt, wird ſchon zum Vorſchein kommen, wo die Noth drängen und wo man, wenn es mit der Schlittenbahn vorbei iſt, größere Poſten zurückbehalten finden ſollte, als Jemand zu ſeiner Nothdurft bedarf. Die Unterordnungsmänner, welche über den Zuſtand in den einzelnen Quartieren der Stadt unterrichtet ſein müſſen, werden ſchon Allem auf die beſte Weiſe begegnen können, ſobald ſie eingeſetzt ſind und ſich von Allem gehörig haben in Kenntniß ſetzen können. Da mir nichts mehr am Herzen liegt, als was den

Dienſt Sr. K. Maj. angeht, ſo werde ich auch bei jeder Gelegenheit zeigen, daß ich bin u. ſ. w.«

Während Baron Görz abreiſte, um ſich bei dem Könige (den er jedoch nicht wiederſah) einzufinden und einzuſchmeicheln, kam ihm Teſſin mit folgendem Briefe vom 26. November 1718 an Cederſtröm zuvor:

»Der Herr Geheime Rath Baron Görz reiſte vorgeſtern von hier ab. Aeußerlich zeigte er ſich ſehr höflich; wie es in ſeinem Innern beſchaffen iſt, wird die Zeit lehren. Mit aller ſeiner Höflichkeit jedoch ſchickte er mir am Sonntag Abend einen Brief über die bekannte Materie, deſſen Schluß mir etwas verdächtig ſcheint. Ich habe eine Copie deſſelben und meine Antwort darauf hier beifügen wollen, um Sie, jedoch im engſten Vertrauen, davon zu unterrichten. Ich werde meiner Seits auf jede Weiſe ein Mißverſtändniß vermeiden; aber gutzuheißen, was mein Eid verbietet, oder ſtillſchweigend oder gegen beſſres Wiſſen etwas zu überſehn oder zu billigen, was ich für mehr ſchädlich als nützlich halte, ſo weit glaube ich mich niemals verſteigen zu müſſen. Ich habe einige Urſache zu vermuthen, daß mir deshalb bei dem Polizeiweſen ein und das andere in den Weg gelegt wird; aber meine Handlungsweiſe ſoll ſo beſchaffen ſein, daß ich meiner Pflicht gegen Gott und den König eingedenk bin.«

Sollten außer den jetzt angeführten noch weitere Beweiſe nöthig ſein, um den großen hiſtoriſchen Mißgriff des Herausgebers von »Teſſin und Teſſiniana« Baron Ehrenheim's an den Tag zu legen, wenn er

von »bekannten Verbindungen zwiſchen Teſſin und Görz« ſpricht und den erſteren »Görz Freund« nennt, ſo werden dieſe in den folgenden Auszügen aus Briefen Teſſin's an ſeinen Sohn nach dem Tode des Königs noch unwiderleglicher und in die Augen ſpringender ſich darſtellen. So ſchrieb er am 20. December 1718:

— — »Le Baron Görtz et le Comte von der Nath sont arrestés avec tout leur attirail; leur procez ne sera pas de longu' halaine. Je ne croys pas qu'il y aye d'exemple, que des estrangers ayent poussès leurs projects diaboliques à un si abominable degrè, qu'ils ont faits; aussy le chattiment de leurs crimes et forfaits servira d'exemple à la posterité d'eviter d'entreprendre des attentats à supprimer pas seulement les honnêtes gens, mais encore une nation toutt' entiere, et cela sans aucune reserve ou menagement. En quelques semaines d'icy vous appendrez leur funeste, mais aussy tres juste sort. Je plains les pauvres ouvriers, que le Baron Görtz a fait venir de la dehors sans rime et sans raison; ils seront presque tous renvoyès, je n'ay eu aucune part à leur arrivèe, je tacherois pourtant d'en avoir autant, qu'il faudra pour leur retour, en ce qui dependera de moy.« — — —

Nachdem Görz verurtheilt war, ſchrieb Teſſin in einem Briefe vom 13 Februar 1719 an ſeinen Sohn nur dieſe Worte darüber:

»Vous scaurez le funeste sort du Baron Görtz, sans que je vous le dise. Voyla le fin d'un ambition sans borne.«

Selbſt im Senate war Teſſin grade derjenige, welcher am eifrigſten auf Strenge gegen Görtz und auf raſche Beſtrafung deſſelben drang: der vorſchlug, daß, um Zeit zu gewinnen und der Dazwiſchenkunft fremder Mächte zuvorzukommen, Görtz vor eine beſonders zu dem Zwecke verordnete Gerichts-Commiſſion geſtellt werden ſollte; der endlich darauf drang, es ſollte zur Warnung und Beiſpiel für die Nachwelt eine Säule errichtet und auf dieſe geſchrieben werden, wie ein ſolcher Menſch in ein fremdes Reich gekommen ſei und daſſelbe durch ſeine verderblichen Rathſchläge habe ruiniren wollen.

Der Mißgriff, Teſſin für einen Freund und Vertrauten von Görtz anzuſehn, iſt daher offenbar und augenſcheinlich. Auch gab es noch einen äußeren Sporn für die Abneigung des ſchwediſchen Rathsherrn gegen den fremden Abentheurer in den Teſſin mitgetheilten Berichten des großen und unglücklichen Magnus Stenbock, der ſein Mißgeſchick bei Tönningen hauptſächlich auf Rechnung der Görtziſchen Ränke ſchrieb — Berichte, welche, wenn ſie auch nicht die Quelle waren, doch in gewiſſer Beziehung den unauslöſchlichen Haß Ulrica Eleonora's gegen Alles, was Holſteiniſch hieß, rechtfertigen. »Ich recommendire mich — ſchrieb Stenbock von Copenhagen aus unterm 14. December 1713 an Teſſin — mon Frere's fortdauernder Freundſchaft und bitte, Ihre Hoheit über Alles völlig aufzuklären, was ich in Betreff meines Unglücks durch Patkull referirt habe; meine Unſchuld wird ſich eines Tags zeigen und nicht minder wird es ſich zeigen, was an

Görz und dem Holsteinschen Hause und dessen ganzem Anhange ist, in welcher Beziehung ich ein wohlgemeintes Bedenken an Ihre Hoheit sende. Mon Frere wolle dafür sorgen, daß es nur Ihrer Hoheit und mon Frere zu Gesicht kommt.“

Neuntes Kapitel.

Carl XII. blieb in Nichts auf halbem Wege stehn. Sein Unwille artete aus, wie bei Paykull und Patkull; seine Gewogenheit kannte, wie bei Piper, Görtz, Tessin keine Grenzen. Wenn die Ueberlegenheit des Letzteren in dem ursprünglichen Gebiete seiner Wirksamkeit — demjenigen, in welchem er unsterblichen Ruhm an seinem Namen heftete und so viele herrliche Denkmale hinterlassen hat — eine seltene genannt werden muß, so ist es vielleicht noch ungewöhnlicher, eine solche Ueberlegenheit ersten Ranges in einem Gebiete für so viele andere Gebiete brauchbar und fast für alle ausreichend zu finden. Der große Baumeister war zugleich ein ausgezeichneter Staatsmann, ein eben so unübertrefflicher wie unermüdlicher Veranstalter von Trauer- und Freudenfesten, er handhabte den gesammten Haushalt des Hofs zu einer Zeit, wo ein Schwarm von Hofleuten, vom Marschall bis zum Pagen, von der Hofmeisterin bis zur Kammerfrau, nebst einer ganzen Legion von Dienerinnen und Dienern untergeordneterer Art auf Kosten der Hofkasse meistentheils in natura gespeist und gekleidet werden sollte, während die zu diesem

Zweck angewieſenen Mittel immer unregelmäßiger eingingen, zuweilen nur mit der größten Schwierigkeit beſchafft wurden, oder völlig ausblieben; überwachte mit Unpartheilichkeit und Eifer die Angelegenheiten eines Lehrſitzes, der in ſich ſelbſt in Partheien zerfiel; wurde endlich mit der ſchwierigen Fürſorge für die Staatseinkünfte in einem Zeitpunkt, wo faſt alle Quellen erſchöpft, alle Wege geſperrt waren und zuletzt, um dem Werke die Krone aufzuſetzen, mit der Bürde der ganzen Polizei und Oeconomie Schwedens belaſtet.

Gewiſſe Vortheile, um ſeinen Wohlſtand zu erhöhen und zu ſichern, waren das Einzige, was Teſſin ſuchte; alles Uebrige warf ihm gewiſſermaaßen der König aus eigenem Antriebe zu, und Teſſin wurde dadurch nicht weniger überraſcht, wie es ſeine Freunde und Neider wurden. Gern hätte er den Letzteren einiges von dem Königlichen Vertrauen abgetreten, was er ſelbſt für mehr gehäſſig als ſchmeichelhaft betrachtete.

»Sa Majestè le Roy — ſchrieb er am 28. Auguſt 1715 an Cronſtröm — s'aggrée de me charger de la direction des contributions, la confience est tres gracieuse, mais la commission en recompense assez odieuse; mais comme tout cela a deja pris son train et que les deux pour cent sont reglès par le Roy mesme, j'espere que ma fonction ne sera pas si onereuse, qu'ell' a estèe jusques à present, particulierement puisque la Thresorerie est plutot chargèe de ce fardeau là que moy; ce qu'il y a de facheux, est, que l'estat des sujets va toujours en diminuant, et la requisition s'augmente à proportion que le royaume s'affoiblit.«

Die zwei Hauptfehler — Machtbegierde und Gewinnsucht, welche die vielen ausgezeichneten Eigenschaften des Grafen Piper verdunkelten und schwächten, hatte inzwischen die unerbittliche, nimmer vergessende Nemesis, Anderen zur Warnung, in entsetzlicher Weise gestraft. Rechnend darauf, in Carl's Namen zu regieren, hatte Piper vor der Zeit die Alleinherrschaft in dessen Hände gespielt, Carl's Selbstvertrauen angefacht und ihm Verachtung gegen die Rathschläge des Senats und die Stimmen der Volksvertreter eingeflößt. Und so wohl hatte sich Carl dies eingeprägt, daß, als späterhin Piper mit staatsmännischem Blicke und vaterländischem Herzen die Streitlust Carl's zu zähmen und ihn zu bewegen suchte, von seinem thörichten Einfalle mit der Polnischen Krone abzustehn und statt dessen durch einen vortheilhaften Frieden Segen über sein eigenes Land zu verbreiten, oder, da Piper die Fortsetzung des Kriegs nicht zu verhindern vermochte, dem Angriffe wenigstens statt auf die öden Steppen der Ukräne, eine vernünftige Richtung auf das Herz des Feindes zu geben, alle klugen Rathschläge Piper's an dem von ihm selbst genährten Eigensinne des Alleinherrschers scheiterten — und Piper selbst in die Gewalt des Feindes gerieth. Hätte dieser weniger Einfluß, Gunst und Vertrauen beim Könige genossen, wäre der von ihm gesammelte Reichthum nicht so bedeutend gewesen, ohne Zweifel würde Piper's Gefangenschaft kürzer gewesen und seine Auslieferung bald genug erfolgt sein. Aber der Czar wollte theils einen Mann nicht loslassen, dessen Scharfblick er fürchtete, theils ihm Geheimnisse seines Feindes

entlocken, theils ſchweres Geld von ihm erpreſſen. Nachdem Piper, mehrmals am Leben bedroht, ſieben lange Jahre in ruſſiſcher Gefangenſchaft hingeſchleppt hatte, unter körperlichen und geiſtigen Leiden von Ort zu Ort, von Gefängniß zu Gefängniß gebracht worden war, wurde er endlich auf Röteborg eingeſperrt — wo er ſelbſt im Anfange der Regierung Carl's XII. den Probſt Boethius, der jetzt die Freiheit wieder erhalten, hatte gefangen ſetzen laſſen. Unter ſchlechter Behandlung, um ihn oder vielmehr ſeine Angehörigen zu zwingen, einen Wechſel auf 30000 Thlr. Silbermünze einzulöſen, den man ihn auszuſtellen genöthigt hatte, den aber Carl XII. anzuerkennen verbot, ſchloß Piper auf Nötheborg ſeine Tage im ſiebenzigſten Jahre ſeines Lebens am 29. Mai 1716.

Teſſin, der ſchon ſeit dem Tode des Reichsmarſchalls Stenbock, während des ununterbrochnen Aufenthalts ſeines Vorgängers im Auslande, an der Spitze der Hofangelegenheiten geſtanden hatte, erhielt eines Tags folgenden Brief:

„Hochwohlgeborner u. ſ. w.

Mit beſonderem Vergnügen habe ich die Ehre, Ew. Excellenz inliegend die gnädige Vollmacht Sr. Majeſtät zum Obermarſchall-Amte zu überſenden, welche Se. Majeſtät in der heiterſten Laune unterzeichnete. Ich wünſche Ew. Excellenz Glück und Segen dazu, indem ich die ehrfurchtsvolle Verſicherung hinzufüge, daß ich ſtets verbleibe

Ew. Excellenz

gehorſamſter treuer Diener

Lund, den 6. Juli 1717. Ludwig Fahlſtröm.“

So ſtand denn Teſſin jetzt auf der Höhe des Glücks, auf die er durch die Gunſt ſeines Königs erhoben war und befand ſich zugleich im Beſitze großen Anſehns und eines gefeierten Namens, für welches Beides er ſich faſt zu danken hatte. Er nahm ſeine hohe Stellung im Staate ein, ohne zu ſchwindeln, anſpruchslos, ohne weder ſeinen eigenen Werth, noch die Würde ſeiner Aemter zu vergeſſen, treu und gefällig gegen alte Bekanntſchaften. »Unendliche Grüße an Herrn Envoyé Cronſtröm — ſchrieb er am 19. Februar 1718 an ſeinen Sohn. — Faſt ein Jahr habe ich keine Nachricht von ihm und Gott weiß, ob er etwas von mir erfahren hat. Nichts deſto weniger bin ich wie immer ſein treuer Diener und bitte Dich, ihn deſſen auf das Kräftigſte zu verſichern.«

In einem Briefe an Cronſtröm ſelbſt aus Chriſtinahamn vom 17. März erneuert Teſſin dieſelbe Verſicherung in folgenden Worten: »Rechnen Sie darauf, daß ich mit aller Aufrichtigkeit Ihr treuer Freund und Diener bin und daß ich ſtets über Ihr Beſtes wachen werde, wenn ich auch ſo wenig wie möglich auf Einzelnheiten eingehe.«

Seinem im Auslande verweilenden Sohne berichtet Teſſin in einem Briefe vom 10. Juli 1717 ſeine neue Erhöhung: »Gegenwärtig ſchreibe ich nur, um Dich von einem ſehr gnädigen Schreiben des Königs zu benachrichtigen, das ich erhalten und durch welches Se. Majeſtät mich zum Ober-Marſchall an Ihrem Hofe ernannt haben. Ich hoffe, dieſe Neuigkeit wird Dich mit nicht mehr Ehrgeiz erfüllen, als nöthig iſt, um Dich der künf-

tigen Gnadenbeweiſe Sr. Majeſtät würdig zu machen, welche nicht ausbleiben werden, wenn Du Dir Deine gründliche Ausbildung angelegen ſein läßt; denn ſei überzeugt, der König iſt von Allem unterrichtet und kennt ſeine Leute.“

In einem ſpäteren Briefe vom 16. October deſſelben Jahres berührt Teſſin noch einmal dieſen Gegenſtand mit folgenden Worten:

„Ohne Zweifel weißt Du aus meinem Letzten, wie der König mich mit der Würde eines Ober-Marſchalls bei ſeinem Hofe und zwar auf die gnädigſte Weiſe von der Welt geehrt hat. Dies muß Dich ermuntern, Dich um ſo würdiger für die Bahn des Glücks zu machen, die ſich Dir hierdurch zu öffnen ſcheint. Um alles in der Welt ſuche zu vermeiden, daß man Unangenehmes von Dir einem Könige zu berichten habe, der von Allem Kenntniß nimmt und ſich über die Aufführung ſeiner Unterthanen bis auf die kleinſten Umſtände unterrichtet; ſo hat Herr Baron Leyonſtedt den beſtimmten Befehl bekommen, nicht bloß über die hier im Lande, ſondern auch über diejenigen, welche ſich im Auslande befinden und ſogar über unſre Gefangenen zu berichten.“

Zehntes Kapitel.

Im Monat März 1718 hatte der König mit seinen drei Verwandten: seiner Schwester, deren Gemahl und seinem Schwestersohne eine Zusammenkunft in Christinahamn verabredet. Sie brachten aus der Hauptstadt ihren ganzen Hofstaat und ihre Küche mit. Der Weg war sehr schlecht und während in Stockholm schon der Frühling angebrochen war, herrschte in Wermland noch der Winter. Auch brauchten die hohen Reisenden auf der ganzen Reise nicht weniger als 360 Pferde.

Auch Tessin begab sich nach Christinahamn, wo er mit seiner Frau und seiner ältesten Tochter vier Tage vor der Prinzessin, dem Erbprinzen und dem Herzoge anlangte. »Ich habe — so schreibt Tessin in einem Briefe vom 18. März 1718 aus Christinahamn an seinen Sohn — alle Planzeichnungen zu der Kirche, dem Arsenal, den Ställen u. s. w. mitgebracht und hoffe, Se. Majestät wird finden, daß ich während seiner Abwesenheit nicht müßig gewesen bin und daß ich so sicher wie nur irgend Jemand auf seine Rückkehr gerechnet habe.«

In einem Aufſatze: „Verſchiedene Erinnerungen, welche meinen nächſten Angehörigen zur Nachricht dienen können“ betitelt, beſchreibt Nikodemus Teſſin ſeinen Aufenthalt in Chriſtinahamn folgender Maaßen:

„Anno 1718 hatte ich die Ehre, auf gnädigen Befehl meine Aufwartung bei König Carl XII. und zwar in Chriſtinahamn zu machen; und da Se. Majeſtät erſt Abends dort ankam, ſo konnte ich meine Aufwartung nur bei der Tafel und gleich darauf in dem Quartier des Königs um Mitternacht machen.

Am andern Morgen um 5 Uhr kam Se. Majeſtät zu Pferde nach meinem Quartier, aber da er hörte, ich ſei noch zu Bett, ſo ließ er nichts ſagen, ſondern ritt ſogleich fort; aber ehe ich mich noch angezogen hatte, kam Se. Majeſtät zurück und zwar grade, als ich abfahren wollte, um meine unterthänige Aufwartung zu machen. Und wenige Tage ſpäter kam Se. Majeſtät wiederum allein und nur mit Einem Vorreiter zu mir, wo dann befohlen wurde, daß Niemand eingelaſſen werden ſollte. Und war Se. Majeſtät von Nachmittags 2 Uhr bis Abends um 7½ Uhr ganz allein bei mir und ich zeigte ihm alle Zeichnungen, die ich während der Abweſenheit Sr. Majeſtät ſowohl zum Schloſſe, wie zu andern, namentlich öffentlichen Bauten gemacht hatte, welche Se. Majeſtät ſehr gnädig aggreirten, indem ſie zum Schluſſe äußerten: ich hätte während ihrer Abweſenheit allzuviel Mühe gehabt.

Hierauf hatte ich meiſt jeden Tag die Ehre, meine unterthänige Aufwartung zu machen und als Ihre Königl. Hoheit abreiſte und ich am Abend vorher unwohl

geworden war und nicht ausgehn konnte, ſo begleitete Se. Majeſtät Ihre Königl. Hoheit bis eine halbe Meile von der Stadt und kamen Se. Majeſtät denſelben Weg zurück, indem Sie mir die Gnade erwieſen, Abſchied zu nehmen.

Während des Aufenthalts in Chriſtinahamn erhielt ich eine vom 26. Mai 1718 datirte ſehr gnädige Reſolution in Bezug auf meine Memorialien, betreffend das Obermarſchall-Amt.

Später ſprach Se. Majeſtät ſehr häufig mit mir darüber, wie ſie gewillt ſeien, unſer geſammtes Polizeiweſen umzugeſtalten und ſich meiner dabei zu bedienen. Was ſich in Folge deſſen ereignete und wie ich völlig unvermuthet den Auftrag erhielt, eben ſo wie ich vier Tage lang ihn abzuwehren ſuchte, kann Niemand beſſer als der Canzleirath Cederſtröm bezeugen, der vier Tage darauf auf Befehl Sr. Majeſtät zu mir kam, um zu hören, ob ich denn nicht endlich den Auftrag annehmen wolle, worauf ich unverzüglich meine unterthänige Aufwartung machte und das ſagte, was ich ſchon vorher dem erwähnten Canzleirathe geantwortet hatte: daß, nachdem ich alle meine unterthänigen Remonſtrationen ſowohl wegen meines gebrechlichen Alters, als kränklichen Geſundheitszuſtandes gemacht habe, ich nichts Schlimmeres thun zu können glaube, als dem Willen Sr. Majeſtät noch weiter zu opponiren und daß ich glaubte, Se. Majeſtät werde Nachſicht mit mir haben, wo ich dem gnädigen Vertrauen Sr. Majeſtät nicht enſprechen könnte. Was auf die gnädigſte Weiſe auf-

genommen und wobei alle Hülfe, die ich nur wünſchen könnte, bewilligt wurde.

Anno 1718 am 21. April erhielt ich das gnädige Schreiben Sr. Majeſtät über das Project.

Am 23. Juni darauf erhielt ich die Inſtruction Sr. Majeſtät und obwohl ich ihn mir früher verbeten hatte, den Titel „Höchſter Ordnungsmann“, den ich jetzt nicht ablehnen konnte.

Selbige Inſtruction beſteht aus 13 Punkten, von denen der erſte folgender Maaßen lautet: Das Amt des höchſten Ordnungsmanns beſteht in der Aufſicht darüber, daß alle Polizei-Verordnungen aufrecht erhalten und befolgt werden; daß das Wachsthum und der Wohlſtand des Lands und der Städte befördert und erhöht werde, daß es in allen Ständen ordentlich und gut zugehe u. ſ. w.

Aus allem dieſem iſt zu ſehn, daß ich jene Stellung nicht projectirt und noch weniger geſucht habe, indem ich wohl vorausſah, welche Jalouſie dieſelbe verurſachen werde.

Aber aller meiner Vorſtellungen ungeachtet, erhielt ich den gnädigſten Ruf und die Vollmacht Sr. Majeſtät, mich dem obigen Amte, neben meinen Geſchäften als Ober-Marſchall und Ober-Intendant, zu unterziehn und zwar von Haga bei Eda Schanze vom 29. Juli 1718, und befand ſich dabei die renovirte Inſtruction für den höchſten Ordnungsmann von demſelben Tage mit 8 Punkten, von denen der erſte wie folgt lautet:

Das Amt des höchſten Ordnungsmanns beſteht in der Ober-Aufſicht über dasjenige, was die gute Ord-

nung und die Handhabung und Befolgung darauf bezüglicher Verordnungen auf dem Lande wie in den Städten anlangt.

Die Instruction für die in den Landgegenden verordneten Ordnungsmänner von demselben Tage enthielt 5 Punkte, von denen der erste wie folgt lautet:

Das Amt des Ordnungsmanns besteht in der Aufsicht über dasjenige, was die gute Ordnung und die Handhabung und Befolgung darauf bezüglicher Verordnungen anlangt, in Gemäßheit der Instruction, welche ihm der Höchste Ordnungsmann mittheilen wird.

Da nun Se. Majestät früher mir befohlen hatte, dem damaligen Contributionswesen zu präsidiren und Baron Görtz durch Königl. Ordres an mich adressirt war, so wird sich in den Acten bemeldeter Contributionsrenterei am Besten finden können, in wie weit ich ihm in Bezug auf die Verpfändung der Häuser im Auslande und insbesondere in Hinsicht auf sein Project, daß alles Getreide aus den Privathäusern ab und an die Bäcker und Brauer geliefert werden sollte, opponirt habe, indem ich es wenigstens dahin brachte, daß das Project nicht so, wie es vorgeschlagen war, von Sr. Majestät genehmigt wurde; und war es wahrlich zu jener Zeit ein epineuses Werk, mit allem diesem chargirt zu sein.

Anno 1718 den 1. October wurde mir von Sr. Majestät der Etat für das Polizeiwesen zugesandt; da man aber nicht früher mit Publikationen über das neue Polizeiwesen anfangen wollte, bevor alles im Stande war, um Tags darauf die Uebertreter ersequiren zu kön

nen, ſo verzögerte ſich die Sache, bis der König mit Tode abging, wo Alles mit dem Namen von Neuerungen ins Stocken gerieth, was ich nie habe begreifen können, denn der Zweck dieſer Einrichtung beſtand in der Handhabung und Exſequirung alter Verordnungen.“

Sofern Schweden, unter der Alleinherrſchaft Carl's XII., als ſelbſtſtändiger Staat auf eine Zukunft zu rechnen hatte und das unglückliche Ereigniß bei Friedrichshall den Dingen nicht auf einmal eine andere Wendung gegeben hätte, iſt es mehr als wahrſcheinlich, daß man grade zu dieſer Zeit daran arbeitete, auf den eigenen Befehl des Königs den verwegenen, argliſtigen und gewaltthätigen Fremdling Görtz zur Unterſuchung zu ziehn und den ausſchließlichen Einfluß in denjenigen Dingen, die die innere Verwaltung betrafen, einem Landeskinde, dem vorſichtigen, gemäßigten, zu milden Maaßregeln geneigten Teſſin zuzuwenden. Nicht nur Teſſin ſelbſt legte ſich jetzt mit Eifer auf Studien und Forſchungen über Polizei und Oekonomie, ſondern dieſe wurden auch ſeinem Sohne und ſogar dem Reiſegeſellſchafter deſſelben von dem Könige ſelbſt in einer Ordre an den Envoyé Cronſtröm dringend anbefohlen. Zu arbeiten für den König von Schweden war zu jener Zeit noch keineswegs zu ar[illegible] pour le Roi de Prusse .*) Dem jungen Teſſin eröffnete ſich die Ausſicht, künftighin der Nachfolger ſeines Vaters als

*) Travailler pour le Roi de Prusse iſt eine franzöſiſche ſprüchwörtliche Redensart für „umſonſt arbeiten.“

Polizei-Miniſter und Ober-Intendant zu werden. Sein Vater, der ſchon in einem Briefe vom 19. Februar 1718 eine entfernte Anfrage an ihn gerichtet, „ob, wenn Friede würde und man eine franzöſiſche Schauſpielertruppe wünſche, Wahrſcheinlichkeit vorhanden wäre, eine gute Truppe zu verſchaffen“ und dabei hinzugefügt hatte, „daß dies ein Auftrag ſei, den er (der Sohn) vielleicht mit der Zeit erhalten könnte“, gab ihm bald darauf (in einem Briefe vom 17. Mai 1718) in folgenden Worten von ſeiner erſten Beförderung Nachricht: „Deiner Schweſter Brief hat Dich mit allen den Gnadenbeweiſen bekannt gemacht, mit welchen Se. Majeſtät mich zu überhäufen geruht, während der König gleichzeitig Dich mit dem Amt des Intendanten bei ſeinem Hofe und der herkömmlichen Beſoldung begnadigt hat, in Folge deſſen Du auf den Etat des kommenden Jahrs aufgenommen werden wirſt. Außerdem hat Se. Majeſtät mir 4000 Reichsthaler geſchenkt, damit Du noch bis zum Herbſt des nächſten Jahrs im Auslande verweilen und Dich noch weiter vervollkommnen kannſt. Se Majeſtät hat dies alles auf die gnädigſte Weiſe von der Welt gethan. Ich weiß nicht, ob Dir bekannt iſt, daß Dein Rang gleich mit dem der Kammerherrn ſteht und abgeſehn davon, daß Du hier keinen Nebenbuhler haſt, findeſt Du ſogleich bei Deiner Rückkehr offnes Feld, um Dich bei Hofe und in Bauten und Gartenanlagen auszuzeichnen. Da dies Alles zu meinem Departement gehört, ſo wird es Dir um ſo leichter, Glück zu machen, wenn Du nur Deine Zeit während des Reſtes der Reiſe gut anwenden willſt.

Die Frucht von ihr wird Dir ein Troſt für das ganze Leben ſein.“

Der Königl. Rath Nikodemus Teſſin ſtand jetzt auf der Mittagshöhe des Glücks, beſaß im reichſten Maaße Ruhm, Anſehn, Einfluß, Einkünfte. In dieſer Lage dem Neide derjenigen, denen beim Anblicke des Glücks Anderer das Waſſer im Munde zuſammenläuft, der Feindſchaft ſolcher, denen er im Wege ſtand, oder die er zurückzuſchieben genöthigt war, völlig zu entgehen, lag außer den Grenzen der Möglichkeit. Aber die Vorſicht, die Fügſamkeit Teſſin's, ſeine Anſpruchsloſigkeit und Zuverläſſigkeit verminderte eben ſo wohl die Anzahl wie die Bitterkeit ſeiner Widerſacher. Und überdies war der allgemeine Haß gegen die Ausländer Görz und Dernath, der von Tag zu Tag in demſelben Maaße ſich ſteigerte, wie der Uebermuth und die Tyrannei dieſer Männer und das Gefühl der Erniedrigung und Unterdrückung bei den mißhandelten Eingebornen zunahm, ein Ableiter für jede andere Mißgunſt, als die gegen die Fremdlinge. Die große Höflichkeit zwiſchen dieſen und dem begünſtigten Rathsherrn war leicht von Ergebenheit und Vertrauen zu unterſcheiden; ſie war eher ein Streben nach gegenſeitiger Gunſt, eine Furcht vor ſchlechten Dienſten, die man auf beiden Seiten eben ſo viel Gelegenheit wie Neigung hatte, einander zu erweiſen. Man wußte, daß die Ausländer, ſobald ſie ſich den Rücken ſicher fühlten, nichts verſäumten, um Teſſin dieſen oder jenen Streich zu ſpielen. Eben ſo wußte man, daß Keiner von dem Andern bei der Umgebung des Königs gut ſprach; und ſo allgemein, ſo

glühend war der Haß gegen dieſe gewaltthätigen Ausländer, deren Händen der ſchwediſche Monarch ſein armes Volk blindlings überließ, daß ihren verderblichen und zerſtörenden Plänen entgegenzuarbeiten — ja ſogar ihre Perſonen zu haſſen — als die größte bürgerliche Tugend geſchätzt wurde.

Elftes Kapitel.

(Gegend um Friedrichshall.)

Die Außenwerke der Festung werden von brennenden Pechkränzen und die ganze Gegend von ausgeworfenen Feuerkuchen oder sogenannten Leuchtkugeln stark erhellt. Die Kanonen spielen; dazwischen hört man Schüsse aus Handgewehren. Das Feuer ist gegen die Laufgräben auf der schwedischen Seite gerichtet, wo sich die Belagerer bereits bis auf einige hundert Schritt der Festung genähert haben. Die Arbeits-Mannschaft für den Tag ist jedoch noch nicht in Thätigkeit. An einer Stelle in den Laufgräben treffen der Leiter des Belagerungswerks Oberst Maigret und der Fortificationslieutenant Carlberg mit dem General Schlippenbach zusammen.

Erster Auftritt.

Maigret (zu Carlberg): »Kommen die Burschen noch nicht, so daß mit der Arbeit begonnen werden kann?«

Carlberg (die Achseln zuckend): „Nein, Herr Oberst. Ihr Säumen heut Nachmitag ist mir unerklärlich.“

Schlippenbach: „Die Erklärung dürfte unschwer sein. Mit den Waffen in der Hand und im offenen Kampfe giebt es keine keckeren Kriegsleute als die Schweden; aber sich mit Hacken und Spaten wie Maulwürfe in die Erde zu graben und wie Fliegen von den Kugeln des Feindes zu fallen, ohne sich vertheidigen oder rächen zu können: das muß die Leute schwerfällig und wenig geneigt machen, zu einer mühsamen, mit drohenden Gefahren verknüpften Arbeit, bei der überdies kein Ruhm zu erwerben ist, herbeizueilen.“

Maigret: „Es ist nicht viel mehr übrig und bis jetzt ging es wie im Tanze.“

Schlippenbach: „Doch mit jedem Spatenstich, der uns der Festung näher bringt, vermehrt und vergrößert sich die Gefahr. Gestern fielen bei Weitem mehr als vorgestern und heute befinden wir uns in der Schußweite der Handgewehre. Wir hören eben jetzt, wie der Feind sie zum ersten Male benutzt.“

Carlberg (zu Maigret): „Gott stehe uns und den Regimentern bei, welche die Arbeitsmannschaft heranbringen sollen, wenn Se. Majestät uns überrascht, ehe die Arbeit im Gange ist . . . Da kommt Herr Generaladjudant von Kaulbars aus dem Hauptquartier. So dürfte auch der König selbst bald zu erwarten sein.“

v. Kaulbars (herantretend): „Guten Abend, meine Herrn! Ein prächtiges Feuerwerk in der That, das uns der Feind heut Abend gratis bereitet. Die

Mannſchaft braucht weder Leuchten noch Fackeln, um zu graben. So hell wie es jetzt iſt, wäre es für Ueberläufer und Kriechſchützen nicht eben rathſam, ſich an unſre Bruſtwehr draußen heranzuſchleichen. Die Patrone würden augenblicklich von der ganzen Linie geſehn werden, die ihre Qual natürlicher Weiſe kurz machen würde.«

Maigret: »Se. Majeſtät erweiſt uns vielleicht ſelbſt heut am Sonntag Abend die Ehre?«

v. Kaulbars: »Als ich Tiſtedal verließ, wurde bereits ſein Pferd geſattelt und vermuthlich währt es nicht lange, ſo iſt Se. Majeſtät hier. Dieſe Muſik von großen und kleinen Kugeln, die über unſre Köpfe hinwegheulen, wird ihn ohne Zweifel angenehm unterhalten und bei meinem Soldatenwort, er kann es gebrauchen; denn unſer allergnädigſter Herr iſt gegenwärtig bei ſehr ſchlechter Laune. Alles, außer der Andacht, mit welcher er die Predigt anhörte, iſt heute ungewöhnlich bei ihm, er hat die Wäſche gewechſelt, neue Kleider angezogen und Papiere verbrannt. (Trompetenſtöße erſchallen.) Doch ſtill! . . Da iſt er ſelbſt, während wir im beſten Sprechen von ihm ſind. Gott ſei Dank ſtirbt er alſo in dieſem Jahre nicht.«

Schlippenbach: »Man kann es in Wahrheit für mehr als Glück betrachten, daß ſich bisher noch kein großes Unglück ereignete, denn Se. Majeſtät ſtellt ſtündlich ſeine Perſon bloß, trotzt der Gefahr und fordert gradezu geſagt den Tod heraus.«

Zweiter Auftritt.

Carl XII., mit nachläſſig übergeworfenem und am Halſe zugeknöpftem Mantel, ſteigt in den Laufgraben hinab, von General Schwerin, dem Garde-Capitain Grafen Poſſe, dem Adjudanten Marchetti, dem Fortifications-Capitain Schultz u. A. gefolgt.*)

---

*) Von den oben genannten, als in dem Laufgraben anweſenden Perſonen ging der Generalmajor Freiherr Philipp Bogislaus von Schwerin in Ruſſiſche Dienſte, wo er General wurde und 1733 — in Sibirien ſtarb; Johann Friedrich von Kaulbars wurde Freiherr, General und Landeshauptmann in Gothenberg und 1751 zum Reichsrath ernannt, lehnte aber dieſe Würde ab und ſtarb 1762; Philipp Schultz, geadelt 1719 unter dem Namen Roſenkreutz, wurde Generalquartiermeiſter-Lieutenant in Finnland, wo er in der Nacht vom 17. zum 18. Juni 1742 in ſeinem Bette von den Koſacken gemordet wurde.

Bei dem Vergnügen, welches Carl darin fand, die Gefahr herauszufordern, war es ein Wunder, daß die Cataſtrophe vor Friedrichshall ſich nicht früher ereignete, und faſt eine Nothwendigkeit, daß ſie früher oder ſpäter eintreten mußte. In einem Bericht des Tafeldeckers Hultmann, deſſen Original-Manuſcript ſich in den Sammlungen des Verfaſſers befindet, wird z. B. von dem Aufenthalt des Königs in Stralſund erzählt:

»Zwiſchen Trebſers und Frankenthür iſt vor dem Walle ein ellenhoher runder Fleck, der den Namen Königshöhe führte, auf dem Se. Majeſtät manches Mal ſtand und den Feind beobachtete, und wagte es wegen der vielen Kugeln, die über ihn herflo-

Der König (ungeduldig, mit finſtrer Miene): „Was ſoll das heißen? ſo ſpät ſchon und mit der Arbeit noch nicht begonnen!“

Maigret: „Seien Ew. Majeſtät unbeſorgt, in acht Tagen überliefere ich die Feſtung oder meinen Kopf.“

Der König (wie vorhin): „Wir werden ſehn.“

Maigret: „Würde mir geſtattet ſein, Ew. Majeſtät Einiges hier in den Laufgräben zu zeigen, was bisher noch nicht in Augenſchein genommen iſt. Ich würde hierbei Gelegenheit finden, die Gründe unterthänigſt zu entwickeln, welche mich berechtigen, die Eroberung der Feſtung in der angeführten Zeit zu verſprechen.“

Der König: „Gut. (Zu Carlberg): Geht und ſeht nach den Säumigen.“

Carlberg verneigt ſich tief und eilt fort.

Als der König ſeine Runde mit Maigret gemacht hat und an den früheren Ort in dem Laufgraben zurückgekehrt iſt, iſt die Arbeitsmannſchaft herangerückt. General Schwerin, der ſie commandirt, entfernt ſich mit den Truppen eine Strecke weiter.

---

gen, kein Anderer, hinaufzuſteigen. Ein polniſcher Adjudant kam angelaufen, in der Abſicht, den Feind zu ſehn, aber hatte kaum einen Fuß auf die Königshöhe geſetzt, ſo ſaß ihm eine feindliche Kugel in der Bruſt und er fiel ſogleich auf derſelben Stelle todt hin, wo doch ſo manches Mal Gott nach ſeinem Rathſchluß und Willen ſeinen Geſalbten bewahrte.“

„1715 befahl mir der Hofmarſchall Herr Baron Guſtav von Düben, für Se. Majeſtät unter dem Thor der Stadt den Tiſch zu decken, wo auch während der Abend-Mahlzeit mehrere von den Unſrigen von dem Feinde erſchoſſen wurden.“

Mit Hülfe eines Tannenstocks klettert der König auf einen Schanzkorb und stützt sich mit dem Obertheil gegen die Brustwehr. Dann biegt er sich, in seinen Mantel eingehüllt, die Kniee heraufgezogen, so daß seine Füße fast 6 Fuß höher als der Boden der Approche liegen, auf die linke Seite. Mit der linken Hand stützt er die Kinnlade und den Kopf hält er aufrecht über die Krone der Brustwehr. Sein Gesicht ist der Festung und der neuen Linie davor, wo einige Arbeiter beschäftigt sind, zugewandt. Der Kopf des Königs ragt so weit über die Brustwehr vor, daß er bei dem Widerschein des Feuers von der Arbeitsmannschaft gesehen werden kann. Er beobachtet nicht nur mit unerschütterlicher Ruhe, sondern vielmehr mit einem gewissen Vergnügen das ununterbrochene heftige Schießen aus der Festung und von den Schanzen. Unten im Laufgraben zu seinen Füßen wartet ein Haufen Offiziere auf seine Befehle.

Maigret: »Gnädigster Herr! Hier ist nicht der Platz für Ew. Majestät. Es regnet hier Kanonen- und Gewehrkugeln, die vor dem Könige keine größere Ehrfurcht haben, als vor dem geringsten Soldaten.«

Der König: »Habt keine Furcht!«

Maigret: »Ich fürchte nicht für mich, allergnädigster Herr! die Brustwehr schützt mich, aber für Ew. Majestät, welche diese völlig ihrer Bestimmung entgegen benutzen.«

Der König: »Geht und seht nach Eurer Mannschaft und Ihr Uebrigen, geht an Eure Posten; ich steige herunter.«

Kaulbars (leise zu Maigret): »Laßt Se. Ma-

jeſtät gewähren, Ihr richtet mehr Böſes wie Gutes mit Euren Bemerkungen aus, Herr Oberſt. Eine Aufforderung, ſich zurückzuziehn und vor der Gefahr zu weichen, gilt eben ſo viel, als ihn aufzufordern, zu bleiben und der Gefahr zu trotzen; denn er kennt weder Furcht, noch will er, daß man ihn der Furcht fähig halte.«

Poſſe: »Ja wohl, ziehen wir uns einige Schritt zurück. Se. Majeſtät möchten darüber zornig werden, wenn wir ſeines Befehls ungeachtet hier ſtehn blieben.«

Während die Offiziere ſich ein wenig zurückziehn, kommt der General-Adjudant Siquier mit einer Meldung des Erbprinzen Generaliſſimus an den König.

Siquier: »Wo iſt Se. Majeſtät?«

Schultz zeigt auf die Bruſtwehr.

Siquier (heftig): »Um Gottes Willen! das heißt nicht, dem Tode trotzen, ſondern ihn herausfordern.«

Marchetti: »Freilich, man müßte verſuchen, Se. Majeſtät mit Liſt fortzubekommen, entweder ſo, daß man Befehle von ihm verlangt, oder ſeine Anweſenheit irgendwo bei der Arbeit zur nöthigen Aufmunterung der Arbeiter in Vorſchlag bringt.«

Während die Offiziere berathen, hört man einen Knall, der faſt ſo klingt, als wenn ein Stein heftig in einen Sumpf geworfen wird. In demſelben Augenblick ſinkt der Kopf des Königs langſam in den Mantel herab, die Füße gleiten herunter und die linke Hand fällt auf den Schwerdtgriff herunter.

v. Kaulbars (ſchlägt beſtürzt Carlberg auf die Schulter): »Herr Jeſus! ich glaube, der Schuß traf den König! Vielleicht iſt er ſchwer verwundet.«

Maigret (klettert hinauf, um nach dem König zu ſehn): »Sire! . . . (keine Antwort) Sire! . . . (Wiederum Schweigen) Sire! . . . (daſſelbe Schweigen.) Vielleicht iſt Se. Majeſtät eingeſchlummert. (Zupft ihn leiſe an dem Rockſchooß.) . . . Meine Herren! Ich fürchte, ein großes Unglück hat ſich ereignet. Der König giebt kein Zeichen des Lebens.«

v. Kaulbars (zu Carlberg): »Sucht ſogleich General Schwerin auf und meldet ihm, daß der König erſchoſſen ſei.«

Schrecken und Schweigen unter den Offizieren im Laufgraben, während fortdauernder Kugelregen über ihren Köpfen heult.

Einige Minuten ſpäter kehrt Carlberg mit General Schwerin zurück, der nur ausruft: »Herr Jeſus!« Einen traurigen Blick auf die königliche Leiche werfend, befiehlt er Carlberg, eine Bahre zu holen und ſagt zu dem Capitain Grafen Poſſe: »Folgt, Lieutenant; aber laßt Euch nicht merken, was geſchehen iſt.«

Sobald die Bahre herbeigeſchafft iſt, wird ſie unter die Füße des Königs geſtellt. General Schwerin ſteigt auf die Bruſtwehr hinauf und hebt das Haupt des Königs, das in den Mantel geſunken iſt, ein wenig auf, dann giebt er, ohne ein Wort zu ſprechen, den Umſtehenden ein trauriges Zeichen mit der Hand. Jetzt faſſen Einige an die Stiefel des Todten, Andere an den unter dem Hals zuſammengeknöpften Mantel und ziehen die Leiche ſacht von der Bruſtwehr hinunter auf die Bahre.

In demselben Augenblick tritt der General-Adjudant Siquier heran und nimmt der Leiche den durchschossenen Hut ab, setzt ihn sich selbst auf, bedeckt den Kopf der Leiche mit seiner weißen Perücke und seinem gallonirten Hut und eilt fort.

Marchetti hat unterdeß eilig einige Soldatenmäntel herbeigeholt. Diese werden über die königliche Leiche gelegt, um sie unkenntlich zu machen.

Indem die Bahre aufgehoben wird, ruft Maigret: „Das Schauspiel wäre also zu Ende, meine Herren! Begeben wir uns zum Souper!“*)

Dritter Auftritt.

(Das Quartier des General Dücker.)

Dücker (sehr aufgeregt): „Ihr versteht mich, seid zuverlässig und könnt, wenn es Noth thut, schweigen, das Alles weiß ich und deshalb trage ich Euch jetzt etwas eben so Wichtiges, wie Vorsicht Erheischendes auf. Es kann zu Eurem Glück ausschlagen, wenn Alles nach Wunsch geht, aber auch Euren Kopf kosten, wenn Ihr irgend ein Versehen begeht.“

Stjerneld: „Ich unterwerfe mich Allem und werde das Vertrauen des Herrn Generals nicht täuschen.“

---

*) „Voila la pièce finie, allons souper!“ Nach Voltaire Maigret's Ausruf, als in dem Laufgraben entdeckt wurde, daß Carl XII. erschossen sei.

Dücker: »Wohlan! Begebt Euch Hals über Kopf zum Herzog von Holstein und meldet ihm das unglückliche Ereigniß; vor Allem aber sucht an seinen Günstling und ersten Kammerdiener Roepsdorff zu gelangen, der seinen jungen Herrn an den fünf Fingern hat, und bittet ihn in meinem Auftrag, den Prinzen zu überreden, sich augenblicklich an den Ort zu begeben, wo die Leiche des hochseligen Königs liegt, ich würde Sorge tragen, daß er dort die ganze Generalität versammelt finde. Sagt ihm, wenn der Herzog der unglückseligen Alleinherrschaft, welche das Reich und den Helden selbst in das Verderben gestürzt habe, entsagen und sich zu der königlichen Versicherung Gustav Adolph's verpflichten wolle, so verspräche ich und stünde ihm dafür, daß König Carl's Schwestersohn die Huldigung sowohl der Generalität, wie der hier anwesenden Regimenter erhalten werde. . . . Habe ich mich hinreichend deutlich ausgedrückt, so daß Ihr mich verstanden habt?«

Stjernelb: »Vollkommen, Herr General!«

Dücker (schiebt ihn nach der Thür): »Dann eilt! Und Gott sei mit Euch! Ich erwarte hier Eure Antwort.«

Stjernelb eilt fort.

(Einige Stunden später.)

Dücker (zu Stjernelb, der zurückkommt): »Sagt rasch! wie ist es abgelaufen?«

Stjernelb (die Achseln zuckend): »Schlecht, Herr General! Zunächst konnte ich den Herzog nicht treffen, sondern nur Roepsdorff, dem ich meinen Auftrag mittheilte und der, nachdem ich eine gute Weile hatte

warten müſſen, mit der Antwort zurückkehrte, die Beſtürzung über die traurige Neuigkeit hindere den Prinzen, irgend einen Beſchluß zu faſſen« . . .

Dücker (heftig einfallend): »Nun denn, kann er kein Mann ſein, ſo ſei er ein altes Weib. Ohnehin iſt es jetzt ſo gut wie zu ſpät. In keinem Fall fehlt uns ein Regent.«

Stjernelb: »Roepsdorff fügte hinzu — ob nun auf ſeine oder des Herzogs Rechnung, laſſe ich dahin geſtellt ſein — Se. Königl. Hoheit ſei nicht gewillt, als Wahlkönig, oder mit geringerer Macht als ſein Vorgänger, die Krone anzunehmen.«

Dücker: »Aha! Ich kann mir denken, dem Herrn Roepsdorff wäſſert es ſchon im Munde nach der verbotenen Görtziſchen Frucht . . . Warte, Patron!« . . .

Vierter Auftritt.

(Auf dem Herrenſitz Torpum, ¾ Meilen von Friedrichshall und dem Hauptquartier.)

Der Erbprinz von Heſſen nimmt in Geſellſchaft ſeines Stabs, ſeiner Kammerherrn, einiger Generale und einiger anderen Fremden das Souper ein. An ſeiner Rechten ſitzt der franzöſiſche Geſandte Graf de la Marque und neben dieſem der General-Major Bennet, auf der linken Seite des Prinzen ſitzt der General-Major Silfverhjelm und neben dieſem der Oberſt Sten Arfvidsſon.

Der Prinz (zu de la Marque): „Sie müssen entschuldigen, Herr Graf, daß ich Sie im Felde, inmitten des Kriegs und in dem magern und kalten Norwegen nicht so bewirthen kann, wie Sie es von der Lucullischen Tafel Sr. Königl. Hoheit des Herzogs Regenten her gewohnt sind. Wenn Sie mir in Cassel oder Stockholm das Vergnügen erzeigen, so hoffe ich Ihnen in Hinsicht auf die Bewirthung weniger Anlaß zur Unzufriedenheit zu geben.“

De la Marque: „Ew. Hoheit sind zu gütig . . Ein solcher Bärenschinken und Geflügel von diesem wilden Geschmack sind in Versailles und im Palais Royal nie auf die Tafel gekommen.“

Der Prinz: „Den Burgunder habe ich selbst verschreiben lassen und ich glaube, daß er sich trinken läßt. (Erhebt sein Glas und nickt Bennet, Silfverhjelm und Sten Arfvidsson zu): Meine geehrten Kriegscameraden!“

Die beiden Generale und der Oberst verbeugen sich sitzend und indem sie ihre Gläser leeren.

Silfverhjelm: „Gestatten mir Ew. Hoheit als Generalissimus der Armee die Frage, ob der Winterfeldzug mit der Einnahme von Friedrichshall beendigt sein wird? Diese Festung kostet sehr viel Leute und der Rest könnte wahrlich, wenigstens bis zu einer milderen Jahreszeit, der Ruhe bedürfen.“

Der Prinz (die Achseln zuckend): „Ich habe heut Nachmittag bereits Siquier mit unterthänigen Vorstellungen und dem Ersuchen um bestimmten Befehl nach dem Hauptquartier gesandt. Es giebt keine Mühe, keine

Entbehrung, deren ſich Se. Majeſtät nicht ſelbſt unterwürfe. Natürlich ſind daher auch in dieſer Beziehung die Anſprüche, die er an das Heer macht, nicht gering.«

Sten Arfvidsſon (halblaut zwiſchen den Zähnen): »Nein, das weiß Gott!«

Bennet: »Zu Aller Zufriedenheit die Einquartierung und Verproviantirung hier in Norwegen zu beſorgen, iſt, bei meiner Ehre, keine leichte Sache. Gebe Gott, daß der Tag bald da ſei, wo Se. Majeſtät das Ziel erreicht hat, und wir wieder heimkehren können.«

In dieſem Augenblick tritt der General-Adjudant Siquier haſtig, in Schweiß gebadet und athemlos ein. Ohne zu grüßen, eilt er auf den Erbprinzen zu und flüſtert dieſem einige Worte ins Ohr. Friedrich läßt das Glas fallen, das er im Begriff war, zum Munde zu führen und ruft aus: »Könnte das möglich ſein!« Dann flüſtert er ſeinem nächſten Nachbar zu: »Der König iſt erſchoſſen!« ſteht vom Stuhl auf und winkt Siquier, de la Marque, Silfverhjelm, Bennet und Sten Arfvidsſohn, ihm in das anſtoßende Zimmer zu folgen.

Dort bei verſchloſſener Thür fragt der Prinz Siquier, ob ſeine Nachricht gewiß und ob der König nicht nur verwundet wäre.

Siquier: »Wollen Ew. Hoheit meinen Worten nicht Glauben ſchenken, ſo wird dieſer Beweis als ſicher gelten. Hier iſt des Königs eigener Hut (zeigt ihn vor); und wer einen ſolchen Schuß durch den Kopf erhalten, bedarf nicht mehr.«

Der Prinz (gefaßt): »So überraſcht, ſo beſtürzt

bin ich von der Trauerkunde, daß ich der Erholung bedarf, bevor ich die Generalität zusammenberufe, um über die in Folge des unglücklichen Ereignisses zu ergreifenden Maaßregeln zu berathen. Vor Allem muß meine hohe Gemahlin, Ihre Königl. Hoheit die Prinzessin, die einzige Schwester des hochseligen Königs, der einzige lebende Sproß des Königsstamms, so schleunig wie möglich von dem Verluste, den sie und das ganze Reich erlitten hat, in Kenntniß gesetzt werden, damit Ihre Königl. Hoheit darüber selbst mit dem Senate Rath pflegen kann. Mir fehlt in diesem Augenblick die nöthige Gemüthsruhe, um wie sich geziemte, schriftlich das Ereigniß Ihrer Königl. Hoheit zu melden. Ihnen aber, Siquier, der Sie Augenzeuge des unglücklichen Ereignisses waren und im Besitze dieses schmerzlichen Beweises seiner Wirklichkeit sind, befehle ich, sogleich nach Stockholm zu reisen und Ihrer Königl. Hoheit mündlichen unterthänigen Bericht zu erstatten. Melden Sie sich nur bei dem Herrn Oberstatthalter . . . Haben die Herren etwas hiergegen zu erinnern?«

Alle verneigen sich schweigend.

Der Prinz: »So reisen Sie denn in Gottes Namen, Siquier! und lassen Sie sich auf Ihrer Reise von Keinem aus Norwegen überholen.«

Siquier: »Ew. Hoheit können sicher sein, daß ich die Augen offen haben und die Pferde nicht schonen werde.«

Fünfter Auftritt.

(Dorf Tiſtedalen.)

Mondſchein. In einiger Entfernung von dem Dorfe oben auf einem hohen, ſteilen Hügel tragen ſechs lange und gleich große Soldaten eine Bahre auf ihren Schultern; ſechs andre gehen dicht dahinter, um die erſteren, wenn ſie ermüden, abzulöſen; zu den beiden Seiten der Bahre gehen Capitain Schultz und Lieutenant Carlberg.

Carlberg (zu den Trägern): »Geht behutſam und vorſichtig auf dieſem unebenen Wege, ihr Burſchen! Denkt dran, daß es ein flinker Offizier war, der auf der Bahre liegt, die Ihr tragt. Vor Allem ſorgt dafür, daß er nicht herausfällt.«

Die Soldaten: »Gott erhalte den Lieutenant! Wir werden unſer Beſtes thun.«

Sie bewegen ſich langſam den ſchrägen Berg weiter. Carlberg und zwei Soldaten ſtützen die herabhängende Seite der Bahre. Dennoch an der ſteilſten Stelle fällt die Leiche von der Bahre herunter und Carlberg in die Arme. Die Soldaten helfen ſie wieder zurechtzulegen, wobei die beiden loſe über die Leiche geworfenen Mäntel und der Hut nebſt der Perücke auf die Erde fallen und Carl's XII. blutiges Antlitz entblößt im Mondſchein daliegt.

Die Soldaten (außer ſich vor Beſtürzung im Chorus): »Herr Jeſus, das iſt ja Se. Majeſtät ſelbſt« ...

Schulz (traurig): „Je theurer die Laſt, deſto behutſamer müßt Ihr damit umgehn.“

Ein Soldat (halb jammernd, halb trotzig): „Der Lieutenant ſagte uns doch von einem ganz anderen Mann, den wir zu tragen hätten . . . Barmherziger Gott! nun der König todt iſt, was ſoll aus uns werden?“

Die Soldaten (im Chorus): „Einen ſolchen Helden, wie König Carl XII., giebt es nicht mehr auf dieſer weiten Erde. Ihm folgten wir gern und wär's auch ans Ende der Welt geweſen; nun er jetzt weg iſt, wird es auch bald mit uns Allen aus ſein.“

Carlberg (entſchloſſen, mit barſchem Ton): „Wenn der König todt iſt, ſo lebt doch Gott, und dieſer will, daß Jeder ſeine Schuldigkeit thue und denen gehorche, die ein Recht haben, ihm zu befehlen. So thue ich gegen meine Vorgeſetzten und ſo müßt Ihr auch thun, ſofern Ihr ehrliche Schweden und für würdig gehalten werden wollt, des Königs Mitſtreiter bis in den bleichen Tod hinein geweſen zu ſein. Und jetzt befehle ich Euch, unſre theure Laſt mit der größten Vorſicht nach dem Hauptquartier zu tragen und verbiete Euch zugleich ſtrenge, irgend Einem zu ſagen, was Ihr unverhofft zu wiſſen bekommen habt. So lautet der Befehl, den ich höheren Orts bekommen habe, und dem Erſten, der muckſt, renne ich den Degen durch den Leib und ſollte es mein eigenes Leben koſten.“

Die Soldaten wechſeln unter einander finſtere und traurige Blicke und nach kurzem Beſinnen nehmen die Träger die Bahre wieder auf ihre Schultern. Der Zug

wird in düſterm Schweigen, in Angſt und Sorge fortgeſetzt.

Nah bei Tiſtedalen werden ſie von dem General Schwerin und deſſen Bedienten zu Pferde eingeholt.

Schwerin (in befehlendem Tone): „Wer da?“

Carlberg: „Lieutenant Carlberg von der Fortification mit zwölf Mann, die einen erſchoſſenen Offizier nach dem Hauptquartier tragen.“

v. Schwerin: „Das iſt nicht gut. Gute Nacht!“

Er und der Bediente reiten weiter.

Carlberg (zu Schultz): „Die Frage wurde nur zum Schein der Soldaten wegen gethan. Der General ahnt nicht, daß ſie ſchon eben ſo viel wiſſen, wie wir, obgleich keiner von ihnen ein einziges Wort ſagt.“

In Tiſtedalen angelangt, ſetzen ſie die Bahre auf der Straße vor dem Quartier des Oberſt Dalheim, ungefähr 50 bis 60 Schritt vor dem Hauſe nieder, welches der König bewohnt hatte. Carlberg dankt den Soldaten, rühmt ihre Aufführung, ermahnt ſie zur Verſchwiegenheit und giebt jedem ein Trinkgeld.

Die Soldaten bedanken ſich, ſeufzen laut und entfernen ſich.

Während Capitain Schultz nach dem Hauptquartier geht, um General v. Schwerin ſeine Ankunft zu melden und Unterſtützung zu holen, um die Leiche an Ort und Stelle zu bringen, wandert Carlberg auf der menſchenleeren Gaſſe einſam auf und ab, ſetzt ſich zuweilen auf die Bahre und betrachtet thränenden Auges und bedrückten Herzens die lebloſen Ueberreſte des au-

ſerordentlichen Fürſten, der ſtets die Gefahr aufgeſucht und zuletzt den Heldentod erlitten hatte.

Endlich kehrt Schultz in Begleitung des Kammerdieners des Königs, Lindbom, und eines der Leibſoldaten zurück. Alle Vier nehmen die Bahre auf ihre Schultern und tragen ſie nach der Wohnung des Königs, vor das Zimmer, was er bei Lebzeiten benutzt und von dem eine Thür nach der Gaſſe angebracht worden war, um ſchnell und ohne Umwege hinauskommen zu können. Vor dieſe Thür wird die Bahre geſetzt, Carlberg faßt die königliche Leiche unter die Arme, der Leibſoldat um die Schenkel und ſo tragen ſie dieſelbe in das Zimmer hinein und legen den lebloſen Alleinherrſcher ſanft an der einen Seite der Zimmerwand auf den Boden.

General v. Schwerin und der Kammerdiener und der Leibfeldſcheer des Königs, Neumann, befinden ſich darin. Der Letztere ſchluchzt laut.

v. Schwerin (zu Schultz und Carlberg): „Auf das Herzlichſte danke ich Euch, meine Freunde, für die Sorgfalt und Vorſicht, mit der Ihr die Leiche unſres unſterblichen Heldenkönigs hierhergebracht habt und ich werde nicht unterlaſſen, ſolches zu Eurem Nutzen und Eurer Anerkennung Sr. Hoheit dem Erbprinzen Generaliſſimus zu melden .... Tretet einſtweilen in den Saal hierneben und ruht Euch aus.“

Schultz und Carlberg verneigen ſich ſtillſchweigend und verfügen ſich in die angewieſene große Stube, in der ſich Niemand befindet und wo auf einem Tiſch vier Wachslichter brennen. Die Thür zu dem Zimmer, in welchem die königliche Leiche liegt, ſteht halb offen.

Um Carl's XII. Leichnam verſammeln ſich allmählig die Vornehmſten aus dem Hauptquartier. Tiefe Betrübniß drückt ſich in Aller Blicken und Geberden aus. Zwiſchen den Feldmarſchall Mörner und General Dücker drängt ſich der Herzog von Holſtein, weint laut und ringt die Hände. Mörner tritt einige Schritt zurück, theils aus Achtung vor ſeinem Schmerz, theils von dem Gedanken erfüllt, ob ſich nicht dieſe, bei der irdiſchen Hülle des entſeelten Monarchen vergoſſenen Thränen bald genug zu Perlen in einer Königskrone verwandeln möchten. Dücker betrachtet den Herzog mitleidig, aber nicht ohne Unwillen.

Sechster Auftritt.

(Das nicht weit vom ſchwediſchen Hauptquartier entlegene Quartier des damaligen Generalauditeurs, Feldſecretairs Gabriel von Seth.)

Während von Seth, in ſeiner Wohnung ſo eben angelangt, einige mitgebrachte Papiere ordnet, tritt Oberſt Maigret ein.

Maigret: „Entſchuldigen Sie meine eben ſo natürliche wie erlaubte Neugierde: was hat der Kriegsrath beſchloſſen? Sie, Herr General-Auditeur, der Sie das Protokoll geführt haben, wiſſen es, und ich als Leiter der Belagerungsarbeiten muß es wiſſen. Als Ausländer wird meine Stimme bei dieſem Anlaß vermuthlich wenig Gewicht haben.“

v. Seth: „Die Berathungen waren eben so schwierig, wie sie lange währten und mit Wärme geführt wurden. Se. Hoheit der Erbprinz Generalissimus führte mit großer Entschiedenheit, Unpartheilichkeit und Ruhe das Wort und Se. Hoheit der Herzog von Holstein mischte sich mit einem bei ihm ungewöhnlichen Interesse in die Berathung. Sie drehte sich um die Fortsetzung der Belagerung und die Einnahme der Festung und um die Aufhebung der Belagerung und den Rückzug unsres Heers in die Heimath.“

Maigret (heftig): „Und dies hat schon am Tage nach Carl's XII. Tod in Frage gestellt werden können.“

v. Seth: „Sie, Herr Oberst, beurtheilen die Verhältnisse nur aus dem Gesichtspunkte des hochseligen Königs und Ihres persönlichen Muths; aber man darf nicht vergessen, daß bei dieser Gelegenheit auch das arme Schweden ein Wort mitreden will. Das Heer decimirt und ermüdet, das Volk verarmt und unter der Last der allgemeinen Bürde seufzend, das Land ausgesogen und fast verödet — dies, Sie werden mir es zugeben, Herr Oberst, sind wenig aufmunternde Beweggründe, einen achtzehnjährigen Krieg fortzusetzen, dessen letzte Hälfte nur Widerwärtigkeiten und Verluste mit sich führte.“

Maigret (mit Hitze): „Doch jetzt grade, wo noch einmal ein Wendepunkt da ist, wo die Arbeiten der Festung so nahe gerückt sind, daß heut die Breschbatterien errichtet werden sollten, die Belagerung aufzuheben, wäre unerhört, unerklärlich, unverantwortlich.“

v. Seth (kalt): „Diese Ansicht des Herrn Oberst wurde von Sr. Hoheit dem Herzoge lebhaft verfochten,

der darauf drang und bat, daß man Friedrichshall einnehmen möchte. Manche indeß glaubten hierin den Groll Dänemarks gegen Holstein und die Vorliebe des Neffen für das Werk seines großen Oheims zu erblicken.«

Maigret (lebhaft): »Diese Gesinnung bei so jungen Jahren! Sie verspricht etwas für die Zukunft! Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm.«

v. Seth (mit Betonung): »Aber die Meinungen waren getheilt und Se. Hoheit der Erbprinz Generalissimus unterwarf bei dieser Lage der Dinge die Entscheidung einer offenen Abstimmung. Die Meisten sprachen sich für augenblickliche Aufhebung der Belagerung und schleunigen Rückzug über die schwedische Grenze aus. Der Generalissimus erklärte sofort, daß er den Beschluß der Majorität ins Werk setzen werde.«

Maigret (mit unterdrücktem Aerger, nähert sich der Thür): »Leben Sie wohl, Herr Generalauditeur!«

v. Seth: »Hoffentlich habe ich die Ehre, den Herrn Oberst heut Mittag bei der fürstlichen Tafel zu treffen. Se. Hoheit der Generalissimus giebt den Oberoffizieren des Heers ein großes Diner.«

Maigret (bitter): »Zu ihnen kann und will ich nicht mehr gezählt werden .... Ich verlange meinen Abschied und Paß. Die Herren kehren nach Schweden, ich nach Frankreich zurück. Dort kämpft und ißt man besser ... Leben Sie wohl!« ...

Geht eilig fort.

Letzter Auftritt.

(Der Pfarrhof Tanum in der Nähe von Strömſtadt.)

Ein größerer Saal und dabei ein kleineres Zimmer, in dem ein Bett aufgeſchlagen iſt. Beide Räume ſind dürftig aber reinlich eingerichtet. Das Feuer praſſelt in den Kaminen und in jedem Zimmer brennen zwei Lichte auf dem Tiſche.

Der Obermarſchall Geheime Rath Baron Görtz hat ſo eben den Reiſewagen verlaſſen und prüft mit ſpöttiſcher Miene und gerunzelter Stirn die Einrichtung des Zimmers, in welches ihn der Pfarrer unter tiefen Verbeugungen geleitet.

Görtz: „Und dieſes Loch iſt Alles, was Ihr mir einräumen könnt, obgleich ich Morgen hier zu bleiben beabſichtige, um auf gnädigſten Befehl einen neuen Plan zur Aufhelfung Eures Landes auszuarbeiten — einen Plan, der, ſowie ich nach dem Hauptquartier komme, Allerhöchſten Orts vorgelegt werden ſoll?“

Der Pfarrer (demüthig): „Außer dieſen beiden Zimmern habe ich nur noch eine kleine Arbeitsſtube, die zu enge und ſtaubig iſt, als daß ich ſie Ew. Excellenz anzubieten wagen dürfte; dann befindet ſich neben der Küche ein zweites kleines Zimmer, in dem meine Frau und Kinder ſich zuſammengedrängt haben.“

Görtz: „Jämmerlich! . . (Nickt vornehm und macht mit der Hand eine Bewegung nach der Thür): Mein Kammerdiener wird Euch ſpäter ſagen, wann und wie

ich ſpeiſen will. (Zum Kammerdiener, nachdem der Pfarrer ſich entfernt hat): Talglichte! . . . Welcher Schmutz und wie ſchlecht ſie brennen! . . Schafft einige Leuchter herbei und zündet Wachslichter aus meinem Reiſevorrath an. Vergeßt nicht das leinene Laken und die Eiderdaunenküſſen, ich bekomme ſonſt keinen Schlaf in die Augen. Und bringt einen Krug Selterwaſſer und eine Flaſche Cyperwein hierher, ich bin entſetzlich durſtig.«

Der Kammerdiener, (indem er geht): »Sogleich, Ew. Excellenz!«

Görtz (bleibt am Kamin, den Rücken gegen das Feuer gekehrt, ſtehn): »Hohe Zeit iſt's, daß ich den König ſpreche und mir durch einen kühnen und überraſchenden Plan, der gefällt und mich nothwendig macht, neue Sicherheit bereite. Daß Teſſin neue Ränke ſpinnt, um mich zu verdrängen und ſich des ausſchließlichen Vertrauens Sr. Majeſtät zu bemächtigen, leidet keinen Zweifel, und der König hört das Geſchwätz des alten Fuchsſchwänzers gern . . . Horn wagt es, mir offen die Zähne zu zeigen: dies Crocodil wäre zu Allem im Stande: glücklicher Weiſe iſt er weit davon, irgend Einfluß beim König zu haben; dennoch muß er auf alle Fälle ein für alle Mal unſchädlich gemacht werden, muß er je eher je lieber fort . . Wohin ich die Blicke wende, werde ich nur Feinde gewahr . . . Bah! (reibt ſich die Hände) Das geht dem Könige eben ſo . . . Eben hierin liegt das ſympathetiſche Band zwiſchen uns, eben deshalb ſtehen und fallen wir zuſammen . . . v. Dernath, auch er ſtutzt zuweilen über die Größe und den kühnen Flug meiner Pläne; er begreift nicht, dieſer

Menſch, daß halsbrechende Unternehmungen und Vorſchläge die einzigen ſind, welche einem Carl XII. und mir anſtehn, daß ich nur ſo ihn ſelbſt, ſeine Macht, ſeine Mittel in meinen Händen habe. Käme er je auf den unverhofften Einfall, ſelbſt, auf hergebrachte Weiſe, in ſeinem eigenem Lande zu regieren, dann erſt wäre meine Rolle in Schweden für diesmal ausgeſpielt . . . Sein Vertrauen würde ſich dann in Verfolgung verwandeln und er ließe mich hinbringen, wo weder Sonne noch Mond ſcheint, wäre ich nicht von Haus aus ſo klug geweſen, jeder Zeit ein pis aller in dem kleinen Holſtein zu haben, wo ich Güter beſitze und Aemter mir vorbehalten habe und deſſen Regenten, und zwar ihm und keinem Andern, ich durch Treu- und Huldigungseid verbunden bin. Wird Holſteins junger Herzog einſt hier Monarch, wozu alle Wahrſcheinlichkeit vorhanden iſt, ſo bedarf er meiner — ſogar in noch höherem Grade, als dieſer jetzige . . . und weiß, wo er mich findet" . . .

Auf dem Hofe hört man Geräuſch von Menſchenſtimmen und Pferdehufen.

Der Kammerdiener (mit den Kiſſen und dem Laken auf dem Arme): „Ein paar Offiziere erkundigen ſich bei dem Pfarrer nach den Zimmern Ew. Excellenz und wollen ſogleich eingelaſſen werden."

Görtz (mit Selbſtgefühl): „Dieſe ſchwediſchen Glücksritter haben, wie ich merke, gute Witterung, wo ſie das Alles in Allem ihres Herrſchers aufſuchen ſollen. Aber es iſt doch unverſchämt, während einer Reiſe und bei dieſer Tageszeit Vortritt bei mir zu verlangen . . .

Geht hinaus, ſagt ihnen, daß ich heut Abend ungeſtört ſein wolle. Morgen Vormittag vielleicht« . . .

Der Kammerdiener geht, kehrt aber ſogleich bleich und zitternd zurück.

Görtz (unwillig): »Nun?«

Der Kammerdiener: »Ich komme nicht hinaus. Es ſteht eine Wache an der Thür und das ganze Gehöft wimmelt von Kriegsleuten.«

In dieſem Augenblick wird die Thür mit Heftigkeit aufgemacht. Der Oberſt Baumgarten und der General-Adjudant Björnſköld treten mit dem Hut auf dem Kopf ein.

Görtz (überraſcht): »Was ſoll das bedeuten? Woher kommt und was wollt Ihr?«

Baumgarten: »Wir kommen vom Hauptquartier und haben den Befehl, uns der Perſon des Herrn Geheimen Raths zu verſichern.«

Görtz (ſpöttiſch): »Ich habe dieſen Lohn für meine Wachen, meine Anſtrengungen und Sorgen lange erwartet. Se. Majeſtät iſt von Verläumdern, die es wenig beſſer mit ihm als mir meinen, hinter's Licht geführt worden. Aber ich hoffe Sr. Majeſtät die Augen zu öffnen, ſobald wir zum Hauptquartier kommen.«

Björnſköld: »Nicht dahin, ſondern nach Stockholm haben wir Befehl, Euch zu führen.«

Görtz (heftig): »Nach Stockholm! . . . . Nein, niemals . . . Ich muß mich dem König zu Füßen werfen. Ich habe Sr. Majeſtät etwas vom höchſten Gewicht, etwas, das keinen Aufſchub duldet, anzuvertrauen. Ich habe ſeine geheimen Befehle, und Ihr, meine Her-

ren, habt es zu verantworten, wenn Ihr mir in der Ausführung der Absichten Sr. Majestät Hindernisse in den Weg legt.«

Baumgarten (bitter lachend): »Diese Verantwortung übernehmen wir! . . . Folgt uns in Güte, oder wir machen von der bewaffneten Macht Gebrauch, die hier draußen unsre Befehle erwartet.«

Görtz (niedergeschlagen, indem er die Hände ringt): »Wenigstens werden die Herren mir gestatten, vor der Abfahrt eine Eingabe an Se. Majestät aufzusetzen?«

Baumgarten und Björnsköld wechseln Blicke.

Björnsköld (leise zu Baumgarten): »Das kann in keinem Falle etwas schaden; vielmehr kann das Schreiben künftig zu Paß kommen.«

Baumgarten (laut): »Eine Eingabe an den König, es mag drum sein.«

Görtz (zum Kammerdiener): »Mein Schreibzeug!«

Der Kammerdiener (leise zu Görtz): »Aber die Wachslichter liegen noch im Packwagen.«

Görtz (ungeduldig): »Dummer Tropf! . . . Augenblicklich das Schreibzeug!«

Der Kammerdiener bringt das Schreibzeug in Ordnung. Görtz setzt sich hin und schreibt. Baumgarten und Björnsköld nehmen indessen auf einem Sopha ihm gegenüber Platz.

Zwölftes Kapitel.

Der Herausgeber von „Teſſin und Teſſiniana theilt (S. 396—402) eine Schilderung des Charakters Carl's XII. von dem Grafen Teſſin dem Jüngeren mit, welcher letztere zu derſelben Zeit in die Welt eintrat, wo der Heldenkönig ihren Schauplatz verließ. Noch intereſſanter muß es ſein, Carl XII. von dem Grafen Teſſin dem Aelteren geſchildert zu ſehn, welcher vor, unter und nach dem außerordentlichen Fürſten lebte, ihm häufig ſo nahe ſtand, ſein unbeſchränktes Vertrauen beſaß und in faſt täglicher Berührung mit ſeiner geſammten Umgebung war. Wir wagen keinen Buchſtaben in dieſer Schilderung zu ändern, welche Nikodemus Teſſin am 17. Mai 1718 an Cronſtröm in Paris überſandte.

Pourtrait du Roy.

Le regime de sa vie est tres sobre, il ne mange qu'une fois le jour, et se contente de ce qu'on luy sert, quoy que le bon goust ne luy manqu' aucunement, il ne boit que de l'eau, et dore moins que qui que ce soit et ne laisse pourtant pas de conserver toujours sa vigeur.

Il possede la vertue Heroique au supreme degrè, estant plus Maistre de ses passions, qu'aucun mortell ne l'a estè. Sa gloire n'a jamais estè si éclatante au millieu de ses Lauriers, que sa moderation brillente au fort de ses revers, ou il fait connoistre, et montr' e encor' incessament, que de touttes les victoires, celle de se vaincre soy-mesme, est la plus grande. Cependant se qu'il croit devoir à sa Reputation et à son Estat, l''occuppe incessament, sans s'ébranler d'aucun désastre, ny marquer la moindre inquietude. Son jugement soliide, sa penetration fine, son discours agreable, et sa memoire prodigieuse sont des avantages, qui charment tous ceux, qui ont l'honneur de l'abborder. Comme ses sentimens sont tres justes, ils prennent un tel empire sur œux qui l'ecoutent, qu'il épuise les leurs, sans qu'ils s'en appercoivent. Tout son Heroisme m'empeche pas, qu'il ne soit aussy grand Philosophe, car il peut faire de soy-méme tout ce qu'il veut. Jamais homme au momde a disposè de son corps, comm' il le fait, soit pour l'exterieur, ou pour l'interieur; le tout semble devouè à son propr' arbitre. Il considere les chagrins comme des plaisirs et les fatigues comme des relaches, en sousitenent, qu'il ne faut qu'estre ferme, pour surmonter tout obstacle. Cependant si jamais la Providence Divine a servie de guide à un Prince, cela paroist incessament avec la Personne Sacrèe de Sa Majestè, mais aussy occuppe t'elle son ange Tutelaire au dessus de toute croyence.

Son aire est fort gracieux, mais sans se familiariser avec qui que ce soit; et quoy qu'il soit tres affable, il

y a toujours de Majesteux, qu'inspire du respect. Il ayme la raillerie fine, mais avec la grossiere l'on y court risque, si ce n'est pas ouvertement, du moins secretement. Il se fait un plaisir de parler de sexe, et de se faire compter quelqu' intrigue d'amour, mais comm' il ne veut rien avoir à sé reprocher, sa chastetè est inébranlable. Comme par un seul regard il peut gaigner le coeur, et que son langage est accompagnè de beaucoup de douceur, sa complaisence va au de la de toutt' immagination. Il reppliquoit à une dame publiquement, qu'on luy foisoit tort, en croyent qu'il n'estimoit le sexe, mais que, s'il avoit gardè de la retenûe, c'estoit qu'il se croyoit trop sensible à le quitter, et qu'il se reservoit pour quelque chose de plus constant et de plus stable. Un jour que l'on luy fit le recit d'un' intrigue d'amour, le quel auroit presque couttèe la vie all amant, à force de trois coups de mousquetons, qui furent tirès aprez luy, et dont il êchappoit pourtant heureusement; le Roy estant fort surpris d'entendre qu'il s'estoit retirè de ce lieu là, à cause de cela, dit avec estonnement: «Quoy, ne pouvoit il pas souffrir trois coups de balles pour sa maitresse?»

Aprez ces expressions là, je voudrois scavoir, si tout cela merite le caractere de l'indifference?

Sa generositè naturelle est si grande, que je suis entierement persuadè, que s'il pouvoit rendre à ses sujets le quadruple de ce que la necessitè leur a exigèe, qu'il le fairoit avec un plaisir sans pareil.

Si je n'ay point fait mention de sa Bravour, c'est qu'elle n'est deja que trop connue dans tout l'univers,

je dirois seulement, qu'il n'en a que trop, et c'est là mon desespoir.

En fin voyla un assez ample detail, mais l'idée en est trop remplie pour l'avoir pu racourcir.«

Will man auch eine gewiſſe Vorliebe in dieſer Schilderung entdecken, ſo muß man doch das gerechte Dankgefühl ihres Urhebers gegen Carl XII. hochachten und ſich des Ausſpruches der Königin Deſideria *) erinnern: »embellir, ce n'est pas flatter.«

Wir ſchließen die Geſchichte des Hauſes Teſſin unter der Zeit der Alleinherrſchaft mit nachſtehender Schlußabrechnung mit dem ſchwediſchen erblichen Königsthume überhaupt, wie ſie Graf Carl Guſtav Teſſin in einer hinterlaſſenen Schrift am 13. Oktober 1762 aufgeſetzt hat:

»Guſtav I.

guter Staatsmann und großer Krieger; aber — zumal gegen das Ende ſeiner Tage — argwöhniſch, peinlich und mißtrauiſch. Ohne Widerſpruch: der Befreier des Vaterlandes.

Erich XIV.

verrückt.

Johann III.

ſchwach und von dem Willen der Königin Catharina abhängig. Mittelmäßig.

*) Der Gemahlin Carl XIV. Johann (Bernadotte's.)

Carl IX.

gewaltthätig und großſprecheriſch. Seine Aufforderungen an den König von Dänemark und an den Großgeneral von Polen ſind davon Beweiſe. **Schlecht.**

Guſtav Adolph

tapferer Feldherr, tugendhafter Fürſt, edel, mild, zur rechten Zeit geſtorben, als das Waffenglück ſich wenden wollte. **Großer König, vortrefflicher Menſch.**

Chriſtina

leichtſinnig, flüchtig, unbeſonnen, eitel, eingebildet und romanhaft. Vermuthlich würde ſie beſchloſſen haben, ſich mit ihrem Nachfolger zu verheirathen, wenn eine ſolche Ehe ſich mit ihrer Sucht, in der Welt herumzureiſen, vertragen hätte. Sie glaubte ſich Bewunderung zu erwerben und brachte es dahin, daß man mit Fingern auf ſie zeigte. **Verrückt.**

Carl Guſtav

beleſen, Staatsmann, wohlwollend und tapfer.

Carl XI.

ſparſam aus Neigung, habgierig auf Andringen Anderer. Aeußerſt heftig und ausgezeichnet tapfer. Schlechter Ehemann, ohne Erziehung.

Carl XII.

Held von **mehr** als Heldenmuth, enthaltſam, gerecht

und freundlich; ſeine Hände ſind es, die unſre Verluſte bewirkt haben — und die man dennoch küßt!

Ulrica Eleonora

halsſtarrig, haßerfüllt, unverſöhnlich, gottesfürchtig und freigebig.

Friedrich I.

ſchwach, liebenswürdig, immer Sklave, niemals Herrſcher.

Vier von Elf! Das iſt viel; aber ungefähr der Tarif jedes Staats.«

Ende des fünften Theils.

Bayerische Staatsbibliothek München

Gedruckt bei C. Feiſter in Berlin.

In demselben Verlage sind ferner erschienen:

Krönung und Huldigung

OSCAR I.

Königs von Schweden und Norwegen,

und

der Königin

JOSEPHINE

M. M.

in Stockholm am 28sten September 1844.

Nach amtlichen Nachrichten und eigener Anschauung

von

T. von SILFWERSKJÖLD,

Königlich schwedischem Kammerherrn.

Nebst einem Anhang:

Ursprung, Geschichte und Beschreibung

der schwedischen Ritterorden.

Mit funfzehn colorirten Abbildungen.

(Gez. von A. U. v. SCHÜTZERCRANTZ, Königl. schwedischem Hauptmann.)

Pracht-Ausgabe mit Wappen in Gold und Silber 10 Thlr.

Ausgabe auf weissem Velin-Druckpap. 7½ Thlr.

Neue wohlfeile Ausgabe . . . . . 3 Thlr.

Geſchichte
Schwedens
von den älteſten bis auf die gegenwärtigen Zeiten
für
gebildete Leſer.

Von
Guſtav Heinrich Mellin.

Nach der zweiten verbeſſerten und vermehrten Auflage
aus dem Schwediſchen überſetzt
von
A. G. F. Freeſe,
Doctor der Theologie, Königlich Schwediſchem Hofprediger und Rector am Deutſchen National-Lyceum in Stockholm.

8. Broch. 1½ Thlr.

Geſchichte
Oscars des Erſten,
Königs von Schweden und Norwegen.

Von
Guſtav Heinrich Mellin.
Aus dem Schwediſchen.

Mit dem Bildniſſe König Oscars.
8. Broch. 1 Thlr.

Das

Haus Tessin

zur Zeit der

Alleinherrschaft und der Freiheit.

Von

M. J. von Crusenstolpe,

Verfasser des Mohren oder das Haus Holstein-Gottorp in Schweden; Carl Johann und die Schweden u. s. w.

Sechster Theil.

Aus dem Schwedischen.

Berlin,
Verlag von C. Grobe.
1853.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische Staatsbibliothek München

Erſtes Kapitel.

In geſtrecktem Laufe glitt ein mit zwei Roſſen beſpannter Schlitten über die Straßen Stockholms und hielt endlich vor dem Hauſe des Oberſtatthalters Taube ſtill. Es war früh Morgens am 5. December 1718 und die tiefſte Dunkelheit herrſchte noch. Niemand hätte den Reiſenden erkannt, welcher ausſtieg, den Oberſtatthalter wecken ließ und, noch ehe Taube das Bett hatte verlaſſen können, eingelaſſen wurde. Sie hatten eine lange und lebhafte Unterredung unter vier Augen, und als Taube angekleidet war, begaben ſich Beide eiligſt nach dem Königshauſe, wo ſie ihren Weg nach den, durch eine Hintertreppe mit den Gemächern der Prinzeſſin in Verbindung ſtehenden Zimmern des Fräulein Düben nahmen.

Ueberraſcht, faſt beleidigt dadurch, daß man ihr zu dieſer Tageszeit einen Beſuch machte, gab das Fräulein zuerſt eine höflich abweiſende Antwort, aber da ihr die Beſtellung zurückgebracht wurde, der Oberſtatthalter habe ihr etwas von der äußerſten Wichtigkeit für die Prinzeſſin mitzutheilen, ſo erhielten ſie Einlaß in das Vorzimmer des Fräuleins.

Flüchtig entschuldigte sich Taube wegen der ungewöhnlichen Zeit des Besuchs, dann aber stellte er seinen Begleiter, den Generaladjudanten Siquier, vor, dessen trauriger Auftrag es sei, die Prinzessin von dem Tode des Königs, ihres Bruders, in Kenntniß zu setzen, und ersuchte zugleich das Fräulein, auf die beste Weise und nach der nöthigen Vorbereitung die Trauerkunde der Prinzessin mitzutheilen.

Fräulein Düben brauchte einige Zeit, um sich von der Bestürzung über diese Todespost zu erholen, dann aber stellte sie mit Siquier ein Verhör über den näheren Verlauf des unglücklichen Ereignisses bis auf die kleinsten Umstände an. Der Oberstatthalter mußte sich eingestehn, sein Inquisitionstalent sei nur untergeordnet im Vergleich mit demjenigen, was hier die weibliche Neugierde, gesteigert durch das Bestreben, der hohen Beschützerin Alles bis auf das Geringste berichten zu können, an den Tag legte. Der durchschossne Hut Carl's XII., den Siquier mitgebracht hatte, blieb bei dem Fräulein, das ihn bereitwillig zu zeigen und aufzubewahren versprach; alle Drei kamen endlich überein, daß Siquier, da er einen Brief nicht zu übergeben habe, sich der Prinzessin weder vorzustellen brauche, noch dürfe. Vielmehr sollte er sich bei dem Oberstatthalter verborgen halten, bis die Todesnachricht der Prinzessin mitgetheilt worden sei und er an den Erbprinzen mit Nachrichten von dessen Gemahlin abgefertigt werden könnte.

Taube entfernte sich nun zugleich mit Siquier

und Fräulein Düben eilte nach dem Schlafgemach Ulrica Eleonora's.

Wir verſchonen den Leſer mit der Schilderung der Art und Weiſe, wie die Vertraute das unglückliche Ereigniß berichtete. Bald trocknete der Ehrgeiz die Thränen, welche das Gefühl und die Blutsverwandtſchaft im erſten Augenblicke erpreßte, und die beiden Frauen ließen hierauf ihren Gedanken und Zungen freien Lauf.

Welche Luftſchlöſſer hatte eine einzige, Carl feindliche, Ulrica Eleonora günſtige Kugel, in einem Handumdrehen verwirklicht! War es doch augenſcheinlich Gottes Finger, die wohlverdiente Belohnung ihres Glaubens und ihrer Frömmigkeit! Gott wollte es ſo und darauf vertrauten die beiden Frauen unbeſchränkt. Nach ihrer Meinung war nur nöthig, den Himmel andächtig zu preiſen und in Kraft ſeiner Allmacht und Gnade die Erde in Beſitz zu nehmen.

„Die Krone fällt nun einzig und allein Ew. Königl. Hoheit zu; es giebt keinen näheren Erben“, meinte Fräulein Düben.

„Du haſt Recht, wie immer, gute Emerentia!“ verſetzte mit ſelbſtzufriedenem Lächeln die Prinzeſſin. — Was aber — fügte ſie nach einigen Sekunden des Schweigens und Nachdenkens hinzu — würdeſt Du ſagen, wenn ich aus eigenem Gutdünken meinen Thron theilte?“

„Ew. Königl. Hoheit könnten Ihren Thron mit dem Herzoge theilen wollen?“ rief im höchſten Erſtaunen Fräulein Düben.

„Mit dem Herzoge!“ — wiederholte unwillig Ulrica Eleonora. — Wie kann eine kluge und wohl-

gesinnte Person, wie kann vor allen Emerentia Düben auf einen so abscheulichen Gedanken kommen? ... Du solltest doch begreifen, daß ich keinen Andern meinen kann, als meinen hochgeliebten Gemahl.«

Verdrießlich über ihren Mißgriff und beflissen, den widrigen Eindruck davon bei der Prinzessin zu verwischen, gab die Vertraute vor, absichtlich grade das unpassendste und unangenehmste Beispiel gewählt zu haben, um ihre Beschützerin zu bewegen, sich den Gedanken an eine Theilung des Throns ein für alle Mal aus dem Sinn zu schlagen.

»Wäre ich sicher, daß mein Gemahl mich eben so einzig und ewig liebte, wie ich ihn liebe — fuhr Ulrica Eleonora fort — keine Aufopferung wäre mir zu groß, daß ich ihrer für ihn nicht fähig wäre, kein Glück, keine Ehre gäbe es, die ich nicht gern mit ihm theilen wollte.«

Unter solchen Plaudereien über eine Macht, die sich noch nicht einmal in ihren Händen befand, verfloß ein Theil des Tags. Um sich den Blicken des Hofs so lange zu entziehen, als der Tod des Königs ein Geheimniß bleiben sollte, zögerte Ulrica Eleonora, eine Unpäßlichkeit vorschützend, das Bett zu verlassen. Sie ließ sich sogar das Essen in ihr Schlafzimmer bringen, wo die Tafel nur für sie und Fräulein Düben gedeckt wurde. Kaum aber war die Mahlzeit beendigt, so ließ der Oberstatthalter mit einem Offizier, der in höchst wichtigen Angelegenheiten von dem Erbprinzen abgesandt sei, um Audienz bitten.

Bei dem Talisman des theuren Namens des Erb-

prinzen ſprangen alle Thüren im Königshauſe auf, und noch ehe Emerentia Düben ein Aber auszuſprechen vermochte, hatte Ulrica Eleonora Befehl gegeben, Taube und den fremden Offizier unverzüglich einzulaſſen.

Sie traten ein, während noch die Prinzeſſin nach der Mahlzeit ſich in einer tiefen Schüſſel von Silber die Hände wuſch, über welche Fräulein Düben aus einer großen, zierlich gearbeiteten Silberkanne Waſſer ausſchüttete.

„Ich bitte um die Gnade, den Generalmajor Bennet vorſtellen zu dürfen“, nahm der Oberſtatthalter das Wort, wurde aber ſogleich von der Prinzeſſin mit der Frage unterbrochen: „Abgeſandt von meinem hochgeliebten Gemahl; nicht ſo?“

„Ja, Ew. Majeſtät — erwiederte Bennet — und wie Se. Hoheit mir ſagten, ſo enthält dieſes Schreiben“ . . .

„Von meinem Gemahl! Gebt her“ — fiel aufs Neue Ulrica Eleonora ein und entriß ihm den Brief, den ſie, nachdem ſie den Umſchlag zerriſſen, eher verſchlang als las.

Ermahnungen, mit chriſtlicher Standhaftigkeit den großen Verluſt zu tragen und ihre Geſundheit zu ſchonen — der Rath, den bedeutendſten Männern im Lande die Verheißung ihrer Gewogenheit ſchriftlich zu geben und in gleicher Weiſe die ausländiſchen Fürſten ihrer friedlichen Geſinnungen zu verſichern — die Nachricht, daß das Heer gehuldigt unter der Bedingung, daß ſie der Alleinherrſchaft entſage, was ihr auf

das Angelegentlichſte ans Herz gelegt wurde — das Anheimſtellen, ob es nicht an der Zeit wäre, ſich als regierende Königin zu erklären — ein Wink über die eilige Abreiſe des Herzogs von Holſtein nach der Hauptſtadt und im Zuſammenhang hiermit die Vermuthung, daß die gefängliche Einziehung des holſteinſchen Anhangs einen vortheilhaften Eindruck auf die Schweden machen würde — — dies bildete in der Kürze den Inhalt von Prinz Friedrich's Schreiben.

Ulrica Eleonora führte es, nachdem ſie mit dem Leſen zu Ende, an ihre Lippen und ſagte mit Entzücken:

„Mein Gemahl liebt mich und befindet ſich wohl, und das Heer erkennt mich als Herrſcherin an! .... Nehmt dies, Generalmajor Bennet! zur Erinnerung an die guten Nachrichten, die Ihr mir brachtet und an die Stunde, in welcher ich ſie von Euch empfing.“

Die Prinzeſſin deutete hierbei auf die Waſchſchüſſel und die Handkanne, deren ſie ſich eben bedient hatte, dann reichte ſie Bennet ihre Hand zum Kuſſe.

„Mit gnädiger Erlaubniß — nahm der Oberſtatthalter das Wort — wage ich an die Maaßregeln zu erinnern, welche in der Hauptſtadt nöthig ſein möchten, um das vom Heer Begonnene zu vollenden und zu befeſtigen. Wie wichtig es ſein möchte, den Senat unverzüglich zuſammenzuberufen, brauche ich nicht in Unterthänigkeit zu bemerken. Außerdem halte ich es aber für nöthig, die Eingänge von Stockholm ſo lange mit Wachen zu beſetzen, bis ſich die neue Regierung in den Beſitz der Macht hat ſetzen können, und eben ſo werde ich für

mein Theil nicht unterlassen, die Holsteinschen Herren in den Augen zu behalten, welche nach mir zugegangenen Nachrichten grade heut Abend auf einem Gastmahl bei dem Hofrathe Hagen versammelt sind.«

»Ich erkenne hierin Eure gewohnte Sorgsamkeit und Euren alten Eifer, Baron Taube! — versetzte Ulrica Eleonora — und werde zu seiner Zeit nicht vergessen, Euer Verdienst zu belohnen. — Inzwischen, befehle ich Euch, tragt dafür Sorge, daß die Thore der Stadt durch Wachen versperrt und daß Hagen und seine Landsleute noch heute Abend gefänglich eingezogen werden.«

Taube und Bennet waren eben im Begriff, sich zu entfernen, als der holsteinsche General Graf von Dernath angemeldet wurde.«

»Er kommt wie gerufen, um sogleich in das Gefängniß zu gehn«, meinte, zum Oberstatthalter gewendet, die Prinzessin. Dieser aber gab zu bedenken, ob es nicht mißgünstige Urtheile hervorrufen möchte, wenn die Verhaftung während einer Audienz im Königshause Statt fände. »Meine Blicke — fügte Taube hinzu — werden ihn verfolgen und ich stehe mit meinem Kopfe dafür, daß er uns in keinem Falle entwischen soll.«

»Und welcher Bescheid soll dem Grafen auf seine Bitte um gnädige Audienz ertheilt werden?« fragte Fräulein Düben.

»Daß ich sie nicht bewillige,« erwiederte rasch und heftig die Prinzessin.

Ungeachtet ihres Pfälzischen Charakters und ihrer übertriebenen Vorstellungen von den Vorzugsrechten ihrer

königlichen Geburt, dachte Ulrica Eleonora nicht ohne Beſorgniß an den Senat, mit dem ſie jetzt zuſammentreffen ſollte, ungewiß, welche Stellung dieſer in der gegenwärtigen unſichern Lage der Dinge einzunehmen geſonnen ſein werde, und ſelbſt noch zweifelnd, ob ſie die Hoffnung völlig aufgeben müßte, gleich ihrem Vater und Bruder als Alleinherrſcherin zu regieren. Bis 9 Uhr Abends verſchob ſie es, die Königl. Räthe zuſammenzuberufen und gab dadurch dem großen Staatsgeheimniß Zeit, ſich in wahres Luſtſpielsgeheimniß für die ganze Hauptſtadt zu verwandeln. Allmählig hatte ſich verbreitet, daß im Laufe des Tags Abgeſandte aus dem Hauptquartier angelangt ſeien und ſich nur mit dem Oberſtatthalter und der Prinzeſſin in Berührung geſetzt hätten; und als man ſpäter das Südermannlandſche, Oſtgöthſche und Smälandſche Regiment, welche in Stockholm garniſonirten, ausrücken und die Zollthore und den Malmmarkt beſetzen ſah, konnte man nicht darin irren, daß die Maaßregeln im Zuſammenhang mit den vom Heere eingetroffenen Nachrichten ſtanden.

Dem Königl. Rath Teſſin war nicht wohl zu Muthe geworden, als ihm berichtet wurde, es ſeien Perſonen aus dem Hauptquartier gekommen, welche bei der Prinzeſſin eine geheime Audienz gehabt und übrigens nur den Oberſtatthalter beſucht hätten. Nie hatte der König früher einen Eilboten nach der Hauptſtadt geſandt, der nicht Briefe und beſondere Befehle oder wenigſtens gnädige Grüße an Teſſin mit ſich geführt. Daß dieſe Gunſtbeweiſe zum erſten Mal ausblieben und zwar nachdem ſich Teſſin bei dem Könige in einem ſchriftlichen

Vortrage ſehr nachdrücklich über den herrſchſüchtigen und rachgierigen Ränkeſchmidt Görtz und deſſen verderbliche Pläne beklagt hatte, ſchien nichts Gutes zu bedeuten, zumal der argliſtige Fremdling eben jetzt bei dem Monarchen vermuthet wurde und mit deſſen Vertrauen zugleich die beſte Gelegenheit von der Welt beſaß, unter vier Augen die Leichtgläubigkeit des Königs irre zu leiten.

Die Aufforderung, bei der Prinzeſſin zu erſcheinen, zerſtreute zwar Teſſin's Beſorgniſſe wegen perſönlicher Ungnade, ſteigerte ſie aber deſtomehr in Beziehung auf den König. War dieſer verwundet, gefangen oder getödtet? Denn etwas mußte ſich mit ihm ereignet haben; und mit gequältem Gemüthe ſah Teſſin der Auflöſung des Räthſels entgegen.

Zur feſtgeſetzten Zeit verſammelten ſich die Königl. Räthe im großen Audienzſaale der Prinzeſſin. Verſchloſſen, ſchweigend, ernſt nahmen ſie ihre Plätze auf Stühlen ein, welche in einem Halbzirkel zu beiden Seiten des in der Mitte des Zimmers unter dem Thronhimmel ſtehenden Lehnſeſſels aufgeſtellt waren.

Als alle anweſend, klopfte der Staatsſecretair Bark drei Mal an die Doppelthüre zu den innern Gemächern der Prinzeſſin. Gleich darauf wurden beide Thürflügel weit aufgeriſſen, alle Rathsherrn erhoben ſich und grüßten mit ehrfurchtsvoller Verneigung Ulrica Eleonora, welche in tiefer Trauerkleidung eintrat und ſich auf dem vergoldeten Lehnſeſſel niederließ. Die Königl. Räthe nahmen unaufgefordert ihre Plätze wieder

ein und erwarteten, die Blicke auf die Prinzeſſin gerichtet, was dieſe mitzutheilen beabſichtigte.

Nach einer kurzen Pauſe, während deren ſie bald ihre Augen trocknete, bald ihr ganzes Angeſicht mit ihrem weißen Schnupftuch verhüllte, holte Ulrica Eleonora tief Athem und begann:

„Mein Schmerz und mein Anzug ſagen Euch genugſam, gute Herren! welche betrübende Zeitung ich Euch heute zu verkünden habe. Eine unglückliche Kugel hat bei Friedrichshall dem thatenreichen Leben und der ruhmvollen Regierung des großmächtigſten Fürſten und Herrn, meines nunmehr hochſeligen Bruders Carl's XII., unſrer Aller allergnädigſten Königs und Herrn ein Ende gemacht“ . . .

Ausrufe der Beſtürzung von Seiten der Senatoren unterbrachen hier die Rede der Prinzeſſin. Sie flüſterten unter ſich, erhoben ſich von ihren Sitzen und baten unter Aeußerungen des Beileids unterthänig, von den näheren Nachrichten in Kenntniß geſetzt zu werden, welche Ihre Königl. Hoheit über das unglückſelige Ereigniß empfangen habe.

Die Prinzeſſin fuhr fort:

„Schon in Bender hatten Major Fahlſtröm und Oberſt Engelhart unter den Papieren meines Bruders, die nach dem Ueberfall der Türken in die größte Unordnung gerathen waren, eine Schrift gefunden, die Fahlſtröm den eignen Händen des Rathes Feif übergab, des Inhalts: daß ich vor jedem Andern der nächſte Erbe der Krone Schwedens ſei; und in Kraft ſowohl dieſer Willensmeinung und Beſtimmung unſres rechtmä-

ſigen Königs und Herrn, als auch des natürlichen Erbrechts und der Geſetze des Reichs, nehme ich jetzt mit, Gott weiß es! blutendem Herzen von meiner ererbten Krone Beſitz.«

Ulrica Eleonora's Blicke machten die Runde unter den Königl. Räthen, um deren Zuſtimmung einzuholen.

Langſam und feierlich erhob ſich der Kanzlei-Präſident Horn und nahm mit feſter Stimme das Wort:

»Ich bezweifle weder die Angabe Ew. Königl. Hoheit, noch geſtatte ich mir irgend ein Urtheil über die Gültigkeit der gedachten Willensmeinung Sr. hochſeligen Majeſtät; aber gemäß meiner Rathspflicht, auf den wahren Nutzen des Reichs zu achten, bin ich genöthigt, mich jeder Aeußerung über die Regierung zu enthalten, bevor die Reichsſtände zuſammenberufen ſind, welche allein darüber zu verfügen haben, nachdem das Königliche Haus beklagenswerther Weiſe im Mannsſtamme erloſchen iſt. Das iſt meine unterthänige Anſicht.«

Die übrigen Rathsherren traten der Meinung des Grafen Horn einhellig bei.

Ulrica Eleonora wechſelte die Farbe, biß ſich in die Lippen und beſann ſich einige Sekunden auf die Antwort, die ſie zu geben habe. Ohne etwas zu den Königl. Räthen zu äußern, wandte ſie ſich an den Staatsſecretair und befahl dieſem, ſogleich den General Bennet, der in einem angrenzenden Zimmer warte, hineinzurufen.

Dies geſchah. Bennet wurde vorgelaſſen, aufgefordert, ſeinen Bericht zu erſtatten und gab demnächſt

Rechenschaft über die näheren Umstände bei dem Tode des Königs und über den Beschluß des Heers, Ulrica Eleonora zur regierenden Königin unter der Bedingung zu erwählen, daß sie der verhaßten Alleinherrschaft entsage.

Nachdem die Prinzessin hierbei eine zustimmende Bewegung gemacht und General Bennet seinen Bericht geschlossen hatte, trat aus eigner Bewegung der Staatssecretair Bark heran und wünschte Ihrer Majestät zu dem Antritte ihrer Regierung Glück.

Horn warf einen strengen und prüfenden Blick auf Bark, flüsterte den übrigen Senatoren einige Worte zu und sagte dann, während diese sich sämmtlich erhoben:

„Mit der Abschwörung der Alleinherrschaft ist der eigentliche Stein des Anstoßes für eine glückliche Regierung beseitigt, und die Räthe des Reichs, welche die weisen Beschlüsse Ew. Majestät in Unterthänigkeit zu würdigen wissen, hegen die Ueberzeugung, die Reichsstände, deren Zusammenberufung die nächste und wichtigste Handlung der Regierung sein muß, werden dankbar demjenigen ihre Bestätigung ertheilen, was somit hier zum Wohl des Reichs und der Unterthanen beschlossen worden ist.“

Auf diesen Glückwunsch folgte der Handkuß und eine neue Sitzung des Senats wurde auf den folgenden Morgen anberaumt.

Die neue Königin schüttete in Fräulein Düben's Busen ihren Aerger über den Verlust der Alleinherrschaft aus; aber die von dem Heer gestellte Bedingung, der einhellige Wille des Raths und vor Allem das Zureden

ihres Gemahls ließen ihr keine Wahl. Und so machte sie vor allen Andern, außer vor der Vertrauten, aus der Nothwendigkeit eine Tugend und zeigte sich mit dem ihr zugemessenen Wirkungskreise zufrieden.

Im Publikum nahm man anfänglich mit Erstaunen, dann aber, nachdem man sich von der Ueberraschung hatte erholen können, nicht ohne Vergnügen die außerordentlichen Maaßregeln wahr, welche bei der Nachricht von dem Tode des Königs in der Hauptstadt getroffen wurden. Das Volk klatschte mit den Händen, als die Holsteinschen Unterdrücker verhaftet wurden, und war bereit, das Haus, welches der gewaltthätige Görtz bewohnt hatte, niederzureißen, als dasselbe auf den Befehl der Königin von Wachen umringt wurde, um Görtz Papiere und Habseligkeiten in Beschlag zu nehmen. Und als am folgenden Sonntag die gebräuchliche Danksagung für die Königin verlesen und in der Berufungsurkunde des Reichstags die Abschaffung der Alleinherrschaft verkündet wurde, fühlte sich das Publikum neu belebt durch die zwiefache Hoffnung eines baldigen Friedens und eines besseren und gesicherten Zustands der Dinge.

Tessin wurde als thätiger Staatsmann seit und mit dem Tode des Königs nicht nur verändert, sondern ganz und gar verwandelt. Emporgehoben und gehegt durch königliche Gunst, mit königlichen Wohlthaten unter der Alleinherrschaft überhäuft, hatte, so lange diese sich in verständigen Händen befand, Tessin in ihrem, allen Bedenklichkeiten trotzenden sic volo und sic jubeo jederzeit auf den kräftigsten Hebel für die Ausführung seiner großen Bauwerke zu rechnen gehabt. Aber nach-

dem eine unersättliche Ruhmes- und Kriegesbrunst die Alleinherrschaft inne hatte, sah er, wie alle Quellen zur Ausführung der angelegten Pläne vertrockneten, alle Mittel zur Fortsetzung der begonnenen Arbeiten verschwanden, sah er das Land über alle Beschreibung verarmt, die Bevölkerung decimirt, und dies Alles nur in Folge der alleinherrschenden Halsstarrigkeit, welche sich taub gegen Warnungen und Bitten, hart gegen Erfahrungen und Widerwärtigkeiten machte. Als nun der Tod den Eid der Treue gegen den königlichen Wohlthäter gelöst, dessen Dahinscheiden er mit blutendem und dankbarem Herzen beweinte, schloß sich Tessin mit dem Eifer der Ueberzeugung an das Regierungssystem an, welches der königlichen Macht Zügel anlegte.

Bis hierher und nicht weiter gingen aber auch nur seine Ansichten und Bestrebungen. Horn dagegen, ein tieferer Staatsmann, mit höherem Ziel und schärferem politischen Blicke, ging mit dem klügeren, kühneren und durchgreifenderen Plane um, den die Verhältnisse zum Unheil Schwedens in der Geburt erstickten, ein für alle Mal den zerstörenden und unterdrückenden Launen des erblichen Königthums ein Ende zu machen und die höchste Macht in die Form eines wählbaren Reichsvorstands zu kleiden, derjenigen ähnlich, welche die unsterblichen Sture's berühmt und beliebt gemacht hatten.

In Tessin's Vorstellungsweise blieb die Thronpuppe immer die Hauptperson und ihre Gnade oder Ungnade der Werthmesser für Glück oder Unglück. Am 20. December 1718 schrieb er an seinen Sohn:

„Du kennst aus meinem letzten Briefe den plötzlichen

Tod unſres Königs und die näheren Umſtände, welche ich Dir mittheilte. Dieſer Verlu[illegible] mir über alle Beſchreibung geſchmerzt, aber es gereicht mir zum Troſte, daß J. M. die Königin ſich ſehr gnädig zu meinem und der Meinigen Vortheil ausgelaſſen und [illegible] die Treue, womit ich Ihren Majeſtäten Dero hochſeligen Bruder und Vater, Mutter und Großmutter gedient, ſei Ihnen ſehr wohl bekannt, und Sie würden ſtets in gerechtem Andenken behalten, wie ich mich bei allen Gelegenheiten als ein aufrichtiger und eifriger Freund des Vaterlands bewährt habe. Auch kann ich erwähnen, daß ſich die Königin ſeit einiger Zeit faſt alle vierzehn Tage nach Deinem Ergehn erkundigt. Aus der angeſchloſſenen Bekanntmachung wegen des Reichstags erſiehſt Du den Zweck deſſelben. Die Freude über die Abſchaffung der Alleinherrſchaft hat die Herzen aller Unterthanen erfüllt; und jeder ſchmeichelt ſich jetzt, nach einem ſo verarmenden Kriege, deſſen Ende ſich früher nicht abſehn ließ, bald die Süßigkeit des Friedens zu genießen.“

So leicht tröſteten ſich die eigenen Schützlinge des gefallenen königlichen Helden. So ſchlecht angewandt, ſo verhaßt gemacht hatte dieſer die Alleinherrſchaft, welche ſeine Heldenthaten unfruchtbar und ſeine unſinnigen Unternehmungen möglich machte.

Zweites Kapitel.

Erster Auftritt.

(Das Arbeitszimmer des Kanzlei-Präsidenten Reichsraths Horn.)

Im Begriff, seinem Secretair eine Staatsschrift zu dictiren, hält Horn mit mißvergnügtem Gesicht plötzlich ein, indem sich aus dem anstoßenden Zimmer ein Geräusch hören läßt, bald darauf die Thür heftig aufgerissen wird und der Herzog von Holstein eilfertig eintritt.

Horn grüßt abgemessen und kalt und winkt dem Herzoge, auf dem Sopha sich niederzulassen, wo er unmittelbar darauf auch selbst Platz nimmt. Der Secretair steht eilig auf, verbeugt sich bis auf den Boden und bleibt dann am Schreibtische stehn.

Der Herzog: „Eben jetzt komme ich in der Hauptstadt an. Bevor ich Ihrer Königl. Hoheit, meiner Frau Tante, meinen Besuch abstatte, wollte ich mich mit dem Herrn Grafen, dem ich seit meiner frühsten Jugend alle meine Angelegenheiten anzuvertrauen gewohnt bin, berathen.“

Horn: „Es ist mir nicht minder angenehm, Ihnen,

mein Fürſt, bei jeder Gelegenheit zu Dienſten ſein zu können, wo ſich mein dem Vaterlande geſchworner Eid mit Ew. Hoheit Intereſſen vereinigen läßt.«

Der Herzog: »Davon war ich ſtets überzeugt und der Herr Graf kann auch ſeiner Seits auf mich zählen, wenn . . . (wirft einen bedeutungsvollen Blick auf den Secretair und von dieſem auf Horn) doch wir müſſen unter vier Augen ſein, um ohne Rückhalt mit einander ſprechen zu können.«

Horn: »Meine Rathspflicht, die gewiſſenhafte Beachtung meiner Stellung und der gegenwärtigen Zeitverhältniſſe verbieten mir geheime Unterredungen mit fremden Fürſten.«

Der Herzog (ſtutzt): »Mit fremden Fürſten, ſagt Ihr! Ich aber bin in Schweden geboren und erzogen, der Schweſterſohn des jüngſt verſtorbenen Königs und der einzige männliche Erbe des jetzt erledigten Throns; oder wie?«

Horn: »Dank der allgütigen Vorſicht! der Thron iſt nicht mehr ledig und Ew. Hoheit haben aus der Verwandtſchaft mit Sr. hochſeligen Majeſtät und Ihrer Majeſtät, unſrer jetzt regierenden allergnädigſten Königin, kein Recht herzuleiten.«

Der Herzog (beſtürzt): »So gäbe es hier ſchon eine regierende Königin? Hat ſich meine Tante Hals über Kopf in den Beſitz des von meinem großmächtigſten Onkel hinterlaſſenen Scepters geſetzt?«

Horn: »Er iſt Ihrer Majeſtät übergeben worden, nachdem Dieſelben in ihrer hohen Geſinnung, Weisheit und Gerechtigkeit der verhaßten Alleinherrſchaft, welche

in der letzten unglücksschwangren Periode das Reich in namenloses Elend stürzte, entsagt haben.«

Der Herzog (sich vor die Stirn schlagend): »So also kommt man dem Willen meines großen Onkels nach und verfolgt seine Pläne! Die Belagerung von Friedrichshall, das im Begriff stand, zu unterhandeln, wird aufgehoben und Norwegen, dessen Schlüssel jene Festung bildet, wird durch einen schmachvollen übereilten Rückzug ohne Schwerdtstreich verlassen; der Erbe, den er für seinen Thron ausersah, wird übergangen, die königliche Macht selbst zerstückt und verkümmert. Verächtlich fürwahr! Auf solche Bedingungen hin hätte ich die herabgesetzte, verunehrte Krone nicht einmal annehmen mögen.«

Horn (mit gerunzelten Brauen und mit Betonung): »Eben deshalb haben Sie dieselbe auf immer verloren, mein Fürst. Die Stunde der Befreiung hat für Schweden und die der Rache für diejenigen geschlagen, welche ein blindes Vertrauen und eine allzu gefährliche Macht mißbrauchten.«

Der Herzog (überrascht): »Was meint Ihr?«

Horn: »Was ich meine, wird sich bald zeigen; zum Beweise, daß ich mit Ew. Hoheit es wohl meine und Ihr Bestes zu fördern wünsche, gebe ich Ihnen jetzt den Rath, halten Sie Ihre Hand aus dem Spiel und überlassen Sie ihrem Schicksale Personen, mit denen, Andern zum Schrecken und zur Warnung Schweden Abrechnung halten muß, und welche, um sich gerechter Bestrafung zu entziehen, ohne Zweifel auf Ew. Hoheit Oberherrschaft sich berufen dürften.«

Der Herzog (nach kurzem Besinnen): »Ihr meint

vermuthlich Görtz, v. Dernath und andere meiner Unterthanen, die mein hochseliger Herr Onkel in seinem Dienste benutzte.«

Horn: »Allerdings.«

Der Herzog (heftig): »Ich sollte so feige sein, sie grade jetzt zu verstoßen, wo sie meiner bedürfen.«

Horn: »Glauben Sie mir, mein Fürst! Alle Ihre Bemühungen für Jene würden fruchtlos sein. Sie können sie nicht retten, nur sich selbst bloßstellen würden Sie durch Versuche, welche für Schweden beleidigend wären und (Horn ergreift und drückt dabei des Herzogs Hand und sieht ihn mit festen Blicken an) Schwedens Wohlwollen kann noch mehr als einmal in mehr als einer Hinsicht für Ew. Hoheit von Nutzen sein.«

Pause.

Der Herzog (nachdenklich): »Ich werde näher überlegen, welchen Entschluß ich zu fassen habe und darüber mit . . . (hält plötzlich inne und schweigt)

Horn (mit verächtlichem Hohnlächeln): »Das ist Ew. Hoheit eigene Sache. Aber denken Sie daran, daß sich zu Verhandlungen mit einem Roepsdorff kein schwedischer Rathsherr herabläßt.«

Der Herzog wechselt die Farbe, Horn's Adlerblick scheint sein Inneres zu durchdringen.

Der Herzog: »Der Tod meines großmächtigsten Onkels bewahrheitet, wie ich sehe, das Sprüchwort.«

Horn: »Welches Sprüchwort, wenn mir die Frage gestattet ist?«

Der Herzog (spöttisch): »Wenn die Katze fort ist, tanzen die Mäuse auf dem Tische.«

Horn (kalt): „Damit aber ihre Freude nicht zu kurz ſei, müſſen ſie ſich hüten, noch einmal in die Klauen der Katze zu gerathen.“

Der Herzog: „So hätten wir für heute nichts mehr einander zu ſagen.“

Horn: „Sie wiſſen das ſelbſt am beſten, mein Fürſt! nicht ich bin es, der Ew. Hoheit aufgewartet.“

Der Herzog (beleidigt): „Lebt wohl, Graf Horn! Braucht man ſeine Freunde, ſo lernt man wenigſtens die kennen, welche es nur dem Namen nach ſind.“

Horn: „Eine ſolche Erfahrung iſt von großem Werth. (Mit Betonung): Alles hängt davon ab, daß man den Kern von der Schaale zu unterſcheiden weiß.“

Er begleitet den Herzog an die Thüre eines der äußeren Zimmer. Indem er ſich verabſchiedet, flüſtert er dem Herzog ins Ohr: „Keine Uebereilungen, Prinz! Denken Sie daran, daß Sie eine Zukunft haben und daß Carl's XII. Zeiten auf ewig vorbei ſind.“

Der Herzog geht und Horn kehrt in ſein Arbeitszimmer zurück.

Zweiter Auftritt.

(Derſelbe Ort.)

Während der Reichsrath Horn die unterbrochene Arbeit mit ſeinem Secretair fortſetzt, meldet der Kammerdiener den „Landeshauptmann Baron Peter Ribbing.“

Horn (zum Kammerdiener): „Laß ihn herein! (Zum Secretair): Entfernt Euch, bis ich Euch wieder rufen laſſe.“

Der Secretair und der Kammerdiener gehn. Ribbing tritt gleich darauf ins Zimmer.

Horn (Ribbing freundlich die Hand reichend): „Von Herzen willkommen, Baron! Ich ſehne mich, Eure Meinung über die große Veränderung zu hören, welche ſtattgefunden hat, und der unfehlbar noch größere folgen werden.“

Ribbing: „Vor Allem haben Ew. Excellenz das Recht, Aufrichtigkeit von mir zu verlangen. Ohne Umſchweife muß ich daher geſtehn, ſo zufrieden, wie man allgemein mit der Abſchaffung der Alleinherrſchaft iſt, eben ſo verwundert war man, zu hören, daß die Prinzeſſin bei der gegenwärtigen Lage der Dinge ſich auf ihr Erbrecht auf den Thron berufen und aus eigner Bewegung, ohne die Stände zu berufen und zu hören, von der Krone Beſitz genommen hat.“

Horn: „Ihr kennt mich und meine Anſichten zu gut, Baron Ribbing! um nicht einzuſehn, daß das Geſchehene nicht mein Werk iſt. Der Senat befand ſich ſchlimmer, als zwiſchen zwei Feuern, und wo man nicht den beſten Weg wählen kann, muß man wenigſtens den ſchlechteſten vermeiden. Hier der Herzog, ſtrebend danach, König mit der Alleinherrſchaft, dort die Prinzeſſin, bereitwillig, Königin ohne die Alleinherrſchaft zu werden. Sollte man da Alles gegen Alles wagen, oder war es nicht am gerathenſten, Bedingungen zu ſtellen für die Annahme der Krone? Wir waren nicht Meiſter

der Ereigniſſe, das Heer, der jetzige Mittelpunkt der Intriguen, iſt zu weit entfernt, um bewacht zu werden, und der nächſte Moment hätte ohne Bedingungen die Krone in ihre Hände bringen können.«

Ribbing: »Ich verkenne nicht die ſchwierige Lage des Senats und gebe zu, daß der verhältnißmäßig klügſte Weg eingeſchlagen worden iſt. Nichtsdeſtominder ſteht feſt, in vielen wo nicht den meiſten Gemüthern ſind mancherlei Bedenklichkeiten über das Geſchehene aufgeſtiegen. Glücklicherweiſe iſt es in unſerm Vaterlande nicht gebräuchlich, daß das Heer, wie einſt die Prätorianiſchen Cohorten in Rom, dem ſchwediſchen Volke den Regenten giebt.«

Horn: »Ich bin weit davon entfernt, ſolche Beſorgniß zu tadeln. (Mit einem durchdringenden Blicke auf Ribbing) Glaubt Ihr, Baron, daß die Bedenken ſich bis auf das Staatsoberhaupt erſtrecken, daß man z. B. es vorziehn würde, ſtatt von Königen, unter denen man auch Fremde ſich gefallen laſſen müßte, von einem eingebornen Reichsvorſtand regiert zu werden?«

Ribbing: »Den gordiſchen Knoten auf dieſe Weiſe zu durchhauen, iſt noch nicht die Zeit gekommen. Unter den gegenwärtigen Umſtänden thut man am Beſten, das Geſchehene, wenigſtens als Uebergang zu dem, was man weiter erſtrebt, aufrecht zu erhalten. Mit einem Weibe hat man ſtets leichteres Spiel, als mit einem Fürſten, deſſen Macht auch noch ſo ſehr beſchränkt wäre. Eben deshalb, um aufrecht erhalten zu können, was geſchehn iſt, muß man die Sache in die Lage bringen, in der ſie ſich befand, ehe jenes geſchah.«

Horn (aufmerksam): „Erklärt Euch deutlicher, Baron!“

Ribbing: „Mißbilligen es die zusammentretenden Stände, wie ich anzunehmen Ursache habe, daß ein Regent ohne sie eingesetzt worden, so hat man einen stürmischen Reichstag und der Senat, der zu dem eigenmächtigen Schritte seine Zustimmung gab, strenges Gericht zu erwarten. Geht die Mißbilligung so weit, daß das Geschehene aufgehoben wird, dann ist nicht allein der Fall des Senats unvermeidlich, sondern es möchten auch die Anhänger des Herzogs Luft bekommen, die Königin zu stürzen und leicht möglich wäre es in dieser Umwälzung und Aufregung der Gemüther, daß selbst die Alleinherrschaft ihren Kopf aus dem eben geschlossenen Grabe wieder erhöbe.“

Horn (gedankenvoll): „Nichts von alle dem ist unmöglich . . . Was aber schlagt Ihr vor, um die Gefahren abzuwenden?“

Ribbing: „Die Königin empfängt die Stände mit einer Schrift, in welcher sie anerkennt, daß es keine erblichen Ansprüche auf den frei gewordenen Thron Carl's XII. giebt, in der sie ferner den Reichsständen anheimstellt, über die Krone zu verfügen, ohne Rücksicht darauf, daß sie während der Erledigung des Throns aus Eifer und Sorge für das allgemeine Beste die höchste Macht in die Hände genommen habe.“

Horn (nach einigem Nachdenken): „Euer Vorschlag ist gut, Baron, und mit Hinzufügung einer Erklärung, daß Ulrica Eleonora, wenn die Reichsstände Vertrauen zu ihr hegten und ihre Wahl auf sie

richteten, unter den von ihnen vorzuſchreibenden Bedingungen die Regierung fortzuſetzen gewillt ſei, würde ich grade dieſen Vorſchlag anrathen und durchzuſetzen mich bemühn . . . Arbeiten wir jeder an ſeiner Stelle für ſeine Durchführung, ich bei der Königin und dem Rath, Ihr, Baron, bei Euren Freunden unter den Ständen.«

Ribbing: »Ew. Excellenz dürfen auf meine Bereitwilligkeit zählen.«

Baron Ribbing empfiehlt ſich und geht. In der Thüre begegnet er dem Reichsrathe Teſſin, der im Begriff ſteht, einzutreten.

Dritter Auftritt.

Horn: »Ah!... Mon Frère! Welchem glücklichen Umſtande habe ich heute für einen ſo angenehmen Beſuch zu danken?«

Teſſin (lächelnd): »Mon Frère beliebt davon eben ſo überraſcht zu ſein, als ich es vor wenig Augenblicken war, wo ich den Herzog von Holſtein über meine Schwelle treten ſah.«

Horn: »Den Herzog! . . . Was unter Anderm wollte er?«

Teſſin: »Er klagte über das Mißgeſchick, zu ſpät gekommen zu ſein und den Thron ſchon beſetzt zu finden. Wie er ſagte, hatte er ſeine vornehmſte Hoffnung auf uns Beide gebaut.«

Horn (mit verſtellter Ueberraſchung): »Auch auf mich! . . . Ein Luftſchloß, das den Leichtſinn des jun-

gen Fürſten verräth . . . Mon Frère ermangelte doch nicht, ihn über meinen heißen Eifer für die Intereſſen J. M. der Königin aufzuklären?«

Teſſin: »Ich ſuchte meine Aeußerungen ſo deutlich und zugleich ſo vorſichtig wie möglich einzurichten; aber es wurde mir ſchwer, ihm den Zuſammenhang und die wahre Lage der Dinge begreiflich zu machen. Er kam fortwährend auf die bekannte Geſinnung ſeines hochſeligen Onkels gegen ihn zurück und berief ſich in dieſer Beziehung auf mon Frère, als auf ſeinen früheren Gouverneur und auf mich, der ich lange die Hand in den Angelegenheiten der königlichen Familie gehabt habe.«

Horn: »Wie ſo völlig kindiſch! Was ich vorausſah, iſt eingetroffen: dieſe fürſtliche Pflanze reift ſpät — wenn ſie überhaupt reift.«

Teſſin: »Seine Liebe zur Macht ſcheint wenigſtens überreif zu ſein. Lieber, behauptete er, wolle er der Krone entſagen, als nur einen Finger breit von der Macht aufgeben, welche ſein hochſeliger Herr Großvater mit jener vereinigt habe.«

Horn (kopfſchüttelnd): »Schlecht gedacht und noch ſchlechter geſagt. Das iſt nicht die Art, ſich jetzt Freunde in Schweden zu verſchaffen. Aus der langen Betäubung iſt man plötzlich nun erwacht und nachdem man unter zwei Alleinherrſchern geſchwiegen und gelitten, iſt die Sorge für die ſchnell errungene Freiheit ſo groß geworden, daß bereits über den Senat und die Königin Klage geführt wird, weil dieſe zur Königin ausgerufen worden ſei, bevor man die Einwilligung der Reichsſtände eingeholt habe. Daß dem ſo ſei, weiß ich aus ſichrer Quelle.«

Teſſin: „Aufrichtig geſprochen, nahm unſre geliebte Königin von der Krone eilfertiger, als grade nöthig war, Beſitz.“

Horn: „Und ich appellire an mon Frère's eignes Gedächtniß, ob ich es war, der auf Eile drang? Im Vertrauen geſagt, bin auch ich es, der unſre neuen Amtsbrüder veranlaßt hat, ſich vom Rathstiſche ſo lange fern zu halten, bis die Königin, welcher ſie ihre Ernennung verdanken, von den Reichsſtänden anerkannt worden ſei.“

Teſſin (mit Lebhaftigkeit): „Aus dieſem klugen Rathe darf ich folgern, daß ich den Zweck meines gegenwärtigen Beſuchs erreiche. Ich wünſche mon Frère's Anſichten in Beziehung auf das Ceremoniel bei der Eröffnung des Reichstags zu erfahren, deſſen Entwerfung mir als Obermarſchall obliegt.“

Horn: „So lange jene ihr neues Amt nicht ausgeübt haben, müſſen ſie noch als Inhaber ihrer früheren Stellungen angeſehn werden.“

Teſſin: „Ich bin erfreut, daß meine Anſicht mit der von mon Frère übereinſtimmt. Von den ſieben Rathsherren, welche die Königin während ihres Interregnums geſchaffen hat, würden die ſechs in nicht geringe Verlegenheit mich geſetzt haben. Der zuerſt Ernannte, General Lewenhaupt, macht mir freilich in jener Hinſicht nicht den Kopf ſchwer, ſo lange er in moskowitiſcher Gefangenſchaft feſtgehalten wird; aber mon Frère's eigner Erwägung ſtelle ich anheim, ob es wohl überlegt war, die höchſte Würde des Reichs einem Manne zu verleihen, der ſich in der Gewalt des Feindes befindet, zumal dadurch ſeine Auswechslung um ſo

theurer wird, falls nicht gar der Czar auf den Einfall gerathen ſollte, ihn überhaupt als Geißel zu behalten.«

Horn (die Achſeln zuckend): Mon Frère's Bemerkung iſt richtig; ſie iſt mir eben ſo wenig entgangen, wie das Unpaſſende der Maaßregel, Senatoren zu ernennen, ehe noch die ernennende Macht ſelbſt ſattelfeſt iſt. Aber mon Frère eben ſo wohl wie unſre übrigen Amtsbrüder, ließen die Sache ohne Widerrede geſchehn, aus denſelben Gründen vermuthlich wie ich, daß wir nämlich zuſammenhalten müſſen, wenigſtens ſo lange, bis die Regierungsmacht und Regierungsform ſich hat befeſtigen können, und daß uns Einwürfe und Widerſtand in dieſer Frage ſowohl der Königin wie unſeren neuen Amtsbrüdern gegenüber in eine falſche Stellung bringen würden.«

Teſſin: »Mon Frère erwähnte die Nothwendigkeit für den Senat, feſt zuſammenzuhalten, ich möchte dieſe Nothwendigkeit auch für die Frage wegen jenes Unglücksvogels, des Barons von Görtz, beanſpruchen. Ein Seitenſtück zu ſeiner Frechheit, einen König hinter das Licht zu führen, ein Land zu plündern, ein Volk zu mißhandeln und zu bedrücken, vermag die Geſchichte keines Reichs aufzuweiſen. Jetzt hat die Stunde der Rache geſchlagen, wir müſſen ſie zur Warnung für die Mit- und Nachwelt ausbeuten, oder uns ſelbſt beimeſſen, wenn ausländiſche Abentheurer ſich noch einmal hier einniſten und die Regierung bethören.«

Horn (Teſſin's Hand kräftig drückend): »Wenn es beim Willen bleibt, ſo werden wir in dem Grundgeſetze, das im Werke iſt, die Macht ſo beſchränken, daß

künftig die Inhaber des ſchwediſchen Throns nicht wieder in Verſuchung gerathen, das Geſchick des Reichs ränkeſüchtigen verſchlagenen Fremdlingen blindlings zu überlaſſen. Was die Unterſuchung gegen Görtz betrifft, ſo bin ich völlig mon Frère's Meinung und werde im Senat auf die nöthige Strenge dringen. Jedoch (mit einſchmeichelndem Lächeln) der Eindruck des Beſchluſſes wird deſto wirkſamer ſein, wenn die Einleitung von mon Frère geſchieht, denn die bekannte Feindſchaft zwiſchen mir und Görtz könnte meinen Eifer gegen ihn leicht als Gewalt und perſönlichen Haß verdächtigen. Seid aber überzeugt, ich werde das von mon Frère Begonnene fortzuſetzen und zu Ende zu führen nicht unterlaſſen.«

Teſſin: »Ich bin zu Allem bereit. Meine amtlichen Berührungen mit jenem Patron haben mich in den Stand geſetzt, ihn zu durchſchauen; war ich auch, um dem Dienſte des Reichs und des Königs nicht zu ſchaden, zu den Zeiten Sr. hochſeligen Majeſtät genöthigt, den äußeren Schein der Eintracht zu bewahren, ſo verſäumte ich doch nicht, ſeinen verderblichen Plänen in den Weg zu treten und die Umgebung des Königs behutſam merken zu laſſen, was unter des Heuchlers Larve ſtecke.«

Horn: »Wir werden ihm dieſe jetzt völlig abreißen; und wenn nicht alle Zeichen trügen, ſo werden unſre Bemühungen in dieſer Hinſicht keineswegs das Mißfallen unſrer allergnädigſten Königin erregen Sie weiß weder wie wir, noch hat ſie wie ihre treuen Unterthanen erfahren, womit jener umgeht; aber er iſt ein Holſteiner und der Erbprinz von Heſſen iſt ihm nichts weni-

ger als gewogen. (Spöttiſch) Etwaiger andrer Beweggründe wird es nicht bedürfen, um die milde Landesmutter zu beſtimmen.“

Teſſin (ſeufzt, zerſtreut): „Leider!“

Vierter Auftritt.

(Ein Vorzimmer bei Ulrica Eleonora.)

Der Herzog von Holſtein (ungeduldig): „Nein, ich kann und darf dieſe Behandlung nicht länger ertragen. Es liegt etwas Erniedrigendes in dieſem Empfange, etwas Beleidigendes in dieſem Wartenlaſſen. Als mein großmächtigſter Onkel noch lebte, ging ich, wenn es mir beliebte, unangemeldet zu ihm, niemals kam ich ungelegen, nie ſogar konnte ich oft genug kommen; und hier habe ich über eine Stunde im Vorzimmer verweilen müſſen, ohne die Ehre zu haben, meine Tante zu ſehn oder zu ſprechen.“

Fräulein Düben: „Geduld, Prinz! Regierungsgeſchäfte gehen allem Andern vor, und Ihre Majeſtät iſt jetzt bei dem Reichstage ſo damit überhäuft, daß ſie kaum einen Augenblick für ſich ſelbſt hat.“

Der Herzog (höhniſch lächelnd): „Ha, ha ha! Regierungsangelegenheiten ſind eben keine Beſchäftigungen für Frauenzimmer. Meine Tante hätte beſſer gegen ſich und gegen Andere gehandelt, wenn ſie ſich nur um die Nadel gekümmert und den Scepter dem andern Geſchlecht überlaſſen hätte.“

Fräulein Düben (mit drohendem Ton und drohender Geberde): „Prinz!“

Der Herzog: „Ihr denkt anders, Fräulein Düben. Sehr natürlich. Euer Amt beſchränkt ſich zwar darauf, bei feierlichen Gelegenheiten die Schleppe zu tragen; als treue Unterthanin und ergebene Dienerin weigert Ihr Euch aber auch nicht, bei der Führung des Scepters behülflich zu ſein, wenn dieſer ſich in ermüdenden Händen befinden ſollte.“

Fräulein Düben (beleidigt): „Aendern Ew. Hoheit nicht den Ton und den Gegenſtand des Geſprächs, ſo muß ich mich entfernen, Sie hier allein laſſen und die Urſache Ihrer Majeſtät melden.“

In dieſem Augenblick tritt Ulrica Eleonora aus ihren inneren Gemächern in das Vorzimmer, ſchleudert zornige Blicke auf den Herzog und ſagt ohne zu grüßen: „Welch lautes Sprechen, welcher unſchickliche Lärm in meinen Zimmern und in meiner Nähe. Wagt der Herzog von Holſtein in dieſer Weiſe Schwedens Königin zu nahn?“

Der Herzog tritt heran, um Ulrica Eleonora die Hand zu küſſen, ſie entzieht ſie ihm raſch. Fräulein Düben giebt ihr durch heimliche Zeichen ihren Beifall zu erkennen.

Der Herzog (verlegen): „Ich hatte noch nicht die Ehre, meine gnädige Tante zu ſehen, ſeit wir jenen unerſetzlichen, nie genug zu beklagenden Verluſt erlitten“...

Ulrica Eleonora (fällt ihm ins Wort): „Ich fühle ihn tief, ohne daß ich daran erinnert zu werden brauche. Es würde mir lieb ſein, wenn Seine Auffüh-

rung künftig eine ſolche wäre, daß das Andenken meines hochſeligen Herrn Bruders dem Tadel Wohlgeſinnter wegen zu großer Güte gegen Ihn entginge.«

Der Herzog: »Ich verſtehe meine Tante nicht.«

Ulrica Eleonora (ſtolz): »Ich war die Schweſter Seiner verewigten Mutter, jetzt aber bin ich die regierende Königin von Schweden und weder Ihm noch irgend einem Andern ziemt es, mir mit einer andern Benennung zu nahn, als der: Ew. Majeſtät. Dies diene Ihm zur Nachachtung.«

Der Herzog: »Dieſe unerklärliche, zurückſtoßende Härte gegen den nächſten Verwandten« . . .

Ulrica Eleonora (ihn unterbrechend): »Nur Gott, von dem ich die Macht empfing, bin ich Rechenſchaft für das, was ich thue und laſſe, ſchuldig, und gegen jeden, wer es auch ſein möge, werde ich die Rechte des Throns aufrecht erhalten, den ich kraft meiner Geburt beſtiegen habe.«

Der Herzog: »Ich entferne mich.«

Verbeugt ſich und geht, ſpöttiſches Hohnlächeln der beiden Damen folgt ihm.

Ulrica Eleonora: »Ich meine, er iſt gedemüthigt und begreift jetzt den Unterſchied zwiſchen einer regierenden Königin und einem beinahe landflüchtigen Herzoge.«

Fräulein Düben: »Ew. Majeſtät handeln in allen Dingen recht. An die Stelle des übermüthigen Tons, den er während ſeines Geſprächs mit mir anſtimmte, war, als er ging, Niedergeſchlagenheit getreten.«

Ulrica Eleonora: »Er wagt es, Anſprüche auf

noch eine andere Krone als die ſeines kleinen Herzogthums zu machen! Ich glaube, es iſt am beſten, daß ich ſogleich gegen Alle meine Macht zeige, um jeden bei Zeiten an den ſchuldigen Gehorſam zu gewöhnen. Meinſt Du nicht auch, gute Düben?"

Fräulein Düben: "Ich bin in Unterthänigkeit derſelben Anſicht, wie Ew. Majeſtät. Gott hat nicht umſonſt unſre allergnädigſte Königin zu einer holden Mutter dieſes Landes eingeſetzt. Unbeſchränkte Unterwürfigkeit unter Gottes und Ew. Majeſtät Willen geziemt uns Allen."

Der Reichsrath Horn tritt ein.

Ulrica Eleonora (überraſcht, unzufrieden und ſtrenge): "Ohne vorherige Anmeldung, Herr Graf!"

Horn (kalt, aber in ehrerbietigem Tone): "Verzeihung! Doch mein Anliegen betrifft die wichtigſten Intereſſen Ew. Majeſtät und des Reichs und duldet nicht den geringſten Aufſchub."

Ulrica Eleonora: "So laßt hören, um was es ſich handelt."

Horn (mit einem Seitenblick auf Fräulein Düben): "Sobald wir allein ſein werden."

Ulrica Eleonora: "Wir ſind es bereits; denn Ihr mögt wiſſen, Graf Horn, daß Fräulein Emerentia mein ungetheiltes Vertrauen beſitzt."

Horn: "Ich wünſche Fräulein Düben Glück zu einer ſo ſchmeichelhaften Gnade, aber da dieſe ſich auf Staatsangelegenheiten natürlicherweiſe nicht erſtrecken kann, ſo dürften Ew. Majeſtät mir zu befehlen geruhn, mein Anliegen unter vier Augen vorzutragen."

Fräulein Düben: „Mit Ew. Majeſtät gnädiger Erlaubniß.“

Sie verneigt ſich tief vor der Königin und geht in ein anderes Zimmer.

Ulrica Eleonora (ſtrenge): „Nun denn, Herr Graf!“

Horn: „Die zuſammentretenden Stände drohn ein finſtres Anſehn anzunehmen. Die Berufung Ew. Majeſtät auf Ihr Erbrecht an den Thron hat böſes Blut gemacht. Der Herzog von Holſtein entbehrt nicht der Freunde, welche in ſeiner Weiſe dieſe Stimmung zu benutzen ſtreben, und bei einer gewiſſenhaften Vergleichung der Anſprüche auf beiden Seiten neigt ſich die Wagſchaale unſtreitig zum Vortheil des Herzogs.“

Ulrica Eleonora (heftig): „Was wagt Ihr zu ſagen, Graf Horn?“

Horn (ruhig): „Die ungeſchminkte Wahrheit, Ew. Majeſtät.“

Ulrica Eleonora: „So wollt Ihr meinen Thron ſtürzen?“

Horn: „Keineswegs, ich will ihn befeſtigen. Dies aber kann nur dadurch geſchehn, daß Alles, was nach Anſprüchen ausſieht, hinweggeräumt wird, damit ſolche Waffen nicht gegen Ew. Majeſtät ſelbſt geltend gemacht werden.“

Ulrica Eleonora: „Ihr erſchreckt mich. Geſchah es nicht mit Zuſtimmung des Senats, nicht mit Eurer eignen Zuſtimmung, Graf Horn, daß ich mich unter feierlicher und öffentlicher Berufung auf mein Erbrecht zur Königin erklärte? Wie wollt Ihr dies ungeſchehn machen?“

Horn: „Ein Wagſtück unter ſo unerwarteten, wichtigen und bedenklichen Verhältniſſen, wie bei dem plötzlichen Ableben des hochſeligen Königs, läßt ſich entſchuldigen, wenn es in guter Abſicht zum allgemeinen Beſten unternommen wurde und beſonders (Horn lächelt bedeutungsvoll), wenn man den Widerſtand durch Nachgeben im Voraus entwaffnet und auf wohlwollende Richter zählen darf.“

Ulrica Eleonora (unſchlüſſig): „Könnt Ihr mir aus dieſem Irrgange heraushelfen, Herr Graf?“

Horn: „Mit Gottes Hülfe hoffe ich das zu Ew. Majeſtät Ehre und zum Nutzen des Vaterlands thun zu können. (Zieht ein Papier aus der Taſche und überreicht es der Königin.) Ew. Majeſtät dürfen nur dieſe Urkunde unterzeichnen, und der Sturm, welcher jetzt auszubrechen droht, wird ſogleich ſich legen.“

Ulrica Eleonora (indem ſie Horn ſcharf anblickt): „Was enthält dieſes Papier?“

Horn: „Ein Schreiben Ew. Majeſtät an die Reichsſtände, das die kitzliche Frage wegen des Erbrechts beſeitigt und Ew. Majeſtät die Herzen und Stimmen Aller gewinnt.“

Ulrica Eleonora: „Verleſ't es, damit ich höre.“

Sie giebt das Schreiben an Horn zurück, der es mit feſter Stimme vorlieſt:

„Wohlgeborne u. ſ. w.

Es iſt mir ſehr angenehm, die glückliche Zuſammenkunft der ſchwediſchen Reichsſtände zu vernehmen, und wünſche ich in heißem Eifer für die Wohlfahrt des Reichs Euren Berathungen ſolchen Fortgang, wie ihn

die vielen und wichtigen Bedürfniſſe unſres in Elend verſunkenen Vaterlands bedürfen. — Eben dieſer aufrichtige Eifer für das allgemeine Beſte war, als kürzlich die Nachricht von dem unglücklichen Todesfalle Seiner hochſeligen Majeſtät, meines hochgeehrten Herrn Bruders, eintraf, die Veranlaſſung, daß ich mit den damals anweſenden Reichsräthen zuſammentrat und einiger Angelegenheiten des Reichs mich annahm, ſowie verſchiedener Regierungsgeſchäfte mich unterzog, welche theils ohne Schaden befürchten zu müſſen und ohne die innere Ruhe in Gefahr zu ſetzen, nicht ohne Leitung gelaſſen werden durften und keinen Aufſchub duldeten, theils eine Obergewalt, eine königliche Machtvollkommenheit erforderten, wenn ſie mit Nutzen und dem gehörigen Nachdruck ins Werk geſetzt werden ſollten. Und da der offenbare Vortheil dieſer meiner Veranſtaltungen in vieler Hinſicht vor Augen liegt, alſo hoffe ich, Ihr werdet ſie mit Wohlgefallen aufnehmen und mit Dank gegen mich erkennen. Ich habe damit nicht den Reichsſtänden Schwedens das Recht und die Freiheit verkümmern wollen, welche ihnen nunmehr zukommen, über die Beſetzung des königlichen Throns zu beſtimmen, alldieweil ich aus den Reichsbeſchlüſſen, den Erbverträgen und dem Teſtament Sr. hochſeligen Majeſtät meines verehrten Vaters vom 15. Auguſt 1693 die Kenntniß geſchöpft habe, daß weder mir noch irgend einem Andern ein Erbrecht auf die ſchwediſche Krone ferner zuſteht und gebührt. Ich würde nicht abgeneigt ſein, mich der ermüdenden Laſt der Regierung ferner zu unterziehn, wenn es Euch alſo wohlgefällt und wenn Ihr meint, daß mein wohlgemeinter treuer Bei-

ſtand bei der Regierung des Reichs zur Aufhülfe unſres bedrängten Vaterlands aus ſeiner ſo vielfach ſchwierigen Lage von Nutzen ſein könnte. Für einen ſolchen Fall gebe ich die Verſicherung, daß ich die königliche Macht zu Jedes Wohlfahrt benutzen will, daß ich meine Macht mit Milde und Gerechtigkeit in den Herzen der Unterthanen zu begründen gedenke, und daß ich insbeſondere kein Gefallen habe an der ſogenannten Souveränetät, oder unbeſchränkten königlichen Alleinherrſchaft, die ich völlig verwerfe und daß ich zufrieden bin, wenn ſie nie und in keiner Zeit in Schweden wieder eingeführt wird: indem ich zugleich gedenke und gelobe, zu herrſchen und zu regieren nach den Geſetzen des Reichs, ſowie nach den Beſchlüſſen und der Regierungsform, wie ſie jetzt oder künftig von den ſchwediſchen Ständen feſtgeſetzt werden. — Im Uebrigen bitte ich Euch, von meiner guten Meinung und gnädigen Gunſt überzeugt zu ſein, die ich in Wahrheit bin

Euer Aller

ſehr wohl affectionirte und wohl geneigte.“

Horn (das Schreiben der Königin wieder überreichend): „Nur Ew. Majeſtät Namen fehlt noch unter dem Schreiben.“

Ulrica Eleonora (unentſchloſſen): „Ich werde mich mit meinem Gemahl (zu ſich ſelbſt) und mit Emerentia — berathen.“

Horn (mit Würde): „Der Senat iſt, nach ſeiner Pflicht und ſeinem Eide, Ew. Majeſtät einziger Rathgeber. Meine ſämmtlichen Amtsbrüder ſind mit mir über den Inhalt des Schreibens einverſtanden, ich bitte

Ew. Majeſtät unterthänig, verſehen Sie es allergnädigſt mit Ihrer hohen Unterſchrift. Die Augenblicke ſind koſtbar, (mit Betonung) es gilt den Anhängern des Herzogs zuvorzukommen und ſie zu entwaffnen.«

Ulrica Eleonora ergreift den Klingelzug und ſchellt. Fräulein Düben tritt ein.

Ulrica Eleonora: »Mein Schreibzeug, Emerentia!«

Fräulein Düben holt es. Ulrica Eleonora unterzeichnet das Schreiben und giebt es ſodann an Horn zurück.

Horn: »Ich eile, das Schreiben an die Stände mit Ew. Majeſtät gnädiger Unterſchrift dem Senat zu zeigen, alsdann werde ich es mit dem Reichsſiegel verſchließen und für ſeine Abſendung Sorge tragen.«

Verneigt ſich tief vor der Königin und entfernt ſich.

Fünfter Auftritt.

(Ein Gemach des Erbprinzen von Heſſen im Königshauſe.)

Prinz Friedrich ſitzt, die Beine übers Kreuz gelegt, in einem Lehnſtuhl und gähnt und ſtreckt ſich. Vor ihm im Zimmer, ſeine Befehle erwartend, ſteht der Regierungsrath Sandberg.

Der Prinz: »Wahrlich, Ihr ſeid ein verteufeltes Volk, Ihr Schweden! Vor lauter Höflichkeit und Artigkeit bereit, mich ums Leben zu bringen. Von Mor-

gens früh bis Abends spät kann ich nichts Andres thun, als Glückwünsche anhören und dafür danken, und meine Fürsprache bei J. Majestät, meiner hohen Gemahlin, versprechen. Kaum hat die feindliche Kugel meinen hochseligen Herrn Schwager in die himmlischen Gefilde versetzt, so nennt und behandelt man mich im ganzen Lande als Königliche Hoheit und jetzt erkennen mir auch durch öffentlichen Beschluß und in Verbindung mit der Bestätigung meiner Bestallung als Generalissimus des Heers die Reichsstände jenen Ehrentitel zu. (Lächelnd): Ich glaube, lieber Sandberg, Seine Landsleute hätten nichts dagegen, mich ohne Weiteres zur Majestät zu erhöhen.«

Sandberg: »Darin irren Sie Sich, gnädigster Herr! Die allgemeine Stimmung ist, wenigstens jetzt, noch nicht eine solche. Auch heißt es in der Urkunde — dem unterthänigen Schreiben der Stände an Ihre Majestät: — »Die Reichsstände sind willig, bereit und geneigt, Se. Durchlaucht mit dem Ehrentitel Königl. Hoheit zu beleihen, mit dem Vorbehalt, daß dieser Titel bei solchen Gelegenheiten nicht gebraucht werde, wo er dem Reich zum Nachtheil, dem allgemeinen Wesen bei Unterhandlungen mit auswärtigen Mächten zum Hinderniß und Schwedens Fundamentalgesetzen zur Kränkung gereicht.«

Der Prinz: »Er hat, wie ich nicht läugnen kann, die Worte richtig angeführt; aber sie sind vielleicht nur politische Verstellung, wie bei den Weibern, die, um den Schein der Sittsamkeit zu bewahren, noch immer Nein

ſagen, wenn ſie bereits durch die That ihr Ja an den Tag gelegt haben.«

Sandberg: »Es thut mir leid, dieſe Anſicht nicht theilen zu können; Ew. Königl. Hoheit wollen jedoch lieber die wahre Lage der Dinge kennen lernen, als durch unzeitiges Beſtreben, Ihnen etwas Angenehmes zu ſagen, hinters Licht geführt zu werden. Ganz vor Kurzem hat in dem Altenecksſchen Caffeehaus hier in der Hauptſtadt ein Geſpräch zwiſchen einem Edelmann und einen Biſchof ſtattgefunden, das in Jedermanns Munde iſt und über die allgemeine Denkweiſe in Bezug auf den fraglichen Gegenſtand beſondere Aufklärung giebt.«

Der Prinz: »Oh, berichte Er mir das, mein lieber Regierungsrath, wenn Er ſich noch daran erinnert.«

Sandberg: »Ich kenne den Inhalt dieſes bemerkenswerthen Geſprächs ſehr gut, und da Ew. Königl. Hoheit mir ſelbſt befehlen, es zu erzählen, ſo würde ich doppelt fehlen, wollte ich die Wahrheit nicht zu den Ohren meines gnädigen Herrn kommen laſſen. Alles zu berichten, was bei jener Gelegenheit auf beiden Seiten geäußert wurde, wäre ermüdend. Es handelte ſich um Ew. Königl. Hoheit Regentſchaft. Die Meinung des Edelmanns ging dahin, daß Ew. Königl. Hoheit nicht dazu gelangen dürften, ſo ſehr man es auch wünſchte, wofern man nicht ſein Gewiſſen beſchweren und Geſetz und Eid brechen wollte. Der Wirth des Caffeehauſes, der aus einem anſtoßenden Zimmer die Unterredung mit angehört hatte, ließ die beiden Herren wiſſen, daß er ſie ſich gemerkt habe, worauf der Edelmann Folgendes erwiederte: »Es iſt zwar nicht recht, daß Herr Altenec

uns behorcht hat; überdenke ich aber die Sache recht, so kann das kein Geheimniß sein, wovon das ganze Land weiß, und haben wir nichts Anderes gesprochen, als was ein freimüthiger Mann Sr. Königl. Hoheit selbst sagen könnte, und wäre zu wünschen, daß Se. Königl. Hoheit über unsere Statuten, Gesetze und Ordnungen eben so unterrichtet sei, als diese deutlich und klar sind, alsdann hegte ich die Ueberzeugung, daß er nicht mehr daran dächte. Das wünsche ich auch — fügte der Bischof hinzu — denn ich fürchte, fährt er in diesen Gedanken fort und steht von seinem Streben nicht ab, so entsteht Mord und Brand im Lande, wovor uns Gott behüten wolle.«

Der Prinz (nachdenklich): »Und diese Unterredung, sagt Er, fand in einem öffentlichen Caffeehause statt?«

Sandberg: »Ja, gnädiger Herr!«

Der Prinz: »Und geht, wie er glaubt, von Mund zu Mund?«

Sandberg: »Ja, gnädiger Herr!«

Der Prinz (nach einigem Schweigen und Nachsinnen): »Der Apfel wäre also noch nicht reif. Man darf nichts übereilen. Ich danke Ihm, lieber Regierungsrath, für Seine Aufrichtigkeit und werde meine hohe Gemahlin bitten, von jedem weiteren Versuche in der Sache abzustehen. Das Beste wäre gewesen, wenn man vor jedem andern Schritte die Ankunft unsres thätigen Freundes, des Grafen Wellingk, abgewartet hätte .... Er hat wohl nicht kürzlich Nachrichten von ihm gehabt?«

Sandberg: »Grade in diesen Tagen erhielt ich

einen Brief von ihm; es war meine Abſicht, um die Erlaubniß zu bitten, Ew. Hoheit den Inhalt deſſelben mittheilen zu dürfen.«

Der Prinz (freundlich): »Leſe Er mir den Brief ſogleich vor, wenn Er ihn bei ſich hat.«

Sandberg: »Hier iſt er. (Zieht einen Brief aus der Taſche und lieſ't laut):

»Bremen, den 4. Mai 1719.

Mein Herr!

Habt die Güte und übergebt den beifolgenden Brief unſrer gnädigen Königin; legt mich Sr. Königl. Hoheit zu Füßen und verſichert Dieſelben in Unterthänigkeit, daß, wenn mein posse meinem velle entſpräche, ſo würde ich mich mit heißem Eifer einfinden, wo und wann Ihrer Majeſtät und Dero Dienſt meine Anweſenheit erfordern könnte. — Mit meiner Geſundheit iſt es gegenwärtig ſehr ſchwach beſtellt und ich ſoll noch drei Wochen hindurch Arznei nehmen, wir wollen ſehn, was dieſe wirkt.«

Ich möchte wünſchen, mein beſter Herr, daß ich nur hiervon an Euch zu ſchreiben hätte, aber nachdem die Weiſe, wie die Macht der Königin beſchränkt worden, veröffentlicht worden iſt, kann ich nicht unterlaſſen, Euch mit Bedauern zu ſagen, daß das Anſehn, welches ſich J. Majeſtät erwarb, als ſie die Krone ſich aufſetzte, bei allen Höfen Europas bedeutend geſunken iſt. Man vergleicht ganz offen das ſchwediſche Königthum mit der Würde eines Dogen, der nichts zu ſagen hat, und folglich glaubt man keine beſondre Rückſicht auf ihre geheiligte Perſon nehmen zu brauchen. Es geht ſo weit, daß

ein engliſcher Edelmann geäußert haben ſoll, ein Privatmann, wie er wäre, möchte er doch nicht König von Schweden ſein und aus den Händen ſeiner Unterthanen Rathsherrn von deren Schnitt annehmen. In der That, beleidigend iſt es, Alles das zu hören, was darüber geſagt und geſchrieben wird. Die Reichsſtände haben vermuthlich in guter Abſicht aus Vorſorge für ihre Freiheit gehandelt. Ich würde gewünſcht haben, daß ſie auch demjenigen einige Rückſicht geſchenkt hätten, was der Majeſtät anderen Mächten gegenüber Reſpekt giebt und der weſentlichſte Punkt für Unterthanen iſt. Höchlich beſorge ich, wir werden bald gewahr werden, daß unſere Feinde davon Nutzen ziehn, indem ſie das Volk zum Aeußerſten bringen. Schon fängt man an, daran zu denken, wie man den Handel und die Schifffahrt nach Schweden verbieten und hindern ſoll, indem man auf dieſe Weiſe die Stände zwingen zu können hofft, auf geringere Bedingungen hin Frieden zu ſchließen. — Auch die Hochachtung, die man anfangs für Se. Königl. Hoheit hegte, iſt bedeutend geſunken, nachdem ſeine Macht ſo enge Begrenzung erfahren hat, was darauf ſchließen läßt, daß ſie nicht mehr ſo viel zu fürchten haben, als wenn ſie ihm mehr Macht gelaſſen hätten. — Denke ich an die ſchlimmen Folgen, ſo verdoppeln ſich die Krämpfe, von denen ich geplagt bin. — Ich verbleibe mit Hochachtung und Ergebenheit

des Herrn

gehorſamer Diener

Moritz Wellingk.“

Der Prinz (lächelnd): „Da ſieht man's! . . . Ja, ja! . . . Aus der Entfernung beurtheilt man die Dinge beſſer, als hier in der Heimath . . . Dieſer Brief hier iſt Geld werth. Ich möchte wohl ſehn, ob der mächtige Reichsrath Horn Farbe hält, wenn er ihn zu hören bekommt. Leihe Er mir doch Graf Wellingk's Brief auf ein paar Tage, ſo ſoll ihn Graf Horn in meiner Gegenwart leſen.“

Sandberg (ſich verneigend): „Sehr gern, wenn es Ew. Hoheit Vergnügen machen kann.“

Ueberreicht den Brief an Friedrich

Der Prinz: „Grüße Er inzwiſchen Graf Wellingk, wenn er an ihn ſchreibt, recht vielmals und herzlich von mir und der Königin. Er kann auf meine Freundſchaft zählen, wie wir auf die ſeinige zählen. Sage Er ihm das.“

Sandberg: „Ich werde nicht ermangeln, einem Befehle zu gehorchen, der Sr. Excellenz, meinem beſondern Gönner, unfehlbar das größte Vergnügen bereiten wird.

Sechster Auftritt.

(Ein Zimmer bei dem Reichsrath Teſſin.)

Teſſin: „Wie geht es Dir, Schwager? Du biſt jetzt ein ſeltener Gaſt in unſerm Hauſe.“

Hjärne: „Danke unterthänigſt für gütige Nachfrage: ſchwach, wie Ew. Excellenz ſich vorſtellen können,

wenn man wie ich ſeine 78 Jahr auf dem Nacken, und ſo ziemlich ſein ganzes Leben hindurch ſich abgequält hat.“

Die Gräfin: Sie ſehn aber noch aus, wie ein wohl conſervirter Mann von funfzig Jahren.“

Hjärne: „Danke pflichtſchuldigſt für ein ſo ſchmeichelhaftes Zeugniß der Ehegemahlin meines hochvornehmen Schwagers; von meiner eigenen Frau würde das Atteſt ſicherlich ganz anders lauten. Auch gedenke ich mich jetzt aus dem Treiben der Welt zurückzuziehn und den Reſt meiner Tage in Ruhe zu verleben.“

Teſſin: „In dieſem wie faſt in allem Andern biſt und bleibſt Du mir ein Räthſel. Unter der Alleinherrſchaft, die Du verabſcheuteſt, über die Du laut ausſprachſt, was wir Alle im Stillen dachten, warſt Du unermüdlich thätig und oft vielleicht freimüthiger in Deinen Reden, als ſchicklich und nützlich ſchien; und kaum ſehn wir nun einen Schimmer der wirklichen Freiheit, für die Du immer geeifert haſt, ſo willſt Du das Feld räumen und biſt ſogar in Deinen Aeußerungen behutſamer, als damals, wo Gefahr mit der Freimüthigkeit verbunden war.“

Hjärne (ſpöttiſch): „Eben darin liegt die Sache. Gegenwärtig bedarf es keines Reizmittels mehr, um der Freiheit Gehör zu verſchaffen. Sie zählt jetzt überall und unter Allen — wenigſtens den Worten nach — Anhänger.“

Teſſin: „So war Deine Freiheitsliebe nur Widerſpruchsgeiſt.“

Hjärne (lebhaft): „Ew. Excellenz ſcherzen natürlich. Denn am wenigſten Ew. Excellenz, die mich ſeit

den Tagen unſrer Jugend kannten, können mich einer ſolchen Erbärmlichkeit fähig halten. Da wir aber jetzt auf das Kapitel von der Freiheit gekommen ſind und um zu zeigen, daß ich meines hohen Alters ungeachtet im Grunde derſelbe bin, will ich offen geſtehn, eine Regentenmacht, unter der Form eines Reichsvorſtands, wäre mehr nach meinem Geſchmack geweſen, als dies allergnädigſte Königinregiment, und nachdem man mit der Abſchaffung der Alleinherrſchaft A geſagt hat, wär's am zweckdienlichſten geweſen, mit dem Königthum B zu ſagen, das immerhin der Alleinherrſchaft hätte Geſellſchaft leiſten können.«

Teſſin: »Du erſchreckſt mich, Schwager. Wenn ſolche Anſichten allgemein ſind, haben wir wenig oder nichts mit unſrer Staatsumwälzung gewonnen. So weit, wie Du, Schwager, gehe ich in meinen Anſprüchen nicht, aber innerhalb der Grenzen, welche die neue Regierungsform der höchſten Macht ſteckt, werde ich mit Anſtrengung meiner letzten Kräfte die Rechte des ſchwediſchen Volks verfechten.«

Hjärne (mit ſpöttiſchem Lächeln): »Wenn meine Denkungsart erſchreckt, ſo thue ich wohl, mich zu entfernen, damit ich nicht diejenigen, welche ich ſonſt zu heilen verpflichtet bin, in Angſt und Furcht verſetze. Ew. hochgräfliche Excellenz und Dero hohe Gemahlin wolle daher dieſen Beſuch als eine Abſchiedsviſite betrachten, denn morgen gedenke ich um gnädige Entlaſſung aus meinen bisherigen Aemtern zu bitten.«

Teſſin: »Iſt dies wirklich Dein Vorſatz, Schwager, ſo berechtigen Dich Deine Jahre und lange Thä-

tigkeit zur Ruhe, ich hoffe es ſo veranſtalten zu können, daß in dem Abſchiede Deinen großen Verdienſten die gebührende Gerechtigkeit gezollt wird, und daß Du mit einem letzten Gnadenbeweiſe der Obrigkeit beehrt wirſt. Im übrigen aber ſetze ich voraus, Du wirſt Dich nicht ſo völlig der Welt entziehn, daß nicht wenigſtens Deine Angehörigen und alten Freunde auch ferner auf Deinen Umgang und Rath zählen dürften.«

Hjärne: »Wenn ſie verlangt und geſtattet werden, ſo ſtehn ſie künftighin wie bisher Ew. Excellenz und Dero hohem Hauſe zu Dienſten, ich bitte, daß darüber kein Zweifel obwalte. Möge indeß Frieden, Geſundheit und Zufriedenheit ſtets ſeinen Wohnſitz unter dieſem Dache aufſchlagen, und mögen Ew. Excellenz nie Anlaß haben, meine Prophezeihung wegen der Gefährlichkeit der Launen eines Königs oder einer Königin zu bewahrheiten. Und hiermit empfehle ich mich fortdauernder Gunſt und Freundſchaft.«

Teſſin umarmt Hjärne. Dieſer küßt der Gräfin die Hand und entfernt ſich.

Teſſin's Blicke folgen Hjärne, bis er die Thür hinter ſich geſchloſſen hat. »Ein Ehrenmann, felſenfeſt, von ausgezeichneten Verdienſten, aber eigenſinnig, halsſtarrig, bitter und gern ein Unglücksprophet.«

Siebenter Auftritt.

(Das Arbeitszimmer des Reichsraths Horn.)

In tiefes Nachdenken verſunken geht der Kanzleipräſident, einen erbrochenen Brief in der Hand, auf und ab im Zimmer. Sein Secretair ſitzt am Schreibtiſch mit eingetauchter Feder und erwartend, was Graf Horn dictiren werde.

Horn (im Geſpräch mit ſich ſelbſt): „Wellingk alſo hält feſt an der Alleinherrſchaft und ihren Grundſätzen: deutlich zeigt ſich das in dieſem ſeinen Briefe an ſeine Creatur, Sandberg. Der Brief iſt mit der Abſicht geſchrieben, daß ihn der Prinz, der Gemahl Ihrer Majeſtät, leſe, und der Prinz wieder hat ihn ohne allen Zweifel mir mitgetheilt, um die Wiedereinführung der unbeſchränkten Macht auf die Bahn zu bringen. Dieſe Luſt muß man ihm benehmen! . . Und was Wellingk betrifft, ſo werde ich ſeiner gedenken. Kann ich ihm jetzt nicht zu nah kommen, ſo bietet ſich künftig die Gelegenheit. Er ſoll ſeinem Gericht nicht entgehn, ſobald ſich die Freiheit hier im Lande befeſtigt hat, ſo wahr ich Arved Horn heiße. . . . Einſtweilen muß er zu wiſſen bekommen, daß ſeine Fuchsſchwänzerei den wahren Vaterlandsfreunden bekannt iſt und von ihnen nach Gebühr geſchätzt wird. In ihrem Namen werde ich eine Antwort an ihn erlaſſen, die ihn zugleich erröthen und zittern machen ſoll. Das ſoll der Anfang ſeiner Strafe, der Vorſchmack ſein von dem Becher der Rache, den er

einſt bis zum letzten Tropfen leeren ſoll. . . . . (Laut zum Secretair): Schreibt jetzt, was ich Euch dictire.«

Der Secretair: »Augenblicklich, Ew. Excellenz!«

Horn dictirt, der Secretair ſchreibt:

»Gnädiger Herr!

Bis jetzt hatten wir großen Antheil an den Krämpfen genommen, von denen Ew. Excellenz ſeit einiger Zeit geplagt werden; nachdem wir aber durch Dero Brief vom 4. Mai die Urſache deſſelben erfahren haben, ſind wir nicht nur nicht gewillt, ſie zu beklagen, ſondern, wenn wir es eingeſtehn ſollen, wünſchen wir lebhaft ihre Fortdauer. Ew. Excellenz belieben zu entſchuldigen, wenn wir, nachdem wir Ihre albernen politiſchen Schlußfolgerungen über Schwedens gegenwärtigen Zuſtand geleſen haben, etwas frei unſre Gedanken darüber ausſprechen. Die Rede des engliſchen Edelmanns, deren der Brief erwähnt, finden wir unverſchämt, und das Geſchwätz andrer Narren, die Dinge beurtheilen, welche ihr Faſſungsvermögen überſteigen, oder die ihnen entweder gar nicht oder nur oberflächlich bekannt ſind, das, geſtehn wir, finden wir weniger anſtößig und verzeihlicher als Alles, was Ew. Excellenz über den Gegenſtand mit der augenſcheinlichen Abſicht ſagen, ſich bei der Königin und Sr. Hoheit einzuſchmeicheln, welche ſich aber dadurch nicht verblenden laſſen werden. Und in der That, giebt es wohl etwas Unwürdigeres und Anſtößigeres, als wenn ein alter Rathsherr, der ſich immer beſtrebt hat, für einen großen Staatsmann und Miniſter zu gelten, behaupten will, eine Fürſtin wäre deshalb, weil ſie einer unbeſchränkten und despotiſchen Macht

entſagt, bei andern Mächten minder geachtet, minder geehrt? ein Volk, das, Mißbräuche abſchaffend, die ſich in ſeine Regierung eingeſchlichen, alte Beſtimmungen und Grundſätze wieder herſtellt, durch die es früher glücklich, blühend und gefürchtet war, gebe dadurch ſeinen Feinden ein Uebergewicht und ſtelle ſich deren Beſchimpfungen bloß? Von den böſen Abſichten, die Ew. Excellenz erfüllen mögen, abgeſehn, können Sie weder deſſen unkundig ſein noch es beſtreiten, daß Schweden unter der Regierung Guſtavs des Großen hundertmal glücklicher und wenigſtens eben ſo geachtet bei ſeinen Nachbarn war, als unter der Herrſchaft Carls XI. und Carls XII. Wenn ſich dies ſo verhält, ſo vermögen wir nicht einzuſehn, weſſen es ſich dadurch ausſetzt, daß es ſeine alte Regierungsform wieder annimmt, von der man ſich nur in einem einzigen Punkte, bei der Wahl der Rathsherrn, entfernt hat; und wäre Ew. Excellenz von einem Andern als dem General Rauck über die Heimlichkeiten des Reichstags unterrichtet, ſo würden Sie ohne Zweifel wiſſen, daß jene Abweichung grade von der Partei herrührte, an welche Sie ſich anzuſchließen ſcheinen, keineswegs aber von derjenigen, welche Sie beſchuldigen. Doch, ohne hierbei auf Einzelnheiten einzugehn, freut man ſich unendlich, zu ſehn, wie es Ew. Excellenz alſo behagt hat, in dem obigen Briefe die Maske abzuwerfen und eine Aufrichtigkeit zu zeigen, wie man ſie bis jetzt noch nie in Ihrem Benehmen wahrnahm. Man findet, daß Eigennutz und Gefallſüchtigkeit den Eifer unterdrückt, welchen Sie Ihrem Vaterlande ſchuldig ſind, und Sie hat vergeſſen laſſen, daß Sie die Ehre haben, ein Schwede zu ſein.

Auch können wir Ew. Excellenz versichern, das Volk wird seinen Unwillen nicht darauf beschränken, Ihnen den begangenen Fehltritt auf dem Papiere vorzuhalten, und Sie werden das nach einigen Monaten schon merken. Einstweilen, und damit Ew. Excellenz wissen mögen, was den Ausländern in Beziehung auf den Erbprinzen von Hessen zu antworten ist, dessen Macht man für so beschränkt ansieht, daß man von ihm nichts zu befürchten habe: so erfahren Sie, daß Se. Königliche Hoheit sich bei Gelegenheit unsern Feinden als Generalissimus gefürchtet machen wird und daß seine Freunde ihn in dieser Eigenschaft jederzeit lieben werden.

Wir verbleiben

gnädiger Herr!

wahre Schweden und eifrige Vaterlandsfreunde.“

. . . . „Punktum. Streut Sand darauf, macht einen Umschlag darum und versiegelt es mit einem der Münzzeichen, die dort liegen. Sodann macht die Aufschrift an Se. Excellenz den Grafen Wellingk mit dem vollständigen Titel. Verrathet Ihr je, gegen wen es auch sein möge, daß ich diesen Brief Euch dictirt habe, so ist es ein für alle Mal und unwiderruflich zwischen uns aus . . . Versteht Ihr mich?“

Der Secretair: „Vollkommen. Ew. Excellenz können sich auf meine Verschwiegenheit wie auf die des Grabes verlassen.“

Horn: „Gut. Ich glaube Euch. Es ist eben so Eure Pflicht, wie Euer Interesse.“

Letzter Auftritt.

(Derſelbe Ort.)

Der Oberſtatthalter im Geſpräch mit dem Kanzleipräſidenten.

Taube: „Die durch Pflicht und Umſtände gebotene Strenge in der Bewachung mit derjenigen ſchonenden Behandlung zu vereinigen, welche Staatsgründe und die Würde der Regierung erheiſchen, iſt in Wahrheit keine leicht zu löſende Aufgabe, und ich würde kaum durch dieſe Schwierigkeiten mich hindurchwinden können, wenn ich mir nicht im Voraus Ew. Excellenz reifen und erleuchteten Rath erbitten dürfte.“

Horn: „Sehr verbunden, Baron, für Ihr Vertrauen! ich werde demſelben nach beſten Kräften und Gewiſſen zu entſprechen ſuchen.“

Taube: „Aus ſeinem ganzen Benehmen geht klar hervor, ſowohl daß er von Anfang an die Verderblichkeit ſeiner Handlungen eingeſehn, als auch daß er geahnt hat, es werde einſt ein Gericht mit ihm angeſtellt werden. Z. B. habe ich von ſicherer Hand, daß er ſich vor einigen Monaten in der Mohrenapotheke ein ſchnell tödtendes Gift bereiten ließ, und daß er dies ſeitdem ſtets bei ſich getragen hat.“

Horn (heftig): „Man muß es ihm ohne Verzug wegnehmen.“

Taube: „Das war auch meine Meinung; ich wünſchte nur zuvörderſt zu hören, was Ew. Excellenz als das Rechte betrachteten.“

Horn (erkünſtelt): „Ich bin nur ein Mitglied des Senats, habe nur eine Stimme darin; dem Senat müßt Ihr, Herr Oberſtatthalter, die Sache vortragen und von ihm Vorſchriften verlangen.“

Taube (fein): „Sie ſtimmen ſicher mit dem überein, was Ew. Excellenz mir im Voraus mittheilen möchten . . . Auf eigne Verantwortung habe ich Görz auf ſein Begehren nach dem Gefängniſſe im Stadthauſe, wo er gegenwärtig verwahrt wird, Thee und Kaffee und 30 Stück weiße Wachslichter aus ſeiner Wohnung geſchickt.“

Horn (bitter lächelnd): „Welch eitler Narr! Gitter vor den Fenſtern und Wachslichter auf dem Tiſche! . . . Nun, bald ſteht ihm ein Dunkel bevor, das auch der Sonne Strahl nicht durchdringen ſoll.“

Taube: „Auch iſt er mit dem Eſſen, das er vom Kellermeiſter Standert bekommt, unzufrieden, und verlangt ſeinen eigenen Koch, der ſeinen Geſchmack kenne...

Horn (einfallend): „Eine Unverſchämtheit ohne Gleichen! . . . vielleicht auch eine Liſt, um durch den Koch zu erreichen, was mit dem Apotheker vielleicht mißglückte. . . . Nehmt für abgemacht an, Baron, Görz muß ſich mit der Koſt von dem Kellermeiſter begnügen. Will dies der Patron als ein Leiden anſehn, ſo kann er ſich damit tröſten, daß es nicht lange dauern wird.“

Taube: „Ew. Excellenz danke ich ehrerbietig für dieſe Mittheilungen, ich werde in Uebereinſtimmung damit die unterthänigen Meldungen bei Ihrer Majeſtät und dem Senat unverzüglich machen.“

Horn (freundlich, indem er beim Abſchied dem

Oberſtatthalter die Hand drückt): „Wir alle im Senat hoffen, Euch, Herr Baron, recht bald als unſern Amtsbruder begrüßen zu können.“

Taube: „Das dürfte jetzt allein von den Reichsſtänden abhängen .... ſie wiſſen Ew. Excellenz Urtheil zu ſchätzen.“

Drittes Kapitel.

Nie ging wohl öffentlichen Feierlichkeiten eine feierlichere Stimmung voraus als dem Zusammentritt der Reichsstände bei der Eröffnung des Reichstages am 20. Januar 1719. „Bekannt dafür, vor, unter und nach der Alleinherrschaft gelebt zu haben,“ wie die Unterschrift unter einem auf dem Ritterhause aufbewahrten Bildnisse des neunzigjährigen Gyllencreutz lautet, trat dieser Nestor des schwedischen Adels, der die Folgen der unbeschränkten Königsmacht vorausgesehn und vorausgesagt hatte, in den Versammlungssaal der Stände mit den Worten Simeons: „Herr! nun lasse Deinen Diener in Frieden fahren.“

Mit ruhiger Würde und Ehrfurcht gebietendem Nachdruck sprach sich der gemeinsame Grundgedanke aus: die Abhängigkeit der Regierungsmacht vom Volke. Alles was von Carl's XII. Tode ab bis zur Eröffnung des Reichstages Ulrica allein und aus eigner Machtvollkommenheit gethan, wurde als ungeschehn betrachtet und unachtet gelassen. Sie selbst ward durch den Handbrief an die Stände, dessen Inhalt der Leser bereits kennt, zu

erklären genöthigt, daß ſie kein Erbrecht auf den Thron habe, und von der unbeſchränkten Macht abſtehe. Bevor die Reichsſtände ihr den Zepter verliehen hatten, traute ſich keiner der von ihr ernannten Rathsherrn ſein Amt auszuüben. Ja, als ſich Ritterſchaft und Adel am 22. Januar zum erſtenmal im Ritterhausſaale verſammelte, trat der Landeshauptmann von Upland Freiherr Peter Ribbing auf und erklärte, daß Ihre Königl. Hoheit, die Prinzeſſin Ulrica Eleonora geruht habe, ihn zum Landmarſchall zu ernennen, daß er aber dies Amt nicht anders habe antreten wollen, als wenn ihn Ritterſchaft und Adel darin beſtätigen wollten, was ſogleich einſtimmig und mit vielem Beifall geſchah.

Am folgenden Tage ſchickte der Adel drei ſeiner Mitglieder an den Senat, um Ihre Excellenzen die Reichsräthe zu erſuchen, zur Berathung in das Ritterhaus zu kommen. Der alte Senat beſtand damals aus 11 Perſonen. Nur vier davon: die Grafen Carl und Nils Gyllenſtjerna, Wellingk und Teſſin fehlten bei dem Beſuche im Ritterhauſe; die übrigen ſieben: die Grafen Rehnſkjöld, Stromberg, Horn, Spens, Crontjelm, Meyerfelt und Mörner fanden ſich zugleich mit dreien von denen, welche Ulrica Eleonora, noch ehe ſie von den Ständen als Königin anerkannt worden war, in den Senat berufen hatte, nehmlich den Freiherrn Dücker, Taube und Banér ein. Das Wort im Namen des Senats führte Horn, welcher die beſondere Freude der Reichsräthe über die Ehre ausſprach, welche Ritterſchaft und Adel, ihre hochgeehrten Mitbrüder, ihnen durch die Aufforderung zur

Theilnahme an der Berathung erwieſen hätten, und zugleich erklärte, wie ſie zu dieſer Theilnahme um ſo mehr bereit wären, als ſie ſich als einen Stand mit dem Adel betrachteten.

Tiefes Schweigen herrſchte, als hierauf die Verhandlungen verleſen wurden, in Folge deren die Frage entſchieden werden ſollte: ob die Thronfolge de jure aufgehört habe? oder ob noch ein Erbrecht an die ſchwediſche Krone vorhanden ſei? Ein deutliches Nein auf die letzte Frage brach endlich das Schweigen, und das einhellige Ja, womit die erſtere beantwortet wurde, bildete eine gemeinſchaftliche Larve für zerſplitterte und gegen einander höchſt feindlich geſinnte Parteien: die der Generale, welche wußten und darauf rechneten, daß Ulrica Eleonora nach dem Throne ſtrebe, nur um ihrem Gemahl den Weg zu bahnen; die der Anhänger des jungen Herzogs von Holſtein, welche einſahn, daß er unwiderruflich und ein für alle Mal aus dem Felde geſchlagen ſei, wenn er mit ſeiner Unerfahrenheit, ſeinem Wankelmuth in der entſcheidenden Stunde, wo ſein Oheim endete, ſeiner Abneigung, der Alleinherrſchaft zu entſagen, jetzt wo ſich die allgemeine Stimmung ſo entſchieden gegen dieſe erklärte, zur Abſtimmung geſtellt würde; die Partei endlich derjenigen, deren innerſter politiſcher Wunſch eine für jetzt und ſo lange ihre Widerſacher unter den Waffen und auf der Hut waren, unmöglich durchzuführende Reichsvorſtandſchaft war. Für alle dieſe Parteien war einſtweilen Ulrica Eleonora ein willkommener Ausweg. Für ſie entſchied ſich denn auch der Adel, wie es hieß nach Berathung, eigentlich aber nur nach Anhö-

rung der Verhandlungen über die Thronerledigung. Nur eine einzige Stimme, die des Freiherrn Johann Banér wagte, behutſam im Intereſſe des Herzogs laut zu werden, und anheimzuſtellen, ob nicht, wie das bei der Erwählung der Königin Chriſtina der Fall geweſen, auch jetzt eine Succeſſions-Ordnung zu beſtimmen ſein möchte; man erwiederte aber, es gehöre das für jetzt nicht zur Sache.

Kaum hatte der Adel ſeine Erklärung über die Beſetzung des Throns abgegeben, ſo wurde der Ritterhausſecretair an die drei andern Reichsſtände mit dem Erſuchen geſandt, ſich im Ritterhauſe zu einem gemeinſamen Beſchluſſe einzufinden. Alſo geſchah es denn auch. Die Prieſter, die Bürger und Bauern erſchienen und nahmen die eine Seite des Saals ein, worauf der Landmarſchall berichtete, was im Adelſtande über die wichtige Angelegenheit verhandelt worden ſei, wegen deren man jetzt mit den Mitſtänden zu berathen wünſche.

Im Namen der Prieſterſchaft antwortete der Erzbiſchof Steuchius, daß man bereits über die Frage Rath gepflogen habe und zu demſelben Beſchluſſe wie der Adel gelangt ſei.

Der Juſtizbürgermeiſter Hylthén gab im Namen des Bürgerſtandes eine längere zu gleichem Reſultat führende Erklärung ab, in der er unter Anderm anführte: daß die Souveränität Gott allein zukäme.«

Der Sprecher der Bauern, Hans Staffanſſon aus Bro Härad in Upland, ſagte, daß auch ſein Stand dem Beſchluſſe der übrigen drei Stände beitrete.

Hierauf ließ der Landmarſchall das Schreiben Ul-

rica Eleonora's an die Stände verleſen, in dem ſie erklärte, daß ſie ein Erbrecht an die Krone nicht beſitze und der Alleinherrſchaft entſage.

Laut hallte der Ruf: »Vivat! vivat!« im Saale des Ritterhauſes wieder — und Ulrica Eleonora war Schwedens regierende Königin . . . das heißt regierende Königin unter dem Beirath des Raths.

Hierauf dankte der Landmarſchall, zuerſt den Reichsräthen für ihren den Ständen ertheilten Rath, ſodann den Ständen dafür, daß ſie dieſe Angelegenheit in ſo guter Einigkeit erledigt.

Graf Horn ſprach im Namen des Senats den Gegendank aus. Der Senat ſei mit Genugthuung Zeuge davon geweſen, wie wohl und glücklich die Stände eine ſo wichtige Sache beendigt. Gott wolle die Regierung Ihrer Maſeſtät ſegnen, ihr langes Leben und alles erdenkliche Glück vergönnen.

Vom Ritterhauſe begaben ſich die Reichsräthe nach dem Königshauſe zur Königin, um ihr Bericht zu erſtatten und Glück zu wünſchen.

Später am Tage geſchah dies auch im Namen der Stände durch die Sprecher derſelben, welche bei der Königin die wohlwollendſte Aufnahme fanden und zum Handkuß verſtattet wurden.

Als am folgenden Tage die Bedingungen für die Erhebung Ulrica Eleonora's auf den Thron ſchriftlich aufgeſetzt werden ſollte, brach in einer andern Richtung ein Sturm im Ritterhauſe aus. Der Adel war bisher bei den Abſtimmungen in drei Klaſſen getheilt. Die erſte war die der Grafen und Freiherrn, die zweite

die der Ritter — deren Vorväter Reichsräthe gewesen waren; die dritte, die der Edelleute, bestand aus den übrigen Mitgliedern des Ritterhauses. Die Abstimmung geschah klassenweise, so daß, was zwei Klassen beschlossen hatten, für die dritte maßgebend wurde. Meist war, da die zwei andern Klassen zusammenhielten, die zahlreiche Klasse der Edelleute die unterliegende; ein um so mehr in die Augen springendes Mißverhältniß, als die Ritterklasse nur aus 10—12 Geschlechtern bestand. Jetzt nun traten Viele von der dritten Klasse auf und suchten die Ungereimtheit der bisher gebräuchlichen Abstimmung nach Klassen darzulegen, bei welcher die erste und zweite Klasse, die zusammen nur ungefähr 200 Geschlechter repräsentirte, die 1500 Geschlechter der dritten Klasse überstimmen konnten. Sie verlangten deshalb, die Klassentheilung solle aufgehoben werden, und der gesammte Ritterstand als ungetheilter Körper nach Köpfen stimmen.

Auf beiden Seiten verfocht man die Sache mit großer Heftigkeit. Unter den Streitern der beiden ersten Klassen zeichnete sich Graf Fersen aus, die eifrigsten Vertheidiger der dritten Klasse waren die Herrn Stjerncrona und Stjernew. Es kam so weit, daß die dritte Klasse damit drohte, ein Haus für sich zu bilden und einen eigenen Landmarschall für sich zu wählen, wenn die andern beiden Klassen ihre unbilligen Ansprüche nicht aufgäben.

Zwar versuchte der Landmarschall (Ribbing) eine Vermittlung zwischen den streitenden Parteien, indem er vorschlug, die an Zahl geringe zweite Klasse mit Generalen, Landeshauptleuten und den sogenannten Ver-

trauensmännern oder auch den vornehmsten und ältesten Geschlechtern in der dritten Klasse bis zu einer beliebigen Anzahl zu verstärken; allein dieser Vorschlag wurde mit großer Heftigkeit verworfen. Endlich mußten sich die betitelte und die Ritterklasse fügen und die Klassentheilung des Ritterhauses wurde aufgehoben.

Formelle Hindernisse standen nun dem gleichmäßigen Gange der Reichstagsgeschäfte nicht mehr im Wege, man müßte denn zu jenen den Holzmangel rechnen, den besonders der Priesterstand sehr übel empfand, welcher es in seinem ungeheizten Versammlungslokal kaum vor Kälte aushalten konnte. Diesem Uebelstande wurde jedoch durch die Fürsorge des Oberstatthalters bald abgeholfen und so hatten die Berathungen ihren ungehinderten Fortgang.

Die weitläuftigsten und schwierigsten Debatten betrafen die Finanzen und die Abschaffung der Münzzeichen. Carl XII. und Görtz — in denen die Anhänger der Alleinherrschaft die erhabensten Gegenstände ihrer Bewunderung erblickten — hatte Schweden für diese reich fließende Quelle der allgemeinen Sorge und des Unglücks der Einzelnen zu danken. Aber eben so bitter, wie jene Frucht unbeschränkter Königsmacht für die Mitwelt war, eben so trocken und herbe muß sie der Nachwelt vorkommen. Der Leser wird daher in diesen Skizzen eine nähere Bekanntschaft mit einem Gegenstande von solcher Art zu machen weder erwarten noch wünschen. Wir gehen statt auf ihn auf Bilder lebendigerer Färbung über.

Von ganz anderem und allgemeinerem Interesse war die Untersuchung gegen Görtz — dem Urheber und

Werkzeuge all des Böſen, das unter den letzten Athemzügen der Alleinherrſchaft das Land und das Volk bedrückte. Im nächſten Kapitel wollen wir verſuchen, kurz zuſammengefaßt eine Ueberſicht der weſentlichſten Verhandlungen zu geben, welche über ihn im Senat und vor dem für die Unterſuchung und die Fällung des Urtheils eingeſetzten außerordentlichen Gerichtshofe Statt fanden.

Viertes Kapitel.

Am 11. Dezember 1718 begann der Senat seine Berathungen über die gegen Görtz zu ergreifenden Maaßregeln, und insbesondere Tessin äußerte die Ansicht, den Prozeß so kurz als möglich zu machen, da zu besorgen stehe, daß der Czar, wenn er höre, daß Görtz lebe, seine Auslieferung verlangen, und im Falle der Verweigerung drohen werde, allen schwedischen Gefangenen den Kopf abschlagen zu lassen. Um deshalb sei es, wie man namentlich bei dem Prozesse gegen den Grafen Bjelke erfahren, nicht rathsam, Görtz vor das Hofgericht zu stellen. Man möge vielmehr eine besondere Commission ernennen.

Dieser Vorschlag, dem auch Graf Horn und die übrigen Senatoren beistimmten, fand die Genehmigung der Königin, eben so wie die vorgeschlagene Zusammensetzung der Commission, zu der unter Anderen auch Mitglieder des Bürger- und Priesterstandes und einige Offiziere zugezogen werden sollten. Die Commission bestand demnach aus folgenden Personen: Vorsitzender,

Landeshauptmann Peter Ribbing; Mitglieder, Generalmajor Cronſtedt, Oberſt Sten Arvidſon, Procurator Stjernkrona, Kanzleirath Brauner, Landrichter Gyllencreutz, Kammerrath Danckwarth, Landrichter Baron Conrad Ribbing, Bergrath Cederſtedt, Aſſeſſor Plaan, Profeſſor Dr. Molin, Pfarrer Aurivillius, Bürgermeiſter Hyltheén, Aſſeſſor Cameen und Rathmann Leyel. Das Amt des öffentlichen Anklägers wurde dem Landrichter Fehmann übertragen.

Die Anklage gegen Görtz wurde von Fehmann in vier Hauptpunkte zuſammengefaßt, von welchen jedoch der erſte nur erläuterungsweiſe angeführt, nicht zum Gegenſtande der Unterſuchung gemacht werden ſollte.

1. Görtz ſei ſchon, bevor er in Carls XII. Dienſte getreten, übel gegen Schweden geſinnt geweſen.

2. Görtz habe das ohnehin ſchon geringe Vertrauen Carls XII. zu ſeinen Unterthanen völlig ausrotten wollen; indem er dieſe ſowohl im Allgemeinen, wie auch insbeſondere die Collegien, den Oberſtatthalter und die Landeshauptleute, die Magiſtrate und andere Beamte und Handeltreibende verleumdet habe.

3. Görtz habe ſtaatsverderbliche Rathſchläge ertheilt und ins Werk geſetzt, als: die ſtändiſchen Obligationen und die Münzzeichen; die Aufkündigung der Carolinen und der Kupfermünzen; die Einrichtung der neuen Münze mit einem Antheil an ihrem Gewinn; die Einziehung der Pfandgüter; die Verwandlung der Bankzettel in Actien; die Aufhebung der Wagezettel und den Aufkauf von allem Eiſen für Rechnung des Königs; die

Brau- und Brennerei-Verordnung, wonach jedermann in den Schenken ſeinen Bedarf an Branntwein und Bier kaufen müſſen; die Verordnung über die Errichtung von Bäckereien in Stockholm, ſo daß das Getreide in ein gemeinſames Magazin kam und in Portionen an die Einwohner vertheilt wurde; die Abgabe von 7 Pfennigen von allem baaren Vermögen; die Poſtverfaſſung und die Einlegung übermäßiger Beſatzung in Finnland, Eſthland und Liefland.

4. Görtz habe den König in der Fortſetzung des Krieges beſtärkt, ſeine Ruhmſucht genährt und den Friedensſchluß mit Rußland ſo einzurichten verſprochen, daß der König, ſo bald es ihm beliebte, einen neuen Krieg anfangen könnte; durch ſeine ſ. g. Grundſätze habe er der Leidenſchaft des Königs für den Krieg geſchmeichelt, durch prahleriſche Berichte über ſeine vermeintlichen großen Verdienſte dem Könige eingebildet, daß Alles im Lande wohl ſtehe; endlich den König zu verleiten geſucht, gegen Dänemark aufs Neue Krieg anzufangen.

Jeder dieſer Anklagepunkte wurde durch eine Menge von Dokumenten belegt.

Der außerordentliche Gerichtshof, — die „königliche Commiſſion“ — oder wie er eigentlich genannt werden ſollte, eine aus allen Klaſſen der ſchwediſchen Geſellſchaft gebildete Jury, trat am 7. Januar 1719 zuſammen.

Am 16. Januar ward Görtz zum erſten Mal vor die Commiſſion geführt. Seine Haltung war freimüthig und vornehm, was er antwortete, klar und fein. Seine Geiſtesgegenwart verließ ihn nie, ſeine ſtudirte und erkünſtelte Kälte artete zuweilen in Trotz und Hohn

aus. Er verlor während der Unterſuchung eben ſo wenig den Kopf, als er ſeine perſönliche Würde aus den Augen ſetzte.

Wir nehmen die dramatiſche Form wieder auf, welche ſich am beſten dazu eignet, eine Ueberſicht der im Folgenden mit hiſtoriſcher Treue wiedergegebenen Verhandlungen zu geben.

Erſter Auftritt.

Der Sitzungsſaal der Commiſſion. Die Mitglieder ſitzen um einen langen, mit rothem Tuch bedeckten Tiſche, an deſſen oberſten Ende Ribbing als Vorſitzender ſeinen Platz in einem Lehnſtuhle hat. Ihm zur Rechten ſteht der Ankläger Landrichter Fehmann. Der Secretair Iſerhjelm, an einem kleinen Tiſche ſitzend, führt das Protokoll.

Baron Görtz wird unter Bewachung hereingeführt und bleibt zur linken Seite des Vorſitzenden ſtehn. Mit vornehmem Lächeln begrüßt er die Commiſſion. Dieſe betrachtet ihn ernſt und durchdringend, ohne ſeinen Gruß zu erwidern.

Ribbing: „Ihre Königliche Majeſtät unſre allergnädigſte Königin hat dieſe Commiſſion zu ernennen geruht, um Ihre verderblichen Handlungen, Baron Görtz, und Ihre Vergehen gegen das ſchwediſche Reich zu unterſuchen und darüber zu urtheilen.“

Görtz: „Ich glaubte, hierher gerufen zu ſein, um, wie ich mit Vergnügen bereit geweſen wäre, der Königl.

Commission Aufklärungen und Mittheilungen über Befehle Sr. hochseligen Königl. Majestät in dieser und jener Beziehung zu geben. Mit Erstaunen gewahre ich, daß es auf meine eigne Person abgesehen ist, und der Ankläger die Absicht hat, mich für den guten Willen, den ich während meiner Verwaltung und in der Ausführung der mir von Sr. Majestät ertheilten Befehle bewiesen habe, in gerichtlichen Anspruch zu nehmen; ich bin gezwungen, mir jedes Recht vorzubehalten, und verlange in dieser weitläufigen Sache einen Rechtsbeistand, zumal ich weder der schwedischen Sprache hinreichend mächtig bin, noch die Rechtsformen genügend kenne.

Sein Antrag wird von Ribbing abgelehnt, da es sich nur um einfache Thatsachen handele, die er zu bejahen oder zu verneinen habe.

Es wird nun der erste Anklagepunkt verlesen.

Görtz: „Mein Verhalten, ehe ich in den schwedischen Dienst trat, ist schon früher von einer, von des hochseligen Königs Majestät eingesetzten Commission untersucht worden.“

Fehmann (indem er Görtz Instructionen an den holsteinschen Gesandten am russischen Hofe von Bassewitz, zwei Briefe von Görtz an diesen und den Legations-Secretair Widin, so wie einen Entwurf von Görtz zu einem Bündnisse zwischen dem Czar und dem Holsteinschen Hause, den Schutzbrief des Königs von Dänemark für Görtz und eine schriftliche Abrede zwischen Görtz und Menzikof vorlegt): „Sind diese Schriften von Ihrer Hand?“

Görtz (kalt): „Es sind nur Abschriften.“

Fehmann: „Aber Abschriften, die der früheren Commission vorgelegen haben und richtig befunden sind.“

Görtz (stolz): Ich war Minister eines selbstständigen Herrn, des Herzogs von Holstein, und habe in diesen Angelegenheiten nichts gethan, was nicht der Administrator, der Vormund des minderjährigen Herzogs, befahl oder genehmigte. Ich begreife nicht, welche Folgerungen der Ankläger daraus ziehen will, bei Unterhandlungen muß man sich immer nach den Umständen richten und ein Minister giebt bald diese bald jene Befehle und thut vieles nur des Scheins willen, um die wahre Absicht und Meinung der Gegenpartei zu erforschen. Ich hoffe, daß bei näherer Ausführung die Thatsachen meine Absichten hinreichend an den Tag legen werden.“

Cronstedt (finster): „Die Thatsachen sind die Gefangennehmung des schwedischen Heers in Tönningen.“

Görtz: „Im Besitz der nöthigen Schriften übernehme ich zu beweisen, daß sowohl ich wie das Holsteinische Haus gute Absichten gegen Schweden hatte, deshalb wurde auch Alles, was Bassewitz vorbrachte, von dem hochseligen Könige gemißbilligt und für Lapperei erklärt.“

Fehmann: „Es handelt sich nicht um das, was des hochseligen Königs Majestät zu thun beliebte, sondern nur um des Baron Görtz böse Absichten, wie sie aus seinen Handlungen hervorgehn.“

Görtz: „Ueber Absichten kann Gott allein urtheilen.“

Fehmann: „Aber Thatsachen beweisen die Absichten.“

Görtz: „Aber die Thatsachen dürfen nicht vereinzelt, sondern müssen in ihrem Zusammenhang aufgefaßt werden. Wenn der Ankläger ein einzelnes Factum vorbringt, so muß mir gestattet sein, den Zusammenhang darzulegen. Ein Minister muß, was er thut, nach dem Nutzen seines Herrn abmessen; hatte ich böse Absichten gegen Schweden, wovon das Gegentheil leicht zu beweisen wäre, so könnte ich wohl als Feind und Kriegsgefangener, nicht aber als Verbrecher angesehen werden.“

Fehmann: „Hat nicht Baron Görtz dem Grafen Meyerfeldt 50,000 Reichsthaler und 7000 Reichsthaler Pension, sowie Schutz in Holstein angeboten, wenn er die Festung Stettin den Holsteinschen Händen überliefern wollte?“

Görtz: „Ich kann mich nicht weiter über die Stettinsche Angelegenheit auslassen.“

Fehmann: „Der Herr Baron wolle ja oder nein sagen.“

Görtz: „Die Sache ist lange her, ich erinnere mich nicht mehr ihres Zusammenhangs. Angenommen aber, daß ich es that, was ich jedoch nicht zugebe, so verschlägt mir das nichts. Die Sache muß in den rechten Zusammenhang gebracht werden; und das Geld wird Bassewitz dem Grafen Meyerfeldt angeboten haben.“

Fehmann: „Haben Sie nicht, als Graf Meyerfeldt das niedrige Anerbieten zurückwies, Bassewitz Befehl gegeben, mit dem Könige von Preußen wegen Artillerie zur Einnahme von Stettin zu unterhandeln, und später, als dieser König es ablehnte, selbst einen

Tractat mit dem ſächſiſchen Feldmarſchall Flemming über die Einnahme von Stettin geſchloſſen und ihm 200,000 Rthlr. verſprochen?“

Görtz: „Zur Einnahme von Stettin habe ich weder das Eine noch das Andre gethan, aber wohl habe ich mich ſonſt in der Stettinſchen Sache brauchen laſſen. Alles aber iſt unter Mitwiſſen des Grafen Wellingk und Baron Friesendorf, ſo wie auf Befehl meines Herrn geſchehn und der Tractat iſt Sr. Majeſtät zugeſandt worden. — Ich war Miniſter des Herzogs von Holſtein, und ſah auf den Vortheil des Hauſes Holſtein. Als ich aber herüber nach Schweden kam und Se. Majeſtät meine Dienſte verlangt hatte, waren es vier Grundſätze, nach denen ich meine Pläne und Handlungen einrichtete. 1) Den König und das Reich in den Stand zu ſetzen, mächtiger wie je zu werden. 2) Da ich wohl wußte und wahrnahm, daß Se. Majeſtät keinen Frieden eingehn würden, bei dem Sie Land einbüßten, und auch der Feind keinen Frieden ſchließen wollte, ohne etwas von ſeinen Eroberungen zu veräußern, ſo habe ich ſtets danach geſtrebt, dem Könige anderwärts Erſatz gegen das Verlierende zu verſchaffen. 3) Nach geſchloſſenem Frieden die Münzzeichen in Silber und gutes Geld umzuſetzen. 4) In meiner Verwaltung nach keinem Gewinn zu trachten, ſondern nur zu thun, was Se. Majeſtät mir befahlen und anvertrauten und mit dem zufrieden zu ſein, was Sr. Majeſtät Gnade mir zuwies. Ein Glied meines Körpers will ich opfern für jeden Stüber, den ich mir unerlaubt aneignete.“

Jehmann: „Ich bin im Stande, darzulegen, welche

Mittel Baron Görz anwandte, um den Sinn Seiner Majestät sich zu gewinnen, wie er das Vertrauen und die Liebe, die zwischen einem Könige und seinen Unterthanen herrschen muß, zu vernichten suchte und letztere bei Sr. Majestät anschwärzte. Es bildet das den zweiten Anklagepunkt. Ich berufe mich auf den Vorschlag des Baron Görz wegen der Münzzeichen und Obligationen, wobei er behauptete, daß das Volk aus bösem Willen und Aufsässigkeit dem Könige mit Vorschüssen nicht zur Hand sein wolle, sondern lieber Tausende von Reichsthalern ungenutzt in der Kasse liegen ließe.«

Görz lächelt verächtlich.

Fehmann: »Sie lachen, Baron! während die Schweden bittre Thränen über ihr verderbliches Treiben vergießen!

Görz: »Das baare Geld war verschwunden, und Credit im Lande nicht vorhanden. Es gab kein andres Mittel, wenn der Krieg fortgesetzt werden sollte, als die Münzzeichen, welche übrigens der hochselige König schon in der Türkei beschlossen hatte.

Zweiter Auftritt.

Die Sitzung wird am Nachmittag fortgesetzt. Fehmann beginnt damit, Memoriale von Görz zu verlesen, worin er die Verwaltung einzelner Provinzen durch die Landeshauptleute als schlecht schildert und die Ma-

giſtrate beſchuldigt, mit den Armengeldern nicht ordnungsmäßig zu verfahren.

Görtz: „Es iſt genugſam bekannt und ich würde es noch jetzt beweiſen können, daß die Verwaltung der Provinzen keine gute war. Meine Angaben über die Armengelder gründeten ſich auf Mittheilungen des Commerz-Collegiums.“

Fehmann (nachdem er ein weiteres Memorial von Görtz verleſen, worin dieſer anführt, daß der Oberſtatthalter zwar den eignen Befehlen des Königs nachkäme, aber ſeine Inſtruction vernachläſſigte): „Warum verlangte Baron Görtz eine Unterſuchung über vorgekommene Mißbräuche bei Brauern und Bäckern?“

Görtz: „Es war eine allgemein bekannte Sache; auch General-Lieutenant Liewen ſchrieb an Se. Majeſtät, man könne hier Zuckerbrod für geringeres Geld haben, als gewöhnliches Brod; Se. Majeſtät befahlen mir hierauf anzuzeigen, wenn etwas gegen Ihre Anordnungen geſchehe.“

Fehmann: „Wenn General-Lieutenant Liewen oder ein Andrer Sr. Majeſtät ſolche Angaben machte, ſo verdienen ſie dafür eben ſo wenig Lob, wie Baron Görtz. Der Herr Baron hat ſich nicht auf ſeine Angebereien bei dem König beſchränkt, auch an den Secretair Cederholm hat er geſchrieben, es ſei überall im Lande Gebrauch, daß diejenigen, welche für die Aufrechthaltung der Königl. Verordnungen ſorgen ſollten, ſie ſtatt deſſen verdrehten und ihren Mißbrauch begünſtigten.“

Görtz: „Ich übernehme, dieſe Angaben zu beweiſen.“

Fehmann: „Außerdem hat Baron Görtz das Kammer-Collegium bei dem hochſeligen Könige verkleinert.“

Görtz: „Das Collegium erlaubte ſich gegen mich bedenkliche und anſtößige Aeußerungen, ich mußte meine Bemerkungen machen.“

Fehmann: „Wer machte den Vorſchlag zur Caſſirung der alten Carolinen?“

Görtz: „Der König ſelbſt. Ich mußte Vieles gegen meinen Willen ausführen.“

Fehmann: „Von wem rührte der Vorſchlag her zu der neuen Silbermünze?“

Görtz: „Ueberall iſt es üblich, Vorſchläge zu machen, es iſt darin nichts Verbrecheriſches. Steht es doch in dem Belieben der Obrigkeit, ſie anzunehmen oder zu verwerfen!“

Fehmann: „Durch ſeine gehäſſigen Angriffe gegen die Collegien und andere Beamten gelang es Baron Görtz, in das alleinige Vertrauen des Königs zu kommen, und in dieſem und unter dem Vorgeben, nur unter dem Könige perſönlich zu ſtehen, ſeine verderblichen Rathſchläge zu geben und auszuführen.“

Görtz (ſpöttiſch): „Ich war im Voraus mit Sr. Majeſtät übereingekommen, von keinem Andern abzuhängen, und mochte auch keiner anderen Macht dienen, als dem Könige von Schweden. Bei der Verwandlung der Bankzettel in Actien, die man mir vorwirft, war meine Abſicht, daß der König ſeine Schulden an die Bank tilgen ſollte. Da ich ſah, daß dieſe 6 Prozent vom Könige nahm und ihren Gläubigern nicht mehr als 4½ Pro-

zent gab, ſo meinte ich dem König dieſe Differenz zuwenden zu müſſen.“

Fehmann: „Was hat Baron Görtz für ſeine Vorſchläge zu den Verordnungen über die Aufhebung der alten Silbermünze, die Stemplung der Kupferplatten und Beſchlagnahme der ungeſtempelten anzuführen?“

Görtz: „Auch in Schweden iſt es nichts Ungewöhnliches, Münzen einzuziehn und umzuprägen, wie dies auch kürzlich in Frankreich geſchah.“

Fehmann: „Hat Baron Görtz dem Könige widerrathen, die Münzzeichen in ſo großer Menge anfertigen zu laſſen?“

Görtz: „Die Münzzeichen mußten im Verhältniſſe der Ausgaben angefertigt werden, und dieſe waren, was ich oft ſelbſt beklagte, zu groß.“

Fehmann: „Der Vorſchlag des Barons zu der Verordnung über die Brauereien und Brennereien iſt ein unverſchämter Eingriff in das Privatrecht.“

Görtz: „Se. Majeſtät bereitete mir genug Verlegenheit mit dieſer Verordnung, die von ihm ſelbſt ausging, nachdem er auf einer Reiſe durch das Land bemerkt hatte, daß die Bauern ihre kaum gebrauten Tonnen gleich wieder austranken und ihre Arbeit darüber verſäumten.“

Fehmann: „Ich bitte, Baron Görtz zu befragen wegen der Einlöſung der Pfandgüter, die er ohne Rückſicht auf das Königliche Plakat und Verſprechen, daß derjenige für einen ungetreuen und unredlichen Unterthan betrachtet werden ſollte, der den geſchloſſenen Con-

tract und das gegebene Verſprechen umzuſtoßen ſuchte, angerathen hat.“

Görtz: „Was ich geſchrieben und angerathen habe, will ich vor der ganzen Welt vertheidigen. Von der Königlichen Verordnung vom Jahr 1700 habe ich nichts gewußt, und da es die eigene Abſicht des Königs war, die Pfandgüter einzulöſen, ſo habe ich nur meine Gedanken darüber geäußert. Zudem hatte die Sache vorher dem Kammer-Collegium vorgelegen. Es war der Wille Sr. Majeſtät, daß die Pfandinhaber in gutem Gelde bezahlt werden ſollten und eben dieſer Meinung war auch ich.“

Fehmann: „Unkenntniß der Geſetze entſchuldigt nicht. Es iſt höchſt ſtraffällig, daß Baron Görtz wagte Miniſter zu ſein, zu regieren und Rathſchläge zu geben, ohne ſich über die Geſetze unterrichtet zu haben. Auch handelt's ſich nur um die Frage: hat Baron Görtz die Einlöſung der Pfandgüter angerathen? und ihre Beantwortung mit Ja oder Nein. — Da er eine beſtimmte Antwort verweigert, ſo nehme ich dieſen Punkt für erwieſen an.“

Görtz: „Ich kann mich nicht näher äußern, bevor mir Gelegenheit und Zeit zu einer ausführlichen Darlegung gegeben iſt.“

Fehmann: „Auch die Verordnung wegen der Bäckereien rührt von Baron Görtz her. Es ſollten ſo viele eingerichtet werden, als nöthig wäre, alle Bewohner mit Brod zu verſehen, und zu Arbeitern ſollten Bettler und anderes liederliches Volk genommen werden. Alles Getreide ſollte in ein Magazin fließen, kei-

ner mehr Vorrath als ein andrer, ſondern alle gleich viel zu leben oder vielmehr zu ſterben haben.“

Görtz: „Bei der allgemeinen Klage über Brodmangel gab es kein anderes Mittel, als eine ſolche Einrichtung der Bäckereien und Brauereien; ſie hatte ihren Grund nur in der Beſorgniß vor dem Untergang des gemeinen Mannes. Auch ſollte ſie nur für den Winter gelten, da das Heilmittel unnütz wurde, ſobald die Krankheit vorüber war. Ich hatte keine ſchlechte Abſicht dabei, und habe auch Andre, wie den Grafen Teſſin und den Oberſtatthalter, zu Rathe gezogen. Im Uebrigen verlangte Se. Majeſtät 21 Bäckergeſellen von hier nach Strömſtad, und auf meine Vorſtellung, daß, wenn dies geſchähe, die Kräfte der hieſigen Bäcker nicht ausreichten, erwiederte Se. Majeſtät, daß man Bettler und ähnliches Volk dagegen nehmen könne.“

Fehmann: „Die ſchändliche Abſicht von Baron Görtz, Land und Leute zu verderben, geht auch aus Anderm genugſam hervor. Ich berufe mich z. B. auf die von ihm vorgeſchlagene Steuer von zwei Prozent, die er dem Könige anrieth aus eigener Bewegung, damit Baron Görtz nicht zu einer ſolchen unerhörten Bedrückung den Namen hergäbe, auf den ſechſten Pfennig zu erhöhen.“

Görtz: „Man muß auf die Abſicht ſehn, ſie war, der Hungersnoth abzuwehren, indem das vorhandene Getreide nicht ausreichte. Alle Landeshauptleute, mit Ausnahme des Freiherrn Ribbing, berichteten über Mißwachs im Lande, man mußte darauf bedacht ſein, von außerhalb Getreide zu ſchaffen. Dazu bedurfte es baa-

ren und guten Geldes, und ich schlug den sechsten Pfennig vor, nachdem Se. Majestät den fünften erhoben sehn wollten, wobei Se Majestät sich auf Josephs Zeiten beriefen. Dieses Geld sollte in eine Compagnie gebracht und der Gewinn getheilt werden; den Verlust wollte der König allein tragen. Auch Se. Majestät wollte 400,000 Thlr. Silber zu dieser Compagnie geben."

Ribbing: "Weder Ihre Vorschläge noch die Königliche Verordnung sprechen von einer solchen Compagnie."

Görtz: "Dürfte ich meine Papiere durchsehn, würde ich den Zusammenhang der Sache darlegen können."

Ribbing: "Beriethen Sie mit der Deputation die Einlösung der Pfandgüter und machte keiner dabei Sie aufmerksam auf die Verordnung vom Jahre 1700?"

Görtz: "Es ist eben so gewiß, daß ich über diesen Gegenstand mit der Deputation berieth, als daß keiner gegen mich jener Verordnung erwähnte."

Fehmann (indem er dem Vorsitzenden eine Schrift überreicht): "Dieser Auszug aus dem Protokoll des Kammer-Kollegiums vom 4. März 1718 zeige in unzweideutigen Worten, daß gerade dieser Verordnung in Baron Görtz Gegenwart Erwähnung geschehen ist und daß er gegen besseres Wissen ihre Unkenntniß vorschützt."

Görtz: "Ich sah die Verordnung nie und gab auch keine Veranlassung, daß jemand in seinen Rechten auf die Pfandgüter Schaden litte. Und wenn es Sr. Majestät frei stand, sie einzulösen, so konnte niemand klagen, wenn er seinen Pfandschilling wieder erhielt. Dieser sollte in gutem Gelde gezahlt werden."

Ribbing: „Ihre Erlasse an das Kammer-Kollegium besagen, daß die Pfandgüter zuerst eingezogen und dann erst eingelöst werden sollten.“

Görtz: „Nach meiner Absicht sollte keiner seine Pfandgüter verlieren, sondern in gutem Geld entschädigt werden.“

Ribbing: „Eure angebliche Absicht in Ehren, war es doch bei dem herrschenden Mangel unmöglich, gutes Geld zu schaffen.“

Görtz: „Man hatte die Anweisung in Obligationen ertheilt und wenn die Pfandbesitzer nicht damit zufrieden waren, hätte man ihnen anderes gutes Geld verschaffen müssen; meine Absicht war eine gute, wenngleich der Erfolg ein unglücklicher war.“

Fehmann: „Die Unternehmungen des Barons konnten keine andere Folgen haben, als den Untergang des Reichs und darauf zielten sie auch alle. Keine auch noch so entlegene Provinz gab es, die nicht unter seiner Geißel geblutet hätte. Ein anderer redender Beweis ist auch das Projekt während des Friedens in Finnland 40,000 Mann Fußvolk und in Esthland 20,000 Dragoner aufzubringen.“

Görtz: „Ich brachte den Vorschlag hierzu von Reval mit, wo man mir dazu gerathen hatte. Die Absicht des Rathgebers war, das Land durch eine hinreichende Besatzung in den gehörigen Vertheidigungszustand zu setzen. Dem Ankläger kommt es zu, zu beweisen, daß mein moralischer Beweggrund hierbei ein schädlicher gewesen ist. Eine Handlung kann zwar gegen Gottes und das natürliche Gesetz streiten, zumal, wenn Staatsur-

ſachen ſie fordern; aber ſie wird kein Verbrechen, ſo lange die Beweggründe gut ſind.“

Ribbing: „Wer gab Ihnen den Rath.“

Görtz: „General Birkholz in Rewal. Und indem ich ihn mit einigen Aenderungen dem Könige berichtete, der über die Beſetzung des Landes nach dem Frieden beſorgt war, glaubte ich Se. Majeſtät deſto eher zum Frieden zu bewegen.“

Fehmann (mit einem flammenden Blick auf Görtz): „Das wagen Sie vor Ihren erleuchteten Richtern zu behaupten! Nachdem Sie durch Ihre verderblichen Anſtalten das Land mißhandelt und die Unterthanen gedrückt hatten, ſo daß jetzt als das einzige Mittel, ihnen wieder aufzuhelfen, der Friede erſchien, haben ſie gleichwohl dem Könige davon abgerathen; das beweiſt Ihr eigenhändiges Schreiben an Se. hochſelige Majeſtät.“

Görtz: „Wie ich beweiſen kann, war dies der einzige Ausweg und das beſte Mittel, zu einem Friedensſchluß mit dem Czar zu kommen und ich appellire an das Urtheil aller Miniſter und Generale, ob unter den damaligen Verhältniſſen mein Vorſchlag nicht der gerathenſte war.“

Ribbing: „Warum baten Sie Se. Majeſtät, den Brief zu verbrennen.“

Görtz (ſpöttiſch): „Damit er geheim bleiben ſollte.“

Fehmann: „Obwohl die Lage des Königs und des Reichs ſo übel und beklagenswerth war, ſo ſchilderte Baron Görtz gleichwohl dem Könige die Lage der Dinge ſo, als ob Se. Majeſtät im beſten Fortgange ſeiner

Kriegsunternehmungen ſei, rieth ab vom Frieden und beſtärkte ihn in der Fortſetzung des Kriegs.“

Görtz: „Se. Majeſtät ſagten oftmals, man wolle ihn in Schweden durch Noth zum Frieden bringen; damit Se. Majeſtät nicht auf den Gedanken käme, daß auch ich dieſer Anſicht ſei, ſchrieb ich an ihn. Auf andere Weiſe war es nicht möglich, zum Frieden mit den Ruſſen zu kommen, denn Se. Majeſtät wollten unter keiner Bedingung nachgeben und ſich zu irgend einer Abtretung von Land verſtehen.“

Fehmann: „Welche Anſicht, bei andern Höfen über die friedlichen Abſichten von Baron Görtz herrſchte, iſt aus einem Briefe ſeines eigenen Verwandten, des Grafen Reventlau erſichtlich.“

Görtz: „Ich hatte Schwedens wegen an fremden Höfen Feinde, die mich ſchmähen konnten und ſchätze es mir zum Ruhm, von Schwedens Feinden gehaßt zu ſein. Was die Beſchickung des Congreſſes in Braunſchweig betrifft, ſo that ich im Verein mit Andern in Stralſund alles mögliche, um Se. Majeſtät dazu zu bereden. Alles war vergebens und als ich abreiſte, befahl mir Se. Majeſtät zu erklären, daß ſie niemals den erwähnten Congreß beſchicken würden. Der Grund war, daß Se. Majeſtät Unwillen hegte gegen den Kaiſer, weil er keinen Miniſter an ihn ſandte, deshalb beauftragte ich Reventlau, bei dem Kaiſerl. Hofe dahin zu wirken, daß ein Miniſter von dort an Se. Majeſtät geſchickt würde.“

Fehmann: „Der Bericht des Baron Görtz an den König über die ihn allergnädigſt anvertraute Ver-

waltung der ſchwediſchen Finanzen iſt voller Prahlerei und Unwahrheiten.“

Görtz: „Als ich nach Schweden kam im Jahre 1716 war kein Geld in den Kaſſen und ich machte damals eine Anleihe von 100,000 Thlr. in Silber. Der König wollte durchaus, daß die Münzzeichen ins Werk geſetzt und das Plakat veröffentlicht werden ſollte.“

Krohnſtedt: „Sie haben Ihr Verſprechen wegen der Anſchaffung der Mondirungen ſchlecht gehalten; die Regimenter, deren Bekleidung Sie übernahmen, darunter mein eigenes Regiment, gehen noch ohne Mondirung.“

Görtz: „Die Mondirungen müſſen da ſein, und die Anweiſungen ſind ausgegeben.“

Ribbing: „Als Sie im Jahre 1716 die Verwaltung übernahmen, waren die Jahreseinkünfte noch unverbraucht.“

Görtz: „Im Monat Januar 1716 übernahm ich mein Amt und die Kronſteuern gingen nicht ſogleich ein. Aber nichtsdeſtoweniger lieh ich ſogleich von der Bank 100,000 Thlr. und verſah die Admiralität mit Geld zu den Schiffen, die damals von Stapel gehen ſollten.“

Ribbing: „Wie haben Sie der Bank die 5 Millionen bezahlt, aus denen Sie ſich ein Verdienſt machen.“

Görtz: „Es ſollte im Januar geſchehen.“

Ribbing: „Vermuthlich beabſichtigten Sie, die Bank mit Obligationen zu bezahlen.“

Görtz: „Allerdings, aber die Obligationen ſollten mit den Steuern eingelöſt werden, und es genügt, wenn die Behörden damit zufrieden ſind.“

Cederſtedt: „Die Kupfer- und Eiſenwerke ſind ſo

heruntergekommen, daß ſie ſich kaum je wieder erholen werden.“

Görtz (mit einem verächtlichen Blick auf Cederſtedt): „Gleichwohl iſt nach dem eigenen Bericht des Bergkollegiums im verfloſſenen Jahre mehr Eiſen und Kupfer gewonnen worden, als je vorher.“

Ribbing: „Sie ſollen nach einer Mittheilung des Reichsraths Dücker ihm ein Memorial übergeben haben, um es Sr. Majeſtät zuzuſtellen, welches Se. Excellenz auch gethan, dabei jedoch ſpäter äußerten, wie ſie wohl wüßten, daß Sie dieſes Memorials ungeachtet ſich in Uebereinſtimmung mit Sr. Majeſtät befänden, ſo daß es den Anſchein hat, daß Sie es mit dem Memorial nicht ernſtlich gemeint haben.“

Görtz: „Doch, ich meinte es durchaus ernſt damit.“

Fehmann (lebhaft): „Und doch habe ich hier ein Schreiben des Barons an des hochſeligen Königs Majeſtät, worin der Baron anführt, daß ſich Norwegen ohne Einfall gewinnen ließe, wenn Se. Majeſtät mit einem Heere durch Holſtein in das Herz von Dänemark rücke.“

Görtz (nach kurzem Beſinnen): „Rußland verſprach Erſatz zu ſchaffen für das, was ihm abgetreten wurde und es war beſonders auf Norwegen abgeſehen, deshalb wollte ich Sr. Majeſtät widerrathen, zu weit dort einzudringen.“

Ribbing: „Nachdem die Königl. Kommiſſion Ihre mündliche Auslaſſungen über die Anführungen des Anklägers und die zum Beweiſe vorgelegten Schriften vernommen, will die Königl. Kommiſſion Alles in nähere Berathung nehmen.“

Görtz: „Ich habe keine so vollständige Erklärung geben können, als es nöthig wäre, und es würde mir auch nicht möglich sein, wenn die Königl. Kommission mir nicht vergönnte, die Acten zu durchlesen.“

Ein Diener flüstert Baron Ribbing etwas in's Ohr.

Ribbing (zu den Mitgliedern der Kommission): „Ein Abgesandter des Herzogs von Holstein bittet vorgelassen zu werden; wir dürften es wohl gestatten.“

Auf ein genehmigendes Zeichen der Kommissionsmitglieder tritt mit einer tiefen Verbeugung der Kammerjunker Liewen ein.

Ribbing: „Ihr Anliegen, mein Herr!“

Liewen: „Se. Hoheit der Herzog von Holstein hat mir befohlen, die Kommission zu benachrichtigen, daß Hochdieselben am heutigen Tage sowohl den Baron Görtz, wie den Grafen Dernath aus ihren Diensten verabschiedet haben.“

Während die Blicke der Kommissions-Mitglieder Zufriedenheit verrathen, steht Görtz in stummer Ueberraschung und die Röthe des Verdruffes überzieht sein Gesicht.

Die Versammlung wird aufgehoben.

Dritter Auftritt.

Ribbing (zu Görtz): „Haben Sie zu Ihrer Vertheidigung noch Weiteres anzuführen.“

Görtz: „Sehr Vieles, denn es ist unmöglich, in einer so weitläuftigen Sache ex tempore mündlich zu antworten: deshalb behielt ich mir das Recht vor, mich schriftlich zu vertheidigen. Ich trage darauf an, den Bericht über diese Sache an Ihre Majestät auszusetzen, bis ich mich weiter habe auslassen können. Denn ich habe verschiedene Einwendungen und zugleich Widerspruch gegen die Kompetenz dieses Gerichtshofes zu erheben.“

Fehmann: „Wenn Baron Görtz noch weitere Erklärungen abgeben will, so bitte ich, ihn anzuhalten, dies sogleich zu thun. Was seinen Kompetenzeinwand betrifft, so halte ich denselben überhaupt für unbegründet, namentlich aber auch für zu spät, nachdem er bereits auf die Anklage geantwortet hat.“

Der Befehl der Königin an die Kommission über die Führung des Prozesses wird laut verlesen.

Görtz: „Ist es mir nicht gestattet, mich schriftlich zu erklären, so bin ich außer Stande gehörig zu antworten — (spöttisch:) — Es ist bekannt, daß ich kein Vasall von Schweden bin, auch Sr. Majestät weder einen Eid geleistet, noch in wirklichen schwedischen Dienst getreten bin. Ich bin im Dienste des Herzogs, bin dessen Geheimerath und Ober-Marschall und habe als solcher Anspruch auf das Gastrecht. Wenn Se. Hoheit mich haben wissen lassen, daß sie mich jetzt ihrer Dienste entließen, so lasse ich dahingestellt, was dies für Wirkung haben kann, da ich auch im Dienste des Administrators, des Bischofs von Lübeck, eines Reichsfürsten, und dessen Minister bin und mein Kreditiv in dieser Eigenschaft der Kanzlei übergeben habe. Auch schrieb

der hochſelige König an beide und verlangte von ihnen die Erlaubniß, mich in ſchwediſchen Angelegenheiten brauchen zu dürfen. Ich nehme deshalb das Völkerrecht in Anſpruch, welches wohl geſtattet, daß ein Potentat einen bei ihm accredirten Miniſter, wenn dieſer Aufruhr anzettelt, in Haft nehme, aber nicht zuläßt, ihn vor Gericht zu ſtellen, und da ich in Schweden und ſoweit ich an deſſen Angelegenheiten betheiligt war, nur als ein miniſterieller Kommiſſar angeſehen werden kann, ſo trage ich darauf an, daß mein Recht in dieſer Eigenſchaft mir nicht verkürzt werde, ſondern daß ich zurückgeſchickt werde zu meinem Souverain, wie dies in England mit dem Grafen Gyllenborg geſchah.“

Fehmann: Ich überlaſſe dieſe Einwendungen ihrem eigenen Werthe und bemerke nur, daß ich von Anfang an Alles getrennt gehalten, was das Holſteinſche Haus betrifft und meine Anklage gegen Baron Görtz ausſchließlich auf ſeine Wirkſamkeit bei uns gerichtet habe, für die er dem Committenten verantwortlich iſt. Nach dem tödlichen Hintritte deſſelben, des hochſeligen Königs, haben Ihre Majeſtät und die Reichsſtände jetzt das Recht, von ihm Rechenſchaft über ſeine Verwaltung zu fordern.“

Görtz: „Es iſt ein großer Unterſchied zwiſchen einen miniſteriellen Commiſſar und einem der im wirklichen Dienſte des Committenten ſteht. Niemand wird wird mir eine Verantwortlichkeit für dasjenige auferlegen können, was ich auf Befehl gethan habe.“

Ribbing: „In Regensburg ſteht ein Miniſter häufig im Dienſt von vier Fürſten; wenn ein ſolcher nun dreien

von seinen Herren zu Gefallen, gegen den vierten aber schlecht handelt, so wird dieser doch, wenn er den Minister in seine Hände bekömmt, nicht verpflichtet sein, die Genehmigung der andern drei einzuholen, um ihn zu bestrafen? und wenn der König den Eid der Treue erließ, so ist dadurch Baron Görtz nicht von der Verbindlichkeit befreit, über sein Verhalten Rede zu stehen.“

Görtz: „Dies schlägt in das Völkerrecht ein und ich werde meine Meinung, wenn es gestattet ist, schriftlich ausführen. Ich habe für Schweden mein Leben und mein Eigenthum Preis gegeben und kümmere mich nicht darum; aber meine Ehre muß ich bis auf das Aeußerste vertheidigen.“

Konrad Ribbing: „Auf Ersuchen der Königl. Kommission habe ich und Herr Oberst Arvidson mit den Grafen Dernath über die Briefe gesprochen, welche Sie an ihn geschrieben und von denen Sie behauptet haben, daß sie auf einem Uebereinkommen zwischen ihnen beruhten, aber der Graf will von einer solchen Abrede durchaus nichts wissen.“

Görtz: Will Graf von Dernath dies behaupten, so mag er es thun, will aber der Ankläger damit behaupten, daß meine Absicht gewesen sei, das Reich zu verderben und zu zerstören, so will ich das Gegentheil zeigen und darthun, daß ich Schwedens wegen mein eigenes Interesse hintenan gesetzt habe. Noch im verflossenen Jahre hat mir der König von England durch den Abbé Dubois seinen Ritterorden und andere Vortheile anbieten lassen, wenn ich es dahin bringen könnte, daß er Bremen behielte. Auch der König von Preußen und

der König von Dänemark haben mir Anerbietungen machen laſſen. Da ich Alles ablehnte, ſo berufe ich mich auf das Urtheil der ganzen Welt, ob ich im Sinn gehabt habe, das Reich zu untergraben und zu zerſtören. Ich räume ein, daß ich gerathen habe in Norwegen einzurücken, um die Unterhandlungen mit dem Czaren und mit England zu erleichtern, indem ich hinreichend gewiß war, daß der Czar nichts gegen Schweden unternehmen würde, ſo lange die Unterhandlungen dauerten, aber der Einmarſch ſollte, ſo wollte ich, im Sommer, nicht im Winter geſchehen. Hieraus folgt ſicher nicht, daß ich das Reich habe verderben wollen.“

Fehmann: „Wer den damaligen Zuſtand des Reichs kannte und wußte, wie es entblößt war von Allem, was die Fortſetzung des Krieges erheiſchte, nichtsdeſtoweniger aber zu einem ſolchen Feldzug rieth, deſſen verderbliche Folgen man vorausſehen konnte, ein ſolcher kann hie gute Abſichten gehabt haben.“

Görtz: „Bei allen meinen Handlungen hatte ich nur ein Ziel vor Augen: Schweden Frieden zu ſchaffen, aber ich befand mich zwiſchen zwei Feuern, der großen Uebermacht des Feindes und der Hartnäckigkeit und der Leidenſchaft des Königs, den Krieg fortzuſetzen.“

Ribbing (Peter): „Weshalb miſchten Sie ſich in die ſchwediſche Regierung?“

Görtz (ſpöttiſch): „Ich war als Holſteinſcher Miniſter bei der Wohlfahrt Schwedens intereſſirt, auch hatte mich Se. Königl. Majeſtät mit Genehmigung meiner Obrigkeit ſelbſt dazu berufen. Hätte ich mich nicht damit befaßt, es wäre die Frage, ob es beſſer gegangen

ſei. Alles ſpricht für mich, daß ich gute Abſichten hatte, denn die Erhaltung des holſteinſchen Hauſes und Landes beruht auf Schwedens Wohlfahrt und da ich gegen 20,000 Thlr. Einkünfte in Holſtein hatte, ſo müßte man wohl glauben, daß ich Schweden nicht vernichten wollte. Auch will ich beweiſen, daß ich manches Unglück von Schweden abgewehrt habe, unter andern den Krieg mit England. Se. Majeſtät wollte den Krieg fortſetzen, der Feind hatte die Uebermacht, ich mußte deshalb meine beſondern Wege einſchlagen und über die Fortſetzung des Krieges ſo mit ihm ſprechen, daß ich ihn dadurch ſpäter zum Frieden bringen konnte.“

Fehmann: „Fand Baron Görtz Se. Majeſtät dem Frieden ſo abgeneigt, nach welchem das Volk ſo heiß ſich ſehnte, ſo hätte er einſehen müſſen, eine wie gefährliche Sache es für ihn war, Sr. Majeſtät zur Fortſetzung des Krieges zu rathen und dem Könige vorſtellen ſollen, in ſo wichtigen Angelegenheiten, von denen die Wohlfahrt des ganzen Reichs abhing, ſeine eigenen Reichsräthe zu hören und zu brauchen.“

Görtz (kalt): „Se. Majeſtät wollte das nicht.“

Fehmann: „Noch einmal frage ich Baron Görtz, wie er ſeinen verderblichen Vorſchlag wegen des ſechsten Pfennnig und ſeinen dem Könige gegebenen Rath, dieſen ſelbſt ſtatt der 2 Prozent zu ſetzen, rechtfertigen will.“

Görtz: „Der König wollte zuerſt zwanzig Prozent.“

Fehmann (heftig): „Das muß bewieſen werden.“

Görtz: „Die Abſicht war lediglich, die Hungersnoth abzuwenden, nicht, wie der Ankläger meint, das Reich zu verderben. Das Volk ſollte auch ſein Geld nicht

verlieren, ſondern es nur in eine Compagnie ſetzen und den Gewinn davon haben. Darin liegt nichts Verbrecheriſches. Auflagen ſind in der ganzen Welt erlaubt, wenn ſie nur, wie in dieſem Falle, zu einem guten Zweck geſchehen.“

Ribbing: „Sie antworten nicht genau auf die Frage des Anklägers. Seine Abſicht iſt, daß Sie ſich darüber erklären, warum Sie Sr. Majeſtät gerathen haben, die Steuer von zwei Prozent auf den ſechsten Pfennig zu erhöhen.“

Görtz: „Zwei Prozent reichten nicht hin und da man von zwei Uebeln einem alten Spruche nach das geringere wählen muß, ſo mußte man zu mehr ſchreiten.“

Ribbing: „Die Hungersnoth im Reich war nicht ſo groß, um zu ſo gewaltſamen Mitteln greifen zu müſſen. Es gab noch andere Wege zur Abhülfe der Noth und Einrichtung der Magazine.“

Görtz: „Die Berichte der Herrn Landes-Hauptleute waren es, die mich dazu veranlaßten.“

Ribbing: Daß Sie eben kein großes Gewicht auf die Hungersnoth legten, geht aus ihrem Brief an den verſtorbenen König hervor, worin Sie für die Steuer anführen, daß ſich damit das verborgte gute Geld wieder herauszaubern ließe.“

Görtz (ſpöttiſch): „Es iſt in jedem Lande Grundſatz, das Geld im Umlauf zu halten.“

Ribbing: „Gut, aber man muß ſicher ſein, das Geld wieder zu bekommen.“

Görtz: „Sie ſollten es ja durch den Umlauf wieder bekommen.“

Ribbing: „Aber in Obligationen und Münzzeichen.“

Görtz: „Mein Plan war ſtets die Münzzeichen zu verſilbern, wiewohl an dreißig Millionen geſchlagen waren.“

Ribbing: „Nachdem Sie den König dahin gebracht hatten, ſich zum Herrn alles baaren Vermögens zu machen, ſollte die Verſilberung aus den Beuteln der Unterthanen geſchehen.“

Fehmann: „Da Baron Görtz nichts anzuführen im Stande iſt, meine Anklage zu widerlegen, ſo ſehe ich die Sache für geſchloſſen an und bitte die Kommiſſion, ihr Urtheil zu ſprechen. Ich glaube die verbrecheriſchen Thaten des Barons genugſam bewieſen zu haben und da jede von ihnen Galgen und Rad verdient, ſo trage ich darauf an, die Strafe im Verhältniß der vielen Verbrechen zu ſchärfen.“

Görtz: „Ich verlange nach den Geſetzen behandelt zu werden.“

Fehmann's Antrag auf Schluß der Verhandlung wird nach kurzem Beſinnen von der Kommiſſion abgelehnt.

Ribbing zu Görtz: „Wir geben Ihnen 3 Tage Zeit, um in Gegenwart einiger Mitglieder der Kommiſſion und des Anklägers die Anklagepunkte zu durchleſen und ſich aufzuzeichnen, was ſie mündlich weiter anführen wollen. Etwas Schriftliches nehmen wir von Ihnen nicht an.“

Görtz: „Ich wiederhole meinen früheren Antrag. Ich bin in Ihrer Gewalt. Wollen Sie mir nicht die volle Vertheidigung laſſen, ich muß mich darin fügen, aber übergebe Sie Ihrem Gewiſſen.“

Vierter Auftritt.

Ribbing zu Görtz: „Die Commiſſion iſt verſammelt, um, nachdem Sie die nöthige Zeit zur Durchſicht der Verhandlungen und Aufzeichnung Ihrer Bemerkungen gehabt haben, Sie pro ultimato zu Protokoll zu vernehmen.“

Görtz: „Die Königliche Commiſſion hat mir drei halbe Tage zur Durchſicht der Verhandlungen vergönnt. Dieſe Zeit habe ich nicht voll genoſſen, ich ſetze daher auch nicht voraus, daß ſie mich zum letzten Mal hören wird, auch hoffe ich einen Rechtsbeiſtand zu erhalten. Sie wiſſen, der Ankläger hatte zur Aufſtellung der Klagepunkte ſechs Wochen Zeit. Ich hoffe, daß auch mir eine ſo lange Friſt für meine Deduction in einer Sache verſtattet wird, die mein ganzes Wohl betrifft. Die Gravamina gegen mich erſtrecken ſich über eine dreijährige Verwaltuug; es iſt nicht möglich, in ſo kurzer Zeit die Verhandlungen durchzuleſen oder ſich alles Vorgefallenen zu erinnern und darüber auszuſprechen.“

Ribbing: „Es handelt ſich hier um beſtimmte Klagepunkte, auf die Sie Ja oder Nein zu antworten haben und Sie können verſichert ſein, daß die Commiſſion Sie nicht für ſtraffällig anſehn wird für das Gute, was Sie thaten. Damit Sie nochmals Gelegenheit erhalten, Alles, was zu Ihrer Vertheidigung gereicht, anzuführen, will die Kommiſſion die Anklagepunkte rekapituliren.“

Hierauf wird der Vorſchlag wegen der Münzzeichen und Obligationen verleſen, worin es von den Unterthanen heißt, daß ſie aus böſem Willen und Animoſität dem Könige nicht mit Vorſchüſſen zur Hand gehen wollten, ſondern lieber 30- bis 50,000 Thaler in ihren Kaſſen ungenutzt liegen ließen.«

Görtz: »In dem Vorſchlage iſt nicht von böſem Willen und Animoſität gegen den König, ſondern gegen die Deputation als einer neuen Errichtung die Rede. In allen Ländern laſſen die Unterthanen, wenn der Credit ſchwach iſt, ihr Geld liegen. Als ich die Verwaltung übernahm, bot ich 25 Prozent, um Geld zu leihen, konnte aber keins erhalten. Es gab Leute, welche ſagten, ſie wollten lieber ihr Geld in die See werfen, als es der Deputation leihen. Was den Vorſchlag ſelbſt betrifft, ſo iſt er niemals dem Könige übergeben, ſondern nur im Senate verleſen worden. Der Zweck war, die Nothwendigkeit nachzuweiſen, zu den Münzzeichen zu greifen, auch bin ich zuerſt dagegen geweſen und habe es Sr. Majeſtät geſagt, es würde mit den Münzzeichen nicht gut gehen. Als aber Se. Majeſtät mir eine Aſſignation auf eine Million gaben und ich darauf kaum 300,000 Thaler und nicht ſo viel erhalten konnte, als zur Ausrüſtung der Flotte erforderlich war, ſo mußte man auf dieſen Vorſchlag denken, den der Staats-Sekretair von Höpken nach vorheriger Berathung mit dem Vice-Präſidenten Thegner verfaßte. Die Anzahl der Münzzeichen war auf nur zwei Millionen angenommen, aber bei meiner Rückkehr aus Holland waren ſchon

zwölf Millionen ausgegeben und das auf Befehl des Königs.“

Es wird ein Schreiben von Görtz an den König verlesen, worin die Landeshauptleute der Trägheit beschuldigt werden.

Görtz: „Ich spreche hier nicht von allen Landeshauptleuten, und könnte ich meine Schriften durchlesen, so würde ich nachweisen können, worauf sich die Aeußerungen gründen.“

Ferner werden zwei Briefe von Görtz an den König verlesen, worin es heißt, daß es in den Provinzen schlecht zuginge, daß Hülfe Noth thäte, aber wenig dazu geeignete Personen im Reiche sich fänden, daß kein patriotischer Eifer bei den schwedischen Kaufleuten zu erwarten sei u. s. w.

Görtz: „In allen Ländern giebt es wenig solche Leute, und die es gab, hegten bösen Willen gegen die Deputation, die eine Allen verhaßte Einrichtung war.“

Der Brief von Görtz an den König, in welchem dieser angiebt, daß es mit der Verwaltung gewisser Landeshauptleute schlecht bestellt sei, sowie die Magistrate der Unredlichkeit in Bezug auf die Armengelder beschuldigt u. s. w., kommt zur Verlesung.

Görtz: „Aus meinen Schriften würde sich ergeben, von wem ich diese Angaben habe.“

Es wird ein Brief von Görtz an den König verlesen, der den Ober-Statthalter beschuldigt, gegen bestehende Vorschriften zu handeln.

Görtz: „Ich meinte dabei die alten Polizei-Verordnungen über Brod, Getränke und Anderes. Uebri-

gens haben Verſchiedene und auch Herr General-Lieutenant Liewen Sr. Majeſtät geſchrieben, daß es damit hier in Stockholm ſo ſchlecht zuginge. Auch habe ich dem Herrn Ober-Statthalter nicht beſſer Gerechtigkeit widerfahren laſſen können, als wenn ich ſagte, daß er demjenigen, was Se. Majeſtät beföhle, nachkäme.“

Ein Brief von Görtz an den Secretair Cederholm wird verleſen, worin geſagt wird, daß diejenigen, welche über die Aufrechthaltung der Verordnungen wachen ſollten, ſie ſelbſt nicht achteten.

Fehmann: „Baron Görtz äußerte früher, daß ſchon, ehe er die Geſchäfte übernahm, der König den Collegien und Unterthanen abgeneigt geweſen ſei, um ſo unverantwortlicher iſt es von ihm gehandelt, daß er dieſe üble Meinung noch beſtärkte.“

Görtz: „Wen und was ich im Sinne hatte, kann ich nur aus meinen Schriften ſehen.“

Es wird ferner ein Brief von Görtz an den König verleſen, worin Görtz angiebt, daß das Kammer-Collegium ihm ſchlecht begegne und die Fundamente ſeiner Verwaltung angriffe.

Görtz: „Das kann ich aus meinen Schriften beweiſen. Das Kammer-Collegium hat viel anſtößige Dinge gegen mich geſchrieben.“

Ein Brief von Görtz an den Secretair v. Kocken kommt zur Verleſung, worin Görtz ſagt, daß er von keinem andern als von Sr. Majeſtät allein abhängig ſein wolle.

Görtz: „Se. Majeſtät wollte aus eigenen Stücken, daß ich keinem Andern Rechnung legte, als ihm ſelbſt.

So hat auch der König selbst die Rechnung vom Jahr 1716 unterschrieben und genehmigt. Nichts destoweniger bat ich Se. Majestät, die Rechnungen an das Kammer-Collegium abgeben zu lassen. Ich war der erste Minister Sr. Hoheit des Herzogs und wollte meines Souverains wegen von keiner Behörde, sondern nur von Sr. Majestät abhängig sein.«

Nachdem verschiedene andere Anklagepunkte verlesen und von Görtz im Wesentlichen wie früher beantwortet worden waren, erklärt Ribbing mit Würde und indem er seine Blicke scharf auf Görtz richtet, daß die Königliche Kommission jetzt seine Schlußerklärung über die Anklage gehört habe.

Görtz (aufgeregt): »Es wäre unerhört, wenn mir nicht vollkommene Zeit gelassen würde, mich zu vertheidigen. Ich wiederhole meinen frühern Protest gegen die Zuständigkeit des Gerichtshofs und behalte mir alle andern gesetzlichen Einwendungen vor, nochmals verlange ich einen Rechtsbeistand.«

Ribbing: »Die Königliche Kommission kann hierauf nicht weiter eingehn. (schellt, ein Diener tritt ein) Ruft die Wache herein, um den Gefangenen in das Gefängniß zurückzuführen.«

Fünfter Auftritt.

(Das Rathszimmer im Stockholmer Schloß.)

Die Königin und die Senatoren.
Der Landeshauptmann Freiherr Peter Ribbing

tritt ein und verneigt ſich dreimal vor der Königin und einmal vor den Rathsherrn.

Ulrica Eleonora: „Wir vergönnen Euch Audienz, um zu vernehmen, was Ihr in der Anklage gegen Görtz vorzutragen habt.“

Ribbing (nachdem er ſich aufs Neue verneigt): „Die von Ew. Majeſtät in Gnaden angeordnete Commiſſion hat die weitläufigen Akten in dieſer wichtigen Sache ſorgfältig geprüft und aufmerkſam ſowohl den Ankläger wie den Angeklagten angehört. Bei verſchiedenen Verhören hat Görtz angelegentlich darauf gedrungen, ſich ſchriftlich erklären zu dürfen. Die Commiſſion hat ihm ſolches jedoch nicht bewilligen können, ihm aber, um das volle Maaß der Nachſicht zu erſchöpfen, geſtattet, die Anklagepunkte des Anklägers zu durchleſen, in deſſen und in Gegenwart von ſechs Mitgliedern der Commiſſion ſeine Schriften zu durchſehen und ſich das aufzuzeichnen, wovon er glaubte, daß es zu ſeiner Vertheidigung gereiche. Hiernächſt hat er ſich heute weiter ausgelaſſen und damit die Commiſſion die Sache für beendigt erachtet. Von verſchiedenen Perſonen haben Mitglieder der Commiſſion die Aeußerung gehört, daß es bedenklich ſei, Görtz ſo ſchnell und früher zu verurtheilen, bevor man nicht Auskunft habe über die anſehnlichen Mittel, welche er in Händen gehabt und an denen dem Staat mehr gelegen ſein dürfte, als an ſeinem Leben. Die Commiſſion erblickt darin zwar nur einen Verſuch, die Sache hinauszuſchieben, hält ſich aber, um ſich nicht Tadel und vielleicht eine ſchwere Verantwortlichkeit zuzuziehen, wenn ſie ohne beſonderen Befehl

Bayerische Staatsbibliothek München

zum Urtheil ſchritte, für verpflichtet, bei Ew. Majeſtät in Unterthänigkeit anzufragen, ob ſie mit der Görtz'ſchen Sache ein Ende machen ſoll.“

Horn: „Ich bin der Anſicht, daß die Commiſſion raſch zu Werke gehen muß, und ſich nicht mit Geldangelegenheiten aufzuhalten hat, welche nicht ihre, ſondern Sache des Kammer-Collegiums ſind. Iſt das Urtheil gefällt, kann der Ausführung ſo lange Anſtand gegeben werden, als es Ihrer Majeſtät gefällt.“

Die Königin: „Ich glaube, daß es nicht gut iſt, Zeit zu verlieren. Unſer gnädiger Wille und Befehl iſt, daß die Sache zu Ende gebracht werde.“

Ribbing verbeugt ſich und geht.

Sechſter Auftritt.

(Der Sitzungsſaal der Commiſſion.)

Anweſend: Die ſämmtlichen Mitglieder derſelben. Es werden Anträge vom Prieſter- und vom Bürgerſtande verleſen, des Inhalts, daß man mit der Verkündigung und Ausführung des Urtheils eilen möge.

Hylthén: „Sehr oft bin ich von Leuten hier in der Stadt und beſonders von Bürgern gefragt worden, wie es mit der Sache des Baron Görtz ſtände und ob ſie nicht bald zum Schluß käme. Sie leben in beſtändiger Furcht, daß er ſeiner verdienten Strafe auf irgend eine Weiſe entgehen möge.“

Fehmann: „Die Unterſuchung gegen Görtz iſt

beendet. Ich halte es nicht für nöthig, die Liste seiner Verbrechen zu vermehren, so reichlicher Stoff dazu auch vorhanden wäre. Es ist außerdem Pflicht, dem Willen der Regierung und der Stimme des Volks nachzugeben. Beide bringen darauf, daß der Staatsverbrecher ohne weitere Umschweife und Zeitverlust verurtheilt werde. Es bleibt mir deshalb nur übrig, mit wenigen Worten auf Grund des Zugestandenen oder Erwiesenen kraft meines Auftrags und Amts darauf anzutragen, daß dieser Verräther gegen Schweden, gegen dessen König und Volk sich selbst zur wohlverdienten Strafe nnd andern fremden Abentheurern zur Warnung den Tod des Verräthers sterbe und sein Leichnam am Galgen verscharrt werde.«

Ribbing (nach einigen Sekunden feierlichen Schweigens zu Fehmann): »Die Commission wird die Sache in Berathung nehmen und zum Urtheil schreiten.«

Fehmann verneigt sich und tritt ab.

Ribbing (zu den Mitgliedern der Commission): »Sind die Herren sämmtlich bereit, ihre Schlußäußerung abzugeben? (nach einer zustimmenden Bewegung der Mitglieder) dann zum Werke meine Herrn!

Rathmann Leyel: »Ich für mein Theil und in meinem Gewissen finde es recht und billig, Görz wegen seiner groben, vorsätzlich begangenen und von der ganzen ehrbaren Welt verabscheuten Missethaten zum Verlust von Leben, Ehre und Vermögen zu verurtheilen.«

Assessor Cammeen: »Auch ich kann Baron Görz nur als einen solchen ansehn, der mit Rath und That

nach dem Untergang des Königs und Reichs gestrebt und deshalb nach den Gesetzen am Leben gestraft werden muß.«

Bürgermeister Hylthén: »Da es genugsam klar und bewiesen ist, daß Baron Görtz den schändlichen Vorsatz hatte, den König, das Königliche Haus, das Land und dessen Einwohner zu verderben, so kann ich nicht anders urtheilen, als daß er ein ungetreuer Diener und Verräther ist, und als ein perturbator pacis publicae aus dem Wege geschafft werden muß. Was die Todesart betrifft, so ist meine Meinung, daß er am Galgen enthauptet und dort verscharrt werden muß.«

Pfarrer Aurivillius: »Auch nach meinem Gewissen urtheile ich, daß Baron Görtz sich zur wohlverdienten Strafe und Andern zur Abschreckung und Warnung dem Landesverderber Hamann gleich angesehen werden und sterben muß, um so mehr, als selbst Hamann nicht in so vielen Dingen gesündigt hat, als er. Was die Todesart betrifft, so überlasse ich ihre Bestimmung Anderen, die geübter sind, die Strafe nach dem Verbrechen abzumessen, aber unvorgreiflich scheint es mir, daß es nicht anständig sei, die schwerste zu wählen, damit es nicht den Anschein von Rachgierigkeit habe.«

Domprobst Molin: »Baron Görtz muß als ein offenbarer Feind, als Landes- und Reichsverräther ohne alle Gnade Gut und Leben verlieren.«

Assessor Plaan: »Da sich nach meiner Meinung nirgends gezeigt hat, daß Baron Görtz bei seinen verderblichen Vorschlägen gute und redliche Absichten hatte, Alles vielmehr darin übereinstimmt, daß er sowohl gegen die schwedischen Unterthanen böse gesinnt, als auch

der böswillige Urheber alles Schadens und Nachtheils iſt, der ſie in Folge ſeiner Vorſchläge betroffen hat, ſo halte auch ich ihn des Todes ſchuldig.“

Ebenſo ſprechen ſich der Bergrath Cederſtedt, der Baron Conrad Ribbing und der Kammerrath Dankwarth aus.

Kanzleirath Brauner: „Ich meines Theils hätte zwar gewünſcht, daß man Baron Görtz mehr Zeit zu ſeiner Vertheidigung gelaſſen hätte, aber ich halte doch ſo viel für bewieſen, daß ich ihn gleichfalls für ſchuldig halte, am Leben geſtraft zu werden.“

In eben dieſer Weiſe erklärt ſich auch der erſte Prokurator Stjernkrona.

Oberſt Arvidſon: „Da die Verbrechen von Görtz ſo vielfach ſind, und der Schaden, den ſie verurſachten, unheilbar iſt, ſo muß er zuvor auf irgend eine Weiſe die Bitterkeit des Todes fühlen, und es muß eine ſolche Todesart gewählt werden, daß Andere dadurch von ſo fluchwürdigen Thaten abgeſchreckt werden; auch iſt meine unvorgreifliche Meinung, daß damit auf das Höchſte geeilt werde, denn in jeder Stunde, die dieſer ſchädliche Mann lebt, hat das Reich weitere Gefahr und Nachtheile von ihm zu befürchten.“

Generalmajor Cronſtedt: „An den Früchten erkennt man am ſicherſten den Baum, ſo auch können Görtz's böſe Abſichten am beſten aus ihrem Erfolge erkannt werden, und da er in ſo vielen Dingen ſich als ein ſo gröblich ungetreuer Diener des Königs und als Reichsverräther gezeigt hat, ſo muß er die Strafen dulden, mit denen unſere Landesgeſetze diejenigen bedrohn,

welche durch Schrift, Rath, That und Beiſtand ſich gegen den König oder Reichsherrn vergehn, nämlich: Leben und Gut zu verlieren.«

Der Vorſitzende, Landeshauptmann Baron Peter Ribbing: »Ich habe die volle Ueberzeugung, daß Görtz ſeinem Herrn, dem Herzog von Holſtein, als ein Schelm gedient hat und daß er die ſchändliche Abſicht hegte, Schweden zu ruiniren und zu verderben. Auch ich meine nach Recht und Gerechtigkeit, daß Görtz Ehre und Leben verwirkt hat. Als Todesart beſtimme ich Enthauptung am Galgen und Verſcharrung durch den Henker.«

Einige Sekunden tiefen und feierlichen Schweigens.

Ribbing (die vor ihm auf dem Tiſch ſtehende Glocke ergreifend): »Einſtimmig alſo der Tod . . . Mortua la bestia, mortuo il veneno . . . Die Königliche Commiſſion hat ihre Arbeit beendet und ich hebe die Sitzung auf.«

Der Vorſitzende und die Mitglieder erheben ſich von ihren Stühlen und entfernen ſich nach und nach.

Siebenter Auftritt.

(Das Stadtgefängniß.)

Görtz hört auf zu ſchreiben und legt bei dem Eintritt des Pfarrers Conradi die Feder fort.

Conradi (mit feierlichem Ernſt): »Der Herr erhebe ſein Angeſicht auf Euch, erweiche Euer Herz und ſtärke Euern Muth.«

Görtz: „Sehr verbunden, Herr Pfarrer; vermuthlich ſoll ich für das menſchenfreundliche Urtheil der geehrten Commiſſion noch danken — für dieſes Werk der Barmherzigkeit, das nur von Verrätherei und Landesverderber handelt und mit dem Henkerſchwerdt und dem Galgen ſchließt.“

Conradi: „Es gebührt mir nicht, die Handlungen derjenigen zu meiſtern, in deren Hand ein allweiſer Gott das Schwerdt des Geſetzes legte. Aber vergleichen Sie ſelbſt, Baron Görtz, das Urtheil des hochſeligen Königs, Ihres hohen Beſchützers, über Patkull mit demjenigen, welches jetzt über Sie gefällt iſt, und Sie werden ſehen, auf welcher Seite die größte Milde zu finden iſt.“

Görtz: „Patkull conſpirirte gegen Schweden, ich regierte es, zwiſchen uns findet ein Vergleich nicht ſtatt.“

Conradi: „Auch erſtreckt ſich mein Auftrag nicht auf weltliche Spitzfindigkeiten; ich kam hierher, um zu tröſten, zu ermuntern und aufzurichten.“

Görtz: „Ich verſtehe. Mit andern Worten und ohne Umſchweife, um mich auf die Vollſtreckung des Urtheils vorzubereiten. Nun, nun! damit dürfte nicht geeilt zu werden brauchen; damit Sie aber ſehen mögen, daß ich nicht völlig unvorbereitet bin, ſo will ich Ihnen eine Grabſchrift auf mich ſelbſt vorleſen, welche ich eben vollendete, als Sie eintraten. Hören Sie:

A la veille de conclure un grand traité de paix
Mon Heros perit,
La royauté avec lui
Dieu veuille qu'il n'arrive pis!
Je meurs aussi.

C'est toujours mourir en grande compagnie
Quand on meurs avec le Roi et la Patrie.
Mors Regis
Fidesque in Regem et Ducem
Mors Mea.

Was halten Sie von dieſem Epitaphium? Wollen Sie Abſchriften davon im Publikum verbreiten; ich habe nichts dagegen. Vielleicht trüge es dazu bei, die Obrigkeit auf andere Gedanken zu bringen.«

Conradi (indem er den Kopf ſchüttelt): »Schlagen Sie ſich die weltlichen Gedanken aus dem Sinn, Baron Görtz, beſtellen Sie Ihr Haus und denken Sie vor allem an die Angelegenheiten Ihrer Seele, denn Ihre Tage ſind gezählt.«

Görtz: »Im Himmel. — Auf Erden vielleicht noch nicht. Ich habe geſtern ein ſchriftliches Erſuchen an die Stände gerichtet, Rechenſchaft geben zu dürfen über das Geld, das ich für Rechnung des Staates in Händen hatte; zwar habe ich Feinde, aber auch Freunde habe ich, und ſolche, die den Kopf auf der rechten Stelle haben. Was meinen Sie zum Beiſpiel zu Gyllenborg und Höpke. Sie werden ſchon verſtehen, die Sache ſo einzurichten, als ob die Mittel des Staats an meinem Leben hingen; und die Schweden — ich kenne ſie aus dem Grunde — tanzen emſiger noch um das goldene Kalb, als die Juden des alten Teſtaments.«

Conradi: »Im Namen des Himmels und um Ihrer Seele Seligkeit willen wenden Sie Ihre Gedanken ab von weltlichen Dingen und ſchlagen Sie ſich eitle Hoffnungen auf Begnadigung aus dem Sinn. Ihre

Schrift an die Reichsſtände iſt unberückſichtigt geblieben. Die Krönung Ihrer Majeſtät unſerer allergnädigſten Königin ſteht bevor und beſchloſſen iſt, daß das Urtheil der Königlichen Commiſſion vorher vollſtreckt ſein ſoll. Richten Sie ſich danach, Baron Görtz, und noch einmal bitte ich Sie, denken Sie an den Frieden Ihrer Seele.«

Görtz (erbleichend): »Sollte das möglich ſein? ... Iſt mein Blut Ihnen lieber, als ſelbſt klingende Münze! ... Verzeihen Sie, Herr Pfarrer, die Augenblicke ſind mir koſtbar; ein Staatsmann muß ſeine irdiſchen Angelegenheiten ordnen, bevor er ſich mit den himmliſchen befaßt. Ein ander Mal, wenns beliebt!«

Auf eine Bewegung von Görtz entfernt ſich Conradi. Görtz wirft ſich auf ſein Lager und bedeckt, tief erſeufzend, mit der Hand ſeine Stirn.

Achter Auftritt.

(Der Keller Hamburg auf der Göthaſtraße.)

Lärm und Gedränge auf der Straße. Es wird heftig an die Thür des Kellers gepocht.

Eine Stimme von innen: »Was für ein ſchrecklicher Lärm! was ſind das für Nachtvögel, die an die Thüre ſchlagen? noch iſt die Sonne nicht aufgegangen und hier wird vor Tage nicht geöffnet.«

Stimme draußen: »Aber ſo laßt uns doch ein, wir

ſparen kein Geld und bezahlen redlich für Eſſen und Trinken. Es iſt ſo kalt, daß der Schnee unter den Füßen knarrt und finſter, wie in einem Sack; drum laßt uns ein!«

Stimme drinnen: »Unmöglich! Die Zimmer ſind ſchon ſeit geſtern Abend übervoll.«

Stimme draußen: »Das wär der Teufel ... dann reicht uns wenigſtens ein Maaß warmer braunſchweiger Mumme heraus, um die Eingeweide aufzuthauen, welche einem im Magen feſtfrieren.«

Stimme von innen: »Soll geſchehen, aber der Herr muß warten können, bis ſie fertig iſt.«

Im Keller waren alle Stühle und Bänke beſetzt, überall ſaßen Gäſte eingeſchlafen vor ihren halbgeleerten Krügen, Bechern und Gläſern, eine dunſtige Lampe flakkert auf einem Tiſch und bleiche gähnende Aufwärter fachen von Zeit zu Zeit die Glut im Kamine an.

Mit dem Aufgang der Sonne bekommt das Bild mehr Farbe und Leben, allmählig erwachen die Gäſte, dehnen ſich, reiben ſich die Augen und rufen nach Frühſtück; die Aufwärter bringen geſchäftig Gläſer mit Branntwein und Krüge voll Bier; von der Küche her vernimmt man ein Duett zwiſchen kniſterndem Tannenholz und der Butter, die in der Pfanne ziſcht, wo die Heringe gebraten werden.

»Das war eine böſe Nacht — nahm einer der Gäſte das Wort — wie ein Hund habe ich gefroren und nicht viel beſſer geſchlafen, als wie ich mir von jenem Schurken denke, dem es auf dieſe Weiſe glückt, uns noch in der letzten Stunde zu quälen; Gott ſei Dank, nun dauerts nicht mehr lange, daß der Teufel ihn holt.«

Ein anderer Bürger erwidert, indem er ſeine Uhr aus der Taſche zieht, ſie beſieht und an das Ohr hält, um gewiß zu ſein, daß ſie geht: „Ja wohl, damit kann es nicht lange mehr währen, an dem wird das Sprüchwort wahr: Hochmuth kommt vor den Fall. Erſt vor wenigen Wochen hielt er es kaum der Mühe werth zu antworten und an den Hut zu faſſen, wenn unſere vornehmſten Herren mit dem Hut in der Hand ihn anredeten und nun muß er ſich bücken wie ein anderer und ſich den Stoß zur Hölle gefallen laſſen, von wo ihn Satan um unſerer Sünde Willen uns zuſandte.“

„Statt Rheinwein — meinte ein Dritter — ſollte man ihn den Abſchiedsbecher mit allen den Thränen füllen, die er ſchwediſchen Augen erpreßt hat.“

„Was denkt Ihr — unterbrach ein Vierter — da würde ein Becher nicht reichen, ein Meer entſtände, wenn alle Thränen geſammelt werden ſollten; drinnen ſollte man den Urheber erſäufen, denn ein ſchwediſches Henkerbeil iſt für ſeinen Nacken zu gut.“

„Aber luſtig wird es immerhin ſein — äußerte wieder der Erſte — ihn von hier in der Nähe zu ſehn; ſo lange der ſelige König ihn mit ſeinem Land und Volk hauſen ließ, zeigte er ſich gewöhnlich nicht anders, als von Weitem in zierlichem Wagen. Steckte er den Kopf heraus mit der langen Lockenperücke, ſo war's nur, um den Wachen vornehm zuzunicken, wenn Sie vor ihm ins Gewehr traten.“

„Jetzt — ſagte ein Anderer — bemüht er die Wachen zum letzten Mal .... Ich möchte doch wiſſen, ob

die Truppen ſchon auf dem Marſch nach dem Hochgericht ſind.«

Ein Aufwärter meldete, daß draußen ſchon alles in Ordnung ſei. Eine ſtarke Wache mit ſcharfgeladenen Gewehren umgebe den Wagen, um die erbitterten Volkshaufen von den Ausbrüchen ihrer Wuth zurückzuhalten.

»Ich habe Euch, gute Herren, die Ihr hier ſeid — begann wieder einer der Gäſte — einen Vorſchlag zu machen. Wenn wir uns an ihm ſatt geſehen haben, ſo nehmen wir aus unſern Taſchen eine Hand voll von den verfluchten Münzzeichen, die wir der Kanaille zu danken haben und ein jeder ſchmeißt ſie ihm ins Geſicht zum Reiſepaß. Sollten wir ihm dabei Augen und Zähne auswerfen, ſo ſpart es ja nur die Mühe, ihn wenige Minuten ſpäter zu binden und gebiſſen hat er dann jedenfalls zum letzten Mal. Was meint Ihr Freunde?«

Lachen und Bravo erſchallte von allen Seiten als Antwort.

Ein Bürger: »Jetzt lärmen ſie auf der Straße, daß einem das Trommelfell ſpringen könnte. Aufwärter ſpringt hinaus und ſeht zu, ob ſie mit ihm kommen.«

Athemlos kommt der Aufwärter zurück: »Der Zug iſt in Bewegung, die Bajonette der Wache, dicht wie ein Wald, blinken in der Ferne, aber langſam geht's wegen des Gedränges. Bis hierher hört man die Flüche und Hurrahrufe.«

Sämmtliche Gäſte ſtürzen an die Fenſter. Allmählig naht ſich der Zug. Dicht von Soldaten umgeben bewegt ſich Schritt vor Schritt ein ſchwarz behangener mit zwei Pferden beſpannter bedeckter Wagen, darin zur

Rechten der Geheimrath Baron von Görz, zur Linken der Pfarrer Conradi. Görz todtenbleich mit ſtierem Blick und ſtumm wie das Grab vernimmt mit der Gleichgültigkeit der Verzweiflung die Schmähungen und Aeußerungen wahnſinniger Wuth, welche die andrängenden Volksmaſſen um ihn herum ausſtoßen, während Conradi vergeblich ſich bemüht, bald mit beruhigenden Worten und Bitten die Raſerei des Volks zu beſänftigen, bald die Aufmerkſamkeit und den Sinn des Delinquenten auf den Himmel zu lenken. Eingehüllt in einen koſtbaren Pelz, um ſowohl das kurzgeſchnittene Haar zu verbergen, als auch die Wärme der ſonſt gewohnten Allongeperücke zu erſetzen, trägt Görz einen runden Hut, den er ſich tief in die Stirn gedrückt hat. Den Wagen führt Görz eigener Kutſcher, ſchwarz gekleidet und mit weißen Handſchuhen. Den Trauerflor mußte er auf Befehl des kommandirenden Offiziers vom Hute abnehmen; ebenſo mußten zwei Bedienten in Trauerkleidern, welche an der Thür des Gefängniſſes hinten auf den Wagen ſtiegen, eilig ſich entfernen, um nicht die wilde Wuth des Volks noch mehr zu reizen.

Eine Stimme (im Keller): „Tauſend Teufel, was ſoll das bedeuten? Der Wagen hält hier nicht und er ſteigt nicht aus, um, wie gebräuchlich, den letzten Trunk in dieſem Keller zu thun.“

Ein Zweiter (ärgerlich): „Auch im Tode, ſelbſt vor dem Galgen ſoll keine Gleichheit ſein zwiſchen einem reichen Schuft und einem armen Schlucker — einem hochwohlgebornen Galgenvogel oder einem, der auf keinen Namen ſeiner Vorfahren hoffärtig ſein kann. Oder ſollte

die ausländiſche Kanaille darauf trotzen, unſere Landesſitte mit Füßen zu treten, ſo lange noch ein Funken Leben in ihm iſt.«

Ein Dritter »Man merke wohl, daß er zur Rechten des Pfarrers ſitzt, wenn das nur nicht bedeutet, daß der Satan auf dem Richtplatz begnadigt wird.«

Dieſer fälſchlich hingeworfene Verdacht brachte alle Gemüther plötzlich in Aufregung und erhöhte die Wuth der Anweſenden.

»Die Gnade ſoll ihm nichts nutzen — ſo tönte es von mehreren Seiten — wir eilen ihm nach zum Galgen, und zerreißen, wird er begnadigt, den Baron und das Begnadigungsſchreiben in Stücke.«

Alle ſtürzen hinaus.

Letzter Auftritt.

(Das Hochgericht.)

Tiefe ſternenklare Mitternacht. An dem Gatter hält ein Leiterwagen, von einem maskirten Kutſcher geführt und von fünf maskirten Männern zu Pferde mit Piſtolen bewaffnet und mit Blendleuchten verſehen, begleitet. Sie ſteigen ab, binden die Pferde an und heben vom Wagen einen Sarg, ausgeſchlagen mit ſchwarzem Sammet und mit Zierrathen von Silber geſchmückt; am Kopfende des Deckels lieſt man den Namen: Georg Heinrich Baron von Görtz.

Nachdem sie den Sarg an die weißen Pfeiler des Galgens gestellt, schließen sie einen Kreis.

Das Geschäft wird nicht das Leichteste sein, Schnee bedeckt den ganzen Platz, man kann nicht unterscheiden, wo der Boden zuletzt aufgegraben wurde und der Frost wird gewiß die Arbeit schwer genug machen.

„Wüßten wir nur, wo der Richtblock stand!“

„Ich erinnere mich dessen recht gut — erwiederte ein Anderer — und höchstens zwei Ellen davon sah ich die Henkersknechte den Körper eingraben.“

„So hat's keine Noth — bemerkte ein Dritter — zeigt uns nur ungefähr die Stelle und Ihr Andern eilt zum Wagen und holt Spaten und Spieße.“

Gesagt, gethan. Der Ort wird bezeichnet und das Graben beginnt; während der Zeit hält der Kutscher am Gatter; um nach den Pferden zu sehen und seinen Kameraden ein Zeichen zu geben, wenn sich Jemand zeigen sollte, der sie an ihrem Vorhaben zu hindern beabsichtigte. Die Blendleuchten haben sie während des Grabens auf den Boden gestellt.

Auf einmal ertönte von der Landstraße in einiger Entfernung vom Platze Pferdegeläut und der Posten giebt das Signal zur Vorsicht, die Arbeit wird unterbrochen und die Blendleuchten werden mit Schnupftüchern, Halstüchern und Mänteln bedeckt. Noch bevor dies aber geschehen konnte, war der Bauer, welcher ein Fuder zur Stadt fuhr, die Bewegung und den Lichtschein am Galgen gewahr geworden und hatte das Sprechen dort gehört. Voller Schrecken hieb er auf seine armen Pferde ein und floh in sausender Fahrt davon, ein in-

brünſtiges Vater Unſer betend vor dem vermeintlichen Tummelplatz böſer Geiſter und umwandelnder Miſſethäter.

Die Arbeit wird wieder begonnen und raſtlos und ungeſtört fortgeſetzt; plötzlich ruft Einer der Arbeitenden: „Hier, ich ſtoße mit dem Spieße auf was. Wir haben gefunden, was wir ſuchen.“

Und indem er den Spieß aus der Erde zieht, folgt das Haupt eines Menſchen mit, an dem Spieße befeſtigt, der durch das eine Auge gedrungen iſt und den Schädel geſprengt hat.

„Hölle und Tod, ſo haſt Du den ſeligen Baron tractirt — ruft ein Anderer — während er ſeinem Kameraden hilft, das Haupt loszulöſen, welches Alle bei dem dunklen Schein der Blendlaterne genau betrachten. — Sieh auch nur, wie er Dich mit dem anderen, halb offenen Auge anblinzt und ſieht es doch gerade aus, als ob er mit dem aufgeſperrten Munde beißen wollte.“

„Mag ſein abgehauenes Haupt blinken und ſich aufſperren, ſo viel es will, das ſchreckt mich nicht mehr, ſo ſehr ich auch ſonſt den Zorn des ſeligen Herrn fürchtete. Aber, wenn wir mit dem Sarge heim kommen und ſeine hochvornehmen Anverwandte ſehen, daß wir ſchlecht mit dem Leichnam umgegangen ſind, dann fürchte ich, bekommen wir was Anderes als Bezahlung für alle die Mühe, die wir hatten und die Gefahr, die wir ausſtanden.“

„Du haſt ſehr recht — bemerkte ein Dritter — und wir müſſen mit dem Leichnam recht vorſichtig umgehen. Den Schaden, den wir dem Kopf zufügten, ſchieben wir auf den Henker. Die Familie des ſeligen Barons nennt

ihn gewiß einen Märtyrer und da iſt es ja Waſſer auf ihrer Mühle, daß er ſo jämmerlich mißhandelt worden iſt.“

Behutſam wird das abgehauene Haupt auf die Erde niedergelegt und das Suchen nach dem Leichnam fortgeſetzt. Sie finden ihn bald nackt und gefroren.

„Bezahlt und quittirt — bemerkte eine der Masken. — Hat der ſelige Baron in ſeinem Leben Schweden geplündert, ſo haben nun die ſchwediſchen Henkersknechte ſeinen armen Leichnam buchſtäblich bis auf die Knochen ausgezogen.“

„Wollen wir nicht — ſtellte ein Anderer anheim — nachdem wir Haupt und Körper zuſammengelegt, ein kurzes Gebet ſprechen bei der Leiche?“

„Das iſt recht und billig — war die Antwort — zuvor aber laßt uns Alles in den Sarg legen, das iſt doch feierlicher, als wenn wir hier am Henkersgrabe die Andacht verrichten.“

Damit werden die Ueberreſte von Görtz zum Sarge getragen, der Deckel wird abgehoben und ſie werden auf Kiſſen, von Wohlgerüchen duftend, in ein Leichentuch vom feinſten holländiſchen Linnen gelegt und mit einer Decke aus Silberſtoff umhüllt. Nachdem der Deckel wieder aufgelegt und verſchloſſen, bilden die Masken einen Kreis um den Sarg, und während Eine von ihnen das Vater Unſer und den Segen laut vorſpricht, wiederholen es leiſe die Andern. In demſelben Augenblick, wo ſie das Gebet enden, durchfährt ein Windſtoß die Luft und mit Schrecken nehmen die Masken gewahr, wie ſich ein Schatten über ihren Köpfen bewegt.

„Herr Jeſus! ich glaube der Teufel kommt, um uns die Leiche zu rauben“ — ruft Einer.

„Dummkopf — verſetzte ein Anderer — die Hölle liegt unter der Erde und von dort nur kann der Satan und ſein Anhang aufſteigen. Die Abgeſandten des Himmels kommen von oben. Vielleicht iſt's der Engel Gabriel, der uns die Mühe erleichtern will.“

„Dummköpfe beide — brummte ein Dritter. — Hebt nur die Leuchten auf, ſo ſeht ihr, daß es weder Teufel noch Engel ſind, die über unſerm Kopf ſchweben, ſondern ein armer Sünder, der am Galgen zappelt.“

„Hu!“.... Und ein Schauer durchfuhr den Kreis.

„Wahrlich, ein ſchönes Ehrendenkmal für den gnädigen Herrn und ſeinen Sarg. Laßt uns ſo ſchnell wie möglich von hinnen!“

Mit vereinten Kräften ergreifen die Masken den Sarg und tragen ihn zum Wagen. Der Kutſcher beſteigt den Bock, die Uebrigen ihre Pferde und fort geht es in geſtrecktem Lauf.

Fünftes Kapitel.

Am 27. Januar 1719 beim Untergang der Sonne stellte sich vom Königshügel bis zur Pforte der Ritterholmskirche Fußvolk und Reiterei, hauptsächlich aus der Leibgarde und der Stockholmer Bürgerschaft bestehend, in doppelten Gliedern auf. Zu beiden Seiten der Straßen und in einer Entfernung von je 15 Ellen brannten Fackeln von 5 Ellen Höhe. Unter Trauermusik zogen die Truppen auf die ihnen angewiesenen Plätze. Alle Fenster waren mit schwarzgekleideten Zuschauern besetzt und auf Straßen und Gassen wogte eine neugierige Volksmenge, die durch die Kälte sich nicht abschrecken ließ. Flüsternd unterhielten sich die Aeltern, der Zeit gedenkend, wo vor neunzehn Jahren der Heldenkönig zum letzten Mal seine Hauptstadt verließ, erwartend stand das jüngere, unter der langjährigen Abwesenheit des Königs geborne Geschlecht, während der Staub des Helden langsam den letzten Theil seiner Reise von Friedrichshall nach Stockholm zurücklegte.

Ein gewisser trauriger Ernst war über jedes Antlitz verbreitet. Sorgenschwangre Wolken lagerten auf

den Stirnen derer, die der Leitung der Staatsgeſchäfte nahe ſtanden; die tiefſte Betrübniß zeigte ſich bei den Truppen, und Thränen rollten über die Wangen ſo manches Burſchen, der in Rußland, in Polen, in der Türkei oder in Norwegen unter dem Banner des gefallenen Helden gefochten hatte.

Den Zug eröffnete die Leibſchwadron; ihr folgten zu Fuß zwei Herolde, dem Hofmarſchall Baron von Düben vorangehend, der mit ſchwarz umwickeltem Stabe ſowohl den ſchwediſchen Hofſtaat, wie den Hofſtaat des Erbfürſten von Heſſen-Caſſel und des Herzogs von Holſtein anführte. Alle Hofperſonen waren in lange ſchwarze Trauermäntel gehüllt. Ihnen zunächſt ſchloß ſich die Ritterſchaft und der Adel, den Landmarſchall Baron Peter Ribbing an der Spitze, an.

Zwei Herolde gingen dem mit 6 Pferden in ſchwarzen Decken beſpannten Wagen des Ober-Marſchalls Reichsraths Grafen Teſſin voran. Dann folgte der Königliche Leichenwagen, von 8 Pferden gezogen und mit ſchwarzem Sammt bekleidet. Neben jedem Pferde ging ein Stallknecht, in einen langen ſchwarzen Mantel gehüllt. Der Sarg war mit einer Decke von purpurnem Sammet, mit geſtickten Goldkronen geziert, umhüllt; die vier Ecken der Decke ſchmückten drei Kronen auf blauen Kugeln, eine große Königskrone darüber, darunter übers Kreuz gelegte Palmzweige. In der Nähe des Ritterholms wurden dieſe vier Ecken von Kammerherrn getragen, während acht Capitaine von der Leibgarde den mit Goldkronen verzierten ſchwarzen Sammethimmel über den Sarg hielten. Später wurden die Ecken des Bar-

tuchs von Präſidenten, ſo wie der Himmel von Generalmajoren und Landeshauptleuten getragen. Auf der rechten Seite am Kopfende der Leiche ging der Capitain-Lieutenant Johann Hjerta und auf der linken der Oberſt Törnflicht, ſo wie zwei der älteſten General-Adjutanten Carls XII. Die Hofdienerſchaft und dreißig Trabanten mit ihren Partiſanen zogen auf beiden Seiten des Leichenwagens.

Unmittelbar hinter dem Leichenwagen folgten die beiden Leidtragenden zu Wagen.. Stillſchweigend und düſter ſaßen hier neben einander der Schwager und Schweſterſohn des großen Dahingegangenen; Friedrich von Heſſen, den Sinn erfüllt mit Berechnungen auf die Krone, die ſeine Gemahlin noch trug, aber bereit war, ihm auf den leiſeſten Wink abzutreten; Carl Friedrich von Holſtein, düſter, mit gebrochenen Hoffnungen und ſchwankenden Vorſätzen. So nahe verbunden durch Bande des Bluts und ſo fern von einander durch Intereſſen, zog ſich jeder von ihnen ſo weit wie möglich von dem Andern in ſeinen Winkel des Wagens zurück, wie ſie artig erklärten, um ſich nicht zu beläſtigen, in Wahrheit aber aus Haß. Das Stillſchweigen, das der Anlaß erforderte, erſparte ihnen, Worte der Feindſchaft auf der Goldwage der Verſtellungskunſt abzuwägen.

An der Pforte des Friedhofs der Ritterholms-Kirche angelangt, verließ der Trauerzug die Wagen. Der Reichsrath Guſtav Cronhjelm nahm das Reichsbanner, von zwei Oberſten unterſtützt. Fünf Kammerräthe übergaben die Reichs-Kleinodien an die fünf älteſten

Reichsräthe, welche ſie auf ſchwarzen Sammtkiſſen in die Kirche trugen.

Ihnen folgte, voran zwei Herolde, der Ober-Marſchall Teſſin mit dem Leichenſtabe.

Inzwiſchen wurde der Sarg vom Leichenwagen gehoben und von zwanzig Oberſten auf einer Bahre unter demſelben Himmel, der vorher über den Leichenwagen gehalten wurde, über den Friedhof hinweg in die Kirche getragen. Der Sarg wurde auf einen Katafalk vor dem Hochaltare geſtellt. Die ganze Kirche war im Trauerſchmuck und reich mit weißen Wachslichtern erhellt. Der Erbprinz, der Herzog, die Reichsräthe und diejenigen, welche in den Trauerwagen gefahren waren, folgten dem Sarge in die Kirche, wo die vier Reichsſtände ſchon vorher die ihnen angewieſenen Plätze eingenommen hatten.

Von der Kanzel hielt der Erzbiſchof Mathias Steuchius, in vollem Ornat, die Leichenpredigt über den Text „kurz und übel iſt meines Elends Zeit und reichet nicht an die Zeit des Elends meiner Väter;“ worauf er die Perſonalien Carls XII. verlas. Nach einigen Gebeten verließ der Erzbiſchof die Kanzel, die Trauermuſik begann auf's Neue, und während ein Leichenpſalm geſungen wurde, hoben auf ein von dem Ober-Marſchall Grafen Teſſin gegebenes Zeichen die übrigen Reichsräthe den Sarg von dem Katafalk und trugen ihn herab in die Königliche Gruft, wohin der Erzbiſchof folgte und die Beiſetzung verrichtete.

Dem Denker gaben dieſe Augenblicke Stoff zu eigenthümlichen Betrachtungen. Mit welchen Gefühlen

mochten wohl dieſe Senatoren dieſen Staub zu der ſtummen Unterwelt geleiten, vor dem ſie zitterten, ſo lange noch ein Funken Leben in ihm war, ſie, die ſo lange nichts und jetzt alles bedeuteten, vor denen und vor ihrem weit ausgreifenden Einfluß jetzt die Thronpuppe zitterte. Nach beendigter Beiſetzung gab der General-Zeugmeiſter Baron Horn, der ſich in der Kirche befand, ein Zeichen, welches von einer langen Kette von ausgeſtellten Poſten wiederholt, den Befehl gab, mit den üblichen Salven zu beginnen. Dieſe erdonnerten in ſolcher Fülle, daß im wahren Sinne des Worts die Hauptſtadt ſelbſt erzitterte.

Nachdem der Biſchof von Linköping, Dr. Torſten Rudeen, die Meſſe am Altare abgehalten und den Segen geſprochen hatte, verließ der Trauerzug die Kirche, umgeben von einer doppelten Reihe von Hofbedienten mit Fackeln und unter wiederholten Kanonenſchüſſen.

Angelangt im Palaſt, der von Kronen und Kandelabern reich erleuchtet war, meldete der dienſtthuende Kammerherr, daß Ihre Majeſtät, ermüdet, außer ihrem Gemahl nur einige wenige namhaft gemachte Perſonen und diejenigen bei ſich empfangen wolle, welche ihr Gemahl mitzubringen für gut befinden würde. Die Königin hatte dies mit dem Kammerfräulein Düben erſonnen, um einerſeits ihre Macht zu zeigen, andererſeits dem Prinzen Gelegenheit zu geben, durch Beweiſe ſeiner Gunſt zu verpflichten. Der Herzog, zu ſehr beſtürmt von traurigen Betrachtungen, und wenig aufgelegt, mit ſeiner Tante, die ihn verabſcheute und die auch er aus dem Grunde der Seele haßte, zuſammenzutreffen,

war nicht geneigt, ſich der Demüthigung einer Anfrage, einer Zurückweiſung oder Erlaubniß des Prinzen von Heſſen auszuſetzen. Gleichgültig und kalt vernahm der junge Herzog die Meldung des Kammerherrn und begab ſich ſtillſchweigend nach ſeinen Gemächern, ohne auch nur einmal von dem Prinzen eine Erklärung zu verlangen, inwiefern jene Meldung auch dem eigenen Neffen der Königin gelte. Während der Erbprinz die Sprecher der Reichsſtände auf das Artigſte einlud, in die Gemächer ſeiner Gemahlin einzutreten, nahte ſich Horn nebſt einigen anderen Senatoren der Thüre, die dahin führte. Vergebens wiederholte ihm der Kammerherr den ihm ertheilten Befehl, Horn warf ihm einen zerſchmetternden Blick zu und ſagte in ſtrengem Tone: „Nur der Beichtvater und der Arzt haben das Recht, den Reichsräthen von Schweden den Zutritt zur Majeſtät zu verwehren. Mögen Sie das ein für allemal wiſſen.“

Verlegen und indem er ſich tief verneigte, öffnete der Kammerherr beide Flügelthüren zu den Gemächern der Königin. Kaum vermochte Ulrica Eleonora ihren Verdruß zu verbergen. Ihre flammenden Blicke erwiderte Horn mit erkünſtelter Unbefangenheit. Der Erbprinz von Heſſen verbarg ſeinen Aerger unter dem verbindlichſten Benehmen gegen die ſtolzen Rathsherrn.

Sechstes Kapitel.

Kaum hatte sich, als der Jüngling Carl Gustav Tessin aus fremden Ländern in das heimathliche Land und das Vaterhaus zurückgekehrt war, die Freude des Wiedersehens in den Umarmungen und Liebkosungen der Eltern und Geschwister Luft gemacht, so winkte der Vater dem Sohne, ihm in sein Arbeitszimmer zu folgen, wo er ein lebhaftes Verhör über Alles anstellte, was der geliebte Sohn auf seinen Reisen im Auslande in Bezug auf die schönen Künste und insbesondere die Architektur gesehn und gesammelt. Die Fragen des Vaters wollten kein Ende nehmen und nur in den Minuten, in denen die mitgebrachten Zeichnungen und Kunstsachen des Sohnes beschaut und untersucht wurden, kam dieser zum Athmen. — Nachdem der große König in Versailles seine letzte Wanderung in die Gruft von St. Denis angetreten hatte und derjenige, welcher nach ihm die Zügel der Regierung führte, seinen Sinn keineswegs darauf gerichtet zeigte, Frankreich zum Glanzpunkt großartiger Unternehmungen zu machen, hatte dieses Land für Nicodemus Tessin nicht mehr dasselbe Interesse, wie

ſonſt. Um ſo mehr erzählte Carl Guſtav Teſſin unaufgefordert von Paris, von ſeinen glänzenden Zirkeln und ſeinem an abwechſelnden Zerſtreuungen und Luſtbarkeiten reichen Leben; aber als dann die Rede auf Italien, auf Rom kam, da befand ſich Nicodemus in ſeinem eigentlichen Element, da durchlebte er auf's Neue die Tage ſeiner Jugend. Mehrere Mal wurde gemeldet, daß die Tafel bereitet, daß die Gräfin und die Fräulein warteten, ehe er, ſeinen eigenen Hunger ganz und gar vergeſſend und den der Andern berückſichtigend, ſich zur Tafel begab.

Und kaum war dieſe unter lebhaften Geſprächen über ausländiſche Kunſtwerke und Künſtler beendet, ſo befanden ſich der alte Reichsrath und der junge Hofintendant wieder eingeſchloſſen in dem Kabinet des Erſtern, umgeben von Zeichnungen und Papieren. Während ſie mit deren Durchſicht beſchäftigt waren, ließ ſich der General-Lieutenant, Baron Banér, melden und um eine Unterredung mit dem Reichsrath bitten.

Des Letztern Geſicht verfinſterte ſich. Er ſchwieg einige Sekunden und ſchien ſich zu beſinnen, endlich befahl er dem Bedienten, den Fremden in das gewöhnliche Empfangszimmer zu führen.

„Gott weiß, dieſer Beſuch macht mir nichts weniger als Vergnügen — rief Nicodemus Teſſin aus, als der Bediente das Zimmer verlaſſen hatte — abgeſehen, daß ich in unſerer angenehmen Beſchäftigung geſtört werde, muß man die Zunge hüten, wenn man ſich in unſern kitzlichen Zeiten mit einem ſo heftigen Patron, wie dieſer Baron Jan Banér, einläßt. Er iſt Ge-

heimer Rath und kürzlich nach Görz zum obersten Hof-Marschall bei dem armen Herzog von Holstein ernannt worden, dessen hohe Frau Tante, unsere allergnädigste Königin, ihn und alles, was Holsteinisch heißt, mit Haß und Argwohn betrachtet. Aber zugleich ist er der Eidam des Grafen Wellingk, der es mit gutem Erfolg darauf angelegt hat, sich bei Sr. Königlichen Hoheit, ihrem Gemahl, in Gunst zu setzen.«

»Ich erinnere mich aus meiner Kindheit dunkel eines Banér, der in das Ausland reiste und zum Tode verurtheilt wurde.«

»Eben dieser ist's. Er war Major im schwedischen Heere unter dem hochseligen König Carl XI., der ihm Erlaubniß gab, sein Glück in ausländischen Diensten zu versuchen. Er war kaum ein Jahr fort, so wurde er General-Adjutant beim Marschall von Luxemburg. Einige Jahre später wurde er in gleicher Eigenschaft und als Oberst bei dem Kurfürsten von Sachsen angestellt. Als aber der Krieg unter unserem letzt verstorbenen Könige ausbrach, befahl Se. Majestät allen in feindlichen Diensten stehenden Schweden, in einer bestimmten Zeit und unter der Verwarnung, als Verräther angesehen zu werden, in die Heimath zurückzukehren und da Banér der Aufforderung nicht Folge leistete, so wurde er vom Hofgericht zum Verlust seines Lebens, seiner Ehre und Güter verurtheilt. Später erwirkte sein Schwiegervater seine Begnadigung und vermittelte, daß er in Holsteinsche Dienste kam, was Se. hochselige Majestät besonders zufrieden waren, welche für Ihren Schwager und Neffen in eben dem hohen Grade Vorliebe hegten, in welchem

Ihrer jetzt regierenden Majestät Gesinnung ihnen stets abgeneigt war. Auch ernannte ihn der König vor zwei Jahren zum General-Lieutenant in der schwedischen Armee mit der Berechtigung, fortdauernd jedes beliebige Amt in Holstein zu bekleiden.«

»Während Sie, lieber Vater, mit ihm sprechen, gehe ich zur Frau Mutter, um einige Augenblicke mit ihr und den Schwestern zu plaudern.«

»Thue das, mein Sohn.« — Damit schieden die beiden Tessin. Nicodemus begab sich nach seinem Empfangszimmer, wo Banér ihn erwartete.

»Ew. Excellenz — nahm dieser das Wort — wollen meinen Besuch zu dieser Tageszeit entschuldigen. Aber während der Abwesenheit meines Schwiegervaters weiß ich mich an keinen Rathsherrn mit gleicher Offenheit zu wenden, wie an Sie, gnädiger Herr, den unser unvergeßlicher Heldenkönig mit seinem engsten Vertrauen ehrte. Auch weiß ich, wir beide streben wenigstens nach demselben Ziel.«

»Was unser geliebtes Vaterland, unsere verehrte Königin betrifft, so seien Sie überzeugt, mein General, daß der ganze Senat ohne Ausnahme nach demselben Ziele strebt — erwiederte Tessin vorsichtig und mit Würde — dies würde Ihnen auch, wenn es, was ich jedoch zu glauben weit entfernt bin, nöthig wäre, mein verehrter Amtsbruder, Ihr Herr Schwiegervater, bestätigen.«

»Und an der Spitze dieser vaterländischen Bestrebungen steht natürlich die neue Königliche Hoheit der Ge-

neraliſſimus“ — unterbrach ihn Banér mit einem Anfluge bitteren Lächelns.

„Ohne Zweifel — fuhr Teſſin fort — und der Herr General thäte unſtreitig am Beſten, ſich zunächſt an Se. Königliche Hoheit zu wenden, wenn es militairiſche Angelegenheiten betrifft.“

„Verzeihen Sie — wandte Banér ein — wenn ich ohne Umſchweife Ew. Excellenz frage, welche Maaßregeln hat der Prinz befohlen, um für einen ſichern Rückzug unſerer Truppen aus Norwegen zu ſorgen und das Unglück nach der gräßlichen Kataſtrophe in den Gebirgen zu mildern.“

„Ich verſtehe Sie nicht, Herr General — erwiederte Teſſin mit gerunzelter Stirn und nachdem er Banér, der ſich an der Ueberraſchung und Verlegenheit des Rathsherrn zu weiden ſchien, einige Sekunden ſtillſchweigend betrachtet hatte — und bitte Sie, mich mit Räthſeln zu verſchonen.“

„Wie — verſetzte Banér mit dem Ausdruck von Verwunderung — ſollte das Unglück in den Gebirgen noch nicht einmal zur Kenntniß des Senats gebracht ſein? Es iſt mir nicht lieb, der Erſte zu ſein, der Ew. Excellenz dieſe Hiobspoſt mittheilt, aber da das Unglück den Herren nicht verborgen bleiben kann und darf, welche an der Berathung der Reichsangelegenheiten Theil nehmen, ſo erlauben mir Ew. Excellenz, Ihnen ſogleich, was ich weiß, ausführlich zu ſagen.“

Teſſin verneigte ſich zuſtimmend und lud mit einer Handbewegung Banér ein, auf dem Sopha Platz zu nehmen, wo ſich beide niederließen.

„Kaum waren unſere Truppen — ſo begann Banér — am Neujahrstage (1719) aus ihrem Lager aufgebrochen, um nach Handöl, dem erſten Dorfe in Jemtland, zu marſchiren .... kaum hatten ſie den Kamm der Gebirge von Bockhammer, Oje, Remmen und Einhagen erreicht, als ſich vom Meere her ein unglückſchwangerer entſetzlicher Wind, Guſta genannt, erhob, deſſen bloßes Einathmen das Blut ſtarrend macht und die Lungen in Eis verwandelt. Dieſer Nordweſtwind führte eine ungewöhnliche Menge Schnee und eine ſo ſcharfe und durchdringende Kälte mit ſich, wie man nie ihres Gleichen erfahren. Die Truppen wurden muthlos und verzweifelten. Holz gab es auf mehrere Meilen nicht, die Gewehrkolben waren das einzige Brennbare, was zu haben war, und wurden auch dazu verwandt, ſo lange ſie ausreichten. Angeſicht und Hände ſchwollen auf von der gräßlichen Kälte, ein Theil der Mannſchaft erkrankte und ſtarb noch an demſelben Abend. In der folgenden Nacht ſchlugen die Truppen ihr Lager in einem Thale an einem Gebirgsſee auf. Als der Morgen dämmerte und der Marſch fortgeſetzt werden ſollte, fand man mehrere Hunderte erfroren. Ein Theil davon ſtand dicht bei einander in derſelben Ordnung, wie ſie marſchirt waren, als ob ſie lebten, aber ſtieß man an ſie, ſo ſtürzten ſie todt über einander, wie Bildſäulen. Kälte und Schnee dauerten fort. Auf dem Marſche fiel einer nach dem andern, mochte er reiten oder gehen, ſo daß Haufen von Todten am Wege lagen. Ueberall blieben Artillerie und Bagage, Schlitten und Pferde in Menge ſtecken; nachdem die Mannſchaften erfroren oder

lebend bis über den Kopf eingeſchneit waren, wo ſie ſich vor Mattigkeit nicht hervorzuarbeiten vermochten, ſondern jämmerlich umkamen. Am Abend des 3. Januar lagerten die Truppen bei dem Fluß Eina. Hier mußte der größere Theil des Heeres die dritte Nacht in demſelben Elende bleiben, denn in dem heftigſten Schneegeſtöber ſtanden die Leute, wie in einer dichten Wolke, keiner konnte den Weg finden und 40 Schritt vor ſich ſehen. Der eine Wegweiſer, der dem Heere aus Norwegen gefolgt war, ſtarb ſchon im erſten Nachtlager. Der andere war mit der Vorhut voraus. Es läßt ſich kaum denken, geſchweige beſchreiben, welche Noth und welchen Jammer es hier gab. Einige jemtländiſche Soldaten, welche wußten, daß der Einafluß nach Handöl zufließe, hieben das Eis auf und benutzten die Strömung des Waſſers als Wegweiſer. Am vierten Tage vertheilten ſich die Truppen auf zwei Wege, die einen gingen den Fluß entlang, die andern zogen über das Gebirge weiter und kamen endlich nach Jemtland. In Handöl gab es nur 3 Bauern und in einer Entfernung von 3 Meilen lag nur hie und da eine Bauernhütte, ſo daß die größtentheils halb todten Soldaten kein Unterkommen finden, noch viel weniger Nahrung erhalten konnten. In Folge der Erkältungen im Gebirge ſtarben noch täglich von den Leuten. Viele Tonnen füllte der Regiments-Feldſcheer Holmſtröm mit abgeſägten Händen und Füßen. Das ganze Heer, das urſprünglich 10,000 Mann, ſpäter ſchlecht gerechnet, mindeſtens noch 6000 zählte, ſchmolz auf dieſe entſetzliche Weiſe bis auf etwa 600 zuſammen.“

„Ihre Beſchreibung, mein General, iſt fürchterlich auch wenn man die wahrſcheinliche Uebertreibung ab, rechnet.“

„Ich übertreibe nichts — unterbrach ihn Banér — und hätte der Neffe deſſelben Königs, ſo jung er iſt, die Sorge für das Heer gehabt, ſo wäre es mit dem Rückzug anders gekommen und unſere Tapfern wären nicht wie Sperlinge zu Schanden gefroren.“

Hier hielt Banér inne mit bitterm Lächeln und indem er Teſſin fixirte. Dieſer benutzte die Pauſe, um dem Geſpräch eine andere Wendung zu geben und es auf Graf Wellingk zu leiten, nach dem ſich Teſſin warm erkundigte.

„Eben die Freundſchaft, welche Ew. Excellenz auch jetzt für meinen Schwiegervater zeigen — nahm Banér wieder das Wort — und die ich und er ſo hoch ſchätzen, läßt mich unſer Geſpräch wieder auf ſeinen urſprünglichen Gegenſtand bringen und die Bitte an den vertrauteſten Rathsherrn des großen Königs richten, mich aufzuklären, welche Berückſichtigung das ſchwediſche Heer in ſeinem Unglück bei dem Thronfolger von Heſſen-Caſſel zu finden hoffen darf?“

„Baron Banér — erwiederte Teſſin ernſt und ſtolz — um jedem Irrthum zu begegnen, mögen Sie wiſſen, daß ich über Anträge eines holſteinſchen Geheimen Raths nur im Senat berathe, von einem ſchwediſchen General aber Gehorſam und Treue gegen die Obrigkeit, und Ergebenheit und Vertrauen zu dem edlen Fürſten verlange, den Ihre Majeſtät an die Spitze des Heers geſtellt hat. Iſt auch das Unglück, das Sie eben

ſchilderten, nicht rückgängig zu machen, ſo kann doch die Noth der hinterbliebenen Wittwen und Waiſen gelindert werden, und es ſollte mich wundern, wenn Sie, Herr General, der Einzige wären, dem der Edelmuth und die Mildthätigkeit Sr. Königlichen Hoheit unbekannt iſt.“

Banér ſtammelte einige entſchuldigende Worte und empfahl ſich. „Auch dieſe Stütze — ſagte er leiſe, indem er ſich entfernte — iſt alſo meinem Herzog entzogen. In Schweden iſt es mit der Gevatterſchaft unwiderruflich vorbei, wenn das Kind todt iſt.“

Siebentes Kapitel.

Während Schweden unter einem schon 19 Jahre dauernden Kriege gegen halb Europa litt, während seine Finanzen, sein Kredit verfiecht waren, das Volk unter Armuth seufzte und Ueberfluß nur an werthlosen Münzzeichen herrschte — während diese schwierigen Verhältnisse die ganze Sorge und den größten vaterländischen Eifer der Regierung erforderte, wurde die Zeit mit eitlen Berathungen über die Krönung der Königin verschwendet. Der Prinz von Hessen, die eigene Krone unausgesetzt im Auge habend und überzeugt, daß seine Gemahlin jederzeit geneigt und bereit sei, sie ihm abzutreten, hätte die Könungs-Ceremonie am liebsten bis dahin ausgesetzt gesehen, wo er selbst die Hauptperson dabei sein konnte. Zu klug indeß, um diese geheimen Gedanken zu verrathen, unterstützte er nur durch seinen Einfluß bei der Königin den Vorschlag, der mit den meisten Kosten verbunden war, die Möglichkeit berechnend, dadurch einen längern Aufschub für seine weitern Pläne zu gewinnen. So beschloß Ulrica Eleonora sich in Upsala krönen zu lassen.

Als sie im Rath diesen Vorsatz zu erkennen gab, fand sie auf allen Seiten Widerstand. Horn eiferte gegen die vermehrten Kosten, welche dem unter seinen Lasten fast erliegenden Lande nutzlos auferlegt würden. Teſſin machte auf die Schwierigkeiten aufmerksam, welche die nöthigen Anstalten und Vorkehrungen in einer Landstadt finden würden. Nur Krohnhelm, obwohl auch er der Meinung beider beistimmte, äußerte, wie er überzeugt sei, daß unter den getreuen Unterthanen keiner sei, der die größere Last achten würde, wo es sich um J. Majestät hohes Vergnügen handele.

Ulrica Eleonora belohnte diese Aeußerung Krohnhelms mit einem gnädigen Lächeln.

Nachdem sie stillschweigend und mit erkünstelter Zerstreutheit die Einwendungen sämmtlicher Rathsherrn angehört hatte, sagte sie in strengem Ton: „Wir haben unsern hohen Willen zu erkennen gegeben und unser Beschluß steht fest, nach der Sitte unserer Ahnen in der Domkirche von Upsala die heilige Salbung zu empfangen.“

Einem neuen Sturme, auf den sie aus Horn's gerunzelten Augenbrauen schließen konnte, entzog sie sich, indem sie die Versammlung auflöste und den Saal verließ.

An einem Tisch in einer Ecke desselben stand still und verschlossen der tiefberechnende verschlagene Staatssekretär von Höpken. Zu schlau, um während Görz allmächtiger Herrschaft sein heimliches Einverständniß mit ihm nicht durchscheinen lassen, war er auch nicht in seinen Fall verwickelt worden. Aber selbst Höpkens vorsichtiges Benehmen erweckte bei Horn Verdacht und

Horn durchschauend, wußte Höpken wohl, daß dieses Mißtrauen stets mit bösen Folgen für diejenigen, denen es galt, verbunden war. Beide abgefeimte Staatsmänner und in der Verstellungskunst Meister, lauerten sie nur auf die Gelegenheit, einer den andern von dem Regiment zu entfernen. Im Benehmen und Umgang verrieth keiner seine Gedanken und Absichten. Den Lavastrom in Horn's Brust bedeckte eine erkünstelte Oberfläche von Eis; während Höpke durch sein natürliches kaltes Temperament und seine Weise zu sprechen, die so langsam war, als ob das Leben an jedem Buchstaben hinge, gegen die Gefahr, sich unzeitig zu verrathen, geschützt war.

Anscheinend damit beschäftigt, Papiere zu ordnen und durchzusehen, folgte Höpke mit gespannter und ungetheilter Aufmerksamkeit der Verhandlung und den Mienen der Versammelten. Der Gegenstand selbst war ihm gleichgültig, aber das Lächeln der Königin bei Krohnhelm's Aeußerung und der strenge Blick, den sie auf Horn warf, entgingen Höpken's scharfem Auge ebensowenig, als die Röthe, welche Horn's Gesicht überzog und wider seinen Willen seinen Verdruß verrieth.

Gut! tönte es dabei in der Tiefe von Höpken's Seele.

„Verdammte Weiberlaunen!“ rief Horn, als er in seinen Palast zurückgekehrt war und schickte augenblicklich einen Boten an den Landeshauptmann Baron Kreutz mit dem Ersuchen, sich noch an demselben Abende bei ihm einzufinden.

Kreutz blieb auch nicht aus. Sie hatten ein lan-

ges und lebhaftes Gespräch. Der Inhalt blieb ein Geheimniß, aber am folgenden Tage, als bei den Reichsständen der Ort für die Krönung der Königin auf das Tapet gebracht wurde und es verlautete, daß sie sich für Upsala bestimmt habe, gab es dort lebhafte Bewegung.

Der Adel und ihm schlossen sich auf Anfrage auch die Bürger und Bauern an, beschloß ein Gesuch an die Königin zu richten, daß sie die Krönung in Stockholm geschehen lassen möge. Horn hatte kaum davon Kenntniß bekommen, als er den Senat zu einer außerordentlichen Sitzung berief, in der die Königin jedoch nicht anwesend war. Nachdem er seinen Amtsbrüdern die Vorgänge auf dem Reichstage mitgetheilt, sprach er die Vermuthung aus, daß die Königin dem billigen Wunsche des Volks sich fügen werde, wenn dieser sich durch eine Vorstellung der Reichsstände äußere; auch Tessin zweifelte nicht daran und schlug vor, dem Landmarschall eine solche Vorstellung der Stände aufzutragen.

Ribbing, der weder bei der Königin, noch bei dem Rath, dessen Beschluß er sich gleichwohl nicht entziehen konnte, anstoßen mochte, fand diesen Auftrag weder schmeichelhaft noch angenehm, dennoch mußte er sich ihm unterziehen und während er in einer Pause in den gewöhnlichen Reichstagsgeschäften die Schrift verfaßte, stand in einer Fenstervertiefung des Ritterhaussaales der Staatssekretär Höpken in lebhaftem Gespräch mit dem kürzlich aus russischer Gefangenschaft zurückgekehrten und durch den Einfluß seiner Schwester zum Staatssekretär im Kriegsdepartement ernannten Bruder des Fräulein Düben. Düben begab sich von Höpken zu

Ribbing und ſagte dieſem, wie er aus ſicherer Quelle wiſſe, daß die Königin lieber ihre Krönung einſtelle, als den Vorſatz aufgebe, ſie in Upſala geſchehen zu laſſen. Die Feder entfiel Ribbing's Hand; leiſe fragte er Düben: „Aus ſicherer Quelle? von Ihrer Schweſter?“ — und als Düben dies bejahte, wiederholte der Landmarſchall laut die eben erhaltene Nachricht.

Höpken, der im Geheimen die Anſichten der Holſteinſchen Partei theilte, der die Mitregentſchaft des Erbprinzen und ſeine Erhöhung auf den Thron ein Dorn im Auge war, war indeß auszuſprengen eifrig bemüht, wie gefährlich es ſei, die Königin zum Aeußerſten zu bringen und wie ſie nur einen Vorwand ſuche, die Krone in die Hände ihres Gemahls zu ſpielen.

Augenblicklich änderte ſich die Stimmung. Der Landmarſchall zerriß die angefangene Schrift und von allen Seiten erſcholl der Ruf: „nach Upſala! nach Upſala!“

Der Senat wurde von der neuen Wendung der Dinge unangenehm überraſcht, Horn runzelte die Stirn, Teſſin ſeufzte, Einige ſchüttelten den Kopf, Andere zuckten mit den Schultern.

„Man muß ſich in Alles finden“ — bemerkte Teſſin, und Horn drang darauf über die Gnadenbeweiſe Beſchluß zu faſſen, welche die Königin bei ihrer Krönung austheilen wolle. Die Berathung hierüber fand auch in der nächſten Sitzung Statt und jeder von der Königin bis zum jüngſten Reichsrath hatte ſeine Kandidaten und Horn notirte ſich auf einem Blatt das Beſchloſſene.

Ein paar Tage darauf befahl er ſeinem Sekretär die Liſte der Ernennungen in's Reine zu ſchreiben.

„Ew. Excellenz Befehl iſt befolgt,“ ſagte dieſer, als er das Concept mit der Reinſchrift überreichte — „aber ich fürchte ein Gnadenbeweis iſt übergangen.“

„Was kommt Euch in den Sinn,“ — fiel ihm Horn heftig ins Wort — „und welchen Namen glaubt Ihr auf der Liſte zu vermiſſen?“

„Den Oberſt Zengerlein als Edelmann,“ erwiederte demüthig der Sekretär.

„Gebt die Liſte her!“ befahl Horn mit ſtrengem Ton und indem er die Farbe wechſelte. „Wer hat Euch geſagt, daß Ihre Majeſtät den Adel an Zengerlein verleihen wolle?“

„Der Regierungsrath Sandberg, mit dem ich geſtern Abend zuſammentraf“ — erwiederte unbefangen der Sekretär.

Ohne zu antworten, faßte Horn nach dem Klingelzug und ſchellte. Der hereintretende Bediente erhielt den Befehl, den Wagen anſpannen zu laſſen. Nachdem Horn ſich umgekleidet, fuhr er nach dem Schloß, wo er ſich bei der Königin zu einer Audienz in Staatsſachen melden ließ. Ulrica Eleonora empfing ihn mit der Frage, ob etwa neue Friedensvorſchläge vom Czaar angelangt ſeien.

„Leider,“ verſetzte Horn achſelzuckend, „hat meine unterthänige Aufwartung keine ſo angenehme Veranlaſſung; meine Pflicht als Ew. Majeſtät treueſter Diener und als Mitglied des Senats gebietet mir, Ew. Majeſtät unverholen darauf aufmerkſam zu machen, wie wichtig es iſt, daß dasjenige, was im Rathe erwogen wird, nicht vor der Zeit verrathen werde.“

„Der Herr Graf hat dies ſeinen Herrn Amtsbrüdern und Untergebenen einzuprägen, nicht aber mich mit dergleichen zu beläſtigen“ — bemerkte die Königin ſtrenge.

„Weder die Mitglieder des Senats noch die Beamten haben ſich in dieſer Beziehung etwas vorzuverfen“ — fuhr Horn fort.

„Und wen ſonſt beabſichtigt der Herr Graf anzuklagen?“ fragte ſtammelnd die Königin, deren Wangen ſich rötheten.

„Ich bin weit entfernt anzuklagen — erwiederte Horn — nur bitte ich unterthänigſt Ew. Majeſtät wollen geruhen, die Rathsverhandlungen für ſich zu behalten und nicht Sr. Königl. Hoheit mitzutheilen. Des Oberſt Zengerlein Ernennung in den Adelſtand bildet ſchon das Stadtgeſpräch und man beruft ſich auf eine Aeußerung Ew. Majeſtät Gemahls.“

Verlegenheit und Verdruß malten ſich abwechſelnd in den Mienen von Ulrica Eleonora. Anfänglich biß ſie ſich in die Lippen und ſchwieg; nach einigem Beſinnen äußerte ſie: „Die Sache wird meinem theuren Gemahl ebenſowenig wichtig erſchienen ſein, als ſie es mir vorgekommen iſt, deshalb hat er wohl kein Geheimniß daraus gemacht, auch verlangte ich von ihm kein Gelübde der Verſchwiegenheit.“

„Einem ſolchen — verſetzte Horn — brauchen ſich auch Se. Königl. Hoheit niemals auszuſetzen, ſobald ſie nicht berechtigt ſind, von den, mit dem Beirath des Raths gefaßten hohen Entſchlüſſen Ew. Majeſtät früher und auf anderem Wege Kenntniß zu erhalten, als Ew. Majeſtät übrige Unterthanen. Dies in Unterthänigkeit zu

erwähnen, habe ich nicht umgehen zu können geglaubt, und es dürfte Ew. Majeſtät unter vier Augen minder unangenehm ſein, als wenn es im Senat geſchehen muß, obgleich es nicht das erſte Mal iſt . . . .“

„Aber das letzte Mal ſein wird, das verſichere ich Sie, Herr Graf — fiel ihm Ulrica Eleonora mit glühendem Geſicht ins Wort. — Haben ſie noch Anderes zu ſagen?“

Und als Horn dies verneinte, wandte die Königin ihm mit einer leichten Kopfverneigung den Rücken und begab ſich in ein anderes Gemach. Horn verbeugte ſich kalt und verließ den Palaſt.

Achtes Kapitel.

„Nun mein lieber Sigismund! was für Entdeckungen hast Du, wohlverstanden auf meine Rechnung, gemacht? — äußerte der Erbprinz von Hessen scherzend zu dem Hofstallmeister Wiebel, während er ihn mit der einen Hand auf die Schulter klopfte und mit der andern ihm das Kinn in die Höhe hob und in die Augen blickte. — Ist Stockholm die einzige Hauptstadt, wo Königliches Blut und vollwichtige holländische Dukaten nicht im Stande sind, die Kammerthür einer Schönen zu öffnen?“

„Mehr als eine Amazone würde sich ergeben, wenn Ew. Hoheit selbst zu unterhandeln beliebten — erwiederte Wiebel. — Ein armer Gesandter kann in solchen Dingen wenig ausrichten, und muß zuweilen zufrieden sein, wenn er mit heilem Leib und Auge das Feld räumt.“

Der Prinz lachte. „Ein kaltes Klima macht kalte Herzen, versetzte er. Oder richtiger, wenn der Fürst von Eis ist, so kann man nicht mehr Wärme von den Unterthanen verlangen. Mein hochseliger Schwager und Schwiegervater haben das Blut der schwedischen Damen

abgekühlt. Sonſt war es anders; aber freilich, weder Carl Guſtav noch Guſtav Adolph lebten als Mönche.«

»Beide waren aber regierende Könige von Schweden« — bemerkte Wiebel.

Wie von einem electriſchen Funken getroffen, ſprang der Prinz auf. »Du haſt Recht, Sigismund — ſagte er langſam und ernſt — und was ſie waren, hoffe ich zu werden; keiner von ihnen war zum Thron geboren. Um aber dahin zu gelangen, muß ein undurchdringlicher Schleier des Geheimniſſes meine Ausflüge aus dem Ehebette verhüllen. Denn wenn auch meine theure Gemahlin nichts merkte, oder ein Auge zudrückte, unſre gemeinſamen Feinde und die Anhänger meines Neffen, des Herzogs von Holſtein, würden es als Waffe zu ſeinen Gunſten benutzen. Aber warte nur, bis ich als König warm geworden bin.«

»Gewiß thun Ew. Hoheit am beſten darauf zu warten.«

»Spottvogel! — rief lachend der Prinz. — Hüte Dich, mich meine Abhängigkeit von Dir fühlen zu laſſen, ſo lange ich Dich noch als Liebesunterhändler brauche. Ich könnte ſonſt künftighin leicht verſucht ſein, Dich Deine Abhängigkeit von mir in allen andern Beziehungen empfinden zu laſſen.«

»Gebe Gott, dieſe Zeit wäre da — fiel Wiebel eifrig ein. — Nichts beſſeres begehre ich, als von dem Willen eines ſo gnädigen Herrn abhängig zu ſein.«

»Deine Ergebenheit — fuhr der Prinz fort — ſoll nicht unbelohnt bleiben, verlaß Dich darauf. Und um

Dein Glück zu begründen, will ich Dir zu der einflußreichſten Heirath zu verhelfen ſuchen, die hier zu Lande gemacht werden kann.«

»Ich danke unterthänigſt, aber bedanke mich auch zugleich, falls auf meine Ergebenheit in den Willen Ew. Königlichen Hoheit für gewiſſe Pläne auf meine auserkorne Braut gerechnet werden ſollte« — brummte Wiebel zwiſchen den Zähnen.

»Mißtrauiſcher Narr! — fiel der Prinz ein. — Lieber ſchenke ich meine beſte Jagdflinte dem Schurken Ropsdorf, als Emerentia Düben einen einzigen Kuß; ſie iſt es, an die ich für Dich gedacht.«

»Und lieber, gnädigſter Herr, lieber verlaſſe ich Schweden und ſetze nie wieder meinem Fuß auf ſchwediſchen Boden, als daß ich dies Scheuſal heirathe« — brach Wiebel mit Heftigkeit heraus.

Der Prinz lachte. »Mein Vorſchlag hat alſo nicht Deinen Beifall, lieber Wiebel. So wollen wir ihn verlaſſen und zum früheren Gegenſtande unſeres Geſprächs zurückkehren. Haſt Du keinen Waldvogel erwittert, den man zähmen und in den Käfig ſetzen möchte!«

»Sie nehmen mir das Wort aus dem Munde, gnädigſter Herr — verſetzte Wiebel. — So lange man ſo verſtohlen zu Werke gehen muß, iſt eine Waldgegend der beſte Ort, und ein Weib aus der Menge der berühmteſten Schönheit vorzuziehen Die ganze Welt weiß Ew. Hoheit leidenſchaftliche Liebe zur Jagd. Was iſt natürlicher, und auch Ihre Majeſtät kann nichts Beſonderes dabei finden, als daß Ew. Hoheit zuweilen kleine

Ausflüge machen, um zu jagen . . . es giebt Wildpret im Walde und in den Hütten umher.«

»Du bist ein kluger Kerl — rief in die Hände klatschend der Prinz aus. — Unfehlbar hat Dich die Vorsehung zu etwas Großem bestimmt. Wäre ich Alleinherrscher, sogleich ernennte ich Sigismund Wiebel zu meinem ersten Minister. Bis auf Weiteres begnüge Dich mit einem Dukaten für jedes Wildpret, das ich erlege, und für jeden Kuß, den ich auf meinen Jagden erwische . . . . Diese verzweifelte Krönung! . . . ehe sie überstanden ist, kann ich mich nicht auf einen Tag fortstehlen.«

»Königl. Hoheit werden ihren Schaden nachholen — bemerkte lächelnd der Hofstallmeister — ich gewinne indeß Zeit, die Gegend zu untersuchen und die nöthigen Vorbereitungen zu treffen.«

»Thue das, lieber Sigismund. Und indeß nimm diese Kleinigkeit zur Erleichterung Deiner Unternehmungen. Brauchst Du mehr, so sage mir's.« — Damit gab ihm der Prinz eine mit Dukaten gespickte Börse.

Indem sich Wiebel dankend entfernte, trat der Regierungsrath Sandberg ein.

»Ihr kommt wegen der Krönungsreise?« — sagte freundlich der Prinz.

»Unter Anderm auch deswegen — erwiederte Sandberg — hauptsächlich aber wegen eines Briefes, den ich so eben vom Reichsrath Grafen Wellingk in Bremen erhalten.«

»Aha! Nun, es freut mich, etwas Neues von ihm zu hören. Graf Wellingk ist einer meiner Freunde

und kein beſonderer Liebhaber von dem jetzigen Regierungsſyſtem.«

»Im gewiſſen Grade doch — bemerkte Sandberg. — Die Alleinherrſchaft iſt, nach dem Inhalte ſeines Briefes zu urtheilen, nicht ſo ganz ſeine Sache.«

»Dann theile ſeinen Brief keinem Andern mit — fuhr der Prinz fort — wenigſtens nicht den ſtolzen Herren im Rath und am allerwenigſten Horn. Sie tragen die Naſe ſchon hoch genug, um dazu noch beſonderer Ermunterung zu bedürfen.«

»Ew. Königl. Hoheit Befehl werde ich pünktlich befolgen — erwiederte Sandberg, — und ohne Ihre ausdrückliche Ermächtigung den Brief an Niemand anders mittheilen. Graf Wellingk iſt faſt mein einziger Wohlthäter, ſeit ich den Staatsdienſt betrat, ihm auch verdanke ich das Glück von Ew. Hoheit gekannt zu ſein.«

»Die Wärme, mit der Ihr Eurer Verpflichtungen gegen Graf Wellingk eingedenk ſeid, macht Euch Ehre, lieber Regierungsrath — ſagte der Prinz, indem er eine gewaltige Priſe aus ſeiner mächtigen goldenen Doſe nahm. — Bisher war Euer Glück träge. Sollte ich (mit Betonung) hier zu Lande einſt mehr zu ſagen haben, ſo (dabei klopfte der Prinz lächelnd Sandberg auf die Schulter) werde ich Eurer nicht vergeſſen und Eure Verdienſte gebührend belohnen.«

Sandberg erſchöpfte ſich in Dankſagungen.

Neuntes Kapitel.

Die Königin ausgenommen, war man allgemein mit der Krönung entweder unzufrieden oder gründete seine besondern Berechnungen darauf. Tessin, der die schwerste Last dabei trug, brummte weder wie Horn, oder jammerte wie die Bürger und Bauern, noch intriguirte er wie Höpken. Nur aus seinen finsteren Blicken und den tieferen Furchen auf seiner Stirn, ließ sich auf sorgenvolle Gedanken schließen. Unermüdlich in seinem Eifer als Senator und als Chef des Hofstaats machte er nur im Kreise seiner Familie seinem bekümmerten Herzen Luft. Seine beiden Töchter, Beide Hoffräuleins bei der Königin, schätzten es sich zur Freude, ihre vom Hofdienste freie Zeit im elterlichen Hause zu verbringen. Zwei Tage vor der Abreise nach Upsala war ihnen gestattet worden, sich nach Hause zu begeben, um sich bereit zu machen, Ulrica Eleonora zu folgen.

In diesen Tagen herrschte im Palast des Reichsraths Tessin überall Leben und Bewegung, eine Art geordneter Unordnung. Die Damen in eilfertigster Geschäftigkeit; die Dienerschaft sprang und schwitzte; Man-

telsäcke und Schachteln ſelbſt in den Geſellſchaftszimmern. Während des Einpackens und während die Gräfin und ihre jüngere Stieftochter Ulrica über die beſchwerlichen Zurüſtungen zur Reiſe ſeufzten, war die ältere, Hedwig, bei der beſten Laune und erheiterte mit ihrer frohen Stimmung auch die Andern. „Wenn ich nur begriffe, was Hedwig heute ſo luſtig findet, — meinte Ulla Teſſin — ich denke mir, daß wir wenig Vergnügen von der Reiſe und auch von dem Aufenthalt ſelbſt in dem alten Upſala haben werden.“

„Im Grunde kann ich mir ſelbſt nicht erklären, warum ich heute ſo guter Dinge bin — erwiederte Hedwig — haben aber Ahnungen was zu bedeuten, ſo geſchieht etwas auf der Reiſe, was mich für alle Zeit von der ſcheinheiligen Hexe Düben befreit, die täglich zur Königin läuft, um ihr Alles, was ſie aufſchnappen kann, zu hinterbringen, was Ihre Majeſtät auch blind glaubt, und die bei allen Gelegenheiten uns ihren überlegenen Einfluß ſo ſchwer fühlen läßt. Wenn ſie auf dieſer Reiſe den Hals bricht — wenigſtens drei Carolinen gebe ich in die nächſte Armenbüchſe.“

„Hedwig, Hedwig — ſchalt die Gräfin — welch unchriſtlicher Gedanke! der Himmel könnte Dich für einen ſo ſündigen Wunſch ſtrafen.“

„Ich ſtimme zwar nicht darin ein — nahm Ulla Teſſin das Wort — aber wir Fräulein alle, die wir Ihrer Majeſtät aufwarten, haben täglich Urſache ein Klagelied über Emerentia Düben anzuſtimmen. Niemals zeigt ſie uns ein freundlich Geſicht oder ſagt ein freundlich Wort, außer wenn wir ihr etwas Neues zu

erzählen haben, womit ſie ſich ſpäter bei der Königin, während ihrer langen vertraulichen Zuſammenkünfte mit ihr im Schlafgemach oder Kabinet angenehm machen kann. Wir ſollen dann in einem Nebenzimmer am Nähramen ſitzen oder irgend eine andere Handarbeit machen und wehe derjenigen von uns, die nicht fleißig und gut gearbeitet hat, wenn die Düben nachher mit ihren Leopardenaugen Alles durchmuſtert. Sie ſpringt dann ſogleich zurück zu Ihrer Majeſtät und keift und klagt und ſpricht übel und dann giebt's ungnädige Blicke, Schelte, ja ſogar Strafe mit einer kleinen Peitſche, die Ihre Majeſtät mit eigner hoher Hand ſchwingt.«

»Ueber handgreifliche Mißhandlungen haben zwar wir, die wir Rathstöchter ſind, uns nicht zu beklagen — fiel Hedwig lebhaft ein — man ſtraft uns auf andere Weiſe, aber immer ſo, daß wir mit Unbehagen unſere Abhängigkeit erfahren. Der Himmel iſt mein Zeuge, daß ich nichts mehr wünſche, als ein für alle Mal dieſem Zwang zu entgehen.«

»Wie ſich die Zeiten verändern und verſchlimmern — ſeufzte die Gräfin — ganz anders war es am Hofe der verſtorbenen Schweſter und der Großmutter Ihrer Majeſtät, wo ich den größten Theil meines Lebens zubrachte. Die letztere war zwar ernſt, das iſt wahr, aber ſie lieh niemals ränkiſchen Leuten ihr Ohr. Die erſtere wieder war die Milde ſelbſt und es gab nichts Angenehmeres, als Befehle von ihr zu empfangen. Was ihr thut, meine lieben Kinder! laßt niemals Euren Vater merken, wie ſchlecht Euch der Dienſt bei Hofe anſteht.

Seine Sorgen ſind groß genug und ſeine Stimmung gereizter wie je.«

Dies verſprachen auch die jungen Damen.

Auf der Reiſe nach Upſala fuhr der Reichsrath Teſſin mit ſeinem Sohn und ſeiner jüngſten Tochter in demſelben Wagen, die älteſte dagegen, da ſie Dienſt hatte, in einem der Hofwagen. Da Teſſin als Ober-Marſchall noch vorbereitende Anſtalten zu dem Empfange der Königin nach dem Schloſſe in Upſala zu treffen hatte, ſo fuhr er mehrere Stunden früher.

Niemals hat man wohl an den Ufern des Mälar eine ſolche Bewegung, ein ſolches Gedränge, ſo ein Durcheinander von Menſchen, Pferden und Wagen geſehen. Es war ein zuſammenhängender, von ſelbſt ſich bildender ungeordneter Zug, der ſich über den ganzen Weg von der Hauptſtadt bis Upſala erſtreckte. Unaufhörliches Wagengeraſſel und Pferdegetrappel, dazwiſchen Schelten der Reiſenden und Flüche und Schimpfreden der Kutſcher und Fuhrleute. Und wie pfiffen die Peitſchen durch die Luft! Und wie wurden die armen Thiere gemartert!

Für die Königin, den Erbprinzen und den Herzog, ſowie für Teſſin lief die Reiſe ohne Abentheuer ab. Der Wagen von Fräulein Hedwig aber, den ein minder geſchickter Kutſcher fuhr, und der auf einer Station ſtädtiſche Pferde bekommen hatte, welche bald nicht von der Stelle gebracht, bald wieder nicht aufgehalten werden konnten, ſtürzte ſchließlich in einen Graben.

Hedwig Teſſin hatte einige Augenblicke vorher den Kopf bald aus dem einen, bald aus dem andern

Wagenfenſter geſteckt und gelle Angſtſchreie erſchallen laſſen. Ein Kapitain der Garde, Otto Friedrich von Schwerin, vernahm dieſe. In einiger Entfernung von ihr fahrend, beeilte er ſeine Fahrt ſoviel als möglich, um ihr zu Hülfe zu kommen, aber erreichte ihren Wagen nicht eher, als in dem Augenblick, wo er umſchlug. Sogleich ſprang er aus dem ſeinigen und es glückte ihm die Thür des umgeworfenen Wagens zu öffnen. Er fand Fräulein Teſſin ohnmächtig, das Geſicht mit Blut bedeckt. Sogleich nahm er ſie in ſeine Arme und trug ſie, mit Hülfe ſeines Bedienten nach ſeinem Wagen, wo er ſie behutſam niederließ und ſeinen Bedienten nach dem nächſten Hauſe ſchickte, um Waſſer zu ſchaffen. Glücklicher Weiſe war beides in der Nähe.

Mit ſtarkem Riechwaſſer, das er in ſeiner Reiſechatoulle hatte, begoß er Fräulein Teſſin's Geſicht, wuſch ihr mit ſeinem in Waſſer getauchten Taſchentuch das Blut ab und fand zu ſeiner Freude, daß es nicht aus tiefen Wunden floß, ſondern nur von einigen unbedeutenden Verletzungen herrührte, welche die Scherben der zerbrochenen Wagenfenſter verurſacht hatten. Erſt nachdem er der Dame alle Pflege gewidmet hatte, wie Zeit und Ort ſie geſtatteten, ſchickte er ſeinen Bedienten und Kutſcher zu dem umgeſtürzten Wagen, um denen beizuſtehen, welche beſchäftigt waren, ihn wieder aus dem Graben herauszuholen und die Pferde vorzuſpannen.

Als Hedwig die Augen aufſchlug und allmählig ihre Beſinnung wieder gewann, fuhr ſie ſich mit der Hand über die Stirn, als wollte ſie ſich erinnern, wo ſie ſei und was mit ihr vorgegangen ſei. Schwerin

eilte ihren Fragen zuvorzukommen, unterrichtete sie von dem Vorgefallenen, bat sie ruhig zu sein und ersuchte sie die Reise in seinem Wagen und unter seiner eigenen Führung fortzusetzen, wenn, wie er vermuthete, ihr eigener Wagen unbrauchbar geworden sei. „Wenn ich Ihnen — so fügte er mit ritterlicher Artigkeit hinzu — bisher nur flüchtig nach Namen und Person bekannt war, mein Fräulein, so hoffe ich doch, daß Sie eine Bitte nicht abschlagen, durch deren Erfüllung Sie den geringen Dienst überflüssig belohnen, den ich Ihnen bei diesem unangenehmen Zufall erweisen konnte und wobei Ihr Zartgefühl nicht verletzt wird, da mein Name und meine Stellung im Dienst der Königin hinreichende Bürgschaft für mich geben werden."

Fräulein Tessin hatte keine Wahl. An dem umgeworfenen Wagen war eine Achse zerbrochen und sie mußte also dankbar Schwerin's Anerbieten annehmen. Schachteln und Koffer aus ihrem Wagen wurden in den von Schwerin gebracht. Ihr Kutscher erhielt Befehl für den beschädigten Wagen Sorge zu tragen.

Schwerin stieg auf den Bock seines eigenen und so wurde die Reise nach Upsala fortgesetzt, die nunmehr ungehindert ihren Fortgang hatte. Auf den Stationen, wo die Pferde gewechselt wurden, konnten aber der artige Garde-Offizier und das gesprächige Fräulein nicht vermeiden mit einander zu sprechen und je öfter sich diese Unterhaltungen erneuerten, desto lebhafter und vertraulicher wurden sie. Bei der Ankunft waren Beide schon so bekannt mit einander, als ob sie sich nicht erst heut, sondern Monate schon vorher kennen gelernt hätten. Bei

einer Reiſe von wenigen Stunden, bei einem Aufenthalte von wenigen Tagen auf dem Lande unter demſelben Dache, lernt man ſich näher kennen, als in dem flüchtigen Umgang und Verkehr des ſtädtiſchen Lebens während eines Zeitraums von Jahren.

Die Angehörigen von Hedwig Teſſin waren bei der Nachricht von dem ihr zugeſtoßenen Unglücke eben ſo beſtürzt, als dem Kapitain Schwerin für ſeinen geleiſteten Beiſtand dankbar.

Der Reichsrath bot ihm ſeine Verwendung an, wenn er ſie wünſchte, die Gräfin ihr Haus, der Hofintendant verſicherte ihn ſeiner Freundſchaft, Fräulein Ulrika ihrer Hochachtung.

Bald war Schwerin bei ihnen ſo heimiſch, als gehörte er zur Familie.

„Siehſt Du, Hedwig — ſagte die Gräfin, indem ſie mild mit dem Finger drohte — wer Andern eine Grube gräbt, fällt ſelbſt hinein. Dein ſündiger Wunſch, daß Emerentia Düben's Wagen umſtürzen ſolle, hat ſich auf Dich ſelbſt verkehrt.“

„Wenigſtens — erwiederte Hedwig mit Lebhaftigkeit, — während eine brennende Röthe ihre Wangen färbte — bin ich überzeugt, Kapitain Schwerin würde ihretwegen ſeine Reiſe nicht aufgehalten haben.“

Scharf fixirte die Gräfin ihre Stieftochter, dann äußerte ſie langſam und nicht ohne Ernſt: „der Kapitain Schwerin iſt ein zu artiger Cavalier, um nicht jeder Dame, die in Noth iſt, aufmerkſame Hülfe zu erweiſen und ein zu kluger Mann, um Dienſtbefliſſenheit

gegen eine Perſon zu verſäumen, welche ſeine Königin mit ihrer hohen Gnade ehrt.“

Hedwig hütete ſich laut zu antworten, im Innern ihres Herzens aber hatte ſie manchen Einwand bereit.

Bei den Krönungsfeierlichkeiten und dem darauf folgenden Banquett konnte Hedwig wegen ihrer Verwundungen im Geſicht nicht erſcheinen. In den Zeiten, wo es auch Schwerin geſtattet war, ſich fern zu halten, leiſtete er Hedwig in ihrer Einſamkeit Geſellſchaft und Hedwig konnte, ohne gegen die Convenienz zu verſtoßen, dieſe Beſuche empfangen, da ſie ſich unter der Obhut einer der Gräfin Horn von ihrer Jugend her bekannten verwittweten Dame befand, die wegen eines Maals auf ihrer Backe ſich nicht gern in großer Geſellſchaft zeigte. Bei ihrem gutmüthigen Character und ſtillem Weſen fiel dieſe Dame weder Hedwig noch Schwerin beſchwerlich. Noch hatte die Lippenſprache der jungen Leute keine Bedeutung und die Bedeutung der Augenſprache war längſt dem Gedächtniß der alten Dame entſchwunden.

Als in der Teſſin'ſchen Familie und in Gegenwart von Schwerin die Rede auf die Rückreiſe kam und ſich eine gewiſſe Verlegenheit zeigte, wie Hedwig, da ſie bei der Krönung keine Dienſte geleiſtet hatte, zurückfahren ſolle, ſo ſchlug Schwerin dem Hofintendanten vor, ſeinen Wagen mitzubenutzen, damit ein Platz im Wagen des Reichsraths für Hedwig ledig würde. Mit großer Freude nahm man dieſen Vorſchlag an. Die Eltern und Geſchwiſter dankten mit Worten, Hedwig mit einem weit beredteren Lächeln und flammenden Blicken. Man kam aber zugleich überein, zuſammenzu-

fahren, um an den Orten, wo Erfrischungen eingenommen oder die Pferde gewechselt würden, mit einander sprechen zu können.

Diese Gelegenheiten, so kurz und beobachtet sie auch waren, waren eine Quelle der Sehnsucht und Lust für die beiden Liebenden. Keinem unserer Leser, geschweige unserer Leserinnen wird entgehen, daß wir damit Schwerin und Hedwig meinen. Zwar war das Wort Liebe noch unausgesprochen, aber es brannte in ihren Augen, auf ihren Wangen, in ihren Athemzügen; das Zittern verrieth es, das Beide durchzuckte, wenn sie einander sich näherten. Es sprach aus den zärtlichen Seufzern, die von Zeit zu Zeit unfreiwillig die Brust Beider hoben. Wenngleich an einem Hofe erzogen und im Besitz aller Freiheit des Wesens und Umgangs, wie sie das Leben in der großen Welt verleiht, empfand jetzt zum ersten Male Hedwig Tessin eine gewisse Verlegenheit, wenn sie in Anderer Gegenwart ihre Rede an denjenigen richten sollte, der einen so tiefen Eindruck auf sie gemacht hatte; denn sie fürchtete fast eben so sehr, von ihm nicht verstanden, als von Andern zu gut verstanden zu werden. Schwerin, ein alter Offizier und überdies ein Gardeoffizier, nahte sich jetzt schüchtern und mit klopfendem Herzen, wie ein Jüngling, wenn er zum ersten Mal in den Kreis von Damen tritt, demjenigen, in welchem sich Hedwig Tessin befand. Es war ein gegenseitiger Zustand von Seligkeit und Qual, Hoffnung und Besorgniß, Schwanken und Vorsatz, in welchem eine Ewigkeit lag, und den ein Wort des Augenblicks, je nachdem es verneinte oder bejahte, entweder in finstere

Verzweiflung oder in ruhige Zufriedenheit verkehren konnte.

Die Gräfin Teſſin hatte in den Herzen beider Liebenden geleſen, noch bevor deren Lippen eine Sylbe verrathen hatten. Sollte ſie ſtillſchweigend das Feuer begünſtigen, oder ſollte ſie ihre mütterliche Macht anwenden, um es zu dämpfen und ſeinen Ausbruch zu hindern? Die Antwort auf dieſe Frage, die ſie ſelbſt an ſich richtete, ſuchte ſie behutſam von ihrem Manne herauszulocken, deſſen Anſichten über eine paſſende Vermählung ſeiner Töchter ſie auf feine Weiſe erforſchte. Zu ihrer nicht geringen Freude fand ſie ihn in dieſen Punkt ſo zugänglich und frei von Vorurtheilen, daß ſie ihm ohne Umſchweife ihre Beobachtungen mittheilen und ihn auf eine wahrſcheinlich bald zu erwartende Bewerbung Schwerin's um Hedwig vorbereiten konnte.

Der Reichsrath ſtutzte zuerſt, dann aber nach kurzer Ueberlegung erwiederte er zuletzt: „Schwerin iſt ein ehrenwerther, wenn auch nicht glänzender Bewerber. Seiner Aufführung wird das beſte Lob ertheilt, er iſt von guter, freilich nicht ſchwediſcher Familie, kann ſein Glück im Dienſt machen, wenn er will, aber er braucht es nicht, denn er iſt wohlhabend. Hedwig mag alſo ſelbſt entſcheiden. Ihre Mutter war auch Tochter eines Reichsraths, als ſie mir die Hand reichte und der Unterſchied zwiſchen uns in Bezug auf Geburt und Vermögen weit größer, auch meine deutſche Herkunft weit geringer als die ſeinige.“

Der Zuſtimmung ihres Mannes gewiß, ſuchte die Gräfin jetzt ſelbſt die entſcheidende Erklärung unbemerkt

zu veranlaſſen; aber die Vorſtellung, die Schwerin ſelbſt über die Kluft zwiſchen ſeinen und Hedwig's Verhältniſſen hegte, verſchloß ihm den Mund, ſo oft er ſein Anliegen auszuſprechen beabſichtigte.

Mittlerweile begannen ſeine häufigen Beſuche und ſein freier Zutritt im Teſſin'ſchen Hauſe ein gewiſſes Aufſehen zu erregen. Fräulein Düben, die nach dem, was man im gewöhnlichen Leben Klatſcherei nennt, mit Heißhunger haſchte, um damit ihre vertraulichen Stunden mit der Königin zu verſüßen, war nicht wenig zufrieden, alles aufſchnappen zu können, was das geſchäftige Gerücht über Kapitain Schwerin und Hedwig Teſſin flüſterte. Düben, nachdem ſie über die Hoffnungen über eine eigene Ehe hinaus war, beſchäftigte ſich um ſo mehr mit den Vermählungen Anderer und fand ihr beſonderes Vergnügen daran eben nicht gut zu ſprechen von denen, über die ſie zu berichten hatte. Die Hoffräulein waren vor allen ihrer ſcharfen Zunge blosgeſtellt und die Frauen und Töchter der Reichsräthe hatten mehr oder weniger Schonung von der Königin zu erwarten, je nachdem ihre Männer und Väter mehr oder weniger Ernſt und Feſtigkeit in der Rathskammer an den Tag legten.

Aus den wachen liebeduftenden Träumen von Seligkeit wurde Hedwig Teſſin auf peinliche Weiſe durch Emerentia von Düben's zudringliche Fragen und beißende Stichworte erweckt. Wie ſehnte ſich nicht Hedwig von dem Hofdienſte fort, um im trauten Elternhauſe wenigſtens frei ſeufzen und in Einſamkeit ſchwärmen zu können.

Die Gräfin that, als ob ſie von ihrer Stimmung nichts merkte, vermied mit Fleiß ihr Vertrauen und wehrte ab, daß Andere ſie in Verlegenheit brachten. Schwerin's Gedanken und Bedenklichkeiten hatte ſie durchſchaut und war bereit ſie ihrerſeits zu zerſtreuen und zu beſeitigen.

Die Gelegenheit dazu ergab ſich bald bei einem Beſuche, den Schwerin in Hedwig's Abweſenheit machte. Mit dem feinen Tact, wie er Frauen eigen iſt, gab die Gräfin bald dem Geſpräche die Wendung, welche ſie wollte, und ohne daß ſie berechnet ſchienen, Schwerin die nöthigen Winke. Schwerin mit neu belebtem Muth und außer ſich vor Freude, konnte ſeine Wünſche nicht länger zurückhalten. „Wäre es ſo — würden Se. Excellenz und Sie, Frau Gräfin, meine Bitte für keine ſtrafbar vermeſſene anſehen, ſo wage ich um Ihre Erlaubniß zu flehen, Fräulein Hedwig mein Herz zu öffnen und ihr meine Hand anzubieten. Wenn ich ſie verſtanden, ... wenn ſie mich erhört, werde ich zu den Füßen Ew. Gnaden und Sr. Excellenz um die Beſtätigung meines Glücks bitten.“

Mit mildem Lächeln reichte ihm die Gräfin die Hand zum Kuſſe, rühmte ſeine Gewiſſenhaftigkeit, daß er ſich nicht früher der Tochter eröffnet, bevor er ſich der Anſicht der Eltern verſichert habe, und verſprach ihm, ſowohl ihren Mann von ſeiner Bewerbung zu unterrichten als auch Hedwig, ſobald ſie zurückkehre, darauf vorbereiten zu wollen Es wurde ein Tag feſtgeſetzt, wo Schwerin wiederkommen und ſein Anliegen ſelbſt anbringen ſollte. Nur eine Bedingung machte die

Gräfin, daß er vor der endlichen Entſcheidung jedes Zuſammentreffen mit Hedwig bei Hofe, wo ſie auf allen Seiten von ſpähenden Blicken und von Zeugen umgeben war, die ihr höchſtes Vergnügen in Läſtern und Tadeln fanden, vermeiden ſollte. Natürlich unterwarf ſich Schwerin der Bedingung, aber ewig lang erſchien ihm die Zeit, wo er dieſen Zwang tragen mußte.

Zehntes Kapitel.

Erſter Auftritt.

(Zimmer des Herzogs von Holſtein.)

Carls XII. und Hedwig Sophias Bildniſſe in Lebensgröße ſchmücken die Wand über dem Sopha, auf dem der Herzog, in düſtre Gedanken vertieft, ſitzt. Von Zeit zu Zeit ſeufzt er tief und trocknet mit dem Taſchentuche ſeine verweinten Augen.

General Banér tritt ein, grüßt ehrerbietig und ſtellt ſich mitten vor ihn hin. Der Herzog ergreift ſeine Hand und drückt ſie wehmüthig.

Banér (kopfſchüttelnd und mitleidig ihn betrachtend): „Verlieren Sie nicht den Muth, gnädiger Herr! Gottes Wege ſind wunderbar, aber führen immer zum Ziele.“

Herzog: „Eitle Troſtgründe! Alles iſt ja verloren. Ungehindert iſt die Krönung vor ſich gegangen und keine Stimme dabei zu meinen Gunſten laut geworden.“

Banér: „Leider wahr, und keiner, der Ew. Hoheit aufrichtig ergeben iſt, kann ohne Prahlerei leugnen, daß

es arger Strich durch unſre Rechnungen iſt. Aber darum iſt noch nicht Alles verloren. Der ſchlaueſte, verſchloſſenſte und räthſelhafteſte Staatsmann hier zu Lande, Höpken, verlangt nur, daß Ew. Hoheit nicht verzweifeln und ſich nicht vergeſſen mögen. Zeit und Umſtände können viel ändern, fremde Höfe thun auch das ihrige und beſonders der Görtzſche Heirathsvorſchlag mit der Tochter des Czaren würde Ew. Hoheit Intereſſen fördern.«

Herzog: »Ja, wäre der Friede zwiſchen ihm und meiner Tante geſchloſſen! ſo lange aber der Krieg währt, kann ich mich nicht von Schweden nach Rußland begeben.«

Banér: »Das iſt auch keineswegs Höpken's Meinung. Er hält es zunächſt für das Angenehmſte und Beſte, wenn Ew. Hoheit eine Reiſe durch Deutſchland machen. Am Wiener Hof iſt Höpken's Bruder ſchwediſcher Reſident und an ihn können ſich, wie der Staats-Sekretair verſichert, Ew. Hoheit mit unbeſchränktem Vertrauen wenden.«

Herzog: »Gott weiß, wie gern ich von dieſem langweiligen Lande und dieſem undankbaren Volke fort wäre. Aber zum Reiſen brauche ich Geld. Schon ſeit dem unglücklichen Tode meines großen Onkels leide ich Mangel daran, und wo ſoll ich es jetzt wohl hernehmen?«

Banér: »Höpken weiß Rath für Alles. Er iſt überzeugt, daß die Königin Ew. Hoheit Abſicht, Schweden zu verlaſſen, mit Vergnügen vernehmen und Alles thun wird, um die Ausführung dieſes Vorſatzes zu beſchleunigen.«

Herzog (fröhlich aufſpringend): »Glaubt Ihr das,

dann will ich sogleich zur Königin, und sie um Reisegeld bitten.“

Banér (ihn zurückhaltend): „Sie werden besser thun, gnädiger Herr, wenn Sie Ihr Gesuch schriftlich anbringen. Ew. Hoheit Worten kann dann keine andere Deutung, als sie haben, gegeben werden, wenn die Königin das Schreiben ihren Vertrauten vorzeigt und mit ihnen über den Inhalt Rath pflegt.“

Herzog: „Ja so .... Nun, wie Höpken meint .... Mir gleichviel. Und wenn ich die Sache näher überlege, so schreibe ich auch lieber; dann brauche ich nicht ihr saures Gesicht zu sehen und ihr Keifen zu hören.“

Banér: „Wenn Ew. Hoheit das Schreiben morgen Vormittag fertig zu haben belieben, so werde ich Sorge tragen, es auf geeignete Weise zu befördern.“

Herzog: „Mir kommt noch ein Gedanke. Da Höpken mir im Geheimen wohl will und weiß, wie man die Sache am besten anfängt, so werde ich ihm das Concept des Briefs zeigen, ehe ich die Reinschrift absende. Kommt morgen, so werde ich das Concept fertig haben.“

Banér: „Ich kann diesen Gedanken nur glücklich nennen. Höpken erhält einen sprechenden Beweis von Ew. Hoheit Vertrauen auf seinen Verstand und guten Willen, und Sie, gnädiger Herr, können über den Inhalt des Schreibens völlig beruhigt sein, sobald Höpken ihn gutgeheißen hat. (Macht eine Bewegung, sich zu verabschieden): Also morgen, gnädiger Herr?“

Herzog (freundlich): „Ihr seid morgen willkommen.“

Zweiter Auftritt.

(Ein Zimmer im Königshauſe.)

Die Hofdamen Torſtenſon, Oxenſtjerna und Sparfvenfeldt ſitzen an ihrem Rahmen und nähen. Sie begrüßen mit einer Verbeugung das Kammerfräulein Düben, die aus den innern Gemächern der Königin kommt.

Düben (abgemeſſen nickend): „Guten Morgen, meine Freundinnen! Ihre Majeſtät hat mich heute länger als gewöhnlich aufgehalten. Indeß haben die Damen gewiß ihre Arbeit faſt vollendet, oder nicht?

Sie macht die Runde bei allen Nähramen und prüft ſorgfältig. Die jungen Hofdamen wechſeln verſtohlen verdrießliche Blicke.

Düben (zur Torſtenſon): „Wie kann man die Gnade genießen, Hofdame bei unſerer geliebten Majeſtät zu ſein und ſo ſchlecht nähen. Ich ſchäme mich (dabei ſeufzte ſie) in die Seele des Fräuleins und gräme mich für Ihre Majeſtät, daß ſie ſo wenig Freude an ihren Hofdamen erlebt.“

Torſtenſon (ſchmeichelnd): „Fräulein Düben wird gewiß in ihrer gewohnten Güte bei unſerer gnädigen Königin Alles zum Beſten wenden. Ich ſelbſt bin gar nicht zufrieden mit meiner Arbeit. Denn als Hedwig Teſſin, die dieſe Woche die Wache im Kabinet Ihrer Majeſtät hatte, geſtern Abend durch das äußere Gemach ging und die Thüre nach unſerm Zimmer offen

ſtand, begegnete ſie dem Capitain du jour Schwerin, mit dem ſie wenigſtens zehn Minuten ſprach. Da gab ich mehr Acht auf ſie, als auf meine Arbeit und . . .“

Düben (eilig einfallend): „Sprachen ſie laut oder flüſterten ſie? ſah er ſehr angelegen aus? erröthete ſie? ſchienen ſie verlegen? oder vertraulich? . . . Verliert nicht den Muth wegen meiner Aeußerung über Eure Arbeit, mein kleines Fräulein. Verlaßt Euch darauf, daß ich Hedwig Teſſin bei unſerer ſo milden und gnädigen Majeſtät nichts einrühre; alſo ſagt ohne Furcht Alles, was Ihr ſaht und hörtet.“

Torſtenſon: „Ich weiß nichts, als was ich eben ſchon ſagte, ich könnte nur hinzufügen, daß Beide, als ſie ſich begegneten, ſich gegenſeitig verneigten und daß ſie ſich Beide nach verſchiedenen Seiten trennten.“

Düben (verdrüßlich zu ſich ſelbſt): „Das iſt eben nichts Beſonderes . . . dennoch, wenn man eins mit dem andern zuſammenfügt, ſo“ . . .

Setzt die Runde fort.

Oxenſtjerna ſeufzt.

Düben: „Was fehlt Euch, mein kleines Fräulein?“

Oxenſtjerna: „Ich dachte an die ſchöne Predigt unſers Hofpredigers heute Morgen. Die Erbauung Ihrer Majeſtät und die Andacht des Fräuleins dabei ſchwebte mir ſeitdem immer vor Augen, und da ich mehr an dieſe, als an meine Arbeit dachte, ſo fürchte ich, daß das Fräulein mich des Leichtſinns beſchuldigen wird.“

Düben (mit frommer Miene, indem ſie das Fräulein auf die Wange klopft): „Faßt Muth, mein kleines Fräulein, wenn man an den Himmel denkt, mögen die

irdiſchen Sorgen gern überſehen werden. Es wäre unchriſtlich, gegen eine ſo fromme Geſinnung ſtrenge zu ſein.“

Die Hofdamen werfen ſich verſtohlen ſchalkhafte Blicke zu. Fräulein Düben nähert ſich jetzt dem Fräulein Sparfvenfeldt.

Sparfvenfeldt (ſchnell, mit erkünſteltem Eifer): „Wenn, wie ich fürchte, das Fräulein Urſache findet, mit meiner Arbeit unzufrieden zu ſein, ſo habe ich noch mehr Grund zur Unzufriedenheit mit Demjenigen, der meine Verſäumniß veranlaßte.“

Düben (überraſcht): „Kann das ein Anderer ſein, als Ihr ſelbſt.“

Sparfvenfeldt: „Des Fräuleins eigener Bruder, Baron Anders, macht ſich alle Augenblick ein Geſchäft hier im Zimmer und ſtört uns mit allerhand hübſchen Reden, und da er gewöhnlich mich mit ſeiner Unterhaltung beehrt, ſo muß ich entweder unhöflich ſein und ſchweigen, oder ihn geradezu abweiſen, oder meine Arbeit vernachläſſigen und mich den Scheltworten des Fräuleins und dem Zorn Ihrer Majeſtät ausſetzen.“

Düben: „Gott bewahre, wie heftig nehmt Ihr gleich Alles! Es hat Euch ja Niemand Vorwürfe gemacht und bis ich Euch angeklagt habe, könnt Ihr Euch zufrieden geben; (beſichtigt die Arbeit) beſſer und mehr hättet Ihr allerdings nähen können, aber es könnte auch noch ſchlechter und weniger ſein; (flüſternd) mein Bruder ſoll ſeine wohlverdiente Lection bekommen, aber wenn Ihre Majeſtät ſelbſt auf den Einfall kommen ſollte, die Arbeit nachzuſehn und zu tadeln, dann, um Alles in der

Welt! ſchiebt die Schuld nicht auf meinen Bruder. Ihr könnt ſtets ſicher ſein, daß ich für Euch, mein kleines Fräulein, bei unſerer gnädigen Majeſtät ein gutes Wort einzulegen bereit ſein werde.«

Sparfvenfeldt verſpricht es lächelnd.

Fräulein Düben verläßt das Zimmer. Kaum hat ſich die Thür hinter ihr geſchloſſen, ſo brechen die drei jungen Damen in Lachen aus.

Torſtenſon: »Diesmal haben wir uns aus dem drohenden Unwetter errettet. Dankt dafür mir, die ich ſie mit der unterhaltenden Neuigkeit von dem Zuſammentreffen Hedwig Teſſin's und Capitains Schwerin verſah; deshalb nahm ſie ſich keine Zeit, wie gewöhnlich zu brummen und zu zanken, ſondern kehrte ſo eilig zurück zur Königin, um in deren Schooß ſich ihrer Klatſchbürde zu entledigen.«

Oxenſtjerna: »Im Grunde war doch ich es, der ihre Gedanken von dem Irdiſchen ablenkte und ſie auf fromme Gedanken brachte. Deshalb zähle ich auch auf den Gegendienſt der Schweſtern bei einer andern Gelegenheit.«

Sparfvenfeldt: »Nein, mir ſeid Ihr Dank ſchuldig; wäre es mir nicht gelungen, ſie mit ihrem Bruder in Schreck zu ſetzen, glaubt mir, ſie hätte uns nicht ſo leicht losgelaſſen.«

Torſtenſon: »Die Moral von allem iſt: Wir haben uns gegenſeitig und alle zuſammen Gott zu danken, der unſere Schliche begünſtigte. Käme aber Ihre Majeſtät auf den Einfall, ſelbſt mit eignen Augen zu ſehen, ſo fürchte ich, wir ſtänden uns alle drei heut ſchlecht.«

Oxenſtjerna: „Bah! die Königin ſieht weder unſere Aufführung, noch was wir thun, mit andern Augen an, als mit den von Emerentia Düben, und ereignete ſich je das Wunder, daß ſie verſchieden ſähen, ſo wären es ohne Zweifel die eigenen Augen, denen Ihre Majeſtät mißtrauten.“

Sparfvenfeldt: „Täuſchen mich nicht meine Ohren, ſo iſt die Strafe für unſere Sünden vor der Thür. Schon höre ich im nächſten Zimmer ihren ſchweren Tritt auf den hohen Abſätzen.“

Torſtenſon: „Thut, als ob ihr fleißig wärt und ſeid ſtill.“

Oxenſtjerna: „Beſſer als ſchweigen iſt noch das erprobte Univerſalmittel: ein Morgenpſalm.“

Sparfvenfeldt: „Du haſt Recht. Laßt uns ſingen: „Wie ſchön leucht' uns der Morgenſtern.“

Fräulein Düben tritt ins Zimmer und indem ſie den Geſang vernimmt, ſchleicht ſie vorſichtig auf den Zehen heran, ſetzt ſich mit einem frommen Seufzer auf einen Stuhl neben die jungen Hofdamen und ſtimmt mit heiſerer Stimme ein. Kaum iſt das Lied beendet, ſo öffnet ſich die Thür des äußern Gemachs und der Reichsrath Teſſin tritt ein. Nach gegenſeitigen Begrüßungen ſetzen die Hofdamen ihre Arbeit fort, während Teſſin und Kammerfräulein Düben ſich ſtehend unterhalten.

Teſſin: „Iſt Ihre Majeſtät noch zu ſprechen?“

Düben: „Zwar hatte ich noch die Gnade, ein paar Mal Zutritt zu erhalten, nachdem Se. Königliche Hoheit ſich in Ihre Gemächer begeben hatten, aber ich

glaube, Ew. Excellenz thäten wohl, noch eine Weile zu verziehen, bevor Sie die Königin mit Staats- oder Hof-Angelegenheiten beschwerten. Ich könnte Ihnen — fügte sie geheimnißvoll thuend und mit einer gewissen Betonung hinzu — inzwischen auch Einiges mittheilen, was Ihnen vielleicht von Wichtigkeit wäre.«

Tessin: »In der Regel zwar ist mein Anliegen dieser Art, gegenwärtig aber wünsche ich weder mit einer Staatsangelegenheit, noch mit Dingen, die die Hofhalhaltung betreffen, Ihrer Majestät lästig zu werden. Nur eine Familiensache wollte ich in Unterthänigkeit mittheilen.«

Düben: »Eine Familienangelegenheit! ... Ei ei! und was für eine? ... Was ich Ew. Excellenz sagen wollte, war auch eine Familiensache.«

Tessin (verwundert): »Die mich und die Meinigen betrifft?«

Düben: »Ziemlich nahe. Die ganze Welt weiß, wie streng Ihre Majestät in ihren Grundsätzen ist, wie Höchstdieselbe selbst den Schein von Vertraulichkeit zwischen Unvermählten verschiedenen Geschlechts haßt. Ihre Majestät weiß auch und schätzt es, daß Ew. Excellenz und Ihre Frau Gemahlin dieselbe Denkungsart hegen. Nichts würde Ihre Majestät mehr erzürnen, als wenn Jemand, der die Gnade hat, Ihrem Hofstaat anzugehören, sich verbotene und unpassende Freiheiten erlaubte. Die Königin hat mir allergnädigst anvertraut und befohlen, über die Befolgung Ihres hohen Willens bei dem weiblichen Hofpersonal zu wachen. Ich würde in wahre Gewissensangst gerathen, wenn ich in eifriger Er-

füllung meiner Pflicht gegen unſere gnädige Beherrſcherin genöthigt wäre, einem liebenswerthen und geſchätzten Hauſe einen Undienſt zu erweiſen oder aus Freundſchaft und Nachſicht gegen dieſes gegen eine verbotene Unregelmäßigkeit blind ſein müßte.“

Teſſin (höflich, aber kalt): „Ich verſtehe Ihre Verlegenheit in einer ſo fatalen Lage, mein Fräulein, aber weiß durchaus nicht, warum Sie die Güte haben, ſich mit dieſen Ihren Betrachtungen an mich zu wenden.“

Düben (ihre Schadenfreude unter einem ſcheinheiligen Seufzer verbergend): „Wollte Gott, ich könnte Ew. Excellenz Vaterherzen meine Mittheilung erſparen, aber unvorſichtiger Weiſe hat Fräulein Hedwig vor den Augen des ganzen Hofs ſich in eine vertrauliche Unterredung mit einem Gardeoffizier eingelaſſen.“

Ein ſieggewiſſes Hohnlächeln ſpitzt die Mundwinkel der Düben, während ſie lebhaft und ſcharf ihre Blicke auf Teſſin heftet.

Teſſin (gleichgültig, aber mit Würde): „Vermuthlich war es Capitain Schwerin und meine Tochter, die ſich etwas zu ſagen hatten.“

Düben: „Den Bußfertigen wird viel vergeben. Gewiß hat ſie aus freien Stücken Ew. Excellenz ihren Fehler bekannt und bereut ihn.“

Teſſin (ſtolz, mit erhobener Stimme und gerunzelter Stirn): „Hedwig Teſſin hat nicht gefehlt und nichts zu bereuen. Mit Zuſtimmung ihrer Eltern hat ſie ihre Hand dem Capitain v. Schwerin verſprochen, ſofern Ihre Majeſtät, deren Dienſte ſie anzugehören die Ehre hat, ihre gnädige Genehmigung zu dieſer Verbin-

dung zu geben geruhen. Dies iſt es, um das ich in Unterthänigkeit bitten will und ich erſuche Sie, mein Fräulein, um die Güte, mich ſogleich zur Audienz bei der Königin zu melden.“

Fräulein Düben, verdrießlich und verſtimmt, verneigt ſich vor Teſſin und begiebt ſich zur Königin. Die Hofdamen flüſtern unter einander und lächeln bedeutungsvoll.

Dritter Auftritt.

Ulrica's Eleonora's Cabinet.

Die Königin: „Ich ſtand im Begriff, nach Euch zu ſchicken, Baron Höpken! Meine Couſine, die verwittwete Prinzeſſin von Oranien, hat mich in einem ſehr ehrerbietigen und verbindlichen Schreiben um die Freigebung eines ungerechterweiſe aufgebrachten oſtfrieſiſchen Fahrzeugs gebeten. Ihre Bitte wird von meinem Gemahl warm unterſtützt, der ihre Erfüllung ſogar dem engliſchen Geſandten halb und halb verſprochen hat. Sowohl mein ſchriftlicher Befehl wegen der Freigebung des Fahrzeugs, wie eine Antwort an die Prinzeſſin ſollen ſogleich ausgefertigt werden, um noch mit der heutigen Poſt abgehn zu können.“

Höpken: „Falls Se. Excellenz Graf Horn“ ...

Die Königin (ihn unterbrechend): „Soll der verzweifelte Menſch ſeine Naſe in Alles ſtecken! Kann ich

nicht einmal einer Anverwandten einen Beweis meines Wohlwollens geben, ohne zuvörderſt meinen eigenen Unterthanen um Erlaubniß zu bitten?“

Höpken (ſchlau): „Ew. Majeſtät bewundernswerthe Geduld und erſtaunliche Nachgiebigkeit mögen Se. Excellenz wohl verleitet haben, ihre amtliche Macht bis zur äußerſten Grenze auszudehnen. — Würde — gegen alle Wahrſcheinlichkeit — der Verſuch gemacht, dieſe Grenze zu überſchreiten, ſo ſteht es ja in Ew. Majeſtät Belieben, jene Macht wieder zu beſchränken.“

Die Königin: „Ja, bis jetzt war ich in der That zu nachſichtig, aber für die Zukunft werde ich andere Saiten aufſpannen . . . Ungeſäumt ſetzt einige Zeilen an Graf Wellingk auf und unterrichtet ihn von dem auf meinen Befehl — verſteht es wohl, meinen Befehl — freigegebenen Fahrzeuge und davon, daß meine Krönung in Upſala glücklich Statt gefunden habe, und zwar trotz aller Einwendungen des Raths und insbeſondere des Grafen Horn, nach der Weiſe meiner erhabenen Vorfahren.“

Höpken: „Bei dieſer Mittheilung dürfte wohl auch der Wunſch des jungen Herzogs, Schweden verlaſſen zu können, Erwähnung finden dürfen. Sr. Hoheit ſchriftliches Geſuch deshalb an Ew. Majeſtät iſt bereits in der Kanzlei und ich kann es ſchon vorläufig privatim und in der Vorausſetzung, daß es Ew. Majeſtät angenehm ſein werde, mittheilen.“

Höpken überreicht ihr ein Schreiben, das die Königin aufmerkſam durchblickt.

Die Königin (nachdem sie gelesen): „Was ist Eure Meinung, Baron Höpken?“

Höpken: „Da Ew. Majestät mir befehlen, aufrichtig zu sein, so halte ich dafür, daß Se. Hoheit gegenwärtig ein völlig überflüssiger, wenn nicht sogar lästiger Gast in Schweden sind.“

Die Königin: „Das ist auch meine Meinung. Er mag sich also in Gottes Namen fortbegeben und je eher je lieber. Das ist Alles, was ich für ihn thun kann und will.“

Höpken: „Dann wird der lästige Gast — wenigstens bis auf Weiteres — hier bleiben müssen.“

Die Königin (strenge): „Ihr hörtet ja, daß ich seine Abreise genehmige und ihm Gottes Segen wünsche.“

Höpken (achselzuckend): „Aber ohne Reisegeld kann er weder auf dem Landwege nach Telge, noch selbst zur See nach Warholm kommen.“

Die Königin (ihn anfahrend): „Ihr meint, ich soll ihm auch die Kosten seiner Reise bezahlen?“

Höpke (kalt): „Dahin kann ich mich nicht vergessen, aber es kann auch nicht verschwiegen werden, daß der Krieg, den Schweden führt, dem jungen Fürsten sein Herzogthum gekostet hat, und wenn dieser Grund nicht hinreichte, die Reichsstände zu vermögen, Sr. Hoheit Reisegeld zu bewilligen, so wird doch die Ehre, welche Se. Hoheit genießt, ein naher Blutsverwandter Ew. Majestät und des hochseligen Königs zu sein, ihre Wirkung nicht verfehlen.“

Die Königin: „Nun, dann mag er in Gottes Na-

men ſich an die Stände wenden und bei dieſen ſein Glück verſuchen.“

Höpken: „Die regierende Königin darf nicht ungefragt in einer Sache Beſchluß faſſen laſſen, welche das Königliche Haus ſo nahe betrifft. Es dürfte am paſſendſten ſein, daß Ew. Majeſtät ſelbſt die Sache des Herzogs bei den Ständen bevorworten oder wenigſtens das unterthänige Anſuchen derſelben um Ew. Majeſtät Willensäußerung erwarten.“

Die Königin (in Nachdenken verſunken, halblaut): „Ich will hören, was mein Gemahl und Emerent... (hält ein) Die Angelegenheit des Herzogs wollen wir ein ander Mal erwägen. Für den Augenblick iſt das Wichtigſte, daß Sie für die Expeditionen Sorge tragen, die ich Ihnen vorhin anbefahl.“

Höpken: „In einer Stunde ſollen Sie zu Ew. Majeſtät hohen Unterſchrift bereit ſein.“

Nach einer tiefen Verneigung entfernt er ſich.

Vierter Auftritt.

(Derſelbe Ort. Am folgenden Tage.)

Die Königin (in triumphirendem Tone): „Geſtern, Emerenzchen, glaube mir, iſt Graf Arveds große Naſe anſehnlich länger geworden. Ich ließ ein oſtfrieſiſches Fahrzeug frei geben und machte Graf Wellingk Mittheilungen, ohne weder den Rath noch den Kanzlei-Präſidenten um Erlaubniß zu fragen.“

Fräulein Düben: „Daran thaten Ew. Majeſtät ſehr recht. Dieſe Herren ſind allzu zudringlich und doch eben nur Unterthanen, wie wir andern. Sie ſind ſchwer zu behandeln und aufſäſſig, wenn Ew. Majeſtät zu gut gegen ſie ſind.“

Die Königin (aufgeblaſen): „Warte nur! Sie ſollen ſchon ſehen . . . Aber was hört man Neues in der Stadt, gute Emerentia?“

Düben: „Die Neuigkeiten ſind knapp, Majeſtät. Die Verbindung von Hedwig Teſſin mit dem Kapitain Schwerin und die Rückkehr des jungen Hof-Intendanten iſt das Neuſte, von dem man ſpricht, und beides iſt Ew. Majeſtät nicht mehr neu.“

Die Königin: „Freilich nicht, aber wiſſen möchte ich gern, was man im Publikum über meinen jungen Hof-Intendanten ſagt. Die Teſſinſche Familie iſt eine Hinterlaſſenſchaft meiner Vorväter und meines Bruders. An der Dankbarkeit, dem Eifer und der Ergebenheit des Alten gegen meine Perſon kann ich nicht zweifeln, obwohl mir ſeine hartnäckige Vielrednerei im Senat nicht gefällt. Wenn der Sohn in den Spuren des Vaters und auf den Wegen der Tugend wandelt, dann will ich auch ſein Glück machen.“

Düben (mit frömmelnder Miene): „Jugend und Weisheit ſind nicht bei einander, ſo hieß es ſchon in den Zeiten des alten Teſtaments. Aber die Furcht Gottes iſt der Weisheit Anfang, und den Sündern wird um der Frommen willen vieles vergeben.“

Die Königin: „Ja, ſo barmherzig iſt Gott gegen

uns arme Menſchenkinder, aber was willſt Du damit bei dem jungen Teſſin, gute Emerentia?“

Düben: „Daß er gut und chriſtlich erzogen und mit frommen Rath gegen die Fallſtricke des Teufels ausgerüſtet worden iſt, als er ſich aus dem Vaterhauſe auf das trügeriſche Meer der Welt hinausbegab. Immer zuweilen hat der alte Adam das gebrechliche Fahrzeug des Fleiſches aus dem rechten Wege gebracht, aber durch die Gnade des Allmächtigen und die treuen Fürbitten chriſtlich geſinnter Anverwandten wird es mit Jeſu Hülfe wieder dahin zurückkehren.“

Die Königin: „Aus Deiner Rede merke ich, daß nicht alles ſo iſt, wie es ſein ſollte; drücke Dich aber deutlicher aus und ſage mir, worin der junge Herr geſündigt hat.“

Düben: „Darin, worin gewöhnlich heute eine leichtſinnige Jugend ſündigt. Er ſoll auf ſeinen ausländiſchen Reiſen ein ausſchweifender Geſelle und leichtfertiger Frauenknecht geweſen ſein, der ſeinen Eltern manche Thräne erpreßt und ihnen ſchlafloſe Nächte gemacht hat.“

Die Königin: „Das iſt ja ſchrecklich! und ſchon in ſo jungen Jahren!“

Düben: „Ja ſeht, gnädigſte Majeſtät, darin eben liegt das Unglück. Wenn beide Geſchlechter ihre Liebesgrillen bis auf ältere Tage verſparten, um dann in Zucht und Ehren eine chriſtliche Ehe einzugehen, ſo wäre die Welt nicht ſo voll von Sündern, wie das jetzt der Fall iſt.“

Die Königin (ſeufzend): „Ja, ja, darin haſt Du ganz Recht. Aber ſage mir, gute Emerentia, noch

näher, was Du vom jungen Teſſin gehört und wie Du davon Kenntniß bekommen haſt.“

Düben (wichtig und geheimnißvoll): „Mein Kammermädchen hat eine Couſine, die eine Muhme von der Kammerfrau der Gräfin Teſſin iſt, und dieſe Kammerfrau wieder iſt verſprochen mit des Hof-Intendanten Bedienten, der ihn auf ſeiner Reiſe ins Ausland begleitet hat. Dieſer hat, natürlich im größten Vertrauen, ſeiner Braut erzählt, von der es die Muhme und von dieſer mein Kammermädchen hat, daß ſein junger Herr in Paris nichts anderes gethan, als Kaffeehäuſer, Spielhäuſer, Wirthshäuſer und andere liederliche Orte beſucht, täglich ins Schauſpiel gegangen ſei und mit ausſchweifender Geſellſchaft verkehrt habe. Bei einer Schwelgerei wäre er einmal von dem Kammerherrn Reiff faſt von hinten durchſtochen worden, hätte nicht ein junger Graf Wellingk die Waffe weggeſchlagen und ihn gerettet. In Venedig ſchlich er mit einem jungen Franzoſen, Namens Neufville, bei nächtlicher Zeit zur Maitreſſe eines Prinzen Chigi. Als ſie in tiefer Dunkelheit die Wohnung derſelben verließen, wurde auf den Franzoſen eine Piſtole abgeſchoſſen und dieſer ſtürzte mit dem Ausruf gegen die Wand, ich ſterbe. In demſelben Augenblick wurde ein zweiter Schuß abgefeuert, der dem jungen Teſſin das Geſicht verbrannte. Aber der barmherzige Gott ließ nicht zu, daß die Sünder in ihren Miſſethaten untergingen, ſie entkamen der Gefahr ohne erheblichen Schaden, Neufville nur mit einem durchſchoſſenen Hut und beide flohen mit Tagesanbruch aus der Stadt.“

Die Königin: „O Zeiten, o Sitten!“

Düben: „Teſſin's Verwegenheit hat ihm bei mehreren Gelegenheiten faſt das Leben gekoſtet. Einſt ſetzte er ſich auf dem Gipfel des Veſuvs auf einen Stein am äußerſten Rande des Kraters und war im Begriff, mit der loſen Aſche in den Abgrund zu ſtürzen, als ihn ſeine Reiſegefährten mit großer Mühe zurückriſſen.“

Die Königin (kopfſchüttelnd): „Welch thörichter Uebermuth! . . . Doch ſieht es aus, als ob der Himmel ſeines jugendlichen Unverſtandes ſich erbarmte und durch wunderbare Mittel ihn unter ſeinen beſonderen Schutz genommen hätte.“

Düben: „Wo die Sünde überfließt, fließt auch die Gnade über.“

Die Königin (einfallend): „Und aus einem Saulus kann ein Paulus werden.“

Düben (andächtig ſeufzend): „Gott, der um ſeiner großen Barmherzigkeit keinen Sünder verderben laſſen will, gebe, daß es auch mit dieſem gut ende. Amen . . . Er, der in der Höhe thront, iſt mein Zeuge, daß ich ſtets gut rede von meinem Nächſten und Alles zum Beſten wende.“

Die Königin: „Ja, meine fromme Emerentia! Der Himmel weiß das und deshalb geht es Dir gut in Allem, was Du unternimmſt. Es ſchaudert mich, wenn ich an dieſe an Böſen ſo reiche Welt und an ſo viele Sittenverderbniß denke. Bei Teſſin verhüllt ſie ſich unter dem Aeußern eines Lammes.“

Düben: „Ja wohl, Ew. Majeſtät. Man kann nicht feiner, belebter und ſanfter im Umgange ſein.

Mein Bruder pflegt von Jünglingen zu sagen, daß sie erst tüchtige Männer würden, wenn sie ausgerast hätten. Vielleicht ist es so mit dem ganzen Männergeschlecht.«

Die Königin (hochmüthig): »Das heißt, bei den Unterthanen .... fahre fort, gute Emerentia, uns Nachrichten von den häuslichen Verhältnissen unserer Unterthanen, besonders der stolzen Reichsrathsfamilie, zu verschaffen. Es kann uns zu Statten kommen, wenn sie den Bogen zu hoch spannen wollen.«

Es klopft dreimal an die äußere Flügelthür.

Düben (nachdem sie die Thür ein wenig geöffnet, zu dem draußen stehenden Pagen): »Wer ist da?«

Page (draußen): »Se. Excellenz Graf Horn.«

Düben wiederholt dies gegen die Königin.

Die Königin (unwillig): »Dieser unerträgliche Mensch, immer stört er mich in meinen angenehmsten Stunden.«

Düben: »Soll ich ihn abweisen lassen?«

Die Königin: »O nein, dann habe ich nur das Unangenehme zu erwarten, was ich doch früher oder später von ihm hören muß; drum je eher je besser. Ist es vorbei, so ist es vorbei; also laß ihn ein.«

Fräulein Düben geht hinaus. Gleich darauf tritt der Reichsrath Horn ein und begrüßt die Königin ehrerbietig aber kalt.

Die Königin: »Willkommen, was bringt Ihr Gutes, Herr Graf?«

Horn: »Von etwas Gutem kann gegenwärtig selten die Rede sein; die auswärtigen Verhältnisse sind,

Gott beſſere es! fortwährend betrübend, und die Fäden der eigenen Regierung werden planlos bald hierhin, bald dorthin geleitet.«

Die Königin (beleidigt): »Die Beſchuldigung fällt auf die zurück, welche ich an die Spitze der Reichsangelegenheiten ſtellte. Sie trifft alſo Euch ſelbſt, Graf Arved.«

Horn (mit Würde): »Vor Gott und Menſchen, vor dem Richterſtuhl der Welt und meines Gewiſſens weiß ich mich frei von Verantwortung, denn es werden Regierungsmaßregeln ohne mein Wiſſen getroffen, und Geſandte des Reichs im Auslande erhalten Mittheilungen, über die der Kanzlei-Präſident in Unkenntniß bleibt.«

Die Königin (verlegen und erzürnt): »Ihr ſprecht aus einem Ton, Herr Graf, der Euch nicht ziemt. Eure Anklagen ſind aus der Luft gegriffen.«

Horn (ſtolz, mit ſteigender Wärme): »Nie in meinem Leben habe ich leichtſinnig Klage geführt und thue dies auch in dieſem Augenblicke nicht. Das freigegebene holländiſche Schiff und das Schreiben an den Grafen Wellingk ſind unwiderlegliche Beweiſe meiner Behauptung; nur ein Vorwurf fällt mir mit Recht zur Laſt, daß ich jemals ſo einfältig ſein konnte, zu glauben, es würde anders gehn können unter dem Regimente einer Frau.«

Die Königin (aufgebracht): »Vermeſſener! Ihr ſprecht zu Schwedens gekrönter Königin. Aber, ſeid überzeugt, Graf Arved! es iſt das letzte Mal. Denn nie kommen wir unter demſelben Dache wieder zuſammen.«

Sie wirft einen zornglühenden Blick auf Horn, eilt aus dem Gemach und schlägt die Thür so heftig hinter sich zu, daß das Schloß klirrt.

Horn, in Betrachtungen vertieft, erwartet einige Zeit vergeblich ihre Rückkehr oder eine Botschaft von ihr, und entfernt sich endlich langsam und in düsterm Nachdenken.

Fünfter Auftritt.

(Das Arbeitszimmer des Reichsrathe Horn.)

Ein Bedienter meldet den Staats-Secretair Baron Höpken.

Horn (für sich): „Ein neugebackner Baron, aber ein alter Schelm! .... (laut und strenge) laß ihn herein.“

Der Bediente öffnet Höpken die Thür und entfernt sich.

Ohne sich aus seinem gepolsterten Lehnstuhl zu erheben, macht Horn eine abgemessene Verneigung mit dem Kopfe, während er Höpken scharf fixirt. Dieser, nachdem er sich verbeugt hat, bleibt vor Horn stehn und blickt ihm mit einer undurchdringlichen Maske von Kälte und Gleichgültigkeit grade ins Antlitz.

Horn (bitter): „Nun, Herr Baron, wie meint Ihr, daß die Sachen jetzt stehn?“

Höpken (die Achseln zuckend): „Schlecht, Ew. Excellenz! sehr schlecht.“

Horn (mit Nachdruck): „Und Ihr ſelbſt geſteht dies! Ihr, der Ihr der Willkür Euren Beiſtand leiht, ungeachtet die Königin in Eurer Gegenwart, mit den Fingern auf die heilige Schrift, die verhaßte, gottloſe Alleinherrſchaft abgeſchworen hat?“

Pauſe. Die beiden Staatsmänner betrachten einander aufmerkſam und forſchend.

Horn (mit ſteigender Wärme und ſcharfer Betonung): „Ihr habt alſo nichts zu Eurer Entſchuldigung anzuführen?“

Höpken (kalt): „Geſtatten mir Ew. Excellenz zu fragen, weshalb ich mich entſchuldigen ſoll.“

Horn (wie vorher): „Brauche ich noch die Freigebung des holländiſchen Schiffs und das Schreiben an den Grafen Wellingk zu erwähnen, von denen der Kanzlei-Präſident keine Kenntniß erhielt? Wäre die Sache wegen des Schiffs zu meiner Kenntniß gekommen, ich würde zu erinnern nicht unterlaſſen haben, daß ſie in der Rathskammer vorgetragen werden mußte.“

Höpken: „Auf den ausdrücklichen Befehl Ihrer Majeſtät ſuchte ich Ew. Excellenz auf, um Ihnen die Expeditionen vorzulegen, war aber nicht ſo glücklich, Sie zu treffen.“

Horn: „Der Staats-Secretair iſt nicht blos der Königin, ſondern auch dem Rath und vor allem dem Kanzlei-Präſidenten verantwortlich. Laßt Euch nicht noch einmal ſolche Sprünge zu Schulden kommen, oder denkt daran (mit dem Finger drohend), daß Ihr es mit mir zu thun habt.“

Höpken: „Leider werde ich für die Zukunft das Vergnügen entbehren.“

Horn (verwundert): „Was meint Ihr damit?“

Höpken: „Das Vergnügen, einen so angenehmen und lehrreichen Vorgesetzten zu haben.“

Horn: „Aber redet deutlicher, Mensch!“

Höpken: „Ich habe mich auf gnädigsten Befehl hier eingefunden, um Ew Excellenz zu melden, daß die Königin die Schultern Ew. Excellenz von der schweren Bürde der Kanzlei-Präsidentschaft zu erleichtern wünscht.“

Horn (betroffen): „So — o . . . Aha! (hohnlächelnd) Vielleicht enthielt schon der Brief an Graf Wellingk einen Wink, sogar schon den Ruf, diese schwere Bürde zu übernehmen.“

Höpken: „Was Ihre Majestät in Ihrem eigenhändigen Postscriptum hinzufügten, ist mir natürlich nicht bekannt. Indeß eile ich, gleichfalls auf hohen Befehl, von Ew. Excellenz zum Grafen Cronhjelm, um diesem, nachdem Graf Sparre abgelehnt hat, die erledigte Stelle Ew. Excellenz anzutragen.“

Horn: „Sparre ist den politischen Stürmen mehr als Cronhjelm gewachsen . . . (höhnisch) eben deshalb aber, so kann ich mir wohl denken, fällt auf diesen die Wahl. Uebrigens ist er ein rechtschaffener Mann, der unter den jetzigen unverantwortlichen Zuständen das Staatsruder nicht lange führen wird.“

Höpken: „Ew. Excellenz haben keine weiteren Befehle für mich?“

Horn: „Sagt der Königin, ich wolle ihren Wünschen nicht blos entgegen, sondern auch zuvorkommen.

Sie verlangt von mir die Kanzlei-Präsidentschaft zurück, ich überliefere in ihre Hände auch mein Amt als Senator.«

Höpken: »Ich besorge billig, Ew. Excellenz nicht richtig zu verstehn, oder bei einer mündlichen Bestellung die Worte nicht richtig abzuwägen, ich wage daher nicht, Ew. Excellenz Erklärung mündlich zu bringen.«

Horn (bitter): »Wenigstens vergeßt Ihr die nöthige Vorsicht nicht, Baron. Mein schriftliches Entlassungsgesuch wird noch heute erfolgen.«

Höpken: »Ich empfehle mich Ew. Excellenz fortdauernder Gunst.«

Horn: »Und ich zähle wie sonst auf Eure aufrichtige Freundschaft, Herr Baron!«

Höpken verneigt sich und geht. Horn begleitet ihn bis an die Thür. Dann setzt er sich an seinen Schreibtisch und versinkt, die Feder in der Hand, in tiefes Nachdenken.

Sechster Auftritt.

(Das Arbeitszimmer des Reichsraths Tessin.)

Tessin: »Ich wünsche dem Senat, aber nicht mon cher Frère, zu seinem Talar Glück. Die Verhältnisse unter uns selbst sind mißlich und nach außen hin düster. Die Hoffnung des Vaterlands ruht in nicht geringem Maße auf Ew. Excellenz erprobtem Geschick und reifer Erfahrung in Unterhandlungen. Es ist ein großes Werk,

das die Dankbarkeit der Mit- und Nachwelt verdient, wenn Ew. Excellenz dieſe Verhandlungen auf Äland zu einem glücklichen Schluſſe führen und Schweden zu einem wenn auch nicht ruhmreichen, doch wenigſtens erträglichen Frieden verhelfen, nach dem unſere armen Landsleute jetzt im neunzehnten Jahre vergebens ſeufzen.«

Reichsrath Lilienſtedt: »Glauben Ew. Excellenz, daß es mir mit einer Friedens-Vermittlung glücken wird, wo die leitenden Inſtructionen fehlen und wo die Anweiſungen, die man allenfalls erzwingt, ſich kreuzen und gegenſeitig faſt aufheben? Alle wollen Frieden. Will ich mich vorſehn in Bezug auf die Zugeſtändniſſe, die im ſchlimmſten Fall gemacht werden können, und die Anſprüche, die unweigerlich feſtgehalten werden ſollen, ſo antwortet mir die Königin: Vor Allem und unter jeder Bedingung verhindert, daß der Czar ſich in unſre Thronfolge miſcht und ſich für den Herzog, meinen Neffen, einlegt. Der Prinz, ihr Gemahl, erwiedert mir mit ſäuerlichem Lächeln: Beeilt euch nicht, es giebt hier im Stillen Freunde und das Kriegsglück kann ſich ändern. Graf Horn meint, er habe jetzt nichts mehr mit den öffentlichen Angelegenheiten zu thun und ſchätze ſich glücklich, die Ruhe des Privatlebens genießen zu können. Vom Grafen Sparre erhalte ich die Antwort: Er ſei nicht Kanzlei-Präſident, und vom Grafen Cronhjelm, der es geworden iſt: Er ſei noch nicht warm genug, um auf eigene Hand, ohne die Meinung der Königin und des Senats zu wiſſen, einen Rath geben zu können.«

Teſſin (kopfſchüttelnd): »Leider macht ſich Graf Horn's Ausſcheiden aus dem Senat unter unſern jetzi-

gen Verhältniſſen mit jedem Tage mehr fühlbar und Ihrer Majeſtät Unbeugſamkeit in dieſer Beziehung iſt eben ſo beklagenswerth wie unerklärlich. Mon cher Frère weiß, daß das Ausſcheiden unſeres verehrten Amtsbruders Horn nur auf einem Mißverſtändniß beruhte, daß ſowohl die Stände wie der Senat dringend und feierlich ſeinen ſpäter geäußerten Wunſch, im Senate zu bleiben, unterſtützten. Nichtsdeſtoweniger war die Königin nicht umzuſtimmen und erwiederte den Abgeſandten der Stände ganz trocken — dem Landmarſchall: daß dem Wunſch der Stände nicht gewillfahrt werden könne, da Ihre Majeſtät ein Gelübde gethan hätten, das mit Graf Horn Geſchehene, wofür die Stände ihr auch damals gedankt, nicht zu ändern — dem Sprecher des Bürgerſtandes: das iſt nun geſchehn und es ſoll auch dabei bleiben.«

Lilienſtedt: »Mit dem einen Fuß im Reiſewagen vermiſſe ich nicht nur beſtimmte und genügende Inſtructionen für den mir anvertrauten wichtigen Auftrag, ſondern ſelbſt materielle Nothwendigkeiten fehlen mir, ohne die ich bei dem Zuſammentreffen mit den fremden Geſandten mein Amt nicht mit der Würde antreten kann, die Ihrer Majeſtät und dem Reich ziemt. Die Hoftrauer für den hochſeligen König verlangt ſchwarz ausgeſchlagene Zimmer und Wagen; für meine Tafel iſt Silber, Zinn und Tiſchzeug nöthig, aber vergeblich habe ich hierum gebeten. Man ſpeiſt mich damit ab, daß man mich an Ew. Excellenz verweiſt.«

Teſſin (erſtaunt): »An mich?«

Lilienſtedt: »Ja, das Kammer-Collegium meint,

daß ſich in der Königlichen Garderobe und bei Hofe das Nöthige fände.«

Teſſin: »Die Anmuthung iſt eine ſo ungewöhnliche, daß ich im Augenblick nicht darauf zu antworten weiß. Ich werde aber unverweilt Erkundigung einziehn laſſen und Ew. Excellenz ſchon Morgen eine beſtimmte Antwort geben.«

Lilienſtedt: »Ew. Excellenz werden mich dadurch verbinden und damit auch dem Reiche einen Dienſt leiſten, denn meine Abreiſe hängt von der Beendigung dieſer Vorbereitungen ab. Ich ſchmeichle mir zwar nicht mit großer Hoffnung auf Erfolg, aber ich werde wenigſtens als guter Schwede thun, was ich vermag.«

Teſſin: »Möge Gott mon cher Frère's wichtige Bemühungen ſegnen, und ſie werden des Erfolgs eben ſo wenig, wie alle früheren diplomatiſchen Verhandlungen entbehren, die Ew. Excellenz zum beſonderen Wohlgefallen der Regierung und zum Heil des Landes führten.«

Lilienſtedt: »Ich würde undankbar ſein, wenn ich mich über nicht erhaltene Belohnungen für die mit den vielen mir anvertrauten Verhandlungen unzertrennlich verbundenen Mühen und Sorgen beklagte. Von allen Geſchenken aber, die mir zu Theil geworden ſind, iſt mir beſonders eine Kleinigkeit von Werth.«

Teſſin: »Und das iſt?«

Lilienſtedt: »Ein Pokal, auf dem eine Taube gravirt iſt, die einen Olivenzweig im Schnabel hält, mit der Umſchrift: j'apporte avec moi la paix.«

Teſſin: »In der That, ein ſchönes Sinnbild, und

hoffentlich wird es mon cher Frère auf seiner bevorstehenden Sendung nicht vergessen.«

Lilienstedt: »Eben so wenig, als die Russen, vom Czar herunter bis zum Leibeigenen, besondere Liebhaber starker Getränke sind. Ich will versuchen, was ich mit dem Sinnbild und dem Inhalt des Pokals ausrichten kann.«

Tessin: »Schade, daß die Russen unsre klangreiche Sprache nicht verstehn. Sonst besäße mon cher Frère in seiner liebenswürdigen Muse in seinem Gedichte Iris *) ein Mittel der Berauschung, mit dem kein andrer der Unterhändler ausgerüstet ist.«

Lilienstedt: »Ew. Excellenz sind zu gütig. Möchte nur meine Iris nicht eben so unverrichteter Dinge vom Czar Peter zurückkehren, wie einst Aurora Königsmark von König Carl.«

Tessin (mit einem Seufzer): »Diese Halsstarrigkeit mußte Se. Majestät theuer büßen. Möchte es wenigstens dem Czar eben so gehn, wenn er sich unerweichlich zeigt gegen die auf der Prosa der Diplomatie ihm nahende Iris.«

Lilienstedt: »Durch Ew. Excellenz Segenswünsche fühle ich mich ermuntert und erhoben. Erlauben Sie mir, auf Ihren Beistand im Senat zu zählen, wenn mein wichtiges Vorhaben dort zur Sprache kommt.«

Tessin (ihm die Hand reichend): »Mon Frère möge fest darauf rechnen.«

Sie umarmen einander und Lilienstedt geht.

---

*) Lilienstedt war zu seiner Zeit als Dichter berühmt.

Siebenter Auftritt.

(Ein Zimmer bei dem Herzog von Holſtein.)

Der Herzog, auf dem Sopha liegend, hält ein Taſchentuch vor das Geſicht und weint laut. Baron Banér, eben hereingekommen, ſteht an einem Tiſche und zählt Geld.

Banér: „Zehn Tauſend Reichsthaler in Holländiſchen Dukaten . . . Fünf Tauſend in Carolinen . . . . Fünf und dreißig Tauſend in guten Wechſeln. Zuſammen Funfzig Tauſend Reichsthaler, die die Stände meinem gnädigen Herrn als Reiſegeld bewilligt haben . . . Aber was ſehe ich? Ew. Hoheit weinen? Das ſind Weiberpoſſen, die ſich für einen Fürſten nicht ziemen, und am wenigſten für den Neffen des unſterblichen Heldenkönigs. Mit Thränen bahnt man ſich nicht den Weg auf den ſchwediſchen Thron. Ich habe weder eine Krone zu hoffen, noch hat man mir Tonnen Gold geſchenkt, und dennoch vergieße ich keine Thräne darüber, daß ich mein väterliches Eigenthum und mein Vaterland verlaſſe, um Ew. Hoheit auf Ihre abentheuerlichen Reiſen zu folgen. Weg mit allen traurigen Gedanken, Prinz! und danken Sie Gott, daß er Ihnen Gelegenheit und Mittel giebt, der Tyrannei Ihrer böſen Tante zu entſchlüpfen und reiſen zu können, wohin Sie wollen.“

Der Herzog (ſeine Thränen trocknend): „Wohin ich auch reiſe, bin ich ein Fremdling und Verlaſſener. In Schweden bin ich geboren und erzogen. Hier kenne

ich Alle und Alle kennen mich. Von meinem Herzogthume ſperren mich däniſche Bajonette ab. Mein großer Onkel hätte es mir wieder erobert, meine Tante... niemals!"

Banér: "Die Königin lebt nicht ewig, es ſteht ſelbſt dahin, ob ſie bis an ihren Tod regiert. Ew. Hoheit haben hier Freunde, einflußreiche und zuverläſſige Freunde. Das zeigte ſich bei der Bewilligung des Reiſegeldes und in der Aufmerkſamkeit, welche die Stände Ew. Hoheit an Ihrem Geburtstage bewieſen. Der mir immer zweideutige Horn iſt entfernt, und Höpken, der Ihnen mit Leib und Seele ergeben iſt, wenn er es auch, um Ihnen deſto mehr nutzen zu können, nicht zeigen darf, hat mit jedem Tage mehr zu ſagen. Teſſin gehört nicht zu den Leuten, die ſich die Finger verbrennen möchten, Ew. Hoheit eine Krone zu verſchaffen, aber auch er ſähe es ſicher nicht ungern, wenn es geſchähe; ſeine Freundſchaft mit Höpken bürgt dafür. Schwedens geſchickteſter Diplomat, mein Schwiegervater" ...

Der Herzog (einfallend): "Deſſen Namen der Prinz, der Gemahl meiner Tante, ſtets im Munde führt! wie mögt Ihr glauben, Banér, daß ich mich auf Graf Wellingk verlaſſen kann?"

Banér: "Jugend und Weisheit ſind nicht beiſammen. Verzeihen Sie meine Offenheit gegen Sie, Prinz. Es würde Ew. Hoheit nicht frommen, wenn mein Schwiegervater die Gelegenheit abwieſe, die ſich ihm darbietet, bei den gegenwärtigen Machthabern in Gunſt zu ſtehn. Vielleicht leiſtet Graf Wellingk Ew. Hoheit als Günſtling des Prinzen von Heſſen beſſere Dienſte, als wenn

er sich offen an die Spitze der Widersacher des Hofes stellte.“

Der Herzog (vom Sopha aufstehend und Banér freundlich die Hand reichend): „Verzeiht, wenn ich Euren Schwiegervater verkannte! Wie aber soll ich unter all den Masken und Verkleidungen hier die herauskennen, welche mir wirklich wohl wollen? Wenige dürfen das äußerlich zeigen, und die es zeigen, sind gewöhnlich Spione meiner Tante und ihres Gemahls. Zu meines Onkels Zeit war das anders.“

Banér: „Ja wohl haben die Zeiten sich wesentlich geändert, aber wie es jetzt ist, wird es auch nicht immer bleiben. Alles hängt davon ab, den Augenblick zu benutzen, und für die Zukunft seine Maßregeln zu nehmen.“

Athemlos stürzt der Kammerdiener des Herzogs in das Zimmer, die Uniform des Prinzen und seinen dreieckigen Hut im Arm. „Kleiden Ew. Hoheit sich eilig an. Die Reichsstände, an ihrer Spitze der Landmarschall, der Erzbischof und die Sprecher, sind im Anzuge, um sich bei Ew. Hoheit zu verabschieden.“

Banér (der ans Fenster geeilt ist): „Wahrlich, ja! Eben schultern die Posten vor ihnen, und es wäre nicht gut, sie lange im Vorzimmer warten zu lassen. Frischen Muth und ein heitres Gesicht, Prinz! — Lassen Sie ja keine Niedergeschlagenheit merken, denn nichts gefällt den Schweden weniger.“

Der Herzog legt die Uniform an und begiebt sich in sein Audienzzimmer, um die Reichsstände zu empfangen.

Elftes Kapitel.

Kaum waren Graf Horn's Bemühungen, sich im Senat zu halten an dem halsstarrigen Unwillen der eingebildeten Ulrika gescheitert, der die vom Glanze des Königsthums geblendeten Stände noch nicht offen zu trotzen wagten, so änderte Horn Plan, Rede und Handlungsweise. Statt, wie kleinliche schiffbrüchige Minister pflegen, sich zu bemühen, Mitleiden mit seinem Fall zu erwecken, oder durch sclavische Unterwürfigkeit unter die siegende Willkühr und knechtische Geduld gegen deren Demüthigung sie zu besänftigen und sich wieder in Gunst zu setzen, oder endlich sich, wie ein Igel festzusaugen an irgend ein Amt, welches man dem abtretenden Staatsmann, wie Hunden einen Knochen zuwirft, sagte Horn Verwandten, Freunden und Bekannten Lebewohl und indem er sich von der Hauptstadt fort auf sein Landgut begab, zog er sich völlig in das Privatleben zurück und pries laut und gegen jeden die Ruhe und Behaglichkeit des Landlebens. Mit so viel Natürlichkeit und so viel Glück spielte er diese, für ihn sonst neue Rolle, daß er sich allgemein beliebt machte und gerade dadurch ein Gegenstand des Miß-

trauens und der Nachspürungen für den Hof ward. Theils um ihn auf die Probe zu stellen, theils um sein Urtheil in schwierigen Angelegenheiten sich zu Nutz zu machen, verlangte man von Zeit zu Zeit seinen Rath. Allein die Abgesandten mußten immer unverrichteter Sache zurückkehren. Denn Horn änderte seinen Vorsatz nicht und beharrte auf dem Wege, den er sich vorgezeichnet hatte. So lange er sich von dem großen Felde der Staatsangelegenheiten fern hielt, war es verlorne Mühe, seine Gedanken aus dem Winkel herauszulocken, in den er sich, lediglich um zu beobachten und abzuwarten, zurückgezogen hatte.

Die beschränkte Königin triumphirte und der Prinz, ihr Gemahl, schmiedete seine Ränke, unbeläſtigt von einer Ueberlegenheit, welche es sich angelegen sein ließ, ihn ihren Einfluß erfahren zu lassen. Horn's strenge Sitten, seine musterhafte Ordnungsliebe und seine weit getriebene Frömmigkeit stachen zu grell ab gegen Friedrich's eigene leichtfertige Lebensgewohnheiten und Ansichten, um diesem nicht unangenehm zu sein und gerade jetzt kam es ihm zu paß, daß die Kanzlei eines Präsidenten von Horn's Erfahrung, Festigkeit und scharfem Blicke entbehrte. Denn, fühllos für Schweden, konnte Friedrich um so besser mit den fremden Gesandten im Trüben fischen. Kronhelm durchschaute weder diese heimlichen Bestrebungen, noch vermochte er ihnen die Stange zu halten.

Unter dem Vorwande, der Königin zu ihrer Thronbesteigung und Krönung Glück zu wünschen, wurde obwohl nach keiner Seite hin Frieden geschlossen war, Stockholm der

Sammelplatz einer Menge fremder Gesandten. So befand sich dort aus England Lord Cartaret, aus Preußen der Geheimerath Knyphausen, aus Dänemark der General-Adjutant Löwenörn, aus Hannover der Oberst Bassewitz. Hohle Worte der Freundschaft auf der Zunge, hatten sie in ihren Taschen geheime Instructionen, von dem weiblichen Regenten und dem blutenden Lande die Abtretung von Landstrichen zu erlangen, über die das wechselnde Kriegsglück zufällig die eine oder andere Regierung zum Herrn gemacht hatte. Jeder versprach unter vier Augen der Königin oder dem Kanzlei-Präsidenten, daß wenn nur die Ansprüche seines Herrschers Befriedigung fänden, dieser offen die Partei von Schweden ergreifen und ihm beistehen würde, die Beute, welche die andern sich zuzueignen suchten, gegen diese zu vertheidigen.

Die Königin freute sich in thörichter Verblendung über alle Vortheile, welche nur ihretwillen dem Reich versprochen wurden und Kronhelm ließ sich einfältigerweise von Vorspiegelungen narren, welche die Verheißenden, wenn sie ihren Zweck erreicht, zu erfüllen weit entfernt waren. Unter allen Mithandelnden war unstreitig Lord Cartaret die wichtigste Person und er spielte in doppelter Hinsicht ein doppeltes Spiel. Nicht blos die schwedische Regierung führte er bei der Nase herum, um ihr die fühlbarsten Opfer abzulocken; es war auch nicht einmal sein Zweck, damit sein Vaterland, sondern er wollte nur seinen König in dessen Eigenschaft als Kurfürst von Hannover bereichern. Deshalb drang Bassewitz, Cartaret's gehorsames Werkzeug, dar-

auf, daß Schweden diejenigen seiner deutschen Besitzungen, welche Hannover anständen, abtreten sollte, und um diesen Preis versprach der edle Lord den Schutz Englands gegen alle andern Mächte.

Verräther gewissermaßen gegen sein eigenes Land zum Besten seines Königs — eine Schändlichkeit, die gewiß nichts weniger als selten ist in Monarchien, wo der Regent und sein Haus besondere vom Lande unabhängige Interessen haben — conspirirte Cartaret in Schweden gegen dessen Reich, Regierung und Regentin im Verein mit der Letzteren eigenem Gemahle. Friedrich von Hessen war der thätigste Hebel dieser heimlichen Anschläge. Obwohl er schon einen Fuß auf der Treppe zum schwedischen Throne hatte, so lagen ihm doch die Vortheile seiner Erbländer näher am Herzen, als das Wohl Schwedens und er dachte mehr an Hessen, wenn er die Absichten Hannovers begünstigte, und dessen Kurfürsten, dem damaligen König von Großbrittanien sich verpflichtete, als an das Volk, das um seinetwillen den im Lande geborenen und erzogenen Neffen Carl's des XII. verstieß.

Der tiefdenkende Staatsmann Graf Wellingk war damals zu weit von dem Mittelpunkte der Verhandlungen entfernt, als daß er unmittelbaren Einfluß hätte ausüben können. Zwar ist es nach seinem früheren Benehmen nicht unwahrscheinlich, daß er sich Englands Absichten nicht widersetzt haben würde, aber jedenfalls hätte er sich im Bezug auf die Erfüllung der Bedingungen besser vorgesehn.

Ein Anderer jener ausgezeichneten Diplomaten, die

Schweden damals in Menge beſaß, der Hofkanzler Graf Gyllenborg erbat und erhielt Erlaubniß vom Friedenscongreß in Åland, wo er Jahr und Tag in engen und feuchten Zimmern hatte wohnen müſſen, die Hauptſtadt zu beſuchen, um ſeine Geſundheit zu pflegen und Privatangelegenheiten zu ordnen. Der Erſtere liebte das angenehme freie und verbindliche Weſen des Grafen und die Rathsherrn erblickten eine willkommene Gelegenheit, von einem Augenzeugen über den Gang der Åländiſchen Verhandlungen und die Perſönlichkeit der ruſſiſchen Unterhändler zuverläſſige Kenntniß zu erhalten.

Czar Peter, der größte Regent ſeines Zeitalters, ſtets wachſam, entſchloſſen und thätig, war mit der Langſamkeit, mit welcher auf dem Congreß verhandelt wurde, und mit der Verzögerung, die Gyllenborg's Abreiſe verurſachte, nicht zufrieden; er ſah, daß die übrigen mit Schweden Krieg führenden Mächte nicht blos um leere Höflichkeiten und um der ſchönen Augen der Königin willen ihre Geſandten nach Stockholm geſchickt hatten und beſchloß deshalb, während man unterhandelte, zu handeln und unmittelbar für eigene Rechnung zu unterhandeln.

Noch wiegte ſich der ſchwediſche Hof in glänzenden Hoffnungen von dem Abſchluſſe ſeines Bündniſſes mit England, als eine ruſſiſche über 70 Galeeren ſtarke, mit mehreren Tauſend Truppen bemannte Flotte den ſchwediſchen Küſten ſich näherte. Sogleich gab ſich die feindliche Abſicht in Mord und Plünderung zu erkennen. Die Vertheidigungsanſtalten waren vernachläſſigt, theils in Folge der Verſicherungen Lord Cartaret's von

deren Unnöthigkeit, wenn nur Schweden ſich blind in Englands Arme würfe, theils .... weil der Prinz Generaliſſimus, aus den Gründen, die wir ſchon öfter andeuteten, nicht ungern ſah, daß Schweden unter dem Scepter der Königin, ſeiner Gemahlin, zur Verzweiflung gebracht wurde.

Es war dies allerdings ein teufliſcher Plan, aber nicht der erſte und letzte dieſer Art, unter dem das arme Schweden ſchwer leiden mußte.

Mitten unter dem Schrecken und der Erbitterung, welche die Barbareien der Moskowiter und der lammartige Widerſtand, welcher von Seiten der Vertheidigenden geleiſtet wurde, überall erregten, wurde die Hauptſtadt durch die Ankunft eines neuen Unterhändlers von Seiten eben des Monarchen überraſcht, der wie eben erwähnt, unſere Küſten verwüſten ließ.

In Begleitung des Generalmajors Barons Toijet, eines Mitglieds der Åländſchen Geſandſchaft langte eines ſchönen Tags von Furuſund der ruſſiſche Kanzleirath Graf Oſtermann in Stockholm an, mit Friedensanträgen und Friedensbedingungen, deren Annahme oder Verwerfung erwartend die ruſſiſche Flotte ſich in zwei Geſchwader theilte, von denen das eine in den nördlichen Gewäſſern blieb, das andere ſich nach den ſüdlichen Scheeren zog.

Die Aufregung, welche der unerwartete Gaſt hervorrief, war unglaublich und die Regierung befand ſich in nicht geringer Unruhe über das, was ſie thun ſolle. Sollte man ihn empfangen oder nicht, und wenn man ihn empfinge, auf welche Weiſe ſollte man in Unter-

handlungen mit ihm sich einlassen? Lord Cartaret war bemüht, eine Annäherung und Versöhnung zwischen Schweden und Hannover zu verhindern, so lange England und Schweden ihre Absicht nicht erreicht hätten; denn er nahm mit Grund an, daß Schweden, hatte es erst nach Osten hin Luft, ohne Zweifel weniger zugänglich und nachgiebig für seine übrigen Nachbarn sein werde. Prinz Friedrich verfocht bei seiner Gemahlin, wie gewöhnlich, Englands Interesse, aber doch wagte er nur im Schlafgemach seine gehässigen Ansichten geltend zu machen, öffentlich erklärte er sein Einverständniß mit demjenigen, was Ihre Majestät mit dem Beirath des Raths in ihrer Weisheit zu beschließen für gut befinden würden.

Die Verlegenheit und Unschlüssigkeit des Senats unter diesen verwickelten schlimmen und drohenden Verhältnissen, läßt sich leichter begreifen als beschreiben. Kein einziger war einen Augenblick darüber in Zweifel, auf Kosten des Vaterlands der Königin zu Willen zu sein und dem Prinzen einen Gefallen zu erweisen. Aber die Wahl des einzuschlagenden Wegs war für Schweden wie für dessen Regierung bedenklich und der Erfolg konnte selbst die edelste Absicht möglicherweise zu einer unglücksschwangern machen. Lord Cartaret's hochmüthiger Ton und große Versprechungen machten Eindruck auf Cronhjelm, der in der unbezweifelten Erfüllung der letzteren Schwedens Rettung erblickte. Erik Sparre hatte schon den einen Fuß im Reisewagen, um als Ambassadeur an den kaiserlichen Hof abzugehn. Die übrigen anwesenden Reichsräthe, entweder zu Kriegern oder

zu Beamten im beſchränkteren Sinne dieſes Worts herangebildet, betraten mit bangem Schritt die ſchlüpfrige Straße der Diplomatie. Schon ſchien der von dem engliſchen Lord unverhüllt ausgeſprochene, von dem Erbprinzen von Heſſen heimlich genährte Wunſch, den Abgeſandten Rußlands ungehört abzuweiſen, Anklang im Senat zu finden, als Teſſin das Wort erhielt.

„Graf Oſtermann's Ankunft — ſo begann er — iſt eben ſo unvermuthet, wie ungewöhnlich. Keine Benachrichtigung davon iſt vorhergegangen, nicht einmal ein Paß für ihn begehrt worden, und das zu einer Zeit, wo Rußland nicht nur unſere Hauptſtadt zur See blockirt hält, ſondern auch mit Mord und Brand unſere Küſten angreift, verheert und verwüſtet, und im Norden wie im Süden ſtündlich uns mit Landung bedroht. Dieſe Thatſachen wären eher ein Grund, den Abgeſandten ins Gefängniß zu werfen, als ihn zur Audienz zu laſſen, oder mit ihm in Verhandlung zu treten. Bedenke ich aber unſere Lage und die mannigfache Bedrängniß, in die wir verſetzt ſind, erwäge ich die Folgen, denen unſer eigener Miniſter Se. Excellenz Lilienſtedt und ſein ganzes Gefolge auf Åland unfehlbar ausgeſetzt, ſowie die Rache, welche unvermeidlich alle unſere Gefangenen in Rußland treffen würde; bedenke ich außerdem, daß der Sieg in Gottes Hand ſteht und wie wir täglich erfahren können, daß ſein Zorn noch nicht beſänftigt iſt: ſo muß ich in einer ſolchen Lage der Dinge ein milderes Mittel ins Auge faſſen, als dem gedachten Miniſter geradezu auf den Leib zu gehen, zumal das Schreiben des Czars an Ihre Majeſtät die Königin nichts Anſtößiges enthält,

auch ſeine vermeintlichen Gründe nicht in verletzenden Ausdrücken geltend gemacht werden. Ja, man muß ſogar zugeben, daß Eines oder das Andere, was angeführt wird, wie der Zeitverluſt bei den Verhandlungen auf Åland, die Abreiſe unſeres Geſandten Gyllenborg von dort, nicht mit Fug beſtritten werden kann. Ich bin deshalb der unvorgreiflichen Meinung, daß erwähnter Miniſter, je eher je lieber Audienz erhalte und daß ſein Creditiv nicht unbeantwortet bleibe, ſondern mit gleicher Höflichkeit erwiedert werde, obwohl in der Sache ſelbſt Ihre Majeſtät ſich auf jede Weiſe Alles vorbehalten muß, was Höchſtdenenſelben und ihrem Reiche gebührt.

Anlangend dagegen die Friedensbedingungen ſelbſt, welche der Czar als Ultimatum von ſeinem Miniſter überbringen läßt, ſo ſind ſie ſo unerträglich, ja ſo durchaus erniedrigend, und ſo beſchaffen, daß wir bei ihrer Annahme einer vollſtändigen Knechtſchaft entgegengingen. Eher muß das Aeußerſte gewagt werden, als daß wir Bedingungen eingehen, wie dieſe, welche unſere Lage nicht beſſern, ſondern im Gegentheil von Jahr zu Jahr im gleichem Maße verſchlechtern würden, als die Macht unſeres Gegners zunähme. Um ſo weniger dürfen die Forderungen zugeſtanden werden, als Se. Königl. Hoheit noch geſtern ſich feierlich für die Sicherheit der Stadt Stockholm verbürgt hat und außerdem Ihre Excellenzen, die Herren Reichsräthe Grafen Dücker und Taube ſtets ihre ſichere Hoffnung auf einen guten Ausgang bezeugt haben. Bei dieſem Urtheile Sachkundiger muß ich es bewenden laſſen; ſollte aber die Hauptſtadt ſelbſt einem zweifelhaften Schickſal unterworfen ſein, ſollte ſie,

was der Allerhöchste in Gnaden abwenden möge, zerstört werden, dann wären wir völlig außer Stande noch weiter ausländische Besitzungen zu erhalten.

Noch bleibt die Frage übrig, ob gedachtem Ostermann eine Berathung bewilligt werden soll oder nicht und da verlautet, daß er andere noch unbekannte Bedingungen im Rückhalt habe und sogar ermächtigt sei, mit uns in nähere Verhandlung zu treten, ja sogar die Feindseligkeiten inzwischen einstellen zu lassen, so vermag ich nicht einzusehen, warum man ihn nicht hören soll. Es steht ja immer in dem gnädigsten Belieben Ihrer Majestät, seine Anträge zu genehmigen oder zu verwerfen und es scheint mir, daß wir durch die Zeit, welche über ihrer Erwägung verfließt, mehr gewinnen als verlieren. Nur muß bemeldeter Minister unter genauer Bewachung genommen werden, daß er nicht heimlichen Briefwechsel oder geheime Unterredungen führen kann, eine Vorsichtsmaßregel, zu der wir um so mehr berechtigt sind, als wir durch den General-Major Coijet von der Vorsicht Kenntniß haben, mit der er vom Czar empfangen und abgefertigt worden ist.

Der Vorschlag wegen Abtretung Stettins an den König von Preußen oder dessen Einlösung nach einer gewissen Zeit mit 80 schwedischen Tonnen Gold, ist von der Art, daß er meiner Meinung nach keine Berücksichtigung verdient. Im Uebrigen unterwerfe ich mich in diesen, wie in andern Dingen dem allergnädigsten Gutbefinden Ihrer Königl. Majestät, so wie dem erleuchteten Urtheile Ihrer Excellenzen."

Auf eine so ausführliche und mit so triftigen Grün-

den unterſtützte, den Zuflüſterungen des Prinzen entgegengeſetzte Darlegung unvorbereitet, ſtarrte die Königin verlegen und unentſchloſſen auf die übrigen Rathsherrn. Und als dieſe, von den Schlußforderungen Teſſin's überzeugt und zufrieden, eine gereifte Anſicht gefunden zu haben, an der ſie ſich halten konnten, ſeinem Rath einhellig beiſtimmten, fand derſelbe auch die Billigung von Ulrica Eleonora.

Unter dem Vorwande, dem ruſſiſchen Unterhändler eine Wohnung in der Nähe des Luſtſchloſſes Carlsberg, wo die Königin und der Prinz damals ſich aufhielten und auch der Senat zuweilen ſeine Sitzung hielt, zu verſchaffen, wurde dem Grafen Oſtermann die Hauptſtadt zum Aufenthalt angewieſen. Angeblich um ihm eine Ehre zu erweiſen, in der That aber um ihn zu bewachen, wurde ſein Haus von einer zahlreichen Ehrenwache umgeben, die ſcharf geladene Gewehre und die beſtimmte Anweiſung hatte, ohne beſonderen Befehl jeden den Zutritt zu Oſtermann zu verwehren, und auch dieſen ſelbſt nicht aus der Hauptſtadt fortzulaſſen. Nur der Hofkanzler Graf Gyllenborg und der Staats-Sekretair Höpken, beauftragt, mit dem ſolcher Geſtalt in Gefangenſchaft gehaltenen fremden Diplomaten zu verhandeln, hatten ein für alle Mal freien Zutritt zu ihm.

Zwölftes Kapitel.

Ostermann's Eifer für den Vortheil seines Beherrschers wurde noch durch seinen Verdruß über die Art von Gefangenschaft gesteigert, in der man ihn in der Hauptstadt hielt. Er erklärte zuerst rundweg, die einzige Basis, auf welcher der Czar seine Zustimmung gebe zu Unterhandlungen mit Schweden, sei die Abtretung alles dessen an ihn, was er sich mit den Waffen unterworfen habe.

Die Nachricht von diesen Ansprüchen machte den Senat betroffen, umwölkte Kronhjelm's Stirn, entpreßte Seufzer Tessin's Brust; dagegen leuchtete Schadenfreude aus Cartaret's Blicken, Hohnlächeln kräuselte Löwenörn's Lippen und Friedrich von Hessen verbarg seine Zufriedenheit unter einer Maske gedankenloser Ruhe. Ulrica Eleonora, die nur in seinem Gesicht die Gefühle las, welche sie selbst zu hegen habe, blieb theilnahmlos und kalt. Bald indeß fanden der geschmeidige Gyllenborg den Weg zu Ostermann's innersten Gedanken. Dieser gab endlich zu verstehen, daß wenn Schweden mit den Friedensunterhandlungen auf Aland

bald Ernſt mache, der Czar nicht abgeneigt ſei, etwas erträglichere Bedingungen zu bewilligen.

Es war dies eine angenehme und erfreuliche Botſchaft, welche die Unterhändler der Königin und dem Kanzlei-Präſidenten mittheilten, deren zarte Natur und Wichtigkeit aber die ſtrengſte Verſchwiegenheit erheiſchte. Denn leicht konnten alle Hoffnungen verfliegen, wenn die bei der Sache intereſſirten fremden Mächte ihr zur Unzeit auf die Spur kamen. Auch hatte Gyllenborg und Höpken nichts Angelegeneres als dies der Königin begreiflich zu machen. Der vorſichtige Kronhjelm bedurfte eben ſo wenig, wie ſeine Amtsbrüder im Senat einer beſondern Mahnung dazu.

Aber es gab zwei Perſonen, vor denen Ulrica Eleonora unmöglich etwas geheim halten konnte: ihr Gemahl, der Erbprinz, und Kammerfräulein Düben. Die Letztere wetteiferte mit der Königin, ſich zu freuen, wenn deren vertrauliche Mittheilungen angenehm waren und half ihr im entgegenſetzten Falle zu ſeufzen. Aber über Alles, was ihre Beherrſcherin ihr mittheilte, beobachtete ſie unverbrüchliches Stillſchweigen.

Im Gewahrſam des Prinzen ruhte ein verrathenes oder vertrautes Staatsgeheimniß nicht eben ſo ſicher, wenigſtens nicht im Jahre 1719, wo er Schweden alles Böſes wünſchte, damit die Schweden gezwungen würden ſich ihm als König zu Füßen zu werfen und von ihm zu erwarten, daß er Alles wieder gut machen werde. Erzählte Ulrica Eleonora ihm etwas aus dem Hofleben, ſo ſcherzte er darüber mit ſeinem Stallmeiſter Wiebel. Betraf es innere Reichsangelegenheiten, ſo be-

liebte er, den Regierungsrath Sandberg um seine Meinung zu befragen. Schwedens auswärtige Politik und Alles was damit im Zusammenhange stand, gab er Lord Cartaret Preis, mit dem er unter einer Decke spielte.

Daß sich die Aussichten im Osten für uns aufklärten, war ein Strich durch die Rechnung des eigennützigen arglistigen Englands, dessen Gesandter allen seinen Einfluß aufbot, um diese Aussichten zu nichte zu machen. Ungeachtet der goldenen Versprechungen und Vorspiegelungen war jedoch der Vortheil eines baldigen Friedens unter erträglichen Bedingungen mit dem mächtigsten nächsten und folglich gefährlichsten Feinde zu augenscheinlich, um unbeachtet gelassen zu werden. Man erfuhr jedoch, daß Ostermann's Instructionen ihn nicht ermächtigten, von seinen Forderungen abzugehen und in dem Wunsch, diesen Gast bald los zu werden, stimmte nicht nur er selbst, über seine Gefangenschaft ärgerlich, sondern auch die Regierung und deren Unterhändler ein, welche fanden, daß nichts weiter mit ihm ausgerichtet werden könnte, sowie auch die Gesandten der übrigen fremden Mächten, den englischen Lord an der Spitze, die nichts mehr fürchteten, als daß Schweden mit dem Czar Frieden machen könnte, bevor sie ihren Antheil am Raube sich gesichert hätten. Nachdem die schwedischen Unterhändler ihr Ultimatum mit dem Vorbehalte, das Herzogthum Finnland und ganz Liefland in dem Zustande, wie es damals war, zurückzuerhalten, abgegeben hatten, wurden die Unterhandlungen zwischen Gyllenborg, Höpken und Ostermann für geschlossen erklärt und Ostermann wurde unter Bewachung an den Bord der

vor den Scheeren kreuzenden ruſſiſchen Galeeren gebracht. Mit dem erſten günſtigen Wind eilte er dann auf einem ſchnell ſegelnden Fahrzeuge zum Czar, der ſich auf der ruſſiſchen Hauptflotte bei Åland befand und mit Ungeduld den Bericht ſeines Abgeſandten erwartete.

Graf Oſtermann's Abreiſe war nur der erſte Act des Schauſpiels. Die Königin, ſchwankend zwiſchen dem Rath ihres Gemahls, ſich auf Englands Beiſtand zu verlaſſen, und der von Teſſin eifrig und gründlich verfochtenen Anſicht des Senats, daß man die Winke des Czars nicht verabſäumen dürfe, genehmigte endlich, von Kronhjelm und Höpken beſtürmt, daß Gyllenborg den Befehl erhalte, ſich ſogleich nach Åland zurückzubegeben, um auf Grund der mit Oſtermann geflogenen Berathungen die Verhandlungen zu beſchleunigen.

Dies wurde in einer außerordentlichen Abendſitzung des Senats beſchloſſen, von deren Reſultat Prinz Friedrich erſt beim Zubettgehen von der Königin Nachricht erhielt. Am andern Morgen verließ er ſeine Gemahlin zeitiger als gewöhnlich, ließ ſogleich den Regierungsrath Sandberg rufen und ſandte dieſen zu Lord Cartaret. Eine Stunde ſpäter ſtand der Lord ſelbſt im Vorgemach des Prinzen und bat und erhielt eine geheime Audienz.

„Nun Mylord — begann der Prinz, indem er Cartaret freundlich die Hand reichte — was ſagen Sie zu der Botſchaft, die ich Ihnen eben ſandte.“

„Es geht nicht an und darf nicht geſchehen — verſetzte heftig und verdrießlich der Lord — um die Abreiſe

des Grafen Gyllenborg zu verhindern, habe ich mich so eilig bei Ew. Hoheit eingefunden.“

„Das ist leichter gesagt als gethan — wandte der Prinz ein, — Gyllenborg ist eine Civilperson, die nicht unter meinen Befehlen als Generalissimus steht und es ziemt sich nicht, daß ich ihn zu überreden suche, mit seiner Abreise zu säumen, nachdem Ihre Majestät in der Rathssitzung seine schleunige Abreise befohlen hat.“

„Diese Reise muß nicht blos aufgeschoben — versetzte Cartaret mit Entschiedenheit — sie muß gänzlich eingestellt werden. Das Interesse des Königs, meines Herrn, verlangt, daß Graf Gyllenborg in dieser Woche nicht nach Åland zurückkehrt und um Ew. Hoheit selbst willen und wenn Schweden auf die Freundschaft, den Beistand und die Unterstützung Englands zählen will, muß der Beschluß wegen Gyllenborg's Abreise in diesem entscheidenden Augenblicke zurückgenommen werden.“

Der heitere Ausdruck im Gesicht des Prinzen verschwand und kopfschüttelnd sagte er: „Sie haben zu sichere Beweise, Mylord, für mein Bestreben Sr. großbritannischen Majestät zu Willen zu sein, um auch bei dieser Gelegenheit an meiner Bereitwilligkeit zweifeln zu können. Aber schon heut einen Beschluß zu widerrufen, der gestern gefaßt ist und wahrscheinlich morgen oder übermorgen zur Ausführung kommt, das werden Sie selbst einsehen, Mylord, grenzt an Unmöglichkeit.“

„Je schwerer es ist, desto größer wird die Verpflichtung, desto bedeutender der Beweis der Dankbarkeit — erwiederte Cartaret. — Wenn Ew. Hoheit die Rück-

kehr des Grafen Gyllenborg nach Åland verhindern, können sie auf Englands Flotte und Schatzkammer zählen; im entgegengesetzten Falle verlasse ich Stockholm binnen 48 Stunden. Die Folgen davon brauche ich nicht weiter zu erwähnen. Geruhen Ew. Hoheit zwischen beiden Alternativen zu wählen.“

„Meine Wahl ist schon getroffen — rief in höchster Verlegenheit, während große Schweißtropfen seine Stirn bedeckten, der Prinz aus. — Seien Sie überzeugt, Mylord, daß ich alles thun werde, was in meinen Kräften steht, um Ihren Wunsch zu erfüllen. Sollten aber meine Bemühungen mißglücken, so hoffe ich, daß es nicht mir zur Last gelegt wird und daß Sie in jedem Falle mein Bestes bei dem Könige, Ihrem Herrn, wahrnehmen.“

Mit erkünsteltem Lächeln drückte der Prinz Cartaret's Hand und der Lord entfernte sich.

„Der verteufelte Mensch, dieser listige Schelm — murmelte der Prinz vor sich hin, sobald er allein war, während er händeringend und heftig im Zimmer auf- und abging — er wäre im Stande Wort zu halten; wenn er ärgerlich von hier abreist, dann ist's aus mit König Georg's Freundschaft .... vielleicht sogar mit meiner gehofften Krone. Erlangt Schweden den ersehnten Frieden und kommt unter dieser Frauenherrschaft auf einen grünen Zweig, so werden sich die unbiegsamen Herren hier zu Lande wohl hüten, mir die Krone zu geben. Cartaret hat also ganz recht, soll ich jemals den schwedischen Thron besteigen, so darf Gyllenborg keinen Fuß auf Åland setzen. Der Prinz griff nach dem

Klingelzug und ſchellte. Es wurde aufs Neue nach dem Regierungsrath Sandberg geſchickt.

Nachdem ihn Friedrich in ſein Vertrauen gezogen hatte, ſollte er ſeinen Rath abgeben.

„Die anbefohlene Reiſe ganz und gar zu verhindern, gnädigſter Herr, — erwiederte nach einigem Beſinnen Sandberg — dürfte nur von Gott oder dem Willen der Königin abhängen; kann aber eine Verzögerung helfen, ſo giebt es vielleicht ein Mittel.“

„Und welches zum Beiſpiel“ — fiel ihm lebhaft der Prinz ins Wort.

„Noch weiß ich nicht, ob die Reiſe zu Lande geſchehen ſoll, oder ob der Graf zur See reiſen wird.“

„Das Letztere natürlich“ — war die Antwort des Prinzen.

„Auf einem Fahrzeug der Krone oder auf einem Privatſchiff?“ — nahm Sandberg wieder das Wort.

„Ohne Zweifel auf einem der Krone. Wozu aber dieſe ſonderbaren Fragen, mein lieber Regierungsrath.“

„Sie ſind allerdings nutzlos, gnädigſter Herr — äußerte Sandberg — wenn der Graf auf einem Regierungsſchiff reiſen ſoll. Sonſt hätte ich meinen Kopf verwetten wollen, daß ein Fahrzeug des Großhändlers und Schiffsrhebers Karl Iverſon die Ehre gehabt haben würde, den Hofkanzler aufzunehmen und mit Herr Iverſon hätte man jederzeit einig werden können.“

„Und weshalb glaubt Ihr, daß Gyllenborg, wenn es von ihm abhinge, ſich für ein Schiff von Karl Iverſon beſtimmen würde?“ fragte immer erſtaunter und aufmerkſamer der Prinz.

„Ew. Hoheit ſcheinen mit Graf Gyllenborg's häuslichen Verhältniſſen unbekannt?“ — fuhr Sandberg fort.

„Das bin ich in der That — erwiederte der Prinz — aber Ihr werdet mir ein großes Vergnügen machen, wenn Ihr mir davon erzählt, was Ihr wißt.“

„Der Graf — ſo berichtete Sandberg — vermählte ſich im Auslande vor etwa 9 Jahren mit einer reichen engliſchen Wittwe Namens Sara Wrigt. Wie dieſe damals ausſah, laſſe ich dahingeſtellt, daß aber die jetzt ziemlich betagte Frau Gräfin außerdem nichts weniger als ſchön iſt, ſpringt aller Welt in die Augen und beſonders dem Grafen ſelbſt, der zumal, was die Damen betrifft, Sinn für Schönheit hat. Was der Gräfin Gyllenborg an Jugend und Anmuth fehlt, beſitzt dagegen in hohem Grade Mamſell Carlſon, die Tochter des Schiffsrheders und böſe Zungen behaupten, daß ſie den feinen und artigen Grafen für eben ſo unwiderſtehlich gefunden habe, als er in ihr vollſtändigen Erſatz für alle Mängel ſeiner Gemahlin.“

Der Gedanke an ein Liebesabentheuer verjagte augenblicklich alle Wolken von der Stirn des Prinzen. An Staatsangelegenheiten dachte er nicht mehr, aus vollem Halſe lachend erkundigte er ſich nach allen und den kleinſten Umſtänden dieſes Liebeshandels. Erſt als Sandberg ſeine Neugier nicht weiter befriedigen konnte, meinte der Prinz: „Ich habe Gyllenborg von einer Seite kennen gelernt, die ihn in ein vortheilhafteres Licht ſtellt als den verdrießlichen pedantiſchen Horn. Zwar iſt es gut, dergleichen für die Zukunft zu wiſſen, hilft mir aber nicht im Geringſten aus der

Verlegenheit des Augenblicks .... Und Ihr wißt keinen Rath, lieber Regierungsrath?"

"Leider nein! Gnädigſter Herr!" — verſetzte mit geſenktem Kopf und achſelzuckend Sandberg.

"So ſoll man ſelbſt ein Mittel finden" — brummte der Prinz zwiſchen den Zähnen. Und nachdem er einige Mal auf und ab im Zimmer gegangen war, blieb er endlich mit ſorglichem Geſicht und in Gedanken verſunken, vor Sandberg ſtehn. — "Geht ſogleich zu Lord Cartaret, grüßt ihn von mir und er ſolle mit allen ihm zu Gebot ſtehenden Gründen gegen den Senat und den Kanzlei-Präſidenten Sturm laufen. Ich werde indeß meinen Einfluß bei der Königin aufbieten, und verſuchen, wie weit dem Generaliſſimus bei der Marine gehorcht wird."

Nachdem Sandberg ſich entfernt, ſetzte ſich der Prinz an den Schreibtiſch. Die Aufſchrift des Briefes, den er ſchrieb, war an den Admiral Taube, den Befehlshaber der vor den Scheeren ſtationirten Flotte.

Sowohl durch die Befehle des Senats, wie durch ſeine eigene Ueberzeugung von der Wichtigkeit ſeiner Sendung zur Eile getrieben, rüſtete ſich indeß Graf Gyllenborg zur Abreiſe, und ſtieg ſchon am folgenden Morgen am Bord einer königlichen Schaluppe, die ihn nach Warholm auf das Schiff bringen ſollte, auf dem er die Reiſe nach ſeinem Beſtimmungsorte fortzuſetzen gedachte.

In Warholm angekommen, beſuchte er den Admiral, der ſich freute, einen alten Jugendfreund in ihm wiederzuſehn, und Alles zu einer ſchnellen und ſicheren

Weiterreise zu veranstalten verhieß. „Indeß aber — fügte Taube verbindlich hinzu — tafeln wir noch auf gut seemännisch und leeren ein Glas auf Ihre glückliche Reise und die glückliche Beendung Ihrer für Ihre Majestät und das Reich so wichtigen Sendung.“

Gyllenborg fand die Verzögerung zu unbedeutend, um die Einladung des Admirals abzulehnen. Bald war auch die Tafel bereitet. Bot sie auch nicht alle Leckerbissen, die ein diplomatischer Magen gewohnt ist, so fehlte ihm doch nichts, was die Jahreszeit, das Meer und die umliegenden Wälder zu bieten hatten. Das Getränk hingegen — wie es schien bei dieser Gelegenheit die Hauptsache — war im Keller des Prinzen nicht besser zu finden, der an feinem Geschmack in dieser Beziehung eine anerkannte Autorität war.

Unter munteren Scherzen verlief die Mahlzeit und eine Gesundheit jagte die andere. Eben als Gyllenborg sein Glas erhob, um für die freundliche Bewirthung zu danken, ertönte ein Signalschuß.

„Was kann das sein?“ — rief Taube, in jenen Zeiten nicht ohne Grund wegen etwas Ungewöhnlichem besorgt, aus.

Nach wenigen Minuten trat eine Ordonnanz ein und übergab dem Admiral ein so eben mit einem Eilboten aus Stockholm angelangtes großes versiegeltes Schreiben.

„Kann man glücklicher sein — sagte Gyllenborg — als schon wenige Stunden, nachdem man die Hauptstadt verlassen, frische Nachrichten von dort zu erhalten?“

Vielleicht iſt es etwas, was mir zu Statten kommen kann und auf meine Sendung Bezug hat?“

„Genau getroffen — bemerkte Taube noch im Leſen begriffen. — Ein feines diplomatiſches Auge durchſchaut ein Geheimniß, noch ehe man es mittheilen konnte.“

„Iſt dies der Fall und iſt es etwas Angenehmes, ſo hoffe ich, daß Sie es mir zum Deſſert vergönnen und mir ſogleich meinen Antheil geſtatten. Schon allzulange habe ich mich in Ihrer intereſſanten Geſellſchaft und an dieſer leckern Tafel verweilt und die Pflicht mahnt zur Weiterreiſe.“

„Damit hat es keine Eile — äußerte Taube trocken — und da Sie ſo gütig ſind, Sich bei mir behaglich zu finden, ſo verweilen Sie einige Tage hier. Ich werde mich bemühen, Ihnen den Aufenthalt ſo erträglich wie möglich zu machen.“

„Scherz für ſich, Herr Admiral! fiel Gyllenborg lebhaft und erſtaunt ein, während er den Stuhl vom Tiſch ſchob. Der Dienſt der Majeſtät und des Staats läßt nicht mit ſich ſpaßen und in einer Viertelſtunde muß ich fort.“

„Keineswegs, vielmehr müſſen Sie hier bleiben, erwiederte Taube, indem er Gyllenborg's Hand ergriff und ihn ernſt anſah. Denn ſo lautet der Befehl, den ich ſo eben von höchſter Stelle erhielt.“

„Ihre Worte in Ehren — wandte Gyllenborg beſtürzt ein. Aber in dieſem Fall wage ich mich nicht darauf zu verlaſſen und muß mit eigenen Augen ſehn.“

„Der Befehl an mich iſt von Sr. Königlichen Ho-

heit ſelbſt geſchrieben, ſchon aus der Adreſſe können Sie es ſehn, Graf.«

Damit übergab Taube das Schreiben an Gyllenborg.

Dieſer prüfte Aufſchrift und Siegel genau und erkannte in beiden den Erbprinzen von Heſſen. Dann riß er den Umſchlag auf und durchlas den Brief.

Dieſer enthielt eine Aufforderung an ihn, nach Schweden zurückzukehren, um weitere Inſtructionen zu erhalten. In Form eines Poſtſcriptum waren dem Schreiben des Prinzen die Worte hinzugefügt: Euch wohlgewogen, Ulrica Eleonora.

Gyllenborg ſchlug ſich vor die Stirn, und verſank, den offenen Brief in der Hand, in Nachdenken. Taube betrachtete ihn lächelnd.

»Nun, Herr Graf?«

»Nun, Herr Admiral?«

»Ich hoffe, Sie werden ſich nun auch ohne meine Dazwiſchenkunft die Reiſe aus dem Sinne ſchlagen.«

»Im Gegentheil, ich zähle auf Ihre thätige Hülfe zur Fortſetzung.«

»Nach Ruland? Unmöglich! meine Inſtructionen in dieſer Beziehung ſind zu beſtimmt.«

»O nein! Ich will nach Stockholm zurück, um weitere Befehle einzuholen.«

»Das iſt etwas Andres, und ich ſtehe ganz zu Ihren Dienſten.«

Und ſofort wurden die nöthigen Anſtalten zur Rückreiſe des Hofkanzlers getroffen, die auch nach kurzer Zeit Statt fand.

Dreizehntes Kapitel.

Auf einem geebneten Platze in einem dichten düstern nordischen Schwarzwalde hatten sich einige hundert Bauern gelagert und aßen, tranken und lärmten. Theils saßen sie, theils lagen sie ausgestreckt auf der Erde, und Brodkörbe, Butterbüchsen, geräucherter Schinken, gekochte Hammelkeulen und dergleichen Eßwaaren gingen von Hand zu Hand. Am fleißigsten aber machten hölzerne Bierkrüge und Branntweinflaschen die Runde, während der Chorus sang:

Tabak, Bier und Branntwein!
Brauchen uns nicht zu fürchten heut
Vor des Vogts Citirung.
Will man nicht tractiren,
Werden wir hausiren
Schlimmer, als der Russe heut.
Tabak, Bier und Branntwein!
Brauchen uns nicht zu fürchten heut
Vor des Vogts Citirung.

Hol' der Teufel meinen sündigen Leib, wenn wir nicht den Bauerquälern auf den Herrenhöfen und den Blut-

saugern drunten in der Stadt ihren alten Käse tüchtig bezahlen.«

»Hört, was ich Euch sage — meinte ein Andrer — zuerst nehmen wir Alles, was wir nehmen können, daß wir uns lustige Tage machen und auch was zu verzehren haben, wenn wir alt werden. Und dann verbrennen wir den Rest. So macht's der Russe und wir woll'n ihm zeigen, daß Andre das auch können.«

»So machten's König Carl's — Gott hab' ihn selig — Burschen auch — nahm ein Dritter das Wort — und sind wir auch unter 'nem Weiber-Regiment, so sind wir doch noch Kerls.«

»Das ist ein leibhaftiger Teufel, der Sven Danssson — fuhr ein Andrer heraus — daß er auf sich warten läßt. Vielleicht hat der Czar Gegenbefehl geschickt.«

»Gegenbefehl? — lachte ein Bauer, indem er sich erhob und auf eine Rauchwolke zeigte, die den Rand des Himmels bedeckte — kucke nur dahin, sein Vorbote ist's und einer, der die Kneifzange mit hat. Aber zum Teufel, kucke nicht rechts, sondern links! Nicht umsonst heißt du Jons, du Esel.«

»Esel selbst — versetzte erzürnt der Beleidigte — während ihr steht und den Rauch angafft, sehe ich zwischen den Bäumen dort am Wege eine Menge Leute, und wenn ihr nicht so verzweifelt lärmtet, könnten wir ihr Geschwätz bis hierher hören. Sie kommen von der Stadt her, das ist sicher. Wenn der Teufel los wäre und die aus Norrköping den Braten röchen und wir

würden hier, ohne daß wir's wüßten, wie der Wolf auf der Jagd umzingelt!«

Alle Bauern ſpringen auf.

»Still geſtanden und ruhig! — ermahnte Einer — und haltet euch nur auf den erſten Wink bereit, zu fliehen oder euch zu vertheidigen. Ich werde mich an den Weg heranſchleichen und ſehn, was es giebt.«

Das geſchah. Der Sprecher ſchlich ſich zwiſchen und hinter den Bäumen an den Weg heran. Die übrigen blieben, auf ihre Büchſen geſtützt, in geſpannter Erwartung ſtehn.

Nach einer Weile kam der Ausſpäher laut lachend zurück.

»Biſt du toll geworden, Peter, oder was zum Teufel lachſt du?« rief ihm einer der Bauern entgegen.

»Da kann man ſich was vergaffen — verſetzte Peter — vier Wagen von Ochſen gezogen, und im erſten, mit dem großen Pfalzgräflichen Wappen am Wagenſchlag, ſitzt Ihre Durchlaucht ſelbſt.«

»Hölle und Tod! Läßt ſie ihren eigenen Wagen von Ochſen ziehn?« fragte Einer, aus vollem Halſe lachend.

»Lache Du und der Teufel! — rief ein Andrer aus — und laßt uns ſtatt deſſen den Ochſen nachſetzen. 'S iſt klar wie der Tag, die Alte hat das Meiſte und Beſte von Johannisberg mitgenommen, und wir gehn ſonſt unſrer gehofften Beute verluſtig und finden im Schloß nur leere Wände, wenn wir auch die Stadt in Beſitz genommnn haben.«

»Haſt Recht, Anders — fiel ein Dritter ein —

es kommt nur drauf an, wie viel Leute die Durchlaucht mit ſich hat, und ob ſie oder wir die Ueberzahl ſind.«

»Leute hat ſie natürlich mit ſich — verſetzte Peter — aber Haſenherzen ſind alle, ſonſt wären ſie nicht von Norrköping fortgezogen, bevor ſich auch nur ein Schimmer von Feind gezeigt hat.«

»Dann fort und ihnen nach — rief Anders — ehe ſie zu weiten Vorſprung haben. Hol mich der Teufel, die Gräfin mit ihren Baßen muß dran glauben.«

»Wir brauchen uns eben nicht zu eilen, wenn ſie mit Ochſen fährt — bemerkte ein Andrer — auf jeden Fall aber dürfen wir nicht fort, ehe Sven kommt und uns ſagt, was wir thun ſollen. Vielleicht hat er was andres vor, und dann wär's toll, wenn wir zur unrechten Zeit davongingen.«

Der übrige Haufe ſtimmte darin ein und beſchloß, die Pfalzgräfin wenigſtens nicht früher zu verfolgen, als bis ihr Anführer, Sven Danſſon, angelangt und den Befehl gegeben habe.«

Sein Ausbleiben erweckte bei ſeinen Anhängern anfänglich Verwunderung, dann Unruhe und endlich Aerger. Schon hörte man die Worte: Betrüger und Verräther; ſchon glühte der Zorn in düſtern Geſichtern und drohenden Gebehrden, als der Ausruf: da kommt er ja! augenblicklich den Sturm der Leidenſchaften dämpfte und den Ausbruch des Unwillens zurückhielt.

Auf einem ſtahlgrauen Roſſe erſchien der vornehmſte Aufwiegler und Anführer der aufrühreriſchen Bauern, Sven Danſſon aus Tomta, an Körperbau und Stärke ähnlich dem ſtarken Reichsrath Johann Gyllenborg,

deſſen Bekanntſchaft wir im Anfange unſrer Erzählung machten. Die Zügel in der rechten Hand, hielt er in der linken eine Stange, an welcher ein weißes Laken befeſtigt war. Ihm zur rechten Seite ritt der Lehnsmann Anders Anderſſon und hinter ihm zwei Bediente, deren Röcke mit Schnüren beſetzt waren und das Douglasſche Wappen zeigten.

Angelangt auf dem Platze, wo die Bauern lagerten, ſtiegen Sven Danſſon und ſeine Begleiter von den Pferden, die die Bedienten in ihre Obhut nahmen.

Als die Bauern einen Kreis um Sven Danſſon und den Lehnsmann gebildet hatten, nahm Einer der Bauern das Wort: »Du haſt uns lange auf dich warten laſſen, Sven, und wir glaubten ſchon, du wollteſt uns narren. Sag' uns nun gleich, was du zu ſagen haſt, damit wir wiſſen, wonach wir uns zu richten haben.«

»Euer Mißtrauen iſt zu dumm, um ſich drüber zu ärgern — verſetzte Sven Danſſon — drum will ich thun, als ſei es gar nicht ausgeſprochen. Ihr hättet an den alten Spruch denken ſollen, daß Niemand zu lange wartet, der auf was Gutes wartet. Und davon führe ich Verſchiedenes mit mir, wie ihr gleich ſehn und hören ſollt. Se. hohen Gnaden, Graf Douglas, der früher König Carl's Leibtrabant war und ſpäter ein mächtig vornehmer und gewaltiger Mann in ruſſiſchen Dienſten wurde, iſt auf des Czars Flotte in den Scheeren. Von dort hat er uns die da (auf die Bedienten zeigend) mit Taſchen voll von gedruckten Plakaten und Freizetteln geſchickt. (Lächelnd, indem er auf ſeine Bruſttaſche weiſt):

Se. hochgräfliche Gnaden giebt denen, die's verdienen, auch wohl noch was Beſſeres, und darum wird ſich wohl Jeder Mühe geben. (Zum Lehnsmann): Leſ't eins von des Czars Plakaten vor!«

Mit lauter Stimme und unter geſpannter Aufmerkſamkeit der Zuhörer verlas der Lehnsmann das in die ſchwediſche Sprache überſetzte Manifeſt, nach deſſen hauptſächlichem Inhalte diejenigen, welche ſich gutwillig dem Czaren unterwürfen und ihm den Eid der Treue leiſteten, als Freunde behandelt, die aber, welche ſich zu widerſetzen wagten, als Feinde behandelt werden ſollten.

»Nun, gute Freunde, was meint ihr?« fragte, nachdem der Lehnsmann mit Leſen fertig war, Sven Dauſſon.

»Das iſt ganz gut — ſagte, ſich hinter dem Ohr kratzend, einer der Bauern — daß wir Schutz haben, wenn wir's mit dem Czaren halten, ſtatt daß die Andern Gefahr laufen. Aber es ſcheint, als ob wir außerdem nichts bekämen und dann hätten wir eben ſo gern zu Hauſe in Ruhe ſitzen können!«

»Dummkopf — ſchrie mit glühendem Geſicht Sven Dauſſon — begreifſt du nicht, daß wir, wenn wir Luſt haben, ungeſtraft die wohlgemäſteten Norrköpinger Bauern bis auf den Knochen ſchinden können; und dann giebt's Geld, das Douglas austheilt, und von gutem Schlage, nicht ſolchen Plunder, wie unſre verdammten Münzzeichen.«

»Nun, das läßt ſich hören!« riefen die Bauern im Chorus.

»Keinen Stein wollen wir auf dem andern laſſen,

weder in der Stadt, noch auf den Herrenhöfen, auch das Kind in der Wiege nicht schonen!« rief halbberauscht von starken Getränken und Schadenfreude ein Bauer aus.

»Eine Ausnahme aber muß gemacht werden — wandte Sven Danſſon ein — keiner nämlich darf ſich unterſtehn, denen ein Haar auf ihrem Kopf zu krümmen, oder ſich im mindeſten an ihrem Eigenthum vergreifen, die mit Freizetteln und Sicherheitskarten von Sr. hochgräflichen Gnaden verſehen ſind.«

»Ja ſo!« brummte nicht ohne einen Anflug von Verdruß der ganze Haufe.

»Aber wir müſſen erſt wiſſen, wie die ruſſiſchen Freizettel oder Sicherheitsmarken ausſehen« — bemerkte Einer.

»Dafür giebt's Rath — erwiederte Sven — hier der Lehnsmann kann Gedrucktes und Geſchriebenes, ſchwediſche und lateiniſche Buchſtaben leſen, und kann ihn niemand mit Freizetteln betrügen. Und was die Sicherheitsmarken anlangt, ſo kann ſie jeder beurtheilen, denn ſie ſehn alle ſo aus.«

Sven Danſſon nahm aus ſeiner Taſche und zeigte den Bauern eine runde Pollette von Meſſing in der Größe eines ſchwediſchen Speciesthalers, die auf der einen Seite das Bild des ruſſiſchen Schutzheiligen und auf der andern das Bruſtbild des Czaren mit Namen und Titel in ruſſiſchen Buchſtaben und das Wort »Frei« zeigte.

Die Pollette ging aus einer Hand in die andre und wurde von den Bauern aufmerkſam betrachtet.

»Jetzt aber — begann wieder Sven — macht euch

fertig, Brüder, zum Marsch. Der Rauch, den ihr dort am Horizont seht, bedeutet, daß die Russen nicht weit mehr sind und ich habe mit Sr. hochgräflichen Gnaden verabredet, ihm die Einfahrt nach Norrköping zu zeigen. Wenn ich diese hier (dabei schwingt er die Stange mit dem weißen Laken) auf Syltängsberg aufstecke, so steuern die Galeeren grad auf die Stadt zu und dann sollen wir nicht lange zögern, ihnen entgegen zu kommen."

Svens Aufforderung ward sogleich Folge geleistet, die Bauern verließen ihren Lagerplatz und zogen nach dem verabredeten Orte.

Als Sven auf Syltängsberg seine Standarte aufgepflanzt hatte, und die russischen Galeeren, diese im Gesicht, sich Norrköping näherten, ward diese Stadt der Schauplatz der gräßlichsten Scenen, der entsetzlichsten Verwüstung. Die Regierung, zu leichtgläubig auf Englands Versprechungen und auf dessen Flotte, die die schwedischen Küsten schützen sollte, sich verlassend, hatte weder mit der nöthigen Eile, noch kräftig genug sich auf die Vertheidigung der bloßgestellten Gegenden vorbereitet; und der Prinz Generalissimus, der die Leitung hatte, blickte mit geheimem Vergnügen auf die Verzweiflung der Schweden über ihre gegenwärtige Lage, die, wie er hoffte, leicht die Sehnsucht in ihnen hervorrufen werde, die Krone von dem Haupte eines schwachen Weibes auf sein eigenes Haupt zu übertragen. Ein noch ungelichtetes Dunkel ruht über dem Benehmen des Landeshauptmanns von Ostgöthland, Grafen Gustav Bonde. Bei allen Gelegenheiten unverzeihlich schwankend, bleibt es dahingestellt, ob der Grund davon darin lag, daß er

den außerordentlichen Verhältnissen und der drohenden Gefahr nicht gewachsen war und den Kopf verlor, oder ob ein heimliches Einverständniß mit dem künftigen Könige zu der Unentschlossenheit und dem Mangel an Einsicht und Muth beitrug, den seine ganze Handlungsweise verrieth, eine Handlungsweise, welche so absticht gegen die sichre und edle Haltung, die dieser durch Kenntnisse und Vaterlandsliebe ausgezeichnete Mann in einer späteren Zeit als Rathsherr an den Tag legte. Wir lassen unentschieden, ob es nur grobe Unbedachtsamkeit oder verrätherische Absicht war, die den Prinzen Generalissimus den Befehl über die Vertheidigung der angegriffenen Küsten einem Ausländer übertragen ließ, dessen Landsleute jetzt sogar Bundesgenossen des Czars waren; aber gewiß ist es, daß Niemand diese Vertheidigung kopfloser ausführen konnte, als General Urbanowicz. Auch nicht durch Tapferkeit bewährte er sich als polnischer Soldat. Zuweilen kommen in den erschütterndsten Schauspielen Scenen vor, die ins Lächerliche fallen und mit einer solchen stattete unser polnischer General die schreckliche Verwüstung des Feindes aus. Ein Spaßvogel hatte blinden Allarm geschlagen. Daß die erschreckten Stadtbewohner und die überraschten Bauern, welche sich zur Vertheidigung Norrköpings eingefunden hatten, Hals über Kopf die Flucht ergriffen, ist eben nicht bemerkenswerth; aber desto auffallender war es, daß ihnen General Urbanowicz an der Spitze seiner Truppen Gesellschaft leistete. Erst nach einem forcirten Marsche von mehreren Stunden merkte der Pole den Streich, über den er in den heftigsten Zorn gerieth. In

seiner Wuth wollte er den Spaßmacher sofort erschießen lassen. Dieser aber appellirte an die Gerechtigkeit der Bauern, was strafbarer wäre: einen zweideutigen Muth auf die Probe stellen, oder seinen Posten ohne Gegenwehr feig verlassen. Einstimmig nahmen die Bauern für den schelmischen Versucher Partei und erklärten, keiner dürfe ihn antasten, und sie würden mit ihrem eigenen Leben das seinige vertheidigen. Urbanowicz fand es für gut, seinen Aerger zu verschlucken und ohne den ihm gespielten Streich zu ahnden, kehrte er in die bedrängte Stadt zurück.

Hier herrschte jetzt überall Verwirrung, Schrecken, Verstörung. Die Bürger waren beschäftigt, ihr werthvolles Eigenthum zu verbergen. Soldaten unterhandelten mit ihnen und erboten sich, die eine Hälfte zu retten, wenn sie die andere als Entgelt erhielten. Bauern, bewaffnet mit an Stangen befestigten Handsicheln, mit Wolfsspießen, Büchsen, Sensen und Pistolen, lagen fressend und saufend umher, und verlangten immer aufs neue zu essen und trinken, ungeachtet sie schon zu betrunken waren, um dem Feinde, dessen Verjagung der Preis der freigebigen Bewirthung war, Widerstand leisten zu können.

Das Oberhaupt der Stadt, der Bürgermeister Ekeborn, war der einzige, der in diesem Zustande der Auflösung die Fassung behielt und eifrig bemüht war, das Interesse seines Vaterlands wahrzunehmen. Nachdem auf seine Veranlassung und unter Trommelschlag Weiber, Greise und Kinder aus der Stadt entfernt worden waren und die Einwohner alles beseitigt hatten, was nur irgend von beweglichem Eigenthum zu retten

war, schlug General Urbanowicz, da es kein Mittel gebe, die Stadt zu retten, vor, sie in Brand zu stecken. Als die Bürger, welche auf dem deutschen Markte in Waffen standen, von diesem Vorschlage hörten, erklärten sie, lieber mit Leib und Blut die Stadt vertheidigen zu wollen, und daß sie Gelingen hofften, wenn der General selbst mit seiner Mannschaft und die Bauern ihnen Beistand leisteten. Diese schwuren, Wunder zu thun. Ekeborn schüttelte verächtlich den Kopf und beschloß, im schlimmsten, von ihm vorausgesehenen Falle, selbst diejenigen Maßregeln zu ergreifen, welche die Umstände verlangten und zuließen.

Weinflaschen, Bierkannen und Branntweinflaschen machten indeß unter den Soldaten und Bauern, wie auch unter der Bürgerschaft selbst fleißig die Runde, und erhitzt von starken Getränken bereitete man sich auf die Vertheidigung der bedrängten Stadt.

Während Eltern und Kinder sich aus gegenseitigen Umarmungen losmachten, um zu fliehen oder zu kämpfen, rückte ein Theil des Kriegsvolks hinauf auf den Saltängsmarkt, um den Feind bei seiner Ankunft zu empfangen.

Wenig aber fehlte, so wäre es unter den Vertheidigern derselben Sache zum Handgemenge gekommen — zwischen Urbanowicz Anhängern, welche seine Ansicht begünstigten, daß die Stadt angezündet werden müßte, und den Bürgern, die rasend wurden bei dem Gedanken, daß man vorsätzlich ihre Häuser und Heimath den Flammen zum Raube geben wollte. Der Bürgermeister und ein Oberst Hamilton traten vermittelnd ein und es gelang ihnen zwar, den offenen Streit zu unter-

drücken, aber innerlich fuhr er fort, in der Bruſt der Parteien zu kochen, und noch war er nicht ganz erloſchen, als die Ankunft des Feindes den Zorn in allgemeines Erſchrecken verwandelte.

Die Nacht brach ein. Auf dem Markte ſtand die Bürgerſchaft unter Waffen. Die Bauern ſammelten ſich auf dem Wege nach Himmelſtadlund. Urbanowicz zog mit ſeinen Truppen aus der Stadt und faßte auf der entgegengeſetzten Seite, als wo der Feind erwartet wurde, Stand. Vorher ſchickte er noch ſeinen Troß mit einem Dragoner fort, zu dem der General ſagte: „Nimm dieſe Pollette und gieb ſie mit meinen Sachen auf dem Herrenhof Ekenäs im Kirchſpiel Ortömta ab.“

Es war die ruſſiſche Sicherheitspollette!

Am 30. Juni beleuchtete die aufgehende Sonne eine Zerſtörung, zu der die ſchwediſchen Jahrbücher kein Seitenſtück darbieten. Auf dem Syltängsberg wehte Sven Danſſons weißes Laken von ſeiner langen Stange, und unter häufigen und heftigen Glockenſchlägen von Norrköpings Kirchthurme rief der Thürmer wiederholt durch ein Sprachrohr: „Die ruſſiſchen Galeeren kommen in Menge vom Vorgebirge Veſterby!“

Und ſtatt Widerſtand zu leiſten und den Feind mit Pulver und Schwerdt zu empfangen, wurde der Lärmruf vom Thurm mit dem Geſchrei auf Gaſſen und Plätzen erwiedert: „Allmächtiger Gott, beſchütze nun uns und die Stadt!“

„Dieſen Ausgang ahnte ich — ſagte leiſe vor ſich hin der Bürgermeiſter Ekeborn, und fuhr entſchloſſen

fort — was Schweden nicht länger erhalten werden kann, muß wenigstens den Russen entrissen werden.“

Und mit eigener Hand legte er Feuer an das königliche Magazin, während er gleichzeitig an mehreren anderen Orten der Stadt Häuser anzünden ließ.

Von einem starken Nordostwind gejagt, griffen die Flammen rasch um sich. Ein Feuermeer empfing die Russen bei ihrer Landung aus der stürmischen See. Nach wenigen Minuten war Norrköping in Flammen und Rauch verwandelt.

Der Anblick davon brachte die raubgierigen Russen zur Raserei und sie eilten, mit den Flammen um die gehoffte Beute zu kämpfen. Wo es irgend etwas zu plündern gab, bemühten sie sich, das Feuer zu dämpfen und zu löschen — wo nichts mehr zu finden war, steckten sie selbst die noch verschont gebliebenen Häuser in Brand. Als die Wohnungen der Lebenden von oben bis unten durchsucht waren, erstreckte sich die Plünderung auf die der Todten. Die Kirchen wurden erbrochen, Gräber und Särge geöffnet. Metallne Särge wurden fortgeführt, noch unversehrte Todtenkleider geraubt. Knochen und mehr oder weniger in Verwesung übergegangene Leichen wurden auf der Erde umhergeworfen, oder unter kannibalischem Spotte der frechen Kirchenräuber an Mauern und Wänden aufgerichtet.

Unentbehrlich, wie das Oel den Lampen, sind für den moskowitischen Russen berauschende Getränke. Sie waren nöthig, um ihn zur gräßlichsten unter den Missethaten zu steigern. Raub und Plünderung, Schändung des Heiligsten, Mord und Mordbrand würde die Heim-

ſuchung ſchwediſcher Küſten durch die Ruſſen nicht genugſam befleckt haben. Auch Nothzucht ſollte nicht fehlen. Und ſie fehlte auch nicht dem unvergeßlichen Mißgeſchick Norrköpings vom 30. Juni 1719 . . .

Ein ſechszehnjähriges Mädchen mit Namen Beerfeld, eben ſo bezaubernd durch ſeltene Schönheit, wie durch ihre veſtaliſche Unſchuld, war in kindlichem Eifer, dieſes und jenes geringfügige Andenken aus der Zerſtörung der elterlichen Heimath zu retten, in dem brennenden Hauſe zurückgeblieben, bevor es gänzlich den Flammen und den Ruſſen zum Raube wurde. Erſt als das Feuer zu mächtig wurde, um ihm länger trotzen zu können, verließ ſie ſeufzend und mit thränenden Blicken die geliebte Wohnung, deren Dach, als ſie kaum die Straße betreten hatte, zuſammenſtürzte. Mit ſchnellen luftigen Schritten eilte ſie dem Zufluchtsort entgegen, wo, wie ſie wußte, ihre Angehörigen ſich geborgen hatten und ihrer harrten. Aber das ſpähende Koſakenauge erſpürte bald eine, für wilde ungezügelte Gelüſte ſo koſtbare Beute. An einer Straßenecke, wo das Mädchen ſtillſtand und ſich umwandte, um den letzten traurigen Blick des Abſchieds den brennenden Trümmern der elterlichen Wohnung zuzuwerfen, ward ſie plötzlich von einem Haufen Moskowiter umringt. Ueberraſcht und erſchrocken warf ſie ſich auf die Knie und bat mit Blicken, die beredter waren, als Worte, um nicht von jedem Volke, welche Sprache es auch immer reden mochte, verſtanden zu werden, um Schonung des Lebens . . . Noch kannte ſie als die höchſte, die einzige Gefahr nur den Tod.

„Dobra malinka!“ — ſo ſchallte es im Chor unter ſataniſchem Gelächter.

Das arme Mädchen, zwar die Worte nicht verſtehend, aber erbebend bei dem Gebrüll dieſer thieriſchen Stimmen und bei dem Anblicke der rohen Geberden der Kannibalen, der wilden Gluth in ihren Augen, glaubte ihr Todesurtheil aus dem Abgrunde der Hölle zu hören. Die gefalteten Hände zum Himmel erhebend, ſchrie ſie convulſiviſch: „Gnade! Gnade!“

Afrikas Tiger wären von ihrer Schönheit, ihrer Unſchuld und Jugend, von ihrer Verzweiflung gerührt worden — aber ſie war in die Gewalt der Moskowiter gefallen und ihr Untergang unvermeidlich.

Nachdem die Ruſſen einige Worte unter ſich gewechſelt, trat einer von ihnen an das noch immer knieende Mädchen heran, legte ſeine Hand auf ihre Schulter und deutete ihr mit der andern an, daß ſie ſich entkleiden ſolle. Sie verſtand zuerſt nicht, was er wollte, aber als Einige gleich darauf begannen, ihr das Halstuch abzuziehen, den Gürtel zu zerreißen, während Andre die blanke Waffe über ihrem Kopf ſchwangen und ihr das Gewehr auf die Bruſt ſetzten, da erſtickte der Angſtruf der Verzweiflung, der dem Teufel, aber nicht den Ruſſen Einhalt gebieten konnte — und ſie ſank in Ohnmacht.

Das Maaß ihrer Martern und ihrer Erniedrigung wäre nicht erſchöpft geweſen, hätte der Tod ſich jetzt ihrer bemächtigt. Geiſter der Hölle erweckten ſie nach einigen Stunden wieder zum Leben, um auf noch gräß-

lichere Weiſe die Gefahr des Todes und die Barbarei der Ruſſen kennen zu lernen.

Ein lebendiges Abbild der Göttin der Schönheit, wie es dem phantaſiereichſten Künſtler vorſchwebt, befand ſich das Mädchen bei ſeinem Erwachen in demſelben Zuſtande, wie die Fabel jene aus der Schnecke erſteigen läßt. Vergebens ſuchte, erflehte ſie mit Blicken der Verzweiflung, womit ſie ihre Blöße bedecken konnte. Ein wildes teufliſches Lachen ſchallte ihr entgegen.

Durch leiſe Berührungen mit dem Bajonette und flache Säbelſchläge zwang man nun das Mädchen, zur Beluſtigung der Ruſſen nackt auf offener Straße zu tanzen. Die Gefahr verſtopfte die Quelle der Thränen. Statt von den ſchwermüthigen Seufzern, die den Buſen des Mädchens hoben, erweicht zu werden, verſchlangen die wilden Beſtien, mit von Augenblick zu Augenblick ſich ſteigernder Begierde, der ſchlanken Formen Ebbe und Flut.

Ermattet, von Seelenqual zerriſſen, ſank das Mädchen bald ohnmächtig auf den Boden. Auf dieſen Augenblick lauerten ihre Henker. Zwölf ruſſiſche Soldaten ſchloſſen einen dichten Kreis um ſie. Widerſtand war unmöglich, keine Bitten halfen, Rettung gab es keine. Ihr Nothruf erreichte kein ſchwediſches, noch weniger das Ohr eines Angehörigen. Beim Schein des Mordbrands, der die geplünderte Stadt erhellte, wurde eine That der Hölle verübt, bei derem Gedanken die Feder der Hand entfällt . . .

Als die Sonne am Abende von dieſem Tage des Verbrechens und der Gefahr Abſchied nahm, machte der

Tod, mitleidiger als die Ruſſen, den Leiden und der Erniedrigung der Unglücklichen ein erſehntes Ende.

Inzwiſchen war Sven Danſſon mit ſeinen Genoſſen in die verheerte Stadt eingerückt, deren weſtlicher Theil noch einige Häuſer und Scheunen zählte, welche von der Verwüſtung verſchont geblieben waren, und die ſie daher in Beſitz nahmen. Sie hatten der Raubgierde der Ruſſen für den geringen Antheil an der Plünderung des Eigenthums ihrer Landsleute zu danken und mußten ſich mit den Biſſen begnügen, welche der Feind verſchmähte oder vergaß, als er von Norrköping weiter hinein in das Land zog, wo er reichere Beute, als unter den Trümmern der eingeäſcherten Stadt, zu finden hoffte.

Aber als wäre die Verwüſtung ſelbſt noch kein genügendes Merkzeichen für den Beſuch der Ruſſen, errichteten dieſe noch vor ihrem Abgange zwei Galgen auf dem Markte, um zu ſchrecken und an den Gehorſam gegen die Befehle des Czars zu erinnern. Ein Sinnbild des ruſſiſchen Syſtems, dient es zur ewigen Mahnung für die Schweden, welche ſich verleiten laſſen, mit dem Feinde gegen ihr Vaterland und ihre Landsleute ſich zu verſchwören.

Schon war das Innere von Oſtgöthland vom Feinde heimgeſucht; ſchon ward Linköping bedroht; laut klagten und warnten die Glockenſchläge von der Domkirche und nur eine Viertelmeile waren die Räuber davon entfernt, als dieſen auf dem Landwege eine alte Bauerfrau — Britta Ohlsdotter — begegnete, mit der ſie erſt ihren Scherz treiben, und die ſie dann für ewig ſtumm machen wollten.

Die Alte ſah wohl, daß hier nur die Wahl zwiſchen augenſcheinlicher Todesgefahr oder verwegener Kriegsliſt war, und dies gab ihr Muth und kalte Entſchloſſenheit zur Ausführung ihres abentheuerlichen Streichs.

Das ruſſiſche Gold hat ſeit allen Zeiten auf allen Punkten der Welt Verräther gemacht — und ein ſolcher, als Dolmetſcher auf dieſem Streifzuge dienend, nahte ſich der Alten, die von dichten Soldatenhaufen mit drohenden Mienen und Geberden umſchaart war.

„Von wo kommſt Du? — ſchrie der Dolmetſcher. — Rede die Wahrheit und verſchweige nichts, denn wenn Du lügſt, oder etwas verſchweigſt, was man wiſſen will, ſo trifft Dich augenblicklich der Tod.“

„Gottes Wille geſchehe! — ſeufzte die Alte — woher ich komme, fragt Ihr?“

„Ja!“

„Von Linköping, wo ich eine Bittſchrift an Se. hohen Gnaden abgeben ſollte. Aber da hat man Andres zu thun, als an die Sache einer armen Bauersfrau zu denken.“

„Aha! Man iſt in Schrecken. Man erwartet unſre Ankunft. Gewiß rüſten ſie ſich zur Flucht und verbergen ihre Habſeligkeiten.“

„Vorgeſtern, ja. Geſtern aber kam ein Eilbote mit der Nachricht, daß die engliſche Flotte in Sicht ſei, um die ruſſiſchen Galeeren wegzunehmen, und in der Nacht erhielten Se. hohen Gnaden, der Landeshauptmann durch Extrapoſt Befehl, in der Stadt und Umgegend Quartier für 20,000 Mann zu beſorgen, die von Smäland

und den südlichen Orten kommen und schon eine halbe Meile südlich von Linköping sind.“

Bei dieser Nachricht stutzte der russische Befehlshaber und berieth für sich heftig mit Worten und Geberden. Zunächst beschloß er, die Aufrichtigkeit der Berichterstatterin durch Schreck zu erproben.

Während zwei Baschkiren mit fürchterlichen Gesichtern ihre scharf geschliffenen Schwerdter über dem Kopf der Alten schwangen, hielt ein Kosak seinen Spieß gegen ihre Brust, und in einiger Entfernung legten einige russische Soldaten ihre Gewehre auf sie an. Und damit alles dies auf die Alte um so tieferen Eindruck machte, ließ man einige Minuten vergehn, bevor der Dolmetscher wieder an sie herantrat.

„Du siehst Dein Schicksal, wenn Du lügst — sagte er nun zu ihr — wiederhole also oder widerrufe Deine Angabe, und bleibe bei der Wahrheit, wenn Dir Dein Leben lieb ist.“

Britta Olsdotter wiederholte ihre frühere Erzählung mit sichrer Stimme.

Jetzt klang es anders. Nach kurzer Berathung ertheilte der russische Oberbefehlshaber den Befehl, umzukehren, und zog im Eilmarsche nach der Küste, wo er sich einschiffte und mit vollen Segeln dem von ihm verheerten Strande enteilte.

Was der Prinz und der General, dem er die Vertheidigung der schwedischen Küsten anvertraut hatte, nicht auszuführen vermochte, gelang somit einem schwedischen Bauerweibe.

Vierzehntes Kapitel.

In dem Abendzirkel der Königin, wo die Reichsräthe mit ihren Frauen versammelt waren, herrschte in Veranlassung des Mißgeschicks von Norrköping, das am Vormittag zur Kenntniß der Regierung gekommen war, fast allgemeine Bestürzung. Nur auf drei Personen schien dies Unglück wenig oder keinen Eindruck gemacht zu haben Ulrica Eleonora und Fräulein Düben betrachteten es als eine Strafe des Himmels für die mangelnde Gottesfurcht unter den Kindern des Landes. Und der Erbprinz von Hessen hielt jede Widerwärtigkeit, welche Schweden während der Regierung der Königin beträfe, für dienlich, seine eigene Erhöhung auf den Thron zu erleichtern und zu beschleunigen.

Die Verstimmung in der Gesellschaft ließ sich schwer verbergen. Statt wie sonst nach einem Gespräch mit der Königin zu streben, hielt man sich fern. Prinz Friedrich an der rechten Seite seiner Gemahlin, auf dem Sopha sitzend und das rechte Bein über das Knie des linken gelegt hin und her wiegend, antwortete nur auf Ulrica Eleonora's Reden und blinzte nach einem

Nebenzimmer, wo einige Hofdamen sich aufhielten. Dann und wann winkte er den Stallmeister Wiebel zu sich heran und flüsterte ihm einige Worte ins Ohr. Dann folgten seine Blicke wiederum aufmerksam Wiebel, sobald dieser sich den Hofdamen näherte und mit einer von diesen sprach. Sichtlich fühlte sich Friedrich durch den Zwang belästigt, den die Gegenwart der Königin ihm auflegte. Auch die Rathsherrn waren nicht guten Muths. Bei den Unterredungen mit der Königin und dem Prinzen das gesellschaftliche Vergnügen durch düstere Schilderungen der Gefahren und Leiden des Landes zu stören, verbot die Hofsitte. Sorglosigkeit und Zufriedenheit zu heucheln, gestatteten weder ihr Amt noch ihre Gefühle. Hier und da im Saale vertheilt tauschten sie Gedanken und Urtheile aus, die mehr oder weniger unverhüllt sich äußerten, je entfernter oder näher die Sprechenden den Königlichen Personen waren.

„Man könnte die Zeit nützlicher und angenehmer zubringen — als am heutigen Abend — sagte Kronhjelm — unter solchen Verhältnissen ist die Oberleitung des Hofs eine nicht minder undankbare, wie glänzende Mühe.“

„Doch aber von weniger verderblichem Einfluß für das Land, als die höchste Leitung der politischen Angelegenheiten — bemerkte Tessin etwas verletzt und stechend. — In diesem Augenblick ist die unbemerkte Ruhe des Grafen Horn beneidenswerther als das Ew. Excellenz anvertraute Amt eines Kanzlei-Präsidenten.“

„Ich theile völlig mon frères Ansicht — erwiederte Kronhjelm mit einem Seufzer — und Gott ist mein

Zeuge, daß ich nach dieſer glänzenden aber ſchweren Bürde nicht geſtrebt, ſondern ſie nur auf den ausdrücklichen Befehl Ihrer Majeſtät übernommen habe, nachdem unſer verehrter Amtsbruder Se. Excellenz Graf Sparre ſie ſich verbeten hatte. Doch ich hoffe die Zeiten werden ſich ändern und vertraue auf die eigene Weisheit der Königin, auf die kräftige Unterſtützung Sr. Königl. Hoheit und auf meiner Herren Amtsbrüder im Senat erleuchteten und thätigen Beiſtand.«

»Doppelt glücklich ſchätze ich mich — nahm Sparre das Wort — einer Laſt entgangen zu ſein, die meine Kräfte weit überſteigt, und ſie in ſo würdigen Händen wie denen unſers vortrefflichen Herrn Amtsbruders, Sr. Excellenz Graf Kronhjelm zu finden. Nur als Diplomat und Soldat würde ich mir einige Fähigkeiten zutrauen dürfen.«

»Und gerade dieſer bedürfen wir jetzt am meiſten — fiel Teſſin ein. — Zwar wird es für den Senat ein fühlbarer Verluſt ſein, wenn er den Rath und Umgang Ew. Excellenz während Ihrer bevorſtehenden Sendung an den Kaiſerlichen Hof in Wien entbehren muß. Allein wenn dort etwas zu unſerm Beſten ausgerichtet werden ſoll, ſo vermag es nur mon frère.«

»Möchte ich der Erwartung der Monarchin, meiner Amtsbrüder und Landsleute in einer das Vaterland befriedigenden Weiſe entſprechen — erwiederte Sparre. Ich hätte aber gewünſcht, bevor die Unterhandlungen ihren Anfang nehmen, das Vertrauen rechtfertigen zu können, das mir durch die Verleihung des Feldmarſchallsſtabes zu Theil geworden iſt.«

„Diesen Gnadenbeweis haben Ew. Excellenz schon längst gerechtfertigt; er ist nur als ein Act der Gerechtigkeit anzusehn“ — nahm Kronhjelm das Wort.

„Das ist auch meine Meinung — äußerte Tessin — und ich freue mich, bei diesem Anlaß aussprechen zu können, daß meine Einwendungen gegen die Ernennung unserer verehrten Amtsbrüder, des Grafen Taube und des General Oernstedt zu Feldmarschällen keineswegs Ew. Excellenz galten.“

In diesem Augenblicke wurde das Gespräch durch die Ankunft eines Offiziers in polnischer Soldaten-Uniform unterbrochen, dem der Regierungsrath Sandberg folgte.

Das Aussehn und die edle Haltung des Fremden zogen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich und gewannen sich besonders den Beifall der Damen. Die Erzählungen über das unglückliche Schicksal von Norrköping, das kurz zuvor auf aller Lippen schwebte und den bittersten Tadel über den Polen Urbanowicz und seine Vertheidigungsanstalten hervorgerufen hatte, machten der Verwunderung Platz, ob er es sein könne, den man in der Person des Fremden vor Augen habe und diese Vermuthung bewirkte augenblicklich bei dem schönen Geschlecht ein milderndes Urtheil über den polnischen General.

Ein solcher war es in der That, der zur Königin herantrat und nach einer tiefen Verneigung vor ihr und den Prinzen von beiden mit den gnädigsten Ausdrücken angeredet wurde.

Die Treue, mit der Sie, General Poniatowski,

meinem hochſeligen Herrn Bruder gedient haben, iſt mir genugſam bekannt — ſagte Ulrica Eleonora — und ich würde nicht unterlaſſen, Sie nach Verdienſt zu belohnen, wenn ich dieſelbe Macht hätte, wie er. Jetzt aber müſſen Sie ſich mit ihren Anſprüchen an meinen Senat wenden und von ihm Beſcheid erwarten.“ Bei dieſen Worten ſchleuderte die Königin mit einem ſpöttiſchen Lächeln ärgerliche Blicke auf die Rathsherrn, welche jedoch nicht nahe genug waren, um die Aeußerungen ihres herrſchſüchtigen Verdruſſes hören zu können.

Der Prinz, der indeß mit Sandberg geflüſtert hatte, erhob ſich jetzt und indem er ſich in eine Fenſtervertiefung begab, ließ er Poniatowski durch Sandberg erſuchen ihm zu folgen, ſobald die Königin mit ihm zu ſprechen aufgehört habe. Als ſich Poniatowski bei dem Prinzen einſtellte, ſagte dieſer zu ihm: „Sie haben jetzt ſelbſt gehört, General, daß Ihre Majeſtät Ihnen wohl will, aber (indem er die Achſeln zuckte) bei einer Regierungsform, wo der Senat in Alles hineinzureden hat, muß der Regent dem ſtärkern Geſchlecht angehören, wenn er ſeinen Willen ſoll geltend machen können.“

Von dieſer Mittheilung und der Vertraulichkeit, mit der ſie geſchah, überraſcht, ſtammelte Poniatowski einige unzuſammenhängende bedeutungsloſe Worte.

Der Prinz verſtand ſeine Verlegenheit und was ſie veranlaßte und fügte lächelnd hinzu: „Es muß Sie nicht wundern, daß ich mich ſo offen gegen einen Fremden ausſpreche, aber Sie ſind mir vom Grafen Wellingk angelegentlich empfohlen und ich glaube daher Ihre Denk-

weise zu kennen und mich auf Sie verlassen zu dürfen. Auch Sie können auf meine Bereitwilligkeit zählen, Ihnen zu nützen, soviel ich kann.«

»Meine unterthänigste Dankbarkeit gegen dies gnädige Wohlwollen Ew. Königl. Hoheit ist um so wärmer — erwiderte Poniatowski — als ich mit Betrübniß vernommen habe, wie gerade in diesen Tagen einer meiner Landsleute dem ihm geschenkten Vertrauen — die Küste von Ost-Götland gegen die Verheerungen der Russen zu vertheidigen, so schlecht entsprochen hat. Meinen letzten Blutstropfen möchte ich hergeben, wenn dieser Vorwurf einem polnischen Feldherrn nicht hätte gemacht werden können.«

Der freundliche Ausdruck in Friedrichs Gesicht verschwand und sein Wesen verrieth eine gewisse Verlegenheit: »Man darf nicht zu schnell urtheilen — sagte er stirnrunzelnd — und noch weniger sich durch das verleiten lassen, was die Leute in ihrer Unwissenheit schwatzen. Man hat General Urbanowicz Nichts vorzuwerfen und ich bin sehr zufrieden mit ihm.«

»Dieses Urbanowicz rechtfertigende und die Besorgniß seiner Landsleute, daß der polnische Name durch sein Benehmen in Mißachtung gerathen sei, beruhigende Zeugniß, erlauben mir Ew. Königl. Hoheit — erwiederte Poniatowski lebhaft — daß ich mich öffentlich darauf berufen darf, um die mißleiteten Vorstellungen des Publikums zu berichtigen?«

»Ich erlaube es Ihnen nicht nur nicht, sondern verbiete Ihnen vielmehr, General, jemals und gegen irgend wen zu erwähnen, was ich Ihnen jetzt im Vertrauen

ſagte — gab der Prinz raſch und nicht ohne eine gewiſſe Schärfe zur Antwort. — Sie kennen, wie ich wohl bemerke, nicht, wie vorſichtig man hier zu Lande ſein muß, wo der Senat faſt eben ſo viel zu ſagen hat, wie der Monarch ſelbſt, und wo Worte und Handlungen der Mißdeutung unterworfen ſind.“

Mit ſtummen Erſtaunen ſah Poniatowski den Prinzen an, der nach einer kurzen Pauſe dem Geſpräch eine andere Wendung gab und den General mit einigen gleichgültigen Worten und einem gnädigen Lächeln verließ.

„Was ſoll das bedeuten und wie ſoll ich mir dieſe Aeußerungen Sr. Hoheit erklären – äußerte Poniatowsky zum Regierungsrath Sandberg, als beide im Laufe des Abends Gelegenheit fanden, in einem von dem Geſellſchaftszirkel entfernteren Zimmer unter vier Augen mit einander zu ſprechen. — Ich ſehe wohl, daß ich mich auf einem mir in jeder Beziehung durchaus fremden Boden bewege, ſein Sie deshalb mein Führer, Herr Regierungsrath, damit ich nicht ausgleite oder irre gehe.“

„Se. Excellenz Wellingk hat mir befohlen, dem Herrn General in jeder Weiſe und wie mir ſelbſt zur Hand zu gehen — erwiederte Sandberg — und Sie können deshalb auf meine Bereitwilligkeit bauen. Allein, Vertrauen gegen Vertrauen, die Verhältniſſe hier ſind ſchwierig und delikat. Ein unbewachtes Wort kann verderblich werden, und Sie müſſen mir Ihr Ehrenwort geben, gegen Niemanden zu äußern, was ich Ihnen ſage.“

„Ich gebe es mit Vergnügen“ — verſetzte Poniatowski mit einem Handſchlag.

„Nun denn — nahm Sandberg wieder das Wort. — Ihr Landsmann Urbanowicz hat vielleicht ſeinen Ruf blos geſtellt und auf jeden Fall ſich den Unwillen wegen des matten Widerſtandes zugezogen, den er dem Feinde leiſtete, welchen er faſt ungeſtört die Küſten verheeren und Norrköping verbrennen und plündern ließ.“

„Unerhört!“ — rief Poniatowski aus.

„Unterbrechen Sie mich nicht — fuhr Sandberg fort — wenigſtens nicht, bis ich mich vollſtändig ausgeſprochen habe.“

„General Urbanowicz hat weder aus eigenem Antriebe, noch nach ſeinem Gefallen gehandelt. Wenn er fehlte, ſo fehlte er aus Unterwürfigkeit gegen einen höheren Willen, welcher vielleicht durch Unzufriedenheit mit der gegenwärtigen Regierung ſeine eigene Erhöhung auf die Spitze der Macht erleichtert und beſchleunigt ſieht. Ich darf mich nicht deutlicher ausdrücken, aber auf jeden Fall glaube ich von Ihnen verſtanden zu ſein.“

Poniatowski fuhr ſich mit der Hand über die Stirn als wollte er ſich überzeugen, daß das was er eben gehört, Wirklichkeit und kein Traum ſei. Dann rief er aus: „Welcher Abgrund von Ränken. Ich beklage aber entſchuldige Urbanowicz nicht, denn ſeine Ehre aufs Spiel zu ſetzen . . . dahin kann ſich keine Pflicht des Gehorſams erſtrecken. Inzwiſchen danke ich Ihnen aufrichtig für dieſe Aufklärungen. Ich weiß jetzt, wonach

ich mich zu richten habe und werde meine Zunge zu hüten wiſſen.«

Durch den Eintritt einiger Hofgäſte wurde das vertrauliche Geſpräch zwiſchen Poniatowski und Sandberg geſtört und unterbrochen. Sie ſchieden von einander und kehrten zu den Gemächern zurück, wo die Geſellſchaft verſammelt war.

Funfzehntes Kapitel.

Schon bei mehreren früheren Gelegenheiten ist der Leser dieser Skizzen dem gegenwärtigen Reichsrathe, Feldmarschall, Ambassadeur und Grafen Erich Sparre begegnet. Wir erwähnten früher seiner innigen Liebe zu seiner ersten Frau, Sophie Wrede und seine Verzweiflung bei ihrem frühzeitigen Tode. Durch seine gesellschaftliche Stellung und äußere Umstände bewogen, sein Leben nicht einsam zuzubringen, beschloß er, nach zweijährigem Wittwenstand eine neue Ehe mit einer Verwandten von mütterlicher Seite, einer geborenen Gräfin Christina Bertha Lillie, welche gleich ihm selbst, früher verheirathet gewesen war, einzugehen. Verwandtliche Beziehungen sowohl, wie persönliche Freundschaft und Uebereinstimmung in politischen Ansichten verbanden Erich Sparre und Nicodemus Tessin, dessen erste Frau eine Tante von Sparre war. Lange sprach man in Versailles von einer Antwort, die er bei einem Diner, wo alle fremden Gesandten und die vornehmsten Beamten des Hofs und des Staats anwesend waren, Ludwig XV. gab. „Herr Ambassadeur Sparre —

ſagte der junge König zu ihm — Sie haben nicht denſelben Glauben wie ich, das ärgert mich, denn komme ich einſt in den Himmel, ſo treffe ich Sie da nicht.“ — „Ich bitte um Verzeihung Sire — antwortete Sparre augenblicklich — ich habe von dem Könige meinem Herrn den Befehl, Ihnen überall zu folgen.“

Als der junge Carl Guſtav Teſſin während ſeiner erſten Reiſe ins Ausland nach Paris kam, wurde er dem Schutze dieſes ſeines Vetters empfohlen. Der Ambaſſadeur Sparre öffnete ihm wohlwollend ſein gaſtfreies Haus, begegnete ihm aber mit Kälte, als er dahinterkam, daß der Jüngling ausſchweifende Zerſtreuungen vorzog. Ihre Liebhabereien trafen eigentlich nur in einem Punkte zuſammen, in der Leidenſchaft für die Jagd und wenn Sparre Derartiges unternahm, ſo wurde Teſſin ſtets eingeladen, ihm Geſellſchaft zu leiſten. Oft ſtreiften ſie umher in der Nachbarſchaft von Vincennes, wo es großen Ueberfluß an Kaninchen gab. Als aber der neue König ſeinen Wohnſitz auf dieſem Schloſſe nahm, ſo wurde alles Schießen, ſo wie die Jagd überhaupt in der dortigen Umgegend verboten.

Bei der Nachricht von dieſem Verbot, welche Sparre eines Morgens erhielt, als er in ſeinem Cabinet, wo auch Teſſin ſich befand, Befehl gab, die Vorbereitungen zu einem Jagdvergnügen zu treffen, verfinſterte ſich das Geſicht des Ambaſſadeurs. Teſſin ſetzte ſich an deſſen Arbeitstiſch und ſchrieb, während Sparre brummend einen andern Plan für den Tag entwarf:

„Sous le règne de Louis Quinze
Je souhaite à tout province,
Dont il est maître et Souverain
Même repos, même destin.
Qu'ont les lapins dans leurs garennes
Depuis qu'il habite Vincennes"

„Du biſt leicht getröſtet Couſin — meinte Sparre, als er Teſſin's Beſchäftigung bemerkte — vermuthlich ein Rendezvous zu einem Liebesabentheuer, womit Du mein Schreibzeug und meinen Arbeitstiſch beehren willſt?"

Stillſchweigend überreichte Teſſin das Blatt dem Ambaſſadeur.

Je weiter dieſer las, je mehr klärte ſich ſein Geſicht auf und als er zu Ende, umarmte er ſeinen jungen Verwandten, der von Stunde an ſein Günſtling wurde.

So war's natürlich, daß nach der Rückkehr beider in ihr Vaterland der junge Hofintendant von Sparre wie ein Sohn ſeines Hauſes betrachtet wurde. In dieſem herrſchte jetzt nicht mehr die Uebereinſtimmung in Geſchmack und Lebensanſichten wie während Sparre's erſter Ehe. Er liebte auf großem Fuß zu leben und zahlreiche Gäſte auf das Glänzendſte zu bewirthen; ſie zog eine weniger üppige Lebensweiſe vor und fand mehr Vergnügen daran, ihre Reichthümer zu vermehren. Sie wußte es eben ſo wohl, als ſie es auch zu verſtehen gab, daß ſie es war, die das Vermögen zugebracht hatte. Um des lieben Hausfriedens willen gab Sparre meiſt ihren Wünſchen nach und für ſeine Freigebigkeit war dies ein nützlicher Hemmſchuh. Beide Gatten hatten aus ihren

früheren Ehen Kinder, der Graf einen Sohn, die Gräfin einen Sohn und eine Tochter, aus ihrer jetzigen Ehe war eine Tochter entsproſſen. Dieſe war noch ein Kind. Ihre Halbſchweſter Hedwig Sack aber ſtand in der Blüthe der Jahre und Lieblichkeit. Mit ausgezeichneter Schönheit und hinreißender Anmuth verband ſie eine große Freiheit des Weſens, ungewöhnliche Verſtandesgaben und eine für ihr Alter und geſellſchaftliche Stellung noch ungewöhnlichere Entſchloſſenheit, Beſtimmtheit und Vorurtheilsfreiheit in Denkungsart und Benehmen. Zwar ſchwang ſie ſich im Tanz ſo lieblich und mit ſolcher Luſt, daß man nicht verkennen konnte, wie angenehm ſie dieſen Zeitvertreib fand; zwar lächelte ſie ſo ſchalkhaft zu den Huldigungen, welche das andere Geſchlecht bis zur Verſchwendung ihren Reizen zollte, daß man deutlich bemerkte, wie ſie ihr keineswegs mißfielen; zwar verrieth ein ſchnelles Erröthen, ein Blitz ihrer Augen, ſelbſt der Ton ihrer Stimme, daß es einen Gegenſtand gab, für den in ihrer Bruſt ein weibliches Herz ſchlug, aber ſah man ſie zu Roß über Hügel und Berge jagen mit der Büchſe gerichtet auf die fliehende Hindin, oder auf einem gebrechlichen Fahrzeuge, in der einen Hand das Ruder führend, in der andern mit der Angelruthe dem gefräßigen Hecht und dem zappelnden Lachſe nachſtellend und ſie mit ſich ſchleppend, ſo verſtand man ihren Stiefvater, wenn er meinte, es habe die Natur ſie zu einem großen Mann beſtimmt und nur der Zufall ſie als Weib geboren werden laſſen. Wenn die gedankenloſen Schmetterlinge der vornehmen Kreiſe, in dichten Schwärmen ſie umflatternd, ſich in nichtsſagendem Ge-

ſchwätz ergoſſen, von denen kein Ton zu ihrem Herzen drang, kein Wort ihrem Geiſte Nahrung gab, dann hatte ſie ſtets einen feinen Vorwand bereit, und eilte nach ihren Zimmern, um ſich durch angenehmen Umgang mit Büchern in verſchiedenen fremden Sprachen aufzufriſchen.

Der Hofintendant Teſſin, welcher ſchon ſo viel geſehen, folglich auch ſo viel zu erzählen hatte, und ſo gut erzählte, war natürlich von Hedwig Sack gern geſehen, ſie hörte ihm mit wachſendem Vergnügen zu und er verſtand es, bald ihre Purpurlippen zu einem reizenden Lächeln zu zwingen, bald eine Thräne der Rührung ihren ſchönen Augen zu entlocken. So bildete ſich zwiſchen beiden eine freundſchaftliche Vertraulichkeit. Dabei blieb es von ihrer Seite. Ihr Herz ſchien nur eiferſüchtig auf ihre Freiheit und gleichſam um jeden Verſuch, ihr dieſe zu rauben, fern zu halten, zeichnete ſie einen ihr gleichjährigen Jüngling, Nils Bjelke, beſonders aus, deſſen Alter ſchon gegen ernſthafte Abſichten zu ſchützen ſchien.

Teſſin fand, daß Hedwig alle die perſönlichen Eigenſchaften und äußern Vorzüge beſaß, nach denen er bei ſeiner künftigen Lebensgefährtin ſtrebte und beſchloß daher, um ihre Hand anzuhalten. Zunächſt aber wollte er erforſchen, wie Hedwig's Eltern ſeine Bewerbung anſehn würden und vorſichtig deutete er gegen Sparre darauf hin, der ihm in ermunternder Weiſe antwortete.

Nach der Sitte der Zeit hatte Teſſin, ehe er zur Ausführung ſeines Planes ſchritt, auch ſeinen Vater um Rath gefragt und deſſen Zuſtimmung erhalten. Denn

noch zu jener Zeit wurden die Ehen zwiſchen Perſonen aus dem Adel meiſtentheils wie die fürſtlicher Perſonen geſchloſſen. Man nahm mehr Rückſicht darauf, wie die Familien einander gefielen, auf die gegenſeitigen Vermögensverhältniſſe, auf politiſche und andere Verbindungen, als auf Neigung und Geſchmack.

Aus der Antwort des Grafen Sparre ſchloſſen Vater und Sohn, daß man ſich auf ſeine Einwilligung verlaſſen dürfe. Aber weniger von dem Reichsrath als von der Gräfin Sparre hing die Entſcheidung ab. Ueberließ er um des lieben häuslichen Friedens willen ihr auch in anderen Fällen gern das entſcheidende Wort, ſo verlangte es in dieſem Falle ſogar die Billigkeit, die freie Ausübung Ihres mütterlichen Rechts über die Tochter aus erſter Ehe nicht zu beſchränken. Auf ihre Entſcheidung verwies daher Sparre, verſprach aber mit der Verſicherung, daß er eine Verbindung zwiſchen ſeinem Vetter und ſeiner Stieftochter mit großem Vergnügen ſehen werde, ſeine Fürſprache.

Unter dieſen Umſtänden glaubte Teſſin ſeinen Gefühlen für Hedwig nicht weiter Zwang anthun zu dürfen. Unverhüllt ließ er ſeine Liebe hervorleuchten und gelobte Hedwig ewige Treue, wenn ſie ſeine zärtlichen Gefühle geſtattete und erwiderte. Hedwig ſtutzte und bemühte ſich, die Erklärung für einen Scherz zu nehmen, wechſelte aber die Farbe und wurde nachdenklich und unruhig, als er immer ernſter und eindringlicher wurde.

„Ich habe Sie ſtets geſchätzt und als Bruder behandelt — ſagte ſie nach kurzem Beſinnen — und ge-

hofft, daß nichts unsere geschwisterliche Freundschaft stören würde. Da Sie mich aber aus diesem angenehmen Traum mit einem Antrage wecken, den ich nicht anhören kann, ohne den schuldigen Gehorsam gegen den Willen meiner lieben Eltern zu verletzen, so hoffe ich wenigstens von Ihrem Zartgefühl, daß Sie ohne deren Wissen ein solches Gespräch nicht fortsetzen — oder Sie zwingen mich, wie schwer es mir auch würde, mich Ihnen zu entziehen.«

»So würde es Ihnen schwer und nur die Ungewißheit über die Zustimmung ihrer lieben Eltern macht sie unschlüssig!« rief Tessin entzückt aus, indem er Fräulein Sack's Hand ergriff.

»Sollte ich mich so undeutlich ausgedrückt haben, daß es noch einer weitern Erklärung bedürfte?« fragte Hedwig nicht ohne einen gewissen stolzen Ausdruck in Blick und Ton, während sie ihre Hand Tessin entzog.

»O nein! — fuhr Tessin mit steigendem Entzücken fort — mehr als zu gut verstehe ich Sie und liebe Sie doppelt für die kindliche Ehrfurcht gegen Ihre Eltern. Mit Freuden unterwerfe ich mich deren Entscheidung, und hoffe von ihnen mein Glück.«

Begeistert eilte Tessin nach Haus und erfreute seinen Vater mit der Nachricht von dem gutem Stande seiner Herzensangelegenheiten. Nur der gnädigen Zustimmung von Hedwig's Mutter schien es jetzt zu bedürfen, und hier verließ man sich auf die Vermittelung ihres Gemahls.

Die Sparre'sche Familie hatte inzwischen mit dem Anbruch der schönen Jahreszeit Stockholm verlassen.

Der Reichsrath war auf einige Wochen in ein Bad gereiſt nnd die Gräfin genoß die Landluft und das zwangloſe Landleben auf des Reichsraths väterlichem Gute Sundby.

Sparre hatte verſprochen, ſobald auch er nach Sundby käme, die erſehnte Antwort zu erwirken und mitzutheilen.

Laut ſchlug das Herz des Hofintendanten bei jedem Brief, den ihm der Bediente übergab, nachläſſig aber warf er ihn fort, ſobald er die Hand des Reichsraths in der Aufſchrift und deſſen Wappen und Siegel vermißte.

Endlich wurde ihm ein Brief, mit dieſen beiden Kennzeichen verſehen, eingehändigt. In der Freude darüber warf er dem Briefträger einen Dukaten zu, dann verriegelte er ſeine Thür um ungeſtört leſen zu können. Er erbrach den Brief, kaum aber hatte er ihn durchblickt, ſo entfiel er ſeiner Hand. Vor die Stirn ſich ſchlagend und tief Athem holend, rief er aus: „Alſo einen Korb! . . . Einen Korb ſo vollſtändig, ſo beſtimmt, wie möglich . . . Wie ſchmerzlich! Wie kränkend.“

Verdruß und eine Art falſcher Scham hielten ihn ab, ſeinem Vater von der erhaltenen höflichen aber abſchläglichen Antwort zu unterrichten. Er floh das elterliche Haus und vermied es, ſo viel er vermochte, mit dem Vater unter vier Augen zuſammenzutreffen. Aber gerade dies Gemachte in dem ſonſt ſo ungezwungenen Benehmen des Sohnes und die Verſtimmung, welche durch die erkünſtelte Luſtigkeit durchblickte, womit er ſeine

nächſten Angehörigen hinter das Licht zu führen ſuchte, erregten die Aufmerkſamkeit und den Verdacht des Vaters. In Folge deſſen drang der Reichsrath auf Erklärung, die der Hofintendant nicht vermeiden konnte.

Der Alte runzelte die Stirn und ſchüttelte den Kopf. „Aergerlich, recht ärgerlich, das gebe ich zu — ſagte er — da aber die Sache nicht mehr zu ändern iſt, ſo giebt es kein anderes Mittel, als ſie ſich völlig aus dem Sinn zu ſchlagen und ſich ein ander Mal beſſer vorzuſehen.“

„Ein ander Mal — wiederholte der Hofintendant unwillig — nein, niemals mehr gebe ich mich einem ſolchen Kummer, einer ſolchen Demüthigung Preis, lieber bleibe ich Zeitlebens unvermählt.“

„Das verhüte Gott! — antwortete der Reichsrath. — Iſt der Schmerz dieſer Wunde vorüber, ſo kommſt Du ſchon auf andere Gedanken. Auch will es mir ſcheinen, als ob Du mehr in Deinem Selbſtgefühl als in Deiner Neigung verletzt ſeiſt. Die beſte Art, das erſtere zu befriedigen, iſt, eine neue Verbindung einzugehen, die gleiche oder noch größere Vortheile darbietet, als die zurückgewieſene.“

„Es wäre mir unmöglich, mich auf's Neue auf irgend eine Bewerbung einzulaſſen — nahm der Hofintendant das Wort. — Ich wäre faſt ſicher, daß ſie mißglückte. Die Beſorgniß vor dem neuen Korbe würde mich allzu unbeholfen machen und gerade dadurch würde ich mir zuziehn, was ich vor allem andern vermeiden möchte.“

„Meine Meinung iſt durchaus nicht — fuhr der

Reichsrath fort — daß Du ſogleich einen neuen Verſuch der Art machen ſollſt. Weder Dein Alter noch Deine Verhältniſſe machen hierin Eile nöthig. Qui va piano, va sano ſagt ein altes Sprichwort. Dieſem folge und darum nimm ſchon jetzt vorläufige Maßregeln. Eine Verbindung mit der Familie Deines Verwandten und perſönlichen Gönners, meines verehrten Amtsbruders Sparre, bietet manche Vortheile. Vielleicht beſcheert Dir die Vorſehung ſeine eigene Tochter und es war Dein Glück, daß Deine Bewerbung um die Stieftochter abgelehnt wurde.“

„Seine eigene Tochter iſt ja nur ein liebenswürdiges Kind!“ rief verwundert der Hofintendant aus.

„Aus einem liebenswürdigen Kinde wird mit der Zeit ein liebenswürdiges Weib — bemerkte der Reichsrath. — Graf Sparre beklagt ja ſelbſt, daß Du wegen der Stieftochter Dich zu ſpät an ihn gewandt hätteſt. Sorge dafür, daß Dir bei ſeiner eigenen Tochter Niemand zuvorkomme und zähle im Uebrigen auf jeden Beiſtand, den ich und meine Frau Dir bei Sr. Excellenz leiſten können.“

Der Hofintendant verſprach der Sache nachdenken zu wollen, dankte dem Vater für ſeine freundliche Theilnahme, und Vater und Sohn ſchieden nach einer zärtlichen Umarmung.

Sechszehntes Kapitel.

Noch war das Maaß des Unglücks für Schweden nicht erschöpft. Dänemark, mißleitet und sein eigenes Interesse verkennend, in der Einbildung befangen, durch Schwedens Schwächung mächtig zu werden, gehorchte willig der arglistigen Aufforderung Rußlands, Schweden an seinen westlichen Grenzen anzugreifen, während Rußland dessen östliche Seite bedrohte. Die Inselbewohner merkten nicht die listige Falle, die Rußland ihnen stellte, merkten nicht, daß, wenn Schweden außer Stand gesetzt wurde, Rußland die Stange zu halten, Dänemark selbst in Ohnmacht und völlige Unbedeutendheit versinken, nur von der Willkür Rußlands abhängen, und höchstens so lange als Staat werde geduldet werden, als es der größeren Macht gefiele. Die Dänen machten sich also Schwedens bedrängte Lage zu Nutzen und fielen von Norwegen aus in Bohuslän mit 10,000 Mann unter dem Befehle des Generals Gyldenlöw ein, während gleichzeitig Admiral Tordenschöld mit einer Flotte Verwüstung und Schrecken über Schwedens westliche Küsten verbreitete.

Zwar ſah der Prinz Generaliſſimus dieſe neue Bedrängniß Schwedens nicht ungern, doch aber lag es nicht in ſeinem Intereſſe, daß Dänen und Normänner feſten Fuß in dem Lande faſſen ſollten, nach deſſen Scepter er ſelbſt ſo eifrig ſtrebte. Schon war der Feind bis Uddevalle gekommen, als ihm Feldmarſchall Rehnſköld mit 8000 Mann entgegenzog. Ungeachtet das däniſch-norwegiſche Heer größer an Zahl war, ſcheute es ſich doch vor einem offenen und ehrlichen Kampfe und zog ſich Hals über Kopf nach Norwegen zurück, nicht aber ohne auf ſeinem Streifzuge halb Bohuslän geplündert zu haben.

Inzwiſchen ſuchte, wie erwähnt, Tordenſchöld die Küſten heim und langte eines Tags bei der Stadt und Feſtung Marſtrand an, die er in prahleriſchen und drohenden Worten zur Uebergabe aufforderte. Commandant der Feſtung war damals der Oberſt Heinrich Danckwarth. Er verdankte dies wichtige Amt dem männlichen Muthe, mit dem er einſt in der Schlacht bei Helſingborg gegen die Dänen gekämpft hatte und verwundet worden war. Aber der Muth, den er in offner Feldſchlacht an den Tag gelegt hatte, fehlte ihm innerhalb der Mauern einer faſt uneinnehmbaren Feſtung. Der hohe Ton, aus dem Tordenſchöld ſprach, ſeine kecken Lügen und ſchrecklichen Drohungen ſetzten Danckwarth in Verwirrung. In einem außerordentlichen Kriegsrath flößte er ſeine eigene Feigheit und Unſicherheit auch den übrigen Offizieren der Garniſon ein und die Uebergabe der Feſtung an die Dänen ward beſchloſſen

— und ausgeführt. Danckwarth zog sich mit der ganzen Garnison nach Gothenburg zurück.

Durch diesen unverhofften Erfolg ermuthigt und in der Meinung, daß alle schwedischen Truppen, wie Danckwarth, in der Stunde der Gefahr Herz und Muth verlieren würden, setzte Tordenschöld seinen Streifzug nach Gothenburg fort, vor dessen Thoren er sich an einem nebligen Morgen mit seinen von der Hoffnung auf Plünderung beseelten Soldaten zeigte. Statt aber daß Danckwarth's Beispiel verführte, stachelte vielmehr sein feiges Benehmen den Muth und Eifer der übrigen Schweden, in Feindes Blut den Schimpf abzuwaschen. Tordenschöld's übermüthige und drohende Sprache vor Gothenburg wurde mit Verachtung und kräftiger Gegenwehr erwiedert, welcher der Däne keineswegs zu trotzen geneigt war. Unverrichteter Sache kehrte er um, aber kam doch nicht ganz mit heiler Haut davon. Denn als er sich wieder einschiffen wollte, wurde er von einem Regiment Westgothen unter Anführung des Oberstlieutenants Lillie so nachdrücklich begrüßt, daß die nächsten dänischen Fahrzeuge fast ihre sämmtliche Mannschaft verloren.

Der Senat hatte sich kaum von seiner Bestürzung und Sorge wegen des Unglücks von Nörrköping erholen können, als die Nachricht von Marstrand eintraf. Die Betrübniß konnte nur durch die bald nachfolgende freudigere Botschaft von der Rettung Gothenburgs und Tordenschöld's Rückzuge mit Verlust gemildert werden. Die Regierung ließ sich zunächst die durch Gerechtigkeit und Klugheit gebotene Bestrafung der Verräther

angelegen ſein. Man hatte über Danckwarth und die Offiziere, welche bei der Uebergabe von Marſtrand mit betheiligt waren, ſo wie über Sven Danſſon und ſeine verbrecheriſchen Genoſſen zu urtheilen.

Oberſt Danckwarth verdiente und erfuhr keine Milde, nicht einmal die, den Tod eines Soldaten zu ſterben. Auf dem Galgen bei Gothenburg ward er enthauptet. Die mitbetheiligten Offiziere wurden unfähig erklärt, weiter zu dienen.

Die Strafe war gerecht und machte denen, die ſie verhängten, wenig Kummer. Mehr Sorge machten die Oſtgothländiſchen Verräther. Augenſcheinlich war es in Oſtgothland nicht mit rechten Dingen zugegangen, und die Unterſuchung mußte es klar machen, daß auch Landsleute von Bedeutung nicht frei waren von dem Verdacht, um die Abſichten der Ruſſen gewußt zu haben — ein Verdacht, der auch den Prinzen Generaliſſimus nicht verſchonte. Ein Reiter hatte beim Anblick des Brandes der Stadt geſagt: „Nun haben die Herrn und die Ruſſen den Norrköpingern Feuer genug gegeben, und doch iſt nicht ſo viel da, daß ich meine Pfeife anſtecken kann.“ Eine ſolche Anſpielung hätte man am klügſten der Vergeſſenheit anheimfallen laſſen. Aber der arme Kerl ward vor Gericht geſtellt und zu 20 Mal Spießruthen verurtheilt, eine Strafe, die auch mit barbariſcher Härte vollſtreckt wurde.

Durch dieſe Grauſamkeit wurde gleichwohl jener Verdacht nicht nur nicht ausgelöſcht, ſondern im Gegentheil noch mehr unter dem Volke befeſtigt; und noch 70 Jahre ſpäter hörte man einen alten Verwalter auf

Grensholm äußern: „Damals waren viele ſchwediſche Herren große Schurken, bei Gott und meiner Seele, Schurken waren ſie gegen ihr eigenes Vaterland.“

Sven Danſſon, überführt und verurtheilt, wurde auf Syltängsberg, auf derſelben Stelle, wo er dem Feinde mit dem weißen Laken die richtige Einfahrt nach Norrköping bezeichnet hatte, enthauptet. Gegen ſeine Mitgenoſſen ward weniger ſtrenge verfahren. Ihre Strafe beſchränkte ſich darauf, zwiſchen 100 Mann ſechs Mal Gaſſe zu laufen. Auch Lehnsmann Anderſſon erlitt dieſe ſchimpfliche Strafe — behielt aber dennoch ſein Amt. Wenn dieſe auffallende Schonung gegen einen Beamten, der gemeinſame Sache mit dem Feinde gegen ſeine Landsleute gemacht hatte, nicht ſchon den Beweis führt, daß ſein Verbrechen unter höherm Schutz ſtand, ſo erweckt ſie wenigſtens begründeten Verdacht, daß man damals in den Höhen der Geſellſchaft bewegende Urſachen hatte, der Verrätherei durch die Finger zu ſehn.

Siebzehntes Kapitel.

Während der traurigen Lage und Stellung Schwedens im Jahre 1719 plagten den Senat die drückendsten Sorgen und schwierigsten Berathungen. Teſſin ſchloß einen Vortrag im Rath, indem er auf Frieden mit Rußland drang, mit folgenden Worten:

„Ich bekenne meine Schwäche, daß ich unſre Sache für ſo gut wie verloren gebe, wenn nicht Gott ſich gnädig ins Mittel legt. Und nehme ich Alles in Erwägung, ſo muß ich bei meiner Meinung beharren, daß, können wir keinen Frieden erhalten, wie wir ihn wünſchen, wir ihn nehmen müſſen, ſo gut wir ihn bekommen können.“

Teſſin hatte ſeine Anſicht kaum ausgeſprochen, als Prinz Friedrich durch die Königin, und Lord Carteret durch den Prinzen davon Kenntniß erhielt. Der Lord eilte wiederholt zu betheuern, Schweden habe nichts zu befürchten, ſobald es ſich nur England ganz in die Arme werfe. Es wäre nicht minder unklug geweſen, dieſer Verſicherung unbedingt zu vertrauen, als ſie völlig von der Hand zu weiſen. Daher wurde zu weiteren

Verhandlungen eine Commiſſion ernannt, die außer dem Kanzlei-Präſidenten auf deſſen ausdrückliches Verlangen aus den Reichsräthen Dücker, Taube, de la Gardie und dem Staats-Secretair Höpken beſtand.

Cartaret ſprach auf die troſtreichſte Weiſe, verſprach goldene Berge und ſagte unter Anderm, Schweden ſolle keinen Zoll ſeines Gebiets verlieren, ſofern es nur dem Könige von Großbritannien als Churfürſten von Hannover die Fürſtenthümer Bremen und Verden abtrete.

„Das wären gar viele Zolle, Mylord,“ bemerkte Höpken ſpöttiſch.

„Dieſen Verluſt zugegeben — wandte Cronhjelm beſorgt ein — müſſen wir vor einem ſolchen Opfer beſtimmte entſprechende Vortheile verlangen.“

„Braucht Schweden jetzt etwas Andres als Geld? — erwiederte Cartaret. — Der König, mein Herr, iſt bereit, große Summen herzugeben, theils als Entſchädigung für das Abzutretende, theils als Subſidien, um nach Oſten hin reichen Erſatz für das Verlorene zu gewinnen. Eine engliſche Flotte unter Admiral Norris iſt unterwegs und ſtündlich zu erwarten. Auf meinen Wink vereinigt ſie ſich mit der ſchwediſchen Seemacht, ſowohl um die Küſten zu vertheidigen, als auch angriffsweiſe gegen die Ruſſen zu verfahren.“

Cartaret's Vorſpiegelungen, von Prinz Friedrich unterſtützt, verfehlten nicht, als die Commiſſion ihren Bericht erſtattete, auf den Senat Eindruck zu machen. Selbſt Teſſin ließ ſich blenden und trat auf Englands Seite.

Wochen aber verfloſſen, ohne daß ſich die engliſche Flotte blicken ließ. Der Senat ward mißtrauiſcher und die Folge war eine ſcharfe Erklärung des Kanzlei-Präſidenten gegen den engliſchen Geſandten.

Um Cronhjelm zu beſänftigen, erbot ſich dieſer, einen aus ſeinem Geſandtſchaftsperſonal nach Norrköping oder Calmar zu ſenden, wo, wenn nicht ſchon früher, die engliſche Flotte jeden Falls angetroffen werden würde.

„Und wen würden Sie mit dieſer Sendung beauftragen, Mylord,“ — fragte Cronhjelm.

„Herrn Finche, zum Beiſpiel“ — erwiederte Cartaret.

„Sie haben nichts dagegen, daß ich ihm den Kanzleijunker Gyllenborg mitgebe?“ — fuhr Cronhjelm fort.

„Im Gegentheil bin ich Ew. Excellenz ſehr verbunden, daß Sie mir Gelegenheit geben, Sie ſelbſt und die Regierung von der Zuverläſſigkeit meiner Angaben und Verſprechungen zu überzeugen“ — verſetzte Cartaret.

„Dieſer ſpitzfindige Alte — murmelte Cartaret, als er ſich von Cronhjelm losgemacht hatte — wäre die Königin und der Prinz eben ſo ſchwer zu behandeln, ſo könnte ich unverrichteter Sache nach England zurückkehren.“

Als ſich ſpäterhin Finche auf Cartaret's Aufforderung in deſſen Cabinet einfand, ſagte Cartaret zu ihm:

„Jetzt, lieber Finche, gilt es, Kälte und Feinheit zu zeigen; Euer eigenes Glück hängt davon ab, daß

Ihr den Auftrag, den ich Euch ertheilen werde, glücklich löst. Mit einem jungen Grafen Gyllenborg, der ohne Zweifel vom Kanzlei-Präsidenten angewiesen ist, jedes Eurer Worte, jeden Eurer Schritte zu bewachen, werdet Ihr die schwedische Küste bis zum Sunde entlang reisen. Ueberall müßt Ihr erwarten, die englische Flotte zu sehn. Ihr behauptet, an den Befehlshaber derselben eine schriftliche Aufforderung von mir mit Euch zu führen, daß er seine Ankunft vor Stockholm beeile. Seht Ihr bei Calmar noch nichts von unsrer Flotte, dann zeigt Euch verwundert und unzufrieden. Kurz, auf alle Weise täuscht Gyllenborg und haltet ihn bei gutem Muth, bis ich Antwort auf den Tractat habe, den ich durch einen Courier nach London sandte."

„Ew. Excellenz Wille ist für mich Gesetz und ich werde Alles thun, Ihren Absichten zu entsprechen, Mylord!" erwiederte Finche.

„Ich zähle darauf — fuhr Cartaret fort — wie auf Eure erprobte Gewandtheit. In sechs Stunden sitzt Ihr im Reisewagen. Ihr habt also keine Zeit zu verlieren. Lebt wohl!" Mit einer freundlichen Verneigung entließ der Lord seinen Vertrauten.

Auch Cronhjelm instruirte seinerseits den Kanzleijunker Gyllenborg über sein Verhalten auf der Reise. „Vor Allem — schloß Cronhjelm — laßt Euch nicht durch schöne Worte hinter das Licht führen, sondern glaubt einzig und allein Euren eigenen Augen."

„Ew. Excellenz können sich auf meine Wachsamkeit verlassen" — war Gyllenborg's Antwort.

Jeder mit seinen besondern Vorschriften traten beide

Abgesandte ihre Reise an. Sie begegneten sich unterwegs nicht bloß artig und freundlich, sondern selbst mit einer auf das Natürlichste gespielten Vertraulichkeit. Finche benutzte alle erdenklichen Vorwände, langsam zu fahren, während Gyllenborg auf jede Weise die Reise zu beschleunigen suchte. Nur hierüber gab es zuweilen Uneinigkeiten.

So waren sie nach Carlskrona gekommen. Finche verweilte hier einige Tage, um die schwedischen Schiffe in Augenschein zu nehmen, mit deren Ausrüstung man eben beschäftigt war, und die sich mit der englischen Flotte vereinigen sollten. Gyllenborg wandte zwar ein, daß diese Besichtigung vor Ankunft der Letzteren zu nichts führe, Finche aber berief sich auf den erhaltenen Befehl, den englischen General ausführlich über die Ausrüstung zu berichten. Gyllenborg durchschaute das Listgewebe, aber vermochte nichts dagegen zu thun.

Von Carlskrona fuhren die beiden Reisenden auf Malmö. Dort hörten sie endlich, daß die englische Flotte an der dänischen Küste läge, und Finche benutzte diese Gelegenheit, sich nach Seeland hinüber zu begeben. Gyllenborg, dessen erhaltene Vorschriften sich nur auf eine Reise innerhalb Schwedens bezogen, sollte in Malmö die Rückkunft von Finche erwarten, die dieser nach zwei oder höchstens drei Tagen versprach. Aber wenigstens die vierfache Zeit wartete Gyllenborg vergeblich und als er endlich einsah, daß es darauf angelegt schien, ihn zu täuschen, schickte er einen Courier mit der schriftlichen Botschaft an den Kanzlei-Präsidenten, wie wenig Aussicht vorhanden sei, daß die englische

Flotte so zeitig Stockholm erreichen werde, um Schweden zu seiner Vertheidigung nützen zu können.

Ein ehrlicher Mann und gut schwedisch gesinnt, glaubte Cronhjelm, daß die gekrönte Herrscherin Schwedens mehr als irgend ein anderer die Reichsangelegenheiten sich am Herzen würde liegen lassen, und er eilte deshalb, Gyllenborg's Bericht ihr mitzutheilen, bevor er noch mit irgend einem Amtsbruder im Senat sich berathen hatte.

Mit einem andächtigen Seufzer über die Verderbniß der Zeit erkärte die Königin, sie wolle, ehe sie die Sache im Senate berathen ließe, selbst überlegen, was jetzt zu thun sei. Einstweilen empfahl sie dem Kanzlei-Präsidenten, über die erhaltene Nachricht Stillschweigen zu beobachten. Gleichwohl war sie selbst weit davon entfernt, sie ihrem Gemahl zu verschweigen, welcher nichts Eiligeres zu thun hatte, als Lord Cartaret zu warnen. Dieser ersann schnell einen neuen Vorwand, um der Einwirkung Cronhjelm's auf den Senat zuvorzukommen und sie zu vernichten.

Endlich bei der Annäherung des Herbstes erschien die verheißene und ersehnte englische Flotte in der Ostsee, und ihr Befehlshaber, Admiral Norris, begab sich nach Stockholm. Seine Ankunft erweckte allgemeine Freude und mit offenen Armen empfing ihn der Hof, wie der Senat. Natürlich stellte sich Norris zuerst bei dem großbritannischen Gesandten ein, dem er schriftliche Befehle seiner Regierung mittheilte, wonach der Admiral sich in Allem nach den Vorschriften zu richten habe, die Lord Cartaret je nach Umständen ihm zu ertheilen

für angemeſſen halten würde. Der Lord unterrichtete dagegen Norris von den Zuſtänden in Schweden, von den dort handelnden Perſonen, von der Königin, die er als ein Stück Wachs in der Hand ihres Gemals ſchilderte, von dem Prinzen, den er an ſeinen fünf Fingern hätte, von den Rathsherren und dem Staatsſecretair, die er keineswegs mit Schonung beurtheilte und von denen er behauptete, daß weit ſchwerer mit ihnen auszukommen ſei, als mit der Königin und dem Prinzen.

Norris, ein grader Seemann, der Hofränke und diplomatiſcher Feinheit ungewohnt, ſchüttelte bedenklich das Haupt und ſprach ſeine Zweifel aus, daß er durch alle Brandungen der verſchiedenen Stimmungen und Intereſſen, wie ſie ihm der Lord mit ſo ſcharfen Farben gemalt, ſich glücklich durchlootſen werde. Cartaret klopfte ihm lächelnd auf die Schulter und verſicherte ihn, es ſei mit der Königin, die nichts ſehe, mit dem Prinzen, der nichts ſehen wollte, und mit dem Kanzlei-Präſidenten, der von ſchweren Begriffen wäre, ganz gut auszukommen. Außerdem, Sir! fügte Cartaret mit boshaftem Lächeln hinzu, haben Sie ja den koſtbaren Ring, den Ihnen der Czar geſchickt hat, damit Sie nicht Ihre Ankunft hierher übereilten und auf der Fahrt ſeine Schiffe in den Grund bohrten. Sie ſehen, ich habe Augen zu Lande und zu Waſſer.«

»So lange der Krieg zwiſchen dem König, meinem Herrn, und dem Czar nicht erklärt war, konnte ich doch nicht ſeine Flagge angreifen, ſtammelte verlegen und indem er die Farbe wechſelte, der Admiral, und was die Geſchenke betrifft, ſo« . . .

„Sprechen wir nicht mehr davon, fuhr Cartaret mit angenommener Gleichgültigkeit fort, auch iſt ja erſt, nachdem die hieſige Regierung die Wünſche unſerer Regierung befriedigt hatte, Schweden unſer Bundesgenoſſe geworden und zu thätiger Hülfe von unſerer Seite berechtigt. Für unſere frühere Handlungsweiſe ſind wir Niemand hier Rechenſchaft ſchuldig.“ Der Admiral ſchwieg und der Lord war artig genug, das Geſpräch auf einen andern Gegenſtand zu bringen.

Die Freude der ſchwediſchen Regierung über die engliſche Hülfe war ſehr kurz. Von dem Augenblicke an, wo die Kiele des neuen Bundesgenoſſen die nahen Gewäſſer pflügten, ſprach Lord Cartaret aus einem höheren Ton und drang eifriger auf Zugeſtändniſſe und Opfer von Schweden. Und nicht mehr allein auf die Intereſſen und Anſprüche Englands und Hannovers beſchränkte er ſeine Forderungen, er verlangte auch, daß ebenſo die Wünſche Preußens befriedigt würden, und drohte, im Falle Schweden ſich weigerte, mit Preußen unter den von dieſem geſtellten Bedingungen Frieden zu ſchließen, unverzüglich dem Admiral Befehl zur Rückkehr zu geben.

Die Erklärungen des Lords fanden bei dem Hofe und bei dem Senat ſehr ungleiche Aufnahme. Der Lord und der Admiral waren tägliche Gäſte der Königin und des Prinzen und wurden von beiden mit Artigkeit und beſonders Norris mit koſtbaren und ſchmeichelhaften Geſchenken überhäuft. Die Rathsherrn dagegen begegneten ihnen mit Kälte und Cronhjelm gerieth mit Cartaret ſo heftig an einander, daß es zu Perſön-

lichkeiten ausartete. Als der Kanzlei-Präsident erhitzt ihm seine Zweideutigkeit, seine Täuschungen, seine gebrochenen Versprechungen und hinterlistigen Pläne vorwarf, verging dem Lord die Geduld und spöttisch deutete er auf die Uebereinstimmung der Ansichten hin, die zwischen ihm und dem Prinzen herrschte.

„Unmöglich, Mylord! — rief Kronhjelm mit Würde aus — sie prahlen jetzt. Dahin kann weder Se. Königl. Hoheit Schweden noch dessen Königin sich selbst vergessen.“

Cartaret unterließ nicht, dem Prinzen von der Stimmung und den Aeußerungen des Kanzlei-Präsidenten zu unterrichten, hinzufügend, wenn Kronhjelm fortführe, sich den wohlwollenden Absichten der großbrittannischen Regierung in Bezug auf Schweden in den Weg zu stellen, „so hätte die schwedische Regierung zwischen der Entfernung des Kanzlei-Präsidenten oder der Abreise des englischen Gesandten zu wählen.“

„In diesem Falle ist die Wahl leicht und bereits geschehen“ — erwiederte der Prinz, indem er bedeutungsvoll Cartaret's Hand drückte.

Auf diese Weise der Gesinnung des Prinzen und durch ihn der Königin versichert, rückte Cartaret mit seinen Ansprüchen unverschleiert heraus. Außer der Abtretung von Bremen und Verden an Hannover forderte er jetzt, daß Schweden gegen eine Entschädigung von 2 Millionen Stettin und ganz Hinterpommern an Preußen abtreten solle; auch unterstützte er nachdrücklich das Verlangen des hannöverschen Ministers, daß die Königin die von ihr abgetretenen Herzogthümer aus ihrem Titel entferne.

Eifrig und kräftig widersetzte sich der Kanzlei-Präsident Kronhjelm so übertriebenen und verletzenden Forderungen. Außer Stande, den schwedischen Rathsherrn zu überlisten oder zu erweichen, oder in Schreck zu setzen, wandte sich Cartaret mit Klagen an den Gemahl der Königin, welcher selbst das Mittleramt zu übernehmen versprach. Zu dem Zweck ersuchte er den Reichsrath Kronhjelm zu einer Privatunterredung, wozu sich derselbe auch bei dem Prinzen einfand. Friedrich bot alle Künste der Schmeichelei und Ueberredungsgabe auf, Kronhjelm für Englands Ansichten zu gewinnen, aber vergebens. Der schwedische Rathsherr blieb halsstarrig bei seiner Ueberzeugung, die er warm und kräftig verfocht. Das verletzte den fürstlichen Hochmuth. Der Prinz ereiferte sich und drohte mit der Ungnade der Königin und daß auch er dieser Widerspenstigkeit in Zukunft eingedenk werde. Kronhjelm erwiderte darauf kalt: mehr als Ungnade fürchte er Vorwürfe des Gewissens und einen befleckten bürgerlichen Ruf und er schätze Pflicht und Vaterland höher als Fürstengunst.

Mit erzürnten Blicken und glühendem Gesicht gab Friedrich Kronhjelm zu verstehen, daß er seine halsstarrige Auffässigkeit noch bereuen werde und höchst unzufrieden schieden Beide von einander.

Der Prinz, der seine größte Hoffnungen auf die Mitwirkung Englands baute und nichts mehr fürchtete, als den mächtigen Cartaret zu beleidigen, oder mißtrauisch gegen seinen, des Prinzen, Einfluß zu machen, hatte jetzt nichts Angelegeneres zu thun, als Kron-

hjelm bei der Königin in Mißgunſt zu ſetzen und ihn jeder Einwirkung auf Schwedens auswärtige Politik zu berauben. Jetzt, wie immer gelang es dem Prinzen nur zu gut, ſeine gegen ihn blinde Gemahlin nach ſeinen Abſichten oder Einfällen zu leiten. So heftig brachte er die Königin gegen den ſanftmüthigen Kronhjelm auf, daß dieſer, als er in ihrem und des Landes Intereſſe gegen die unbilligen und demüthigenden Anſprüche Englands und Hannovers Einwendungen machte, von ihr mit Vorwürfen überhäuft und ein für alle Mal vom Hofe verwieſen wurde.

Kronhjelm ertrug dieſe Beſchimpfung ohne Murren, wenn auch nicht ohne Schmerz. Zu ſehr Freund ſeines Vaterlands, um auf Koſten ſeiner Ueberzeugung von deſſen Beſten die Gnade ſeiner Königin zu erkaufen; zu ſehr durchdrungen aber auch von Begriffen der Unterthänigkeit, die der ſchwere Scepter der Alleinherrſchaft ſelbſt den vornehmſten Beamten der Kronen eingepflanzt hatte, zog ſich Kronhjelm nicht nur vom Hofe, ſondern auch von der Kanzlei-Präſidentſchaft zurück.

Ulrika Eleonora fand ihre Eitelkeit durch die Demüthigung des Kanzlei-Präſidenten befriedigt.

Friedrich ſchwankte gewiſſermaßen zwiſchen dem Vergnügen, ſeinen unbeſchränkten Einfluß an den Tag legen zu können und der Furcht, gerade dadurch ſich gefährlichere Widerſacher zu erwecken. Der Senat war bei ſchlechter Laune, die fremden Geſandten murrten, daß ſie nicht mehr wüßten, mit wem ſie zu thun hätten. Jedermann wunderte ſich und erwartete etwas Neues und Entſcheidendes, was unvermeidlich und ſehr nahe ſchien.

In dieſer Verwirrung und Ungewißheit ſuchte ein Jeder, der etwas von der Regierung wollte, ſich den Weg zum Gemahl der Königin zu bahnen, denn allgemein begann man einzuſehen, daß in ſeiner Hand die Fäden der Regierung zuſammenliefen. Allen begegnete der Prinz auf das Wohlwollendſte und wer ſeinen Wunſch nicht erreichte, erhielt einen bedeutungsvollen Wink, der Abſchlag rühre daher, daß der Prinz nicht freie Hände habe, wäre er König, ſo würden die Sachen andern Ausgang haben. Was davon im Publikum verlautete, trug an ſeinem Theil dazu bei, Friedrich's Pläne zu befördern und ihre Ausführung zu erleichtern.

Achtzehntes Kapitel.

Daß Schweden nach ſeinen Mißgeſchicken im Jahre 1719 als ſelbſtſtändiger Staat beſtehen und ſich wieder erheben konnte, iſt ein halbes Wunder und gereicht zum unvergänglichen Ruhme dem Staatsmanne, der die Leitung der Angelegenheiten nach dieſen unglücklichen Ereigniſſen in die Hand nahm. Zwar war das edelmüthige Frankreich aus eigenem Antriebe ſeinem bedrängten Bundesgenoſſen mit einem Geſchenke von 80,000 Louisd'or zu Hülfe gekommen, die in Schweden ſofort in doppelte Dukaten umgemünzt wurden, zwar waren für die in Deutſchland an Hannover abgetretenen Beſitzungen anſehnliche Geldſummen eingekommen, aber dennoch war die Lage Schwedens nicht minder ſchwierig wie früher. Die Schuld trägt leider ein ſchwediſcher Feldherr, für deſſen Redlichkeit und perſönlichen Muth eine frühere Periode vortheilhaftes Zeugniß giebt, deſſen jetziges unverantwortliches Benehmen nur als einzig mögliche Deutung das Beſtreben zuläßt, die geheimen Wünſche des nach dem Thron ſtrebenden Fürſten zu begünſtigen.

Nachdem das Bündniß mit England zu Stande

gekommen war, und die engliſche Flotte mit der ſchwediſchen unter den Oberbefehl des Admirals Clas Sparre geſtellt worden war, fing man an im Senat leichter zu athmen und beſſere Zeiten und Erfolge zu hoffen.

Die ruſſiſchen Schiffe hatten, nachdem ſie die Gegend von Stockholm verlaſſen, bei Åland Anker geworfen, um ſpäter weiter nach Rewal zu ſegeln. Sparre erhielt den beſtimmten Befehl, die Rückfahrt der ruſſiſchen Flotte nach Rewal zu verhindern, ſie, wo es auch wäre, aufzuſuchen und in den Grund zu bohren. Es ſchien dies um ſo eher möglich und ausführbar, als die vereinigten Flotten ſowohl an Streitkräften, wie an Erfahrung zur See überlegen waren.

Unſchwer kann man ſich daher die Beſtürzung und den Verdruß des Senats denken, als die Nachricht eintraf, daß an demſelben Tage, wo die ruſſiſche Flotte ſich nach Rewal in Bewegung ſetzte, die vereinigte ſchwediſche und engliſche Flotte bei Dahlarön einlief, um ſich mit Proviant zu verſehen.

Norris ließ es ſich angelegen ſein, nicht in den Tadel verwickelt zu werden, der faſt allgemein, und wir fügen hinzu — mit vollem Recht Sparre traf; er eilte Lord Cartaret um Rath zu fragen, wie er ſich zu benehmen habe. Cartaret lächelte: „Sie ſind die Hofluft nicht gewohnt, Sir!“

„Und ziehe die Luft auf dem Meer, ſelbſt beim Sturm vor — verſetzte Norris. — Ew. Excellenz ſind hier heimiſch, haben, wo ich hin und her ſchwanke, ſicheren Ankergrund und müſſen mir durch dieſe Brandungen durchhelfen.“

„Nun denn — ſagte Cartaret — ſo machen Sie ſich der Königin angenehm und ſtören Sie nicht den Prinzen in ſeiner Gemächlichkeit.“

„Gern folge ich Ihrem Rathe — verſetzte der Admiral — ſoweit meine Vorſchriften und die Ehre der engliſchen Flagge es geſtatten.“

„Laſſen Sie uns — erklärte der Ambaſſadeur — mit der Königin gemeinſam ſprechen, die engliſche Flotte zu beſehn, geben Sie ihr auf Ihrem Admiralsſchiff ein Feſt und verblitzen Sie zu ihrer Ehre das Pulver, das gegen die Ruſſen geſpart wurde.“

„Dank, Mylord! — rief Norris freudig aus. — Ihr Rath ſoll pünktlich befolgt werden, und die Königin müßte verdammt eigen ſein, wenn ſie nicht, ſo wahr ich Wilhelm Norris heiße, befriedigt iſt.“

Der Admiral hielt Wort. Am 3. September beſuchte Ulrika Eleonora die engliſche Flotte, wo ſie auf eine Weiſe gefeiert und bewirthet wurde, die lange Gegenſtand der Erinnerung und Unterhaltung bei Hofe war.

Die Königin erwiederte die Artigkeit 8 Tage ſpäter mit einem Banquet auf dem Schloſſe, und zeichnete vor allen Lord Cartaret und Admiral Norris unter den Gäſten aus. Lord Cartaret war auf die ſchmeichelhafte Rolle, welche er ſpielte, ſtolz: der Admiral dagegen fand ſich durch dieſe beſondere Aufmerkſamkeit etwas beläſtigt. Sein zerſtreutes und unwirrſches Ausſehen fiel Teſſin auf, der, beſorgt, es möchten neue Widerwärtigkeiten ſich ereiguet haben, den Admiral um den

Grund ſeiner dem Ort und der Aufnahme ſo wenig entſprechenden Stimmung fragte.

„Man ſieht, daß Sie kein Seemann ſind — bemerkte Norris verdrießlich. — Ew. Excellenz würde es ſonſt nicht wunderlich vorkommen, wenn ich mich ſchäme, hier bei Hofe herum zu lungern, während Ihr eigener Admiral ſich vielleicht eben jetzt auf dem Meere Ruhm erwirbt und ſeine Schuldigkeit thut.“

„Beruhigen Sie ſich in dieſer Beziehung völlig, Herr Admiral. Wenn der Ober-Admiral Sparre Ihr heutiges Vergnügen nicht theilt, ſo tritt er eben ſo wenig Ihrem Ruhm in den Weg. Er hat den Befehl der Königin, ſich ſtill zu verhalten.“

Höhniſch verſetzte Norris: „Und mit dieſer Vorſchrift iſt Graf Sparre nicht unzufrieden.“

„Wie kommen Sie auf die Vermuthung, Admiral.“

„Weil er die ruſſiſche Flotte ungehindert abziehn ließ, während ſie ſich ſo gut wie in der Falle befand. Hätten wir Beide ſie angegriffen, hätte ich auch nur allein den Angriff unternehmen können und nicht den ausdrücklichen Befehl gehabt, mich nach Herrn Sparre zu richten, die ruſſiſche Flotte wäre ohne Zweifel geentert oder zerſtört worden.“

Teſſin runzelte die Brauen und ſeufzte tief. Gleichwohl verſuchte er dem fremden Seemann gegenüber den Landsmann und Collegen gegen ſeine innerſte Meinung zu entſchuldigen. Er deutete auf Sparre's Ausflüchte wegen des Proviantmangels hin.

„Ein ganz grundloſer Vorwand,“ bemerkte Norris.

Teſſin eilte das unbehagliche Geſpräch abzubrechen. „Sr. Königl. Hoheit Augen ſuchen Sie, Herr Admiral; eilen Sie, ſeinem Winke zu folgen.“ Mit dieſen Worten entfernte ſich Teſſin.

Als Teſſin nach dem Schluß des Banquets nach Hauſe gekommen war, ſetzte er ſich an ſeinen Schreibtiſch und verfaßte in 6 Punkten eine Anklage gegen Sparre, welche er am folgenden Tage im Senat vortrug, und die zum großen Aerger der Königin den Beſchluß einer genauen Unterſuchung gegen Sparre, von Seiten des Senats zur Folge hatte.

Ulrika Eleonora und der Prinz fürchteten eine ſolche Unterſuchung. Leicht konnte der Admiral, um ſeinen Namen beſorgt, den ohnehin durchſichtigen Schleier völlig zerreißen, und Ulrika Eleonora, die den Thron beſitzt, und Friedrich, der darnach ſtrebte, wären in einem Lichte erſchienen, das die Hoffnungen auf den ſchwediſchen Purpur vernichten konnte. Zunächſt war ihr Bemühen, Sparre bei gutem Muth zu erhalten, ſodann die Unterſuchung in die Länge zu ziehn, um ſie möglicher Weiſe ganz in Vergeſſenheit zu bringen. Dieſem letzteren Beſtreben wirkte Teſſin mit unbeugſamer Beharrlichkeit entgegen. Die Königin und der Prinz wurden dadurch auf's Aeußerſte gebracht. Noch an demſelben Tage, wo Teſſin auf's neue ſeine Anklage bei dem Senate in Anregung brachte, beriethen Beide über die Mittel, Sparre zu beruhigen und ſich ſeiner Verſchwiegenheit für jeden Fall zu verſichern.

„Leben und Gut können ſie ihm nicht nehmen — ſagte der Prinz — denn einen ſolchen Beſchluß müßteſt

Du genehmigen. Aber die Ehre! Iſt ſie dem Soldaten einmal aberkannt, ſo iſt er wenig zufrieden, wenn ſie ihm zurückgeſchenkt wird.“

„Meinſt Du, daß Sie an ſeiner Ehre rühren werden?“ rief heftig Ulrika Eleonora.

Friedrich zuckte die Achſeln. „Ich weiß nicht, aber den Herren traue ich Alles zu, die ſich eine Aufgabe daraus zu machen ſcheinen, Dir zu trotzen und Deine Sorgen zu vermehren.“

„Es ſoll ſie gereuen — unterbrach ihn mit glühenden Wangen Ulrika Eleonora. — Meine Ungnade treffe ſie. Und kann ich ſie allein nicht beugen, ſo trete ich Dir den Scepter ab, der Du beſſer weißt, wie Dein Geſchlecht gezüchtigt werden muß.“

Entzückt küßte der Prinz ihre Hand, während die Königin mit der andern ſeine Backe ſtreichelte.

„Was aber in Sparre's Sache thun?“ fuhr die Königin nach kurzer Pauſe fort.

Der Prinz ſann einige Augenblicke nach. Dann nahm er das Wort . . . „Ew. Majeſtät müſſen dem Angriffe auf ſeine Ehre durch die Verleihung der höchſten Auszeichnung im Staate entgegenkommen. Das belebt ſeinen Muth, befeſtigt ihn an unſre Intereſſen und giebt ſeinen Widerſachern und Richtern Anlaß, Waſſer in ihren Wein zu gießen.“

„Du haſt Recht, theuerſter Gemahl — erwiederte die Königin — aber Sparre iſt ja im Beſitz der höchſten Ehrenſtellen?“

„Aber iſt noch nicht Graf“ — wandte der Prinz ein.

„Wohlan, dann ſoll er es werden – rief die Königin. — Heut hat Teſſin ſich erlaubt, Sparre's Benehmen im Senate zu tadeln, morgen werde ich meinen kecken Rathsherren beweiſen, wie ich in Sparre's Perſon treue Dienſte gegen das Königliche Haus belohne.“

Neunzehntes Kapitel.

In Roslagen auf Ekebyholm ſchien Graf Arved Horn nach ſeiner Entlaſſung durchaus dem Behagen und der Ruhe des Landlebens ſich hinzugeben und ſeine Zeit nur auf ländliche Beſchäftigungen zu verwenden. Nie hörte man ihn Regierungsmaßregeln tadeln oder in den Unwillen Anderer einſtimmen; er beklagte allein das Unglück des Vaterlands und gern recitirte er die Oden von Horaz:

Beatus ille qui procul negotiis
Ut prisca gens mortalium,
Paterna rura bobus exercet suis
Solutus omni foenore.

oder:

Justum ac tenacem propositi virum
Non civium ardor prava jubentium
Non vultus instantis tyranni
Mente quatit solida.

Und kam die Rede auf ihn ſelbſt und erlaubte man ſich darüber zu klagen, daß er vom Staatsruder entfernt worden ſei, ſo beſchwichtigte er mit angenommener Be-

ſcheidenheit das Bedauern und ſchätzte ſich glücklich, einen erſehnten und ſichern Hafen gefunden zu haben. „Procul a Jove, procul a fulmine“ fügte er lächelnd hinzu.

Das hübſche Ekebyholm wimmelte von Gäſten, die, mochten ſie dieſer oder jener politiſchen Partei angehören, auf das artigſte und beſte aufgenommen und bewirthet wurden, auch von dem an Erfahrung reichen Wirthe Rath empfingen, wenn ſie ihn darum angingen. Sein Lob ertönte im ganzen Lande und ſein Anſehn wuchs zu rieſenmäßiger Höhe.

Der Ruf davon erregte bei Hofe anfangs Unwillen, dann Beſorgniß. Außer Stande, ihm durch Zorn Furcht einzujagen, oder durch Verfolgungen zu ſchaden, dachte man bald daran, den ſo unbedachtſam von ſich geſtoßenen einflußreichen Mann zu verſöhnen und ſich wieder zu gewinnen. Für die hochmüthige Königin allerdings demüthigend, war es dagegen vom größten Gewicht für das Streben des Prinzen nach der Krone.

Auch in dem beſchränkten Kreiſe des Privatlebens ging alles bei Horn pünktlich und regelmäßig zu. Die damalige Zeit hatte einen gewiſſen Anſtrich von Gottesfürchtigkeit, und mehr aus frommer Ueberzeugung als aus politiſcher Berechnung gingen die höheren Klaſſen der Geſellſchaft mit dem Beiſpiele gewiſſenhaft wahrgenommener Andachtsübungen voran. Auch Horn hielt dieſe Morgens und Abends mit den Leuten ſeines Hauſes, und ſo wie er dieſe Sitte beobachtet hatte, als er noch in der Hauptſtadt an der Spitze der Staatsgeſchäfte ſtand, ſo verſäumte er ſie noch weniger auf dem Lande und auf ſeine Privatangelegenheiten beſchränkt.

Eines Abends nach verrichteter Abendandacht hielt ein Reisewagen vor dem Thore von Ekebyholm. Ein Fremder stieg aus und begab sich, nachdem er Wagen und Gepäck der Obhut eines Bedienten übergeben hatte, in das Wohnhaus, wo mit Ausnahme des Betsaals alle Zimmer leer waren.

„Was bedeutet diese Oede," murmelte der Fremde. Die Töne eines geistlichen Liedes brachten ihn bald auf die richtige Erklärung, und den Schluß der Andacht erwartend, beschäftigte er sich inzwischen die Bilder an den Wänden zu betrachten.

Endlich öffneten sich die Thüren des Betsaals und Graf Horn, seine Gemahlin am Arm, trat heraus.

Der Anblick des Fremden, der mit einer tiefen Verneigung grüßte, überraschte Horn. Würdig aber freundlich begann er:

„Was vermag einem vom Hofe verwiesenen Landmanne das Vergnügen zu verschaffen, den Hofmarschall Düben unter seinem Dache zu sehn. Fürchten Sie nicht, von der Ungnade angesteckt zu werden, die mich verbannt hat? Aber auf alle Fälle willkommen, Baron!"

„Ich schätze mich glücklich, Ew. Excellenz Mißtrauen gegen die Obrigkeit zerstreuen zu können — versetzte Düben — und was mich persönlich betrifft, so würde ich mir die Ehre gegeben haben, Ew. Excellenz Befehle einzuholen, auch wenn etwas Gefahr damit verknüpft wäre."

„Sie erinnern mich an die Hofsprache, Baron, die ich in meiner tiefen Einsamkeit fast vergessen hatte — fiel Horn mit leichtem Spotte ein. — Gewiß wollen

Sie meine Aecker und Meiereien beſichtigen, deren Pflege meine ganze Zeit in Anſpruch nimmt, und die den einzigen Gegenſtand meines Ehrgeizes bilden. Heut iſt es zu ſpät dazu, auch müſſen Sie ausruhn von der Reiſe, Baron. Aber Morgen, ſo Gott will, treten wir unſre Wanderungen an. Denn Sie verſchmähen doch nicht das Nachtlager, was Ihnen ein abgedankter Reichsrath anbieten kann!«

»Mit ehrfurchtsvollem Danke benutze ich Ew. gnädige Erlaubniß hier bleiben zu dürfen — verſetzte Düben. — Gern verweilte ich hier ſo lange, wie Ew. Excellenz meine Geſellſchaft willkommen wäre — öffentliche Angelegenheiten aber machen meine unverzügliche Rückkehr wünſchenswerth.«

Oeffentliche Angelegenheiten führen Sie nach Ekebyholm und zu mir?« fragte mit erkünſtelter Gleichmüthigkeit Horn.

»Ich wage nicht die Frau Gräfin mit ſo umſtändlichen und für dieſelbe ſo wenig unterhaltenden Dingen zu ermüden, erlauben Ew. Excellenz mir Ihre Geduld morgen in Ihrem Cabinet in Anſpruch zu nehmen« — erwiederte mit einer artigen Verbeugung gegen die Gräfin Düben. Dieſe ſagte einige verbindliche Worte. Der Reichsrath fügte kurz hinzu: »Wie es Ihnen beliebt.«

Am folgenden Morgen nach eingenommenem Frühſtück winkte Horn Düben, ihm in ſein Arbeitszimmer zu folgen. Dort angelangt, nahm Düben das Wort:

»Ew. Excellenz ſind ein zu großer Staatsmann, als daß Sie nicht wüßten, wie ſchwankend und übel die

Dinge bei uns ſtehen; Sie ſind ein zu großer Vaterlandsfreund, um nicht an dieſer ſchwierigen Lage Antheil zu nehmen und ein zu getreuer Unterthan, als daß Sie nicht der Obrigkeit beiſtehen möchten, wenn Sie es bedarf und verlangt.“

Horn (indem er Düben mit durchdringenden Blicken betrachtet): „Ich gebe zu, daß ich ſehe, was aller Welt in die Augen ſpringt, daß mein Herz blutet, wenn ich bedenke was geſchieht und was uns bevorſtehen möchte, aber auch Sie, Baron, werden mir zugeben, daß wenn die Regierung nichts vermag, ein Privatmann noch weniger ausrichten kann, daß die Obrigkeit beſſer thut, bei einem Andern Rath zu ſuchen, als bei einem Manne, den ſie ſelbſt von ſich geſtoßen hat.“

Düben: „Ein unglückliches Mißverſtändniß, eine beklagenswerthe Uebereilung! Wenn aber mit dem Nachdenken die Reue erwacht und die Hand zur Verſöhnung ausgeſtreckt wird .....“

Horn (ihn unterbrechend): „Mit welchem Recht führen Sie dieſe Sprache, Herr Hofmarſchall? Soll es eine Falle ſein, meine Gedanken zu erforſchen? Oder will man dem Schimpf den Spott hinzufügen?“

Düben (mit Betonung): „Es geſchieht auf Befehl der Königin und des Prinzen, daß ich die Ehre habe, Ew. Excellenz aufzuwarten; in ihrem Namen ſoll ich Ew. Excellenz bitten, den früheren Unglimpf zu vergeſſen und den Platz wieder einzunehmen, den kein Anderer als Ew. Excellenz würdig iſt zu bekleiden und zum Nutzen des Vaterlands, zur Zufriedenheit der hohen Obrigkeit auszufüllen vermag.“

Horn (mit ſpöttiſchem Lächeln): „Der jetzige Kanzlei-Präſident würde Ihnen ſchlechte Rechnung tragen, wenn er die Schmeicheleien erführe, die Sie unter vier Augen auf ſeinen Vorgänger häufen.“

Düben: „Ich ſchmeichle nicht, das Urtheil, was ich mir eben erlaubte, bin ich bereit vor der ganzen Welt zu wiederholen, überzeugt, daß jeder mir beiſtimmen wird; eine beſondere Vorliebe für den Herrn Kanzlei-Präſidenten würde ich ſchon um deshalb nicht hegen können, da es augenblicklich einen ſolchen nicht giebt.“

Horn (heftig): „Was ſagen Sie? Graf Kronhjelm?“

Düben (die Achſeln zuckend): „Se. Excellenz hat das Unglück gehabt, J. Majeſtät ſowie Sr. K. Hoheit zu mißfallen und iſt bei beiden in die vollſtändigſte Ungnade gefallen. Nicht nur vom Hof verwieſen, ſoll Se. Excellenz ſich auch, wie die Königin im Senat erklärte, bis auf Weiteres der Theilnahme an den Geſchäften des Raths und der Kanzlei enthalten.“

Horn: „Großer Gott! Alſo Kronhjelm verſtoßen, auch er .... So hatte ich Recht, als ich damals vorausſagte, er werde es nicht lange aushalten. Und welcher Mann von Ueberzeugung und Feſtigkeit kann das unter den jetzigen Verhältniſſen? Ihr Anerbieten, Herr Hofmarſchall, auch angenommen, daß Sie berechtigt ſind, es zu machen, ſind für einen beſonnenen Mann wenig lockend; auch wäre die Genugthuung für öffentlich erlittene Demüthigung in Wahrheit zu gering, wenn ſie ſich darauf beſchränkte, die Gunſt und Gnade

wieder zu gewähren, welche auf ſo auffallende Weiſe entzogen wurde.“

Düben: „Welche andere Genugthuung, als unbeſchränktes Vertrauen, die zuvorkommenſte Gunſt, fordern Ew. Excellenz?“

Horn (erkünſtelt): „Ich fordere nichts .... als Ruhe und Sicherheit. Beides finde ich auf Ekebyholm, nicht in der Rathskammer auf dem Schloß, wenigſtens ſo lange nicht, als Weiberlaunen dort über Regen und Sonnenſchein gebieten. Mann gegen Mann ſpreche ich offen mit Ihnen, Baron.“

Düben: „So ſtoßen Ew. Excellenz die Hand zurück, welche die hohe Obrigkeit, indem ſie ohne Zögern den erſten Schritt thut, Ihnen zur Verſöhnung darreicht?“

Horn: „Keineswegs. Ihre Verſicherung, daß ich nicht länger mit unverdienter Ungnade angeſehn werde, hat mich angenehm überraſcht. Nie habe ich auch in dieſer Zeit aufgehört, für J. Majeſtät und Se. Königl. Hoheit unterthänige Ehrfurcht zu hegen. Haben Sie die Güte, Baron, dieſen Ausdruck meiner Gefühle zu Höchſtdero Füßen zu legen. Der Prinz kann auf meinen ungeſchwächten Eifer rechnen, wenn die Zeit da iſt, wo ich Sr. Hoheit von Nutzen ſein kann (bedeutungsvoll lächelnd) und damit hoffe ich mir nicht noch einmal den Unwillen der Königin zuzuziehen.“

Düben: „Darf ich dieſe Worte deuten, wie ich wünſche und verſtehe.“

Horn (kalt): „Wer kann Sie daran hindern?“

Düben: „Und Ew. Excellenz geſtatten mir, Ihre Worte und meine Deutung höheren Orts anzuführen?“

Horn: „Ich machte keinen Vorbehalt.“

Düben (freudig): „Richtete ich auch für den Augenblick mit meinem Beſuche nichts aus, ſo bringe ich doch beruhigende Botſchaft für die Zukunft zurück.“

Horn: „Das iſt Ihre alleinige Sache, Baron. Bedenken Sie aber wohl, wenn Sie Ihre Vollmachten überſchreiten, daß ich ſelbſt es bin, der meine Worte deutet und meine Handlungsweiſe beſtimmt.“

Nach dieſer Unterredung zögerte Baron Düben nicht lange mehr auf Ekebyholm, ſondern kehrte nach Stockholm zurück.

Zwanzigstes Kapitel.

Obwohl Friedrich von Hessen mit geheimer Zufriedenheit die Widerwärtigkeiten wahrnahm, welche Schweden im Jahre 1719 betrafen (der gesammte Schaden, welchen die Verheerungen der Russen anrichteten, belief sich nach den Rathsprotokollen auf 40 Tonnen Gold, wobei jedoch der in und durch Norrköping erwachsene Verlust nicht mitgerechnet war) und sie zum Vortheil für sich zu wenden suchte; obwohl er in seiner Eigenschaft als Generalissimus der Land- und Seemacht wegen des schlechten Zustandes der Vertheidigungs-Anstalten und der nachlässigen Anwendung der Streitkräfte schlecht angeschrieben steht, so lag doch Feigheit eben so seiner Gesinnung, wie seinem Beruf und Interesse fern. Im ganzen Heere gab es keinen tapferern Soldaten als ihn, keinen, der mit mehr Kaltblütigkeit, um nicht Trotz zu sagen, auf dem Schlachtfelde der Gefahr, ja selbst dem Tode ins Angesicht blickte. So manchem Zweifel sein Feldherrn-Talent unterliegt, sein persönlicher Muth ist unbezweifelt. Es widerstrebte eben so der Natur

der Dinge, wie ſeiner eigenen, wenn die Waffen um ihn ertönten, als Zuſchauer ſtill in der Ferne zu ſitzen.

Kaum verlautete, daß die Ruſſen unter Verwüſtung der Küſten der Hauptſtadt ſich nahten und in Stäke, in Wermdö Socken 6000 Mann an das Land geſetzt hätten, ſo befahl Friedrich ſogleich ſeinen Reiſewagen und ſeine Pferde, um an der Spitze ſeiner Truppen dem Feind entgegen zu gehn. Vergebens fiel ihm weinend die Königin um den Hals und flehte ihn an, daheim zu bleiben und den Oberbefehl einem andern Feldmarſchall oder General zu übertragen. Er wies ihre Bitten heftig und beſtimmt zurück und nahm ſich nicht einmal die Zeit, ſeiner Weigerung durch die Wahl verbindlicher Worte den Schein der Erkenntlichkeit für ihre zärtlichen Beſorgniſſe zu geben. Und als ſie ihn beſchwor, wenigſtens ſeine Perſon zu ſchonen, ſo verſprach er auch dies nur unter der Bedingung, daß die Umſtände und ſeine Ehre es zugäben. Halb mit Gewalt entriß er ſich ihren Armen und eilte auf ſchnellen Roſſen zu den vom Feinde bedrohten Punkten.

Seine Gegenwart entſchied den Ausgang des Kampfes. Der Muth der Soldaten ſtieg, als ſie den Prinzen ihre Gefahren theilen ſahen, und die Offiziere wetteiferten, unter den Augen des Generaliſſimus ſich auszuzeichnen. Die Ruſſen wurden mit beträchtlichem Verluſt zurückgeſchlagen und in die Flucht gejagt.

Ueberall war Friedrich der Erſte im Feuer. Hinderten die Pulverwolken, den Federbuſch auf ſeinem Hut und das Schwerdt in ſeiner Hand zu ſehn, ſo hörte

man doch den Ton seiner Stimme und ein einzelnes, bald ermunterndes, bald befehlendes Wort.

Nach beendigtem Treffen und errungenem Siege hallte der Wahlplatz von Jubelgeschrei auf den Prinzen wieder. Dieser dankte halb schwedisch, halb deutsch, erklärte aber zugleich, noch sei es zu zeitig, sich zu freuen. Zwar wären die Russen hier mit Verlust zurückgeschlagen, aber sie könnten weiter hinauf im Norden landen und die Hauptstadt überrumpeln. Das müßte vor Allem verhindert werden. Friedrich sandte daher einen Theil seiner siegreichen Truppen an den Punkt, wo er den Angriff des Feindes besorgte, und um schnell dorthin zu gelangen, mußten die Truppen in Eilmärschen durch Stockholm ziehn.

Es war ein Bettag. Die Schweden neigen überhaupt zur Frömmigkeit, eine Richtung, die in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ohnehin zum herrschenden Zeitgeiste gehörte. Je schlimmer es aussieht hienieden, desto inniger wendet sich der Sinn, die Hoffnung, das Gebet zum Himmel. Die Kirchen waren daher an jenem Tage mehr als gefüllt von Menschen, die den göttlichen Schutz für ihr Vaterland und sich selbst und ihr Eigenthum anflehten, denn die Ereignisse von Norrköping und Marstrand hatten das Vertrauen auf die Hülfe der Regierung wanken gemacht.

Anderes zu thun und zu denken, als Andachtsübungen, hatten die siegestrunkenen und neue blutige Spiele erwartenden Truppen. Mit kriegerischen Ehren — fliegenden Fahnen und klingendem Spiel — zogen sie durch die eben gerettete Hauptstadt, für deren ferneren Schutz

ſie aufs neue Leib und Glieder zu wagen bereit waren. Erregten die Kirchen, bei denen ſie vorbeikamen, ihre Aufmerkſamkeit, dann meinten ſie, man ſtimme dort ein Tedeum, Gott zum Preis und ihnen zur Ehre, an.

Die Orgel war verſtummt. Halblaut wiederholte die Gemeinde die vom Prediger verleſenen Gebete. Nur ein Seufzer unterbrach hier und da die einförmigen Laute, als auf einmal der Ton von Kriegsmuſik und Gewirbel von Trommeln die Andacht in Schrecken verwandelte. Der feſte Glaube erbebte bei der Vorſtellung einer drohenden Gefahr, das Verlangen, ſich zu retten, jagte auf einmal die chriſtliche Ergebenheit in den Willen Gottes in die Flucht. „Der Feind iſt hier!“ ſo flüſterten zuerſt zitternde Lippen, aber bald erdröhnte das Kirchengewölbe von einem gemeinſamen Schrei des Entſetzens. Der Geiſtliche verließ die Kanzel. Die Zuhörer ſtürzten aus den Kirchſtühlen, eilten die Treppen vom Chor herunter. Wenige Minuten, und das Gedränge hatte alle Gänge verſtopft, alle Thüren verſperrt. Alle wollten auf einmal hinaus und da kein Ausgang geöffnet werden konnte, ſo zerdrückten und zertraten ſich die Leute, und fanden ſo den Tod, den ſie in paniſcher Furcht von dem feindlichen Blei zu vermeiden ſuchten. Haufen von Leichen begegneten den Blicken der Rettenden, als es endlich gelungen war, die Kirchthüren zu ſprengen.

Sehr nah ging der Königin und dem Prinzen dieſes Unglück. Reichliche Unterſtützung ſandte man vom Hofe aus an die Beſchädigten und die Familien der Getödteten. Täglich fanden ſich Pagen von der Königin und dem Prinzen bei den Kranken ein und erkundigten

ſich nach ihrem Befinden. Dieſe aufrichtige Theilnahme gewann Beiden und in allen Klaſſen der Einwohnerſchaft von Stockholm große Zuneigung und Ergebenheit.

Aber jene gerechte Betrübniß mußte in dem Sinne der beſchränkten Königin bald einer ſelbſtgeſchaffnen Sorge weichen, welche ihr grundloſer Haß gegen ihren Neffen hervorrief. Dieſer hatte nach ſeiner Abreiſe von Stockholm eine Zuflucht bei dem Kaiſerlichen Hofe in Wien gefunden und war dort gaſtfrei und herzlich aufgenommen worden. Außerdem beſaß er dort einen eifrigen Anhänger an dem ſchwediſchen Reſidenten Höpken — einem Bruder des Staatsſecretairs, aufrichtiger und dauernder in ſeiner Liebe für das Carolingiſche Blut, aber weniger tief berechnend in ſeinen Plänen und minder vorſichtig in deren Ausführung als dieſer. Obwohl in ſchwediſchen Dienſten, hatte er den geringſten Theil ſeines Lebens in Schweden zugebracht und kannte deshalb Ulrica Eleonora's Perſönlichkeit und Geſinnung nur nach Beſchreibungen. Er beredete den Prinzen, die ausgezeichnet freundliche Aufnahme am Kaiſerlichen Hofe bei ſeiner Tante geltend zu machen, und damit der Bericht davon deſto mehr Eindruck hervorrufe, ſein Schreiben an die Königin durch einen von ihm in ſeiner Eigenſchaft als Herzog von Holſtein ernannten Geſandten übergeben zu laſſen.

Zu dieſem Geſandten wurde Graf Rantzow auserſehn, der denn auch ſeine Reiſe nach Schweden antrat.

An einem Dienstag im Herbste 1719 hatte Ulrica Eleonora sich alle Geschäfte und Besuche verbeten. Der Prinz war zur Jagd in Südermannland und die Königin verschloß sich den ganzen Tag in ihr Kabinet, wo nur Fräulein Düben Zutritt hatte. Andachtsübungen als Vorbereitung zum Abendmahlsgange am folgenden Tage beschäftigten die fromme Fürstin völlig. Neben der Bibel lagen auf ihrem Tische Gesang- und Evangelienbücher, so wie mehrere geistliche Schriften, in denen sie unter andächtigen Seufzern und Gebeten abwechselnd las.

Die Thüre von dem Schlafgemach behutsam öffnend, trippelte Fräulein Düben auf den Zehen in das Kabinet, stellte sich hinter den Stuhl der Königin und nahm mit stummen Geberden an der Andacht der Königin Theil. Diese dauerte ihr zu lang. Augenscheinlich hatte sie etwas anderes als Gebete, womit sie die Königin unterhalten wollte und als diese freiwillig ihr gottesfürchtiges Treiben nicht unterbrechen zu wollen schien, so begann Fräulein Düben, wie sie dies in ähnlichen Fällen zu thun pflegte, zu husten und sich zu räuspern.

Auch diesmal erreichte sie ihren Zweck.

Ulrica Eleonora wandte sogleich die Augen von der Bibel weg und auf ihre Vertraute, welche sie mit milder Stimme fragte: „Hast Du mir etwas zu unserer gemeinsamen Erbauung mitzutheilen, meine fromme Emerentia?“

„Das eben nicht, versetzte das Fräulein, immerhin aber etwas, was gut zu wissen ist, wenn meine gnädigste Majestät Zeit hat, an weltliche Dinge zu denken.“

„Wenn Deine Erzählung nicht zu lang iſt“ . . . die Königin, deren Neugierde gereizt war, die ſich aber doch ſchämte, darüber ihre erbauliche Beſchäftigung zu vernachläſſigen, ſtockte mitten in ihrer Rede.

Fräulein Düben verſtand ſie und kam ihr zu Hülfe, indem ſie ohne Weiteres fortfuhr.

„O nein, ich wollte blos von einer ehrſamen Bürgerfrau erzählen, welche eben bei mir war und wiſſen wollte, was ſie einem Reiſenden antworten ſollte, der bei ihr war, um Zimmer für einen Miniſter des jungen Herzogs zu miethen.“

„Welches Herzogs?“

„Ew. Majeſtät Herrn Neffen.“

„Ein Miniſter von ihm? bei wem ſoll der Miniſter angeſtellt werden?“

„Bei Ew. Majeſtät, natürlich.“

„Bei mir! . . . . Nein, da irrt ſich der Patron. Schicke ſogleich zum Oberſtatthalter, ich will mit ihm ſprechen.“

Und als Fräulein Düben ging, den Befehl auszuführen, ſchob die Königin heftig die Bibel und Geſangbücher bei Seite. Die Andacht verſchwand, und Haß, Zorn und Beſorgniß traten an ihre Stelle.

Die Königin fürchtete nämlich und vielleicht nicht ohne Grund, daß die Anweſenheit eines Geſandten ihres Neffen während des Reichstags einen Strich durch die Rechnungen und Pläne ihres Gemahls auf den ſo heiß erſehnten Scepter machen könnte.

Der Oberſtatthalter ließ nicht auf ſich warten. Er

fand die Königin in großer Erregung, mit glühenden Wangen und giftsprühenden Augen.

„Es ist Eure Pflicht — sagte sie zu ihm — darauf zu sehen, daß nicht unnütze Fremde sich hier in der Hauptstadt einnisten.“

„Ich weiß das, Ew. Majestät, aber unbewußt ist mir, daß diese Pflicht vernachlässigt worden wäre.“

„So wißt Ihr also nicht, fuhr die Königin in scharfem Tone fort, daß ein fremder Abentheurer sich hier aufhält und Aufträge von einem Gesandten des Herzogs von Holstein vorgiebt.

„Heilig betheuere ich Ew. Majestät, versetzte ernst der Oberstatthalter, daß die Person, welche Ew. Majestät vermuthlich im Sinne haben, mit einem guten und richtigen Passe versehen ist. Er ist von der höchsten Polizeibehörde in Wien für den Kammerdiener des Grafen Ranzow, den ernannten Gesandten des Herzogs von Holstein bei Ew. Majestät Hofe, ausgestellt. Der Kammerdiener hat den Auftrag, eine Wohnung zu schaffen und in Ordnung zu setzen, wie überhaupt die nöthigen Vorbereitungen für die Ankunft und Aufnahme seines Herrn zu treffen.“

„Er wird nicht angenommen, er darf meine Hauptstadt nicht betreten, rief die Königin mit erhöhter Stimme und drohender Miene. Ihr kennt nun meinen Willen und habt Euch darnach zu richten.“ Mit diesen Worten entließ die Königin den Oberstatthalter.

Als sie wieder allein war, warf sie einen flüchtigen Blick auf ihre Andachtsbücher, welche aufgeschlagen auf dem Tisch lagen. Statt aber im Lesen fortzufahren,

ſetzte ſie ſich hin, um in ſtrengen Ausdrücken einen Brief an den Kanzlei-Präſidenten zu ſchreiben und ihm anzubefehlen, den Grafen Rantzow, wo er im Reiche anzutreffen ſei, dahin bedeuten zu laſſen, daß er Schweden unverzüglich wieder zu verlaſſen habe.

Kaum war der Brief abgeſandt, und ſie hatte ihrer Galle gegen den eigenen Neffen Luft gemacht, ſo ſetzte ſie unter andächtigen Seufzern ihre Gebete und ihr Bibelleſen fort.

Am folgenden Tage nahm ſie unter den Zeichen der tiefſten Bewegung und Andacht das heilige Abendmahl. Die ganze Gemeinde war von ihrer Frömmigkeit entzückt und mit thränenden Augen ſegneten alle ehrbaren Matronen der Hauptſtadt die tugendhafte Königin. Am Tage darauf verkündigte ſie im Senat die Ausweiſung Rantzow's nicht als Gegenſtand der Berathung, ſondern als einen bereits ausgeführten Beſchluß. Was geſchehen war, konnte nicht geändert werden. Der Verweiſungsbefehl hatte zu großen Vorſprung. Er traf den Grafen Ranzow in der Nähe von Werlö. Dieſer gehorchte und verließ das Reich.

Die Eigenmächtigkeit und der unduldſame, reizbare Sinn der Königin machte dem Senat nicht geringe Sorge und hemmte den Gang der Geſchäfte. Zwei Kanzlei-Präſidenten, deren vaterländiſcher Eifer und warme Theilnahme an den Intereſſen Schwedens ihr Mißfallen erregten, hatte ſie ſchon verſtoßen und der Leitung der Geſchäfte beraubt. Keiner getraute ſich die Zügel aufzunehmen, welche ſie Jener Händen entriſſen und die ohne die leitende Hand auf dem Boden lagen.

Ein Reichstag ſtand vor der Thür. Schon im Januar 1720 ſollten die Stände zuſammentreten, und nicht unwahrſcheinlich war es, daß die Abgeordneten des Volks aus Unzufriedenheit mit den damaligen Zuſtänden ſich geneigt finden würden, die Krone von dem Haupte Ulrica Eleonora's auf das Haupt Friedrich's von Heſſen zu übertragen.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Nachdrücklich ſtellte der Senat der Königin die Nothwendigkeit vor, vor dem Zuſammentritt der Stände einen Kanzlei-Präſidenten zu ernennen. Da keiner der übrigen Rathsherrn das glänzende und wichtige, aber unter den damaligen Verhältniſſen beſonders ſchwierige Amt übernehmen wollte, ſo ward, da auch der Prinz der Anſicht des Senats ſich anſchloß, Ulrica Eleonora gezwungen, ihrem Hochmuthe Zügel anzulegen, Cronhjelm Verſöhnung anzubieten und ihn um den Wiedereintritt in ſeine frühere Amtsthätigkeit zu erſuchen. Auch opferte dieſer ſein Selbſtgefühl dem Vaterlande und übernahm das Amt ſo ruhig, als wäre er nie in deſſen Ausübung unterbrochen worden.

Hauptſächlich von der Stimmung der Ritterſchaft hingen die wichtigen Fragen ab, deren Entſcheidung zu jener Zeit erwartet wurde. Was im Ritterhauſe vorging, war der Barometer, auf den Hof und Senat weislich achteten. Die erſte Handlung des Adels, welche

auf die Stimmung des Standes für die ganze Sitzung schließen ließ, war die Wahl des Landmarschalls. Die verhältnißmäßig unerhörte Stimmenzahl (219 gegen 87, welche Gyllenborg erhielt), mit welcher die Wahl auf den Reichsrath Arved Bernhard Horn fiel, erschreckte die Königin und bestärkte den Prinzen in seinem Vorsatz, Horn, auf welche Weise es auch sei, für sich zu gewinnen.

Was die Königin auf dem Herzen hatte, zeigte ein eigenhändiges Schreiben derselben an den Senat. Es ging darauf hinaus, daß ihr Gemahl zu ihrem Mitregenten ernannt werden möge, und in gleicher Weise sprach sich die Königin auch den vier Ständen gegenüber in besonderen Schreiben aus.

So wenig unvorbereitet und unerwartet auch der Antrag der Königin war, so erregte doch die Verlesung ihres Schreibens im Senate unter den Rathsherren schweigende Bestürzung, die sich endlich in dem Beschlusse äußerte, zunächst den Landmarschall Horn um seine Meinung zu befragen. Den Auftrag, dies zu thun, erhielt der Staatssecretair Höpken.

Unter wie anderen Verhältnissen sahen sich jetzt diese beiden heimlichen Feinde wieder. Höpken war es, der damals Horn die Botschaft von der Ungnade der Königin und seinem Sturze überbrachte, eben er erbat jetzt Horn's Zustimmung zu dem Lieblingsplane der Königin, ihren Gemahl zu ihrem Mitregenten erklärt zu sehn.

„Sie stimmen andere Saiten an, Baron Höpken, wie damals, wo sie mir auf Befehl der Königin die

ohne mein Wiſſen erfolgte Ernennung meines Nachfolgers verkündigten,« äußerte lächelnd Horn.

»Allerdings, verſetzte kalt Höpken. Was aber antworten Ew. Excellenz auf den Vorſchlag Ihrer Majeſtät?«

»Nein!«

»Nichts weiter?«

»Nein!«

»Ew. Excellenz haben nichts dagegen, daß ich dieſen kurzen Abweis nackt berichte?«

»Nein!«

»Das iſt wenigſtens verſtändlich.«

»Und genügend für die, die begreifen wollen,« fügte Horn nachdrücklich hinzu.

Höpken verbeugte ſich und ging — nicht in den Senat, ſondern unmittelbar zur Königin, der er im Beiſein des Prinzen ſeine Sendung an Horn und deren Erfolg berichtete.

Ulrica Eleonora's Zorn flammte auf, ſie wollte zu den äußerſten Maaßregeln greifen, doch der Prinz beſänftigte ſie. »Graf Horn iſt mißtrauiſch — ſagte er — und fürchtet wohl, wir wollten die Alleinherrſchaft wieder einführen. Noch kennt er nicht die Verſprechungen, die ich zu machen geſonnen bin, wenn die Stände der Königin und meinen Wünſchen zuſtimmen. Kehrt ſogleich zu dem Landmarſchall zurück und zeigt ihm dieſen Entwurf.«

Höpken that, was ihm befohlen.

Aufmerkſam durchlas Horn die Schrift, dann gab er ſie ſchweigend an Höpken zurück.

Höpken: „Haben Ew. Excellenz Bedenken dagegen?“

Horn: „Nein!“

Höpken: „Ew. Excellenz erachten alſo die Verſicherung des Prinzen für genügend?“

Horn: „Ja!“

Höpken: „Und ſtimmen folglich Ihrer Majeſtät Vorſchlage, den Thron mit Sr. Königlichen Hoheit zu theilen, bei?“

Horn: „Nein!“

Höpken (überraſcht und beleidigt): „Nein? Ich vermuthete keinen Scherz in einer ſo wichtigen Sache.“

Horn (ſtolz): „Und ich, Herr Baron, vermuthete, daß Sie als ein kluger und ſcharfblickender Staatsmann begreifen würden, daß ein Ja auf jene vom Prinzen ausgeſprochne Verpflichtungen ſich ſehr wohl mit einem Nein auf die Frage wegen der Mitregentſchaft vereinigen läßt. Eine gemiſchte Regierung iſt wenig beſſer, als ein alleiniges Frauenregiment.“

Der Bericht Höpken's über ſeine Unterredung mit Horn rief bei der Königin und dem Prinzen einen verſchiedenen Eindruck hervor. Sie ſtutzte, zürnte ſogar bei der Vorſtellung, den Scepter ganz aus der Hand geben zu ſollen; er dagegen empfand geheime Freude und wandte alle Gabe der Ueberredung an, um ſie zu dieſem Schritte zu vermögen. Wie groß und oft erprobt auch ſein Einfluß auf ſeine Gemahlin, ſo wagte er doch nicht, auf ihn allein ſich zu verlaſſen, ſondern nahm auch den daneben wirkſamſten von Emerentia Düben in Anſpruch. Er überhäufte dieſe mit koſtba-

rem Geſchmeide und ihren Bruder mit Brillantdoſen und Rollen von Dukaten. Niemals hatte ihn Ulrica Eleonora ſo ſchmeichelnd, ſo liebenswürdig und unwiderſtehlich gefunden. Acht Tage lang ſah er nur ſie, ſprach er nur mit ihr oder in ihrer Gegenwart mit Emerentia Düben. Nach Verlauf dieſer für Schweden bedeutungsvollen acht Tage am 29. Februar 1720 erließ die Königin an die Reichsſtände ein eigenhändiges Schreiben, worin ſie den Willen kund gab, unter gewiſſen Bedingungen (für etwa eintretenden Todesfall) die Regierung ganz ihrem Gemahl zu übertragen und die Zuſtimmung der Stände verlangte.

„Das mag ſich hören laſſen,“ rief Horn, als ihm Friedrich im Geheimen durch den Regierungs-Rath Sandberg eine Abſchrift des Briefs ſeiner Gemahlin, noch bevor dieſer in den Händen der Stände war, zuſtellen ließ.

„Kann ich Se. Hoheit mit der Hoffnung erfreuen, daß Ew. Excellenz der beabſichtigten Thronveränderung Ihren Beiſtand leiſten werden?“ fragte demüthig und ſchmeichelnd Sandberg.

„Grüßt den Prinzen — verſetzte Horn mit Würde — und ſagt ihm, ich ſtände für den Beifall der Stände. Die unter Ulrica Eleonora's Regierung gemachten Erfahrungen genügen, um jeden Widerſtand gegen ihre Abdankung zu beſeitigen.“

Eilig begab ſich Sandberg zum Schloſſe zurück.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Wir können die Skizzen aus Ulrica Eleonora's kurzer Regierung nicht beſſer ſchließen, als mit der nachſtehenden Schilderung ihrer Perſönlichkeit und ihres Charakters, die von dem Grafen Carl Guſtav Teſſin herrührt.

„Königin Ulrica Eleonora verbrachte ihr Leben damit, Bücher ohne Auswahl zu leſen, Stücke daraus abzuſchreiben und auf der erſten Seite der Bücher anzuzeichnen, von wo ſie gekommen, den Ort, wohin ſie gehörten, und wann ſie dieſelben und an welchem Wochentage, ob am Montag, Dienſtag u. ſ. w. erhalten. Die übrige Zeit weinte ſie mit Fräulein Düben zuſammen über die Untreue ihres Gemahls. Doch hatte ſie's dahin gebracht, ſowohl geliebt wie gefürchtet zu ſein, denn in ihren Adern floß das Blut unſrer Könige, und ihr Pfalz-Zweibrückenſcher Kopf verließ ſie nie. Außerdem ſchmeichelte ſie den Schwarzröcken und verlangte ihre Predigten ſchriftlich. Häufig ſah ſie alte Pfarrerfrauen und Bürgerfrauen bei ſich. Wenn dieſe guten Alten dann in ihre Heimath und in ihr Dorf zurückkamen, ſo

erhoben ſie bei ihren Nachbarinnen bis in die Wolken die Klugheit der Königin — weil ſie ſich mit ihnen hatte unterhalten können — ihre Gerechtigkeit — weil ſie Damen von Rang ihnen nachſetzte — ihre Güte, weil ſie Fräulein Düben befahl, ſie auf ihrem Zimmer mit Confect zu bewirthen. — Im Uebrigen muß man ſagen, daß ſie Ordnung liebte, aber nie damit zu Stande kommen konnte; daß ſie ſich fleißig im Senat einfand, ohne je etwas zu thun; daß ſie ihren Gemahl anbetete, ohne je von ihm geliebt zu ſein; daß ſie das Holſteinſche Haus haßte, ohne je zu ſagen weshalb, in Wirklichkeit aber deswegen, weil ihr Neffe, der regierende Herzog von Schleswig, bei einem feſtlichen Aufzuge Anſprüche auf den Vorrang vor dem Erbprinzen von Heſſen machte. Ihre Gebete kannte ſie vollkommen, ſprach ſie mit groſſer Andacht; war wohlthätig gegen die Armen, und verſchönerte, wenn auch geſchmacklos, ihre Schlöſſer. Ihre Reden waren aller Welt etwas unverſtändlich. Aus Ehrerbietung flüſterte man einander in die Ohren, daß ſie eine gute Prinzeß und ein kleines Genie ſei. Ich muß immer an die Frage denken, die ſie einſt an meinen ſeligen Vater richtete: Was für ein Unterſchied zwiſchen einem Ochſen und einem Bullen ſei?

Ende des ſechsten und letzten Theils.

Bayerische Staatsbibliothek München

Gedruckt bei [illegible]er in Berlin.